








S&F
V



Die neue Rundschau

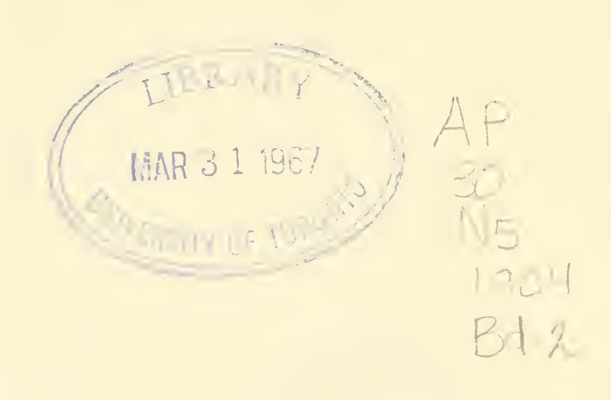
XV^ter Jahrgang der freien Bühne

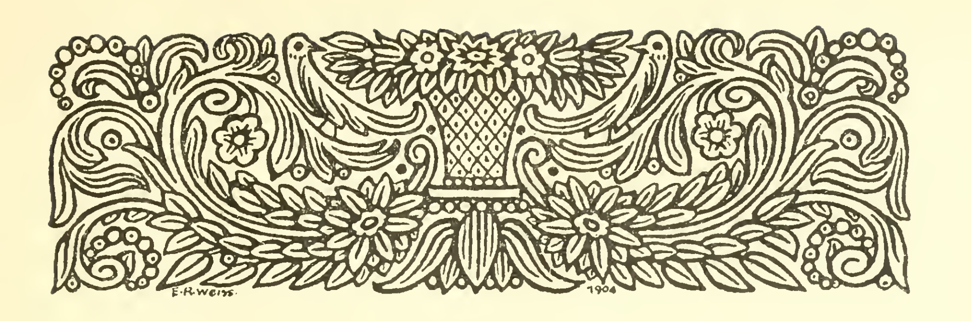
Zweiter Band

1904



Berlin / S. Fischer / Verlag


LIBRARY
MAR 3 1 1967



Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Aufsätze:

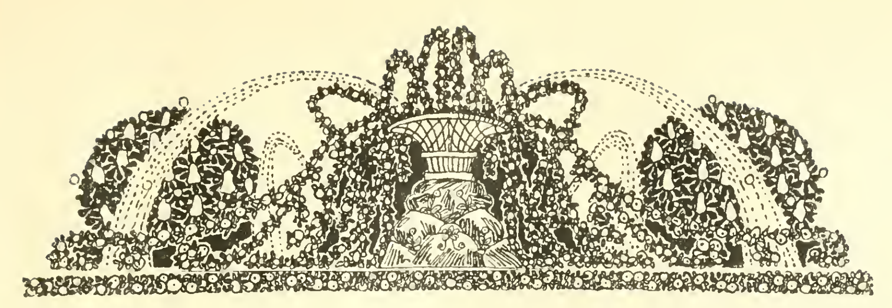
Briefe, Reisen, Memoiren:

Rundschau:

Schmuck der Hefte von Franz Christophe, Heinrich Vogeler, Karl Walser und E. R. Weiß.







Rudolf Kaßner / Robert Browning und Elisabeth Barrett Barrett

> Εἰμὶ δ' ἐγὼ τὰ μὲν ἄλλα φαῦλος καὶ ἄχρηστος, τοῦτο δὲ μοί πως ἐκ τοῦ θεου δέδοται ταχὺ οἵῳ τ' εἶναι γνῶναι ἐρῶντά τε καὶ ἐρώμενον. Plato „Lysis“

Ja, Elisabeth B. Barrett war ein Wunderkind. Das wußte ihr eigensinniger, harter und doch wieder guter Vater, das wußten ihre Brüder und Schwestern und alle ihre vielen Freunde. Und niemand störte sie darum. Und wenn auch die Meisten vieles anders sahen, so waren doch alle stolz auf das Wunderkind. Aber das machte Elisabeth B. Barrett gar nicht etwan eitel, o nein; hinter der Freude, die die anderen an ihr hatten, hielt Elisabeth B. Barrett viele kleine Heimlichkeiten und Ansichten zurück. Elisabeth B. Barrett war ganz mühelos zu den Dingen gekommen. Der Vater, die Geschwister und die Freundinnen dürften wohl gesagt haben: Elisabeth ist begabt. Aber das war es nicht: Elisabeth B. Barrett fühlte eben nur die Dinge und liebte ohne Sorgen und Verantwortung, wie ein Elfe, wie Puck liebt. Und so kam alles in ihre Welt zugleich und nebeneinander, und alles vertrug sich in ihr: die Bücher, der Park ihres Vaters, ihr Pony, Homer, sehr viele Sprachen, sogar auch hebräisch, philosophische Systeme, natürlich vor allem die Freigeister, die Dichter und überhaupt alles Große und Schöne und Gute! Das Alles hatte sich um sie geschlossen wie ein Dom, wie ein Traum und war ihr ganz eigen und machte sie so merkwürdig heimlich und klar zugleich wie einen Elf, wie Puck. Das Echte vom Unechten unterscheiden: freilich das lernte Elisabeth B. Barrett erst später.

Im Traume lebt ja nur Echtes. Oder: sie liebte und fühlte Homer und — ich übertreibe natürlich ein wenig — Mrs. Hemans, die Dichterin, und hatte, wenn sie von beiden sprach, dieselben Worte. Nun, wer mit Sorgen die Dinge liebt, den muß es wohl beunruhigen, dieselben Worte für so verschiedene Dinge auch nur einen Augenblick lang zu haben. Aber das störte Elisabeth B. Barrett nicht, niemals; ihre Sprache war nie rein, Elisabeth B. Barrett machte sich nicht viel aus Stil. Ihr genügte das Gefühl, und daneben hatte sie dann viele Ansichten und Meinungen, später allerdings eine hohe Vernunft und starke Urteilskraft.

Elisabeth B. Barrett kam aus ihrem Traume nicht bald heraus, und kein Fremder hätte um ihr Glück mit ihr streiten können. Schon, weil sie das eine nicht mehr als das andere liebte. Doch nein, einen Bruder hatte sie mehr geliebt als alles andere, und da dieser Bruder einmal in Torquay mit seinem Kahn ins Meer hinausfuhr — die zwei anderen Kähne, die zufällig mit ihm zugleich ausgefahren waren, sah Elisabeth B. Barrett von ihrem Fenster aus zurückkommen, doch der Kahn mit ihrem Bruder kam nicht. Und der Schmerz war so groß, daß Elisabeth Barrett durch Wochen wie weg im Bette lag und nur langsam erwachte. Jahre lang konnte sie davon nicht reden. Der Schmerz war sinnlos groß gewesen, er hätte nicht kommen dürfen. Dieser Schmerz nicht, wohl aber das Leiden. Und das Leiden kam. Sie hatte irgendwie einen Unfall, und daraus wurde eine Krankheit und endlich jenes lange, lange Leiden, das nicht mehr von ihr gehen zu wollen schien. Das Leiden nahm ihr zwar nicht die Bilder ihres Traumes, es wehte sie nicht weg, aber Elisabeth B. Barrett begann zu sehen, daß ihre ganze Welt nur ein Traum, nur ein großer Dom sei, und Elisabeth B. Barrett ahnte, daß das Leben, das Licht und die Stimmen ganz wo anders, draußen seien. Die Geschwister und Freunde, die in ihre Krankenstube aus der City, vom Lande, aus Italien traten, sie kamen alle von dort ja, aber wenn sie ihr auch alles hätten sagen wollen und können, Elisabeth B. Barrett würde sie nicht bis zu Ende gehört haben. Was sie bis jetzt erfuhr, das konnte ihr nur das lange Leiden sagen. Es gab ihr, ja das Leiden gab ihr allein und zuerst ihre hohe Vernunft, ihren starken Sinn für Gerechtigkeit, sie verlor am Leiden jetzt ihre vielen anderen kleinen Ansichten und Heimlichkeiten und bekam von ihm dafür ein verzeihendes Verständnis für alle Meinungen der Fremden. Und dann, was das Leiden ihr, nur ihr erzählte, dem hörte sie bis zu Ende zu. Wie man immer bis zu Ende träumt! Sie schreibt es selbst später an den Geliebten: Das Leiden sprach zu ihr, auch zu ihr von Schuld! Und immer tiefer läge die Schuld, und Elisabeth B. Barrett ging ihr nach und ging ihr so lange nach, bis es ihr schien, als sei jetzt endlich der Weg frei und als wäre sie ihn jeden Schritt ganz allein gegangen und als sähe sie ganz am Ende des freien Weges nicht mehr die Schuld, sondern den Tod oder manchmal doch wie ein großes Licht Gott. Doch da .... „So oft ich auf ganz grader Bahn bis hinauf zu Gott sah," schreibt sie an Robert Browning, „da hat mich gewöhnlich nichts, niemand auf dieser Bahn aufgehalten; jetzt bist du da, nur du zwischen mir und Gott auf der Bahn!"

Robert Browning war so ganz anders als Elisabeth B. Barrett. Er war so ganz anders als sie, daß es einem oft vorkommt, als müßte es so gewollt, so eingerichtet worden sein, damit ein Beispiel da sei. Die Verschiedenheit beider fällt namentlich durch die Ähnlichkeit gewisser Züge, äußerer Umstände auf. Auch Robert Browning war bis daher seinen Weg scheinbar mühelos gegangen. Jedermann sah ihm mit Freude und Gunst zu oder begleitete ihn gerne ein Stück oder ließ ihn von sich und anderen erzählen. Robert Browning kam immer von irgendwoher und wußte immer Neues und teilte den anderen etwas von der Luft und dem Lichte der Dinge mit. Er brachte noch die Bewegung von draußen mit in

die Stube, er war wohl immer etwas echauffiert wie viele seiner Verse, aber man freute sich über ihn, wie man sich über etwas freut, das im Raume dazusein weiß. Ich spüre auch in seinen durchaus verfehlten Büchern das, was für meine Empfindung auch den besseren Gedichten Elisabeth B. Barretts meistens fehlt: Atmosphäre, Raum. Und seine schönsten Gedichte haben, ich möchte sagen, den Tau des Traums und der Mühen, den Hauch und Schweiß auf Stirn und Gliedern Olympischer Läufer. Und das war es auch, wofür Elisabeth B. Barrett ihm so warm dankte: Robert Browning kam zu ihr von dorther, wo das Leben, das Licht und die vielen Stimmen waren.

Robert Browning hatte keine Sorgen von außen, keine äußeren Konflikte gekannt, weil er eine durchaus religiöse Natur war. Nur darum! Schriftsteller sollten nicht immer so leichtsinnig vom Religiösen der Dichternatur reden und Browning und etwa Shelley nicht in die eigens zu diesem Zwecke gegründete Kirche des Pantheismus bringen. So etwas verwirrt und ist unredlich. Der Pantheismus ist heute wirklich zum Aberglauben der Literaten geworden. Es scheint, als ob es für Literaten nur mehr noch Jesuiten, die Schwarzen, und Pantheisten, die Weißen, gäbe. Pantheismus ist unter Literaten wie abgemacht. Gerade englischen Geistern gegenüber soll man sich vor dieser Oberflächlichkeit des Gefühls hüten. Robert Brownings Religion war ein sehr vergeistigter Protestantismus. Allerdings war er darum noch kein puritan, wie eine englische Biographin es kurz, überzeugt und schlecht sagt. Robert Brownings Religion war ganz geistiges Gewissen, ganz leidenschaftliches Streben, sich Gottes zu versichern, die Seele zu retten. To safe my soul: diesen Ausdruck liest man ebenso oft in seinen Gedichten wie in seinen Briefen. Robert Browning war Protestant im wörtlichen Sinne, streitbar, eine Natur wie der „Christ" Bunyans, dieser Nationalheld englischer Moral, nur ganz ohne Doktrin und Dogma und durchaus dramatisch.

Robert Browning liebte es, von Versuchung, Prüfung, Rechtfertigung, Erfüllung zu reden. Er fing alles von vorne an und wollte darum reifen, vollenden, erfüllen. Zwischen Anfang und Ende war für ihn nicht das Dogma, sondern das Drama, das Leben. In Hamanns „Gedanken über meinen Lebenslauf" lese ich den schönen Satz: „Ich bin die unzeitige Frucht in allem meinen Tun und Handeln, in allen meinen Unternehmungen und Anschlägen, weil sie, ohne Gott gewagt und angefangen, ein Loch bekamen anstatt ein Ende zu nehmen." Robert Brownings Handlungen sollten auch stets „ein Ende nehmen" und kein „Loch bekommen" und dann zerstreut werden und verloren gehen. In den Gedichten ist es die Sehnsucht aller seiner Helden unter allen Umständen: diese Vollendung, diese Vollkommenheit, diese Geschlossenheit, dieses Sein, diese Musik. Und darum, diesem hohen, geistigen Ziele zu Liebe, war er oft im Augenblicke unruhig, wie eine Bewegung zu viel, zerstreut, gewaltsam, künstlich. Nichts soll ihm entgehen, er will nichts übersehen und vergessen, alles soll ihm gegenwärtig sein. Er besaß jene einzige Sehnsucht des echten Platonikers nach Gegenwart. I who began life from the beginning and can forget nothing. Und in Augenblicken meint er dann schon fertig zu sein

und abschließen und für sich leben und seine Erfahrungen ausnützen zu dürfen: die Illusion der zielbewußten Menschen, ihre unfruchtbaren Augenblicke. Und da begegnet ihm Elisabeth B. Barrett.

Und er wird wieder ganz offen, alles liegt abermals vor ihm. So liebte er es doch.

Elisabeth B. Barrett war von vielem Leiden müde geworden, und Robert Browning war es beinahe von vielem Tun.

Es beginnt jetzt zwischen beiden ein schönes Geben und Nehmen, das glückliche Spiel einer wahrhaft schöpferischen Liebe. Man muß die Briefe lesen, um beider Gebärden lebhaft zu besitzen. Ich könnte sie nur andeuten: Elisabeth B. Barrett wie eine, die erwacht, und mit langen Blicken, erst leise abwehrend, hinschiebend; voll Zweifel an sich vor so viel Glück; nur demütig hinnehmend, als würde der Geliebte ihr alles nur leihen und als müßte sie es ihm wieder zurückgeben und nicht mehr behalten als nur das Wenige — es sei fast nichts — womit sie kam. Robert Browning wortreich, stürmisch, bald beschwörend, bald gewaltsam zurückdämmend, prangend; der Stärkere; er will immer noch mehr beweisen und glaubt nicht genug getan und gesagt zu haben. Elisabeth B. Barrett ist immer so wie sie ist; Robert Browning will immer für sich zeugen.

Elisabeth B. Barrett schreibt an ihn: Sie habe ihn seit je geliebt. Alle, alle hätten sie ja lieb gehabt, aber niemand habe sie verstanden. Ein Verstorbener habe einmal zu ihr gesagt: „Wenn du je liebst, so wird das keine halbe Liebe sein; du wirst um Tod und Leben lieben." Und ganz so, um Tod und Leben, liebe sie ihn. Ihre Liebe sei größer als sie und ein großes Ding, das da lebt und sich bewegt wie ein eigenes Leben. Ihre Liebe sei so groß und ganz, daß sie nur geoffenbart, ihr von Toten, von Sterbenden im Traume geoffenbart werden konnte. Sie habe geglaubt, es sei unmöglich, daß sie je geliebt werden könnte. Und sie wendet ein Wort der Mdm. de Staël auf sich an: Jamais je n'ai été aimée comme j'aime. Und darum fühle sie sich jetzt vor der Liebe wie ohne Grund, ohne Recht; die Liebe müsse ihr alles, alles geben, und sie sei demütig und neige das Haupt, und die Liebe sei eine Krone. Und wenn er ihr seine Liebe wieder nähme, so würde sie ihn nie fragen, wohin er sie jetzt geben wolle. Sie denke nur seine Liebe und nicht weiter, ihre Gedanken verlören sich in ihrer Liebe wie der Blick im Licht. Denn was er bringe, sei ja das ganze Leben, das ganze: das verlorene und das nie besessene Leben, beides!

Alles Pathetische, was Elisabeth B. Barrett in ihren Briefen schreibt, steht zu gleicher Zeit wie geoffenbart in ihren wahrhaft schönen Sonnets from the Portuguese. Und wiederum alles Pathetische in den Briefen Robert Brownings mag man in seinen Gedichten und Dramen dort wiederfinden, wo einer zu der Geliebten spricht:

> Let me fulfil my fate!
> Grant me my heaven now! Let me know you mine,
> Prove you mine, write my name upon your brow,
> Hold you and have you, and then die away,
> If God please, with completion in my soul.

Elisabeth B. Barrett fühlt in Robert Browning den, der da ist, zu messen und zu werten, den Herrn, den Sieger, das Ziel, die Idee. Robert Browning ist für sie vieles und alles, aber er ist für sie vor allem groß, eine Bahn und der Zauber des Vielfachen.

Er ist der Weg, und sie ist das Feld; sie ist der Fluß, und er die Brücke. Robert Browning liebt in Elisabeth B. Barrett die Einheit: sie scheint ihm natürlicher, unmittelbarer, aufrichtiger als er zu sein. Ihr gegenüber kommt er sich absichtlich, indirekt, zerstreut, unaufrichtig, versteckt vor. Sie ist für ihn immer ein Mittelpunkt und hat den Zauber des Einfachen. Oder besser; er ist der Zauber, und sie der Spiegel. Er fühlte sich immer außer sich und auf Umwegen, sie war und ruhte in sich. Wie Novalis von Sophie Kühn schreibt: „Sie will nichts sein. Sie ist etwas. Ihre Natur scheint unsere Kunst, unsere Kunst ihre Natur zu sein." Robert Browning war das Streben, und Elisabeth B. Barrett geadelt. Oder wie in Robert Brownings „In a Balcony" Norbert zu Constanze sagt:

. . . . in a life I roll
The minute out whereto you condense yours,
The whole slow circle round you I must move
To be just you.

Ich habe es schon angedeutet: Elisabeth B. Barrett besaß mehr Vernunft und Robert Browning mehr Dialektik. Wenn ich mich einmal recht übertragen ausdrücken darf: Elisabeth B. Barrett ist eher deduktiv, und Robert Browning induktiv. Elisabeth B. Barrett ist deduktiv aus Gefühl und sie würde, als Frau und lyrische Dichterin, sich stets für die Philosophie eines Leibnitz, eines Herder entscheiden. Methode war für sie wie für alle, deren Philosophie zuletzt mehr ein rundes Gefühl als etwas anderes ist, eine Fertigkeit. Elisabeth B. Barrett sagte schon: warum nicht, wenn Robert Browning noch nach dem: warum fragte. Robert Browning war Geist vom Geiste Kants und fing von unten an und sah die Grenzen und hatte viele und immer neue Methoden. Er liebte die Methode um der Methode willen, er war der Dramatiker. Aber trotzdem oder gerade darum, als Verliebter wenigstens, beneidete er gelegentlich Elisabeth B. Barrett um ihren Apriorismus und nannte diesen in schwachen, verlorenen Stunden begabter, freier oder gar genialer.

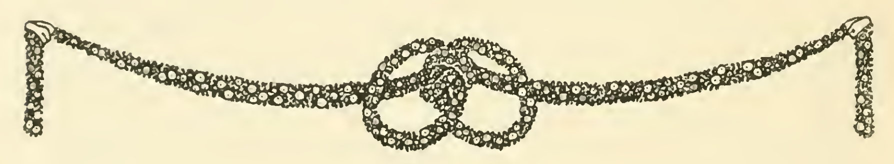
Elisabeth B. Barrett hat zum Beispiel nie verstanden, warum Carlyle und wie dieser zwischen song und work unterschied. Zu Robert Browning, der ihn öfter in Chelsea besuchte, hatte Carlyle einmal gesagt: „Es kommt heute nicht auf Gesänge, sondern auf Taten an. Ihr alle solltet einfach handeln!" Und Elisabeth B. Barrett erwidert: „Gesang ist Tat. Shakespeares Gesänge sind größer als Cromwells Taten!" Sie ist vernünftig und hat selbstverständlich recht, aber Robert Browning, der Carlyle verstand, hat mehr Stil.

Ein anderes Beispiel. Sie beneidet ihn um seine Reisen, die vielen Menschen, denen er täglich begegnen kann, um seine große Wirklichkeit, und er antwortet ihr,

es komme schließlich alles auf die eingebornen Ideen zurück. But you will, schließt Elisabeth B. Barrett entzückend, never persuade me, that I am the better or as well for the things I have not.

Es ist schön, in diesen Briefen dem Spiel zwischen dem Liebenden und der Geliebten zuzusehen. Man empfindet wirklich das Vergnügen des Sokrates, der sich rühmte, nur eine Gabe zu besitzen: „auf den ersten Blick den Liebenden vom Geliebten zu unterscheiden". So schreibt Robert Browning einmal an Elisabeth B. Barrett: I look on you with an absolute awe, in a sense – I don't understand, how such a creature like you lives and breathes and moves and does not move into fine air altogether. Und Elisabeth B. Barrett schreibt an Robert Browning — ohne direkte Beziehung natürlich auf den eben zitierten Satz: I thought you did not love me at all – you loved out in the air, I thought – a love à priori, as philosophers might say!

Bestehen zwischen beiden nicht wahrhaft große Beziehungen? Die Liebe Robert Brownings zu Elisabeth B. Barrett ist hier so groß ausgedrückt, wie in Shelleys Prometheus die Liebe von Prometheus zu Asia, wie in Richard Wagners Siegfried die Liebe von Siegfried zu Brünnhilde. Es ist die Liebe reifer Menschen. Sie ist ganz ohne Zweifel und Eitelkeit, sie ist wie beider Ruhm und beider Dankbarkeit. Die Liebe ist hier beider Schöpfung und mehr als ein Schicksal.



Robert Browning und Elizabeth Barrett Barrett/ Briefwechsel

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

New Croß, Hatcham, Surrey [10. Januar 1845].

Ich liebe Ihre Verse von ganzem Herzen, liebe Miß Barrett — und dies ist kein aus dem Stegreif hingeworfener Brief, um Ihnen Komplimente zu machen — was er auch sonst sei: keine prompte und selbstverständliche Anerkennung Ihres Genies, womit alles am anmutigen und natürlichen Ende wäre. Seit dem Tag der vorigen Woche, an dem ich Ihre Gedichte zum ersten Male gelesen habe — ich muß lachen, wenn ich daran denke, wie ich im Geist hin und her überlegt habe, was ich Ihnen von ihrer Wirkung auf mich zu erzählen imstande sein dürfte, denn in der ersten Aufwallung des Entzückens dachte ich, ich wolle dies eine Mal meine Gewohnheit

bloß passiven Genießens aufgeben und meine Bewunderung von Grund aus rechtfertigen — vielleicht selbst, wie ein rechtschaffener Kunstgenosse es tun sollte, zu tadeln versuchen und so ein klein wenig Gutes zu tun, um nachher stolz darauf zu sein! — aber aus all dem wird nichts — so ist sie in mich gegangen, so ist sie ein Teil von mir geworden, diese Ihre große, lebendige Poesie, von der keine Blume nicht Wurzel schlug und wuchs — O, wie anders ist das als getrocknet und gepreßt und hoch geschätzt dazuliegen mit einer Bemerkung oben und einer Bemerkung unten in ein Buch gelegt und zugeklappt und weggestellt zu werden.... wenn das Buch obendrein noch „Flora" heißt! Schließlich brauche ich den Gedanken nicht aufzugeben, das auch noch einmal zu tun; denn schon jetzt kann ich im Gespräch mit jedem, der es wert ist, einen Grund für meinen Glauben an diese oder jene Vortrefflichkeit, die frische seltsame Musik, die ihnen zuströmende Sprache, das hohe Pathos und die wahren neuen tüchtigen Gedanken anführen; aber da ich mich nun so an Sie selber wende — an Ihr eigenes Selbst, und zum ersten Mal, überkommt mich mein Gefühl. Ich liebe, wie ich sagte, diese Bücher von ganzem Herzen — und ich liebe auch Sie. Wissen Sie, daß ich einmal nahe daran war, Sie zu sehen — Sie wirklich zu sehen? Mr. Kenyon sagte eines Morgens zu mir: „Würde es Ihnen Vergnügen machen, Miß Barrett zu sehen?" dann ging er fort, um mich anzumelden — und dann kam er zurück... Sie waren zu krank; und jetzt ist es Jahre her, und mir ist es wie ein widriges Ereignis auf meinen Reisen, als sei ich nahe, so nahe! bei irgend einem Weltenwunder, in einer Kapelle oder Krypte, gewesen — nur ein Vorhang bei Seite zu ziehen, und ich hätte eintreten können — aber es war ein leichtes, so scheint es jetzt, ein leichtes Hindernis da, das den Zutritt hemmte, und die halbgeöffnete Tür schloß sich und ich ging nach Hause, meine Tausende von Meilen, und das Gesicht sollte niemals wiederkommen.

Nun, diese Gedichte sollten kommen, und diese echte dankbare Freude, mit der ich mich fühle als immer

In Treue der Ihre Robert Browning.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

50. Wimpole Street: 11. Januar 1845.

Ich danke Ihnen vom Grunde meines Herzens, lieber Mr. Browning. Sie wollten mir mit Ihrem Briefe Freude machen — und selbst, wenn Sie Ihren Zweck nicht erreicht hätten, müßte ich Ihnen dennoch danken. Aber Sie haben ihn vollkommen erreicht. Ein solcher Brief von solcher Hand! Sympathie ist mir teuer — sehr teuer: aber die Sympathie eines Dichters, eines solchen Dichters, ist die Quintessenz der Sympathie für mich! Wollen Sie dagegen meine Dankbarkeit annehmen? — und zugeben, daß von allem Handel in der Welt, von Tyrus bis Karthago, der Austausch von Sympathie gegen Dankbarkeit das Fürstlichste ist?

Im übrigen reißen Sie mich mit Ihrer Güte fort. Es ist schwer, Leute los zu

werden, wenn man ihnen einmal zuviel Freude gemacht hat — das ist eine Tatsache, und wir wollen uns nicht bei ihrer Moral aufhalten. Was ich — nach ein wenig natürlichem Zögern — sagen wollte, ist dies, daß wenn Sie jemals ohne übergroße Anstrengung aus Ihrem „passiven Zustand" auftauchen und mir solche Fehler, die an die Oberfläche dringen und Ihnen in meinen Gedichten als wesentlich auffallen (denn natürlich denke ich nicht daran, Ihnen mit Kritik im einzelnen lästig zu fallen) nennen möchten, Sie mir eine dauernde Verpflichtung auferlegen würden, und zwar eine, die ich so hoch schätze, daß ich mich aus der Ferne nach ihr sehne. Ich posiere nicht auf ungewöhnliche Demut unter der Kritik, und es ist möglich genug, daß ich auch gegen die Ihre nicht unbedingt gehorsam sein würde. Aber bei meiner hohen Achtung vor Ihrer Gewalt in Ihrer Kunst und vor Ihrer Erfahrung als Künstler könnte ich ganz unmöglich eine allgemeine Beobachtung von Ihnen über die Dinge anhören, die Ihnen als meine Hauptfehler erscheinen, ohne in irgend einer Weise daraus für die Zukunft Nutzen zu ziehen. Ich bitte nur um ein oder zwei Sätze allgemeiner Beobachtung — und ich bitte auch darum nicht, wenn ich Ihnen lästig falle — sondern mit der demütigen und leisen Stimme, die Frauen so ausgezeichnet steht — besonders wenn sie betteln gehen! Die häufigste allgemeine Kritik, die ich höre, richtet sich, glaube ich, gegen den Stil — „wenn ich doch nur meinen Stil ändern wollte!" Aber das ist ein Einwand (nicht wahr?) gegen die Dichterin als solche? Buffon sagt, und jeder ursprüngliche Schriftsteller muß es empfinden, „Le style c'est l'homme"; eine Tatsache, die jedoch kaum geeignet scheint, den Einwand bei gewissen Kritikern minder häufig zu machen.

Ist es wirklich wahr, daß ich dem Vergnügen und der Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen, so nahe war? und ist es möglich, daß Sie mit irgend welchem Bedauern auf die verlorene Gelegenheit zurücksehn? Jedoch — Sie wissen — wenn Sie die „Krypte" betreten hätten, hätten Sie sich erkälten, oder todmüde werden, und sich „tausend Meilen fort" wünschen können; und das wäre schlimmer gewesen als sie zu durchreisen. Es ist aber nicht mein Interesse, Ihnen solche Gedanken in den Kopf zu setzen, daß „alles zum besten sei"; und ich sollte lieber hoffen (und ich tue es), daß ich, was ich bei einer Gelegenheit verloren habe, bei einer zukünftigen wiedergewinnen möge. Der Winter schließt mich ein wie einen Siebenschläfer; wir werden sehen: im Frühling: und mir ist soviel besser, daß es scheint, ich wende mich der Außenwelt wieder zu. Und inzwischen habe ich Ihre Stimme kennen gelernt, nicht nur aus der Poesie, sondern aus der Güte in ihr. Mr. Kenyon spricht oft von Ihnen — der gute Mr. Kenyon, der ganz unsäglich — oder säglich nur mit Tränen in meinen Augen — mein Freund und Helfer gewesen ist, und meiner Bücher Freund und Helfer! Kritiker und Mitfühlender, ein treuer Freund in allen Stunden! Sie kennen ihn gut genug, denke ich, um zu verstehen, daß ich ihm dankbar sein muß.

Ich schreibe zuviel — und obgleich ich zuviel schreibe, will ich doch von noch etwas schreiben. Ich will Ihnen sagen, daß ich Ihre Schuldnerin bin, nicht nur

für diesen herzlichen Brief und für all die Freude, die mit ihm kam, sondern auch noch durch andere Dinge und zwar die höchsten: und ich will sagen, daß ich, solange ich als Jüngerin dieser göttlichen Kunst der Dichtung lebe, im Verhältnis meiner Liebe zu ihr und meiner Hingabe an sie, eine andächtige Bewunderin und lernende Leserin Ihrer Werke sein muß. Ihnen das zu sagen, drängt mich mein Herz — und so sage ich es. Und im übrigen verbleibe ich mit Stolz

Ihre zu Dank verpflichtete und ergebene Elizabeth B. Barrett.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

New Croß, Hatcham, Surrey, 13. Jan. 1845.

Liebe Miß Barrett, — ich werde nur eben, in sowenig Worten ich kann, sagen, daß Sie mich sehr glücklich machen, und daß ich jetzt, da der Anfang vorüber ist, mich zu bessern gedenke: denn mein armes Lob, Nummer eins, ist beinahe so glücklich ausgefallen, wie ein Tribut an keine geringere Persönlichkeit als Tasso, über den ich mich vor einigen Wochen in Rom amüsierte, wo ich auf der Gipswand bei seinem Grabe in Sant Onofrio eine saubere Schrift fand: „Alla cara memoria-di- (bitte stellen Sie sich feierliche Zwischenräume und ernste Kapitalien bei den neuen Zeilen vor) di-Torquato Tasso-il Dottore Bernardini-offriva-il seguente Carme-O tu — und weiter nichts — der gute Mann war, so mochte es scheinen, hier vor dem Übermaß seiner Liebe zusammengebrochen! Und mein O tu kam von Herzen; und jetzt, da Sie es gnädig hingenommen haben, wird das übrige alles kommen. Nur — und eben deshalb schreibe ich jetzt — scheint es, als habe ich irgend eine Phrase über „Ihre Fehler" mit soviel Geschick eingeflochten, daß ich genau das Gegenteil dessen ausdrückte, was ich meinte — und das war, daß ich mir in meinem ersten Eifer vorgenommen hatte, Ihnen von allem zu sprechen, was mir in Ihren Versen Eindruck gemacht hatte, bis hinunter zu dem, was ich vielleicht zu tadeln finden würde — eine gute Gewähr, wenn ich bis zu dem gekommen wäre, daß ich dazwischen nicht viel ausgelassen hätte — wie wenn irgend ein Herr X in seiner ersten überströmenden Begeisterung schriebe: „Ich will Ihnen das ganze äußere Leben und die Sitten dieser Lykier schildern, bis hinunter zu ihren Sandalenriemen", und sein Korrespondent erwiderte: „Also nächste Woche soll ich Ihre Abhandlung über Sandalenriemen bekommen?" Ja! und ein wenig über die „Olympischen Rosse" und göttlichen Wagenlenker dazu!

Was mir als Fehler auffiel, das waren nicht Dinge, nach deren Beseitigung man — Poesie, oder hohe Poesie — haben sollte, sondern die höchste Poesie, so schien es mir, und zwar zu allgemeiner Erkenntnis. Für mich oder irgend einen Künstler gäbe es in vielen der Fälle einen positiven Zeitverlust, den besonderen Genuß des Künstlers — denn das geübte Auge liebt es, zu sehen, wo der Pinsel zweimal in leuchtende Farbe getaucht ist, wo er zäh auf einem Lieblingsumriß beharrte, wo er liebevoll in einem gewaltigen Schatten verweilte; denn diese „Zu-viels" für das Jedermannes-Bild sind so viele Hilfen für die Vollendung eines Bildes des wirklichen Malers, wie er es in seinem Geiste hatte. Und die

ganze neapolitanische Magdalena Tizians muß einst in gewissem Grade golden gewesen sein, um jenen Haufen Haars in ihren Händen zu rechtfertigen — das einzige Gold, das jetzt ausgeführt ist.

Aber davon bald — denn die Nacht bricht herein und ich gehe aus, und kann es doch nicht mit ruhigem Gewissen, ehe ich nicht wiederholt habe (das heißt, für mich, denn ich denke, ich habe es Ihnen nie gesagt), daß Ihre Poesie mir unendlich viel mehr sein muß als Ihnen meine — denn Sie tun, was ich immer zu tun wünschte, hoffte, und was zu tun, ich jetzt zum ersten Male Aussicht habe. Sie reden, Sie — ich lasse immer nur Männer und Frauen reden — gebe Ihnen in prismatische Farben gebrochene Wahrheit und fürchte das reine, weiße Licht, selbst wenn es in mir ist; doch ich will versuchen; und so wird es kein kleiner Trost sein, gerade jetzt Ihre Gesellschaft zu haben; denn wenn man besagte Männer und Frauen hat, so ist man mit ihnen beschäftigt, wogegen es kalte, melancholische Arbeit ist, zu den Winden zu reden (denn ich habe begonnen) — aber ich glaube, ich werde Sie doch schließlich all die wilden Sachen nicht hören lassen, die ich über Päpste und imaginäre Religionen zu sagen habe.

Sehen Sie, wie ich bei Ihnen weiter und weiter rede, ich, der, wenn er hie und da einmal bei Haupt und Haaren zum Briefeschreiben herbeigezerrt wird, mühsam eine oder zwei Zeilen zu stande bringt, wie ein mit Stock und Strick getriebenes Geschöpf, und dann „klapp" in den süßen Hafen Seite eins, letzte Zeile fällt, heiter wie der Schlaf der Gerechten! Sie werden, so hoffe ich, nie wieder von der „Ehre meiner Bekanntschaft" reden, aber ich werde freudig auf den Genuß Ihrer Freundschaft und den Frühling und meine endliche Besichtigung der Kapelle warten! Für immer aufrichtig der Ihre R. Browning.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

50. Wimpole Street: 15. Jan. 1845.

Lieber Mr. Browning, — Es war ohne Frage meine Schuld und nicht Ihre.

Als ich vor Jahren einen italienischen Lehrer hatte, sagte er einmal zu mir, es gäbe ein unaussprechbares englisches Wort, das mich genau ausdrückte, und da er es in meiner Sprache nicht sagen könne, so wolle er es in seiner tun: „testa lunga". Natürlich meinte der signore „headlong"! — und jetzt habe ich genug erfahren, was mich hätte zähmen können, und man könnte wohl von mir erwarten, daß ich in meinem Stall stille stände. Aber Sie sehen, ich tue es nicht. Ungestüm war ich stets und ungestüm bleibe ich — und unbesonnen stürze ich durch jede Art von Nesseln und Dornen hin, anstatt auf dem Weg zu bleiben; errate die Bedeutung unbekannter Worte, statt in das Diktionär zu sehen — reiße die Briefe auf und löse nie die Knoten eines Bindfadens — und erwarte, daß alles in einer Minute geschehe, und daß der Donner so schnell wie der Blitz sei. Und so flog ich bei Ihrem halben Wort auf das ganze mit allen möglichen Folgen los und schrieb, was Sie lasen......... Ich verstehe aber, daß es nicht gut tut, wenn man in der Kunst ungestüm ist; da gilt es Geduld und Fleiß — und meine Liebe

ist stark genug, selbst die Natur zu überwinden. Ich verstehe, was Sie mit der Kritik meinen, die Sie nur gerade andeuten, und ich werde es immer wieder im Geist bedenken, bis ich ihm einigen praktischen Nutzen abgewinne. Was kein bloßer Kritiker sieht, was aber Sie, ein Künstler, kennen, das ist der Unterschied zwischen dem Gewollten und dem Erreichten, zwischen der Idee im Geiste des Dichters und dem *εἴδωλον*, das in seinem Werk zu stande kommt.

All die Anstrengung — die Beschleunigung des Atems und das Pochen des Herzens auf der Verfolgung, was der allgemeinen Wirkung einer Dichtung schädlich ist und sie stört; alles, was Sie „das Beharren" nennen, und was in gewissem Sinne überflüssig ist — das können Sie verzeihen, weil Sie verstehen. Der große Abgrund zwischen dem, was ich sage, und dem, was ich sagen wollte, würde mich trotz solcher Freundlichkeiten wie die Ihren völlig entmutigen, wenn nicht der Wunsch über die Verzweiflung Herr würde. „O, nur ein Flügelroß!" Es ist unrecht von mir, so über mich zu schreiben — nur legen Sie den Finger an die Wurzel eines Fehlers, der meiner Meinung nach ein wenig mißverstanden worden ist. Ich sage nicht alles, was ich denke (wie Meisterkritiker von mir behauptet haben), sondern ich ergreife jedes Mittel, um auszudrücken, was ich denke — und das ist etwas anderes! — oder ich bilde mir es ein!

In einem aber haben Sie Unrecht! Warum sollten Sie das volle Maß meines Genusses und des Nutzens, den ich aus Ihren Werken ziehe, verleugnen? Ich könnte Ihnen sagen, warum Sie es nicht tun sollten. Sie haben zwei Welten in Ihrer Vision, oder um die Sprache der Schulen des Tages zu gebrauchen, Sie sind in Ihrer geistigen Konstitution sowohl subjektiv wie objektiv. Sie können im leidenschaftlichsten Sinne sowohl den abstrakten Gedanken wie die Leidenschaften der Menschen behandeln. Daher haben Sie einen ungeheuren Machtbereich in der Kunst; und niemand, der überhaupt Ihre gewöhnlichen Formen zu betrachten gewohnt ist, kann der allmählichen Entfaltung ihrer Kräfte anders als mit Ehrfurcht und Freude zusehn. Dann sind Sie im höchsten Sinne „männlich" — und ich habe, als eine Frau, einige Ihrer Gesten in Sprache und Intonation aufmerksam als etwas studiert, was weit über meine Fähigkeiten hinausgeht, und darum um so bewunderungswerter ist.

Von Ihrem neuen Werk höre ich mit Vergnügen. Wie gut von Ihnen, mir davon zu sagen. Und ich soll verstehen, es ist nicht dramatisch im strengen Sinne — (verstehe ich recht so?) und Sie sprechen in eigener Person „zu den Winden?" nein — sondern zu den tausend lebendigen Sympathien, die erwachen werden, um Sie zu hören. Eine große dramatische Kraft kann sich anderweitig entwickeln als im formellen Drama; und ich bin schon vor dieser Stunde (aus Gründen, die ich Ihnen nach diesem langweiligen Brief nicht mehr aufladen will) des Wunsches schuldig gewesen, Sie möchten dem Publikum einmal eine Dichtung geben, die weder direkt noch indirekt mit der Bühne zu tun hat, um es mit dem Herzen des Volkes zu versuchen. Ich verehre das Drama, doch —

Doch ich unterbreche mich selbst aus Rücksicht auf Sie. Sie werden denken

ich hätte es längst tun können. Ich störe Ihren „heiteren Schlaf der Gerechten" wie ein Alp. Sagen Sie nicht „nein!" Ich weiß, ich tue es. Was die eitle Rede der Welt angeht, so sprach ich von der „Ehre Ihrer Bekanntschaft" nicht ohne die wirkliche Empfindung einer Ehre; aber ich will das alles gern (und zwar jetzt, bitte, aus Furcht vor der Wandelbarkeit der Welt) gegen das „Vergnügen Ihrer Freundschaft" eintauschen. Glauben Sie mir also, lieber Mr. Browning,

Aufrichtig und dankbar die Ihre Elizabeth B. Barrett.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

New Croß, Hatcham, Montag Abend (Poststempel: 28. Januar 1845).

Liebe Miß Barrett, — Ihre Bücher liegen hier in Armeslänge von mir auf meinem Tisch, in diesem alten Zimmer, wo ich den ganzen Tag lang sitze: und wenn mein Kopf schmerzt oder wandert oder Feierabend macht, wie er hin und wieder tut, dann nehme ich meine Zuflucht zu einem der beiden grünen Bände, als wäre es gerade soviel frischer Klee, den ich um diese Winterszeit in meinen Händen fühlte — und ich drehe mich um, stütze entschlossen den Ellbogen auf drei bis vier halbfarbige „Bells"*), lese, lese, lese, und gerade wenn ich das Buch geschlossen habe und ans Fenster getreten bin, fällt mir ein, daß Sie wünschten, ich solle dort Fehler finden, und daß ich mich in einer unklugen Stunde dazu verpflichtet habe. Unterdessen gehen die Tage hin (das Weißkehlchen ist gekommen und singt eben), und da ich nicht möchte, daß Sie von „Ihren weißen Höhen" auf mich als einen, der Versprechen bricht oder Ausflüchte macht oder vergeßlich ist, herabsehen, wenn ich es ändern kann: und da Sie, wenn ich sehr aufrichtig und zerknirscht bin, Ihr Herz treiben mag, mir wieder zu schreiben — wer weiß? — so will ich gleich hinzufügen, daß besagte Fehler nicht verloren gegangen sein können, daß sie irgendwo sein müssen und Ihnen getreulich gebracht werden sollen, sobald sie wieder auftauchen — wie man es von vermißten Gegenständen sagt. Ich selbst bin gegen mein sanftmütiges Auditorium ziemlich anspruchsvoll und sage gehässige Dinge über sie, wenn sie in ihrem Zoll der Würdigung rückständig sind — aber wirklich, wirklich — könnte ich ganz sicher sein, daß irgendjemand, der so gut ist wie — ich vermute, ich muß fortfahren und sage also — der so gut ist wie ich, gegen mich aufrichtig die gleichen Empfindungen hegte, wie ich sie gegen die Dichterin der „Bertha" und des „Dramas" und der „Herzogin" und des „Pagen" und — der ganzen zwei Bände hege, so weiß ich, ich wäre gewissermaßen bezahlt....

Und sehen Sie nun, jener „Freundschaft" (und hier steigen mir Julias Worte auf die Lippen) fühle ich mich sofort und auf immer sicher. Ich bin schon, wie ich sehe, in diese meine (und niemandes sonst) kleine Lieblingshandschrift verfallen, die dahin kritzelt, als gäbe es keine Theaterkopisten (weh mir!) und keinen Lektoren bei BRADBURY AND EVANS! Aber wenn Sie Geduld mit mir haben wollen, sollen

---

* Browning veröffentlichte in der Zeit von 1841 bis 1846 alle seine Werke in billigen Ausgaben unter dem Gesamttitel: „Bells and Pomegranates".

Sie eines Tages etwas Besseres als diesen Unsinn bekommen — und doch kaum etwas Besseres, weil mir, so zu schreiben, wirklich wohl tut, wirkliche Erleichterung gibt. Im Grunde wissen Sie ja nichts, so gut wie nichts von mir, und das läßt mich einhalten. Aber der Frühling kommt!

Wenn Sie es hassen, mir zu schreiben, wie ich hasse, beinahe an irgendwen zu schreiben, so bitte ich Sie, schreiben Sie mir nie — wenn Sie sich, wie Sie sagen, aus irgend etwas, was von mir kam, etwas machen. Ich will Ihnen ganz einfach versichern, daß ich jetzt, wo ich in tiefem Ernst mit der Arbeit zu beginnen gedenke, zu beginnen, ohne Affektation, das weiß Gott — daß ich jetzt nicht weiß, was mir mehr helfen könnte, als von Ihnen zu hören — und also weiß ich, wenn Sie es nicht sehr hassen, werde ich von Ihnen hören — und nichts mehr davon, daß Sie „mich ermüden". Aufrichtig der Ihre Robert Browning.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

50. Wimpole Street: 3. Febr. 1845.

...Ich schreibe Ihnen dies, um Ihnen zu zeigen, woher es kommt, daß mir Briefe Vergnügen machen, und daß sie mir nie zu lang oder zu häufig oder, weil sie in kleinen „Lieblingshandschriften" geschrieben sind, zu unleserlich erscheinen. Ich kann jedes MS. lesen, außer der Schrift auf den Pyramiden. Und wenn Sie nur versprechen wollen, mich ohne Rücksicht auf die Förmlichkeiten von „meinen Damen und Herrn" en bon camarade zu behandeln, auf Ihre Sätze (und auf meine) keinen Gedanken zu verschwenden, noch auch auf Ihre Klexe (wie auf meine), und sich nicht an plumper Rede (bei Ihnen oder mir) noch auch an schlächter Orthogravie (bei Ihnen oder mir) zu stoßen, und wenn Sie einverstanden sind, mir einen beklexten Gedanken zu schicken, so oft Sie dazu in der Stimmung sind, und so wenig zeremoniell und weniger lesbar, als Sie es bei Ihrem Setzer für nötig halten würden — ja, dann bin ich bereit, den Kontrakt zu unterschreiben und zu siegeln und mich zu freuen, wenn ich als Ihre Korrespondentin „eingetragen" werde. Nur, bitte keinen Zwang, keine Zeremonie! Bitte, sein Sie nicht höflich gegen mich, wenn Sie unhöflich sein möchten — und reden Sie nicht, wenn Sie schweigen möchten — und geben Sie nicht äußerlich nach, wenn Sie innerlich widerspenstig sind. Sehn Sie, wie „außer der Welt" ich bin! Lassen Sie mich in dem einen nutzbaren Umstand Nutzen davon haben, und lassen Sie uns alle Verbeugungen und Knixe bei Seite lassen, Sie und ich. Sie werden im Großen und Ganzen einen ehrlichen Menschen in mir finden, wenn er auch etwas hastig ist und schnell aburteilt, was schlimmsten Falles etwas anderes ist, als Vorurteile haben. Und wir haben große Sympathien gemeinsam, und ich bin geneigt, in vielen Dingen zu Ihnen emporzusehen, und von allem soviel zu lernen, wie Sie mich lehren wollen. Andererseits müssen Sie sich darauf vorbereiten, zu vergeben und sich zu gedulden — wollen Sie das? Wenn ich die Zeremonie abwerfe, halte ich die Güte um so fester.

Ist es wahr, daß ich, wie Sie sagen, so wenig von Ihnen weiß? Und ist es

wahr, wie andere sagen, daß die Werke eines Künstlers an seinem wahren Wesen keinen Teil haben?.. daß in kleinerem Maßstabe der Mensch nicht nach dem Bilde Gottes geschaffen wurde? Es ist nach meiner Meinung nicht wahr — und also ist es nicht wahr, daß ich wenig von Ihnen weiß — nur insofern, als es wahr ist (was ich glaube), daß Ihre größten Werke noch kommen sollen. Brauche ich Ihnen versichern, daß ich stets mit dem tiefsten Interesse jedes Wort vernehmen werde, das Sie mir über Ihr Tun oder Planen sagen wollen? Ich höre von dem „alten Zimmer" und den „Bells, die um Sie liegen", mit einem Interesse, das Sie vielleicht erraten können. Und wenn Sie mir außerdem erzählen, daß meine Gedichte dort liegen, und daß Sie an ihnen so weit über die Flutmarke meiner Hoffnungen hinaus Interesse nehmen, so rundet sich das Vergnügen zu einem Zauber und hindert seinen eigenen Ausdruck. Diese herrliche Sympathie freut mich im höchsten Grade — doch ich fühle, es ist besser, wenn ich sie durch zukünftige Arbeit zu rechtfertigen versuche, als wenn ich Ihnen jetzt dafür danke. Ich glaube — wenn ich mich in Bezug auf die Poesie neben Ihnen nennen darf — daß wir beide hohe Begriffe von der Kunst haben, der wir folgen, und daß wir ein festes Ziel in ihr verfolgen und beide nicht leicht durch irgend einen Atalanta-Ball rascher Popularität aus unserem Lauf gelockt werden können. Aber ich weiß nicht, ich kann nicht erraten, ob harte Kritik und kalte Vernachlässigung, denen originale Naturen wie Sie nur zu oft ausgesetzt sind, Sie tief zu schmerzen imstande sind — oder ob Ihnen die Liebe zur Kunst genügt und die Ausübung der Kunst die Ihr Leben füllende Freude ist. Nicht daß das Lob dem Künstler nicht notwendig und immer angenehm sein müßte, sondern daß es für seine Zufriedenheit überflüssig sein kann: Meinen Sie? oder nicht? Mir scheint, Dichter, die wie Keats sehr empfindlich gegen Kritik sind, müssen in ihrer eigenen Person auf die zukünftige Ehrung ihrer Werke eifersüchtig sein. Denn wenn ein Werk es wert ist, muß ihm Ehre folgen, wenn es der Schöpfer auch nicht mehr erlebt. Ist es nun nicht genug, daß das Werk geehrt wird — genug, meine ich, für den Schöpfer? Und genügt es nicht, eines Dichters gewöhnliche, ermüdende Ängste niederzuhalten, daß er denken kann, wenn sein Werk es wert ist, wird es geehrt werden, und wenn nicht, so muß „Sparta edlere Söhne haben" als ihn? Ich schreibe nichts, wie ich sehe, was auf irgend eine vorliegende Frage Bezug hat, aber wenn man in einen Lieblingsgedankengang gerät, so läßt man sich gehen und folgt seinen Gedanken. Ich begann damit, darüber nachzudenken und mich zu fragen, welcher Art Ihre künstlerische Konstitution sei, denn wie Sie (mit einem sarkastischen Lächeln über die Impertinenz) bemerken werden, bin ich entschlossen, sofort so viel wie möglich über Sie zu erfahren. Dann sprachen Sie von Ihrem „sanftmütigen Auditorium" (Sie haben angefangen), und ich, die ich weiß, daß Sie nicht einen, sondern tausend begeisterte Bewunderer haben — die Wenigen und Wesentlichen im strengsten Sinne — nicht jedoch den weiten Ruhm, der Ihnen bald zufallen wird — ich schrieb am Rande des Gegenstandes weiter, bis ich ganz davon abgekommen bin. Aber schließlich sind wir ja bei dem richtigen

Gegenstand: der Sympathie. Und ist nicht schließlich, nach allem, was über die „natürlichen Übel", die Ängste und die Ermattung, die der wahre Künstler erfährt, gesagt und gedacht ist — ist nicht das Gute unermeßlich viel größer als das Üble? Ist es nicht großes Gut und große Freude? Ich meinesteils wundere mich bisweilen — ich ertappe mich dabei, daß ich mich wundere — wie Menschen ohne ein solches Ziel im Leben das Leben überhaupt des Lebens wert erachten können. Und Glück — ja, mein einziges Ideal des Glücks, so weit mein persönliches Gewissen in Betracht kommt (doch bin ich in mancher Hinsicht und im Vergleich mit der Majorität der Lebenden ein wenig zu kurz gekommen) liegt tief in der Poesie und dem, was mit ihr zusammenhängt. Und dann — die Flucht aus den Qualen des Herzens und körperlicher Schwäche — wenn man sich selber abwirft — was man als sich selbst empfindet — in eine andere Atmosphäre und in andere Beziehungen, wo das Leben seine Schwingen neu entfalten kann, und auf jeder einzelnen Feder einen Glanz von der Sonnen Sonne empfangen! Ist es möglich, daß die Dichter so gern ihr eigenes Schicksal herabwürdigen und beklagen? Möglich, gewiß — aber vernünftig, keineswegs — und dankbar am allerwenigsten.

Meine Fehler, meine Fehler — Soll ich Ihnen helfen? Ah — Sie sehen sie nur zu gut, fürchte ich. Und wissen Sie, daß auch ich etwas von Ihrer Empfindung habe, als wolle ich „beginnen", sonst würde ich Sie darum preisen mögen. Aber bei Ihnen ist es anders — bei Ihnen ist es eine Tugend. Als Prometheus eine lange Liste von Leiden aufgezählt hatte, die Jo erdulden sollte, und schließlich erklärte, er sei *μηδέπω ἐν προοιμίοις*, da brach die arme Jo in Weinen aus. Und wenn der Autor des „Paracelsus" und der „Bells and Pomegranates" sagt, er wolle erst gerade beginnen, so können wir wohl (um den entgegengesetzten Gedanken aufzunehmen) uns freuen und in die Hände klatschen. Doch ich glaube, was Sie auch bisher geschaffen haben mögen, Sie werden Größeres schaffen. Es ist mein Glaube für Sie.

Und wie gern erführe ich, welche Dichter Ihre Taufzeugen waren, für Sie „zu versprechen und zu geloben" — und ob Sie frühen Neigungen treu geblieben oder heftig von ihnen abgewichen sind, und was für Bücher Sie lesen und in welchen Stunden Sie schreiben. Wie neugierig könnte ich mich zeigen! — (wenn ich es nicht schon gezeigt habe).

Aber dies ist wirklich zuviel, unerträglich, fürchte ich. Nun, wenn ich Ihnen jemals wieder schreibe — ich meine, wenn Sie es wünschen — so könnte es ja im anderen Extrem der Kürze sein. Halten Sie mich also nicht für eine geborene Heldin Richardsons, und glauben Sie nicht, daß ich mich immer bis zu dieser Länge versündige, sonst — möchten Sie wirklich Ihr Zitat aus Julia büßen — das ich sofort erriet — es ist natürlich:

> Ich traue nicht dem Bunde dieses Tags!
> Er ist zu unbedacht, zu rasch, zu plötzlich.

Stets aufrichtig die Ihre — Elizabeth B. Barrett.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Hatcham, Dienstag [Poststempel: 11. Febr. 1845].

... Aber wirklich — was ich gedruckt habe, gibt keinen Eindruck von mir — es zeugt für Fähigkeiten verschiedener Art, wenn Sie wollen — und für ein dramatisches Mitempfinden gewisser Modifikationen der Leidenschaft ... das glaube ich — Aber ich habe noch nicht einmal begonnen, was ich, wie ich hoffe, zu beginnen und zu beenden geboren bin — R. B. „eine Dichtung" — und ferner, wenn ich rede (und, das weiß Gott, empfinde), als ob, was Sie gelesen haben, traurig unvollkommene Demonstrationen bloßer Geschicklichkeiten sind, so geschieht das nicht aus absurder Eitelkeit, obgleich es so scheinen könnte — die Szenen und Liederbrocken sind nichts als solche bloße Ausfälle meiner inneren Kraft, die in mir lebt, wie das Licht in jenen gebrechlichen Leuchttürmen des Mittelmeers, die ich auf See beobachtet habe, in denen das Licht strahlend und lebendig immer hinter eine dunkle Galerie zurückfällt, und nur nach müden Zwischenräumen auf einen Moment aus dem einen schmalen Spalt herausblitzt, und dann liegt wieder die blinde Mauer zwischen ihm und uns; und natürlich macht sich der arme Kerl, der das Leuchtfeuer unterhält, genau in dem Moment höchst geschäftig daran, den Docht zu putzen — denn glauben Sie nicht, ich wolle sagen, ich hätte nicht hart gearbeitet — (dieser mein Kopf weiß es besser) — aber die Arbeit ist drinnen gewesen, und nicht, wenn ich zu bestimmten Zeiten mein Licht für Sie emporhielt — und daß ich mich darin nicht selber täusche, das wollte ich Ihnen (und niemandem sonst) beweisen, indem ich eben dies Pult öffnete, auf dem ich schreibe, und zeigte, mit was für Zeug ich statt mit Holz ein großes Freudenfeuer machen könnte, wenn ich nur die ganze plumpe Spitze meines Turms abschlagen dürfte! Natürlich sagt jeder, der schreibt, das gleiche, und so gewinne ich nichts durch das Geständnis; aber wenn ich bedenke, wie ich gemacht habe, was veröffentlicht ist, und halb gemacht, was nie veröffentlicht werden wird, so sage ich mit einigem Recht, daß Sie nur wenig von mir wissen können ....

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Mittwoch Morgen — Frühling [Poststempel: 26. Febr. 1845].

Wirklicher, warmer Frühling, liebe Miß Barrett, und die Vögel wissen es; und im Frühling werde ich Sie sehen, werde ich Sie sicher sehen — denn wann hätte ich einmal nicht bekommen, worauf ich mein Herz gesetzt hatte? So frage ich mich bisweilen mit einer seltsamen Angst.

Ich nahm dies Papier auf, um eine Menge zu schreiben — jetzt glaube ich nicht mehr, daß ich viel schreiben werde — „ich werde Sie sehen", sage ich! ...

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

50. Wimpole Street: 27. Febr. 1845.

Ja, aber, lieber Mr. Browning, ich wünsche den Frühling nach dem „neuen Stil" (meinem), und nicht nach dem alten, Ihrem und dem der übrigen Dichter.

Für mich ist die Schneeschmelze leider ziemlich dasselbe wie der Schnee — es ist so fußkalt — und ich bin skeptisch geworden gegen „die Stimme der Tauben": die Ostwinde blasen so laut. April ist ein Parther mit einem Wurfspeer, und der Mai (wenigstens seine erste Hälfte) ein Spion im Lager. Das ist meine Ansicht von dem, was Sie Frühling nennen; meiner, im neuen Stil: ein wenig später kommt mein Frühling; und nach so strengem Wetter, dem ich kaum mit dem Leben entgangen bin, muß ich noch dankbar sein, wenn er überhaupt kommt. Wie glücklich sind Sie, daß Sie den Vögeln ohne den Kommentar des Ostwinds lauschen können, denn wie andere Kommentare verdirbt er die Musik. Und wie glücklich bin ich, daß ich Ihnen lauschen kann, wenn Sie mir solche freundlichen, offenherzigen Briefe schreiben!...

Aber wie ich wandere! Ich wollte sagen und will darauf zurückkommen, daß ich hoffe und glaube, der Frühling werde wirklich eines Tages kommen, und mit ihm das warme, stetige Wetter; und daß ich dann wahrscheinlich für gewisse Genüsse empfänglicher sein werde, als ich jetzt selbst mir erscheinen kann....

Ist es wahr, daß Ihre Wünsche sich erfüllen? und wenn ja, sind sie Ihrem Gaumen nicht bitter — wünschen Sie sie nicht unerfüllt? O, dies Leben, dies Leben! Es gibt Trost in ihm, sagt man, und ich glaube es fest — aber der hellste Platz im Hause, ist der, wo man sich zum Fenster hinauslehnt — wenigstens für mich.

Natürlich sind Sie bewußt — wie wären Sie sonst ein Dichter? Erzählen Sie mir....

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Samstag Abend, 1. März.

Liebe Miß Barrett — Es scheint, ich finde plötzlich — sicher wußte ich es schon zuvor — einerlei, ich finde jetzt, daß mit den vielen Oktaven von ganz neuen, goldenen Saiten, um die Sie den Umfang meiner Lebensharfe vermehrt haben, auch eine so tragische Saite hinzugekommen ist! die, welche Sie im Anfang des Briefes, den ich heute Morgen erhielt, so leise berührten: „kaum entgangen" usw. Aber wenn meine tiefsten Herzenswünsche Erfolg haben, wie sie ihn bisher gehabt haben, so sollen Sie noch der Ostwinde lachen wie ich! Nun sehen Sie, dieses traurige Gefühl ist mir so fremd, daß ich es aus mir heraus schreiben muß, muß; und Sie könnten mir große, die größte Freude machen, auf Jahre hinaus, und mich doch so passiv finden, wie einen Stein, der zum Opfer mit Wein begossen wird, und ebenso bereit, meine Empfindungen darüber auszusprechen; aber wenn ich Schmerz empfinde, so finde ich die alte Theorie von der Nutzlosigkeit jeder Mitteilung über seine Umstände merkwürdig unhaltbar. Ich bin in dieser Welt „verzogen" worden — und zwar bis zu solchem Grade, daß ich mir oft ausrechne — mir selber klar mache — ich könnte nunmehr ungefährdet, so weit ich selber in Betracht komme, jeden Schritt tun, der mein ganzes zukünftiges Glück in Frage stellt — denn das Vergangene ist gewonnen, sicher und verzeichnet; und

sollte auch keiner der alten Tage mehr über mir dämmern, ich werde mein Leben nicht verloren haben, nein! Aus all dem sollen Sie — bitte — wenn Sie können, eine Art Sinn herauslesen, der ausdrückt, daß es tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, als ich einen neuen, wirklichen, unverkennbaren Gram in diesen ebenso wirklichen aber nicht so neuen Freuden fand, die Sie mir gegeben haben....

... Sind Sie nicht schon meine liebe Freundin, und soll ich Sie nicht benutzen? Und ich bitte Sie, lehnen Sie sich nicht „zum Fenster hinaus", solange mein Fuß erst auf der Treppe ist; warten Sie ein wenig auf den Ihren für immer, R. B.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning 5. März, 1845.

Aber ich wollte keine „tragische Saite" anschlagen; ich tat es auch nicht! Bisweilen will unsere Melancholie obenauf sein, bisweilen unsere Heiterkeit — die Welt geht rund, Sie wissen ja — und vermutlich war in meinem Briefe die Melancholie an der Reihe. Und „gerade mit meinem Leben entgangen" — das war nur so eine Phrase — wenigstens sollte es nicht mehr bedeuten als daß bei mir die Empfindung des Sterblich-Seins und ihr Unbehagen besonders stark ist, wenn Ostwinde wehen und das Wasser gefriert. Im übrigen bin ich wesentlich besser, und bin es seit mehreren Wintern gewesen; und ich habe ein Gefühl, als sei es mir bestimmt, zu leben, und nicht zu sterben, und ich bin mit dem Gefühl versöhnt. Ja! ich bin es zufrieden, es wieder mit den blinden Hoffnungen aufzunehmen und sie bei mir im Hause zu haben, obgleich ich am Fenster sitze. Nebenbei, legt der Chor Hohn in das μέγ' ὠφέλημα?*) Ich glaube nicht. Es ist gut, dem Lichte zuzufliegen, wenn man auch gegen die Fensterscheiben flattert und seine Flügel ein wenig verletzt, nicht wahr?...

Aber um auf die Anschauung von dem Leben mit den blinden Hoffnungen zurückzukommen, so müssen Sie nicht meinen — was ich auch geschrieben oder angedeutet haben mag — daß ich zu der Philosophie oder der Affektation neige, die die Welt durch Dunkel ansieht, statt durch Licht, und in Klagen von ihr redet. Verhüte Gott, daß es so mit mir stände. Ich bin von Natur nicht verzweifelt und aus einem Leben bitterer geistiger Zucht und langer körperlicher Abgeschlossenheit komme ich heraus und habe zwei Dinge gelernt (wie ich bisweilen sage und öfter fühle): die Weisheit der Heiterkeit — und die Pflicht gesellschaftlichen Verkehrs. Die Not hat mich die Freude gelehrt, und die Einsamkeit Geselligkeit; das ist eine gesunde und nicht unnatürliche Reaktion gewesen. Und im ganzen kann ich sagen, die Erde sieht mich im Verhältnis meiner Entbehrungen um so strahlender an. Die Goldregenbäume und Rosenbäume sind mit ihren Wurzeln herausgerissen — aber der Sonnenschein ruht auf dem Osten, wo sie standen, und die Wurzel des Sonnenscheins liegt über den Stürmen. Was wir das Leben nennen,

*) Bezieht sich auf eine Stelle bei Äschylus: Prometheus v. 247—251, wo die Hoffnung „eine große Hilfe" genannt wird. Browning hatte sie in seinem letzten Brief erwähnt.

ist eine Verfassung der Seele, und die Seele wächst in Glück und Weisheit, wenn sie es nicht durch eigene Schuld verwirkt. Diese Tränen in unseren Augen, diese Schwäche des Fleisches werden solches Wachstum nicht hindern.

Und ich freue mich, wenn ich Zeugnisse höre, wie Ihres, Zeugnisse des Glücks, und ich fühle, daß sie von höherer Art sind als die alltäglichen. Doch es ist auch klar, daß Ihnen bis zum heutigen Tage die großen natürlichen Betrübnisse erspart geblieben sind, gegen die wir fast alle früher oder später zu kämpfen und zu ringen aufgerufen werden — sonst wäre Ihr Schritt „auf der Treppe" nicht ganz so leicht. Und so, lieber Mr. Browning, wenden wir uns an Sie um Trost und freundliche Ermunterung! Vergessen Sie nicht, wie Sie Ihre unversehrte Freude Gott verdanken, so sollten Sie sie auch Seiner Welt zurückzahlen. Und ich danke Ihnen schon jetzt dafür.

Und da ich von Freund zu Freund schreibe — Sie sagen mit Recht, daß wir das sind — so sollte ich auch bekennen, daß ich von einer Klasse von Leiden (die man noch dazu die bittersten genannt hat) so wenig weiß wie Sie. Die Grausamkeit der Welt und ihr Verrat — die Unwürdigkeit der Teuersten: von solchem Kummer habe ich spärliche Kenntnis. Mir scheint nach meiner persönlichen Erfahrung, daß Wohlwollen in wechselnden Graden überall vorhanden ist, und mehr Güte und Herzenszartheit, als wir bei den Moralisten lesen. Gegen mich sind die Menschen wohlwollend gewesen, ohne mich zu verstehen, und sie haben Mitleid mit mir gehabt, ohne mich zu billigen: — ja, haben nicht selbst die Kritiker ihr Bärentum für mich gezähmt und meinethalb zart wie Tauben gebrüllt? Ich kann von Ihrer Welt nichts Böses sagen, obgleich ich nicht von ihr bin, wie Sie sehen. Und ich habe ihren Crême und noch ein wenig mehr in Ihrer Freundschaft, und ich beneide nicht sonderlich die, welche die Kühe melken.

Wie gut Sie sind! — wie gut und sanft Sie mit mir reden! Einiges, was Sie sagen, ist sehr rührend, und einiges überraschend; und obgleich ich wohl sehe, daß Sie unbewußt übertreiben, was ich Ihnen sein kann, so ist es doch köstlich, in vollem Wachen an Sie als an meinen Freund zu denken.

Behüte Sie Gott! Aufrichtig die Ihre Elizabeth B. Barrett.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Dienstag Morgen [Poststempel: 12. März, 1845].

Ihr Brief hat mich so glücklich gemacht, liebe Miß Barrett, daß ich mich all die Zeit ruhig verhalten habe; ist es zu schändlich, wenn ich anfange, nach mehr guten Nachrichten von Ihnen zu verlangen und es Ihnen sage? Weil die ganze Zeit her ein bitterer Wind geweht hat! Wollen Sie mir einen großen Gefallen tun? So oft Sie mir schreiben, auch wenn Sie von Ihren eigenen Arbeiten schreiben und nicht nur von griechischen Dramen, schieben Sie immer eine kleine offizielle Bulletin-Zeile ein, die mir sagt: „mir ist besser" oder „noch besser", ja? Das also ist getan — und jetzt, was will ich Ihnen zuerst erzählen? ....

... Sie meinen — denn ich muß zu Ihnen kommen — daß ich „unbewußt

übertreibe", was Sie mir sind. Aber Sie können nicht wissen, was das ist, und ich kann es Ihnen auch nicht gut sagen, weil die Sprache, in der ich mit mir über diese Dinge rede, geistiges Attisch ist und Kontraktionen liebt, wie die Grammatiker sagen; aber ich selbst lese sie und weiß recht gut, was sie bedeutet, deshalb sagte ich Ihnen, ich sei bewußt — ich meinte, daß ich noch niemals meine eigenen Gefühle verkannt habe — eins für das andere — da! Wozu nützt Reden? Bleiben Sie nur diese wenigen kurzen Jahre mit mir „im Hause". Glauben Sie, daß ich Sie in zwei Monaten, drei Monaten sehen werde? Ich reise vielleicht. So also haben Sie die Gesellschaft lieben gelernt und würden sie genießen, meinen Sie? Ich habe sie stets gehaßt — habe mich nun seit sechs oder sieben Jahren mit ihr abgefunden, um mir nicht, wenn ich mich ihrer enthielte, ein unbekanntes Gut in seiner rechten Zeit entgehen zu lassen, und meinen Fehler erst zu spät zu entdecken; und jetzt, da ich fast alles getan habe, was man tun kann — jedes Stübchen in einem Gurkengarten für mich! Mir liegt selbst am Lesen nichts mehr, jetzt — die Welt und Bilder von ihr, statt Reden über die Welt! Aber man muß Bücher lesen, um Worte und Formen für „das Publikum" zu finden, wenn man schreibt, und das muß man unbedingt, wenn man Gott fürchtet. Ich selber habe keine Freude am Schreiben — keine, am bloßen Akt — wenn auch alle Freude in dem Gefühl der Pflichterfüllung, und daraus beurteilen Sie, wie herzzerbrechend es sein muß, wenn ich wirklich mein Bestes getan habe, mich von Kritiker Eins und Bekanntschaft Zwei einen armen Kerl nennen zu lassen. Aber ich glaube, Sie lieben die Beschäftigung des Schreibens, wie ich die des Malens oder Musikmachens lieben würde, nicht wahr? Im Grunde ist im Herzen der Dinge viel Freude; und die Gewohnheit und Überlegung haben mich so weit gebracht, daß ich zu jeder Zeit bereit bin, mich an die Arbeit zu machen — aber — ich weiß nicht, warum — mir sinkt das Herz, so oft ich dies Pult öffne, und es steigt, so oft ich es schließe. Und doch, wäre es nicht um das, was ich geschrieben habe, so hätten Sie nie von mir gehört, und durch das, was Sie geschrieben haben, nicht eigentlich um es, liebe ich Sie und will ich Ihnen wohl. Und jetzt, wollen Sie an das denken, was ich am Anfang meines Briefes sagte — wie Sie versprochen haben, mich wissen zu lassen, ob meine Wünsche wirken und Sie sich weiter wohl befinden? Und selbst das.. (da wir in Großherzigkeit Gelehrte sind) sagen Sie mir selbst das nicht, noch irgend etwas sonst, wenn es Ihnen lästig fällt — sondern warten Sie auf Ihre eigene gute Stunde, und kennen Sie mich als... wären nur diese Worte meine eigenen und frisch für dieses Augenblicks Gebrauch gemünzt!... Stets aufrichtig den Ihren R. B.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

50. Wimpole Street: 20. März 1845.

So oft ich es aufschiebe, lieber Mr. Browning, an Sie zu schreiben, so geschieht es nicht, seien Sie versichert, weil ich „meine eigene gute Stunde" wähle, sondern weil ich mich meiner schlimmen Stunde unterwerfe. Es war freundlich von

Ihnen, daß Sie zu wissen wünschten, wie ich mich befand, und nicht unfreundlich von mir, wenn ich meine Antwort auf Ihre Frage hinausschob — denn ich habe mich wirklich nicht sehr wohl befunden und nicht viel Mut gehabt, es zu sagen. Dieses unerbittliche Wetter! dieser Ostwind, der durch Sonne und Mond zu blasen scheint! wer kann sich bei solchem Wind wohl befinden? Aber ich sollte nicht murren. Es ist nicht so sehr schlimm mit mir gewesen, wie es sonst wohl war — ich werde nur schwächer als gewöhnlich, und lerne meine Lehre, daß ich sterblich bin, in einem Winkel — und dann muß all das ein Ende nehmen! Der April kommt heran. Es wird ein Mai und ein Juni kommen, wenn wir solche Dinge erleben; und schließlich können wir es vielleicht. Und was das angeht, daß ich Sie sehn werde, so bemerke ich, daß Sie mir mißtrauen und daß Sie vielleicht meine Krankhaftigkeit durchschauen und erraten, wie ich, wenn der Moment kommt, ein lebendes menschliches Gesicht zu sehen, an das ich nicht gewöhnt bin, wie ich dann zurückschrecke und im Geist erbleiche. Ja? Sie haben Erfahrung in der Natur der Menschen, und Sie wissen, welche Folgen ein so abgeschlossenes Leben wie meines hat — trotz all meiner schönen Philosophie über soziale Pflichten und dergleichen mehr — nun — ob Sie solch Wissen haben oder nicht, kann ich nicht sagen, aber ich sage, daß ich Sie wirklich empfangen will, wenn das warme Wetter mich wieder ein wenig belebt und der Erde zu ihrem Recht verholfen hat, so daß derartige Vergnügungen möglich werden. Denn wenn Sie meinen, ich möchte Sie nicht sehen, so sind Sie trotz all Ihrer Erfahrung im Unrecht. Aber ich werde mich anfangs fürchten — obgleich ich es jetzt nicht tue, da ich dies schreibe. Sie sind Paracelsus und ich bin eine Einsiedlerin mit Nerven, die alle auf der Folter gebrochen sind und jetzt lose hängen — und bei jedem Schritt und Atemzug beben.

Und was Sie von der Gesellschaft sagen, das bringt mich auf manche Gedanken, die ihr Leben und meins vergleichen. Sie scheinen vom vollen Becher des Lebens getrunken zu haben, während die Sonne daraufschien. Ich habe nur innerlich gelebt; oder mit dem Leiden als starker Erregung. Vor dieser Abgeschlossenheit durch meine Krankheit war ich auch abgeschlossen, und wohl nur wenige der jüngsten Frauen der Welt haben nicht mehr von der Gesellschaft gesehen, gehört und kennen gelernt als ich, die kaum noch jung zu nennen ist. Ich bin auf dem Lande aufgewachsen — hatte keine gesellschaftlichen Verbindungen, hatte mein Herz in Büchern und Poesie und meine Erfahrung in Träumen. Meine Sympathien fielen wie eine unbefestigte Geißblattranke zu Boden — und wäre nicht einer in meinem eigenen Hause — doch davon kann ich nicht reden.*) Es war ein einsames Leben, grün wie das Gras ringsum. Bücher und Träume — darin lebte ich — und das häusliche Leben schien nur leise ringsum zu summen, wie die Bienen um das Gras. Und so verstrich und verstrich die Zeit, und später,

---

*) Siehe den Brief vom 25. Aug. 1845 über den Tod ihres ältesten Bruders Edward, der auf einer Ruderpartie bei Torquay im Meer ertrank.

als meine Krankheit kam, und es war, als ob ich am Rande der Welt stände und alles sei abgetan, und keine Aussicht vorhanden (so schien es eine Zeit lang) je wieder die Schwelle eines Zimmers zu überschreiten; ja, da kam ich wohl dazu, mit einiger Bitterkeit daran zu denken (nachdem mir der größte Kummer meines Lebens Raum und Zeit zum Atmen gegeben hatte), daß ich blind in diesem Tempel stand, den ich verlassen wollte — daß ich kein menschliches Wesen gesehen hatte — daß meine Brüder und Schwestern von der Erde mir Namen waren, daß ich keinen großen Berg oder Fluß, ja, nichts gesehen hatte. Ich war wie ein Sterbender, der Shakespeare nicht gelesen hat, und es war zu spät! verstehen Sie? Und wissen Sie auch, was für ein Nachteil diese Unwissenheit für meine Kunst ist? Ei, wenn ich weiterlebe und nicht aus dieser Abgeschlossenheit herauskomme, sehen Sie nicht, daß ich unter entscheidender Ungunst leide, daß ich in gewissem Sinne ein blinder Dichter bin? Sicherlich ist bis zu einem bestimmten Grade eine Entschädigung vorhanden. Ich habe viel inneres Leben gehabt, und aus der Gewohnheit der Selbstbeobachtung und Selbstanalyse heraus errate ich vieles von der Natur der Menschen im allgemeinen. Aber wie gern würde ich als Dichterin ein wenig von diesem schwerfälligen, ungeschlachten, hilflosen Wissen aus Büchern gegen einige konkrete Erfahrung vom Leben und von den Menschen eintauschen, gegen einige ...

Doch alles Murren ist verächtlich. Wir alle sollten Gott für unser Maß des Lebens danken und es für jeden von uns als genügend erachten. Ich schreibe das, damit Sie nicht mißverstehen, was ich vorher in bezug auf die Gesellschaft schrieb, obgleich Sie nicht von meinem Gesichtspunkt aus sehen; und damit Sie verstehen, was ich ganz so meine, daß ich alle meine hauptsächlichen Freuden, ja fast alle Gefühle, die warm unter jenem Namen gehn und mit mir persönlich zusammenhängen, in der Dichtung, und nur in der Dichtung erlebt habe. Schreibe ich gern? Natürlich, natürlich. Mir ist, als lebte ich, wenn ich schreibe — es ist für mich das Leben. Was heißt denn leben? Nicht essen und trinken und atmen — sondern leidenschaftlich und freudig in allen Fibern des Daseins in sich das Leben fühlen. Und so lebt man sicherlich beim Dichten — nicht immer — aber wenn das Rad sich dreht und der Fortgang ununterbrochen ist. Ist es bei Ihnen nicht so? — o, es muß so sein. Im übrigen kommt natürlich eine Reaktion; und in meinem besonderen Fall ist die Reaktion, sobald ich ein Gedicht von mir im Druck sehe oder sauber abgeschrieben, höchst schmerzlich. Das Vergnügen, das Gefühl der Macht, ohne das ich keine Zeile schreiben könnte, ist im Moment vergangen, und nichts bleibt als Enttäuschung und Demütigung. Ich habe noch kein Gedicht geschrieben, das man mich nicht in Stücke zu reißen hätte überreden können, wenn man mich im rechten Moment gefaßt hätte. Ich leide an zeitweiliger Demut, versichere ich Sie.

Wie amüsant, von sich zu reden; da Sie aber „mich versucht haben, und ich aß", so bitte ich um Ihre Langmut ob meiner Sünde, und ah! wenn Sie doch dafür wieder sündigen möchten! Sie und ich, wir scheinen uns in einer milden Wider-

streitsharmonie zu begegnen... wie in dem „si no, si no“ eines italienischen Duetts. Ich möchte mehr von den Menschen sehen, und Sie haben zu viel von ihnen gesehen, sagen Sie. Ich bin unwissend, Sie gesättigt. „Sie machen sich selbst aus dem Lesen nichts mehr?“ Ist es möglich? Und ich bin so „frisch“ darauf wie je — solange ich aus dem Schatten von Diktionärs und theologischen Streitschriften und dergleichen mehr fortbleibe. Soll ich es Ihnen unter dem Gedächtnis der letzten Rose des letzten Sommers zuflüstern? Ich liebe Romane über die Maßen; ja! und ich lese sie nicht nur, wie es einige kluge Leute tun wegen der Sprache hier und um der Empfindung dort, sondern um der Geschichte willen! wie kleine Kinder, die auf Papas Knieen sitzen. Meine kindliche Vorliebe für Geschichten ist nicht mit meiner Liebe zu Plumcake geschwunden, und noch jetzt ist kein Loch in ihr. Ich mache es mir beinahe zur Regel, alle Romane zu lesen, die andere so freundlich sind, zu schreiben — und wehe dem elenden Wicht, der mir sagt, wie der dritte Band endet! Lebt auch in Ihnen irgend eine solche Unschuld fort? oder nennen Sie das Stumpfsinn? Wenn ja, so verzeihe ich Ihnen und lächle nur — ich warne Sie — mit einem Lächeln überlegenen Genusses vor mich hin! Mr. Chorley machte mich neulich ordentlich lachen, als er mir Mary Howitts „Improvisatore“ mit einer Art entschuldigenden Hinweises auf die Schilderungen in dem Buch empfahl, als hätte ich noch niemals einen Roman gelesen — ich! Ich schrieb ihm ein Bekenntnis zurück, das ihn vielleicht veranlaßte, den Kopf zu schütteln, und jetzt bekenne ich mich Ihnen unprovoziert. Ich bin eine, die die Pest hätte vergessen können, indem sie Boccaccios Erzählungen lauschte; und ich schäme mich nicht. Ich „sehe nicht einmal, was man besseres tun könnte“, ich bin so närrisch....

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Montag Morgen [Poststempel: 31. März, 1845].

...Dieser sonnige Morgen ist, als hätte ich ihn für Sie gewünscht — 10 schlägt die Uhr jetzt — sagen Sie mir, ob Sie um 10 Uhr heut Morgen irgend welch Gutes von meinen Herzenswünschen für Sie empfinden — ich würde Ihnen alles, was Sie brauchen, aus meinem eigenen Leben und meiner Frohheit geben, und doch noch zweimal so viel behalten, als von rechtswegen dem dünnen weißen Gesicht genügt hätte, das dort im Spiegel bei dem Gedanken lacht, es könne irgendjemanden bange machen... und jetzt, mit einer anderen Art Lachen bei dem Gedanken, daß wenn sein Eigentümer das nächste Mal reist, er Miß Barrett... zu Hause lassen muß — Dii meliora piis, und unter ihnen

dem Ihnen überall und zu allen Zeiten ergebenen R. Browning.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Donnerstag [Poststempel, 16. Mai, 1845].

...Nun! — aber dies soll beweisen, daß ich nicht mißtrauisch bin, und sagen, daß wenn Ihnen daran liegt, mich zu sehen, Sie kommen können; und daß es

mein Gewinn ist (so empfinde ich es) und nicht Ihrer, wenn Sie wirklich kommen. Ich weiß, Sie werden nachher nicht davon reden, daß Sie hier waren, weil ich trotz meines festen Versprechens diesen Sommer einen oder zwei Menschen zu sehen (außer Ihnen, den ich freiwillig und gern empfange), Besuche im allgemeinen nicht annehmen kann — und ganz abgesehen von der Frage der Gesundheit wäre es unziemlich, hier auf dem Sofa zu liegen, und aus meiner Gebrechlichkeit ein Schauspiel zu machen und einen Bettlerhut fürs Mitleid hinzuhalten. Ich würde es bei einer anderen Frau tadeln — und dies Gefühl hat manchmal sein Gewicht bei mir.

Im übrigen — wenn Sie schreiben, ich wisse nicht, wie sehr sie schätzen würden, u.s.w. — und Sie selber nicht einmal recht — so berühren Sie die Wahrheit ziemlich genau, und so genau in der letzten Klausel, daß als ich sie las, ich „tant bien que mal“ lächeln mußte. Sicherlich können Sie nicht „recht wissen“, ob Sie auch nur einen Strohhalm von Vergnügen davon haben werden, wenn Sie mich anders als auf diesem Papier kennen lernen — und ich für mein Teil, lieber Mr. Browning, habe den Eindruck, daß Sie keins davon haben werden. Es ist nichts an mir zu sehen, noch von mir zu hören — ich habe nie plaudern gelernt, wie Sie in London, wenn ich auch den Glanz der geschnitzten Rede bei Mr. Kenyon und anderen bewundern kann. Wenn meine Dichtung für irgend ein Auge irgendetwas wert ist, so ist sie die Blume von mir. Ich habe am meisten in ihr gelebt und bin in ihr am glücklichsten gewesen, daher hat sie all meine Farben; was ich sonst bin, ist nichts als eine Wurzel die in den Boden und das Dunkel gehört. Und wenn ich all diesen Egoismus schreibe, .. so geschieht es aus Scham, und weil ich mich schäme, so viel Aufhebens von etwas zu machen, was es nicht wert ist; und weil Sie überschwenglich sind, wenn Sie sich so viel aus einer Erlaubnis machen, die Ihnen nachher nichts sein wird. Nicht, als ob es mich nicht rührte, daß Sie sich überhaupt etwas daraus machen! Es rührt mich tief; und bald ... werde ich verstehen. Kommen Sie also. Auf jeden Fall ist Wahrheit und Einfachheit für Sie da; und eine Freundin. Und antworten Sie nicht hierauf — ich schreibe es nicht als eine Fliegenfalle für Komplimente. Ihre Spinne würde mich zu sehr darum verachten.

Und ... das Wie und Wann! Sie befinden sich nicht gut, jetzt, und es kann Ihnen nicht bekommen, wenn Sie irgend etwas tun, als sich ruhig und still verhalten, bis diese schreckliche musikalische Note aus Ihrem Kopf fortbleibt.*) Ich bitte Sie, denken Sie nicht daran, zu kommen, bis all das zur Genüge zum Schweigen gebracht ist. Wenn das geschehen ist, so müssen Sie sich entscheiden, ob Sie lieber mit Mr. Kenyon kommen wollen oder allein — und wenn Sie allein kommen wollen, so müssen Sie mir sagen, an welchem Tage, und ich will

---

*) In einem vorhergehenden Brief schrieb Browning: „mir ist beinahe wohl“ — nur daß ein kleines Rad in meinem Kopf summt: [Notenbeispiel] *Sostenuto*

Sie an jedem Tage empfangen, wenn nicht ein unvorhergesehenes Hindernis eintritt, .. an jedem Tage nach zwei und vor sechs. Und meine Schwester wird Sie die Treppen zu mir heraufbringen, und wir werden plaudern; oder Sie werden plaudern; und Sie werden versuchen, nachsichtig zu sein und mich so gern zu haben, wie Sie können. Wenn Sie aber lieber mit Mr. Kenyon kommen wollen, so müssen Sie, ich glaube bis Juni, warten — weil er Montag fortgeht und wahrscheinlich nicht gleich zurückkommt — nein, Samstag, morgen.

Inzwischen — warum Sie mir „danken" sollten, ist mir ein absolutes Geheimnis — doch ich lasse es!

Sie sind großmütig und ungestüm; das kann ich sehen und fühlen; und weit entfernt von jeder Neigung, Ihnen zu mißtrauen oder an Ihnen zu zweifeln, versichere ich Sie, daß ich vielmehr so sehr an Ihre treue, reine Gesinnung glaube, als hätte ich Sie persönlich ebensoviele Jahre gekannt, wie ich Ihren Genius geschätzt habe. Glauben Sie das von mir — denn es ist wahrhaft gesprochen....

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Freitag Abend [Poststempel: 17. Mai, 1845].

... Liebe Miß Barrett, ich danke Ihnen für die Erlaubnis, die Sie mir geben, und für die unendlich freundliche Art, wie Sie mir sie geben. Ich will Sie am Dienstag um 2 besuchen — nicht eher, damit Sie Zeit haben, mir zu schreiben, wenn irgend ein ungünstiger Umstand eintreten sollte ... nicht als ob er Ihnen Ungelegenheiten machen brauchte, denn .. was ich Ihnen für jetzt und künftig noch ganz besonders sagen möchte — machen Sie sich nicht das geringste daraus, daß ich komme, sondern — sollten Sie sich zum Beispiel nicht wohl befinden — schicken Sie mir oder lassen Sie mir nur ein Wort herunter sagen, und ich komme wieder, und wieder, und wieder — meine Zeit ist von keinerlei Bedeutung und meine Bekanntschaften in der Nachbarschaft sind dicht gesät.

Wenn ich Ihnen jetzt nicht dankbar genug erscheine, bin ich so sehr zu tadeln? Sie sehen, es ist hohe Zeit, daß Sie mich sehen, denn ich habe mich klärlich ausgeschrieben! Immer der Ihre R. B.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Dienstag Abend.*) [Poststempel: 21. Mai, 1845].

Ich vertraue Ihnen, daß Sie mir der Wahrheit gemäß berichten, wie Sie sich befinden — ob Sie müde sind, ob nicht, ob ich in irgendetwas verkehrt gemacht habe — oder irgendetwas recht — (nur, kein Wort mehr über meine „Freundlichkeit", die — um sie abzutun, will ich es zugeben — ausnahmsweise ist) — sondern lassen Sie uns alles so einrichten, wenn es möglich ist — und warum sollte es das nicht sein — daß mein großes Glück — und das ist es, wenn ich

*) Die erste Begegnung fand statt am Dienstag, den 20. Mai 1845, 3–4½ Uhr Nachmittags.

Sie von Zeit zu Zeit wie heute sehen kann — um den Aufwand von so wenig Unbequemlichkeit für Sie erreicht wird, wie wir es nur möglich machen können. Zum Beispiel — was mir gerade einfällt — alle hier behaupten, ich spreche sehr laut — (eine schlechte Angewohnheit, die daher kommt, daß ich oft mit einem tauben Verwandten plaudern muß). Und bin ich zu lange geblieben?

Ich will Ihnen ohne Zögern solche corrigenda sagen, ja, ich will es noch einmal sagen, demütigen Sie mich nicht — bitte, nicht wieder — indem Sie mich auf die Art „freundlich" nennen!

Ihre Freundschaft macht mich — jetzt und immer — stolz und glücklich. Möge Gott Sie behüten! R. B.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Mittwoch Morgen [Poststempel: 22. Mai, 1845].

Wirklich nichts war verkehrt — wie konnte es auch? Und alles war recht — wie sollte es nicht? Und was das „laute Sprechen" angeht, so habe ich nichts davon gehört — und anstatt mich schlechter zu befinden, sollte ich mich besser befinden, wegen der Ehre und des Glücks, die mir gestern (ob ich davon rede oder schweige) zu Teil geworden sind.

Das erinnert mich, Sie beschränken unseren Wortschatz so, daß es auf ein baldiges volles Schweigen schließen läßt. Erst soll ein Wort nicht gesprochen werden, dann ein anderes. Und warum? Warum mir den Gebrauch von Worten versagen, denen natürliche Gefühle entsprechen? und wie kann ein solcher Gebrauch Sie „demütigen"? Wenn mein Herz offen vor Ihnen läge, könnten Sie in keinem Gedanken dort und in keiner Spur eines Gedankens, der dort gewesen ist, etwas Ihnen Feindliches finden — aber es ist schwer für Sie, trotz all Ihrer Psychologie (und um mich an Sie zu erinnern, habe ich gerade in die Vorrede zu einigen Gedichten von einem Dr. Gurney geblickt, wo er von „der reflektierenden Weisheit eines Woodsworth und den tiefen psychologischen Äußerungen eines Browning" redet) es ist schwer für Sie, meine geistige Verfassung nach der besonderen Erfahrung, die ich durchgemacht habe, zu verstehen und was für eine *τὶ ἐμοὶ καὶ σοί* Empfindung in mir Ihnen gegenüber sich nicht unterdrücken läßt, wenn Sie von der Höhe Ihrer glänzenden, glücklichen Sphäre um persönlichen Verkehr mit mir bitten, wie Sie gebeten haben. Was für Worte als „Freundlichkeit" . . als „Dankbarkeit" — doch ich will auf keinen Fall unfreundlich und undankbar sein und tun, was Ihnen unangenehm ist. Und lassen Sie uns beide das Thema der Worte verlassen, weil wir von verschiedenen Gesichtspunkten aus sehen; wir stehen je auf der schwarzen und weißen Seite des Schildes und können zu keinem Schluß kommen.

Aber Sie werden wirklich am Dienstag kommen — und so oft Sie zugleich mögen und können, wieder — und es wird mir nicht unangenehmer sein, mir eine Freude machen zu lassen, als es den Leuten im allgemeinen ist — meinen Sie nicht auch? Ah — wie verkehrt Sie urteilen! Es muß mir doch klärlich und

natürlich ein Vergnügen sein, Sie hier zu empfangen, wenn Sie kommen mögen, und es kann nicht nötig sein, daß ich es erst in gesetzten Worten sage — glauben Sie das
Ihrer Freundin E. B. B.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Freitag Abend [Poststempel: 24. Mai 1845].

Ich wollte Ihnen gestern abend und heute morgen schreiben und konnte nicht — Sie wissen nicht, was für Schmerz Sie mir bereiten, wenn Sie so wild reden.*) Und wenn ich Ihnen, lieber Freund, nicht gehorche, und doch (ich für mein Teil) von Ihrem wilden Reden rede, so tue ich es nicht, um etwas zu tun, was Ihnen unangenehm ist, sondern um in meinen eigenen Augen und vor Gott einer Großherzigkeit ein wenig würdiger oder weniger unwürdig zu werden, vor der ich aus Instinkt und beim ersten Blick, aber entscheidend zurückschaudere, und weil mein Schweigen in Beziehung darauf das am wenigsten freundschaftliche Ausdrucksmittel wäre. Hören Sie mich also hierin an. Sie haben einige leidenschaftliche Dinge gesagt. . . Einbildungen — die Sie nicht wieder sagen noch auch widerrufen werden, sondern sogleich vergessen und für immer, daß Sie sie überhaupt gesagt haben; und so werden sie zwischen Ihnen und mir allein sterben, wie ein Druckfehler zwischen Ihnen und dem Setzer. Und das werden Sie um meinetwillen tun, die ich Ihre Freundin bin (Sie haben keine wahrere) — und ich bitte um dies, weil es eine für die zukünftige Freiheit unseres Verkehrs notwendige Bedingung ist. Sie denken daran — sicherlich tun sie es — daß ich mich in der seltsamsten Ausnahmestellung befinde, und daß ich gerade deshalb Sie so empfangen kann, wie ich es Dienstag tat, und daß „auf unbewußte Übertreibungen" zu hören, sich für mich in meiner niedrigen Stellung so wenig paßt, wie es (was wichtiger ist) für Ihre glückliche ungünstig wäre. Wenn Sie aber ein Wort der Antwort hierauf versuchen sollten oder darauf zurückkommen, so darf ich . . . so will ich Sie nicht wiedersehen — und Sie werden mir später in Ihrem Herzen Recht geben. Also werden Sie es um meinetwillen nicht sagen — ich glaube es — und mir den Kummer ersparen, einen Verkehr gerade da abbrechen zu müssen, wo er mir Vergnügen verspricht, mir, die so manchen Kummer und so wenig Vergnügen hat. Sie werden es nicht sagen! — und ich brauche nicht unruhig sein — und ich werde Ihnen diese Ruhe als eine von vielen Gaben verdanken. Denn daß ich viel von Ihnen zu empfangen habe, in allen freien Gaben eines großen denkenden und lehrenden Geistes . . . das weiß ich! — ich lobe mich selbst, wenn ich Sie würdige, wie es keiner kann. Ihr Einfluß und Ihre Hilfe werden mir in der Dichtung viel Gutes und Freude bringen — denn unter vielen in diesem Hause, die mich lieben, ist keiner . . . mehr, der mich beurteilen kann. Ihre Freundschaft und Ihre Sympathie werden mir

*) Brownings Brief, auf den dieser antwortet, hat er selbst vernichtet. Er enthielt Brownings erste Erklärung.

mein Leben lang teuer und wertvoll sein, wenn Sie sie mir so lange oder so kurz noch lassen. Wo Sie sich in mir irren, worüber ich mich nicht irren kann (— und da haben Sie mich durch zu viel Ehre gedemütigt) — das schiebe ich ruhig und mit dankbaren Tränen in den Augen bei Seite; weil all dieser Hagel Samen wie Blüten niederschlagen und verderben wird ....

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Samstag Morgen [Poststempel: 24. Mai, 1845].

Entsinnen Sie sich nicht, ich habe Ihnen einmal gesagt, Sie wüßten nichts von mir? wogegen Sie sich verwahrten — aber ich meinte, was ich sagte, und wußte, daß es so war. Um in einem Gleichnis großartig zu sein: auf jeden armen Fleck eines Vesuv oder Stromboli in meinem Mikrokosmus kommen ungeheure Eisschichten und Gruben voll schwarzen, kalten Wassers — und ich nutze meine zwei oder drei Feueraugen aus, weil ich leider aus Erfahrung weiß, wie sehr sie zum Verlöschen neigen — und das Eis wächst und wächst — und doch ist es ein echter Teil von mir, der bezeichnendste Teil, der beste Teil vielleicht, und ich verleugne nichts — nur — als Sie davon redeten, daß „Sie mich kennten"! Aber es ist mir im höchsten Grade ungewohnt, namentlich seit den letzten Jahren, davon auch nur im Traum einem anderen Menschen etwas mitzuteilen (denn alle meine Dichtung ist rein dramatisch, wie ich gern immer wieder sage), so daß, wenn ich auch nur den geringsten Versuch mache — kein Wunder, wenn ich exemplarisch stümpere — und auch die „Sprache" ist ein Werkzeug, das nie in diesen meinen schweren, schweren Kopf hineingewollt hat. Werden Sie mich nicht für sehr brutal halten, wenn ich Ihnen sage, ich könnte beinahe über Ihr Mißverstehen dessen, was ich schreiben wollte, lächeln? — Und doch will ich es Ihnen sagen, weil es den schlechten Eindruck meiner Gedankenlosigkeit vernichten, und zu gleicher Zeit den Punkt aufklären wird, den ich Ihnen die ganze Zeit her in ehrlichem Ernst ins rechte Licht habe stellen wollen ... nämlich meine wirkliche Unterlegenheit Ihnen gegenüber; gerade das und weiter nichts. Ich schrieb Ihnen in einem unklugen Moment und gedrängt, dadurch daß Sie mir wieder „dankten", und ich schrieb unklugerweise, als ob ich vor mich hin dächte, sagte, was absurd genug ausgesehen haben muß, wenn man es ohne das furchtbare nie-zu-schreibende Gegengewicht in meinem Übrigen sah — neben dem — könnte es geschrieben und Ihnen auseinandergesetzt werden — mein Brief zu seinem rechten und relativem Platz hinuntersinken und ein einfaches „Danke Ihnen" für Ihre gute Meinung werden würde — und die ist, das versichere ich Ihnen, viel zu freigebig — denn ich glaube wirklich, daß Sie mir in vieler Hinsicht überlegen sind, und ich fühle mich unbehaglich, bis auch Sie das einsehen — da ich ja auf Ihre Sympathie und Hilfe hoffe, und Offenheit ist in solchem Falle alles. Ich versichere Sie, hätten Sie meinen Brief gelesen und nur soviel von mir „gekannt", wie Sie kennen lernen würden, wenn Sie zum Beispiel, bloß den Inhalt jenes verhängnisvollen und oft erwähnten „Portefeuilles" dort (Dii meliora piis!) durchsähen, Sie

würden darin (in dem Brief, nicht Portefeuille) die sanfteste Äußerung sehen, die je ein milder Herr getan hat. Aber ich vergaß, daß man an einem stillen Ort zu viel Lärm machen kann, wenn man die „ohr-durchdringende Pfeife" spielt, die in Othellos Regimentskapelle von der „mut-weckenden Trommel" — um vom Gong und Klapphorn ganz zu schweigen — in gebührende Subordination gezwungen werden mag. Wollen Sie mir auf das Versprechen hin verzeihen, daß ich in Zukunft daran denken und bedachtsamer sein will? Nicht daß Sie mich zu sehr verachten dürften; das auch nicht; und vor allen Dingen dürfen Sie nicht meinen, ich posiere à la Byron und gäbe Ihnen unaussprechbare Dinge zu verstehen, Sehnsüchte nach Lethe und all das — weit entfernt! Ich habe niemals Morde begangen und schlafe den gesundesten Schlaf — aber „das Herz ist verzweifelt böse", das ist wahr, und wenn ich auch nicht zu sagen wage, ich „kenne" meins, so habe ich doch bedeutende Gelegenheiten gehabt, ich, der ich das Leben vom Anfang anfing und nichts vergessen kann (Namen und das Datum der Schlacht von Waterloo ausgenommen), und ich habe gute und böse Männer und Frauen gekannt, habe Edmund Kean und Vater Matthew die Hand geschüttelt, Ihnen und — Ottima! Und dann hatte ich schon vor vielen, vielen Jahren eine gewisse Kraft der Bewußtheit, über die John Mill sich wunderte, und die mittlerweile gewachsen sein sollte, wenn beständige Übung überhaupt etwas nützt — und da ich schließlich im ganzen ein Dichter zu sein gedenke, wenn nicht d e r Dichter .. denn ich bin manche Abende eitel und ruhmredig — so lasse ich mir Gerechtigkeit angedeihen und wage es, vor mir selber die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, und sage kühn, dies liebe ich, dies hasse ich, dies würde ich tun, dies würde ich nicht tun, unter allen möglichen Umständen — und da ich in diesem Stil m i t m i r s e l b e r rede (denke), und da ich, wie zitternd auch und trotz der Schulderklärung in diesem Stil f ü r m i c h selbst zu schreiben beginne — oben auf dem Pult, das meine „Lieder der Dichter: No. I. M. P." enthält, so schrieb ich — was Sie, ich weiß! vergeben. Denn ich bedaure von Herzen, wenn ich Ihnen in einem törichten Anfall von Unbedachtsamkeit auch nur eine Minute lang Schmerz bereitet habe, Ihnen, für die ich auf jeden Fall jedes Wort lieber „wie für einen Vogel glätten" und mildern möchte . . .

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Mittwoch [Poststempel: 25. August, 1845].

. . . Ja — und wissen Sie, daß ich seit den letzten paar Jahren ganz dazu gekommen bin, das Bücherwissen und seine Wirkung auf den Geist zu verachten — ich meine, wenn die Leute d a v o n l e b e n, wie es die meisten berufsmäßigen Leser tun .. wenn sie ihre Seelen unter diese aus Köpfen gemachten Dächer einklostern, während sie draußen unter dem Himmel sein könnten. Solche Leute werden trotz all ihrer Mühen dunkel und eng und niedrig.

F r e i t a g. Sie sehen, ich habe geschrieben, ehe Sie kamen — und jetzt fahre ich in Eile fort, um mir einige Dinge von der Seele zu reden, die auf ihr lasten.

Zunächst . . von Ihnen; wie ist es möglich, daß Ihnen wieder unwohl ist . . und daß Sie davon reden können (und taten Sie es nicht? — habe ich Sie das nicht sagen hören?) „Sie seien müde in Ihrer Seele“ . . Sie? Was sollte Sie, teuerster Freund, in Ihrer Seele müde machen? oder auf irgend eine Art verstimmen? — Bitte . . sagen Sie es mir . . Ich wollte es ohne die Pause schreiben — und fast könnte ich es, vielleicht . . genau wie einer von Ihren zweihundert Freunden . . beinahe könnte ich das „bitte, sagen Sie es mir“ heraussagen. Oder ist es (was ich geneigt bin, für das wahrscheinlichste zu halten) daß Sie des gleichförmigen Lebens müde sind und eine Veränderung nötig haben? Das kann bisweilen jedem passieren und hängt nicht von Wahl und Wille ab, das wissen Sie — und ich weiß es, und die ganze Welt weiß es: und wäre es also in dem Falle nicht klug von Ihnen, ihr Leben neu zu halten und sofort ins Ausland zu gehen? Was Sie in Ihrer Seele müde machen kann, ist ein Problem für mich. Sie sind der letzte, von dem ich ein solches Wort erwartet hätte. Und Sie haben es gesagt, meine ich. Ich meine, daß ich auch nicht geirrt habe. Und Sie, . . mit voller Freiheit, und die Welt für jedes ihrer Ziele, und jede ihrer Freuden in Ihrer Hand! Oder liegt es daran, daß Ihr Unwohlsein Ihren Mut beeinflußt? Aber dann ist Ihnen vielleicht weniger wohl als Sie zugeben mögen. — Und ich falle Ihnen lästig, indem ich davon rede . . nicht wahr? und unangenehm sein ist erst ein Drittel des Wegs zum Nützlich-Sein, daran sollte man sich zur rechten Zeit erinnern.

Und dann das nächste, was ich mir von der Seele schreiben muß . . Sie dürfen, dürfen sich aus dem, was ich heute sagte, keine ungerechte Meinung bilden. Ich habe mich seitdem unbehaglich gefühlt, weil ich fürchtete, Sie könnten es — und vielleicht wäre es besser gewesen, ich hätte es nicht auf die Art außer jedem Zusammenhang gesagt; nur konnten Sie nicht lange mein Freund sein, ohne zu erfahren und zu sehen, was so an der Oberfläche liegt. Aber dann wieder . . so weit ich in Betracht komme . . liegt niemandem weniger an einem „Willen“ als mir (und das, obgleich ich nie einen gehabt habe . . in offenbarem Widerspruch mit Ihrer Theorie, die trotzdem im allgemeinen stichhält) an einem Willen in den gewöhnlichen Dingen des Lebens. Hin und wieder gibt es natürlich ein kleines Durchkreuzen und ein wenig Ärger — aber in seinen bloßen Vergnügungen und Launen will man doch lieber ein bißchen durchkreuzt und geärgert werden, als jemanden ärgern, den man liebt . . und es ist möglich, sich an den Harnisch zu gewöhnen und schließlich ganz leicht hinein zu gleiten; und es giebt eine Seitenwelt, um seine Gedanken darin zu verbergen, und „Teppich-Werk“, um trotz Mrs. Jameson unmoralisch darauf zu sein . . und das Wort „Literatur“ hat für mich, wie Sie sehen müssen, ein gut Teil Freiheit verborgen . . wirkliche Freiheit, in die niemand hineinspäht — und ein Zufall (soweit irgend etwas Zufall ist) hat es während meines ganzen Lebens gewollt, daß mein eigenes Gefühl von Recht und Glück in allen wichtigen Punkten offenen Handelns niemals dem von mir geforderten Gehorsam entgegengelaufen ist . . während ich und wir alle in nicht ganz

öffentlichen Dingen bisweilen dazu neigen, bis zur Grenze unseres Handlungsvermögens bei geschlossenen Türen und Fenstern zu handeln, ohne auf Kenntnisnahme oder Erlaubnis zu warten. Ah — und dies letzte ist vielleicht von allem das Schlimmste! zur Heimlichkeit vor dem Herzen gezwungen zu werden, das uns, von Natur aus am nächsten steht; und von der natürlichen Quelle des Rates und der Kraft fortgezwungen zu werden! — und dann, die Unredlichkeit — die Feigheit — die Laster von Sklaven! — und jeder einzelne, setzen Sie . . alle meine Brüder . . zu absoluter Unterwerfung gezwungen, scheinbarer Unterwerfung wenigstens . . und zwar durch jenen schlimmsten und entehrendsten Zwang, den Zwang zu leben, da sie außer mir in Geldangelegenheiten alle von dem unbeugsamen Willen abhängig sind . . verstehen Sie? Aber was Sie nicht sehen, was Sie nicht sehen können, das ist die tiefe und weiche Liebe hinter all diesen patriarchalischen Ideen von Beherrschung erwachsener Kinder „auf dem Weg, den sie gehen müssen!" und es hat niemals (unter der Rinde) eine letztere Liebe in eines Vaters Herzen gegeben . . nein, und auch kein würdigeres Herz an sich . . ein treueres und reineres Herz, das mehr zu Dankbarkeit und Ehrfurcht zwang als seins, wie ich es sehe! Das Übel liegt im System — und er hält es einfach für seine Pflicht zu herrschen und nach seinen eigenen Ansichten vom rechten Glück glücklich zu machen — er hält es für seine Pflicht, wie die Könige der Christenheit zu herrschen, nach göttlichem Recht. Aber er liebt uns durch das alles hindurch, und ich, wenigstens, liebe ihn! und als ich vor fünf Jahren verlor, was ich ohne Vergleich und Nebenbuhlerschaft auf der ganzen Welt am meisten geliebt hatte . . viel mehr als er, und er wußte es . . denn jeder, der mich kannte, konnte gar nicht anders, als wissen, welches meine erste und größte Liebe war . . als ich das verlor . . da fühlte ich, daß er als nächster neben mir am geschlossenen Grabe stand . . oder am nicht sich schließenden Meer . . ich weiß nicht, welches von beiden und habe nie fragen können. Und ich will Ihnen sagen, daß er nicht nur in der langen ermüdenden Prüfung dieser Krankheit (die für die Zuschauer eine weit schlimmere Prüfung ist, als Sie vielleicht ahnen) freundlich und geduldig und rücksichtsvoll gegen mich gewesen ist, sondern daß er in jener Stunde bitterer Prüfung großmütig war und mich schonte und mir nie einen Vorwurf gemacht hat, was er hätte tun können, und womit mich meine eigene Seele nicht verschont hat — daß er nicht ein einziges Mal zu mir gesagt hat, weder damals, noch seither, daß, wäre ich nicht gewesen, die Krone seines Hauses nicht gefallen wäre. Er hat es nie getan . . und er hätte es sagen können — und ich hätte nichts darauf antworten können. Nichts, außer daß ich meinen eigenen Preis gezahlt hätte — und daß der Preis, den ich gezahlt habe, größer war als sein Verlust . . seiner!! Denn hören Sie, wie es war, und wie ich „nicht mit der Hand, doch dem Herzen" die Ursache oder der Anlaß zu jenem Elend wurde — und wenn auch nicht mit der Absicht meines Herzens, sondern seiner Schwäche, so doch der Anlaß, auf jeden Fall!

Man hatte mich nach Torquay hinunter geschickt — Dr. Chambers hatte gesagt, ich könne einen Winter in London nicht überleben. Das Schlimmste — was man

so das Schlimmste nennt — wurde damals für mich gefürchtet. So also schickte man mich mit meiner Schwester dorthin zu einer Tante — und er, mein Bruder, den ich so sehr liebte, wurde auch mitgeschickt, um uns hinzubringen und dann zurückzukehren. Und als die Zeit für ihn gekommen war, uns zu verlassen, da konnte ich, der er zugleich der liebste Freund und Bruder war . . der einzige meiner Familie, welcher . . aber ich kann von diesen Dingen nicht schreiben; und es genügt, wenn ich Ihnen sage, daß er über uns allen stand, daß er besser als wir alle war, und daß er gegen mich ohne Vergleich, ohne jeden Vergleich der beste, der edelste, und mir der liebste war, wie ich schon sagte — und als für ihn die Zeit kam, mich zu verlassen, da konnte ich mich, von der Krankheit geschwächt, nicht beherrschen noch meine Tränen unterdrücken — und meine Tante küßte sie fort, statt mich zu schelten, wie sie es hätte tun sollen, und sie sagte, sie wolle dafür sorgen, daß mir kein Schmerz widerführe . . sie! und sie setzte sich hin und schrieb einen Brief an Papa und sagte ihm, er würde „mir das Herz brechen", wenn er darauf bestände, daß mein Bruder zurückkäme. — Als ob Herzen so gebrochen würden! Ich habe seitdem voll Bitterkeit daran gedacht, daß mir das Herz nur ein gut Teil mehr als das nicht gebrochen ist! Und Papas Antwort war — sie ist mir wie mit Feuer eingebrannt — „unter solchen Umständen weigere er sich nicht, seinen Befehl aufzuheben, aber er erachte es als sehr unrecht von mir, so etwas zu fordern". Also trennten wir uns damals nicht: und Monat nach Monat verstrich — und mitunter war es besser und mitunter schlimmer mit mir — und die Ärzte sagten immer wieder, sie könnten keine Gewähr für mein Leben leisten . . sie! wenn ich aufgeregt würde — und so war von einer Trennung keine Rede mehr. Und einmal hielt er meine Hand . . wie deutlich ich mich erinnere! und sagte mir, „er liebe mich mehr als sie alle und er wolle mich nicht verlassen . . bis ich gesund wäre", sagte er! wie ich mich dessen erinnere! Und zehn Tage darauf hatte das Boot die Küste verlassen, das nie zurückkehrte; nie — und er hatte mich verlassen! fort! Drei Tage lang warteten wir — und ich hoffte, solange ich konnte — o! — die furchtbare Qual der drei Tage! Und die Sonne schien wie sie heute scheint, und es war nicht mehr Wind vorhanden als jetzt; und das Meer vor den Fenstern war wie dies Papier so glatt — und meine Schwestern zogen die Gardinen zurück, damit ich selber sehen könnte, wie glatt das Meer war, und wie es niemandem schaden könnte — und andere Boote kamen zurück, eins nach dem anderen.

Denken Sie an das, was Sie in Ihrem „Gismond" sagen:

What says the body when they spring
Some monstrous Torture — engine's whole
Strength on it? No more says the soul,

und Sie haben nie etwas geschrieben, was mehr in mir gelebt hätte als das. Es ist eine so furchtbare Wahrheit. Aber ich hoffe, Sie erkannten es als Wahrheit durch Ihren Genius, und nicht durch eine solche Prüfung wie ich — ich, die weder reden noch eine Träne vergießen konnte, sondern Wochen und Monate

lang halb bewußt, halb unbewußt mit wanderndem Geist dalag, und Gott zu nahe, unter dem zermalmenden Druck Seiner Hand, um zu beten. Ich sühnte all meine früheren schwachen Tränen dadurch, daß ich nun keine einzige vergießen konnte — und doch schonten sie mich — und keine Stimme sagte: „Das hast du getan!"

Beachten Sie nicht, was ich Ihnen geschrieben habe, teuerster Freund. Ich habe noch keinem lebenden Wesen soviel davon gesagt — ich habe nie davon reden oder schreiben können. Ich habe von dem Moment an, als meine letzte Hoffnung schwand, keine Frage mehr gefragt: und seither ist es mir unmöglich gewesen, zu sagen, was in mir war. Ich habe es über mich gewonnen, es heute und vor Ihnen zu tun, aber vielleicht, wenn Sie schreiben sollten — also lassen Sie dies nicht wieder zwischen uns erwähnt werden — bitte nicht! Und es ist auch nicht nötig! Ich mache mir nicht mehr mit so beißenden Gedanken Vorwürfe, wie ich sie einstmals hatte — ich weiß, daß ich für ihn zehnmal gestorben wäre, und daß also, wenn es auch unrecht von mir war, schwach zu sein und ich dafür gelitten habe und dadurch lernen werde, wie ich hoffe, doch Gewissenspein nicht eigentlich das Wort für mich ist — wenigstens nicht in seinem vollen Sinne. Trotzdem werden Sie aus dem, was ich Ihnen erzählt habe, verstehen, wie damals die Feder des Lebens in mir zu brechen scheinen mußte; und wie es für mich natürlich war, daß ich das Weiterleben verabscheute — und den Glauben verlor (selbst ohne den Abscheu) daß ich den Glauben an mich verlor . . und das habe ich in einigen Punkten gänzlich getan. Es ist nicht wegen der Krankheit — nein. Und Sie werden auch begreifen, daß ich starken Grund habe, für die Schonung dankbar zu sein . . Es wäre grausam gewesen, meinen Sie, mir Vorwürfe zu machen. Vielleicht! aber die Güte und die Geduld derer, die vom Vorwurf abstehn, bleiben trotz alledem positive Dinge . . . .

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

(Poststempel: 30. August, 1845).

Können Sie mich immer noch so verstehen, teuerste Freundin? Sehen Sie — wenn ich fort bin, oder bei Ihnen — daß ich an „Worten Anstoß nehme", „mich ärgere" über etwas was, Sie sagen oder tun, selbst wenn ich es nicht sofort zu seiner Quelle, der vollen, reinen Güte, zurück verfolgen könnte, wie ich es bisher in jedem kleinsten Falle getan habe?

Ich glaube absolut, rückhaltlos an Sie — ich glaube, als Sie mich damals schweigen hießen, da war das ihr Geheiß und ich schwieg — darf ich sagen, daß ich glaube, Sie wußten damals nicht, welche Gewalt ich über mich aufwendete, daß ich so sitzen und sprechen und hören konnte, wie ich es seither getan habe? Lassen sie mich jetzt sagen — dies eine Mal — daß ich Sie von ganzer Seele liebte und Ihnen mein Leben gab, so viel Sie davon nehmen mochten — und all das ist geschehn und läßt sich jetzt nicht ändern: es war der Natur seines Wesens nach völlig unabhängig von irgend einer Gegenneigung Ihrerseits. Ich will nicht

an Extreme denken, zu denen Sie hätten greifen können; wie es jetzt steht, macht die Versicherung Ihrer Freundschaft, der vertrauliche Umgang, den Sie mir gewähren — jetzt — die wahrste, tiefste Freude meines Lebens aus — eine Freude, die ich nie für vergänglich halten kann, so lange wir leben, weil ich weiß, daß ich wenigstens, ich Sie willentlich nicht betrüben könnte — und Sie dagegen, Ihre Güte und Ihr Verständnis werden stets jedem unfreiwilligen oder aus Unwissenheit begangenen Fehler auf den Grund sehen — werden mir immer helfen, ihn wieder gut zu machen. Damit bin ich fertig. Wenn ich glaubte, Sie wären wie andere Frauen, die ich gekannt habe, würde ich so vieles sagen! — aber — (mein erstes und letztes Wort — ich glaube an Sie) — was Sie mir von Ihrer Zuneigung geben könnten und wollten, das würden Sie edel und einfach und als eine Geberin geben — Sie würden nicht nötig haben, daß ich Ihnen sage — Ihnen sage! — was für mich im — noch so fernen — Ausgang das höchste Glück sein würde —

Ich wiederhole .. Ich rufe Ihre Gerechtigkeit auf, sich zu erinnern, Ihren Verstand, zu glauben .. daß dies nichts weiter ist als eine genauere Konstatierung des ersten Gegenstandes, um jedem möglichen Mißverständnis ein Ende zu machen, um zu verhindern, daß Sie in Zukunft glauben, weil ich nicht schreibe, wenn ich zu tief an Sie denke, sei ich beleidigt, verletzt u. s. f. Ich werde hierauf nie zurückkommen, und Sie sollen auch nicht den geringsten Unterschied in meinem Benehmen am nächsten Montag sehen; es steht auch immer vor mir .. wie ich nichts von Ihnen und den Ihren weiß. Aber ich meine, ich mußte reden, als ich es tat — und zwar klar .. oder klarer, was ich tue: wie es mein Stolz und meine Pflicht ist, jetzt auf das Gefühl zurückzukommen, mit dem ich inzwischen war — der Ihre — Gott behüte Sie — R. B.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Sonntag (Poststempel: 31. August, 1845).

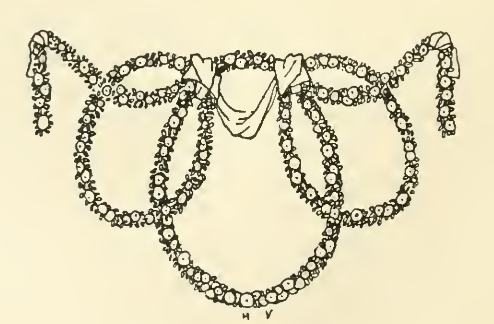
Ich dachte nicht, daß Sie mir zürnten — das habe ich nie gesagt. Aber Sie konnten vernünftigerweise schon ein wenig verletzt sein, wenn Sie mich in Verdacht hatten, ich tadelte Sie wegen irgendetwas in Ihrem Benehmen gegen mich; und das war es, was ich fürchtete — oder eher hoffte .. da ich am meisten vermutete, Sie wären krank. Und doch glaubten Sie .. glauben Sie .. auf irgend eine Art oder auf einen Moment hätte ich Sie getadelt, Ihnen mißtraut, nicht geglaubt — oder warum dieser Brief? Wie habe ich diesen Brief provoziert? Kann ich mir vergeben, wenn ich ihn auch nur scheinbar provoziert habe? und wollen Sie mir glauben, daß wenn Sie ihn um der Vergangenheit willen schickten, er unnötig war, um der Zukunft willen, unerheblich? Ich sage das nicht aus Mangel an Empfänglichkeit für seine Worte — Ihre Worte machen sich immer fühlbar — sondern mit der vollen Absicht nicht zu dulden, daß Sie sich an Worte halten, weil sie gesagt sind, noch sie sagen, als wollten Sie durch sie gehalten sein. Und wenn Sie mir noch tausend solcher Worte mehr sagten, wie könnten Sie die

Zukunft oder Gegenwart beeinflussen, wenn ich die Absicht habe, die mögliche Wandlung Ihrer Gefühle als eine Wahrscheinlichkeit mir und Ihnen vor Augen zu halten? Können sie mich hindern, mit allen Türen offen zu sitzen, wenn ich es für richtig halte? Ich versichere Sie — während ich Ihnen, wie Sie sehen müssen, in Wort und Tat traue, und während ich glaube, daß noch kein menschliches Wesen in den Augen eines anderen höher oder reiner dagestanden hat als Sie in meinen — Sie werden trotzdem noch hoch stehn und unverändert mein Freund bleiben, wie in diesem Moment, wenn die betreffende Wahrscheinlichkeit zur Tatsache würde. Und dies muß ich sagen, weil Sie andere Dinge gesagt haben: und dies allein, was ich gesagt habe, daran erinnere ich Sie ernstlich, geht die Zukunft an.

Mein teuerster Freund, Sie sind in Ihrer ganzen Handlungsweise mir gegenüber den edelmütigsten Impulsen gefolgt — und ich habe jeden einzelnen in meinem Herzen erkannt und beim Namen genannt. Doch ich kann nicht umhin, hinzuzufügen, daß von uns beiden Ihre Rolle nicht die schwerere gewesen ist .. ich meine, für eine großherzige Natur wie Ihre, der jede Art des Edelmuts leicht wird. Die meine ist schwieriger gewesen — und ich bin wieder und wieder unter ihrer Last zusammengesunken: und das Sinken und die Anstrengung, die Pflicht eine verlorene Position zurückzugewinnen, mögen mir den Anschein des Schwankens und einer Leichtfertigkeit gegeben haben, die wenigstens *Ihrer*, vielleicht unser beider unwürdig ist. Trotz dieses Anscheins war es recht und gerecht von Ihnen, wenn Sie an mich — an meine Wahrhaftigkeit — glaubten — weil ich gegen Sie in ihr niemals gefehlt habe, noch *solchen* Fehls fähig war: und bei Dingen, die ich *nicht* gesagt habe, hat das Schweigen seinen Grund anderswo gehabt, als wo Sie ihn suchten. Und das veranlaßt mich, mich darüber zu beklagen, daß Sie, der Sie an mich zu glauben versichern, trotzdem offenbar der Meinung sind, ich habe von Ihnen bei jener Gelegenheit nichts als bloßes Schweigen gefordert — und wenn ich „Ihre Gewalt über sich" gekannt hätte, hätte ich keinen Anstoß genommen .. nein! Mit anderen Worten, Sie glauben, daß ich nur an mich dachte, an meine (wie soll ich es nennen, um ein Motiv zu haben, das niedrig und klein genug ist?) meine eigene Ängstlichkeit .. Freiheit von Fesseln! an mich, in meinem Geringsten, sagen wir, an das Binden meiner Schuhriemen! — soviel und mehr nicht! Aber das ist so verkehrt, daß es mich bisweilen ungeduldig macht, wenn ich fühle, es sei Ihr Eindruck; ich bat um Schweigen — aber *auch* und hauptsächlich um Vergessen Ihrer .. Sie wissen recht gut, um was ich bat. Und das war aufrichtig gemeint, ich versichere Sie. Sie haben mir einmal geschrieben .. o, lange vor Mai und dem Tag, an dem wir uns sahen: Sie „seien so glücklich gewesen, daß Sie jetzt vor sich selber das Recht hätten, jeden Schritt zu tun, wenn er auch alles Glück Ihres Lebens aufs Spiel setzte" — aber wenn *Sie* auch das Recht hätten, könnte *ich* es darum rechtfertigen, wenn ich einem solchen Schritt Vorschub leistete — dem Schritt, daß Sie in gewissem Sinne Ihre besten Gefühle verschwendeten .. daß Sie Ihre Wasserkrüge in den Sand

entleerten? Was ich damals dachte, denke ich noch — was jede dritte Person, die Sie kennt, denken würde, das denke und fühle ich. Ich glaubte im Anfang auch, das Gefühl Ihrerseits sei nichts als eine großmütige Aufwallung, die sich vielleicht schon in einer Woche legen würde. Es rührt mich und hat mich tief gerührt, mehr als ich auszudrücken versuchen mag, daß Sie so beharren — und wenn ich bisweilen gewissermaßen instinktiv empfunden habe, daß Sie schließlich doch einmal aufhören würden, darauf zu bestehen, und daß Sie sich vielleicht, ein wenig unbewußt, über die Stärke Ihres eigenen Gefühls täuschten — denn Sie sind ein Mensch, wie Sie wissen, so sollten Sie sich nicht wundern; denn ich fühlte, es sei für Sie vorteilhafter und glücklicher, wenn es so wäre. In jedem Falle werde ich meinen eigenen Anteil an den Ereignissen dieses Sommers nie bereuen, und Ihre Freundschaft wird mir bis zum letzten teuer sein. Sie wissen, ich habe Ihnen das schon gesagt — vor nicht so langer Zeit. Und was das angeht, was Sie gestern sagten, so haben Sie recht: ich würde nicht aus unwürdigen Motiven das zu sagen vermeiden, was Sie zu hören irgendwelchen Anspruch hätten. Aber was könnte ich sagen, das nicht ungerecht gegen Sie wäre? Ihr Leben! wenn Sie es mir gäben, und ich legte mein ganzes Herz hinein; was wäre es als Angst und größere Traurigkeit, als Sie zu tragen geboren sind? Was könnte ich Ihnen geben, das zu geben nicht unedel wäre? Deshalb müssen wir diesen Gegenstand verlassen — und ich muß Ihnen trauen, daß Sie ihn ohne ein weiteres Wort verlassen; (zu viele sind schon gesagt — aber ich konnte Ihren Brief nicht ganz mit Schweigen übergehen . . als hätte ich nichts zu tun, als alles nur so als etwas Selbstverständliches hinzunehmen!) und Sie können mir ganz vertrauen, daß ich mich bis zu meinem Lebensende als einer dankbaren Erinnerung des vollen Wertes Ihrer Freundschaft erinnern und ihn empfinden werde, wie die empfinden, welche das Leiden gekannt haben (denn wo diese Gräben gegraben sind, wird das Wasser stille stehn). Möge Gott Sie behüten, mein liebster Freund. Ich werde diesen Brief absenden, nachdem ich Sie gesehen habe, und hoffe, Sie haben nicht erwartet, früher von mir zu hören. Immer die Ihre E. B. B.

(Eine zweite Reihe von Briefen folgt)



Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück / Eine scherzhafte Erzählung / von Ricarda Huch

Ueber Berge, auf denen der Schnee noch nicht geschmolzen war, ging Lux Bernkule, ein junges verwitwetes Weib mit ihren zwei Kindern, dem zehnjährigen Brun und der kaum dreijährigen Lisutt, nach dem jenseitigen Orte Klus, der ihre Heimat werden sollte. Es lebte dort der Vater ihres verstorbenen Mannes, Christoph Bernkule, in hohem Alter als Schermäuser oder Maulwurfsfänger, welches Amt ihm ein nettes Einkommen verschaffte, und bei dessen Ausübung ihn die Schwiegertochter mit ihren Kindern unterstützen sollte. Sein Sohn Henne, ihr Mann, hatte mit seinem Vater von jeher in Unfrieden gelebt, so daß er ihm Frau und Kinder niemals vorgestellt hatte, die Ursache davon aber niemals hatte laut werden lassen; da nun der Lux die enge Rechtlichkeit und Hartköpfigkeit ihres Mannes wohl bekannt waren, bildete sie sich ein, daß auch er Schuld an dem Zwiespalt getragen haben könnte und war wohl geneigt, der Einladung des Greisen Folge zu leisten, teils aus Neugier, teils aus Mitleid mit seinem einsamen Alter, und schließlich weil sie durch einen mächtigen Gönner, der ihr alles Erdenkliche an Schutz und Begünstigung zusicherte, dazu angeregt wurde. Dies war der Abt des Klosters, in dessen Nachbarschaft ihr Mann Forstgehilfe gewesen war, Wonnebald Pück, der kürzlich zum Bischof von Klus ernannt warden war und, heftig verliebt in die anmutreiche Frau, sie eindringlichst ermunterte gleichfalls dorthin überzusiedeln, wo sie einzig auf der Welt noch Familienanhang hätte. Einem Ratschlag des alten Bernkule folgend hatte sie Männerkleidung angelegt und stieg so behende, aber ohne sich zu eilen, den alten Saumpfad hinan, der den Fußgängern diente, mit Hilfe des kleinen Brun einen Karren bald schiebend bald ziehend, der mit allerlei Kleidern und Hausrat beladen war, und auf dem auch Lisutt, wenn sie müde war, gefahren wurde. An einem hochgelegenen Punkte kreuzte sich der alte, beschwerliche Weg mit der neuen Straße, die für die Eisenbahn gebaut worden war, und es fügte sich, daß die Wanderer dort mit dem Zuge zusammentrafen, der den neuen Bischof seinem Ziele entgegenführte.

Er saß im Speisewagen an einem gedeckten Tischchen und erblickte, wie er gerade ein Glas rotgelben Weines an die Lippen setzte, die fahrenden Leute, die vor dem niedrigen Stationsgebäude standen, dicht aneinandergedrängt in dem beißenden Höhenwinde, die Kinder ein Stück Brot in den rotgefrorenen Händen. Seine Augen weilten mit Appetit wie auf einer leckeren Schüssel auf Lux, deren ragende Schlankheit in der losen Jacke und kurzen Pumphose sich schöner als sonst sehen ließ; ihre feinen braunen Haare waren abgeschnitten und hingen in weicher Bewegung um ihr helles Gesicht, das in reizvollem Wechsel bald tiefgreifendes, wägendes Denken, bald betörende Süßigkeit ausdrückte. In ihrem Lächeln, mit

dem sie seinen leutseligen Gruß erwiderte, lag mehr Überlegenheit, als Ehrerbietung oder Liebe zugelassen hätten, allein er ärgerte sich weder darüber, noch über den trotzigen Blick, den Brun ihm zuwarf, da er nicht zweifelte, daß die Zeit, die ihm lieblichste Vergütung im Überfluß zuteil werden lassen würde, vor der Tür stände. Mit freundlicher Würde winkte er einen Angestellten des Zuges herbei, händigte ihm zugleich mit einem reichlichen Trinkgeld eine Flasche Wein ein und bedeutete ihm, sie den armen Leuten draußen zu überreichen, und als gleich darauf der Zug sich langsam in Bewegung setzte, bewegte er die Hand majestätisch grüßend gegen die kleine Gruppe.

Während der Bischof träumerisch speisend in dem gemütlichen Wagen, der weich wie ein Schlitten dahinsauste, weiterfuhr, malte er sich die mit seiner Beförderung verknüpften Annehmlichkeiten in genußreichen Bildern aus, wobei seine Zufriedenheit nur durch die Sorge beeinträchtigt wurde, ob und wie er sich die Mittel, die seine Lebensführung kostete, würde beschaffen können.

Der Vater von Wonnebald Pück war ein schwerreicher Kaufmann und sowohl dadurch wie durch seinen Verstand und schließlich durch eine vornehme Heirat eine in weiten Kreisen maßgebende Persönlichkeit gewesen. Seine Frau, hübsch und von altem Adel, hatte ihm mehrere Kinder geboren, von denen das jüngste etwa zwölfjährig war, als sie ihm unerwarteterweise noch einmal das Glück Vater zu werden, in Aussicht stellte. Der bereits ergrauende Mann freute sich doppelt, da das Kind ein Knabe wurde und erteilte ihm zu beständigem Andenken an die Seligkeit, die seine Ankunft mit sich gebracht hatte, den Namen Wonnebald; doch verwandelte sich seine übertriebene Zärtlichkeit bald in Kummer und Ärger, da der Jüngste die Anlagen eines Taugenichts, Faullenzers, Dummkopfs verriet, während seine älteren Geschwister nicht hervorragend, aber doch leidlich begabt und durchaus rechtschaffen waren. Weder in der Schule noch unter häuslicher Aufsicht lernte er etwas, galt es aber mutwillige Streiche auszuführen oder etwas Verbotenes zu erschleichen, mangelte es ihm nicht an Erfindungsgabe und Pfiffigkeit, so daß, wie übel er auch in allen ernsten und ehrlichen Angelegenheiten bestand, er doch immer frech und guter Dinge und der Zukunft gewiß war. Die Ermahnungen und Drohungen seines Vaters schlugen ihm nicht an, einzig bei seiner Furchtsamkeit konnte man ihn fassen, und zwar wirkte die Angst vor dem Fegefeuer oder Gespenstern weit kräftiger als Angst vor Prügelstrafe oder anderen natürlichen schmerzhaften Folgen seines argen Lebens, denen er durch Glück und schlaue Anschläge zu entrinnen dachte. Wäre aber auch die Strenge des Vaters von Einfluß auf Wonnebald gewesen, so hätte diesen die Torheit der einsichtslosen Mutter sogleich wieder aufheben müssen, die, so anspruchsvoll und unnachgiebig sie übrigens sein konnte, eine Wollust darin fand, sich von ihrem Sohne umgarnen und ausbeuten zu lassen, was er geschickt und freundlich zu tun verstand. Ihr war dabei etwa so zumute, als ob sie im angenehmen Halbschlummer, so daß sie die Töne und Gegenstände nur verschwommen wahrnähme, auf einer Ottomane läge, während das Fell einer schnurrenden Katze sich schmeichelnd an ihr riebe. So

traute sie zum Teil seinen Vorspiegelungen, zum Teil seine arglistige Absicht durchschauend, und verharrte beglückt in dem gaukelnden Zwielicht, ja widersetzte sich eigensinnig, wenn ihr Mann oder ihre anderen Kinder sie zwingen wollten, die Wahrheit zu erkennen oder zuzugestehen. Als sich die Schwierigkeit und eigentlich Unmöglichkeit Wonnebald in irgend einem Berufe vorwärts zu bringen, zeigte, verfiel sie, mit Vorwürfen wegen ihrer unbesonnenen Erziehung überhäuft, auf den Gedanken ihn geistlich werden zu lassen, da ihm auf dieser Laufbahn, so hoffte sie, die bedeutenden Verbindungen ihrer adligen Familie zugute kommen würden. Hiergegen sträubte sich der Vater, der die Religion für gut und nützlich, die Kirche aber für faul und verdammlich hielt, allein da er keinen anderen Ausweg wußte und ohnehin einen rechten Zusammenhang des Herzens mit Wonnebald nicht mehr spürte, gab er nach und mußte bald gestehen, daß, äußerliches Fortkommen und Ansehen anbelangend, seine Gattin einen guten Griff getan hatte.

Wonnebalds Geist, der sowohl den einfachen wie den höheren Wissenschaften gegenüber unzugänglich geblieben war, nahm glatt und geschwind die religiösen Lehren auf, die auf dem Seminar, das er nun besuchte, beigebracht wurden, so daß seine Mutter mit Fug behaupten durfte, es wäre derselbe einer geweihten Erde vergleichbar, in der kein anderer als der gottgefällige Samen der Theologie gedeihen könnte. Zwar klagten die Leiter der Anstalt nicht selten über unerlaubte Leichtfertigkeiten des jungen Pück, doch pflegten sie, in Anbetracht des strengen Wandels, der späterhin unweigerlich zu führen war, den Jünglingen die Schwächen und Unzuträglichkeiten ihrer Jahre im allgemeinen hingehen zu lassen, besonders wenn diese sich mit soviel Talent und Fleiß in kirchlichen Dingen vertrugen wie bei Wonnebald. Besonders glänzte seine Kunst der heiligen Darstellung, insofern er nämlich beim kirchlichen Amtiren ebensoviel Pomp und Weihe wie kindliche Demut in seine Gebärden zu legen wußte, so daß, noch ehe er jemals öffentlich aufgetreten war, der Ruf aufkam, er werde sich dereinst zu außerordentlichen Würden erheben.

Wonnebalds Mutter warf sich unter dem Eindruck dieser Ereignisse mehr und mehr auf die religiöse Seite, besuchte eifrig die Kirche, verkehrte mit Geistlichen, machte Stiftungen und Schenkungen und war durch nichts mehr zu erbittern, als wenn ihr Mann und ihre Kinder Verwunderung darüber äußerten, wie sie bisher ganz ohne religiöse Bedürfnisse und Veranstaltungen gelebt habe, was sie bestritt. Bei den Besuchen ihres Sohnes befliß sie sich eines bescheidenen und hingebenden Benehmens, dessen Früchte er in liebenswürdiger Harmlosigkeit pflückte, wie er denn überhaupt alles Gute genoß, ohne sich und andere durch Zweifel oder Bedenklichkeiten irgend einer Art zu stören.

Obwohl er sich durch sein umgängliches Betragen und vergnügtes Gesicht bei seinen Lehrern und Vorgesetzten beliebt gemacht hatte, waren diese doch nicht ohne Sorge, wie seine eher zu- als abnehmenden fleischlichen Wesenseigentümlichkeiten sich mit dem geistlichen Berufe vertragen sollten, und führten ihn deshalb mit äußerster Beschleunigung durch alle Bildungsgrade bis zur Weihe, in der Meinung,

daß durch die mystische Handlung das niedrig Stoffliche, das ihm leider noch an- klebte, mehr oder weniger entzündet und verklärt werden würde.

Indessen wurde eine augenblickliche Wirkung nicht bemerkbar, vielmehr ent- faltete er seine fröhlichen Triebe, nachdem er Benefiziat in einem kleinen entlegenen Dorfe geworden war, erst recht, als wäre nach mannigfacher Entbehrung nun die schöne Zeit der Ernte herbeigekommen. Was er durchaus nicht lassen konnte und mochte, war mit hübschen Weibern, wenn es irgend anging, Liebschaften anzu- knüpfen, wodurch er die Bauern nicht wenig ärgerte, und da er ihnen dazu noch dadurch anstößig wurde, daß er sich soviel wie möglich Hühner, Eier und Butter schenken ließ, hielten sie mit lautem Tadel seiner Predigten nicht zurück, die kurz, hohl und unnütz wie Seifenblasen über ihren Köpfen zerplatzten. Der Bischof, zu dessen Regiment er gehörte, sah sich genötigt, Wonnebald einen Vorhalt zu machen über den Leichtsinn, mit dem er seinen Beruf auffaßte, worauf dieser sich damit entschuldigte, daß das kleine Dorf ihm keine seinem Geiste angenehme Nah- rung gewährte, und daß er deshalb den gröberen Zerstreuungen nachginge, die es ihm darböte, ferner, was die Predigt beträfe, daß die Bauern sich zu seiner Höhe nicht aufschwingen könnten, er zu ihrer Dummheit sich nicht herablassen möchte. Hierauf bildete sich die Ansicht, es würde das beste sein, den jungen Mann an eine bessere Stelle zu setzen, wo seine Vorzüge mehr zur Geltung kämen, seine lasterhaften Gewohnheiten aber teils weniger auffielen, teils wegen der beständigen Überwachung durch Gleichstehende und Vorgesetzte sich mehr in ein schützendes Dunkel verkriechen würden. Solche Erwartungen enttäuschte jedoch Pück, der nunmehr Pfarrer in einer größeren Stadt wurde, vollständig, indem er der ver- mehrten Gelegenheit zu Lust und Wonne nicht widerstehen konnte und es weit ausgelassener trieb als zuvor, sodaß an Abhilfe ernstlich gedacht werden mußte.

In derselben Stadt war der Sitz eines Weihbischofs, der, gelehrt und sittenstreng, an dem ungebührlichen Betragen Wonnebalds einen großen Anstoß nahm und sich häufig über ihn so ereiferte, daß er ihn gern mit Schimpf und Schande aus der Kirche ausgestoßen hätte. Doch überlegte er sich, daß der leidige Mensch einen reichen und hochansehnlichen Familienanhang habe, der ein so scharfes Vorgehen übel aufnehmen würde, und ferner, daß es der Kirche einen schlechten Leumund bereiten könnte, wenn man erführe, daß ein un- wissender, untüchtiger und gewissenloser Mann wie Pück es bis zum Pfarrer hatte bringen können. Unter seinen Augen aber wollte er solche Leichtfertigkeit sich nicht breitmachen sehen und betrieb deshalb seinen Übergang in ein Kloster, so die Verant- wortung für seine schamlose Aufführung von sich abladend, aber nicht ohne ihn mit nachdrücklichen Empfehlungen auszurüsten. In dieser und ähnlicher Art rückte Wonnebald mühelos empor und wurde etwa fünfundvierzigjährig Abt eines Klosters, das in schöner waldreicher Gegend abseits vom Verkehr der großen Welt gelegen war. Immerhin gab es in der Nachbarschaft des Klosters mehrere große Güter, dessen Besitzer mit dem geselligen Abte in freundliche Beziehungen traten und im Verein mit welchen er sich bald das Leben so genußreich einzurichten wußte, wie es nach seinem

Sinne war. Umsonst freilich gelangte er weder zu den üppigen Speisen noch zu den Zärtlichkeiten der Frauen, vielmehr gab er dafür soviel Geld aus, daß er sich auf das Spielen verlegte, wobei er im ganzen mehr verlor als gewann und seine Lage noch verschlimmerte. Was er von seinen inzwischen verstorbenen Eltern geerbt hatte, war bereits aufgebraucht, und die Geschwister, die ihm öfters Geld vorgestreckt, aber stets vergeblich auf Wiedererstattung gedrungen hatten, weigerten sich durchaus ihm nochmals beizuspringen; so kam er dazu, den Gutsbesitzern abzuborgen, was er ihnen nicht abgewinnen konnte, und ihnen ebenfalls nichts davon zurückzuzahlen. Dies verdroß die Herren, die alle nacheinander an die Reihe kamen, mehr und mehr und vergällte ihnen das Zechen und Bechern mit dem Abte, ja manchen unter ihnen fiel es jetzt auf, daß er kein Gottesmann wäre wie er sein sollte, und sie setzten ihn daheim und öffentlich mit deutlichen Anspielungen herunter. Im Kloster selber hatte er alle diejenigen auf seiner Seite, denen ein gemächliches Leben über alles gefiel, einige aber, die aus Frömmigkeit oder galliger Gemütsart den Freudentaumel nicht mitmachen wollten, mißbilligten ihn durch schweigende Zurückhaltung oder verklagten ihn böswillig, wenn sich eine Gelegenheit dazu bot.

Diese Zustände bewirkten mit der Zeit, daß Wonnebald zuweilen von seinen Oberen Sendbriefe mit Vorwürfen und Drohungen erhielt, über deren Beantwortung er seufzte und schwitzte, ohne doch etwas Rechtes zustande zu bringen, wodurch er auf den Gedanken kam, die Arbeit einem geschickten Kopf zu übertragen, der ihm ergeben wäre. Dies auszuführen, war aber nicht leicht, denn er wollte sich weder den Klosterbrüdern noch den Gutsnachbaren anvertrauen, sondern am liebsten einem einfachen, armen Manne, der ihn womöglich für einen übel verleumdeten, ehrwürdigen Kirchenvater ansähe und außerdem durch kleine Belohnungen in Abhängigkeit zu halten wäre. Unter den Bauern und Tagelöhnern, die in der Gegend wohnten, war ihm indessen keiner bekannt, der gescheiter als er selbst gewesen wäre, doch fiel ihm ein, einmal von einer Frau gehört zu haben, die mit zierlicher Handschrift wundervoll zu schreiben verstände, und für die ganze Bauernschaft ringsum ausfertigte, was an Schreibereien vorkäme, sei es in Liebessachen oder beim Handel oder vor Gericht. Wonnebald, der unter den Frauen und Mädchen übrigens gut Bescheid wußte, hatte sich die Bekanntschaft der Lux Bernkule, denn um diese handelte es sich, aus mehreren Gründen bisher entgehen lassen: einmal weil er die gelehrten Weiber verabscheute und sodann weil er wußte, daß sie eines Jägers Frau war, eines strengen, aufbrausenden Mannes, der überdies auf die Geistlichkeit nicht gut zu sprechen war.

Lux war das Kind einer Nonne, einer vornehmen und hochgebildeten, in allerlei Künsten geübten Dame, die einen schon vor ihrer Einkleidung ihr vertrauten Liebhaber auch im Kloster noch öfters gesehen und eine Tochter geboren hatte, und der eine nachsichtige Äbtissin gestattete, daß das Kind unter den Bediensteten des Klosters aufwachsen durfte. Zwar durfte sie mit ihrer Mutter nur flüchtig verkehren und ihr auch nie, obwohl ihr das gegenseitige Verhältnis nicht verborgen

blieb, den Mutternamen geben, doch hatte sie Gelegenheit mancherlei zu lernen und sich zu bilden und benützte sie willig, wie denn überhaupt ihrem gesunden Geiste von allen Seiten Nährendes und Heilsames zugeflogen kam. Manches Mädchen wäre unter so heikeln Umständen vergrämt und vergrillt geworden, Lux indessen war mild und heiter geartet, durchschaute die Dinge und die Menschen, ohne sich an ihnen zu ärgern und verlangte nicht viel, außer daß man sie anständig und freundlich behandelte, denn sie war empfindlich gegen harte oder unschöne Berührungen, wie ihr denn überhaupt ein gewisser Hang für anmutige Lebensformen angeboren war. Trotzdem verliebte sie sich, als sie achtzehnjährig war, in den Jäger Henne Bernkule, der ein Mann ohne gebildete Sitten war, was freilich in der Zeit der Werbung, wo die Leidenschaft seine kräftige Schönheit veredelte und immerwährender Sonntag in ihren erwartungsvollen Herzen herrschte, leicht übersehen werden konnte. Später sah sie allerlei Geberden und Gewohnheiten an ihm, die mit ihrem Schönheitssinn nicht in Einklang waren, doch hatte sie ihn deswegen nicht weniger lieb, sondern lachte zuweilen darüber oder denn es rührte sie. Peinlich war es ihr, wenn ihr Mann, was er gern tat, über die schlechten Menschen schimpfte, insbesondere über die Geistlichkeit, wobei er immer dieselbe Beweisführung und dieselben Ausdrücke anwendete, und zwar erging er sich am bittersten über das Kloster, in dem sie aufgewachsen war, nicht zum wenigstens eben deswegen, weil sie sich dort, bevor sie etwas von ihm wußte, zufrieden gefühlt hatte.

Nun wollte es das Glück des Abtes, daß der Forstmann im Kampfe mit einem Wilderer verwundet wurde und starb, gerade zu der Zeit als er der Hilfe seiner Frau bedürftig wurde, die er nun ohne Furcht zu sich bescheiden konnte, um ihr sein Ansinnen auseinanderzusetzen. Der Anblick der großen, mit stiller Lieblichkeit sich bewegenden Frau und ihrer sanft lächelnden Augen machte ihn fast ein wenig verlegen, da er sie sich anders vorgestellt hatte; aber sein Anliegen betreffend flößte ihm die Art ihrer Erscheinung sogleich die Überzeugung ein, daß sie alles erforderliche verstehen und auch tun würde. Sie hörte auf eine solche Weise zu, daß die Worte des Sprechenden ihr von selbst entgegenkamen und er fließender und einleuchtender als er selbst geglaubt hatte, die Angelegenheit erklären konnte: wie er mit Geschäften überladen und dazu an einem bösen Gliederfluß leidend sei, sodaß er die Feder nicht stramm führen könne, wie er von Unruhstiftern verleumdet und wie verdrießlich ihm, einem friedfertigen Priester, solches Gezänk sei, sodaß er herzlich dankbar sein würde, wenn ein einsichtiger und verschwiegener Freund den häßlichen Briefwechsel wie es ihm gut dünkte erledigte. Lux sagte vergnügt und bescheiden, sie habe alles verstanden und werde das Ding zur Zufriedenheit des Abtes ausführen, brachte auch wirklich in Bälde ein Schriftstück zustande, das Wonnebald mit behaglichem Stolz als seines abschickte. Zur Liebe hielt der Abt die Witwe nicht geeignet, da sie nichts weder von der drallen und schnippischen, noch von der süßlich weinerlichen Frauenart hatte, die er bevorzugte; sie kam ihm unscheinbar vor und er sah es für eine schöne Leutseligkeit seinerseits an, daß er

ihr trotzdem eine gewisse Annehmlichkeit zubilligte. Einer Ähre glich sie wirklich mit schlankem, biegsamem, stolzem Halme, die keine prangenden Blüten trägt, aber durch die bald silbern aufglänzende, bald blau und lila schattende Farbe und den würzereichsten, belebendsten Geruch jeden Wanderer anzieht und unwiderstehlich gewinnt. Zu seiner eigenen Verwunderung mußte sich der Abt bald gestehen, daß er in außergewöhnlich hohem Grade in Lux verliebt war, und obwohl er annehmen durfte, daß sie eine so ganz unverdiente Zuneigung ohne Zögern reichlich erwidern würde, fand er doch nicht sogleich eine Wendung, um aus der geschäftlichen Region in die menschlich gefühlvolle überzugehen. Nach kurzer Zeit indessen hatte er sich soweit ermannt, daß er sich ihr mit zutraulicher Zärtlichkeit näherte, aber sie wehrte ihn freundlich ab, indem sie erklärte, sie sei Mutter zweier Kinder und erst kürzlich Witwe geworden und nicht in der Verfassung, dergleichen Scherze zu dulden oder gar auszutauschen. Der Abt meinte, die wohlwollende Äußerung seiner Dankbarkeit dürfe sie sich immerhin gefallen lassen, hielt sich aber doch seitdem zurück, da seine Kenntnis des weiblichen Geschlechts ihm riet, sich in diesem Falle nicht aufzudrängen, sondern klüglich die Annäherung der Stolzen abzuwarten. Inzwischen besuchte er sie zuweilen in ihrer Wohnung, um sich mit ihren Kindern zu befreunden, womit er aber nicht viel Glück hatte; denn Brun zeigte sich um so trotziger, je schmeichelnder die Liebenswürdigkeit des Abtes ihn zu gewinnen suchte, und die kleine Lisutt machte sich wohl seine Beflissenheit zu nutze, indem sie ihn Greifen und Verstecken spielen ließ, daß er schwitzte, schalt ihn jedoch Tropf und Faulpelz, weil er nicht hurtig genug auf die Spiele einging, und drehte ihm den Rücken, so wie sich ein besserer Kamerad einfand.

Lisutt hatte dunkelblondes, ein wenig gelocktes Haar, das auf beiden Seiten der rundgewölbten Stirn auf den festen Hals fiel, einen winzigen Mund, der stets etwas offen stand, und eine winzige Nase, die dem runden Gesicht den Ausdruck von Ahnungslosigkeit und Sicherheit verliehen, mit dem es unbekümmert in die Welt blickte. Der Abt hatte für die Süßigkeit dieser vollkommenen Lebensknospe keinen Sinn, und wenn er Kindern auch nichts zu leide tat, wünschte er doch im Herzensgrunde, daß sie alle der Kuckuck holte, als etwas, was schwirrend und blutsaugend um einen herum wäre wie Mücken im Hochsommer. Zuweilen ärgerte er sich auch über Lux, daß sie diese Kinder hatte und sich so kostbar machte, anstatt die liebe lange Zeit mit ihm zu genießen, aber der Groll erhitzte nur seinen Wunsch sie zu besitzen und alsdann zur Strafe für ihre Widerborstigkeit recht kurz am Zügel zu halten. Obwohl er im allgemeinen mit vollen Händen spendete, um vergnügte und ergebene Gesichter um sich zu sehen, belohnte er Lux für die Schreiberdienste, die sie ihm leistete, nur kärglich; denn er meinte, sie sei schon allzu hochfahrend und müsse womöglich durch Geldmangel in Demut und Abhängigkeit erhalten werden.

Unterdessen blieb der Geldmangel des Abtes fortwährend derselbe, und da einer von seinen Gläubigern, der sich selbst in mißlicher Lage befand, eigensinnig auf sein Recht pochte und ihn mit bösartigen Drohungen verfolgte, beschloß er, die zudring-

liche Habgier desselben müsse, es koste was es wolle, gesättigt und sein eigener Beutel wiederum gefüllt werden. Die Verzweiflung befruchtete seine Erfindungsgabe: beim Anblick eines starken, blank abgesogenen Gänsebeines kam er auf den Gedanken, dasselbe könne füglich auch einem anderen Lebewesen, beispielsweise einem Menschen angehört haben, und wenn es einerseits bedauerlich sei, daß es einen Teil eines unwürdigen Vogelgerippes anstatt eines Heiligenleibes bilde, als welches es angebetet werden, Wunder verrichten und viel Geld einbringen könnte, so sei andererseits nichts dagegen einzuwenden, wenn ein denkender Kopf es als verschollenen Knochen eines hervorragenden Märtyrers ausgäbe, und müßte sowohl die Kirche wie die Laienwelt demselben für eine so glückliche Eingebung dankbar sein.

Der Einfall versetzte Wonnebald in eine behaglich prickelnde Erregung, sodaß er, um die Stimmung gehörig auszukosten, sogleich seinen vertrautesten Genossen, den Pater Eulogius rief und eine Karaffe voll des erlesensten Weines in den kleinen erkerartigen Ausbau bringen ließ, den der sinnige Erbauer des Klosters hatte anbringen lassen, um von dort aus das Untergehen der Sonne hinter den dunkeln Wäldern zu betrachten. Hierauf setzten sich die Männer in die beiden breiten, geschnitzten Stühle, die die Nische ausfüllten, und besprachen lächelnd und flüsternd, wie die heimliche Sache, deren Bedeutsamkeit dem Eulogius augenblicklich einleuchtete, möglichst glaubwürdig und ersprießlich könne ausgerichtet werden. Wie sie zuweilen zwischen dem Plaudern die Gläser hoben, einen bedächtigen Schluck nahmen und die Augen halb schließend sich zurücklehnten, fielen ihre Blicke auf ein altes Gemäuer, das den nächsten Hügel bekrönte und von dem die Legende berichtete, es sei ein Überbleibsel des ersten Klosters, das der Stifter in grauer Vorzeit errichtet habe, das aber später von wilden Völkern, Hunnen oder Türken, zerstört sei, worauf das neue im Tale, größer und prächtiger als jenes, auferbaut worden sei. Zwischen diesen Trümmern, meinten Wonnebald und Eulogius, könnte der auserkorene Knochen schicklicherweise aufgefunden werden, ja es sei eigentlich hochwahrscheinlich, daß das ganze Gerippe des heiligen Krauti, so hieß der sagenhafte Stifter, dort oben begraben liege und schon längst würde aufgefunden sein, wenn man nur fleißiger nachgespürt hätte. Bereits stand es dem Abte fest, daß das jüngste Kind der Lux beim Spielen das Gebein zufällig finden sollte, indem die Zutageförderung der Reliquie durch unschuldige Kinderhand das hohe Ereignis desto lieblicher einkleiden würde.

In manchen Einzelheiten gingen die Meinungen des Abtes und des Paters auseinander, besonders hielt es der letztere für notwendig, einen echt menschlichen Knochen zu benützen, da ein tierischer von aufgeklärten Nörglern möglicherweise als solcher erkannt und beanstandet werden könnte, wogegen der Abt, der über alle Maßen abergläubisch und furchtsam war, einwandte, daß man ein menschliches Gerippe nicht angreifen und verkleinern dürfe, da der Geist desselben einen sonst bei Nacht verfolgen würde, welcher Plage er sich durchaus nicht aussetzen wolle. Außer dieser gab es noch andere Schwierigkeiten: so mußte der zweifelsüchtigen

Welt bewiesen werden, daß der wunderbar entdeckte Knochen vom heiligen Krauti herstamme, und es wollte sogleich überlegt sein, ob ein gleichfalls auszugrabender Siegelring mit Namen oder eine Urkunde oder eine Offenbarung besser zum Zwecke diente. Es mußten noch mehrere Zusammenkünfte in der von der Abendsonne rötlich vergoldeten Nische stattfinden, bis alle Punkte erledigt waren, was endlich in zufriedenstellender Weise so geschah, daß man sich auf den Knochen eines ausgewachsenen Schweines einigte, der durch gewisse Wunder und Zeichen als der des frommen Stifters sollte beglaubigt werden.

Demnach begab es sich eines Nachmittags, daß Frau Lux dem Abte einen Knochen überbrachte, den ihre Kinder zwischen dem Gemäuer auf dem Hügel spielend gefunden hatten und der das Aussehen eines menschlichen Kinnbackens zu haben schien. Der Abt hörte den Bericht gnädig an und begab sich, da es gerade Vesperzeit war, in die Kirche, deren Glocken, sowie er die Schwelle betrat, merklich zu läuten anfingen, was Wonnebald, nachdem eine natürliche Ursache des Geläuts nicht entdeckt wurde, dem soeben erhaltenen Kinnbacken zuschreiben mußte. Die herbeigerufenen Väter und Brüder waren geneigt, dieser Ansicht beizustimmen, und die lose und unklar in der Luft schwebende Vermutung bestätigte sich, als der Knochen, den der Abt, um die Hände zum Gebete frei zu haben, unter dem Standbilde des Krauti niedergelegt hatte, da er ihn wieder an sich nehmen wollte, sich als festgewachsen erwies und allen Bemühungen ihn von der Stelle abzulösen mit augenscheinlich magischen Kräften trotzte.

Weitere emsige Nachgrabungen förderten noch mehrere Knochen ans Licht, die dem Gutachten der würdigsten Männer zufolge einem einzigen Gerippe angehörten, so daß, da auch die im Kloster aufbewahrten Urkunden und Chroniken übereinstimmend auf Krauti hinwiesen, der Beweis in anatomischer, historischer und göttlicher Hinsicht geleistet worden war.

Die Freude in der ganzen Umgegend war nicht gering, als sich die Kunde von der Erhebung eines so ehrwürdigen Knochens verbreitete, der seine Kraft innerhalb des Klosters bereits durch verschiedene wundervolle Kuren betätigt hatte.

Der nächstfolgende Sonntag, der auch in Zukunft dem heiligen Krauti gewidmet sein sollte, wurde durch eine Prozession nach dem Hügel, der die seligen Reste des verehrten Mannes von sich gegeben hatte, eingeweiht, worauf das Volk gegen Opferung freiwilliger Pfennige zur Berührung derselben zugelassen wurde. Seitdem floß den Anfeindungen glaubensloser Spötter zum Trotz reicher Gabensegen durch den Knochen auf das Kloster, und der Abt hatte Ursache sich seiner Erfindung herzlich zu erfreuen, als der Sonnenschein allgemeiner Zufriedenheit und Dankbarkeit durch eine Wolke aus der Ferne verdunkelt wurde, indem eine schottische Kirche, deren unberühmter Name noch niemals über die Grenzen der Heimat hinaus erschollen war, Einspruch gegen die Verehrung der neuen Reliquie erhob, unter Vorgeben, daß sie selbst seit über tausend Jahren das vollzählige Gerippe des heiligen Krauti unangefochten und unanfechtbar besitze, welcher, von Geburt ein Ire, im Alter nach den britischen Inseln zurückgekehrt sei und dort durch

Zerschmetterung des Schädels von Heiden, die er bekehren wollte, die Märtyrerkrone erworben habe, wovon die Spuren an dem betreffenden Knochen deutlich wahrzunehmen seien.

Jetzt kam die Angelegenheit vor den Erzbischof der Diözese, Herrn Giselbert von Casalba, der ihr bisher nur eine oberflächliche Teilnahme zugewendet hatte. Dieser war ein Mann von den vornehmsten Sitten und Lebensgewohnheiten, mit einem feinen Herzen und katzenschnellen Verstande begabt, der hüpfend und schlüpfend jeder Schwierigkeit begegnete, und, wie er mit zarten Fingern das Verschlungene und Unebene ins Gleiche zu bringen wußte, liebte er es, wenn ihm verzweifelte Fälle zum Ordnen übertragen wurden. Er antwortete der schottischen Kirche in würdiger, ein wenig herablassender Fassung, daß die legendarischen Berichte über das Ende des heiligen Krauti von einander abwichen, und daß seines Wissens die Wahrheit von seiten der Kirche noch nicht endgültig festgestellt sei, daß er aber ihren Anspruch, das echte Gerippe zu besitzen, umsoweniger anfechten wolle, als sich bereits aus einem seither aufgefundenen Dokumente ergeben habe, daß der fragliche Knochen, dessen Wundertätigkeit fortwährend im Gange sei, dem heiligen Zeterbogk zugehöre, der, ein Begleiter des Krauti, der zweite Abt des Klosters gewesen und in demselben verstorben sei, und dessen Überreste schon seit Jahrhunderten an eben dieser Stelle gesucht seien, aber früher nicht hätten gefunden werden können.

Der Erzbischof urteilte, daß, da die mannigfaltige Wirksamkeit der Reliquie nun einmal mit Glück in Betrieb gesetzt sei, die Kirche mit dem Zuwachs an heilkräftigem Gebein zufrieden sein könne, ob dasselbe nun einen Bestandteil des heiligen Krauti oder des ebenso heiligen Zeterbogk gebildet hätte. Allerdings tadelte der Erzbischof den Abt, der die schwierige Sache zu leichthin und roh behandelt habe, insgeheim scharf, bildete sich aber bei näherem persönlichen Verkehr eine überwiegend günstige Meinung über ihn, was zum Teil eine Folge seiner vornehmen Gesinnung und Herzenswärme war, zum Teil aber daher rührte, daß er den Blick immer auf Bedeutendes und Merkwürdiges richtete und darum gerade in der Beurteilung des Einfachen und Einfältigen häufig irrte. Daß Wonnebald im allgemeinen dumm und kenntnislos war, entging ihm nicht, und auch seine dreiste, unbezähmbare Sinnlichkeit erkannte er, doch glaubte er in ihm jene geniale Zeugungskraft weittragender Einfälle, jenen Spürsinn, jene Sehergabe wahrzunehmen, vermöge welcher Kinder und Toren oft den Gebildeten beschämen und war deshalb der Meinung, es könne großer Gewinn aus ihm gezogen werden, wenn man ihn unter Aufsicht hielte und ein denkender Geist sich gewissermaßen seiner unbewußten Fähigkeiten bediente. Da nun außerdem das Kloster durch den Knochen des Krauti oder Zeterbogk einen sichtbaren Aufschwung genommen hatte, und der Abt, unter dessen Regiment die Entdeckung stattgefunden hatte, ein Zeichen der Anerkennung durchaus verdiente, und da es, angesichts der Anfeindungen und Anklagen, die Wonnebald in dieser Gegend sich zugezogen hatte, ratsam schien ihn von dort zu entfernen, wo sein übler Ruf schließlich auch auf

den von ihm eingeführten Knochen hätte fallen können, hielt es Giselbert für das angemessenste, wenn er zum Bischof von Klus ernannt würde, einem einst bedeutenden, jetzt heruntergekommenen, unwichtigen Orte, nicht allzuweit von seiner eigenen Residenz, so daß er sein Tun und Lassen einigermaßen bewachen könnte.

Pück war mit diesem Wechsel, der auf die Befürwortung des Erzbischofs wirklich eintrat, sehr zufrieden, sowohl wegen des guten Fortschritts auf seiner Laufbahn, wie weil der Aufenthalt im Kloster ihm allzu eintönig geworden war und er nicht zweifelte, Klus, das zwar klein und nicht betriebsam, aber ein behagliches Städtchen war, wo infolge seiner schönen Lage reiche Leute ihre Einkünfte verzehrten, werde eine Fülle von Anregungen für seine Gemütsart in sich bergen. Einzig der Gedanke war ihm unleidlich, daß er sich von Lux trennen sollte, bevor er seinen Liebesmut gekühlt hätte und nicht zum wenigsten deshalb, weil ihm ihre Hilfe in Schreibereien und anderen Dingen unentbehrlich geworden war. Er hatte die Überzeugung gewonnen, daß Frauen, vernünftiger und bescheidener als Männer, sich geleisteter Dienste wegen weit weniger als jene überhöben und sich oft schon dadurch als belohnt betrachteten, daß sie einem Manne und insbesondere einem Geistlichen überhaupt von Nutzen sein durften. Deswegen unterstützte er eifrig die Bitte des alten Bernkule, der eben um diese Zeit schrieb, man habe ihm seiner zunehmenden Gebrechlichkeit wegen einen Gehilfen gegeben, der unanstellig und zuwider sei, und den er gern durch einen Verwandten ersetzen möchte; wenn Lux willens wäre Männerkleidung anzulegen und sich je nach Alter und Aussehen, das ihm unbekannt sei, für seinen Sohn oder Enkel auszugeben, könne sie einerseits ihrem alten, vereinsamten Schwiegervater behilflich sein und zugleich, da sie zweifelsohne sein Nachfolger werden würde, sich und ihren Kindern eine schöne, gesicherte Zukunft begründen. Auch damit war Wonnebald vollkommen einverstanden, denn er meinte, wenn Lux als Mann aufträte, könne er sich desto häufiger in ihrer Nähe sehen lassen, ohne sich böswilligen Deutungen auszusetzen, und er versprach ihr, wenn sie nur mitkäme, das seinige zu tun, damit der unschuldige Betrug zur Ausführung gebracht werden könnte. Der kleine Brun mißbilligte zwar die Handlung seiner Mutter nicht nur aus Rechtlichkeit, sondern aus einem trotzigen Männergefühl, das sich dagegen sträubte, die Mutter in einen älteren Bruder verwandelt zu sehen, aber ihre neckischen Späße und holdseligen Liebkosungen überwanden seinen Groll, und so ging die Übersiedelung glücklich von statten; im sanftesten Frühlingswetter stellte sich die neue Heimat mit fruchtbaren hügeligen Fluren auf der einen Seite eines weißen, stürmisch hinschießenden Flusses und dem gemach ansteigenden Gebirge auf der anderen überaus zufriedenstellend dar. Der Bischof bewohnte eine wunderlich aufgetürmte Burg, an der Jahrhunderte gebaut haben mochten, und die von einer Anhöhe über den Fluß, der an dieser Stelle einen tosenden Strudel bildete, auf das Tal und hinüber auf die Berge blickte.

In die Burg hineingebaut war eine Kirche, von außen unscheinbar, aber innen

mit goldenen Altären, pompösen Grabmälern und engelumflatterten Kruzifixen sinnverwirrend ausgestattet. Wonnebald fühlte sich inmitten dieser Pracht und in seinem neuen Galagewande endlich ebenbürtig eingefaßt und umgeben und zelebrierte die erste hohe Messe so majestätisch und geläufig, daß die anwesenden Geistlichen und Laien betäubt und verlegen dasaßen und sich ihres minderen Wertes bewußt wurden. Auch Lux hatte sich in die Kirche hineinzudrängen gewußt und betrachtete gemächlich von oben die stumm wogende Menge und den köstlichen Zierat in Gold und Porphyr um sich her, bis sich im Hintergrunde eine Pforte auftat und der Bischof mit geschwindem Schritt und geblähtem Mantel das Kreuzschiff durchmaß, vor einigen Heiligtümern sich rauschend verneigte, um sodann hinter dem Gitter des Altarraumes zu verschwinden. Die schmalen grauen Augen der Lux lächelten vor Vergnügen, wie sie an die Briefe dachte, die sie für den Abt geschrieben hatte, an die Liebeswerbungen, mit denen er sie umschmeichelte, und ihn jetzt im Allerheiligsten so flink und gewaltig hantieren sah, und beim Anblick des Volkes, das atemlos und geduckt dem heiligen Schauspiel zusah, wandelte sie eine solche Lustigkeit an, daß sie zuweilen das Gesicht mit den Händen bedecken mußte, um nichts davon merken zu lassen.

Besonders unwiderstehlich hatte das scharfe und erhabene Auftreten des Bischofs, sein finsteres Gesicht mit den unbeteiligten Augen, der frommen, regelmäßigen Nase und dem molligen Kinn auf mehrere Damen gewirkt, von denen Hermenegilde von Lampe, die Vorsteherin eines Stiftes für adelige Damen, die hervorragendste und feurigste war. Im allgemeinen von herber Sinnesart war sie der Liebe doch in hohem Maße zugänglich und hätte sich leicht in einen leidenschaftlichen Lebenswandel verwickeln können, wenn nicht die Herrschsucht, die sich schon in ihrer stattlichen Erscheinung ausprägte, manche Liebhaber abgeschreckt und vor manchen andern ihr Hochmut sie beschützt hätte. Nichts indessen sprach gegen den Bischof, dessen hochehrwürdiges Amt, Ansehen und männliche Schönheit wohl das Opfer des Herzens und der Ehre wert war, und es bereitete sich in ihrem Innern eine grenzenlose Hingebung gegen ihn vor zugleich mit dem Trieb, sich seiner, es koste was es wolle, ganz und ausschließlich zu bemächtigen.

Der Bischof hatte keinen Grund, sich der Leidenschaft, die er eingeflößt hatte, zu entziehen, und verschloß sich den Vorzügen der Hermenegilda, die zwar nicht jung und hold, aber desto saftiger und üppiger war, nicht; doch verdrängten die Freuden dieses Umgangs Frau Lux nicht aus seinem Herzen, nach deren Besitz er im Gegenteil sich umsomehr sehnte, je mehr ihm täglich fühlbar wurde, welche Wonnen die Liebe zu verleihen imstande ist.

Luxens Schwiegervater, Christof Bernkule, bewohnte eins von den einstöckigen kleinen Häusern, die an den Fuß der Burg angebaut und einstmals für die Lehensleute des Burgherrn mochten errichtet worden sein, und die ängstlich geduckten Schafen glichen, die vor Gewitter oder Sturm einen Unterschlupf suchen. Bei seinem ersten Anblick fühlte Lux, daß sie dem alten Manne nicht gram sein könnte, so gut gefielen ihr seine kleinen, beschatteten, muntern und schlauen Augen, die oft

nach innen versanken und sich dort auszuruhen schienen, dann plötzlich aufglommen, und hierhin und dorthin sprühten, die letzte Zuflucht der Jugend, die aus dem ganzen verschrumpften Körper die Zeit vertrieben hatte. Aus seinem gelbfaltigen Gesicht sprang eine scharfe, spitzhöckerige Nase, die ihn auffallend und kenntlich machte, und er konnte bedrohlich böse aussehen, doch war es ihm selten Ernst damit, und das Lachen lauerte in Mund- und Augenwinkeln, wenn er mit funkelnden Blicken und grimmigen Worten Kindern oder ungelegenen Leuten Furcht einflößte. Seine Schwiegertochter sagte ihm zu, am liebsten aber hielt er sich in Gesellschaft der kleinen Lisutt auf, deren törichtes Geplauder ihn anmutete, wie wenn ein Bächlein neben ihm herrieselte und mit kristallenen Zungen von den großen Geheimnissen der Natur schwatzte.

Eine beliebte Unterhaltung war es für Lisutt, bei den Marienbildern und Kruzifixen, die hie und da zwischen den Feldern errichtet waren, stehen zu bleiben, eine winzige Verbeugung zu machen und sich zu bekreuzigen, indem sie mit den kleinen Händen eifrig über Gesicht und Brust wischte. Gab es ein Gebetbänkchen, so kniete sie darauf nieder und veranlaßte den Großvater durch einen gebieterischen Wink, die morschen Knie zu krümmen und sich neben sie zu kauern, worauf er denn mit vergnügtem Augenzwinkern das ernste Gesicht neben sich mit dem in leiser, flüsternder Bewegung das Beten nachahmenden Munde betrachtete: die Oberlippe wölbte sich wie ein rosenblätteriger Triumphbogen über seidener Schwelle und ließ den unschuldvollen Duft der gedankenlosen Worte hindurchwallen. Vollends wenn eine Kirche oder Kapelle am Wege lag, zog Lisutt ihren Begleiter unwiderstehlich hinein und schnurstracks zum Weihwasserbecken, um ihn und sich andächtig zu beplantschen. Häufig mußte der alte Bernkule von den jenseitigen Verhältnissen erzählen, was anfangs nicht leicht war; denn sie hatte eine bestimmte Vorstellung vom Himmel als einer Art geräumiger und vollzähliger Menagerie oder Arche Noah, wo es nicht nur Löwen und Giraffen, sondern auch Schnecken, Raupen, Grashüpfer und Eidechsen in Menge gab, und wo die Seligen alle die guten Bären und Wölfe, die man hienieden nur von ferne durch ein Gitter betrachten durfte, nach Herzenslust streicheln könnten, und sie litt durchaus keine Schilderung, die von dieser Anschauungsweise abwich. Übrigens war dem Alten in seinem dämmernden Sinn oft nicht anders zumute, als befände er sich in der Obhut eines Engels, der ihn allgemach auf den Himmel vorbereitete und aus dessen sonnigem Fleisch, das so aromatisch und süßsaftig war wie eine Südfrucht, eine neue, reinere Lebensjugend auf ihn überströmte.

Mit der Maulwurfjagd nahm es indessen einen schlechten Anfang; das Geschäft stellte sich angenehm dar, solange Lux mit den Kinden umherging, den Boden untersuchte und Fallen aufrichtete, wobei namentlich Brun sich anstellig zeigte; eines Tages aber hatte sich ein Maulwurf gefangen und hing mit schlaffen Pfoten, den weichen Nacken von eiserner Kralle durchstochen, wehmütig baumelnd an dem grausamen Galgen. In Lisutts Gesicht malte sich bei diesem Anblick zuerst Erstaunen, dann, wie sie allmählich begriff was geschehen war, Schrecken und Jammer,

worauf ihre taufeuchten Mundwinkel sich herabzogen, die kleine Nase zwischen den verbreiterten Wangen unterging, und endlich ein durchbohrendes Weinen ihre völlige Verzweiflung ankündigte. Lux litt nicht viel weniger, denn das Mitgefühl, das sie selber mit dem listig erwürgten Gesellen hatte, wurde verdoppelt und gleichsam geweiht durch die unschuldigen Tränen ihres Kindes, die zu sehen ihr ohnehin unerträglich war. Sie versuchte Lisutt durch Schilderung eines netten, mit Blutnelken und Katzenpfötchen bepflanzten Grabes, in das man den Maulwurf legen würde, zu trösten, hatte diese sich aber eben dabei ein wenig erholt, so fielen ihre Augen wieder auf das hübsche Sametfell und der Jammer brach von neuem hervor. Brun, obwohl nicht gefühllos, nahm sich dem ausgelassenen Schmerz seiner Mutter und Schwester gegenüber zusammen, sagte mit gerunzelten Brauen, das gehöre zum Geschäft, und schickte sich an, dem Toten das winzige Schwänzchen abzuschneiden, das, wie der Großvater ihm gesagt hatte, nach erfolgtem Fang der zuständigen Behörde überreicht werden mußte. Lisutt drang, um dies zu verhindern, mit geballten Fäusten furchtlos auf ihn ein, und Lux hatte Mühe, die Kämpfenden zu trennen und die Kleine nach Hause zu bringen, die nunmehr den Großvater tüchtig ausschimpfte und ihm dieses und jenes androhte, wenn er fortfahren würde, die guten Maulwürfe umzubringen. Der alte Bernkule lachte, daß ihm die Augen naß wurden, nahm darauf seine Schwiegertochter beiseite, und machte ihr heimlich die folgende Erklärung: sie brauche sich wegen der Maulwurfjagd keine Sorge zu machen, es sei nicht wichtig damit, seine Einkünfte gründeten sich vornehmlich auf eine andere Arbeit, die ohne Widerwärtigkeit im stillen Kämmerchen könne ausgeführt werden. Es sei nämlich Herkommen, daß der Magistrat dem Maulwurfsfänger außer dem für das Amt festgesetzten Gehalte einen jeden erjagten Maulwurf einzeln bezahle, über deren Zahl er sich nach altem Gebrauche durch Ablieferung der betreffenden Schwänze auszuweisen habe, die zu zwölfen an eine Schnur gebunden in Form kleiner Kränze überreicht zu werden pflegten. Da nun der Gehalt zu gering sei, als daß ein einzelner, geschweige denn eine Familie davon leben könne, und andererseits der Maulwurf in dieser Gegend nicht so zahlreich wäre, daß das Fehlende durch große Ausbeute könnte ausgeglichen werden, habe er sich von jeher bestrebt, künstliche Maulwurfschwänze herzustellen, was ihm auch nach mannigfachen Versuchen und Erfindungen über Erwarten gelungen sei. Mehr und mehr habe er die Jagd hintangesetzt und anstatt dessen Schwänze angefertigt, da das letztere sich als bei weitem einträglicher erwiesen habe und auch dem Lande dienlicher sei; denn Gott habe den Maulwurf eigens mit unersättlicher Gefräßigkeit begabt, um für die Vertilgung schädlicher Insekten zu sorgen, und es empfehle sich deswegen, eine gewisse Anzahl am Leben zu lassen. Schwierig sei es, den richtigen Wechsel von echten und künstlichen Schwänzen zu treffen, und was die Menge der abzuliefernden betreffe, sich immer auf der Grenze zu halten, über die hinausgehend man das Mißtrauen des Magistrates zu erregen Gefahr laufe, unter der man aber nicht bleiben könne, ohne den Vorteil des Geschäftes zu vernachlässigen.

Lux war über diese Einrichtung verwundert und es fiel ihr sogleich ein, daß dies die Ursache des Zwistes zwischen ihrem verstorbenen Manne und seinem Vater gewesen sein könne, was derselbe auf ihre Frage ohne weiteres bejahte. Freilich, freilich, erwiderte er kichernd und blinzelnd, darüber sei es hergekommen; Hennie sei ein guter Junge gewesen, aber voll Eigensinn und Schrullen habe er gesteckt und seine Ehrbarkeit sei wie ein Stück Eisen gewesen, womit man den Leuten die Köpfe habe zerschlagen können. Er habe es für Betrug erklärt, für Schwänze aus Filz, Watte und Kleister Geld einzunehmen, wie für ehrlich abgefangene Maulwürfe, und habe nicht einsehen wollen, daß er sich gut und die Obrigkeit nicht übel bei der Sache befände, zwar habe er den Vater nicht verraten oder verklagen wollen, aber teilen habe er den Frevel nicht können, sei davongegangen und nicht zurückgekehrt. Lux sagte lächelnd, ja, so sei er gewesen, und dieselbe Sinnesart sei auf seinen Sohn Brun übergegangen, weswegen es ratsam sei, die empfindliche Angelegenheit vor ihm zu verheimlichen.

Einmal indessen, als der Alte und Lux bei Nacht, da der Mondschein ins Zimmer fiel, am Fenster saßen und schweigend der Arbeit oblagen, erwachte Brun, sah mit großen Augen eine Weile zu und brach in zornige Tränen aus, als er begriff, zu was für einem Zweck da geschnitten, genäht, geleimt und gewalzt wurde. Lux eilte sogleich zu ihm und redete ihm begütigend zu, allein er stieß sie von sich, verlangte herrisch, sie dürfe das nicht wieder tun, und schlief erst nach mehreren Stunden, von der Müdigkeit überwältigt, wieder ein. „Ganz wie sein Vater," murmelte der alte Bernkule; „ein guter, ein ausgezeichneter Junge, aber ein Starrkopf und Grillenfänger, wie jener war." Brun betrachtete seitdem seinen Großvater mit feindlichen Augen und konnte kaum durch seine Mutter, die ihm vorhielt, daß das Alter unter allen Umständen geschont und geachtet werden müsse, von offener Unehrerbietigkeit zurückgehalten werden. Lux bewachte er so gut er konnte, indem er sich außer der Schulzeit fast immer in ihrer Nähe aufhielt und sie mit dem trotzigfeurigen Blick eines eifersüchtigen Liebhabers umstellte, was sie sich gutmütig gefallen ließ.

Inzwischen hatte der Bischof erfahren, daß es in der neuen Residenz zwar einen Überfluß an herrschaftlichen Genüssen für ihn gab, daß ihn dieselben aber ein teures Geld kosteten, sodaß sich die alten Verlegenheiten in Bälde erneuern mußten.

Die erste Stelle in der Gesellschaft nahmen neben dem Bischof der Justizrat Dr. Gregorius Schimmelmann und der Medizinalrat und Vorsteher des allgemeinen Krankenhauses Dr. Josef Maria von Boll ein, die beide auch das Alter betreffend ihm nahestanden. Insofern wichen sie nicht wenig von aneinander ab, als Schimmelmann scharfsinnig, kunstliebend und leichtblütig, Boll dagegen einseitig, beschränkt und schwerfällig war, doch hatten sie sich aneinander gewöhnt und hielten zusammen, ohne sich sonderlich zu achten. Dr. Gregorius war ein gewiegter Jurist, wußte die verwickeltsten Fragen zu klären und irrte sowohl in menschlicher wie in rechtlicher Hinsicht selten; aber da sein Ruf in diesen Dingen längst feststand und sein Ehrgeiz in bezug auf seine Laufbahn befriedigt war, nahm er

sich seines Berufes kaum noch an und ließ die Sachen gehn wie sie wollten. Überhaupt hatten die Menschen seiner Ansicht nach gleichviel Recht und Unrecht, und auch davon abgesehen, hielt er es für belanglos, ob ihr Los sich so oder so fügte. Weit wichtiger als die menschlichen Schicksale erschienen ihm gewisse Fragen der Altertumskunde, Münzwissenschaft und die würdige Ausstattung der Wohnräume, wie denn sein Haus von oben bis unten ein Wunderwerk des Kunstverstandes war und von den Reisenden staunend besichtigt wurde. Wonnebald wußte von der Kunst nichts, da er aber sah, wie ernst es Schimmelmann damit nahm, und wie sehr er von den Leuten deswegen bewundert wurde, glaubte er ihm darin nicht nachstehen zu dürfen, berief Maler und Bildhauer, kaufte Gemälde, Schnitzereien und Altertümer, und da er weder einen guten noch einen schlechten Geschmack und noch viel weniger ein sicheres Urteil hatte, wählte er von den Gegenständen, die ihm vorlagen, was am meisten kostete, wodurch sich diese Liebhaberei über alle Maßen kostspielig gestaltete.

Boll stand dem Bischof insofern näher, als ihn Verstand oder Kunstsinn oder andere Geistesgaben nicht auszeichneten, vielmehr war er, wenn auch nicht so einfältig und ungebildet wie jener, ungewöhnlich beschränkt; allein er wußte in allen kirchlichen Dingen gut Bescheid, sodaß Wonnebald in seiner Gegenwart stets Erörterungen fürchtete, die ihn bloßstellen und entwurzeln könnten. Boll stammte von einer Familie ab, die von alters der Kirche angehangen hatte, und Josef Maria hatte es nie anders gewußt, als daß er seine Laufbahn im Schatten und zum Schutze der Kirche zu nehmen habe. Seine medizinischen Kenntnisse und Fähigkeiten waren mittelmäßig, aber desto wackerer stand er seinen Mann, wenn es das Wohl der kirchlichen Partei galt, zu deren tätigsten und angesehensten Führern er gehörte. In dem Krankenhause, das er leitete, wurden zwar neben den Katholiken auch Heiden aller Art aufgenommen, damit die Partei sich religiöser Duldsamkeit rühmen könnte, aber dafür wurde die Heilkunde an den Ketzern mit solcher Erbitterung ausgeübt, daß sie einem höllischen Feuer gleichkam, aus dem sie entweder als Bekehrte oder als Abgeschiedene hervorgingen, selten lebendig oder gar geheilt. Wurde dem Medizinalrat die große Sterblichkeit der Protestanten, Juden und Heiden in seinem Krankenhause vorgehalten, so leugnete er dieselbe nicht, sondern rühmte sich, wie Gott dem Rechtgläubigen die Arznei besser anschlagen lasse. Übrigens war Boll, wenn auch nicht gerade warmherzig, doch auch nicht bösartig und tat nur blindlings, was seine Vorfahren getan hatten und was ihm bisher zu lauter Nutzen und Vorteil gereicht hatte. Dr. Schimmelmann lachte bei sich über sein bigottes Treiben und hätte nichts mit ihm anzufangen gewußt, wenn Boll nicht eine ausnehmende Meisterschaft im Flötenspiel besessen hätte, die der musikliebende Justizrat trefflich zu verwerten wußte. So musikalisch gebildet und von feinem Geschmack wie dieser war Joseph Maria freilich nicht, aber Gefühl für Musik hatte er überflüssig und flötete so lieblich und traurig, daß Schimmelmann, wenn sie miteinander spielten, seinen Partner oft vor zu großer Zärtlichkeit warnen mußte.

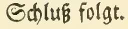
Außer der Musik verband diese beiden Männer noch die Wertschätzung guter Weine und leckerer Speisen, die sie auch wiederum mit dem Bischof vereinigte. Was für die wählerischen Gelage, in denen sie miteinander wetteiferten, verausgabt wurde, schlug Wonnebald gering an, unerschwinglich dagegen erschien ihm die Steuer, die Boll gesinnungsfroh von ihm erhob, bald zur Hebung des Krankenhauses, bald für Propaganda und Mission, bald für die Partei schlechthin.

In der allerbedenklichsten Weise zehrten an Wonnebalds Besitz seine Freundin Hermenegilde und sein Sekretär und Schützling Lando, der Neffe des Erzbischofs, den dieser unter dem Vorwande, er müsse wegen einer unpassenden Leidenschaft von Hause entfernt werden und die väterliche Obhut eines Geistlichen genießen, dem Bischof zur Seite gestellt hatte, um ihn zu beaufsichtigen. Hierzu war nämlich Lando trotz seiner Jugend, denn er war etwa 26 Jahre alt, durch überlegenen Verstand und eine merkwürdige Kühle und Sicherheit des Urteils wohl geeignet, auch konnte er sich geschickt verstellen, ja fand Vergnügen daran, eine beliebige Rolle zu spielen, sodaß nicht zu befürchten war, der Bischof könnte der List auf die Spur kommen. Daneben hoffte der Erzbischof einen persönlichen Zweck zu erreichen: Lando mittels der Langeweile, der er in Klus ausgesetzt sein würde, einer vorteilhaften Heirat geneigt zu machen, durch die der träge und träumerische, wenig ehrgeizige Jüngling, der nicht sonderlich bemittelt war, in eine dem Familienstolz entsprechende Stellung befördert werden sollte.

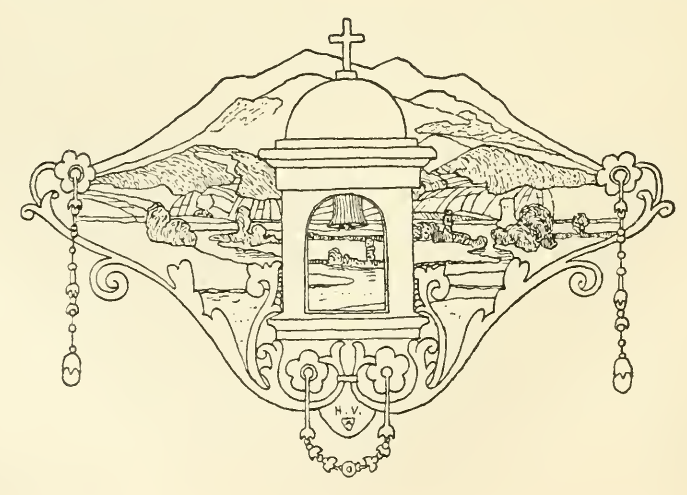
Lando, der wußte was sein Oheim mit ihm vorhatte, unterhielt sich einstweilen in Klus aufs beste. Er gab sich dem Bischof gegenüber als ein der Liederlichkeit ergebener junger Mann aus, den seine Familie durch Religion bessern wolle, und stellte sich hocherfreut und bewundernd darüber, daß er in dem Bischof einen freien Geist gefunden habe, mit dem sich leben lasse. Wonnebald war zwar leicht anzuführen, aber doch pfiffig genug, um etwas Fremdes und Schädliches zu wittern, sodaß er Lando, ohne zu wissen warum, nicht völlig traute; da er es aber in jedem Falle für das beste hielt, ihn durch üppiges Freudenleben zu betäuben und an die Möglichkeit nicht glaubte, daß das Fischlein dem Angelbissen der Frau Welt sich sollte entziehen können, tat er so viel er konnte, um Landos ausschweifende Triebe zu weiden. Insofern hatte er ganz Unrecht nicht, als Lando sich die Früchte, die seine Rolle abwarf, vortrefflich schmecken ließ, nur freilich setzten sie ihm nicht so zu, daß er dadurch unfähig geworden wäre, den Bischof mit klaren und vergnügten Augen zu beobachten. Ihn recht in Weibersachen zu verwickeln, wollte Wonnebald überhaupt nicht gelingen, obwohl Hermenegilde als reife und stürmische Liebesgöttin ihn an mancher lauschigen Grotte und bekränzten Laube des Stiftgartens vorübertrieb; weder die adligen Damen noch ihre Zofen schienen ihn fesseln zu können und waren auch ihrerseits durch das barsche Regiment der Vorsteherin zu eingeschüchtert, um ihren Gefühlen freie Entfaltung zu vergönnen.

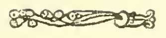
Hermenegilde hatte nämlich die Eigenheit, die Stiftsdamen, wenn sie bei guter Laune war, zu unbedachten Schritten zu verlocken, was sie hernach benützte, um sie aufs gröblichste zu verleumden und sie durch Androhung öffentlicher Anklage

in Schrecken zu setzen, teils weil es ihr angenehm war, wenn sie vor ihr zitterten, teils damit sie nicht den Mut fänden, das Ärgernis, zu dem sie selber Anlaß gab, bekannt zu machen. An Wonnebald, der geistlicher Oberhirt und Beichtvater des Stiftes war, gelangten zwar nicht selten Klagen über das gesetz- und gewissenlose Regiment der Vorsteherin, doch blieben sie wirkungslos in seiner Brust verschlossen, von niemandem geteilt als von Hermenegilde selbst, die sich bei nächster Gelegenheit an ihren Feindinnen rächte. Zuweilen ließ sich Hermenegilde durch ihre gewaltsame Natur allzuweit fortreißen: so ereignete es sich einmal, daß eine Stiftsdame, die in der Umgegend einen Besuch gemacht hatte, bei ihrer Rückkehr den Einlaß nicht erhielt, weil die Stunde, wo abends das Tor abgeschlossen wurde, vorüber war, angeblich damit der Unfug nächtlichen Schwärmens bestraft würde, und das Fräulein, eine ältere, ergraute Dame, bei Nacht umkehren und ein Obdach in der Stadt suchen mußte, nicht ohne infolge der Aufregung und Schande empfindlichen Schaden an der Gesundheit zu nehmen. Da sich die Tugend des Fräuleins nachweisen ließ, hätte die Sache ein übles Ende nehmen können, wenn nicht die Anverwandten desselben durch die Menge des Geldes zum Schweigen gebracht worden wären, die aus Wonnebalds Beutel floß. Abgesehen von solchen und ähnlichen Ausgaben, zu denen sie ihn mittelbar veranlaßte, sammelte Hermenegilde auch für sich selbst, sowohl weil sie viel verbrauchte, wie um ihr Alter zu sichern, und schließlich aus angeborener Habgier. Da nun der Bischof einer Frau, die ihm nahestand, nicht gern etwas abschlug, insbesondere aber der Hermenegilde eine leere Tasche zu zeigen nicht den Mut gehabt hätte, mußte er sich fleißig nach guten Einnahmen umtun und kam zu der Überzeugung, daß er wieder einmal etwas Gründliches unternehmen oder erfinden müsse, um die gemeine Sorge ein für allemal loszuwerden.



Schluß folgt.



Franz Oppenheimer / Werdende Wissenschaften 

Seit etwa einem Jahrzehnt tritt eine ganz neue Wissenschaft immer mehr in den Vordergrund des öffentlichen Bewußtseins in Deutschland, die Soziologie, und sie ist heute geradezu die Modewissenschaft geworden. Junge Gelehrte, oder solche, die sich dafür halten, die den Wunsch haben, schnell bekannt und womöglich berühmt zu werden, wählen sich heute mit Vorliebe soziologische Themata, wie sie sich in früheren Jahrzehnten kunsthistorische und kunstkritische und noch früher entwicklungsgeschichtliche und naturwissenschaftliche Aufgaben stellten. Aber auch in den Betrieb der alten und gefestigten Wissenschaften, auch in die Arbeit älterer wohlerprobter und mit Recht zu Namen gelangter Gelehrter drängt sich die neue Erscheinung mehr und mehr ein. Historiker, Volkswirte, Staatsrechtler, Ethnologen, Religions- und Kunstphilosophen, Sprachforscher und sogar Mediziner beginnen mehr und mehr ihre Sondergebiete vom soziologischen Gesichtspunkt aus zu durchdringen und zu disponieren.

Das merkwürdige dabei ist nun, daß sich eigentlich niemand recht klar darüber ist, was denn Soziologie in Wahrheit bedeute. Soviel Autoren sich damit beschäftigen, fast soviel Definitionen des Begriffs Soziologie existieren auch, und der Verschiedenheit der Definition entsprechen denn auch ebensoviel verschiedene Ansichten über den Umfang, den Gegenstand und die Methode der neuen Wissenschaft. Für den einen Forscher ist Soziologie ein äußerst enger Begriff: er versteht darunter die Lehre von den Formen des menschlichen Zusammenlebens; für den anderen umspannt die Disziplin so ziemlich das ganze Gebiet der Geisteswissenschaft. Dementsprechend schwankt denn auch die Namengebung außerordentlich stark. Bald werden die Begriffe Sozialwissenschaft und Sozialphilosophie mit Soziologie gleichgesetzt, bald werden sie von ihr unterschieden; und dann ist einmal der eine, einmal der andere dieser drei Ausdrücke der Oberbegriff, dem die andern irgendwie untergeordnet werden. Kurz, ein Bild der Gärung, ein Vorgang ähnlich dem der Urnebel im Weltenraum, von denen uns das Fernrohr Kunde gibt, ein Wallen und Wogen, aus dem sich schattenhaft etwas festere Gestaltungen herauszulösen scheinen, um doch bald wieder zu verschwinden und anderen Gestaltungen Platz zu machen.

An den Einzelheiten dieses schöpferischen Vorgangs in der Gelehrtenrepublik hat ein weiteres Publikum natürlich kein Interesse, und es ist durchaus nicht meine Absicht, hier für oder gegen die eine oder andere Auffassung eine Lanze zu brechen. Was aber für jedermann, der am geistigen Leben der Menschheit und unseres Volkes insbesondere regeren Anteil nimmt, von höchstem Interesse sein muß, das ist dieser Vorgang als Ganzes, als Typus. Er stellt keine vereinzelte Erscheinung

dar, sondern er ist der Typus, nach dem sich die Bildung aller Wissenschaften höherer Ordnung vollzieht.

Die Wissenschaften wachsen nämlich nach der Weise von Kristallen oder, da es sich hier um ein Wachstum handelt, das dem Wachstum lebender Wesen in mehr als einer Beziehung sehr ähnlich ist, wird man noch besser sagen: die Wissenschaften wachsen wie der Knochen. Es entstehen in der weichen Gallerte des Knorpels einzelne festere Bildungen, die Verknöcherungskerne. Um diese herum setzen sich neue Lamellen an, und so wachsen die einzelnen Knocheninseln einander entgegen, bis sie miteinander verschmelzen, und die ganze ehemals weiche Masse in eine feste Substanz verwandelt ist. Ganz so vollzieht sich die Bildung der Wissenschaft. An den Punkten, wo es die Bedürfnisse des praktischen Lebens zuerst bedingen, denen ja alle Wissenschaft in letzter Linie zu dienen bestimmt ist, entstehen hier und da Kerne zukünftiger Wissenschaften, d. h. eine Summe leidlich gesicherter und durch gewisse Gesetzmäßigkeiten leidlich miteinander verbundener Kenntnisse. Um diese ursprünglichen Kerne lagert sich, Schicht auf Schicht, neues zum Range wissenschaftlicher Kenntnisse erhobenes Material von Tatsachen und Vorstellungen, und so wachsen die Zweige der Forschung zunächst vereinzelt zu immer größerem Umfang heran. Das ist der Zustand, in dem etwa die Universitäten noch in das 19. Jahrhundert eintreten: die vier Fakultäten streng gesondert, jede Wissenschaft lehrbar und erlernbar ohne tiefere Kenntnisse der anderen Gebiete, ein Zusammenhang des Wissens im allgemeinen nur zufällig hergestellt in der Person geistreicher Polyhistoren, die ihr faustischer Wissensdrang zu Studien auf allen Gebieten getrieben hat; und die Einheit aller Wissenschaft, die trotz alledem geahnte und als notwendiges letztes Ideal erstrebte, nur dargestellt durch eine nicht von den Tatsachen, sondern von den Ideen ausgehende Philosophie, die die Einheit konstruiert, deduziert, ja dekretiert, statt sie nachzuweisen.

Aber die Forschung ruht nicht. Mit dem Aufschwung der volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung, der Ausbildung moderner Technik geht zunächst in den Naturwissenschaften eine ungeheure Vermehrung des Tatsachenbestandes und der theoretischen Beherrschung dieses Bestandes Hand in Hand. Die isolierten Inseln der Chemie, der Physik, der Zoologie, der Botanik, der Geologie, und Mineralogie wachsen — — und wachsen einander notwendig entgegen. Immer schmäler werden die noch zwischen ihnen bestehenden Belte und Sunde, und schließlich stoßen einzelne aneinander; die ersten großen Synthesen vollziehen sich zwischen Chemie und Physik auf der einen, zwischen Botanik, Zoologie und einem Teil der Geologie, der Paläontologie, auf der anderen Seite. Fortan ist wohl noch der, sozusagen praktische Teil aller dieser Wissenschaften nach wie vor isoliert lehrbar und erlernbar; man kann immer noch ein ausgezeichneter praktischer Chemiker sein, ohne theoretische Physik, und ein ausgezeichneter praktischer Elektrotechniker, ohne theoretische Chemie gehört zu haben. Man kann ebenso noch ein vorzüglicher Kustos an einem zoologischen oder botanischen Museum sein, ohne viel von den entsprechenden Nachbargebieten zu wissen: aber man kann unmöglich mehr theo-

retischer Forscher auf dem Gebiete der Chemie sein, ohne die allergründlichsten Kenntnisse in der theoretischen Physik zu besitzen, und ebenso kann man den höchsten Gesetzen des Pflanzenlebens unmöglich forschend nachgehen, wenn man nicht auch die von der wissenschaftlichen Zoologie und Paläontologie aufgefundenen Tatsachen und Gesetze genau studiert hat.

Damit noch nicht genug! Schon ist der Meeresarm zwischen den beiden ihrerseits durch Verschmelzung mehrerer früher selbständiger Wisseninseln entstandenen großen Inseln der Naturwissenschaften so schmal geworden, daß man ihre volle Verschmelzung in kurzer Zeit voraussagen kann, wenn sie nicht etwa schon eingetreten ist. Und dann wird sich aus der großen Zahl der einzelnen naturwissenschaftlichen Disziplinen die eine Naturwissenschaft herausgebildet haben, die man fortan lehren wird, und die vielleicht den Namen der Biologie, der Lehre vom Einzelleben führen wird.

Nur mag man mich nicht mißverstehen. Es ist damit nicht etwa gesagt, daß fortan jeder Student, der sich einer Naturwissenschaft zuzuwenden gedenkt, vor der Aufgabe stehen wird, das gesamte Tatsachenmaterial aller Einzelzweige völlig in sich aufzunehmen. Das war schon bisher unmöglich und wird es von Jahr zu Jahr mehr. Haben sich doch schon die einzelnen Wissenschaften in Spezialitäten gliedern müssen, die jeweils nur von einigen wenigen Spezialisten bis in die letzten Einzelheiten beherrscht werden können. Diese Entwicklung wird sich mit dem fast maßlosen Wachstum des von uns beherrschten Tatsachenmaterials immer mehr betonen müssen, und es wird sich die Unmöglichkeit immer mehr herausstellen, auch nur eine der alten Einzelwissenschaften in jeder Einzelheit völlig zu beherrschen, so daß der Gedanke, sie alle zu bemeistern, geradezu etwas Groteskes enthält. Das ist also nicht damit gemeint, wenn wir sagten, daß man in Zukunft die eine Wissenschaft studieren wird, sondern gemeint ist folgendes: solange eine Wissenschaft noch einen geringen Tatsachenbestand besitzt und solange es sich um Tatsachen handelt, die einem bestimmten engen Gebiete angehören und daher von verhältnismäßiger Gleichartigkeit sind, solange sind Verallgemeinerungen, die sie für ihren Betrieb brauchen, ihre „Gesetze" von verhältnismäßig untergeordnetem Range. In dem Maße aber, wie ihr Tatsachenmaterial wächst, und entferntere Gebiete zusammengeschlagen werden, müssen die Gesetze Gesetze höherer Ordnung werden, um alles vorhandene Material zu überspannen, und alle Beziehungen zwischen den einzelnen Tatsachen zu erklären. Stoßen dann zwei „Inseln der Wissenschaft" zusammen und verschmelzen in einen größeren Kontinent, so ergibt sich regelmäßig, daß Gesetze noch höherer Ordnung nötig sind, um das nunmehr geeinte größere Gebiet zu beherrschen, Verallgemeinerungen sehr hohen Ranges, denen die früheren höchsten Gesetze der selbständigen Wissenschaften untergeordnet sind, von denen sie sozusagen Einzelfälle darstellen.

So kommt im Laufe dieses organischen Prozesses des Wachstums, der aus den einzelnen Wissenschaften die Einheitswissenschaft herzustellen bestrebt ist, der ringende Menschengeist Schritt für Schritt jenen höchsten, alle Tatsachen und alle

ihre Beziehungen umspannenden Verallgemeinerungen, jenen Weltgesetzen nahe, die die alte Philosophie dereinst im Sprung oder mit den wachsgefügten Fittichen des Ikarus zu erraffen gehofft hatte.

Diese jeweils höchsten Gesetze der werdenden und sich entfaltenden Wissenschaft, diese höchsten Verallgemeinerungen über dem ganzen nun in Eins verschweißten Gebiet, das ist dasjenige, was fortan jeder Novize sich zu eigen machen muß. Hat er einmal diesen höchsten Gipfel des großen Arbeitsfeldes, dem er sein Leben weihen will, erklommen und von hier aus die einzelnen Länder, die ehemals selbständigen Reiche, die jetzt zu Provinzen der Gesamtwissenschaft geworden sind, in ihrer gegenseitigen Lage zu einander überschaut und sich eingeprägt, so mag er in eins der Täler hinabsteigen, um sich dort die Hütte für sein Leben zu bauen. Er wird für immer davor bewahrt sein, ein Banause im sokratischen Sinn zu werden, der ein Handwerk treibt; sondern er wird, und sei seine wissenschaftliche Tätigkeit die bescheidenste und untergeordnetste in der Welt, nie das stolze Bewußtsein verlieren können, im Dienste des Höchsten tätig zu sein, einer von allen Seiten her mit Macht und Größe zu neuen Zielen der Wahrheit und der menschlichen Wohlfahrt vordringenden Gesamtwissenschaft. Und er wird andrerseits davor bewahrt sein, seine Kräfte an taubes Gestein zu verschwenden; denn die Gesamtüberschau über das Gebiet aller Wissenschaft, die er als Mitgift in sein Leben hineingenommen hat, zeigt ihm mit fast unfehlbarer Sicherheit die Stelle an, wo seine Arbeit fördern wird.

Das ist die Zentralwissenschaft der Naturwissenschaft; sie hat keinen eigenen Namen, sie hat keine eigenen Grenzen, sie hat keine eigenen Aufgaben und keine eigene — Methode und dennoch ist sie vorhanden. Sie ist sozusagen der heimliche König aller einzelnen Wissenschaften, die auf diesem großen Gebiete Nachbarn sind. Sie beherrscht alle und erleuchtet alle.

Ganz die gleiche Entwicklung hat sich auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften während des letzten halben Menschenalters vollzogen. Auch hier waren eine große Anzahl von verschiedenen Disziplinen wie Knochenkerne in der Gallerte entstanden, und auch hier sind sie allmählich durch Anlagerung immer neuer Lamellen einander zugewachsen, bis sie sich vereinten; und auch hier hat sich gezeigt, daß die „Gesetze", die die einzelnen Gebiete beherrschenden Verallgemeinerungen, nur solche niederer Ordnung sind, und daß es nötig und möglich wurde, sie durch höhere, weiterspannende, für beide nunmehr verschmolzene Gebiete gültige Gesetze zu überbauen.

Diejenigen Gebiete des menschlichen Wissens, die vor allem hier zur Verschmelzung gelangt sind, sind die Wirtschaftswissenschaft und die Geschichtswissenschaft im weitesten Sinne, nämlich nicht nur die politische Geschichte, sondern auch die Kulturgeschichte mit Einschluß der Völkerkunde, die Wirtschaftsgeschichte, die Geschichte des Staates und Rechtes und die Geschichte der sämtlichen großen „Ideologien", nämlich der Kunst, der Religion, der Sprache und der Wissenschaft selbst.

Diejenigen höchsten Gesetze, welche alle diese Gebiete gleichmäßig beherrschen, und von welchen die auf den einzelnen Gebieten allein gültigen Gesetze nur besondere Anwendungen darstellen, sind das Gebiet der Soziologie. Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen jeder einzelne Forscher die Grenzen dieser neuen Wissenschaft anders ziehen wird, der eine enger, der andere weiter. Denn sie ist gar kein gesondertes Gebiet, sondern die Wissenschaft von den Geisteswissenschaften, die quinta essentia aller sozialen Beziehungen vom Menschen zum Menschen. Was die Wirtschaftswissenschaft an Querschnitten, und die Geschichtswissenschaft an Längsschnitten durch den Körper der menschlichen Gesellschaft studiert und erhoben hat, das in Verbindung zu bringen, miteinander in kausalen Zusammenhang zu setzen, das ist die Aufgabe der Soziologie.

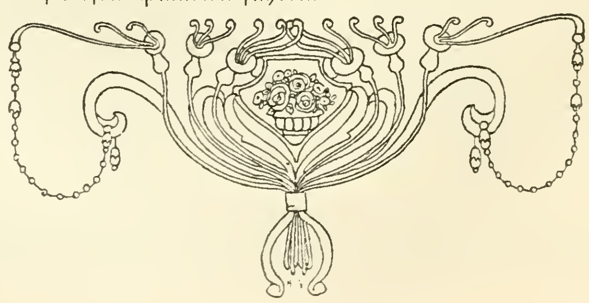
Und schon zeigt sich auch hier, daß fortan keiner der alten selbständigen Wissenszweige in seinen theoretischen Grundlagen mehr lernbar oder lehrbar ist ohne den anderen. Es ist unmöglich, die Geschichte in ihren feineren Zusammenhängen zu verstehen, wenn man nicht die Art kennt, in der jede Generation das stärkste Bedürfnis des Menschen, das wirtschaftliche Bedürfnis, zu befriedigen verstand; und es ist ebensowenig möglich, die Wirtschaft zu verstehen, wenn man den Rahmen nicht kennt, den Staat, Recht, Religion und Wissenschaft in ihrer historischen Entwickelung dem Ablauf der ökonomischen Erscheinungen gespannt haben. Daher das gärende Drängen von allen Seiten her! Daher die unruhige Hast, die auf der einen Seite neuerungssüchtig die alten Wissenschaften der jungen Königin Soziologie unterzuordnen strebt, die auf der anderen Seite die alte Selbständigkeit verteidigt! Daher die Revision aller theoretischen Grundlagen auf allen möglichen Gebieten, in der Staatsphilosophie, in der Rechtsphilosophie, in der Wissenschaft vom Werden der Religion, der Sprache, der Kunst, der Wissenschaft selbst, vom soziologischen Gesichtspunkte aus.

Wenn es gestattet ist, ein früheres Bild weiterzuführen, so gleichen die Forscher auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften einer Anzahl von Stämmen, die sich in den Tälern eines Gebirgsstockes niedergelassen haben. Sie saßen zuerst weit talaus, wo der Boden leichte Arbeit mit reichen Früchten lohnte, und wurden allmählich in dem Maße, wie der alte Acker besetzt und erschöpft war, talauf gedrängt, bis zu der Höhe, von der ihr Bach entsprang. Als sie diese Höhe erreicht hatten, sahen sie von anderen Tälern aus andere Steiger derselben Höhe zueilen und erkannten, daß das, was sie für ihren Gipfel gehalten, ein Zentralstock war, Wasserscheide und gemeinsames Besitztum vieler Täler und ihrer Bewohner. Diese Entdeckung mußte natürlich zu Grenzstreitigkeiten aller Art führen, aber auch wieder zu der Möglichkeit, zum ersten Male über die großen, bisher kaum dunkel geahnten Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Tälern einen Überblick zu gewinnen.

Wenn wir uns die Biologie und die Soziologie als die beiden Zentralgipfel im Gebiete der Naturwissenschaften einerseits und der Geisteswissenschaften andrerseits darstellen, so können wir fortfahren, daß die schärfsten Augen derjenigen, die

die Gipfel erreicht haben, ihren Standpunkt in noch stark verhüllter Ferne überhöht finden durch einen noch höheren, durch den höchsten Gipfel im ganzen Bezirke der Wissenschaft. Und schon klimmen rastlose Forscher an beiden Graten zu diesem letzten Gipfel empor, um dort die höchsten Gesetze aller Wissenschaft, diejenigen, die Natur- und Geisteswissenschaften überspannen, zu entdecken und die Einheit aller Wissenschaften von einem Standpunkt aus zu genießen, von dem alle Täler, alle Provinzen des gesamten menschlichen Wissens mit einem Blick überschaubar sind. Schon hat die Arbeit auf den Grenzgebieten zwischen der Gesamtnaturwissenschaft und der Gesamtgeisteswissenschaft mit aller Kraft eingesetzt auf dem Gebiete der Psychologie, die mit ihrem einen Teil, der physiologischen Psychologie, gänzlich zu den Naturwissenschaften, mit ihrem anderen Teil, der deduktiven Psychologie, gänzlich zu den Geisteswissenschaften gehört. Hier ringt ein Heer erleuchteter Geister um den höchsten Preis, nämlich die Entdeckung eigentlicher Gesetze im strengsten Sinne des Wortes, d. h. die Aufdeckung exakter Quantitätsbeziehungen zwischen den Erscheinungen; und es hat doch wenigstens schon einige Bausteine zu den Fundamenten des gewaltigen Tempels geliefert, den zu errichten die Aufgabe der nächsten Jahrhunderte sein wird. Wie die Zukunft diese werdende Wissenschaft nennen wird, die aus der nur äußerlichen universitas literarum unserer Hochschulen ein wirklich organisches Ganzes gemacht haben wird, steht dahin. Vielleicht wird man sie, da ja alle Wissenschaft ihre Quelle und ihr Wertmaß hat an den Beziehungen zum Menschen, Anthropologie nennen, wie die alten Philosophen vorgeschlagen haben, obgleich dieses Wort heute durch eine kleine Spezialität der Zoologie, die sich mit der Vergleichung der menschlichen Rassen in bezug auf ihren Körperbau beschäftigt, in Beschlag genommen ist.

Derart wird im Laufe der menschlichen Entwicklung Wissen zu Wissenschaften; derart verschmelzen viele Wissenschaften zu der einen Wissenschaft, und derart führt gerade das viel beklagte Spezialistentum zur universalen Bildung zurück. Denn es ist heute leichter, als es noch vor 30 oder 50 Jahren gewesen ist, einem Lernenden ein Weltbild zu geben, weil es immer wenigere, immer gewaltiger spannende und umfassende Gesetze sind, die er sich einzuprägen braucht, um sich in der Welt des Wissens zurechtzufinden. Wenn Wissen Macht ist — und es ist in der Tat Macht —, dann wird die Menschheit in kommenden Zeiten ein immer königlicheres Leben auf diesem Planeten führen.



Das Schicksal des Freiherrn von Leisenbohg/ Novellette von Arthur Schnitzler

n einem lauen Maiabend trat Kläre Hell als „Königin der Nacht" zum ersten Male wieder auf. Der Anlaß, der die Sängerin beinahe durch zwei Monate der Oper ferngehalten hatte, war allgemein bekannt. Fürst Richard Bedenbruck war am fünfzehnten März durch einen Sturz vom Pferde verunglückt und nach einem Krankenlager von wenigen Stunden, während dessen Kläre nicht von seiner Seite gewichen war, in ihren Armen gestorben. Kläres Verzweiflung war so groß gewesen, daß man anfangs für ihr Leben, später für ihren Verstand und bis zum letzten Augenblick für ihre Stimme fürchtete. Diese letzte Befürchtung erwies sich so unbegründet als die früheren. Als sie vor dem Publikum erschien, wurde sie freundlich und zuwartend begrüßt; aber schon nach der ersten großen Arie konnten ihre vertrauteren Freunde die Glückwünsche der entfernteren Bekannten entgegennehmen. Auf der vierten Galerie strahlte das rote Kindergesicht des kleinen Fräulein Fanny Ringeiser vor Fröhlichkeit, und die Stammgäste der oberen Ränge lächelten ihrer Kameradin verständnisvoll zu. Sie wußten alle, daß Fanny, obzwar sie nichts weiter war als die Tochter eines Mariahilfer Posamentierers, zu dem engeren Kreise der beliebten Sängerin gehörte, daß sie manchmal bei ihr zur Jause geladen war und den verstorbenen Fürsten insgeheim geliebt hatte. Im Zwischenakte erzählte Fanny ihren Freundinnen und Freunden, daß Kläre durch den Freiherrn von Leisenbohg auf die Idee gebracht worden war, die „Königin der Nacht" zu ihrem ersten Auftreten zu wählen, — in der Erwägung, daß das dunkle Kostüm am ehesten ihrer Stimmung entsprechen würde.

Der Freiherr selbst nahm seinen Orchestersitz ein; Mittelgang, erste Reihe, Ecke, wie immer, und dankte den Bekannten, die ihn grüßten, mit einem liebenswürdigen, aber beinahe schmerzlichen Lächeln. Manche Erinnerungen gingen ihm heute durch den Sinn. Vor zehn Jahren hatte er Kläre kennen gelernt. Damals sorgte er für die künstlerische Ausbildung einer schlanken jungen Dame mit rotem Haar und wohnte einem Theaterabend in der Gesangsschule Eisenstein bei, an dem sein Schützling als Mignon zum ersten Male öffentlich auftrat. An demselben Abend sah und hörte er Kläre, die in der gleichen Szene die Philine sang. Er war damals fünfundzwanzig Jahre alt, unabhängig und rücksichtslos. Er kümmerte sich um Mignon nicht mehr, ließ sich nach der Vorstellung von Frau Natalie Eisenstein Philinen vorstellen und erklärte ihr, daß er ihr sein Herz, sein Vermögen und seine Beziehungen zu der Intendanz zur Verfügung stelle. Kläre wohnte damals bei ihrer Mutter, der Witwe eines höheren Postbeamten, und war in einen jungen Studenten der Medizin verliebt, mit dem sie manchmal auf seinem Zimmer in der Alservorstadt Tee trank und plauderte. Sie lehnte die stürmischen Werbungen des

Freiherrn ab, wurde aber, vielleicht gerade durch Leisenbohgs Huldigungen zu mildern Stimmungen geneigt, die Geliebte des Mediziners. Der Freiherr, dem sie kein Geheimnis daraus machte, wandte sich wieder seinem roten Schützling zu, pflegte aber die Bekanntschaft mit Kläre weiter. Zu allen Festtagen, die irgend einen Anlaß boten, sandte er ihr Blumen und Bonbons, und zuweilen erschien er zu einem Anstandsbesuch in dem Hause der Postbeamtenswitwe.

Im Herbst trat Kläre ihr erstes Engagement in Detmold an. Der Freiherr von Leisenbohg — damals noch Ministerialbeamter — benützte den ersten Weihnachtsurlaub, um Kläre in ihrem neuen Aufenthaltsorte zu besuchen. Er wußte, daß der Mediziner Arzt geworden war und im September geheiratet hatte, und wiegte sich in neuer Hoffnung. Aber Kläre, aufrichtig wie immer, teilte dem Freiherrn gleich nach seinem Eintreffen mit, daß sie indessen zu dem Tenor des Hoftheaters zärtliche Beziehungen angeknüpft hätte, und so geschah es, daß Leisenbohg aus Detmold keine andere Erinnerung mitnehmen durfte als die an eine platonische Spazierfahrt durch das Stadtwäldchen und an ein Souper im Theaterrestaurant in Gesellschaft einiger Kollegen und Kolleginnen. Trotzdem wiederholte er die Reise nach Detmold einige Male, freute sich in kunstsinniger Anhänglichkeit an den beträchtlichen Fortschritten Klärens und hoffte im übrigen auf die nächste Saison, für die der Tenor bereits kontraktlich nach Hamburg verpflichtet war. Aber auch in diesem Jahre wurde er enttäuscht, da Kläre sich genötigt sah, den Werbungen eines Großkaufmanns holländischer Abstammung namens Louis Verhajen nachzugeben.

Als Kläre in der dritten Saison in eine Stellung an das Dresdner Hoftheater berufen wurde, gab der Freiherr trotz seiner Jugend eine vielversprechende Staatskarrière auf und übersiedelte nach Dresden. Nun verbrachte er jeden Abend mit Kläre und ihrer Mutter, die sich allen Verhältnissen ihrer Tochter gegenüber eine schöne Ahnungslosigkeit zu bewahren gewußt hatte, und hoffte von neuem. Leider hatte der Holländer die unangenehme Gewohnheit, in jedem Brief sein Kommen für den nächsten Tag anzukündigen, der Geliebten anzudeuten, daß sie von einem Heer von Spionen umgeben sei und ihr im übrigen äußerst schmerzhafte Todesarten anzudrohen für den Fall, daß sie ihm die Treue nicht bewahrt haben sollte. Da er aber nie kam und Kläre allmählich in einen Zustand höchster Nervosität geriet, beschloß Leisenbohg, der Sache um jeden Preis ein Ende zu machen, und reiste zum Zwecke persönlicher Verhandlungen nach Detmold ab. Zu seinem Erstaunen erklärte ihm der Holländer, daß er seine Liebes- und Drohbriefe an Kläre nur aus Ritterlichkeit geschrieben hätte und daß ihm eigentlich nichts willkommener wäre, als jeder weiteren Verpflichtung ledig zu sein. Glückselig reiste Leisenbohg nach Dresden zurück und teilte Kläre den angenehmen Ausgang der Unterredung mit. Sie dankte ihm herzlich, wehrte aber schon den ersten Versuch weiterer Zärtlichkeit mit einer Bestimmtheit ab, die den Freiherrn befremdete. Nach einigen kurzen und dringenden Fragen gestand sie ihm endlich, daß während seiner Abwesenheit kein Geringerer als Prinz Kajetan eine heftige Leidenschaft zu ihr gefaßt und ge-

schworen hätte, sich ein Leids anzutun, wenn er nicht erhört würde. Es war nur natürlich, daß sie ihm schließlich hatte nachgeben müssen, um nicht das Herrscherhaus und das Land in namenlose Trauer zu versetzen.

Mit ziemlich gebrochenem Herzen verließ Leisenbohg die Stadt und kehrte nach Wien zurück. Hier begann er, seine Beziehungen spielen zu lassen, und nicht zum geringsten seinen unausgesetzten Bemühungen war es zu danken, daß Kläre schon für das nächste Jahr einen Antrag an die Wiener Oper erhielt. Nach einem erfolgreichen Gastspiel trat sie im Oktober ihr Engagement an, und der herrliche Blumenkorb des Freiherrn, den sie am Abend ihres ersten Auftretens in der Garderobe fand, schien Bitte und Hoffnung zugleich auszusprechen. Aber der begeisterte Spender, der sie nach der Vorstellung erwartete, mußte erfahren, daß er wieder zu spät gekommen war. Der blonde Korrepetitor — auch als Liederkomponist nicht ohne Bedeutung —, mit dem sie in den letzten Wochen studiert hatte, war von ihr in Rechte eingesetzt worden, die sie um nichts in der Welt hätte verletzen wollen.

Seither waren sieben Jahre verstrichen. Dem Korrepetitor war Herr Klemens von Rhodewyl gefolgt, der kühne Herrenreiter; Herrn von Rhodewyl der Kapellmeister Vincenz Klaudi, der manchmal die Opern, die er dirigierte, so laut mitsang, daß man die Sänger nicht hörte; dem Kapellmeister der Graf von Alban-Rattony, ein Mann, der im Kartenspiel seine ungarischen Güter verspielt und dafür später ein Schloß in Niederösterreich gewonnen hatte; dem Grafen Herr Edgar Wilhelm, Verfasser von Balletttexten, deren Komposition er hoch bezahlte, von Tragödien, für deren Aufführung er das Jantschtheater mietete, und von Gedichten, die im dümmsten Adelsblatt der Residenz mit den schönsten Lettern gedruckt wurden. Herrn Edgar Wilhelm ein Herr, namens Amandus Meier, der nichts war als neunzehn Jahre alt und sehr hübsch — und nichts besaß als einen Foxterrier, der auf dem Kopf stehen konnte. Herrn Meier der eleganteste Mann der Monarchie: der Fürst Richard Bedenbruck.

Kläre hatte ihre Beziehungen nie als Geheimnis behandelt. Sie führte jederzeit ein einfaches bürgerliches Haus, in dem nur die Hausherrn zuweilen wechselten. Ihre Beliebtheit im Publikum war außerordentlich. In höheren Kreisen berührte es angenehm, daß sie jeden Sonntag zur Messe ging, zweimal monatlich beichtete, ein vom Papst geweihtes Bildnis der Madonna als Amulett am Busen trug und sich niemals schlafen legte, ohne ihr Gebet zu verrichten. Selten gab es ein Wohltätigkeitsfest, bei dem sie nicht als Verkäuferin beteiligt war, und sowohl Aristokratinnen als Damen der jüdischen Finanzkreise fühlten sich beglückt, wenn sie unter dem gleichen Zelt wie Kläre ihre Waren ausbieten durften. Jugendliche Enthusiasten und Enthusiastinnen, die bei der Bühnentür ihrer harrten, grüßte sie mit einem berückenden Lächeln. Blumen, die ihr gespendet worden, verteilte sie unter die geduldige Schar, und einmal, als die Blumen in der Garderobe zurückgeblieben waren, sagte sie in dem erquickenden Wienerisch, das ihr so gut zu Gesicht stand: „Meiner Seel', jetzt hab' ich den Salat oben in meinem Kammerl vergessen! Kommt's halt morgen nachmittag zu mir, Kinder, wer noch was haben will."

Dann stieg sie in den Wagen, aus dem Fenster steckte sie den Kopf hervor, und im Davonfahren rief sie: „Kriegt's auch ein' Kaffee!"

Zu den Wenigen, die den Mut gehabt hatten, dieser Einladung nachzukommen, hatte Fanny Ringeiser gehört. Kläre ließ sich zufällig mit ihr in eine scherzhafte Unterhaltung ein, erkundigte sich leutselig wie eine Erzherzogin nach ihren Familienverhältnissen und fand an dem Geplauder des frischen und begeisterten Mädchens soviel Gefallen, daß sie es aufforderte, bald wiederzukommen. Fanny folgte der Einladung, und bald gelang es ihr, im Hause der Künstlerin eine geachtete Stellung einzunehmen, die sie besonders dadurch zu erhalten wußte, daß sie bei allem Vertrauen, das ihr Kläre entgegenbrachte, sich ihr gegenüber nie eine wirkliche Vertraulichkeit erlaubte. Im Laufe der Jahre hatte Fanny eine ganze Reihe von Heiratsanträgen erhalten, meist aus den Kreisen der jungen Mariahilfer Fabrikantensöhne, mit denen sie auf Bällen zu tanzen pflegte. Aber sie wies alle zurück, da sie sich mit unwiderruflicher Regelmäßigkeit in den jeweiligen Liebhaber Klärens verliebte.

Den Fürsten Bedenbruck hatte Kläre durch mehr als drei Jahre ebenso treu, aber mit tieferer Leidenschaft geliebt als seine Vorgänger, und Leisenbohg, der trotz seiner zahlreichen Enttäuschungen die Hoffnung niemals aufgegeben, hatte ernstlich zu fürchten begonnen, daß ihm das seit zehn Jahren ersehnte Glück niemals blühen würde. Immer, wenn er einen in ihrer Gunst wanken sah, hatte er seiner Liebsten den Abschied gegeben, um für alle Fälle und in jedem Augenblick bereit zu sein. So hielt er es auch nach dem plötzlichen Tode des Fürsten Richard; aber zum ersten Male mehr aus Gewohnheit als aus Überzeugung. Denn der Schmerz Klärens schien so grenzenlos, daß jeder glauben mußte, sie hätte nun für alle Zeit mit den Freuden des Lebens abgeschlossen. Jeden Tag fuhr sie auf den Friedhof hinaus und legte Blumen auf das Grab des Dahingeschiedenen. Sie ließ ihre hellen Kleider auf den Boden schaffen und versperrte ihren Schmuck in der unzugänglichsten Lade ihres Schreibtisches. Es bedurfte ernstlichen Zuredens, um sie von der Idee abzubringen, die Bühne für immer zu verlassen.

Nach dem ersten Wiederauftreten, das so glänzend verlaufen war, nahm ihr Leben wenigstens äußerlich den gewohnten Gang. Der frühere Kreis entfernterer Freunde sammelte sich wieder. Der Musikkritiker Bernhard Feuerstein erschien, je nach dem Menü des vergangenen Mittags, mit Spinat- oder Paradeisflecken auf dem Jakett und schimpfte zu Klärens unverhohlenem Vergnügen über Kolleginnen, Kollegen und Direktor. Von den beiden Vettern des Fürsten Richard, den Bedenbrucks aus der anderen Linie, Lucius und Christian, ließ sie sich wie früher in der unverbindlichsten und hochachtungsvollsten Weise den Hof machen; ein Herr von der französischen Botschaft und ein junger tschechischer Klaviervirtuose wurden bei ihr eingeführt, und am zehnten Juni fuhr sie zum ersten Male wieder zum Rennen. Aber, wie sich Fürst Lucius ausdrückte, der nicht ohne poetische Begabung war: Nur ihre Seele war erwacht, ihr Herz blieb nach wie vor in Schlummer versunken. Ja, wenn einer von ihren jüngeren oder älteren Freunden die leiseste

Andeutung wagte, als gäbe es irgend etwas wie Zärtlichkeit oder Leidenschaft auf der Welt, so schwand jedes Lächeln aus ihrem Antlitz, ihre Augen blickten düster vor sich hin, und zuweilen erhob sie die Hand zu einer seltsam abwehrenden Bewegung, die für alle Menschen und auf ewige Zeiten zu gelten schien.

Da begab es sich in der zweiten Hälfte des Juni, daß ein Sänger aus dem Norden namens Sigurd Ölse in der Oper den Tristan sang. Seine Stimme war hell und kräftig, wenn auch nicht durchaus edel, seine Gestalt beinahe übermenschlich groß, doch mit einer Neigung zur Fülle, sein Antlitz entbehrte im Zustand der Ruhe wohl manchmal des besonderen Ausdrucks; aber sobald er sang, leuchteten seine stahlgrauen Augen wie von einer geheimnisvollen innern Glut, und durch Stimme und Blick schien er alle, besonders die Frauen, wie in einem Taumel zu sich hinzureißen.

Kläre saß mit ihren nicht beschäftigten Kollegen und Kolleginnen in der Theaterloge. Sie als einzige schien unberührt zu bleiben. Am nächsten Vormittage wurde ihr Sigurd Ölse in der Direktionskanzlei vorgestellt. Sie sagte ihm einige freundliche, aber beinah kühle Worte über die gestrige Leistung. Am selben Nachmittag machte er ihr einen Besuch, ohne daß sie ihn dazu aufgefordert hätte. Baron Leisenbohg und Fanny Ringeiser waren anwesend. Sigurd trank mit ihnen Tee. Er sprach von seinen Eltern, die in einem kleinen norwegischen Städtchen als Fischerleute lebten; von der wunderbaren Entdeckung seines Gesangstalentes durch einen reisenden Engländer, der zufällig auf seiner weißen Yacht in dem entlegenen Fjord gelandet war; und von seiner Frau, einer Italienerin, die während der Hochzeitsreise auf dem atlantischen Ozean gestorben und ins Meer gesenkt worden war. Nachdem er sich verabschiedet hatte, blieben die anderen lange in Schweigen versunken. Fanny sah angelegentlich in ihre leere Teetasse, Kläre hatte sich zum Klavier gesetzt und stützte die Arme auf den geschlossenen Deckel, der Freiherr versenkte sich stumm und angstvoll in die Frage, warum Kläre während der Erzählung von Sigurds Hochzeitsreise jene abwehrende Handbewegung unterlassen, mit der sie seit dem Tode des Fürsten alle Andeutungen von der weiteren Existenz leidenschaftlicher oder zärtlicher Beziehungen auf Erden abgewehrt hatte.

Als fernere Gastspielrollen sang Sigurd Ölse den Siegfried und den Lohengrin. Jedesmal saß Kläre ungerührt in der Loge. Aber der Sänger, der sonst mit niemandem verkehrte als mit dem norwegischen Gesandten, fand sich jeden Nachmittag bei Kläre ein, selten ohne Fräulein Fanny Ringeiser, niemals ohne den Freiherrn von Leisenbohg dort zu treffen.

Am siebenundzwanzigsten Juni trat er als Tristan zum letzten Male auf. Unberührt saß Kläre in der Theaterloge. Am Morgen darauf fuhr sie mit Fanny auf den Friedhof und legte einen riesigen Kranz auf das Grab des Fürsten nieder. Am Abend dieses Tages gab sie ein Fest zu Ehren des Sängers, der tagsdarauf Wien verlassen sollte.

Der Freundeskreis war vollzählig versammelt. Keinem blieb die Leidenschaft verborgen, von der Sigurd für Kläre erfaßt war. Wie gewöhnlich sprach er ziemlich

viel und erregt. Unter anderem erzählte er, daß ihm während der Herreise auf dem Schiff von einer an einen russischen Großfürsten verheirateten Araberin aus den Linien seiner Hand für die nächste Zeit die verhängnisvollste Epoche seines Lebens prophezeit worden war. Er glaubte fest an diese Prophezeiung, wie überhaupt der Aberglaube bei ihm mehr zu sein schien als eine Art, sich interessant zu machen. Er sprach auch von der übrigens allgemein bekannten Tatsache, daß er im vorigen Jahre gleich nach der Landung in New-York, wo er ein Gastspiel absolvieren sollte, noch am selben Tag, ja in der selben Stunde trotz des hohen Pönales ein Schiff bestiegen, das ihn nach Europa zurückbrachte, nur weil ihm auf der Landungsbrücke eine schwarze Katze zwischen die Beine gelaufen war. Er hatte freilich allen Grund, an solche geheimnisvolle Beziehungen zwischen unbegreiflichen Zeichen und Menschenschicksalen zu glauben. Eines Abends im Coventgarden-Theater zu London, da er vor dem Auftreten versäumt hatte, eine gewisse, von seiner Großmutter überkommene Beschwörungsformel zu murmeln, hatte ihm plötzlich die Stimme versagt. Eines Nachts im Traum war ihm ein geflügelter Genius in Rosatrikots erschienen, der ihm den Tod seines Lieblingsraseurs verkündet hatte, und tatsächlich fand man den Bedauernswerten am Morgen darauf erhängt auf. Überdies trug er stets einen kurzen, aber inhaltsreichen Brief bei sich, der ihm in einer spiritistischen Sitzung in Brüssel von dem Geist der verstorbenen Sängerin Cornelia Lujan überreicht worden war und der in fließendem Portugiesisch die Weissagung enthielt, daß er bestimmt sei, der größte Sänger der alten und neuen Welt zu werden. Alle diese Dinge erzählte er heute; und als der spiritistische, auf Rosapapier der Firma Glienwood geschriebene Brief von Hand zu Hand ging, war die Bewegung in der Gesellschaft tief und allgemein. Kläre selbst aber verzog kaum eine Miene und nickte nur manchmal gleichgültig mit dem Kopf. Trotzdem erreichte die Unruhe Leisenbohgs einen hohen Grad. Für sein geschärftes Auge sprachen sich die Anzeichen der drohenden Gefahr immer deutlicher aus. Vor allem faßte Sigurd, wie alle früheren Liebhaber Klärens, während des Soupers eine auffallende Sympathie zu ihm, lud ihn auf seine Besitzung am Fjord zu Molde und trug ihm endlich das Du an. Ferner zitterte Fanny Ringeiser am ganzen Leibe, wenn Sigurd das Wort an sie richtete, wurde abwechselnd blaß und rot, wenn er sie mit seinen großen stahlgrauen Augen ansah, und als er von seiner bevorstehenden Abreise sprach, fing sie laut zu weinen an. Aber Kläre blieb auch jetzt ruhig und ernst. Sie erwiderte die sengenden Blicke Sigurds kaum, sie sprach zu ihm nicht lebhafter als zu den anderen, und als er ihr endlich die Hand küßte und dann zu ihr aufsah mit den Augen, die zu bitten, zu versprechen, zu verzweifeln schienen, blieben die ihren verschleiert und ihre Züge regungslos. All das beobachtete Leisenbohg nur mit Mißtrauen und Angst. Aber als das Fest zu Ende ging und sich alle empfahlen, erlebte der Freiherr etwas Unerwartetes. Er als letzter reichte Kläre die Hand zum Abschied, wie die anderen, und wollte sich entfernen. Sie aber hielt seine Hand fest und flüsterte ihm zu: „Kommen Sie wieder." Er glaubte, nicht recht gehört zu haben. Doch noch einmal drückte sie seine Hand und,

die Lippen ganz nah an seinem Ohr, wiederholte sie: „Kommen Sie wieder; in einer Stunde erwarte ich Sie."

Taumelnd beinahe ging er mit den anderen fort. Mit Fanny begleitete er Sigurd zum Hôtel, und wie aus weiter Ferne hörte er ihm zu von Kläre schwärmen. Dann führte er Fanny Ringeiser durch die stillen Straßen in der linden Nachtkühle nach Mariahilf, und wie hinter einem Nebel sah er über ihre roten Kinderwangen dumme Tränen rinnen. Dann setzte er sich in einen Wagen und fuhr vor Klärens Haus. Er sah Licht durch die Vorhänge ihres Schlafzimmers schimmern; er sah ihren Schatten vorübergleiten, ihr Kopf erschien in der Spalte neben dem Vorhang und nickte ihm zu. Er hatte nicht geträumt, sie wartete seiner.

Am nächsten Morgen machte Freiherr von Leisenbohg einen Spazierritt in den Prater. Er fühlte sich glücklich und jung. In der späten Erfüllung seiner Sehnsucht schien ihm ein tieferer Sinn zu liegen. Was er heute Nacht erlebt hatte, war die wunderbarste Überraschung gewesen — und doch wieder nichts als Steigerung und notwendiger Abschluß seiner bisherigen Beziehungen zu Kläre. Er fühlte jetzt, daß es nicht anders hatte kommen können, und machte Pläne für die nächste und fernere Zukunft. „Wie lange wird sie noch bei der Bühne bleiben?" dachte er... „Vielleicht vier, fünf Jahre. Dann, aber auch nicht früher, werde ich mich mit ihr vermählen. Wir werden zusammen auf dem Lande wohnen, ganz nah von Wien; vielleicht in St. Veit oder in Lainz. Dort werde ich ein kleines Haus kaufen oder nach ihrem Geschmacke bauen lassen. Wir werden ziemlich zurückgezogen leben, aber oft große Reisen unternehmen... nach Spanien, Ägypten, Indien...." — So träumte er vor sich hin, während er sein Pferd über die Wiesen am Heustadl rascher laufen ließ. Dann trabte er wieder in die Hauptallee und beim Praterstern setzte er sich in seinen Wagen. Er ließ bei der Fossatti halten und sandte an Kläre ein Bukett von herrlichen dunklen Rosen. Er frühstückte in seiner Wohnung am Schwarzenbergplatz allein wie gewöhnlich, und nach Tisch legte er sich auf den Divan. Er war von heftiger Sehnsucht nach Kläre erfüllt. Was hatten alle die anderen Frauen für ihn zu bedeuten gehabt?.... Sie waren ihm Zerstreuung gewesen — nichts weiter. Und er ahnte den Tag voraus, da ihm auch Kläre sagen würde: Was waren mir alle anderen? — Du bist der Einzige und Erste, den ich je geliebt habe.... Und während er auf dem Divan lag, mit geschlossenen Augen, ließ er die ganze Reihe an sich vorübergleiten... Gewiß; sie hatte keinen geliebt vor ihm, und ihn vielleicht immer und in jedem!....

Der Freiherr kleidete sich an, und dann ging er langsam, wie um sich ein paar Sekunden länger auf das erste Wiedersehen freuen zu dürfen, den wohlbekannten Weg ihrem Hause zu. Es gab wohl viel Spaziergänger auf dem Ring, aber man konnte doch merken, daß die Saison zu Ende ging. Und Leisenbohg freute sich, daß der Sommer da war, daß er mit Kläre zusammen reisen, mit ihr das Meer oder die Berge sehen würde, und er mußte sich zusammennehmen, um nicht vor lauter Entzücken aufzujubeln.

Er stand vor ihrem Hause und sah zu ihren Fenstern auf. Das Licht der Nachmittagssonne strahlte von ihnen wieder und blendete ihn beinahe. Er schritt die zwei Treppen hinauf zu ihrer Haustüre und klingelte. Man öffnete nicht. Er klingelte noch einmal. Man öffnete nicht. Jetzt bemerkte Leisenbohg, daß ein Vorhängschloß an der Türe angebracht war. — Was sollte das bedeuten? war er fehlgegangen?... Sie hatte zwar kein Täfelchen an der Türe, aber gegenüber las er wie gewöhnlich: „Oberstleutnant von Jeleskowits...." Kein Zweifel: er stand vor ihrer Wohnung, und ihre Wohnung war versperrt... Er eilte die Treppen hinunter, riß die Türe zur Hausmeisterwohnung auf. Die Hausmeisterin saß in dem halbdunklen Raum auf dem Bett, ein Kind guckte durch das kleine Souterrainfenster auf die Straße hinaus, das andere blies auf einem Kamm eine unbegreifliche Melodie. „Ist Fräulein Hell nicht zu Hause?" fragte der Freiherr. Die Frau stand auf. „Nein, Herr Baron, das Fräulein Hell ist abgereist..."

„Wie?" schrie der Freiherr auf. — „Ja richtig," setzte er gleich hinzu... „um drei Uhr, nicht wahr?"

„Nein, Herr Baron, um acht in der Früh ist das Fräulein abgereist."

„Und wohin?... Ich meine! ist sie direkt nach —" Er sagte es aufs Geratewohl: „ist sie direkt nach Dresden gefahren?"

„Nein, Herr Baron; sie hat keine Adresse dagelassen. Sie hat g'sagt, sie wird schon schreiben, wo sie is."

„So — ja... ja — so... natürlich... Danke sehr." Er wandte sich fort und trat wieder auf die Straße. Unwillkürlich blickte er nach dem Haus zurück. Wie anders strahlte die Abendsonne von den Fenstern wieder als vorher! Welche dumpfe, traurige Sommerabendschwüle lag über der Stadt. Kläre war fort?!.. warum?... Sie war vor ihm geflohen?... Was sollte das bedeuten?.... Er dachte zuerst daran, in die Oper zu fahren. Aber es fiel ihm ein, daß die Ferien schon übermorgen anfingen und daß Kläre in den letzten zwei Tagen nicht mehr beschäftigt war.

Er fuhr also in die Mariahilferstraße sechsundsiebzig, wo die Ringeiser wohnten. Eine alte Köchin öffnete und betrachtete den eleganten Besucher mit einigem Mißtrauen. Er ließ Frau Ringeiser herausrufen. „Ist Fräulein Fanny zu Hause?" fragte er in einer Erregung, die er nicht mehr bemeistern konnte.

„Wie meinen?" fragte Frau Ringeiser scharf.

Der Herr stellte sich vor.

„Ah so", sagte Frau Ringeiser. „Wollen sich der Herr Baron nicht weiterbemühen?"

Er blieb im Vorzimmer stehen und fragte nochmals: „Ist Fräulein Fanny nicht zu Hause?"

„Spazieren der Herr Baron doch weiter." Leisenbohg mußte ihr folgen und befand sich in einem niedern, halbdunkeln Zimmer mit blausamtenen Möbeln und gleichfarbigen Ripsvorhängen an den Fenstern. „Nein," sagte Frau Ringeiser, „die Fanny ist nicht zu Haus. Fräulein Hell hat sie ja mit auf den Urlaub genommen."

„Wohin?" fragte der Freiherr und starrte auf eine Photographie Klärens, die in einem schmalen Goldrahmen auf dem Klavier stand.

„Wohin — das weiß ich nicht", sagte Frau Ringeiser. „Um acht in der Früh war das Fräulein Hell selber da und hat mich gebeten, daß ich ihr die Fanny mitgeb'. Na, und sie hat so schön gebeten — ich hab nicht nein sagen können."

„Aber wohin ... wohin?" fragte Leisenbohg dringend.

„Ja, das könnt ich nicht sagen. Die Fanny telegraphiert mir, sobald daß Fräulein Hell sich entschlossen hat, wo sie bleiben will. Vielleicht schon morgen oder übermorgen."

„So", sagte Leisenbohg und ließ sich auf einen kleinen Rohrsessel vor dem Klavier niedersinken. Er schwieg ein paar Sekunden, dann stand er plötzlich auf, reichte Frau Ringeiser die Hand, bat um Entschuldigung wegen der verursachten Störung und ging langsam die dunkle Treppe des alten Hauses hinunter.

Er schüttelte den Kopf. Sie war sehr vorsichtig gewesen — wahrhaftig! ... vorsichtiger als notwendig ... Daß er nicht zudringlich war, hatte sie wohl wissen können.

„Wohin fahren wir denn, Herr Baron?" fragte der Kutscher, und Leisenbohg merkte, daß er schon eine Weile im offenen Wagen gesessen war und vor sich hingestarrt hatte. Und einer plötzlichen Eingebung folgend, antwortete er: „Ins Hôtel Bristol."

Sigurd Ölse war noch nicht abgereist. Er ließ den Freiherrn auf sein Zimmer bitten, empfing ihn mit Begeisterung und bat ihn, den letzten Abend seines Wiener Aufenthaltes mit ihm zu verbringen. Leisenbohg war schon von dem Umstand ergriffen gewesen, daß Sigurd Ölse überhaupt noch in Wien war, seine Liebenswürdigkeit aber rührte ihn geradezu zu Tränen. Sigurd begann sofort, von Kläre zu sprechen. Er bat Leisenbohg, ihm von ihr zu erzählen, so viel er nur konnte, denn er wußte ja, daß in dem Freiherrn ihr ältester und treuester Freund vor ihm stand. Und Leisenbohg setzte sich auf den Koffer und sprach von Kläre. Es tat ihm wohl, von ihr reden zu können. — Er erzählte dem Sänger beinah alles — mit Ausnahme derjenigen Dinge, die er ihm als Kavalier verschweigen zu müssen glaubte. Sigurd lauschte und schien verzückt.

Beim Souper lud der Sänger seinen Freund ein, noch heute Abend Wien mit ihm zu verlassen und ihn auf seine Besitzung nach Molde zu begleiten. Der Freiherr fühlte sich wunderbar beruhigt. Er lehnte für heute ab und versprach Ölse, ihn im Laufe des Sommers zu besuchen.

Sie fuhren zusammen zur Bahn. „Du wirst mich vielleicht für einen Narren halten," sagte Sigurd, „aber ich will noch einmal an ihren Fenstern vorbei." Leisenbohg sah ihn von der Seite an. War dies vielleicht ein Versuch, ihn hinters Licht zu führen? oder war es der letzte Beweis für die Unverdächtigkeit des Sängers? ... Vor Klärens Haus angelangt, warf Sigurd einen Kuß nach den verschlossenen Fenstern. Dann sagte er: „Grüßen Sie sie noch einmal von mir."

Leisenbohg nickte. „Ich will es ihr bestellen, wenn sie wiederkommt."

Sigurd sah ihn betroffen an.

„Sie ist nämlich schon fort", setzte Leisenbohg hinzu. „Heute früh ist sie abgereist — ohne Abschied . . . wie es so ihre Art ist", log er dazu.

„Abgereist", wiederholte Sigurd und versank in Sinnen. Dann schwiegen sie beide.

Vor Abfahrt des Zuges umarmten sie sich wie alte Freunde.

Der Freiherr weinte nachts in seinem Bett, wie es ihm seit seinen Kinderjahren nicht mehr geschehen war. Die eine Stunde der Lust, die er mit Kläre verlebt hatte, schien ihm wie von dunkeln Schauern umweht. Es war ihm, als hätten ihre Augen in der gestrigen Nacht wie im Wahnsinn geglüht. Nun begriff er alles. Zu früh war er ihrem Ruf gefolgt, noch hatte der Schatten des Fürsten Bedenbruck Gewalt über sie, und er fühlte, daß er Kläre nur besessen hatte, um sie auf immer zu verlieren.

Ein paar Tage trieb er sich in Wien herum, ohne zu wissen, was er mit den Tagen und Nächten anfangen sollte; alles, womit er früher seine Zeit hingebracht hatte — Zeitunglesen, Whistspielen, Spazierenreiten — war ihm vollkommen gleichgültig. Er fühlte, wie sein ganzes Dasein nur von Kläre den Sinn erhalten, ja daß selbst seine Verhältnisse zu anderen Frauen nur von dem Abglanze seiner Leidenschaft für Kläre gelebt hatten. Über der Stadt lag es wie ein ewiger grauer Dunst; die Leute, mit denen er sprach, hatten verschleierte Stimmen und starrten ihn merkwürdig, ja verräterisch an. Eines Abends fuhr er zum Bahnhof und wie mechanisch nahm er sich eine Karte nach Ischl. Dort traf er Bekannte, die sich harmlos nach Kläre erkundigten, er antwortete gereizt und unhöflich und mußte sich mit einem Herrn schlagen, für den er sich nicht im geringsten interessierte. Er trat ohne Erregung an, hörte die Kugel an seinem Ohr vorbei pfeifen, schoß in die Luft und verließ Ischl eine halbe Stunde nach dem Duell. Er reiste nach Tirol, nach dem Engadin, nach dem Berner Oberland, nach dem Genfersee, ruderte, überschritt Pässe, bestieg Berge, schlief einmal in einer Sennhütte und wußte im übrigen vom vorigen Tag so wenig wie vom nächsten.

Eines Tages erhielt er von Wien aus ein Telegramm nachgesandt. Mit fiebernden Fingern öffnete er es. Er las: „Wenn du mein Freund bist, so halte dein Wort und eile zu mir; denn ich benötige eines Freundes. Sigurd Ölse." Leisenbogh zweifelte keinen Augenblick, daß der Inhalt dieses Telegramms in irgend einem Zusammenhang mit Kläre stehen müsse. Er packte so rasch als möglich ein und verließ Aix, wo er sich eben befand, mit der nächsten Gelegenheit. Ohne Unterbrechung reiste er über München nach Hamburg und nahm das Schiff, das ihn über Stavanger nach Molde führte, wo er an einem hellen Sommerabend ankam. Die Reise war ihm endlos erschienen. Von allen Reizen der Landschaft war seine Seele unberührt geblieben. Auch war es ihm in der letzten Zeit nicht mehr gelungen, sich an Klärens Gesang oder auch nur an ihre Züge zu erinnern. Jahrelang, jahrzehntelang glaubte er von Wien fort zu sein. Aber als er Sigurd in weißem Flanellanzug mit weißer Kappe am Ufer stehen sah, war ihm, als hätte

er ihn gestern Abend zum letzten Male gesehen. Und so zerwühlt er war, er erwiderte lächelnd vom Deck aus den Willkommgruß Sigurds und schritt in guter Haltung die Schiffstreppe hinab.

„Ich danke dir tausendmal, daß du meinem Ruf gefolgt bist," sagte Sigurd. Und einfach setzte er hinzu: „Mit mir ist es aus."

Der Freiherr betrachtete ihn. Sigurd sah sehr blaß aus, die Haare an seinen Schläfen waren auffallend grau geworden. Auf dem Arm trug er einen grünen mattglänzenden Plaid.

„Was gibt's? was ist geschehen?" fragte Leisenbohg mit einem starren Lächeln.

„Du sollst alles erfahren," sagte Sigurd Ölse. Dem Freiherrn fiel es auf, daß Sigurds Stimme weniger voll klang als früher. — Sie fuhren auf einem kleinen schmalen Wagen durch die liebliche Allee längs des blauen Meeres hin. Beide schwiegen. Leisenbohg wagte nicht zu fragen. Seine Blicke starrten aufs Wasser, das sich kaum bewegte. Er kam auf die sonderbare, aber wie sich herausstellte, undurchführbare Idee, die Wellen zu zählen; dann schaute er in die Luft, und ihm war, als tropften die Sterne langsam herunter. Endlich fiel ihm auch ein, daß eine Sängerin existierte, Kläre Hell mit Namen, die sich irgendwo in der weiten Welt umhertrieb, — aber grade das war ziemlich unwichtig. Nun kam ein Ruck, und der Wagen stand vor einem einfachen weißen Hause still, das ganz im Grünen lag. Auf einer Veranda mit dem Blick aufs Meer speisten sie zu Abend. Ein Diener, mit einem strengen und in den Momenten, da er den Wein einschenkte, geradezu drohenden Gesicht, bediente. Die helle Nordnacht ruhte über den Fernen.

„Nun?" fragte Leisenbohg, über den es mit einem Male wie eine Flut von Ungeduld hinstürzte.

„Ich bin ein verlorener Mensch," sagte Sigurd Ölse und schaute vor sich hin.

„Wie meinst du das?" fragte Leisenbohg tonlos. „Und was kann ich für dich tun?" setzte er mechanisch hinzu.

„Nicht viel. Ich weiß noch nicht." Und er blickte über Tischdecke, Geländer, Vorgarten, Gitter, Straße und Meer ins Weite.

Leisenbohg war innerlich starr ... Allerlei Ideen zugleich durchzuckten ihn ... Was mochte geschehen sein? ... Kläre war tot —? ... Sigurd hatte sie ermordet —? ... ins Meer geworfen —? ... Oder Sigurd war tot —? ... Doch nein, das war unmöglich ... der saß ja da vor ihm ... Warum aber sprach er nicht? ... Und plötzlich, von einer ungeheuren Angst durchjagt, stieß Leisenbohg hervor: „Wo ist Kläre?"

Da wandte sich der Sänger langsam zu ihm. Sein etwas dickes Gesicht begann wie von innen zu glänzen, und er schien zu lächeln, — wenn es nicht der Mondschein war, der über seinem Gesicht spielte. Jedenfalls fand Leisenbohg in diesem Augenblick, daß der Mann, der hier mit verschleiertem Blick zurückgelehnt neben ihm saß, beide Hände in den Hosentaschen, die Beine lang unter den Tisch hingestreckt, mit nichts auf der Welt mehr Ähnlichkeit hatte als mit einem Pierrot.

Der grüne Plaid hing über dem Geländer der Terrasse und schien dem Baron in diesem Moment ein guter alter Bekannter.... Aber was ging ihn dieser lächerliche Plaid an? Träumte er vielleicht?... Er war in Molde. Sonderbar genug... Wäre er vernünftig gewesen, so hätte er dem Sänger eigentlich aus Aix telegraphieren können: „Was gibt's? was willst du von mir, Pierrot?" Und er wiederholte plötzlich seine Frage von früher, nur viel höflicher und ruhiger: „Wo ist Kläre?"

Jetzt nickte der Sänger mehrere Male. „Um die handelt es sich allerdings. — Bist du mein Freund?"

Leisenbohg nickte. Er spürte ein leises Frösteln. Ein lauer Wind kam vom Meere her. „Ich bin dein Freund. Was willst du von mir?"

„Erinnerst du dich des Abends, da wir von einander Abschied nahmen, Baron? an dem wir im Bristol miteinander soupierten und du mich auf die Bahn begleitetest?"

Leisenbohg nickte wieder.

„Du hast wohl nicht geahnt, daß im selben Zuge mit mir Kläre Hell von Wien abreiste."

Leisenbohg ließ den Kopf schwer auf die Brust herabsinken....

„Ich habe es so wenig geahnt als du," fuhr Sigurd fort. „Erst am nächsten Morgen auf der Frühstückstation hab' ich Kläre gesehen. Sie saß mit Fanny Ringeiser im Speisesaal und trank Kaffee. Ihr Benehmen ließ mich vermuten, daß ich diese Begegnung nur dem Zufall verdankte. Es war kein Zufall."

„Weiter," sagte der Baron und betrachtete den grünen Plaid, der sich leise bewegte.

„Später hat sie mir nämlich gestanden, daß es kein Zufall war. — Von diesem Morgen an blieben wir zusammen, Kläre, Fanny und ich. An einem eurer entzückenden kleinen östreichischen Seen ließen wir uns nieder. Wir bewohnten ein anmutiges Haus zwischen Wasser und Wald, fern von allen Menschen. Wir waren sehr glücklich."

Er sprach so langsam, daß Leisenbohg toll zu werden glaubte.

Wozu hat er mich hierhergerufen? dachte er. Was will er von mir?... Hat sie ihm gestanden —?... Was geht's ihn an?... Warum blickt er mir so starr ins Gesicht?... Weshalb sitz ich hier in Molde auf einer Veranda mit einem Pierrot?... Ist es nicht am Ende doch ein Traum?... Ruh ich vielleicht in Klärens Armen?... Ist es am Ende noch immer diese Nacht?... — Und unwillkürlich riß er die Augen weit auf.

„Wirst du mich rächen?" fragte Sigurd plötzlich.

„Rächen?... Ja warum? was ist denn geschehen?" fragte der Freiherr und hörte seine eigenen Worte wie von ferne her.

„Weil sie mich zugrunde gerichtet hat, weil ich verloren bin."

„Erzähle mir endlich," sagte Leisenbohg mit harter, trockener Stimme.

„Fanny Ringeiser war mit uns," fuhr Sigurd fort. „Sie ist ein gutes Mädchen, nicht wahr?"

„Ja, sie ist ein gutes Mädchen," erwiderte Leisenbohg und sah mit einem Male

das halbdunkle Zimmer vor sich mit den blausamtenen Möbeln und den Ripsvorhängen, wo er vor mehreren hundert Jahren mit Fannys Mutter gesprochen hatte.

„Sie ist auch ein ziemlich dummes Mädchen, nicht wahr?"

„Ich glaube," erwiderte der Freiherr.

„Ich weiß es," sagte Sigurd. „Sie ahnte nicht, wie glücklich wir waren." Und er schwieg lange.

„Weiter," sagte Leisenbohg und wartete.

„Eines Morgens schlief Kläre noch," begann Sigurd von neuem. „Sie schlief immer weit in den Morgen hinein. Ich aber ging im Walde spazieren. Da kam plötzlich Fanny hinter mir hergelaufen. „Fliehen Sie, Herr Ölse, eh' es zu spät ist; reisen Sie ab, denn Sie befinden sich in der höchsten Gefahr!" Sonderbarerweise wollte sie mir anfangs durchaus nichts mehr sagen. Aber ich bestand darauf und erfuhr endlich, was für eine Gefahr mir ihrer Meinung nach drohte. Ah, sie glaubte, daß ich noch zu retten wäre, sonst hätte sie mir gewiß nichts gesagt!"

Der grüne Plaid auf dem Geländer blähte sich auf wie ein Segel, das Lampenlicht auf dem Tisch flackerte ein wenig.

„Was hat dir Fanny erzählt?" fragte Leisenbohg streng.

„Erinnerst du dich des Abends," fragte Sigurd, „an dem wir alle in Klärens Haus zu Gaste waren? Am Morgen dieses Tages war Kläre mit Fanny auf den Friedhof hinausgefahren, und auf dem Grabe des Fürsten hatte sie ihrer Freundin das Grauenhafte anvertraut."

„Das Grauenhafte —?" Der Freiherr erbebte.

„Ja. — Du weißt, wie der Fürst gestorben ist? Er ist vom Pferd gestürzt und hat noch eine Stunde gelebt." „Ich weiß es."

„Niemand war bei ihm als Kläre." „Ich weiß."

„Er wollte niemanden sehen als sie. Und auf dem Sterbebette tat er einen Fluch."

„Einen Fluch?"

„Einen Fluch." — „Kläre," sprach der Fürst, „vergiß mich nicht. Ich würde im Grabe keine Ruhe haben, wenn du mich vergäßest." — „Ich werde dich nie vergessen," erwiderte Kläre. — „Schwörst du mir, daß du mich nie vergessen wirst?" — „Ich schwöre es dir." — „Kläre, ich liebe dich und ich muß sterben!" ...

„Wer spricht?" schrie der Freiherr.

„Ich spreche," sagte Sigurd, „und ich lasse Fanny sprechen, und Fanny läßt Kläre sprechen, und Kläre läßt den Fürsten sprechen. Verstehst du mich nicht?"

Leisenbohg hörte angestrengt zu. Es war ihm, als hörte er die Stimme des toten Fürsten aus dreifach verschlossenem Sarge in die Nacht klingen.

„Kläre, ich liebe dich und ich muß sterben! Du bist so jung, und ich muß sterben. ... Und es wird ein anderer kommen nach mir. ... Ich weiß es, es wird so sein. ... Ein anderer wird dich in den Armen halten und mit dir glücklich sein. ... Er soll nicht — er darf nicht! ... Ich fluche ihm. — Hörst du, Kläre? ich fluche ihm! ... Der Erste, der diese Lippen küßt, diesen Leib umfängt nach mir,

soll in die Hölle fahren! ... Kläre, der Himmel hört den Fluch von Sterbenden. ... Hüte dich — hüte ihn. ... In die Hölle mit ihm! in Wahnsinn, Elend und Tod! Wehe! wehe! wehe!"

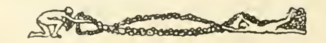
Sigurd, aus dessen Mund die Stimme des toten Fürsten tönte, hatte sich erhoben, groß und feist stand er in seinem weißen Flanellanzug da und blickte in die helle Nacht. Der grüne Plaid sank von dem Geländer in den Garten hinab. Den Freiherrn fror entsetzlich. Es war ihm, als wenn ihm der ganze Körper von den Füßen erstarren wollte. Eigentlich hätte er gern geschrieen, aber er sperrte nur den Mund weit auf.... Er befand sich in diesem Augenblick in dem kleinen Saal der Gesangsprofessorin Elsenstein, wo er Kläre das erste Mal gesehen hatte. Auf der Bühne stand ein Pierrot und deklamierte: „Mit diesem Fluch auf den Lippen ist der Fürst Bedenbruck gestorben, und ... höre ... der Unglückselige, in dessen Armen sie lag, der Elende, an dem sich der Fluch erfüllen soll, bin ich! ... ich! ... ich! ..."

Da stürzte die Bühne ein mit einem lauten Krach und versank vor Leisenbohgs Augen ins Meer. Er aber fiel lautlos mit dem Sessel nach rückwärts, wie eine Gliederpuppe.

Sigurd sprang auf, rief nach Hilfe. Zwei Diener kamen, hoben den Ohnmächtigen auf und betteten ihn auf einen Lehnsessel, der seitlich vom Tische stand; der eine lief nach einem Arzt, der andere brachte Wasser und Essig. Sigurd rieb die Stirn und die Schläfen des Freiherrn ein, aber der wollte sich nicht rühren. Dann kam der Arzt und nahm seine Untersuchung vor. Sie währte nicht lange. Am Schlusse sagte er: „Dieser Herr ist tot."

Sigurd Ölse war sehr bewegt, bat den Arzt, die nötigen Anordnungen zu treffen, und verließ die Terrasse. Er durchschritt den Salon, ging ins obere Stockwerk, betrat sein Schlafzimmer, zündete ein Licht an und schrieb eilends folgende Worte nieder: „Kläre! deine Depesche habe ich in Molde vorgefunden, wohin ich ohne Aufenthalt geflohen war. Ich will es dir gestehen, ich habe dir nicht geglaubt, ich dachte, du wolltest mich durch eine Lüge beruhigen. Verzeih mir, — ich zweifle nicht mehr. Der Freiherr von Leisenbohg war bei mir. Ich habe ihn gerufen. Aber ich habe ihn um nichts gefragt; denn als Ehrenmann hätte er mich anlügen müssen. Ich hatte eine ingeniöse Idee. Ich habe ihm von dem Fluch des verstorbenen Fürsten Mitteilung gemacht. Die Wirkung war überraschend: der Freiherr fiel mit dem Sessel nach rückwärts und war auf der Stelle tot."

Sigurd hielt inne, wurde sehr ernst und schien zu überlegen. Dann stellte er sich mitten ins Zimmer und erhob seine Stimme zum Gesang. Anfangs wie furchtsam und verschleiert, hellte sie sich allmählich auf und klang laut und prächtig durch die Nacht, endlich so gewaltig, als wenn sie von den Wellen wiederhallte. — Ein beruhigtes Lächeln floß über Sigurds Züge. Er atmete tief auf. Er begab sich wieder an den Schreibtisch und fügte seiner Depesche die folgenden Worte hinzu: „Liebste Kläre! verzeih' mir — alles ist wieder gut. In drei Tagen bin ich bei dir." ....



Kaukasusreise/ von Knut Hamsun 

(Schluß)

Während wir in der Station Mleti aßen und tranken, trat plötzlich ein Herr ins Zimmer, blieb in der Tür stehen und sah uns an. Wir blieben erstaunt sitzen und sahen ihn auch an: es war unser Reisegefährte vom Zuge, der Offizier, der uns über die Berge hatte begleiten wollen, wenn er mit Pjätigorsk fertig war. Er zuckte zusammen, als er uns wiedererkannte. Und er drehte sich um und ging aus der Tür, ohne ein Wort zu sagen. Seit unserer Ankunft war kein Wagen zur Station gekommen, der Offizier war also vor uns hier angekommen, und das war uns unbegreiflich. Er mußte seinen Aufenthalt in Pjätigorsk vor der Zeit unterbrochen und die Tage, die wir in Wladikawkas waren, benutzt haben, um an uns vorbeizukommen — war es so? Warum aber all diese Umstände, um uns zu entgehen? Wir hatten ja doch seine Begleitung nicht gewünscht. Und warum war er in Mleti abgestiegen?

Als ich nach dem Mittagessen allein auf der Veranda saß und rauchte, kam der Offizier auch heraus und direkt auf mich zu. Er zog den Hut und sagte auf englisch, daß ich sicher sehr erstaunt sein würde, ihn hier zu sehen. Ich erwiderte, daß ich eigentlich nicht darüber nachgedacht hätte, wo der Herr Offizier sich rechtmäßigerweise im Augenblick befinden müßte. Da sah er mich nur an und stellte keine weitere Frage.

Sie sind nicht lange in Pjätigorsk geblieben, sagte ich, um doch etwas höflich zu sein. Nein, antwortete er, ich wurde früher fertig, als ich dachte. Da ich saß und er stand, erhob ich mich gleichfalls; aber als ich ein Weilchen so gestanden hatte, drehte ich ihm den Rücken und ging hinein. Der Offizier kam mir nach. Vom Flur aus ging eine Treppe zum zweiten Stockwerk hinauf, an diese Treppe stellte sich der Offizier und forderte mich auf, mit hinaufzugehen. Ich wollte erst meinen Weg nach dem Eßzimmer fortsetzen und über den wildfremden Menschen da beleidigt sein; aber da fährt es mir durch den Kopf, daß ich ja doch in Rußland bin und daß die Russen wohl ein bißchen anders als andere Menschen sind.

Was wünschen Sie, fragte ich?

Bitte haben Sie die Güte, mir auf mein Zimmer zu folgen, antwortete er höflich; ich möchte Ihnen eine Mitteilung machen. Ich zögerte einen Augenblick und ging dann mit, obwohl sein Gesicht mir widerwärtig war. Als wir auf sein Zimmer kamen, machte er trotz der Hitze Tür und Fenster zu. Bitte setzen sie sich, sagte er. Sie sind selbstverständlich erstaunt, mich hier zu finden, trotzdem Sie das leugnen. Die Sache ist nämlich die, daß ich in Pjätigorsk schneller, als berechnet, fertig war. Das haben Sie mir bereits mitgeteilt, antwortete ich. Ich suchte dort jemanden, aber fand ihn nicht. Was für einen jemand? Was geht mich denn der an? Schon gut. Lassen Sie mich Ihnen übrigens im voraus sagen, daß ich in höflichem Tone zu reden gedenke. Ich lachte. Ach wirklich? Danke bestens.

Sie werden sicherlich bemerkt haben, daß ich, als ich vorhin dort unten ins Eß-zimmer trat und Sie erblickte, zusammenzuckte. Dieses Zusammenzucken war nur gespielt. Gespielt? Ach! Ich wußte, daß Sie da saßen. Na, und? Als ich den Zug verließ und nach Pjätigorsk fuhr, verlor ich Sie darum doch nicht aus den Augen.

Nun wurde ich ungeduldig. Hören Sie mal, mein Bester, was wollen Sie eigentlich von mir? Ich reise in amtlicher Eigenschaft, sagte er. Meine Reise gilt eigentlich einem anderen Manne. Aber darum versäume ich doch nicht die Angelegenheit mit Ihnen. Woher kommen Sie? Aus Finnland. Er nahm ein Papier heraus, sah hinein und sagte: Stimmt. Stimmt? fuhr ich auf. Was stimmt? Ich fing wirklich an, mir die Möglichkeit zu denken, daß ich einen Polizeibeamten vor mir hätte, darum antwortete ich auch der Wahrheit gemäß, daß ich aus Finnland käme. Wir Russen sind ja keine Unmenschen, fuhr er fort, ich möchte Ihnen nicht gern auf Ihrer Reise Unannehmlichkeiten bereiten. Bitte ganz im Gegenteil, es ist mir ein Vergnügen, mit Ihnen zu reden.

Nun überlegte ich in aller Eile, was er wohl von mir wollen könnte, wenn er Polizeibeamter war. Natürlich irrte er sich lächerlich, wenn er glaubte, etwas mit mir zu schaffen zu haben. Ich kam aus Finnland, wo ich ein Jahr lang gewohnt hatte, nichts Böses getan, nichts Böses zu tun versucht hatte. Ich hatte auf der Universität in Helsingfors einen Vortrag gehalten, aber über ein literarisches Thema, und ein paar Artikel, die ich in finnischen Zeitungen geschrieben hatte, hatten auch literarische Themata behandelt; ich war gänzlich ohne Bedeutung in der Politik. Sie reisen nach dem Orient? fragte der Offizier. Ja, aber wollen Sie mir nicht gefälligst erst sagen, was Sie von mir wünschen? Was ich wünsche? antwortete er. Ich wünsche Sie am liebsten ruhig reisen zu lassen. Wir Russen sind ja keine Unmenschen. Aber ich habe meine Ordres. Nicht möglich! sagte ich und lachte. Und worauf gehen Ihre Ordres aus? Gestatten Sie mir eine Frage, antwortete der Offizier, waren nicht alle Postpferde in Wladikawkas versagt, als Sie dorthin kamen? Ja, eine Gesellschaft von Franzosen hatte alle Pferde auf eine Woche beschlagnahmt. Da lächelte der Offizier und sagte: Ich hatte die Pferde beschlagnahmt. Sie? Telegraphisch von Pjätigorsk aus. Schon gut. Aber was weiter. Ich wollte Ihre Abreise um einen Tag verzögern, damit ich vor Ihnen in die Berge kommen könnte.

Das klang unglaublich, aber da saß ein erwachsener Mann und sagte es. Vielleicht können Sie mir jetzt sagen, was Sie eigentlich von mir wollen, sagte ich. Der Offizier antwortete: Ich soll Sie arretieren. Nanu? Weswegen denn? Alles das werden Sie später erfahren. Ich bin ja nicht Inquisitionsrichter. Ich habe nur meine Ordres. Und Ihre Ordres verlangen, daß Sie mich arretieren sollen? Ja. Ich saß eine Weile und überlegte. Ich glaube Ihnen nicht, sagte ich und stand auf. Der Offizier ging zum Fenster und ließ mir die Tür frei, falls ich wollte. Das machte Eindruck auf mich. Jedenfalls befinden Sie sich in einem ungeheuren Irrtum, sagte ich. Sie verwechseln mich mit einem andern. Hier ist mein Paß. Und ich zeigte ihm meinen Paß. Er sah hinein, las ihn, legte ihn

wieder zusammen und gab ihn mir zurück. Alles das weiß ich schon, sagte er. Ich wußte, daß Ihr Paß in Ordnung war. Na dann sehen Sie wohl ein, daß Sie sich in der Person geirrt haben? In der Person geirrt? entgegnete er etwas ungeduldig. Er zog einige Photographien aus der Tasche, sie waren alle von derselben Größe und unaufgezogen. Er nahm eine davon heraus und reichte sie mir.

Ich traute meinen eigenen Augen kaum: es war eine Photographie von mir selbst. Es dauerte ein Weilchen, ehe ich mich von meiner Überraschung erholen konnte, ich vergaß nach dem Namen des Photographen zu sehen, vergaß nach dem Anzug zu sehen, in dem ich photographiert war, jedenfalls kannte ich das Bild nicht, hatte es nie früher gesehen, aber es war wirklich eine Photographie von mir. Als er das Bild wieder in sein Taschenbuch gelegt hatte, erwachte ein leises Mißtrauen in mir, und ich sagte: Das Bild ist doch wohl nicht am Ende jetzt auf dem Zuge aufgenommen worden? Ich kenne es nicht von früher. Bitte lassen Sie mich's noch einmal sehen. Er zögerte. War es vielleicht nicht Ihr Bild? fragte er. Bitte, haben Sie die Güte, mir das Bild noch einmal zu geben. Es war eine Amateurphotographie, mich dünkte, ich kannte den Anzug, diesen selben Anzug, in dem ich hier stehe. Er faßte seinen Beschluß, reichte mir hastig das Bild noch einmal und sagte: Selbstverständlich ist es der Anzug, in dem Sie da stehen. Ich habe Sie auf dem Zuge photographiert. Das mache ich so mit allen, die ich verfolge. Sie sehen also, ich irre mich nicht in der Person.

Wenn er es in der Weise erklärte, klang es wieder sehr wahrscheinlich, und ich fühlte mich wieder einen Augenblick lang etwas seltsam berührt. Wenn mich dieser Mann nun hier arretierte, wurde ja unsere Reise verzögert; und Gott weiß, welchen langwierigen Unannehmlichkeiten ich hier in diesem Lande, wo ich mich nicht verantworten konnte, ausgesetzt werden würde. Ich fühlte mich ein bißchen entmutigt und sagte:

Unter anderen Umständen würde es mir ein Vergnügen gewesen sein, mich arretieren zu lassen und eine kleine Abwechslung auf meiner Reise zu erleben; aber jetzt kommt es mir ein bißchen in die Quere. Ich bin nicht allein.

Ich bedauere das sehr, antwortete er. Mir wäre nichts lieber, als sowohl Sie wie Ihre Reisegefährtin verschonen zu dürfen.

Nun überlegte ich allen Ernstes, was zu tun sei. Wo wollen Sie mich denn eventuell hinbringen? fragte ich. Er antwortete: Ich soll Sie nach Wladikawkas zurückbringen. Ich fragte wieder: Sollen Sie uns beide arretieren? Nein, nur Sie, antwortete er. Wieder über die Berge zurück! Gegen die Tour an und für sich war ja nichts einzuwenden; aber unsere Orientreise würde dadurch verzögert und vielleicht gar zu Wasser werden. Könnten Sie mich nicht vielleicht lieber nach Tiflis bringen? fragte ich. Tiflis liegt an unserer Route, in Baku können wir uns an den Konsul wenden, und er wird dieses kleine Mißverständnis sofort aufklären. Der Offizier überlegte. Um das meinige dazu beizutragen, Sie möglichst schnell aus diesen Unannehmlichkeiten herauszuschaffen, werde ich Sie nach Tiflis bringen, antwortete er. Dafür bin ich Ihnen sehr verbunden, sagte ich. Nun

saßen wir beide da und überlegten. Dann verbeugte er sich und sagte: Bis wir abfahren, können Sie hingehen, wo Sie wollen. Mein Mißtrauen wollte mich noch immer nicht verlassen und ich fragte: Warum sagten Sie zuerst, daß Sie mich nach Wladikawkas bringen wollten? Zunächst nach Wladikawkas, antwortete er wieder etwas ungeduldig. Ich wollte Sie zunächst nach Wladikawkas bringen. Das würde auch für Sie das bequemste sein. Denn Sie sollen eigentlich nach St. Petersburg gebracht werden. Ah. Und wenn ich Sie nach Tiflis führe, geschieht das nur, um Ihren persönlichen Wünschen entgegenzukommen. Aber es ist ganz gegen meine Ordre.

Bitte lassen Sie mich Ihre Papiere sehen, sagte ich plötzlich. Er lächelte und nahm aus der Tasche ein großes gestempeltes Dokument, das er vor mich hinlegte. Sprache und Buchstaben waren russisch, ich verstand also nichts davon. Doch der Offizier zeigte mir die Stellen, wo sein Name stand, und, daß er polizeilicher Beamter sei, und endlich, daß die Polizei ihm überall, wohin er käme, zur Hand gehen solle. Ich durfte es nicht weiter treiben und mußte mich zurückziehen und schweigen. Dann erlauben Sie vielleicht, daß ich jetzt hinuntergehe und meine Reisegefährtin von dieser Unterbrechung unserer Reise unterrichte, sagte ich. Gerade daran dachte ich auch, antwortete er nach kurzem Bedenken. Und zwar meist um Ihrer Reisegefährtin willen. Das heißt, mißverstehen Sie mich nicht, natürlich auch um Ihretwillen. Es kann für Sie beide sehr unbehaglich werden. Ach wenn wir nur erst nach Tiflis kommen, dann haben wir gewonnenes Spiel. Ich will Sie ungern Ihrer guten Hoffnungen berauben, antwortete er, aber ich muß Sie doch darauf vorbereiten, daß es mit dem gewonnenen Spiel noch gute Weile haben wird. Aber ich habe absolut nichts Böses getan, rief ich. Selbstverständlich nicht; ich glaube Ihnen ja. Aber um das zu beweisen, werden viel Zeit und viele unangenehme Bemühungen nötig sein. Glauben Sie mir auf mein Wort.

Und darin glaubte ich ihm. Ich fühlte mich wieder beklommen und starrte auf den Boden und überlegte. Ein einziger Ausweg wäre möglich, sagte er. Ich deute ihn nur an. Gibt es einen Ausweg? Es darf einen Ausweg geben. Mit ein wenig gutem Willen von beiden Seiten. Wieso denn? Wir Russen sind ja keine Unmenschen, sagte er. Wir pflegen uns bisweilen miteinander abzufinden. Ich starrte den Mann an. Kann ich mich mit Ihnen abfinden? fragte ich. Er zuckte die Achseln und machte mit der Hand den bekannten jüdischen Gestus: Es gibt einen Ausweg. Eine Andeutung zu einem Ausweg.

Da fühlte ich mich mit einem Male sicher und brach in ein schallendes Gelächter aus. Ich klopfte ihm auf die Schulter und sagte: Sie sind ein famoser Kerl! Ein Hauptkerl! Was soll ich Ihnen für Ihre Unterhaltung in dieser halben Stunde bezahlen? Er stand würdevoll still und duldete, daß ich ihm auf die Schulter klopfte. Solcher Ausbrüche habe ich viele gesehen, sagte er. Ich gestatte sie gern. Sie schaffen dem Menschen eine Erleichterung. Und nun müssen Sie entschuldigen, wenn ich gehe, sagte ich. Und Sie werden wohl auch entschuldigen, daß ich den Weg nach Tiflis in unserem eigenen Wagen und ohne Ihre Begleitung

fortsetze. Bitte sehr, ich habe nichts dagegen, antwortete er. Aber Sie müssen darauf vorbereitet sein, daß auf jeder Station, wo Sie rasten, ich auch rasten werde. Sie kommen heute abend nach Ananur, auch ich komme dorthin. Herzlich willkommen, sagte ich und ging.

Er würde natürlich nicht kommen. Er war überhaupt gar kein Polizeibeamter, sondern nur ein armer Betrüger, der Geld von mir erpressen wollte. Er hatte wohl in Pjätigorsk sein Geld verspielt, und nun war er hier im Kaukasus und konnte nicht weiter, er saß fest.

Ich will mir den Mann am liebsten ganz aus dem Sinn schlagen und ihn meinem Reisekameraden gegenüber mit keinem Worte erwähnen.

Wir fuhren von Mleti ab.

Wir haben einen anderen Fluß neben uns, den Aragoa. Er ist ebenso groß und schön wie der Terek und begleitet uns den ganzen Weg. Die Berge sind wie auf der andern Seite drei- bis viertausend Meter hoch, einige kahl und grün von der Talsohle bis in die Wolken hinauf, andere struppig, bis zum Gipfel mit dichtem Laubgebüsch bewachsen. Unter der armseligen Flora längs des Weges sehen wir Storchschnabel, Senfblumen und gelbe Stockrosen, ganz mit Kalkstaub überzogen. Auch die menschlichen Behausungen sind hier ganz wie auf der andern Seite, und hier wie dort kommen wir an Hirten mit Herden und Wegearbeitern vorüber. Es staubt sehr, die Sonne brennt heiß; auf Karnés Rücken sitzt Fliege an Fliege.

Wir kommen an ein zweistöckiges Steinhaus mit zackigen Giebeln, deutsch im Stil, germanisch heimatlich; ein schwarz und weiß gemalter Schlagbaum liegt quer über den Weg: hier fordern die russischen Behörden Weggeld. Karné zeigt auf seine Quittung, er habe schon in Wladikawkas bezahlt, der Schlagbaum geht auf, und wir fahren hindurch.

Nach langer Fahrt bergab kommen wir nach der Station Passananur, die wir jedoch gleich wieder verlassen. Hier sind mehrere privat aussehende Steinvillen, schneeweiß mit Kalk getüncht; eine russische Kapelle in den buntesten Farben, blau, braun und rot ragt darüber hinweg. Wir haben uns wieder etwa vierhundert Meter gesenkt, die Vegetation wird reicher. Das Tal ist sehr heiß. Die Bevölkerung besteht aus Grusiern und wohnt in eben solchen Bücherregalen, eine über der anderen in der Bergwand, wie wir sie früher gesehen haben.

Durch einen ungeheuren Spalt in der Bergreihe sehen wir zur Linken in weiter, weiter Ferne ein anderes Tal mit Dörfern und Hütten und gelben Ackerfeldern den Berghang hinauf. Auch da wohnen Menschen, denken wir, sie sind vielleicht ebenso glücklich wie wir, auch sie haben ihre Freuden und ihre Sorgen, ihre Arbeit und ihre Ruhe. Und in der Jugend haben sie ihre Liebe und im Alter ihr Stückchen Acker und ihre Schafe.

Es gibt nichts, nichts in der Welt, was so unvergleichlich nett ist, als so ganz abseits von allem zu sein, denke ich weiter. Das weiß ich noch aus meiner Kind-

heit, als ich daheim die Herde hütete. Da lag ich bei gutem Wetter auf dem Rücken im Heidekraut und schrieb mit dem Zeigefinger über den ganzen Himmel weg und lebte glückselige Tage. Die Tiere ließ ich gehen, wohin sie wollten, stundenlang, und wenn ich sie wiederfinden wollte, stieg ich nur auf einen Hügel oder auf einen hohen Baum und lauschte mit offenem Munde. Hier oben konnte man so gut hören, von wo der Klang der Herdenglocken kam, und wenn ich den erst hatte, hatte ich auch die Herde gleich. Den Böcken gab ich hier und da eine Prise Kautabak, den ich für sie gestohlen hatte, und den Kühen gab ich Salz. Aber die Widder lehrte ich, sich mit mir zu stoßen.

Es war ein herrliches Leben. Und glaubt nur ja nicht etwa, daß es mir bei Regenwetter übler ging. Da saß ich wohlig im Schutze eines Busches oder eines Felsens. Da saß ich und trällerte oder schrieb auf weiße Birkenrinde oder schnitzte etwas mit meinem Taschenmesser. Ich kannte jedes Fleckchen im Felde, und wenn ich die Herde einholen mußte, schlüpfte ich nur fix unter einen anderen Felsen, den ich kannte, und hatte es auch da herrlich. Niemand, der nicht von Jugend an darin aufgewachsen ist, kann sich vorstellen, welch zartes und seltsames Behagen darin liegt, bei Regenwetter im Felde zu sein und in sicherem Schutz zu sitzen. Ich habe später versucht, etwas darüber zu schreiben, aber es ist mir nicht gelungen. Ich wollte versuchen, es etwas in Stil zu setzen, um verstanden zu werden, aber da zerging es mir unter den Händen.

Beim Hüten ging ich in Holzpantoffeln, „Schlappen", und im Regenwetter bekam ich natürlich nasse Füße im nassen Feld. Aber der Genuß, die gute warme Holzsohle unter den Füßen zu fühlen, trotzdem ich bis auf die Haut durchnäßt war, übertraf zehn andere Genüsse aus meinen späteren Jahren. Es war wohl, weil ich damals nichts Besseres kannte. Und doch unterschied ich damals reichlich so fein zwischen dem, was gut schmeckt und dem, was weh tat. In der Pilzzeit, Ende Sommer, war das Vieh wie verrückt auf Pilze. Besonders die Kühe waren dann recht unbotmäßig; und da die Kühe die Glocken trugen, zogen sie die ganze Herde im Rummel nach sich. Da mußte der Hirtenbub fast den ganzen Tag auf den Beinen sein und bekam wenig Ruhe. Mein kleiner Körper war wund und mürbe von dem unablässigen Rennen tagaus tagein, und mein einziges Vergnügen auf dieser Welt war dann, selbst auch Pilze zu suchen und sie meinen Lieblingskühen zu geben. Und die Kühe gaben viel Milch nach den Pilzen. Aber in der Zeit war es kein Vergnügen, Hirtenbub zu sein. Nein, gar nicht.

Da sitze ich nun und denke an all das, während ich auf einem breiten Weg in Kaukasien in einem Wagen vorwärts rolle. Alles ist so wunderlich in mir, ich fühle, daß ich hier Wurzel fassen könnte und so wundervoll weit weg von der Welt sein ...

Ich blicke zum letztenmal hinab in das Tal zur Linken, wo die gelben Äckerstückchen und die Schafherden und die Hüttlein sind. Und ich finde das alles so wunderbar friedlich und schön. Über den Herden kreisen mächtige Adler hoch oben in den Bergen. Feststimmung liegt über der Bygde. Heut hat wohl der Hirte seinen Gürtel blank geputzt und macht sich hübsch für sein Mädel ...

Ich döse und denke und nicke ein bißchen. Nach ein paar Stunden fangen wir an, Kastanienbäume zu treffen; es geht immer noch abwärts, die Pferde traben.

Eine Karawane von leeren Karren kommt uns entgegen, sie werden von Büffeln gezogen, die Treiber liegen, so lang sie sind, auf ihren Karren und schlafen; wir fahren gut zur Seite und kommen glücklich vorbei. Aber einer der Ochsen hat das Joch zwischen die Hörner bekommen und muß mit verrenktem Halse und seitwärts gebogen gehen. Mein Reisekamerad will absteigen und das Joch in Ordnung bringen; aber als wir Karné auseinandersetzen, was wir wollen, hält er nicht, sondern fährt weiter und versteht kein Wort. So — nun sind wir ganz an der Karawane vorbei, es ist zu spät, noch etwas zu tun, Karné läßt die Pferde wieder traben. Und der Ochse geht weiter seinen meilenlangen Weg, stumm glotzend, mit verrenktem Hals. Es wird uns mit einemmal viel unbehaglicher zu Mut in unserem Wagen, keiner wird sich darüber wundern. Aber die Zeit, die Stunden ebnen alles: nach einer Weile erfinde ich den Trost für uns, daß es auch Menschen gibt, denen es übel ergeht. Je eher ein solcher Ochse sich unter dem Joch zu Tode quält, je besser für ihn. Das ist seine Hoffnung. Wie wenn ein Mensch in Qualen sich darauf besinnt, daß er noch einen Ausweg hat, nämlich das Leben so kurz zu machen, wie er selbst will. Nietzsche hat recht: dieser Ausweg hat schon manchen Menschen in der Nacht getröstet ....

Die Stunden gehen, die Zeit geht. Das märchenhafte Land ist wieder schön.

Bei einer Pferdetränke hält der gute Karné Gregorowitsch es wieder für angebracht, einen fremden Wagen an uns vorbei zu lassen. Es ist eine russische Familie. Sie fahren schneller als wir. Wir sahen dieselben Menschen schon in Kobi; aber da wir heute so lange Zeit im voraus abgefahren sind, hätten sie uns nicht einzuholen brauchen. Nun bekommen wir wieder all ihren Staub, und es wird unmöglich, zu atmen.

Da schlage ich Karné mit der Faust auf die Schulter und gebe ihm zu verstehen, was er angerichtet hat. Er sieht uns einen Augenblick entsetzt an und hält die Pferde an. Aber er scheint nichts von allem zu verstehen, er will einfach weiter fahren. Da springe ich ab und halte die Pferde an und mache verzweiflungsvolle Gesten; aber sein Erstaunen über die merkwürdige Krankheit, die ich bekommen habe, wird nur größer und größer. Er sieht den Staub, der da, wo der Wagen gefahren ist, unbeweglich still über der Fahrstraße liegt, er beißt ihn genau so wie uns, in den Augen, es ist Kalkstaub, er legt sich weiß auf den Wagen; aber daß wir nicht darin fahren können, das kann Karné nicht begreifen. Ich muß die Pferde fünf Minuten lang halten, ehe wir weiter fahren können. Mir geht allmählich ein Licht auf, warum der Befehl, das Zarenwort für dieses große Volk so notwendig ist. Diese Menschen sind in gewissen Dingen zu dumm, sie können draußen auf der Steppe umherwatscheln und Schafe hüten und in ihrem Acker stehen und die paar Handgriffe mit dem Spaten machen. Aber in abstrakten Dingen sind ihre Gehirne zu dumm ...... Ich gelobe mir innerlich, in Tiflis mit Karné eine kleine Abrechnung zu halten.

Der Mond ist schon ganz blank. Es ist fünf Uhr, Sonne und Mond scheinen beide auf einmal in die Landschaft hinein, es ist sehr warm. Diese Welt ist wie keine andere Welt, die ich kenne, und wieder kommt es über mich, daß ich gerne fürs Leben hier bleiben möchte. Wir sind jetzt so tief gekommen, daß der Wein wieder beginnt, und im Walde wachsen Nüsse, und Sonne und Mond scheinen um die Wette. Man ist ganz hilflos von all dieser Herrlichkeit, und wenn man hier lebte, könnte man sie jeden Tag sehen und sich vor Verwunderung vor die Brust schlagen. Dieses Volk hier hat Kämpfe ausgehalten, die es zu verderben drohten, aber es hat alles überwunden, es ist stark und gesund und blühend und ist heute ein Volk von im ganzen zehn Millionen. Freilich kennt der Kaukasier nicht die Hausse und Baisse der New Yorker Börse, sein Leben ist kein Wettlauf, er hat Zeit zu leben und kann sich seine Nahrung von den Bäumen schütteln oder sein Schaf schlachten, um davon zu leben. Aber sind nicht die Europäer und die Yankees doch größere Menschen? Gott weiß. Gott und kein anderer weiß es, so zweifelhaft ist das. Einige sind groß, weil die Umgebung klein ist, weil das Jahrhundert trotz allem klein ist. Ich denke an große Namen, allein innerhalb meines eigenen Fachs, viele Nummern in einer langen Reihe, Mitglieder des Proletariats der Genies. Ich tausche gern ein Dutzend von ihnen bloß gegen das Pferd von Marengo ein. Werte haben beweglichen Wert: Theaternimbus dort entspricht glänzendem Gürtel hier, und beide verschlingt die Zeit, beide wechselt die Zeit um in andere Werte. Kaukasien, Kaukasien! Nicht umsonst haben die größten Dichtergiganten, die die Welt kennt, die großen Russen, aus deinen Quellen geschöpft ......

Es ist sechs Uhr. Wir sind jetzt zweitausend Meter tiefer als auf der Höhe des Darjalpasses. Die Sonne ist untergegangen, der Mond scheint allein, und es ist warm hier und drückend still. Der Weg fängt plötzlich wieder an zu steigen, und wir fahren nur im Schritt. Die Berge werden niedriger, sie werden zu langgezogenen Rücken, über denen hoch oben die Wolken segeln. Es dunkelt stark. Wir kommen zur Station Ananur.

Viele Menschen stehen draußen auf der Straße in dem lauen Abend. Wir steigen ab und gehen hinein. Ein Mann, der der Wirt zu sein scheint, sagt etwas zu uns und versperrt uns den Weg. Er spricht nicht russisch, sondern vermutlich eine der kaukasischen Sprachen. Wir setzen unsere Sachen ab und kehren uns nicht weiter an den Wirt. Plötzlich steht da ein burnusgekleideter Mann, der uns in geläufigstem Französisch auseinandersetzt, daß auf der ganzen Station nicht ein einziger freier Platz sei.

Was nun?

Er ruft einen kleinen Mann an, der in einem ungeheuer großen Burnus unten am Wege steht und Grigor heißt. Sobald Grigor hört, um was es sich handelt, nickt er bejahend, daß wir Herberge bekommen können, und zeigt vorwärts.

Wir holen also unsere Sachen wieder heraus, steigen in den Wagen und fahren. Grigor läuft mit. Er ist wohl an fünfzig Jahre, aber er läuft trotz seines ungeheuren Kaftans und der vielen Waffen, die er trägt, wie ein Knabe.

Grigor führt uns zu einem merkwürdigen, zweistöckigen Steinhaus, das auf steinernen Pfosten steht. Ich habe nie so etwas Komisches gesehen. Ein Haus voll der wunderlichsten Löcher und Schlupfwinkel und Verstecke. Ein Raum im zweiten Stockwerk wird uns angewiesen. Ob wir diesen Raum allein bekommen können? Ja. Und unsere Sachen werden hereingebracht. Ob wir Beefsteak mit Kartoffeln, Brot und Bier bekommen könnten? Grigor nickt und flattert in seinem Burnus die Treppe hinunter.

Wir gehen hinaus und sehen uns um: dunkle, ganz niedrige Berge; Mondschein, im Süden die Türme und Kuppeln eines Klosters, auf dessen kupfernen Dächern das Mondlicht ruht. Die blanken Kuppeln gegen den dunklen Hintergrund sind von seltsamer Schönheit. Unten auf dem Wege wandern Leute und Pferde, ein Postillon fährt vorbei und stößt in sein Horn.

Als wir nach Hause kommen, kommt Grigor uns entgegen und erzählt uns, daß er auf der Station gewesen sei, aber kein Beefsteak bekommen könne. Wenn wir jedoch etwas anderes haben wollten —? Und Grigor zieht aus den Brustfalten seines Burnus ein lebendiges Kücken heraus. Wir nicken zustimmend und finden Kückenbraten auch ausgezeichnet. Und Grigor flattert wieder hinunter.

Nach einer Weile hat Grigor das Kücken hingerichtet; wir sehen von unserem Fenster aus einen hellen Schein unten im Hof: Grigor macht Feuer an und agiert Koch. Die Feuerstätte ist unter offenem Himmel, als Brennmaterial werden Sonnenblumenstengel gebraucht, die hier wie kleine Bäume sind und brillant brennen. Grigor setzt einen Topf mit Wasser ans Feuer; als das Wasser heiß geworden ist, tunkt er das Kücken hinein und fängt an, es zu rupfen. Er sieht im Scheine des Feuers klein und dunkel und unterirdisch aus. Grigor macht seine Arbeit ordentlich, er sengt, ehe er sich ans Braten begibt, die Daunen bis auf den letzten Rest ab.

Wir bekommen unser Essen, und es schmeckt uns ausgezeichnet; aber schon während der Mahlzeit werden wir so zerbissen von Wanzen, daß wir vor der Zeit zu essen aufhören müssen. Die Tiere kriechen aus den Schlafsofas, auf denen wir in Ermanglung von Stühlen sitzen, an uns herauf. Das kann eine lustige Nacht geben, denken wir und beschließen, so spät wie möglich zu Bett zu gehen. Wir gehen wieder hinaus.

Grigor hat unten einen Laden, er ist Kaufmann, und wenn er uns nicht bedient, steht er in seiner Bude und verkauft viele herrliche deutsche Waren, an denen er einen wahren Überfluß hat. Nicht ohne Stolz zeigt er uns diese Waren, die von so weit hergekommen sind, Taschenspiegel und Portemonnaies und Federmesser. Aber außerdem liegt auch in seiner Bude ein mächtiger Stapel von kaukasischen Teppichen, und diese interessieren uns mehr. Wenn es nur nicht soweit, soweit bis nach Hause wäre! Und wenn nur nicht die Teppiche so schwer wären! Aber

teuer sind sie nicht. Sie sind äußerst kunstfertig gewebt. Die Frauen, die diese Meisterstücke fabriziert haben, haben viel Zeit gehabt, unendlich viel Zeit.

Draußen ist es still, kein Verkehr mehr auf dem Wege; aber die Leute sind keineswegs zur Ruhe gegangen. Hier und dort am Wegrand sitzen Männer und plaudern miteinander, sie machen es genau so wie die Nachbarn daheim: sie rauchen ihr Pfeifchen, stützen die Arme auf die Knie und zwirbeln einen Strohhalm zwischen den Fingern. Die Pferde von der Station gehen auf der Wiese umher und knabbern hier und dort ein wenig Gras, weiter hinten an einer Hauswand spielt jemand auf einem Saiteninstrument und singt dazu. Wir lauschen und kommen näher heran. Es ist ein junger Knabe, sein Lied klingt eintönig, aber ergreifend durch den stillen Abend. Die Melodie erinnert uns an die Volkslieder, die Thor Lange herausgegeben hat, hier werden uns seine Texte so tief verständlich, und wir erkennen, welch ein feiner Poet jener Däne in der Verbannung war.

Es wird spät, aber der Knabe sitzt noch immer dort am Hause und spielt, und alt und jung sitzt plaudernd am Wegrand. Die Menschen haben soviel Zeit hier, eine Stunde oder zwei spielen keine Rolle. Es taut heftig, die Wiese wird feucht, aber auch die Feuchtigkeit können die Menschen hier vertragen, daran sind sie von Jugend auf gewöhnt. Und wenn sie aufstehen und gehen, sind sie wie Stahlfedern. In ganz Kaukasien sind die Menschen so, selbst der Hirt, ja der Ochsentreiber geht so frank und leicht, mit gewölbter Brust und elastischen Bewegungen. Frauen sieht man nur wenig hier, die halten sich meist für sich, der Mohammedanismus steckt doch diesem Volk noch tief in den Knochen.

Als wir nach Hause kommen, sind unsere Schlafsofas zurecht gemacht, jedes mit zwei kaukasischen Decken als Unterlage. Grigor hat uns, um uns eine Freude zu machen, neue Decken aus seiner Bude gegeben. Das Schlafen wird uns hier wohl ein bißchen schwer fallen, aber die Betten sind amüsant und die Decken herrlich.

Nun bekommt Grigor plötzlich die Eingebung, daß meine Reisegefährtin ein Laken nötig habe, da er sieht, daß wir nicht, wie es allgemein üblich ist, unsere Laken mit uns gebracht haben. Grigor ist ein Mann von Bildung, sein kaufmännisches Leben hat ihm einen großen Reinlichkeitssinn beigebracht, der quält ihn nun so, daß er kein Bett ohne Laken sehen kann. Um ihm zu zeigen, wie Generäle im Felde sich bewegen, hülle ich mich unausgezogen in meine Decken, und mache mich rund. Das läßt Grigor ohne weiteres geschehen, in die Unreinlichkeit des Herrn Generals mischt er sich nicht, aber er flattert in seinen Laden hinunter und reißt ein paar Ellen Leinwand ab, die er meiner Reisegefährtin als Laken schenkt. Als er das getan hat, verneigt er sich und geht. Wir gehen eine Weile mit dem Gedanken um, die Teppiche, ehe wir sie benutzen, erst mal hinauszutragen und tüchtig zu schütteln, aber wir geben diesen Gedanken wieder auf, um Grigor nicht zu verletzen. Und so legen wir uns denn auf gut Glück hin.

Da klopft es ans Fenster.

Ich gehe hinaus und finde Karné draußen. Er will die Abfahrtszeit für morgen verabreden. Ich nehme ihn beim Schlafittchen und gehe mit ihm die Treppe

hinunter. Wir kommen in den Lichtschein des Ladens, und hier zeige ich Karné auf meiner Uhr, daß wir um fünf Uhr fahren werden.

Karné hält an sechs Uhr fest.

Da redet eine Stimme Karné in seiner Muttersprache an, ich drehe mich um und stehe Auge in Auge mit dem Offizier. Der verflixte Polizeimann war also doch hinter uns her, wie er gesagt hatte. Er grüßt mich leicht, wendet sich dann mit einer unbezahlbar gebieterischen Gebärde an Karné und sagt ein paar kurze Worte zu ihm. Darauf zieht er seine Uhr heraus, zeigt auf die Fünf und sagt: also um fünf, wie der Fürst bestimmt hat! Darauf zeigt er den Weg hinunter und sagt: geh! Worauf Karné seinen Kutscherhut zieht und augenblicklich davontrottet.

Ich blieb allein mit dem Offizier zurück.

Ich hoffe, Sie haben ein annehmbares Logis bekommen, sagte er. Ich wohne im Stationsgebäude. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich ein Zimmer mit Beschlag belegt habe, das sonst Sie und Ihre Reisegefährtin bekommen haben würden. Ich wußte nicht, daß es hier so voll sein würde.

Wir haben ein gutes Logis bekommen, antwortete ich und starrte ihn an.

Freut mich. Gute Nacht, sagte er und ging.

Er hatte also Wort gehalten und war uns gefolgt. Ich wurde wieder wankend in meiner Sicherheit. Er konnte ja doch gut ein Polizeibeamter sein, wenn er mich auch dazu bewegen wollte, mich mit ihm abzufinden. Nach dem, was ich über russische Beamte gelesen hatte, war Bestechung unter ihnen garnicht so etwas Unerhörtes; jene Anspielung auf einen Ausweg war vielleicht grade das beste Zeichen, daß er wirklich ein Polizeibeamter wäre. Es war wirklich kein Vergnügen, sich auf solche Weise verfolgt zu wissen, da wollte ich denn doch lieber in Gottes Namen den Mann morgen fragen, wieviel er für nötig halte, um uns laufen zu lassen; sonst war er gar imstande, uns gerade bei der Einfahrt in Tiflis festnehmen zu lassen. Ich wollte also morgen früh zu ihm auf die Station gehen und uns loskaufen, damit unser Tag ohne Kümmernisse sein möchte.

Mit dieser Schwäche im Herzen ging ich zu Bett.

Eine höchst unbehagliche Nacht. Die harten Holzbretter im Bett und die entsetzlichen Wanzen hielten uns in ununterbrochener Unruhe. Um halb fünf kam Karné und klopfte an, da waren wir endlich fest eingeschlafen.

Es war jedoch gar nicht etwa Karnés Absicht, uns jetzt schon herauszulotsen, die Pferde standen keineswegs fertig draußen vor der Tür, er kam einzig und allein, um zu hören, ob wir nicht unsere Abreise auf sechs Uhr verlegen könnten. Karné war und blieb ein Kreuz.

Ich schwankte, ob ich ihm eins um die Ohren hauen oder seinem Verlangen nachgeben sollte. Ich wählte einen Mittelweg, ich nahm ihn wieder beim Kragen, führte ihn die Treppe hinunter, ganz bis auf die Straße hinaus, schüttelte ihn

und befahl ihm, sofort nach den Pferden zu gehen, und Karné trottete ab; aber meine imitierte Energie schien ihm nicht durch Mark und Bein zu gehen.

Die Wartezeit konnte ich nun dazu benutzen, den Polizeibeamten aufzusuchen, ihn wegen meines frühen Besuches um Entschuldigung zu bitten und ihm die verlangte Summe zu überreichen. Ich überlegte, ob ich ihn wohl um eine Quittung bitten könnte, aber das würde ihn vielleicht verletzen, unter Ehrenmännern war so etwas nicht nötig. Aber Gott weiß, mit wieviel ich herausrücken mußte! Natürlich würde ich die Summe reklamieren, und wenn nichts anderes half, würde ich der russischen Regierung diplomatische Verwicklungen in Aussicht stellen.

Aber nach der kalten Abreibung und dem ausgezeichneten Hammelfleisch, das Grigor uns zum Frühstück brachte, wuchs mein Mut wieder. Der gute Schlaf der letzten Stunde hatte mir wohl auch nicht gerade geschadet, kurz, meine Nerven waren dick und ruhig; ich wollte dem Polizeibeamten trotzen. Und gab's keinen andern Ausweg, na, dann müßte er mich eben bei der Einfahrt in Tiflis festnehmen, der Bluthund, der Henkersknecht! Was? mich festnehmen? Der! Ha, ha, ha, der Kerl war ein Betrüger, ein Jude, der sich in Gelderpressungen versuchte. Ich wollte ihn melden. Käme er mir in diesem Augenblick in Schußweite, dann wollte ich's ihm schon einbläuen! Er tat schon am klügsten daran, mir drei Schritt vom Leibe zu bleiben.

He, Grigor! Grigor kommt. Was er für den Aufenthalt haben wolle? Sechs Rubel.

Was fällt dem Kerl denn ein? Ich biete ihm zwei Rubel. Und bekomme es für drei. Und trotzdem scheiden wir als Freunde. Guck einer an, es gab doch nicht meinesgleichen, wo es aufzutreten galt, wenn ich nur wollte!

Aber Karné kommt nicht. Als es halb sechs wurde, ging ich hinaus und suchte ihn. Ich fand ihn im gemütlichsten Schwatz mit dem Kutscher der russischen Familie, die gestern an uns vorbeigefahren waren. Die Pferde waren vorgespannt, aber er ließ sie ganz einfach stehen und plauderte weiter.

Als er mich erblickte, kam aber selbst in ihn etwas Bewegung, er sprang auf den Bock und fuhr vor: Ho — ho, mit dem guten Karné wollte ich in Tiflis eine ordentliche Abrechnung halten.

Bis wir unsere Sachen auf den Wagen geladen hatten, war es glücklich sechs Uhr; Karné hatte also seine Abfahrtszeit durchgesetzt. Da ich nicht gern wie ein Landstreicher von hinnen fahren wollte, ging ich in den Laden, um mich von Grigor zu verabschieden. Da stand auch der Polizeibeamte da drinnen. Er überraschte mich wieder. Ich gab meinen Plan, ihm was einzubläuen, auf und verabschiedete mich mechanisch von Grigor.

Der Polizeibeamte griff an den Hut und richtete folgende Worte an mich: Sie werden in Tschilkani rasten, wo auch ich rasten werde. Ich bin eine Stunde hinter Ihnen.

Und ich schlug ihn nicht auf der Stelle nieder, ich fühlte mich gelähmt und hätte

in diesem Augenblick keiner Menschenseele den Garaus machen können. Wieviel Mut konnte man auch erwarten von einem Mann, der zwei Nächte durchwacht hatte und außerdem ganz von kaukasischem Fieber durchrüttelt war. Ich war ein für allemal entschuldigt. Gott weiß, ob dieser allmächtige russische Detektivchef nicht auch obendrein Handschellen in der Tasche hatte. Hatte er nicht früher mit einem einzigen Wort durch den Telegraphen sämtliche Postpferde von Wladikawkas angehalten?

Meine Lage war im großen ganzen so, daß ich kapitulieren und meines Wegs gehen mußte ...

Es ist ein stiller warmer Morgen und noch nicht hell. Wir kommen am Kloster mit den kupfernen Kuppeln vorbei; aber ich sage bei mir selbst, daß es noch zu dunkel sei, um es genauer zu besehen. Und doch ist die Wahrheit die, daß ich nach der Begegnung mit dem Polizeibeamten aufs neue unruhiger geworden bin. Ich bin zu nichts aufgelegt. Ach, hätte ich nur Mannesmut und Herz im Leib zu einer abermaligen Begegnung.

Es geht wieder vier Werst aufwärts. Ich schlafe ein Stündchen, wir schlafen alle beide im Wagen, ja selbst Karné nickt oben auf dem Bock. Nach dem Schlaf bin ich wieder mutig und fahre in eitel Freude. Es wird immer fruchtbarer um uns, obwohl wir wieder gar nicht so wenig steigen; auf beiden Seiten des Weges sind Wälder, Wälder von wilden Apfelbäumen. Die Äpfel sind klein; schweigsame braune Männer gehen hier und da umher und sammeln sie in Säcke, während der Morgen dämmert. Es ist mir ein Rätsel, wann eigentlich die Kaukasier schlafen. Da gehen nun die Männer im Tagesgrauen und sammeln Früchte, als ob sie die ganze Nacht durch nichts anderes getan hätten. Sie haben wohl die Nacht hier im Walde gelegen, um der Hitze wegen früh auf den Beinen zu sein.

Es wird vollends Tag, und der Weg steigt nicht mehr, wir fahren wieder bergab. Nun kommen wir an immer größeren Flächen bebauten Feldes vorüber, der Blick erweitert sich; Frauen tragen Wasser aus dem Aragoa in Krügen auf den Schultern herauf. Wieder ist es mir wie Sonntagmorgen, Festfreude liegt über der Landschaft und die Frauen setzen mich in hohe Stimmung. Die Kaukasierinnen sollen klein und unansehnlich sein, habe ich gelesen, das mag wohl im allgemeinen richtig sein; diese Frauen aber waren groß und schlank, und ihr Gang war unvergleichlich. Sie gehen am liebsten in Gruppen, aber wir hören sie nur leise miteinander plaudern. Sie kommen im Gänsemarsch hintereinander vom Fluß herauf, in Reih und Glied, den Wasserkrug auf der Schulter, und die eine Hand in die Hüfte gestemmt. Wir haben nie etwas ähnlich schönes gesehen, sie schreiten und gleiten, sie haben blaue und rote Sarafane an und seidene Tücher auf dem Kopf.

Jedesmal, wenn wir einen solchen Zug sahen, taten wir unser möglichstes, Karné zu bewegen, langsamer zu fahren, damit wir mit den Frauen zusammenträfen, wenn diese den Weg überschritten. Aber der verdammte Karné, der als

Molokaner der Welt entsagt hatte, kümmerte sich nicht um unsere Gesten und Zeichen. Übrigens waren, so weit wir sehen konnten, die Frauen auch nichts weniger als schön. Sie hatten eine unreinliche Gesichtsfarbe mit blauen Punkten drin. Aber sie waren hoch und schlank wie Weiden und trugen den Busen hoch.

Vor uns springen Scharen von jungen Knaben den Weg entlang und spielen, sie gehen in Gruppen zu zehn, zwölf, alle unter zwanzig Jahren. Sie laufen und tummeln sich im Spiel, verwegen und geschmeidig; als sie an einen Bach kommen, gehen sie nicht über die Brücke, sondern schwingen sich daneben hinüber, überhaupt scheinen sie mit Willen Hindernisse aufzusuchen. Trotzdem wir mitten durch eine der Scharen hindurchfahren, hören wir keine Bemerkungen hinter uns, die Jungens kümmern sich nur um ihr Spiel. Ihre Gesichter sind lebhaft und aufgeweckt. Nur einer unter ihnen ist so erwachsen und so reich, daß er den blanken Gürtel tragen darf; der geht aber auch stolz wie ein junges Füllen unter den andern.

Wir kommen zur Station Duschet. Hier fängt der Wein wieder an, so tief sind wir jetzt gekommen. Die Station liegt ein Stück von der Stadt weg, wir sehen die Stadt selbst in einer Entfernung von einer halben Werst; sie soll ungefähr viertausend Einwohner haben. Eine alte Kirche ragt mächtig und hoch daraus hervor, Mauerreste einer Festung und eines massiven Turmes erinnern an vergangene Zeiten, da die Fürsten von Aragoa mit den Grusiern Krieg führten.

Wir fahren an der Station vorbei.

Unser Weg geht nicht mehr durch Berge, sondern durch weite Ebenen von Wiesen und Äckern. Hinter uns zur Linken sieht man noch einige Berge, aber sie scheinen nicht mehr hoch, so weit sind wir von ihnen weg.

Wir können den Weg etwa drei Werst vorwärts überblicken, und überall zu beiden Seiten sind Leute auf den Feldern an der Arbeit, einige pflügen, andere schneiden das gelbe kurzhalmige Korn. Sie pflügen mit acht, zehn oder zwölf Büffeln vor jedem Pflug, zwei und zwei in einem langen Zug. Wir sahen einmal achtzehn Büffel vor demselben Pflug, und vier Männer zum treiben. Jedesmal wenn die Furche fertig gepflügt war und der Pflug wenden sollte, war es ein Kunststück die Büffel wieder in Ordnung zu bringen. Die Treiber haben lange Peitschen, mit denen sie immer genau den Büffel schlagen, der den Schlag haben soll, außerdem rufen sie die Tiere mit mancherlei Lauten und Geheul an und machen viel Lärm.

Die Bevölkerung besteht hier wesentlich aus Ackerbauern. Die Wohnhäuser werden jetzt höher und die Weingärten ringsherum größer. Wir kommen durch Wälder von wilden Pflaumen und Kirschbäumen, die Hügel sind bis oben hinauf mit Gebüsch bewachsen.

Die Sonne brennt heiß, — wie wird es uns erst später am Tage ergehen! Es staubt, aber auch der Staub wird später wohl noch schlimmer werden. Wir sehen unseren Weg wieder mehrere Werst vorwärts durch eine weite Ebene im Tal-

grunde gehen. Hier ist es so flach, daß der Aragoa kaum vorwärts kommen kann sondern in den wunderlichsten Schlangenlinien hin und her und her und hin geht und sich immer nach einem Ausweg umschaut.

Wir schlafen ein paar Stunden und sind in Tschilkani. Es ist Mittag und wir steigen aus. Karné verlangt, wie gestern, der Hitze wegen, vier Stunden Rast. Wir haben noch fünfunddreißig Werst bis nach Tiflis, aber die Hälfte des Weges geht bergab, und die andere Hälfte ist flach, — gut, Karné kriegt seine vier Stunden.

Auch hier kommt der Wirt mit einem lebendigen Kücken zu uns, das er uns zum Mittagessen anbietet, und wir stimmen ihm mit Kopfnicken bei, daß Kückenbraten was sehr gutes sei. Später zeigt es sich, daß der Wirt von deutschen Eltern in Kaukasien geboren ist und daß deutsch seine Muttersprache ist. Er spricht auch englisch. Hier haben wir also keine Zeichensprache nötig.

Ein Gendarmenoffizier taucht bei der Station auf. Er mustert uns und führt ein verdächtiges Zwiegespräch mit dem Wirt. Der Offizier hat zwei Soldaten bei sich, mit denen er dann und wann redet.

Nun erwacht meine Unruhe aufs neue mit Heftigkeit und benimmt mir ganz meinen Appetit auf Kücken und Essen und alles; diese Gendarmen sind wohl auf Befehl des Polizeibeamten angetreten, um mich hier festzunehmen. Trotziger, übermütiger Tor, der ich war, warum hatte ich mich nicht gestern mit dem fürchterlichen Menschen abgefunden! Nun war es zu spät. Man soll sich überhaupt immer mit fürchterlichen Menschen abfinden und sich wieder gut mit ihnen stellen und ihnen nie im Leben mehr zuwider tun.

Vielleicht sollte ich nun meine Tage in einem russischen Gefängnis beschließen; sollte gefesselt nach St. Petersburg geführt und in der Peter Pauls-Festung lebendig begraben werden. Den steinernen Tisch sollte ich mit meinen mageren Ellenbogen aushöhlen, in finsterm Grübeln das Haupt in die Hand stützen und die Wände meiner elenden Zelle vollschreiben mit Sentenzen, die später erforscht und in Buchform herausgegeben würden. Nach meinem Tode würde man mir alle mögliche Genugtuung geben; aber was nützte mir das jetzt? Ich habe nie für die Ehre geschwärmt, ringsum in den Städten Norwegens große Bronzestatuen von mir errichtet zu wissen, im Gegenteil, jedesmal, wenn ich an diese Statuen nach meinem Tode dachte, habe ich mir lieber gleich das Geld dafür gewünscht — her mit dem Bargeld! Aber nun war das Schicksal da. Und wie würde es mit meinen wissenschaftlichen Aufzeichnungen für die geographische Gesellschaft gehen? Vernichtet, verbrannt vor meinen Augen von der Hand des Henkers in dem steinharten Hof der Festung. Und ringsum stehen die Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetts, und das Urteil wird verlesen, und ich besteige den Scheiterhaufen bis zu meinem letzten Augenblicke und sage: die Erde ist doch rund! Da bläst ein Herold vor dem Festungstor und winkt mit einem Tuch und sprengt auf

schaumtriefendem Rosse heran und ruft: in des Kaisers Namen Pardon! Und ich werde begnadigt zu lebenslänglicher Festung. Doch ich, ich bitte um den Tod und stehe dort mit unvergleichlich stolzer Haltung in den Flammen und bitte um Tod anstatt um Leben. Doch die entmenschten Henkersknechte schleppen mich trotz meines Protestes wieder herunter und führen mich zurück zu dem steinernen Tisch, den ich mit meinen Grübeleien schon dünn geschliffen habe ...

Während wir beim Mittagsessen sitzen, läßt uns der Gendarmenoffizier durch unseren Wirt als Dolmetscher fragen, ob wir nicht unterwegs einen Offizier gesehen hätten.

Ich vergesse zu antworten und vergesse mein Kücken weiter zu kauen, ich bin plötzlich total satt. Also wirklich eine Verbindung zwischen den Gendarmen und dem Polizeibeamten!

Der Wirt wiederholt seine Frage.

Ja, antwortet meine Reisegefährtin, wir haben einen Offizier gesehen.

Wie sah er aus? Mittelhoch, ein bißchen dick, mit jüdischem Äußern, ein Jude?

Ja, ganz recht.

Der Gendarmenoffizier zeigt uns eine Photographie unseres Polizeibeamten in Offiziersuniform, so wie er auf dem Zuge war. Ob es der wäre?

Ja.

Der Gendarmenoffizier macht eine Verbeugung und entfernt sich, er geht wieder zu seinen beiden Soldaten und spricht leise mit ihnen. Dann geht er auf die Veranda hinaus und späht den Weg entlang, offenbar erwartet er den Polizeibeamten jeden Augenblick.

Du bist ja so blaß, sagt mein Reisekamerad zu mir.

Ich stehe auf und gehe auch auf die Veranda hinaus. Aber ich gehe nicht die Stufen hinab, um nicht von einem donnernden: Halt! angerufen zu werden. Ich setze mich in höchster Not hin und atme hörbar.

Auf der Veranda sitzt außer dem Gendarmenoffizier und mir noch ein junger Engländer, der über die Berge nach Wladikawkas will. Ich beneide ihn um seine unsagbare Ruhe. Der junge Brite ist wie alle Briten auf Reisen selbstzufrieden, stumm, gleichgültig gegen die ganze Welt. Er raucht seine Pfeife und raucht sie leer und klopft sie aus und stopft sie wieder und raucht weiter, dabei ist er närrisch genug, uns beide, die doch auch anwesend sind, überhaupt nicht zu bemerken. Ich lache ihn ein bißchen aus, um ihn zu ärgern, aber er tut, als höre er's nicht. Hm! sage ich, aber er rührt sich nicht. Dagegen hat er ein Staubkörnchen ins Auge bekommen und nimmt nun einen Taschenspiegel heraus und untersucht das Auge, wobei er gemütsruhig weiter pafft. Das Staubkörnchen gönne ich ihm. Ganz gewiß war der Gendarmenoffizier mein Feind und würde mich bald festnehmen, aber was konnte er persönlich dafür? Das System war schuld daran. Aber er war doch wenigstens ein gebildeter Mann, der mich bisweilen ansah und mein Geschick zu beklagen schien. Aber der Engländer da tat, als wäre ich Luft.

Da hören wir einen Wagen auf dem Sandweg heranrollen, der Gendarmen-

offizier springt auf und schlüpft in die Tür hinein, als ob er ungesehen bleiben wollte. Der Wagen hält vor der Veranda, und unser Polizeibeamter steigt aus. Er kam, wie er voraus gesagt hatte, eine Stunde nach uns. Indem er an mir vorbeiging, lüpfte er wie gewöhnlich den Hut und bemerkte lächelnd:

Wie ich sagte, eine Stunde nach Ihnen.

Er ging ins Eßzimmer und bestellte Essen.

Ich bekomme also Frist, bis er gegessen hat, denke ich. Dann wird er nur ein Wort sagen und auf mich deuten, und die Gendarmen werden antreten und mich ergreifen.

Aber die Gendarmen waren in diesem Augenblick verschwunden, sowohl der Offizier wie die Soldaten, wie fortgeblasen. Wo waren sie nur hin? Ein wunderliches Land, dieses Kaukasien! Da saß ich, der Gefangene, auf einer Veranda und konnte, wenn ich wollte, die Stufen hinabsteigen. Man gab mir Zeit und Gelegenheit genug, der Gerechtigkeit zuvor zu kommen und mein Leben durch einen Strick um den Hals zu verkürzen. Sie waren meiner so sicher. Aber sie sollten nur ja nicht so sicher sein, von mir konnten sie alles Mögliche erwarten.

Meine Reisegefährtin kommt heraus und teilt mir mit, daß da gewiß etwas los sei. Der Gendarmenoffizier und seine zwei Soldaten ständen oben im zweiten Stockwerk auf dem Flur und horchten die Treppe hinab und benähmen sich höchst verdächtig. Vielleicht soll jemand verhaftet werden, antworte ich halb von Sinnen.

Der Wirt bedient den Polizeichef mit der größten Höflichkeit und nennt ihn Exzellenz, er begreift wohl, daß er es mit einem allmächtigen Mann zu tun hat. Und Se. Exzellenz ist bestimmt und kurz in seinen Dispositionen bei Tisch, und als er sein Mittagessen gegessen hat, bezahlt er ebenso bestimmt und kurz und kommt heraus zu uns auf die Veranda.

Er setzt sich neben den Engländer, — der natürlich keinen Millimeter wegrückt. Er zieht ein Taschentuch mit einer Krone heraus und wischt sich den Staub aus dem Gesicht, darauf nimmt er eine Zigarrentasche mit Krone heraus und zündet sich eine Zigarre an. So sitzt er und raucht schweigend.

Meine Reisegefährtin geht die Stufen hinunter und begibt sich auf die Wiese zum Blumenpflücken. Wir drei Männer bleiben allein zurück.

Da sehe ich den Gendarmenoffizier mit den beiden Soldaten die Treppe vom zweiten Stockwerk herunterschleichen. Irgendwo in meiner Brust gibt es einen stummen Schrei, und ich erhebe mich und bleibe aufrecht stehen. Jetzt kam's! Sogar der Wirt kommt in der Eßzimmertür zum Vorschein, um Zuschauer zu sein. Der Gendarmenoffizier tritt auf die Veranda heraus und bleibt vor dem Polizeibeamten stehen. Doch sehe ich recht? Höre ich recht? Er legt ihm seine Hand auf die Schulter und verhaftet ihn. Verhaftet ihn. Sie sind mein Gefangener, sagt er auf französisch.

Der Polizeibeamte sieht den Offizier an und zuckt einen Augenblick zusammen. Dann knipst er die Asche von seiner Zigarre und antwortet:

Was sagen Sie da?

Sie sind mein Gefangener.

Wieso —? Was wollen Sie —?

Ein Wagen, der in Bereitschaft gehalten ist, fährt vor, die Soldaten nehmen den Polizeibeamten jeder unter einen Arm und führen ihn nach dem Weg hinunter; der Offizier folgt. Ich höre den Juden versichern, das solle dem Gendarmenoffizier teuer zu stehen kommen, er habe Papiere, könne sich legitimieren, warten Sie nur! Die vier Männer plazieren sich im Wagen, der Kutscher knallt mit der Peitsche, und der Wagen rollt gen Tiflis.

Da stand ich.

Ich wandte mich nach allen Seiten und sah mich nach einer Erklärung um. Dem Engländer war's garnicht eingefallen, aufzublicken, er saß wieder mit seinem Taschenspiegel und untersuchte sein Auge. Sobald ich der Sprache wieder mächtig war, fragte ich den Wirt, was das alles zu bedeuten habe. Ob das eine Verhaftung gewesen wäre, was da eben vorgenommen wurde?

Der Wirt, der garnicht in Träumereien versunken war, nickte.

Aber um Gottes willen, Mann! rufe ich; Sie nicken, als ob das garnichts wäre. Hat man wirklich in diesem Augenblicke einen lebendigen Menschen verhaftet?

Jawohl. Auf Anmeldung von Pjätigorsk, antwortete der Wirt.

Ich konnte diese unerhörte Handlung, die da vor unseren eigenen Augen geschehen war, garnicht fassen. Wenn mir so etwas passiert wäre, wäre ich in die Erde versunken, sagte ich.

Der Wirt machte ein gleichgültiges Gesicht.

Da sagte ich: Sie scheinen immer noch nichts besonderes dabei zu finden. Was glauben Sie wohl, wie ich so etwas überstanden haben würde? Und wie hätte erst meine Reisegefährtin das überstehen sollen?

Nein, nein, aber Sie waren es ja auch garnicht, antwortete der Wirt und gab nach.

Nun war ich froh und glückselig über die ganze Geschichte. Obwohl das Fieber in mir wütete und ich am ganzen Körper zitterte und mit kaltem Schweiß bedeckt war, war doch nicht ein Fleckchen an mir, das nicht von Freude durchglüht gewesen wäre.

Mein Reisekamerad kam zurück und sagte:

Jetzt hat dein Gesicht wieder Farbe bekommen. Ja, antwortete ich, ich bin's satt, mich noch weiter mit dem Gedanken an den Ochsen zu plagen. Du weißt doch, der Ochse, den wir sahen, der das Joch zwischen die Hörner bekommen hatte und mit verrenktem Hals ging! Jetzt ist ihm wohl.

Wohl? Wieso denn?

Der Offizier hat's mir eben erzählt. Du weißt doch, der Offizier aus dem Zuge. Er ist dicht hinter uns her gekommen und hat den Ochsen auch gesehen.

Na und?

Hat das Joch in Ordnung gebracht.

Gott sei Dank, sagt mein Reisekamerad.

Und ich war auch zufrieden. Ich nannte ein paar Sachen, die ich jetzt gern essen wollte, und, obwohl man mir mit guten Ratschlägen kam, meines Fiebers wegen lieber darauf zu verzichten und etwas anderes zu wählen, beharrte ich doch auf meiner Tollheit und bestellte die gefährlichen Sachen. Denn mein Appetit war so ungeheuer groß geworden.

Ebensowenig hatte ich Lust, den Engländer noch länger so schweigsam und verlassen sitzen zu lassen. Um so mehr, da mein Reisekamerad jetzt fortging und ich freien Spielraum bekam, wandte ich mich an den Engländer und sagte, um ihn zu verblüffen:

In Oporto ist die Pest. Wissen Sie das?

Er starrte mich an.

Ich wiederholte, daß in Oporto die Pest sei, aber das schien ihn nicht abzuschrecken, er rauchte weiter.

Da holte ich meine Nummer von „Nya Pressen" und sagte zu dem Engländer:

Ich bemerke soeben unter den letzten Marktpreisen von Finnland, daß die Hühner dort eine Mark bis eine Mark und fünfundsiebzig kosten.

Der kleine Brite versuchte freilich noch immer, mich als Luft zu behandeln, aber er war doch noch zu jung, er konnte nicht standhaft bleiben, und es war amüsant zu beobachten, wie er sich mit seiner ungeübten Würde abquälte.

Die Hühner? fragte er. In Finnland? Wieso denn?

Sie reisen über die Berge, sagte ich, Sie reisen sodann durch Rußland und kommen zuletzt nach Finnland, von wo aus Sie wieder heim reisen werden zu Ihrem herzensfrohen und liebenswürdigen Volk, den Engländern. Ich wollte Sie nur auf die Preise in Finnland vorbereiten, damit Sie unterrichtet sind, wenn Sie Essen bestellen. Also wohl zu merken, nicht fürs Paar, sondern fürs Stück.

Wieviel sagten Sie? fragte er.

Eine Mark bis eine Mark fünfundsiebzig.

Wieviel ist das in englischem Geld?

Das wußte ich ungefähr und konnte es ihm sagen.

Ich komme nicht nach Finnland, sagte er.

Es war nicht möglich, ihn in eine Diskussion zu verwickeln.

Vielleicht kann ich sein Interesse mit etwas anderem treffen, dachte ich und fing an, aus dem Blatte vorzulesen von den „Krigsryktena från Transvaal". Als ich es vorgelesen hatte, übersetzte ich es ihm und marterte ihn damit, daß ich nicht die einfachsten Worte in seiner Sprache kannte und ihn bei allem um Rat fragte. Zuletzt saß er ganz schlaff da und antwortete ja auf alle meine Vorschläge. Dann erhob er sich und gab Befehl, daß seine Telega vorfahren sollte, ich hatte ihn mürbe gemacht. Er versuchte, die Reste seines großbritannischen Wesens zusammenzuraffen, als er ging: er sah mich wieder nicht. Da sagte ich:

Glückliche Reise! Vergessen Sie nicht, höflich zu grüßen, wenn Sie kommen und gehen. Das ist so Sitte in der Welt.

Er wurde feuerrot und griff in der Verwirrung schnell an seinen Hut.

Dann fuhr er . . .

In der Straßenbahn in München sah ich einmal einen Engländer, wahrscheinlich einen Künstler, Maler, er wollte nach der Schackgalerie. Wir kommen in voller Fahrt die Straße hinab, ein Kind, ein kleines Mädchen wird beinah überfahren, sie fällt, kommt zwischen die Pferde, diese treten auf sie, verletzen sie; doch wir ziehen sie glücklich noch lebendig heraus. Während all dem steht der Brite und raucht seine Pfeife. Als alles fertig ist, und der Kutscher noch einen Augenblick mit dem Abfahren zögert, sieht der Brite ärgerlich nach der Uhr. Wir werfen ihm jeder einen Blick zu, aber wir sind Luft für ihn. Er verlangt mit seinem wundervollen Engländerdeutsch sein Geld zurück. Er will absteigen. Ein überfahrenes Kind geht ihn nichts an. Ein Passagier reicht ihm den ausgelegten Betrag zurück. Er wirft einen gleichgültigen Blick auf den Passagier, zieht langsam und gleichgültig seine Augen zurück und nimmt das Geld nicht an. Er läßt sich nicht anfechten von der Indignation, die jetzt um ihn herum aufglimmt, und diese Standhaftigkeit würde ihm gewiß den Beifall all seiner Landsleute eingetragen haben: recht so, immer standhaft, John! Er blieb auf dem Pferdebahnwagen stehen bis zu seinem Bestimmungsort. Dann stieg er ab.

Es ist ja oft ebenso gut, ja besser, daß bei einer Katastrophe nicht zu viele herbeiströmen. Aber es bleibt doch einem jeden unverwehrt, seine Pfeife zu vergessen, alle sehen doch auf, allen geht ein kleiner Ruck durch den Körper. Unverwehrt.

Wenn ich König von England wäre, würde ich meinem Volk einen kleinen Rat ins Ohr flüstern, und mein Volk sollte das prächtigste Volk der Welt werden. . . .

Der Wagen, der gestern an uns vorbeigefahren ist, holt uns hier ein. Die russische Familie ißt zu Mittag, läßt die Pferde nur drei Viertelstunden ruhen und will weiter. Und auf einmal fährt auch Karné mit seinem Wagen vor und will gleichzeitig abfahren. Von den vier Stunden, die Karné verlangt hatte, sind noch drei Viertelstunden zurück; aber jetzt tut Karné es auch billiger, er will nämlich gern die Gelegenheit benutzen, Gesellschaft zu bekommen. Er stellt sich hinter dem anderen Wagen auf und winkt uns zu. Wir lassen ihn winken. Er fängt an zu rufen, zu schelten, er schickt sogar den Russen aus, um in europäischen Sprachen mit uns zu verhandeln und uns wegzukriegen. Wir sind nicht zu bewegen. Der Russe fährt ab.

Karné steht da und sieht dem davonrollenden Wagen nach und schimpft wie wütend auf uns. Wir lassen ihn schimpfen. Karné ist ein Querkopf: hätte er die vier Stunden nicht bekommen, hätte er sie sich genommen, nun, da er sie bekam, wollte er sie nicht haben. Aber wenn er eine Extrabezahlung erwartete, um uns nicht in dem Staub des vordersten Wagens zu fahren, dann war er lackiert. Eine Extrabezahlung sollte er nicht bekommen. Denn er war den ganzen Weg querköpfig gewesen.

Wir quälen jedoch Karné nicht länger als eine halbe Stunde, dann steigen wir in den Wagen. Und Karné ist wütend und mürrisch und fährt tüchtig drauf los, als ob er, um uns zu ärgern, den vordersten Wagen einholen wollte. Und wir lassen ihn fahren. Kennen wir unseren Karné recht, dann bekommt er es bald satt, seine Pferde so anzutreiben.

Wir fahren über weite Flächen, so daß wir den Weg vor uns lang und gelb durch das grüne Land schneiden sehen. Nach einer Weile kommen wir durch Maisfelder. Wir sind jetzt auf der Höhe von Tiflis, etwa 450 Meter über dem Meere, von jetzt an haben wir ebenen Weg. Es ist hier fruchtbar; der Mais, der nach einem alten Wort hundert Tage Wärme braucht, reift hier gut. Am Wege entlang stehen Pyramidenpappeln, Weiden und wilde Obstbäume; die Hügel sind niedrig; vor uns in weiter Ferne blauen Berge, aber auch diese scheinen niedrig.

Bei einer Tränke steigt Karné ab, beguckt jedes Pferd einzeln und gießt ihnen Wasser über die Köpfe. Er bekommt seine molokanische Vorsicht wieder, als er einsieht, daß sein forziertes Fahren ihm nicht einmal unseren Protest einbringt, und fährt von nun an ruhig wie früher. Das tut auch not, denn die Hitze ist furchtbar, wir müssen unsere Hände unter das Spritzleder halten, sonst brennt uns die Sonne durch die Handschuhe.

Endlich erreichen wir die Station Mtsjet.

Hier macht Karné den letzten Versuch, einen kleinen Profit aus uns heraus-zuschlagen: er dreht sich auf dem Bock um und schlägt uns vor, von hier nach Tiflis mit der Eisenbahn zu fahren. Wir sollten also erst nach der Stadt und dem ein Stück davon entfernten Bahnhof hinauf, dann auf einen Zug warten, dann uns in der Hitze mit den Koffern und den anderen Sachen plagen, dann neue Ausgaben für Billets haben, — ich gebe Karné's Nase wieder eine Drehung geradeaus und spreche das entscheidende Wort: Tiflis. Und Karné ist mürrisch und bös und fährt wieder ein wenig schneller.

Von der Stadt Mtsjet sehen wir beinah nichts. Sie liegt an der Mündung des Aragwa in den Kur, ist eine der ältesten Städte Georgiens und war vor Tiflis die Landeshauptstadt. Ich habe gelesen, die Stadt sei jetzt arm und ruinenhaft, ihr bedeutendstes Bauwerk soll eine Kathedrale aus dem vierten Jahrhundert sein. Hier liegen die Könige von Georgien begraben.

Ein Stück außerhalb der Stadt Mtsjet kommen wir wieder an einen Schlagbaum, wo Karné die Quittung für bezahltes Weggeld vorzeigen muß. Oben auf dem Eisenbahndamm passiert ein Zug von Baku, wir zählen sechsundvierzig der grauen, zylinderförmigen Petroleumwagen. Wir geraten in einen entsetzlichen Ölgestank.

Der Telegraph ist jetzt zwölfdrähtig. Wir nähern uns Tiflis.

Der Weg geht am Ufer des Kur entlang, ein schöner, majestätischer Strom. Als wir gerade eine Eisenbahnlinie kreuzen wollen, fällt uns die Barriere vor der Nase zu, und wir müssen warten. Der Zug kommt, wieder achtundvierzig Ölwagen; er donnert zwischen den Bergen wie ein Wasserfall. Dann geht der Schlagbaum auf, und wir fahren weiter.

Nun sehen wir Tiflis in weiter Ferne, wie lauter Pünktchen, eine Welt für sich. Über der Stadt lagert ein Nebel von Rauch. Das ist also Tiflis, die Stadt, von der so viele russische Dichter geschrieben und wo so viele der russischen Romane sich abspielen. Ich fühle mich einen Augenblick ganz als Jüngling und blicke verwundert in die Ferne und höre mein Herz klopfen. Ich hatte dasselbe Gefühl, wie damals, als ich zum erstenmal Georg Brandes hören sollte. Wir hatten eine Ewigkeit im Regenwetter draußen auf der Straße gestanden und uns vor eine verschlossene Tür gedrängelt; endlich ging die Tür auf, und wir galoppierten eine Treppe hinauf, einen Gang entlang und in einen Saal hinein, wo ich einen Platz fand. Dann warteten wir wieder eine lange Zeit, der Saal füllte sich, es summte und brummte von Stimmen. Plötzlich wurde alles still, totenstill, ich hörte mein Herz klopfen. Dann stieg er aufs Katheder ...

Wir fahren durch eine öde unfruchtbare Sandebene, der Staub liegt dick und unbeweglich über dem Wege. Die Post begegnet uns. Der bewaffnete Führer schlägt einen Triller mit seiner Surna, ich ziehe den Hut, der Führer verneigt sich zum Gegengruß, während er weiter spielt und vorbeifährt. Immer häufiger begegnen wir Ochsen, Eseln mit Treibern, Equipagen, Reitern und beladenen Arbeitswagen. Wir begegnen auch Betrunkenen, was uns auf dem ganzen Weg über die Berge nicht passiert ist. Dann fahren wir in die Stadt ein. Es dämmert schon, auf den Straßen und in den Häusern wird Licht angezündet, Menschen wimmeln durcheinander. Dazwischen schreitet hier und da in unerschütterlicher Ruhe ein Perser in hohem Turban und langem Bart die Straße entlang. Er geht seinen Weg wie ein Kamel.

Nun kommt die Abrechnung mit Karné. Als er sein Geld bekommen hat, verlangt er das Trinkgeld. Ich lasse ihm durch den Dolmetscher antworten, daß Karné kein Trinkgeld verdient habe. Aber als ihm erklärt wird, worin seine Untauglichkeit besteht, macht er ein Gesicht, als ob er in seinem ganzen Leben noch kein so ungereimtes Fürstenpaar gefahren habe. Er begreift von all dem keinen Schimmer. Schließlich bekommt er doch noch einen Rubel zu Milch. Doch Karné Gregorewitsch ist nicht zufrieden mit einem so kleinen Trinkgeld und schimpft so lange und so tapfer, daß er zuletzt aus dem Hotel hinausgeführt werden muß.

Die Hitze war zu toll in der Nacht, ich schlief unruhig. Ich wachte mehrmals auf, wischte mir den Schweiß ab, pustete, schnaufte und schlief wieder ein.

Als ich wieder mal aufwachte, sah ich meine Reisegefährtin bei der Lampe in einem Buche lesen. Ich war zu schlaftrunken und zu elend vom Fieber, um mir Aufklärung zu verschaffen, was diese Extravaganz bedeuten sollte. Waren da wirklich heimlich mitgeschmuggelte Bücher, während ich all die Zeit über mit einer alten Nummer von „Nya Prässen" verschmachtete? Man sollte nie jemanden auf die Reise mitnehmen, so ein Reisekamerad denkt nur an sich selbst und weiß sich immer die besten Bissen zuzuwenden!

Nach einem unruhigen Halbschlaf wache ich auf und sehe mich um. Es ist schon ganz hell, fünf Uhr. Ich springe auf und ziehe mich an. Dann spreche ich ins Zimmer hinein, richte ein Wort nach der anderen Wand hin und äußere mich über die Unmöglichkeit, noch länger im Bett zu bleiben.

Da fragt mein Reisekamerad:

Du, was ist denn das für ein Polizeibeamter, den du unterwegs getroffen hast?

Polizeibeamter? Ach so, mein Tagebuch war also die nächtliche Lektüre gewesen! Ich hatte nichts von dem Polizeibeamten erzählt, bewahre, ich hatte alle anderen damit verschont und das Geheimnis in meiner Brust bewahrt; verdiente das etwa keine Anerkennung?

Das geht doch wirklich nicht an, so toll zu lügen, höre ich weiter von der Wand her. Und an deinen Ritt in die Berge bei Kobi glaube ich auch nicht.

Von diesem Ritt hatte ich auch nichts erzählt. Ich hatte den Ritt im Interesse der Wissenschaft unternommen, hatte freudig den Schlaf einer Nacht geopfert, um der geographischen Gesellschaft einen Dienst zu leisten, hatte alle Strapazen mit stummem Herzen getragen — so benimmt sich der wahre Entdeckungsreisende.

Übrigens, sagt mein Reisekamerad, übrigens finde ich, du schreibst viel zu viel Kleinigkeiten auf.

Da floß aber der Becher über. Mein geehrter Reisekamerad hatte eine heimliche Nachtstunde, da ich durch Krankheit und Fieber verhindert war, mich zu wehren, benutzt, um mein Reisearchiv zu durchstöbern. Gut! Nun aber wollte mein geehrter Reisekamerad mich auch noch zweifeln machen an meiner Fähigkeit, ein ganz ausgezeichnetes Tagebuch zu führen. Nein, nun floß der Becher über.

Ich gehe in die Stadt, sagte ich, und verließ das Zimmer mit gestrengen Sinnen ...

Das Hotel lag noch im Schlaf, aber als ich in die Halle hinunterkam, kam ein Türhüter zum Vorschein und rieb sich die Augen. Es war einer jener Tausendsassas in den Hotels des Ostens, die das geläufigste Französisch können, was man sich nur denken kann. Ich bleibe stumm, weil ich nicht eins zu tausend antworten kann, ich gebe ihm bloß einen Wink, die Tür aufzuschließen. Als ich auf die Straße gekommen war, rekapitulierte ich, was der Mann alles gesagt hatte: er hatte mich in einem Atem bonjourt, sich über das Wetter geäußert, sich erkundigt, wie ich geschlafen habe, sich als Führer in der Stadt erboten. Das war nur allein das, was ich verstanden hatte, aber eine ganze Menge war mir verloren gegangen. Richtig — jetzt fällt mir ein, die Stiefel wollte er mir auch wichsen.

So früh es ist — die Leute sitzen doch schon vor ihren Türen und plaudern oder wandeln in den Straßen umher, die Kaukasier schlafen nicht. Die Sonne ist noch nicht da, aber es ist ein warmer klarer Morgen. Dem Hotel gegenüber liegt ein großer Park, und dahinein begebe ich mich, gehe quer hindurch und komme auf der andern Seite wieder heraus. Die meisten Leute, die ich sehe, gehen in kaukasischer Tracht mit Waffen; einige gehen auch in europäischem Jackett mit steifem Filzhut, die Offiziere tragen tscherkessische Uniform. Frauen sieht man fast gar keine draußen.

Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, vor dem Frühstück die Stadt vom einen

Ende bis zum anderen zu studieren, sah aber gleich ein, daß mir das ein Ding der Unmöglichkeit sein würde; ich wurde hungrig und kaufte mir zur Stärkung eine Tüte mit Trauben, aber als Nordländer brauchte ich natürlich Fleisch und Butterbrote, um satt zu werden. Ich ging um den Park herum und kam ins Hotel zurück.

Noch immer war niemand auf. In der Halle fing der Türhüter wieder zu parlieren an, ich stieß eine Tür auf, um mich vor ihm zu retten und kam in den Lesesaal des Hotels. Hier fand ich auf einem Tisch einen Bädeker von Rußland und Kaukasien; ich schlug Tiflis auf und las.

Wir besahen die Stadt ohne Begleitung des redseligen Türhüters und ohne sonst eine andere Begleitung. Die Stadt war nichts weniger als amüsant, aber ein kleiner Winkel war da, zu dem wir wieder und wieder zurückkehrten, den zu besehen wir nicht müde wurden; das war das asiatische Viertel. Läden mit Spiegelscheiben, Pferdebahnwagen, Varietétheater, Herren und Damen in europäischer Kleidung beherrschten die ganze übrige Stadt; aber hier im asiatischen Viertel fand man nichts dergleichen; kaum noch etwas, was man Straßen nennen könnte, nur Schlupfwinkel, Labyrinthe treppauf, treppab, von Haus zu Haus.

Und da saßen nun alle möglichen Volkstypen, die in ihren Buden und Hallen wunderliche Dinge zu verkaufen suchten. In Teheran und Konstantinopel sind die Handeltreibenden Perser und Türken, hier waren es Völkerschaften Kaukasiens, Georgier, Gebirgsbewohner, ural-altaische Stämme, alle Tatarenstämme, ferner Indo-Europäer, Perser, Kurden, Armenier, Leute ganz unten aus Arabien und ganz oben aus Turkestan, Leute von Palästina und vom Tibet. Und alles ging hier friedlich zu, keiner hatte Eile, die Ruhe des Orients lag über dem allem. Die weißen und bunten Turbane waren vorherrschend, nur hier und da sah man einen grünen oder blauen ein herrliches, langbärtiges Haupt krönen. Die Gürtel waren entweder von ziseliertem Metall, oder z. B. bei den Persern, von mehrfarbiger Seide. Kaukasier, Kurden und Armenier trugen Waffen.

Es ist sehr heiß um die Mittagsstunde, aber vielerorten sind die Straßen überdacht und gut beschattet. Esel, Pferde und Hunde halten engste Gemeinschaft mit den Menschen. Wir sehen ein Pferd im Sonnenbrand stehen; es ist am Widerrist durchgescheuert, und zahllose Fliegen sitzen in den tiefen Wunden. Das Pferd steht teilnahmslos da, mager bis auf die Rippen und läßt den Kopf tief herunterhängen und läßt die Fliegen sitzen. Es ist vollkommen stumpf; jagen wir die Fliegen weg, scheint es keine Erleichterung dadurch zu verspüren, es steht nur da und schmort in der Sonne und blinzelt stumpfsinnig. Es ist vor einen Arbeitswagen gespannt und wartet wahrscheinlich auf seinen Herrn. Es stinkt aus seinen Wunden... Es ist ein überlegenes Pferd, ein stoisches Pferd. Durch ein paar Schritte könnte es sich in den Schatten retten, aber es bleibt ruhig stehen. Auch kehrt es sich nicht daran, daß die Fliegen da sitzen, so randvoll ist das Maß seiner Verkommenheit.

In Gemeinschaft mit Eseln, Pferden und Hunden sitzen die Handwerker bei ihrer Arbeit auf der Straße. Die Schmiede glühen Eisen in ihren kleinen Essen und schmieden es auf kleinen Ambossen; Metallarbeiter feilen, hauen, ziselieren und stechen, hier und da machen sie Intarsien von Türkisen und anderen Steinen. Die Schneider nähen an langen Tuchburnussen, und treten die Nähmaschinen des Westens, bewaffnet bis zu den Zähnen und mit riesigen Pelzmützen auf dem Kopf. Bis vor zweihundert Jahren saßen auch unsere nordischen Schneider und Schuster mit dem Degen an der Seite bei ihrer Arbeit, hier ist die Sitte noch erhalten.

In den Buden gibt es meist Seidenstoffe, gestickte Waren, Teppiche, Waffen, Schmuck. Man kann gern alles ansehen, ohne etwas zu behalten, aber wird etwas aus dem Kauf, ist es auch so gut, diese Kaufleute bewahren bei allem eine gesegnete Ruhe. Die Unsauberkeit in den Buden ist groß; aber in den Teppichbuden liegen trotzdem kostbare Teppiche auf dem Boden, in der Tür, die Stufen hinab und über die Straße bis zum Nachbarhause hin. Kostbare persische und kaukasische Teppiche. Und Menschen und Hunde trampeln darauf herum und beschmutzen sie, daß es ein Jammer anzusehen ist.

Hier und da sitzt ein Schreiber in einem kleinen Verschlag und schreibt den Leuten, was sie haben wollen. Er hat Bücher vor sich ausgebreitet mit wunderlichen Buchstaben drin, und wir denken, es ist gar nicht merkwürdig, daß er so grau und ehrwürdig geworden ist, wenn er solche Buchstaben kennt und deuten kann. Wir sahen auch junge, ernste Menschen mit Schriften unter den Armen gehen; das waren wohl Schüler der Theologie oder Rechtsgelahrtheit auf dem Wege zum oder vom Meister. Wenn sie an der Schriftbude des Schreibers vorbeikommen, verbeugen sie sich und grüßen ehrerbietig. Die Schreibkunst ist eine heilige Kunst, sogar das Papier, auf dem geschrieben wird, ist heilig. Der berühmte Scheik Abdul Kader Gilani ging niemals an einer Papierbude vorüber, ohne sich vorher durch Waschungen gereinigt zu haben, und er wurde zum Schluß ein so heiliger und überirdischer Mann, daß er eine ganze Woche von einer einzigen Olive leben konnte. Das Papier dient dazu, das heilige Buch zu vervielfältigen, deshalb hat es solches Ansehen. Man wählt das Papier zu dessen Abschrift mit der größten Sorgfalt, schneidet die Feder und mischt die Tinte mit Andacht. Überhaupt soll im Islam die Schreib- und Lesekunst noch hochstehen; aber von einem wissenschaftlichen Leben, wie z. B. in den großen Zeiten in Samarkand, soll nicht die Rede sein. Das habe ich bei Vambéry gelesen. Ob wir uns nach Konstantinopel, Kairo oder Bokhara wenden, überall sind die Universitäten im schlimmsten Verfall, und wo früher arabische Gelehrte Schüler aus aller Welt um sich sammelten, sitzt nun ein Lehrer mit einem langen Stock in der Hand und unterrichtet Kinder. Und doch — alte Kultur ist nicht totzukriegen — in Mittelasien gibt es noch Stellen, wo sich Hochschulen von so hohem Ansehen befinden, daß sie Schüler von Arabien, Indien, Kaschmir, China, ja sogar von den Ufern der Wolga an sich locken. Und selbstverständlich kann man bei einzelnen Männern auf eine ungeheure Gelehrsamkeit stoßen.

Mit Ehrerbietung gehen wir auch vorüber an diesen Buden mit Schriften und Papier. Denn der Mann da drinnen ist so entzückend würdevoll.

Würdevoll — wer ist hier nicht würdevoll? — Bleiben wir vor einer Bude stehen, und der Eigentümer ist abwesend, kommt er nicht herbeigesprungen, um uns hineinzunötigen. Er läßt uns ruhig stehen. Er sitzt vielleicht beim Nachbar vor der Tür und schwatzt, aber er bleibt ruhig sitzen. Da wird ihm von irgendwo zugerufen, daß Kunden an seiner Bude sind, und nun erhebt er sich langsam und majestätisch und kommt. Weshalb ist er nicht eher gekommen? Weshalb nicht gleich? Weil er seine Kunden nicht zuerst entdecken mag, obwohl er uns wahrscheinlich die ganze Zeit über gesehen hat. Ein Orientale ist nicht so erpicht darauf, wenn er nicht von Abendländern demoralisiert worden ist. Gehen wir dann weiter die Straße hinauf und kommen an eine andere Bude, deren Eigentümer abwesend ist, so wird der erste Kaufmann sich revanchieren und dem anderen zurufen, daß nun Kunden an seiner Bude sind. Worauf der andere kommt. Eine beispiellose und gesegnete Gleichgültigkeit gegenüber uns „Engländern".

Da taucht auf einmal der Türhüter unseres Hotels doch vor unserer Nase auf, hier draußen im asiatischen Viertel. Er hat unsern Weg herausgeschnüffelt und uns gefunden. Und er schwatzt und begrüßt alle Turbane, macht uns aufmerksam auf Waffen und Teppiche und verdirbt uns die ganze Straße. Aber das muß man ihm lassen, er kannte Schlupfwinkel, die wir nicht gefunden hätten. Er führte uns ungeniert quer durch eine Bude und auf einen Hinterhof zu einer noch viel merkwürdigeren Bude. So zog er mit uns herum. Manchmal setzten wir uns, und dann wurde uns Kaffee und Zigaretten oder eine Pfeife angeboten. Und wir brauchten gar nichts von den Waren zu kaufen, und konnten doch alles ansehen.

Oft mochten es Inhaber des grünen Turbans sein, zu denen wir kamen. Sie mochten ihre drei Wallfahrten nach dem Grabe des Propheten gemacht, Mekka gesehen haben, es waren Fromme und Heilige; wir waren also sozusagen in vornehmer Gesellschaft. Und hier war die Würde grandios.

Mit Verlaub, sagen wir, ist es gestattet, diese Teppiche zu besehen?

So viel ihr wollt! ist die Antwort.

Der Dolmetscher sagt:

Die Fremden wollen den Teppich vielleicht kaufen.

Und die Antwort ist:

Sie sollen ihn geschenkt haben!

Der Dolmetscher übermittelt uns die Antwort und dankt in unserem Namen.

Nun ist es an uns, uns zu revanchieren. Der Dolmetscher sagt:

Die Fremden sind von weit hergekommen, aber es sind gute Menschen, und sie wollen dir gern ein Geschenk machen. Es sind arme Leute, sie haben keinen Schmuck und kein Pferd; aber sie haben etwas Geld, ganz wenig Geld, das eigentlich zu einer langen Reise reichen sollte, aber das sie dir nun schenken wollen. Wieviel Geld meinst du, daß sie dir geben sollen?

Der würdige Muselmann ist des Geldes zum Sterben überdrüssig und antwortet garnicht.

Der Dolmetscher wiederholt eindringlich und ehrerbietig seine Frage.

Da widerstrebt es dem Muselmann, noch länger unhöflich gegen die Fremden zu sein und ihre Gabe nicht entgegenzunehmen, und er antwortet, daß er hundert Rubel annehmen will.

Der Dolmetscher berichtet seine Antwort. Das ist mindestens zwei Drittel zu viel für den Teppich, sagt er und fügt hinzu: Nun antworte ich dem Alten, wenn Sie ihm hundert Rubel geben wollten, würde das ja soviel bedeuten, als bezahlten Sie den Teppich, und das wäre doch nicht sein Wille.

Da wir begreifen, daß ein Handel hierzulande in dieser Ordnung und auf diese Weise abgeschlossen werden soll, lassen wir den Dolmetscher tun und lassen und sagen, was er will.

Nun geht eine lange Verhandlung zwischen den beiden vor sich. Wir gehen mehrmals nach der Türöffnung und wollen den Ort verlassen, aber es wird immer weiter gefeilscht und geschwatzt, und schließlich endet es damit, daß wir den Teppich zu dem Preise bekommen, zu dem wir ihn haben wollen. Und wir scheiden auf die freundlichste und höflichste Weise von dem frommen Mann.

Aber Zeit, — Zeit hatten wir alle in Hülle und Fülle.

Der Turban der Kaufleute ist bunt, deshalb sieht man so viele bunte Turbane hier. Aber hier gibt es beinah ebensoviel weiße, weil der weiße Turban dem Adel, der Wissenschaft, der Frömmigkeit, d. h. oft dem Schwindel gehört. Denn wer möchte nicht gern adelig, gelehrt oder fromm sein? Und viele versuchen auch andern das weiszumachen. Der Turban der Juden oder Christen ist dunkel und von grobwollenem Stoff zum Zeichen ihrer Knechtschaft; in Persien ist diesen Parias verboten, den Turban zu tragen.

Aber was sind denn das für ziegelrote Männer, die man hier und da in den Straßen sieht? Sie haben ihren Bart, die Innenseite der Hände und sämtliche zehn Nägel ihrer Finger mit Henna gefärbt. Es sind Perser, Afghaner, ja auch einzelne Tartaren. Sie schreiten so stolz einher, als ob ziegelrot die einzige anständige Farbe in der Welt wäre. Der Europäer sperrt die Augen auf, wenn er zum erstenmal auf diese Herrlichkeit stößt, später gewöhnt er sich mehr an den Anblick und betrachtet es, wie er zum Beispiel den Turban betrachtet. Und wenn man Indianer in Kriegsrüstung und Pariser Kokotten in Gala gesehen hat, denkt man bei sich selbst: es gibt noch andre, die sich färben, wie diese sonderbaren Käuze, und Henna ist nur eine andere Farbe.

In Tiflis erzählten uns Leute, die das eigentlich wissen sollten, daß das Recht, sich mit Henna zu färben, durch einen gewissen Grad der Frömmigkeit erlangt würde. Das erwies sich als falsch, in Persien malen sich auch Frauen mit Henna, ja Vambéry teilt mit, daß man sogar Kinder malt. Gar nicht davon zu reden, daß die Pferde aus dem Stalle des Schahs kenntlich sind an ihren hennagefärbten Schwänzen. Aber es ist möglich, daß sich in Tiflis eine lokale Sitte entwickelt hat,

nach der nur die Frommen das Recht zu dieser Auszeichnung haben, denn wir sahen nur ernste Männer sie tragen.

Da liegt nun das asiatische Viertel, friedlich und traulich irgendwo in der Welt. Es ist sogar umgeben von dem modernen amerikanischen Lärm einer Handelsstadt, aber hier ist es still. Nur selten hört man hier ein lautes Wort, selten einen überflüssigen Ruf. Nur leises Geplauder und bedächtig nickende Turbane. Nur wenige Frauen sieht man hier, dann und wann sieht man ein paar zusammen stehen, jede ein Kind auf dem Arm, und auch sie plaudern leise. Die Armenier in ihren Buden machen eine Ausnahme, sie bieten ihre Waffen feil und bemogeln mit lauter Stimme ihre Kunden, hier wie anderswo. Ein Jude kann zehn Griechen bemogeln, aber ein Armenier bemogelt sowohl Griechen wie Juden, hörten wir im Orient. Aber die Armenier haben ja den Berg Ararat und das Quellland der vier Flüsse, wo Eden lag. Und außerdem sind sie Christen, die sind viel großmäuliger als die Mohammedaner. Wo sie sich die ökonomische Herrschaft erschwindelt haben, zeigen sie unter anderem ihre große Überlegenheit dadurch, daß sie den Gruß eines vorübergehenden Muselmannes nicht beantworten. Nicht so zu verstehen, daß der Muselmann seinerseits sich das so sehr zu Herzen genommen hätte, seine Ruhe kann ihm nichts rauben — es sei denn ein Ungläubiger, der seine religiöse Vorstellungen verletzt, seine Heiligtümer entweiht, oder ein Nebenbuhler, der sich seiner Frau nähert. Da stößt er einen Schrei aus wie ein Kamelhengst und schreitet mit großer Heftigkeit ein. Nur dann. Hat er genug zu leben und hat das Schicksal ihn nicht mit Krankheit geschlagen, ist er zufrieden und dankbar, und leidet er Not und Entbehrung, trägt er auch diese Schickung mit Würde. Er klagt nicht in den Zeitungen. Allahs Beschluß kann ja doch nichts ändern, und in den findet er sich. Der Fatalismus hat seine Heimat im Orient. Diese alte und erprobte Philosophie mit dem schlichten und absoluten System. Und bekennen sich auch Länder und Völker zu andern Systemen, so kehrt doch manches Individuum wieder zum Fatalismus zurück.

Und steht aufs neue vor dessen ewiger Gültigkeit. Er ist so einfach und so erprobt, er ist von Eisen ...

Als wir gehen wollten, stand das Pferd immer noch stoisch in der Sonne. Und der Geruch aus seinen Wunden lockte zahllose Fliegen herbei.

Täglich kehrten wir zu dem asiatischen Viertel von Tiflis zurück, denn das war eine von der unseren so ganz verschiedene Welt. Aber zuletzt machten wir die Augen nicht mehr soweit auf, wir sahen die Dinge mit Alltags-Augen an und da fanden wir auch hier uns bekannte Züge aus unserem eigenen Leben wieder. Henry Drummond erzählt von einem seiner schwarzen Träger in Afrika, einem Gecken, der keine Lasten auf seinem Kopfe tragen wollte, um seine kostbare Frisur nicht zu verderben. Auch wir fanden hier Gecken unter diesem beturbanten Volk. Und wir fanden auch Eifersucht. Stand eine verschleierte Frau auf der Straße und plauderte mit einer älteren, konnte sie sichs nicht versagen, dann und wann den Schleier ein wenig zu lüften. Dann kam wohl ein Anbeter und flüsterte im

Vorübergehen ein paar hastige Worte, worauf die Schöne antwortete, indem sie einen oder zwei oder drei Finger ihrer Hand krümmte. Unterdessen stand die ältere Frau unschuldig da und merkte nichts und spielte Vermittlerin. Aber zuweilen kam dann der Eigentümer der Frau, und er konnte schreien wie ein Kamelhengst, obwohl er würdig und ziegelrot von Henna war. Dann aber verschwanden die Frauen plötzlich und sprangen hinauf in ihr gewohntes Bauer mit den vergitterten Fenstern.

Wir sind im Zuge nach Baku. Wir wollten zweiter Klasse fahren, aber da war's so überfüllt von Reisenden, daß es unmöglich war, nur mit Not und Mühe bekamen wir einen Sitzplatz, für unser Gepäck aber war kein Platz da, nach vielem Hin und Her packten wir uns selbst und unsere Koffer in ein Coupé erster Klasse. Als das getan war, brachen wir zusammen. Das Thermometer im Coupé zeigte etwas über 31°.

Im Coupé saßen schon drei Männer. Zwei davon sahen uns sehr mißbilligend an, als wir uns hineindrängten, der dritte hingegen rauchte schweigend hinter seinem gewaltigen Bart und zog sogar die Beine ein wenig an sich, um uns vorbei zu lassen an den Fensterplatz.

Immer und überall in der Welt macht man doch dieselben Erfahrungen in einem Eisenbahnwagen. Einem Neueinsteigenden wird nur widerwillig Platz gemacht. Man betrachtet ihn als Feind, haßt ihn, erschwert ihm den Zugang zu einem Platz, erwidert seinen Gruß nicht, wenn er den Hut zieht. Aber auf der nächsten Station ist der so unfreundlich behandelte Reisende ebenso unfreundlich gegen einen Neu-Einsteigenden!

Noch eine Erfahrung: kommt ein einzelner Herr hinein, so ist er meist bescheiden und fragt zuweilen gar, ob noch ein Platz frei sei. Und er setzt sich still hin. Das stimmt einen versöhnlich. Kommt er aber in Begleitung eines andern Herrn, eines Reisegefährten, schmeißt er seinen Koffer sofort ins Netz und sagt zu dem andern: hier ist ja ausgezeichnet Platz! Er schiebt ungeniert alles andere Gepäck zur Seite und erwartet obendrein noch Hilfe von den früher Eingestiegenen. Ein Reisender fürchtet deshalb nichts so sehr wie zwei Herren, die Bekannte sind und zusammen einsteigen.

Auch auf dieser Strecke wird mit ungereinigtem Naphta geheizt, deshalb ist bei der Hitze die Luft sehr schlecht. Doch hilft das Rauchen etwas dagegen, besonders Zigaretten schmecken mir erfrischend. Hier raucht man in allen Coupés, Nichtrauchercoupés gibt's nicht, auch in den Damencoupés stehen Aschbecher. Die Unsauberkeit ist fürchterlich, Wanzen spazieren ganz gemütlich auf den Sitzen und am Paneel hin und her.

Der Schaffner kann ein paar französische Brocken, ich gebe ihm einen Geldschein, damit er die Differenz zwischen der zweiten und der ersten Klasse bezahlen kann, er nimmt das Geld und geht ab. Bei der nächsten Station bringt er uns unsere Zuschlagbilletts und gibt uns Geld heraus. Nun mischt sich der langbärtige Passagier in die Angelegenheit. Er scheint die Zuschlagstaxe in- und aus-

wendig zu kennen und fängt an, den Schaffner zu examinieren. Es wird hin- und hergefragt und geantwortet, ich muß das zurückerhaltene Geld auf den Tisch legen, es wird nachgezählt und es erweist sich, daß ein Rubel fehlt. Der Schaffner sagt etwas wie, er habe auf der Station zu wenig zurückbekommen, die Leute dort seien also Schuld daran, aber der Langbärtige entgegnete ein paar energische Worte, und der Schaffner zieht einen Rubel aus der Tasche und legt ihn zu dem Gelde. Nun aber wird der Langbärtige ganz hochmütig und umständlich, und um zu beweisen, was für ein Kerl er sei, verlangt er vom Schaffner, daß er stehen bleibe, bis er das Geld nochmals nachgezählt habe. Ich verbeugte mich und sagte viele Male merci zu beiden, denn jetzt war ja alles in Ordnung. Der Langbärtige schien ein höherer Eisenbahnbeamter zu sein, er holte eine Menge gedruckter Eisenbahnpapiere aus der Tasche und schenkte dem Schaffner eine Taxe.

Die Landschaft ist jämmerlich arm, alles ist verbrannt und begraben unter Wüstensand und Steppensand. Nirgends ein Wald. Wir kommen zur Station Akstafa, wo ein Restaurant ist. Ich hatte die ganze Zeit Fieber und hatte Piva getrunken, mildes, russisches Bier, um meinen Durst zu stillen, da aber Piva heiß zu machen schien, ging ich zu kaukasischem Wein über. Dieser Wein schmeckt wie eine gewisse Sorte italienischen Landweins, und half mir für den Augenblick herrlich. Doch immer nur für einen Augenblick. Dann wurde es wieder schlimmer. Was ich hätte trinken müssen, war Tee. Nicht umsonst nehmen die Eingeborenen sogar auf die Eisenbahn ihre Teemaschinen mit und manschen den lieben langen Tag mit ihrer Teetrinkerei herum. In Akstafa ging ich zum anderen Extrem über und trank Wasser, Wasser aus dem Flusse Kur. Und das war das verkehrteste, was ich tun konnte. Denn wer einmal aus den Fluten des Kur getrunken hat, der wird sich ewig nach Kaukasien zurücksehnen.

Der Abend kommt. Die anderen Reisenden sind ausgestiegen, wir sind allein. Der Schaffner versteht so wenig französisch, daß er uns für Franzosen hält. Und es herrscht seit der Allianz in Kronstadt in diesen Landen ein großes Wohlwollen gegen uns Franzosen. Der Schaffner teilt uns mit, daß wir das Coupé die ganze Nacht allein für uns behalten können, er schließt einfach unsere Tür zu. Und obgleich er das ja nicht tut ohne Hoffnung auf eine Anerkennung, verrät es doch viel natürliche Gutmütigkeit.

Wir hörten dann auch, wie der Schaffner während der Nacht wie eine Leibwache vor unserer Tür kämpfte, um einen Kontrolleur oder was es sonst war, der zu uns herein wollte, am Einsteigen zu verhindern. Es wurde ausdrücklich verlangt, daß die Tür geöffnet wurde, aber der Schaffner bat für uns und betonte eindringlich, daß wir Franzosen wären und daß ich das Fieber hätte. Und die Tür wurde nicht geöffnet. Wir hätten in aller Gemütsruhe schlafen können, wenn die entsetzlichen Wanzen nicht gewesen wären. Sowie der Tag ein wenig zu dämmern begann, verließ ich das Coupé.

Tagesanbruch und Mondschein, kühl und still.

Flächen, unendliche Flächen ohne ein Baum. Das da zur Rechten sieht aus

wie ein See, aber es ist kein See. Stunde nach Stunde liegt er unverändert da es ist eine Salzsteppe. Von dort sieht gewiß das, wo wir fahren, auch aus wie ein See. Es wird heller. Salz liegt Scholle an Scholle über die ganze Steppe weg. Und Salz ist heilig, und Kaukasien hat Salz. Auch Salz hat dieses wundersame Land! Von hier wurde einstmals die kostbare Ware in kleinen Säcken weit weg bis nach Bagdad, bis nach Indien transportiert. Vergeude kein Salz, Salz ist heilig. Bei Leonardo da Vinci wirft Judas das Salzfaß um, und Judas erging es bekanntlich schlimm genug. Die Juden sprechen überall vom Salz, von den Büchern Mose bis zu den Korintherbriefen, und allen Völkern war es gleich teuer und heilig. In Tibet aber war es mehr teuer als heilig, da brauchte man es als Geld in Form von Kuchen.

Eine Salzsteppe hatten wir noch nie gesehen.

Und hier sahen wir auch zum erstenmal eine Kamelkarawane. Die Tiere gehen eins hinter dem anderen im Gänsemarsch, zwanzig Stück, schwere Lasten auf dem Rücken, in wiegenden, gleichmäßigen Schritten über die Steppe. Ein paar der Führer, die dabei sind, gehen hinterdrein, andere reiten hoch, hoch oben auf dem Kamelrücken. Kein Laut kommt von der Karawane her. Schweigend und majestätisch gehen Tier und Mensch ihren Gang gen Süden nach Persien.

Es ist halb sieben Uhr morgens. Baku liegt in einer einzigen großen Wolke weißen Staubes. Alles hier ist weiß oder grau, der Kalkstaub lagert sich auf Menschen und Tiere, auf die Fensterscheiben und auf die paar Pflanzen und Büsche im Park. Es sieht aus wie eine ganz verrückte Welt, in der alles weiß ist. Ich schreibe Buchstaben in den Staub auf der Tischplatte im Hotel, aber nach einem Weilchen sind sie schon wieder von neuem Staub verweht und ausgeglichen.

Und dann der Ölgestank in der ganzen Stadt! Er ist überall, auf den Straßen und in den Häusern; Öl mischt sich in die Luft, die man einatmet, und ehe man einigermaßen an die Luft gewöhnt ist, muß man unaufhörlich husten. Das Öl mischt sich auch mit dem Staub auf der Straße, und wenn es windig ist, was hier fast immer der Fall ist, so macht der ölgetränkte Staub Fettflecke auf die Kleider. Baku ist von allen Orten, die wir besucht haben, der ungemütlichste, trotzdem wir hier das Kaspische Meer sehen.

Baku hat ungefähr 135000 Einwohner und ist der wichtigste Handelsplatz am Kaspischen Meere. Unten am Hafen herrscht reger Verkehr von Schiffen, Böten, Eisenbahnen und allen Arten Dampfmaschinen. Es macht einen seltsamen Eindruck, mitten in diesem modernen Treiben vor jedem Speicher Reihen von Kamelen zu sehen, die daliegen, um mit Waren beladen zu werden. Der Blick des Kamels kann einen eigenartig bösartigen Ausdruck annehmen. Ein Kamel wurde eines Tages angetrieben, aufzustehen, als es erst halb beladen war, und dann gezwungen, sich wieder hinzulegen. Das Tier gehorchte, aber mit einem Blick, als ob es Rache schwüre. Es fletschte seine mächtigen, gelben Backenzähne, und seine

finstern Augen wurden hart, wütend. Da kriegte es einen Schlag über die Schnauze, und machte seine Augen zu. Aber als ich es weiter beobachtete, sah ich, daß es die Augen ein wenig öffnete und seinen Plagegeist mit einem verschlagenen Ausdruck bewachte.

Wir wollten Tschorny Gorod besehen, die schwarze Stadt, Vorstadt von Baku, Sitz der Petroleumfirmen. Ein Perser fährt uns; alle Kutscher hier sind Perser. Sie fahren wie der Teufel, und da man sie nicht zur Vernunft bringen kann und sie eines Christenmenschen Gebärden und Bitten, die Pferde zu schonen, nicht verstehen, so bleibt einem nichts anderes übrig, als still zu sitzen. Und noch eins: auszusteigen.

Ich setzte unserm Kutscher mit den deutlichsten Gebärden auseinander, daß die Pferde unsere Mitgeschöpfe seien, daß sie nach den neuesten Untersuchungen sogar eine Seele hätten, und also den Menschen sehr nahe stünden; aber der diabolische Perser lachte mich und meine occidentalen Theorien aus und fuhr fort zu jagen und uns bald auf dem einen, bald auf dem anderen Rade nach der schwarzen Stadt zu bringen. Da ließen wir den Mann anhalten, bezahlten ihn und blieben stehen, um auf die Dampftram zu warten. Sollte man nun nicht glauben, daß der Kutscher irgend eine Moral aus dieser Lektion gezogen hätte. Keine Spur! Er hatte oft genug „Engländer" gefahren und wußte, daß die spleenig waren. Er machte sich auf seinem Bock ans Frühstück. Er nahm aus dem Wagenkasten ein paar Scheiben Weizenbrot und eine Weintraube und biß abwechselnd davon ab. Wir mußten an die Kutscher in unserm eigenen teuren Fleischfresserklima denken.

Die Dampftram fuhr uns bis zu unserm Bestimmungsort. Die schwarze Stadt ist unterminiert von Röhren, in denen Öl fließt. Unsere Tram geht über ölige, kleine Teiche, die aus der Erde hervorsprudeln und in den schönsten Metallfarben schimmern. Hier riecht es noch schlimmer als in der Stadt Baku. So ölig und sandig auch alles hier ist, so lag doch bei einigen der menschlichen Wohnungen ein kleiner Garten — zum Unterschied von den Petroleumplätzen, die ich in Pensylvanien gesehen habe. Und die Menschen waren hier anders gekleidet, arm und reich ohne Unterschied in Seide, persische Rohseide.

Wir fragten nach Nobels Haus, und das war etwa so, als wenn jemand in Christiania stände und nach dem Schlosse fragte. Wir trafen auch unsere Reisegesellschaft vom Zuge durch Rußland, den Ingenieur und seine Familie, hier wieder; ihr Heim war hübsch und behaglich, und sie hatten einen Garten hinter dem Hause, in dem die Frau selbst Akazien gepflanzt hatte. Es war mollig und schön bei diesen lieben Menschen, zuweilen aber mußten sie die Fenster schließen, wenn der Gestank draußen zu stark wurde. Und es mochte wohl recht hart sein, in dieser Hitze bei geschlossenen Fenstern zu sitzen. Der Ingenieur hatte in all den Jahren, die er hier gelebt hatte, das kaukasische Fieber gehabt; das ließ ihn los, wenn er in den Sommerferien zu Hause in Finnland war und packte ihn wieder, wenn er nach Baku zurückkehrte. Seine Frau dagegen, die hier geboren war, befand sich in ihrem Elemente und verteidigte ihr Baku mit Zärtlichkeit.

Der Ingenieur führte mich in den vielen Höfen, Werkstätten und Kontors des gewaltigen Geschäfts umher. Die Firma hat ihre eigenen Schmieden, Gießereien, Zimmerwerkstätten, Modelltischlereien und Zeichensäle. Mehrere Finnen, Schweden und Dänen sind hier angestellt. Der Ingenieur führte mich auch in den Fabriken umher. Die Feueröfen hier waren so furchtbar, daß ich ganz betäubt wurde. Die Hitze wurde auf 400° gebracht. Es war Weißglut, und aus dieser Glut wälzte sich ein Ton hervor, als wenn Räder schnurrten. Ich eilte nach der Tür zurück, verfolgt von jenem weißen Sausen und stand erst still in einer Werkstatt, wo ich wieder auf menschliche Weise sah und hörte.

Der Ingenieur erklärte mir alles; als ich aber Aufzeichnungen machen wollte, bat er mich freundlich, das zu lassen, er wüßte nicht, wie seine Chefs darüber denken würden. Ich unterließ also, vor den Augen der anderen zu schreiben, hielt aber das Notizbuch auf dem Rücken und schrieb. Das war aber eine schwierige Arbeit und ging sehr langsam, und ich kam um eine Masse Antworten auf meine Fragen, weil ich nicht schnell genug notieren konnte. Außerdem wurden die Buchstaben unmöglich, sie glichen in ihrer Unverständlichkeit den Zeichen in den Büchern der Schreibkundigen zu Tiflis. Und außerdem mußte ich mich so kurz fassen, daß ich auch aus diesem Grunde unverständlich bin.

Was bedeutet z. B. folgende Notiz: 261 Dampfkessel? Ich weiß es nicht. Diese Anzahl von Dampfkesseln mag mir wohl einen Begriff von der Größe der Firma geben, aber Pardon, ich weiß weder wo sie stehen, noch wozu sie gebraucht werden, noch zu welchem Zwecke sie ununterbrochen geheizt werden. Nobel war ein reicher Mann, natürlicherweise konnte er sich eine passende Anzahl Dampfkessel anschaffen. Er liebte Dampfkessel und hielt darauf, daß sie gefeuert würden. Als er sah, daß Sully Prudhomme kein Feuer unterm Kessel hatte, gab er ihm hundert tausend Kronen zu Brennmaterial.

Ein anderer Satz in meinen Notizen lautet so: dreizehn Sorten Indigofarbe in Gläsern.

Hier bin ich ebenso unverständlich. Ich glaube ja von Herzen gern, daß Nobel auf Farben aus war. Diese verwünschte Stadt, dies Baku, ist ja derartig kalkweiß, daß man ganz geisteskrank davon werden kann. Aber sie mit dreizehn verschiedenen Sorten Indigo herauszuputzen — das ist zu viel! Das kann Nobel doch nicht. Das wäre stutzerhaft.

Ich gestehe, es sieht etwas mangelhaft mit meinen Notizen aus. Die Linien gehen so auf und nieder, daß es mir ins Herz schneidet, sie anzusehen. Und ich glaube, die Indigofarbe ist in eine falsche Linie geraten. Man möge mich nicht des Leichtsinns im Studium meines Tagebuches beschuldigen, mit Gewissenhaftigkeit entziffere ich die dunklen Stellen und freue mich wie ein rechter Gelehrter, wenn ich das Richtige herausfinde.

Meiner Meinung nach ist es so:

Der Ingenieur schleppte mich umher und führte mich zuerst in ein Haus. Dort herein wälzte sich eine braungrüne Suppe, die durchaus keinen höheren Wert

zu haben schien als irgend ein anderer Dreck; das aber war der Rohstoff des Naphtha. Und hier in diesem Hause wurde die Suppe zu Benzin, Gasolin, Ligorin u.s.w. destilliert. Dann schleppte er mich in ein anderes Haus und zeigte mir, was aus dem rohen Naphtha weiter werden konnte, und zählte noch eine ganze Menge Ölsorten her, die ich in meinen Notizen absolut nicht mehr entziffern kann. Es war beschwerlich, all das hinter meinem Rücken aufzuschreiben, und ich sagte ihm gerade heraus, ich fände, es seien ein bißchen viel Destillate aus dem Dreck. Viele Destillate! antwortete der Ingenieur und zeigte mir auf einer Borte dreizehn Sorten in Gläsern. Da geschah es, daß ich einige Meter zurückwich und die Linien in meinem Tagebuche nicht mehr einhalten konnte.

Der Ingenieur aber fuhr fort, mir die ganze Naphthasache zu erklären. Und wenn nun alles heraus gewonnen ist, sagte er, so bleibt dies hier zurück. Nun zeigte er mir mächtige Behälter mit einem Etwas, das er Metallfett nannte. Ich hatte von manchen Arten Fett gehört, von Flaumfett und Heringsfett und Leichenfett, aber von Metallfett noch nicht. Hier war es. Man kann in Wahrheit sagen, es sah aus wie eine gräßliche Salbe. Aber dies Zeug, das so erbärmlich aussah, daß sowohl der Ingenieur wie ich Tränen davon in die Augen bekamen, denkt, das war das Hauptprodukt. Früher schütteten wir es ins Meer, sagte er, nun brauchen wir es als Brennmaterial, wir heizen unsere Kessel und treiben unsere Dampfschiffe und Eisenbahnen damit, versehen die Dampfer auf dem Kaspischen Meer damit, versenden es nach Astrachan und versehen die Flußschiffe auf der Wolga damit. Gott bewahre mich! sagte ich. Und nun als letztes destillieren wir Indigofarbe daraus, fuhr er fort. Da geschah es, daß ich Indigofarbe, wie's gerade kam, in mein Buch schrieb und eine falsche Linie traf.

Der Ingenieur fährt mit uns in die Stadt und führt uns herum. Es ist eine fürchterliche Hitze, und ich kaufe mir in einer Bude eine fertige gelbseidene Jacke. Dadurch wurde mein Aussehen sicher etwas seltsam, aber das Leben wurde mir leichter zu ertragen, als ich meines nordischen Wamses ledig war. Dazu nahm ich mir noch einen Fächer in die Hand.

Hier waren übrigens alle Menschen mehr oder weniger seltsam gekleidet, die Stadt ist so persisch, daß sie nicht europäisch ist, und so europäisch, daß sie nicht persisch ist. Seidene Kleider gibt es hier genug; wir sahen Damen in Kleidern aus handgestickter Seide, aber leider oft behängt mit greulichem Berliner Flitterkram. Herren in persischen rohseidenen Gewändern renommierten mit bunten deutschen Kattunschlipsen. Im Hotel lagen kostbare persische Teppiche auf dem Fußboden und die Treppe hinauf, und persischer Bezug über den Sofas und Stühlen, aber Sofas und Stühle selbst waren sogenanntes Wiener Fabrikat, ebenso der Toilettenspiegel mit Marmorplatte. Und der Wirt hatte eine goldene Brille auf der Nase...

Wir fahren zur Burg. Sie erhebt sich mitten im alten Baku, kolossal, persisch-byzantinisch verschnörkelt. Sie umschließt den Palast des Khan und zwei Moscheen. Der Palast des Khan ist jetzt Militärmagazin, und man muß die Erlaubnis des Kommandanten erwerben, um innerhalb der Mauern zu kommen. Aber um diese Erlaubnis zu erhalten, mußte ich meine Karte hineinschicken. Und ich hatte keine Karte.

Da steh ich bei einem Wachthabenden und bin übel dran. Da es in Wladikawkas so gut mit Wentzel Hagelstams Karte ging, mußt du es jetzt mit der seiner Frau probieren, denke ich. Und ich lege dem Wachthabenden meine Karte vor, auf der steht: Fru Mascha Hagelstam. Er nickt und bittet um meinen Paß. Jetzt steh mir Gott bei! denke ich; aber ich lege den Paß vor. Er sieht beide Dokumente an, vergleicht die Namen und findet gewiß die Buchstaben gleich. Dann klopft er an eine Tür und geht mit Karte und Paß zum Kommandanten. Nun mußte sich's zeigen, ob mein Spitzbubenstreich gelang. Ich war nicht sehr hoffnungsvoll.

Der Wachthabende kommt zurück, reicht mir den Paß und gibt einem jungen Leutnant den Befehl, uns umherzuführen. Ich war gerettet. Der Leutnant verbeugt sich und geht mit uns, ein scharfbewaffneter Kosak folgt uns auf den Fersen.

Unterdessen hatten meine Reisegefährten draußen gestanden und keine Qualen ausgestanden.

Der Palast des Khan soll aus dem 15. Jahrhundert stammen. Von außen ist nicht viel zu sehen, und hinein konnten wir nicht kommen. Natürlich gibt es dort keine verriegelten Türen, denn alle diese Pforten und Portale sind türenlos; aber in des entthronten Herrschers innerste Hallen und Höhlen konnten wir nicht eindringen. Der Leutnant verstand nur russisch, da war es gut, daß wir den Ingenieur bei uns hatten.

Man zeigte uns den Paradeeingang. Außer den feinen persischen Ornamenten über dem Portal war kein Schmuck weiter daran. Der Eingang zum Harem war schmal, wie es sich für einen orientalischen Weibereingang gebührt; der Sondereingang für Favoritinnen war etwas anständiger. In den langen Korridoren führten Öffnungen in kleine zellenartige Zimmer, und deren gab es eine ganze Menge. Der letzte Khan von Baku hatte ein halbes Hundert Weiber, erzählt der Leutnant. Dann floh er mit allen seinen Weibern, als die Russen im Jahre 1808 sein Land eroberten und in seine Stadt einzogen. Aber er war ein großer Schurke, eben dieser Khan Husseyn Kuli, er ließ den Eroberer, den General Zizianow, mit einem Kinschal niederstechen im Augenblick, da diesem die Schlüssel der Stadt überliefert wurden.

Da standen wir nun vor dem Palast eines orientalischen Herrschers. Daß dieser noch in unruhiger Zeit erbaut worden war, sah man an der ihn noch umgebenden Mauer mit den Schießscharten. Dieses Heim mußte mit Waffen verteidigt werden. Das Haus hat keine Fenster, nur große bogenförmige Öffnungen,

durch die Licht in Mengen in die Hallen strömt. Hier drinnen unter den schattenden Säulen war für uns, die wir aus der brennenden Sonne draußen kamen, ein wahres Eden. Wir drangen so weit ein, wie wir konnten: hier wurde das Volk vorgelassen, hier war der Gerichtssaal, wo die Urteile verkündet wurden, hier eine Halle mit einer Art Erhöhung, wo der Herrscher wahrscheinlich thronte. Unsere Schritte hallten von den Mauerwänden wieder. Knapp hundert Jahre früher hätten wir uns nicht so frei hier bewegen können, denn der Khan von Baku war ein mächtiger Potentat.

Zwei Moscheen waren in den Mauern der Burg, von denen besonders die eine ungemein feine Ornamente am Portal hatte. Wir warteten um einen Mullah hoch oben von der Krönung des Minarets die Gläubigen zum Gebet zusammenrufen zu hören; aber es wurde zwölf, und er kam nicht. Als wir mit dem Leutnant darüber sprachen, rief er sofort ein paar alte beturbante Männer herbei, die in der Nähe der Moschee saßen, schließlich konnte er sich ihnen verständlich machen; sie schüttelten den Kopf; der Mullah war krank.

Der russische Leutnant und sein Kosak hatten uns überall in der Burg herumgeführt, und als wir uns von ihm verabschiedeten und uns bedankten, antwortete er lächelnd, es sei ihm ein Vergnügen gewesen, uns gefällig sein zu können. Und er blieb eine ganze Weile stehen, die Hand grüßend an die Mütze gelegt.

Wir hatten eigentlich vorgehabt, nach Kis Kale zum Jungfrauenturm zu fahren, von dem es eine romantische Sage gibt; doch die Hitze war so stark, daß wir es aufgaben. Wir fuhren nach dem Park. Hier war alles verwelkt in der Sonne, verbrannt, verstaubt, hellgrau. Es war ein Jammer. Da waren ein paar Bäume, Akazien, Mandelbäume, Feigen; da waren auch ein paar armselige Blumen, die gelernt hatten, ihr Leben von einer Regenzeit zur andern zu fristen. Aber das Ganze machte einen trostlosen Eindruck. Ein paar Blätter, von denen ich mit Spucke den Staub abwischte, mußte ich vorsichtig behandeln, denn es knackte darin, so verbrannt waren sie von Sonne und Kalkstaub. Ein Weilchen, nachdem ich ihre Poren geöffnet hatte und sie zu atmen anfingen, krullten sie sich jämmerlich zusammen, so daß ich sie wieder mit Kalkstaub überstreuen mußte. Wäre der starke Tau der Nächte nicht, würden sie nicht existieren können.

Draußen aber in der Salzsteppe lebt eine Distel unter noch schlechteren Lebensbedingungen. Die Erde, in der sie wächst, besteht aus Lehm und Salz, Wind und Sonne versengen sie. Die Distel steht da in kleinen Büscheln. Sie ist hart, borstig, sie ist wie aus Metalldraht mit Stacheln. Man betrachtet diese kleinen Disteln mit großer Freude. Sie stehen da wie kleine Völker in Trotz. In Trotz. Wenn sie Regen kriegen, beugen sie sich — wie Menschen sich beugen im Dank für ein mildes Wort; in der langen, unleidlichen Zeit der Dürre aber richten sie sich noch mehr auf und werden stolz, unerschütterlich, hart — wie Menschen in der Dürre.

Nur das Kamelmaul, stark wie eine Maschine, kann diese Distel zerbeißen.

Auf dem Rückweg nach Tiflis saßen zwei merkwürdig gekleidete Männer in unserem Coupé, gelbbraune Asiaten; der eine hatte über dem seidnen Unterkleid einen weißen, der andre einen grauen Kaftan. Die Hosen waren weit wie Röcke, die langen Stiefel von rotem Chagrinleder, die Schäfte gingen über die Hosen und waren hinten am Hacken gestickt. Um den Leib hatten sie einen Gürtel, doch ohne Waffen. Beide hatten eine turbanartige Mütze auf und trugen Ringe mit Türkisen an den Fingern.

Ein tatarenähnlicher Herr in europäischer Kleidung spricht mit den beiden. Er kann auch etwas Deutsch und erzählt uns, die beiden seien Pilger aus Bokhara auf dem Wege nach Medina. Pilger, die zweiter Klasse auf der Eisenbahn fahren. Es sind reiche Kaufleute, sie können sich's leisten.

Die beiden Kaufleute benehmen sich wunderlich, sie ziehen der Hitze wegen ihre Stiefel aus und sitzen mit bloßen Füßen da. Übrigens waren die Füße reinlich und sehr hübsch. Als der russische Kondukteur vorbeikam, befahl er ihnen kurz und bündig, die Stiefel wieder anzuziehen, was sie gehorsam taten. Gehorsam, aber ohne Verlegenheit. Natürlich mußten sie sich den Sitten eines fremden Landes fügen, aber die Sitten von Bokhara waren doch besser. Sie waren stolz auf Bokhara, nichts in der Welt war mit Bokhara zu vergleichen. Sie nahmen aus ein paar Papiertüten ihr Mittagessen heraus, das aus steinharten Weizenzwiebäcken mit kleinen Löchern drin und trockenen Korinthen bestand. Sie boten uns auch etwas von dem Essen an und sagten: eßt nur, es ist aus Bokhara! Ihre Teekanne war von zierlicher Fasson und sicher ein kostbares Gerät, emailliert und mit eingelegten Steinen.

Der Tatar, der selbst Mohammedaner ist, gibt uns Aufschluß über einige Dinge, um die wir ihn befragen.

Warum reisen jene beiden Männer so weit? Sie haben doch auch in Bokhara ein heiliges Grab?

Der Tatar frägt die Kaufleute und bekommt zur Antwort, daß sie freilich auch in Bokhara ein heiliges Grab hätten. Aber doch nicht das Grab eines Propheten. Und sie hätten kein Mekka und auch keinen Berg Ararat.

Welchen Weg sie einschlügen?

Über Konstantinopel nach Damaskus, wo sie sich einer Karawane anschließen wollten.

Wie war doch das, war es nicht verdienstvoller, den Landweg zu reisen? Das hatte ich mal gelesen.

Der Prophet habe nicht verboten, den Seeweg zu reisen.

Woher Sind denn Sie? frug ich den Tataren.

Ich bin aus Tiflis.

Wo haben Sie denn Bokharanisch gelernt?

Ich bin nie in Bokhara gewesen.

Aber wo haben Sie denn Bokharanisch gelernt?

Ich habe ja nicht Bokharanisch gelernt, ich bin aus Tiflis.

Sie sprechen aber doch die Sprache dieser beiden Kaufleute.

Nein, sie sprechen meine Sprache. Sie sind Kaufleute, sie haben sie gelernt. Und hier fügt er mit großer Verachtung hinzu: Ich habe nicht Bokharanisch gelernt.

Aber Deutsch haben Sie doch gelernt? frag ich, da mir sein Gedankengang nicht klar ist.

Ich kann auch russisch und englisch, erwidert er stolz. Und wirklich, es zeigte sich, daß er ein paar englische Brocken konnte.

Es war sicherlich ein moderner Tatar, den wir da vor uns hatten. Die beiden Pilger behandelte er sehr überlegen und lachte, als sie ihre Stiefel wieder anziehen mußten. Etwas, was uns unleugbar sehr wunderte, war ein moderner Zylinderrevolver, den er in der Tasche trug. Er nahm den Revolver hervor und zeigte ihn den Pilgern; aber es schien uns fast, als täte er das eigentlich mehr unsertwegen. Interessant, einen solchen Mann zu treffen.

Von Zeit zu Zeit, wenn der Zug hielt, sprangen die beiden Pilger aus dem Coupé und liefen nach einem bestimmten Wagen im Zuge, wo sie anfingen Faxen zu machen: sie beugten sich vornüber und hintenüber, verneigten sich und kreuzten die Hände über der Brust. Der Tatar erklärte uns, daß der Emir, der Khan von Bokhara mit im Zuge sei und daß sie vor ihm diese wunderlichen Gebärden machten.

Was? der Emir von Bokhara selbst? Ja.

Will der auch nach Medina? Nein, nach Konstantinopel, zum Sultan.

Wir unterhalten uns darüber. Wir sind also in höchst vornehmer Gesellschaft. Der Emir sitze in einem Coupé erster Klasse ganz hinten im Zuge, erklärte der Tatar, und sein ganzes unendliches Gefolge fahre je nach dem Rang in der zweiten und dritten Klasse. Nun nahm es uns nicht länger Wunder, daß der Zug so lang war. Merkwürdig nur, daß nicht bereits in Baku große Bewegung entstanden war, wenn der Emir von Bokhara zugegen war? Der Tatar findet das ganz natürlich: der Emir von Bokhara war doch nicht der Zar. Aber er herrsche doch über ein großes namenkundiges Land mit Millionen von Menschen, meinten wir. Ja, aber der Zar herrsche wieder über ihn; der Zar herrsche über viele Länder und hundertundzwanzig Millionen Menschen. Ich verteidigte den Emir von Bokhara auf die uneigennützigste Weise; aber der Tatar hielt's mit dem Zaren.

Wir brannten vor Lust, diesen echt orientalischen Herrscher sehen zu dürfen, und machten eine Wanderung nach dem einzigen Wagen erster Klasse, um, wenn möglich, einen Schimmer von ihm zu erhaschen; aber es glückte nicht. Schließlich näherten wir uns bedenklich Tiflis, und immer noch hatten wir den Emir von Bokhara nicht zu sehen bekommen. Ich beschloß daher, in die erste Klasse zu steigen, um mir die Sache anzusehen.

Es ist keine Wache an der Tür, und da alle Waggons Durchgangswagen sind, komme ich ungehindert im Fahren dahin. Ich sehe in alle Coupés erster Klasse hinein, aber finde keinen, der der Emir sein könnte. Nur Europäer mit weißen Chemisets sitzen hier und da auf den Sitzen. Dann gehe ich weiter bis in die dritte Klasse hinein; da sitzen allerdings eine Menge Männer, Frauen und Kinder auf den hölzernen Bänken, aber keiner sieht mir aus, als ob er zum Gefolge eines Emirs gehören könnte.

Der Tatar hat mich angeführt.

Ich arbeite mich zurück durch alle Waggons; auf meiner langen Wanderung höre ich plötzlich den Zug vor Tiflis pfeifen und komme erst in dem Moment, da der Zug hält, in mein Coupé zurück. Die beiden Pilger packten ihre Matratzen und Säcke zusammen; der Tatar ist verschwunden.

Zweifellos hatte der Tatar uns die ganze Geschichte mit dem Emir von Bokhara weisgemacht. Das war nun schon der zweite orientalische Herrscher, dessen wir verlustig gingen, wenn ich den Khan von Baku, der ausgerückt war, mitzähle.

Jetzt wurde uns auch klar, warum die beiden Pilger immer nach dem vordersten Wagen gerannt waren: sie hatten ihre Andacht verrichten wollen und hatten sich dazu den stillsten Wagen ausgesucht, wo keine Leute aus den Fenstern guckten.

Pilger? Wer weiß, ob es überhaupt Pilger waren; vielleicht hatte der verflixte Tatar das auch geflunkert. Könnt' ich den Kerl nur erwischen, ich würde ihn eigenhändig zu Mus quetschen! Ich möchte nur wissen, warum er diesen Ulk mit uns getrieben hat? Vermutlich nur, um sich selber eine vergnügte Stunde zu verschaffen. Ich habe gelesen, daß die Orientalen mitunter die köstlichsten Narrenpossen mit den reisenden „Engländern" treiben und sich nachher wälzen vor Lachen, wenn es gelingt. Bei Lichte besehen, ist es auch gar nicht so merkwürdig, daß die Orientalen sich ein bißchen schadlos halten für all die Neugier und Aufdringlichkeit der Abendländer. Sie selbst halten es für unter ihrer Würde, über irgend etwas auch nur das geringste Erstaunen zu zeigen, und wir glotzen jedes merkwürdige Ding an, zeigen es einander, und stoßen Verwunderungsschreie aus. Ich sah einmal einen Araber in Paris. Er ging durch die Straßen in seinem weißen flatternden Gewand und die Pariser, dieses lächerliche alberne Volk, waren natürlich ganz verstört von dem seltsamen Anblick. Aber der Araber ging ruhig seines Weges.

Tatar, du hattest recht, daß du uns eine kleine Lektion gabst!

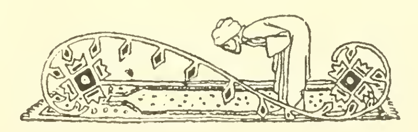
Aber was wir doch ins Reine gebracht haben mochten, war, ob wir wirklich mit Pilgern zusammen gereist waren oder nicht. Ich stelle mich also vor den weißgekleideten Bokharaner hin, tippe mit dem Finger mitten auf seine Brust, zeige dann nach Süden und frage: Medina?

Das versteht er nicht.

Ich schlage in meinem Wörterbuch nach und finde den Namen auf arabisch. Da verklärt sich sein Gesicht, der Graue kommt auch hinzu, und beide zeigen auf sich und nicken und deuten nach Süden und sagen:

Medinat el Nabi, Om el Kora, Medina Mekka.

Ich zog meinen Hut und verneigte mich vor ihnen. Und das gewann mir ihre Achtung, obwohl ich ihnen nicht mit einem einzigen Wort glückliche Reise hatte wünschen können.



Zwei Versgrotesken auf Franc Nohainsche Texte von Otto Julius Bierbaum

Fatales Abenteuer einer Dame, die einen neuen Hut aufhatte.

Eine schöne Dame ging,
Trippeltripp,
Spazieren.
Ach, was für ein schöner Hut
Tät das Haupt ihr zieren!

War aus Nichts der Hut gemacht,
War erdichtet, war erdacht,
Ein seliger Traum, eine reine Idee.
Aber ein jeder mußte sich sagen:
O glücklich, die den Hut darf tragen;
Er stammt aus einem guten Atelier!

Sie möchten wissen, woraus er bestand,
Und denken sicher an allerhand:
Spitzen, Blumen, Samt, Mull, Stroh
Oder so,
Seide, Pelzwerk, Filz, Plüsch, Band,
Und was immer sonst für Tand
Künstlergeist und Künstlerhand
Hold erfand, —
Aber no:
Dieser ganze Hut bestand
Aus dem Vogel Tütrüo,
Der im fernen Inderland
Irgendwo
Sich von süßen Früchten nährte,
Bis das Glück es ihm bescherte,
Daß auf einer Prachtfrisur
Nicht mehr bloße Kreatur,
Nein: zur reinen Kunst er werde,
Blüte edelster Kultur.

Seiner früheren Natur
Wurde insoferne nur

Etwas Rechnung noch getragen,
Als vier Weinbeerl'n vor ihm lagen.

Es wird Sie wohl nicht Wunder nehmen,
Daß unsre Dame zufrieden war
Mit diesem ebensowohl bequemen
Wie geschmackvollen Schmuck auf ihrem Haar.
Sie konnte sich selbst nicht satt dran sehen
Und blieb, wo nur ein Spiegel war,
Mit heitrem Antlitz selig stehen
Und fand ihn wieder und immer wieder,
Vorm Juwelier wie vorm Konditer,
Einfach süß und wunderbar.

Der schöne Vogel Tütrüo
War aber nicht vollkommen so
Wie seine Dame des Daseins froh:
Er fand es vielmehr blöde
Und öde,
Ganz ohne Unterlage von Stroh
Allein mit seinem Flügelpaar
Einen Hut zu bilden auf bloßem Haar,
Und zwar
(: Was ihm besonders peinlich war:)
Gratis und ohne Honorar.

Drum nahm er die Gelegenheit wahr,
Als seine Dame mit einem Herren konversierte,
Der auf einem stattlichen Rotfuchs saß,
Und fraß
Eine der Weinbeerl'n, die ihn schon lange intriguierte;
Wobei es ihn im Mind'sten nicht genierte,
Daß sie aus Wachs war oder Glas.
Im Gegenteil, sie schmeckte ihm sehr gut,
(: Vielleicht in seiner Eigenschaft als Hut:)
Und so fraß er auch die zweite, die dritte, die vierte.
Und, wie die Dame weiter kokettierte,
Tat er, was jeder Vogel tut,
Der sich an Früchten delektierte,
(: Glas oder Wachs geht ebenso ins Blut:)
Das heißt: er lud
Ein grünlich weißes Häufchen ab und sang

Kwitü—trüo! Kwitü—trüo!
(Daher der Name Tütrüo!)
Und schwang
Sich in die heitre Bläue
Ganz ohne Scheu und Treue
Und Reue.

O himmlische Gnade! O gütiger Gott!
Die Dame war nun ohne Capott'.
Hutlos,
Mutlos,
Schwere Not,
Stand sie auf der Straße,
Und, weil es November war,
Fuhr der Wind ihr durch das Haar
Wütend mit Geblase.

Und das Haar war rot.

Wie der Rotfuchs das erblickte,
Drauf der Reiter saß,
Blicke der Wehmut gen Himmel er schickte,
Tränen er sechse im Auge zerdrückte,
Aber das Haar er fraß.

Denn sein Sohnesherz erkannte:
Derer, die er Mutter nannte,
Roter Schweif war dies,
Eh der Menschen Eigennutz und Tücke,
Kalt der andren Gottgeschöpfe Glücke,
Unbarmherzig hin sie morden ließ,
Daß des stolzen Schweifes Röte
Als Perücke
Jener Dame Hauptschmuck böte.

Ja, er fraß es ganz und gar,
Pietätvoll, wie er war,
Dieses schöne rote Haar.

Die Dame aber bekam einen Katarrh.

Denn der November ist nicht zart
Mit denen, welche unbehaart

Und unbehutet sind.
Da schadet schon der kleinste Wind.

Sie fühlt sich auch heute noch gar nicht wohl,
Trotz Antikatarrhin und Sozojodol.

Winterlandschaft bei Gnesen.

Vierundzwanzig Tage
Hat es schon geschneit.

Das ist eine Plage!

Ach: du liebe Zeit,
Wohin ich seh',
Überall Schnee,
Schnee weit und breit.

Aber besonders in der Näh'
Von Gnesen.

Gleich großen gespenstischen Besen
Recken sich Pappeln
In die graue, leere
Atmosphäre.
Drauf sitzen elf kohlpechrabenschwarze Raben.
Die haben
Jeder zwei Flügel, mit denen sie rappeln.

O! weh!
Schwarze Raben im weißen Schnee!

Wären sie Menschen, sagten sie Oh! und ah!
Aber es sind Raben, drum sagen sie krah!
Das heißt bei ihnen sowohl ja,
Als auch nein.

Im übrigen kann es uns einerlei sein,
Denn wir sind keine Raben.
Aus einem kleinen Walde von links kommen acht Knaben
Im Gänsemarsche durch den Schnee.
Die haben
Ihre Nasen erfroren,

Desgleichen die Ohren
Und alle Heiterkeit verloren,
Denn auch die Beine tun ihnen weh.
Doch kann man es ihrem Sprechen anhören,
Daß sie zum Volke der Polen gehören,
Wie das bedauerlich häufig ist in diesen Landen.

Außerdem ist ein Wolf vorhanden.

Nach einer Weile fliegen die Raben
Fort,
Und auch die acht Knaben
Sind nicht mehr hier, sondern dort.
(: Ich meine: an einem anderen Ort:)
Der Schnee schmilzt, und der Wolf krepiert.

Ich frage mich bloß, was das Sie interessiert.



Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller.*)

Nun ist also nur mehr die Korrespondenz mit Paul Heyse ausständig, um fast das gesamte Briefwesen Gottfried Kellers zu überblicken, worin er sich anmutig und vergleichsweise recht artig und manierlich erging, wie er denn eine hübsche Distanz zu Menschen brauchte, um die Individuen zu ertragen und die Gattung zu schätzen. In dieser Korrespondenz treten uns Storm und Keller als tapfere und in der Altersweise gleichsam sich an der letzten Abendglut erfreuende, beredte Greise entgegen, wobei man doch wohl sagen darf, daß die Briefe Gottfried Kellers für uns die wichtigeren sind. Theodor Storm ist eine sanfte, wohl durch angesehene Familientradition und glückliche Umstände sorgfältig durchgebildete Natur, die jederzeit gegenüber Menschen und Verhältnissen in ruhigem Gleichgewicht verharrt haben dürfte. Eine tiefe Stille und Freundlichkeit läßt ihn nicht und die mächtige Leidenschaft, sowie sein sinnlich-elementares Ahnungsvermögen für die Tragik menschlicher Instinkte und Erschütterungen erscheint an dem vornehm beruhigten Mann wie ein unheimlicher Atavismus, der nun bloß noch in der wohlabgewogenen Komposition und Klangmischung einer Dichtung als geheimstes, fast unbegreiflich gewordenes Erbgut aufleuchtet. Im Leben selbst blieb dem feinen Mann von diesem unheimlichen Urväterwesen nur die ungemein zarte Reagenz auf jedes äußere Ereignis und der Gegeninstinkt, sich vor den letzten Gewalten solchen eigenen Erlebens denkbar zu schützen und die ersehnten und wieder gefürchteten Gefahren der tragischen Leidenschaft und selbstvergessenen Duldens des eigenen Wesens zu meiden. Die Art Theodor Storms scheint eben in dieser wunderbaren, letzten, zartesten Harmonie und unwillkürlichen Objektivität zu liegen, die gerade noch alle Möglichkeiten des tragischen Geschehens enthält und begreift, sie aber zugleich in das Unbewußte zurückbannt, von wo sie nur dann mit schöner Macht und Sinnlichkeit der Anschauung hervortreten, wenn sie die äußere, fremde Welt erweckt. Der Dichter selbst sucht nichts als Frieden, um diesem Gegeneinander und den reichen kämpfenden Leidenschaften des Daseins der Menschen ruhig zuzusehen und dies alles zu seiner Zeit in sorgfältige künstlerische Form zu bringen. Er spinnt sich in das schalldämpfende, anmutig leise Familienleben der vier Wände ein, in das mattschimmernde Treiben der abgelegenen Hafenstadt, noch später in die wohltuende Einsamkeit des Hademarschener Landsitzes. In seinem Verhältnis zu Kindern und Enkeln, in der edeln Rückerinnerung an seiner erste, in liebevoller Zärtlichkeit zu seiner zweiten Frau scheint die unendlich rührende Sorgfalt eines sensitiven Egoismus zu liegen, der fast angstvoll dem Schicksal ausweichen möchte und das gegebene Dasein wie ein gebrechliches, kostbares Schmuck- und Zierstücklein anfaßt und hütet. Immer stehen vor dem innern Auge die Gefahren der Erde und der Neid der Götter. Vielleicht ist noch niemals von einem Dichter das Lebensschifflein sorgfältiger, zaghafter und wieder sicherer in den stillsten Hafen gesteuert und in der ruhigsten Bucht angekettet worden.

Anders Gottfried Keller. Der war ein unruhiger, wanderhafter Gesell, vor allem ein politisches Wesen, ein streitbarer Mensch von starkem Meinen und Wollen, jederzeit bereit, selbst ein Schicksal zu erfüllen und die Schicksale anderer zu bestimmen. Die vornehme Gleichgültigkeit des ästhetischen Menschen, des sachlichen Künstlers war ihm unlieb, wenn er auch freilich darauf verwiesen blieb. Aus einfacher Volksfamilie, aus einer schlichten Bürger-, Handwerker- und Bauernsippe, aus den offen daliegenden Schweizer Verhältnissen hergekommen, ohne das diffizile Erbteil übergroßer Zartsinnigkeit, nervöser Sentiments und schwelgerischer Gefühligkeit, wird er durch allzu differenziertes Empfindungswesen nicht getrübt. Er hat davor keine Angst, sondern ge-

*) Herausgegeben und erläutert von Albert Köster, Berlin, Gebrüder Paetel 1904.

radezu einen Wunsch und Trieb zur Leidenschaft, zum Losgeben, zum tapfern Durchleben aller eigenen Möglichkeiten. Fast spielt dabei der Ehrgeiz des einfachen Mannes mit, der nun auch den Luxus der Vornehmen sich erobern möchte: Gefühlsleben und Leidenschaftsgenuß. Kopfüber hinein ins Wasser! Das war seine Gewohnheit und dabei der robuste Mut, wenn es not täte, auch zugrundezugehen. Aber das Leben nahm sein Opfer und all seine tapfere Bereitschaft nicht an. Man könnte sagen: er hatte noch das volle, sichere, breite Gleich- und Schwergewicht der aus jungen Familien stammenden Leute, das handwerkerlich-bürgerliche Wander- und Gesellenwesen, das schließlich den gesunden Burschen nach allem Schütteln und Rütteln auf die festen Füße stellt: So da bleibst du auf dem goldenen Boden! Daß er ein Künstler und damit ein Wünscher und Hoffer, ein Ungeduldiger und Unzufriedener war, dem es nicht gerade leicht wurde, verlängerte allerdings seine Wanderschaft und kostete seiner alten Mutter manche Träne und manchen Groschen. Aber das Leben eroberte er nicht und es verschmähte ihn. Er liebte oft und ward nicht wiedergeliebt, er träumte manchen Traum und keiner wurde wahr. Bis er, schon ein angegrauter Handwerksbursch, in seine Heimat zurückkam und sitzen blieb, aber bis zu seinem letzten Tag voll Wunsch und Lust und ohne eigentliche Erfüllung. Dies tiefe Tragische in seinem Wesen hat bisher, scheints, noch niemand gefühlt und dargestellt, am allerwenigsten der dazu die beste Gelegenheit hatte: Jakob Baechtold, welcher den Kellerschen Charakter mit dem überdies von einem andern erfundenen und auf einen andern gemünzten Wort so recht obenhin abtat: mit dem von Kellers Mangel an wahrem „Wohlwollen".

So viel, um das Gegeneinander dieses Briefwechsels zu zeigen. Der Herausgeber meint mit Recht, daß von allen bisher bekannten Kellerschen Briefen keiner so ganz in die Tiefen seines künstlerischen Schaffens führte. Nicht einmal die an Emil Kuh. Aber eigentlich auch wohl diese vorliegenden an Storm nicht unmittelbar. Wohl sprechen die beiden alten Kracher manches gute Wort über ihre Sachen, teilen einander allerhand Pläne mit und räsonnieren über Fertiges. Aber all die Kunstgespräche und feinen Handwerksgeheimnisse sind die „Tiefen künstlerischen Schaffens" nicht, welches in der ganzen schicksalsvollen innern Artung der Schöpfung begründet ist. Diese geht für Theodor Storm aus jeder Zeile hervor, er kann kein Fältchen verbergen und wills auch nicht, er verbreitet sich fast geschwätzig über all die Gefühle, Sorgen und Sonderlichkeiten. Das ist der letzte Mann aus einer Altfamilie, von ausgefaltetem Innenleben, und wieder von behaglichster Selbstbespiegelung und Freude daran: War doch Theodor Storm eben seine einzige ebenbürtige Gesellschaft in dem Landgut zu Hademarschen, was Wunder, daß jeder Brief von seinem Wesen spricht, das ohnedies klar am Tage liegt. Aber Keller hatte es nicht so leicht. Er besitzt gar nicht dies literarische Raffinement unablässiger Selbstbeobachtung, sein Bild, wenn er es einmal in einer argen Stunde der Einkehr im Spiegel sah, gefiel ihm garnicht, er hatte durchaus keine Lust, es anzuschauen und über sein innerstes Wesen analysierend und bekennend zu sprechen, wäre ihm ganz unmöglich gewesen. Aber was sich unwillkürlich und ganz scheu zwischen den Zeilen verraten sollte, das hätte er gern begriffen und mitgefühlt gesehen. Um seiner selbst willen, wie er eben war, mit all den Schrullen, Mucken und Tücken seines ungeberdigen aber aufrichtigen Wesens von einem starken, verstehenden Freunde genommen werden, das war immerhin ein Wunsch, den er haben mochte. Sorglos sich geben können und einer guten Stunde anvertraut, allerhand Reales und Nebensächliches mit feinen Beziehungen zum Eigentlichen in die Ferne schwatzen, das war die Stimmung, aus welcher er sich etwa zum Briefschreiben setzte. Der war sein wahrer Freund, der mit diesem leichten Plaudern etwa sein tiefstes, heimlich-verschlossenes Wesen erriet und genoß, dessen er nicht einmal sich selber bewußt war. Solche Freunde hatte der alte Herr nur an den Exnerschen Leuten in Wien und das waren allerdings wieder keine Dichter. Aber so feinfühlende und dabei frisch-humorvolle Geister, daß er in den Briefen an sie frischweg sein Bestes und Schönstes gab. Die zarte, innerlichste Güte seiner Natur

kam hervor, Baechtold las als erster Fremder diese Briefe und sah darin das Wohlwollen nicht! Wie gut wäre es nun gewesen, wenn Storm dem andern Dichter hätte ein solcher Freund sein können! Er war es nicht, zu sehr mit sich, den Seinen und seinem engen Familienwesen beschäftigt, gab und nahm er in seinen Briefen zu wenig, oder anderes als das Wesentliche. Keller antwortete, aber er zog sich dabei nur immer stiller zurück und mochte bei all dem sanften Künstleregoismus des Hademarscheners denken: Was hab ich armer Junggesell bei all dieser Familienpracht zu schaffen! (Vielleicht hielt ihn Ähnliches von dem Patrizier C. F. Meyer fern.) Dabei braucht man auf Storms Seite nichts als seine behagliche und berechtigte Selbstfreude, auf Kellers beileibe keinen mißvergnügten Neid zu sehen, aber sie waren beide nicht nur durch einen großen Landraum getrennt. So verliefen auch ihre Kunstgespräche immer wieder im Sande eines artigen Austausches von anmutigen Dankworten. Sie gingen nicht tief aufs Einzelne ein und die gegenseitige hohe Wertschätzung vorausgesetzt, bleibt ein Gespräch von Seele zu Seele, ein wahres Wiederklingen, eigentlich aus. Zum Schlusse, und dies ist der schmerzlichste Ausgang des Verhältnisses, notwendig traurig, weil es eben zwei so unsäglich ferne und fremde Menschen verband und zwei im Grund so unversöhnliche Widerspiele, zum Schlusse läßt Keller den Briefwechsel fahren. Nach einer Unterbrechung von einem vollen Jahre schreibt er an Storm (der gerade auf den Tod krank liegt) einen gehaltenen kühlen Brief. Darauf antwortet der Genesene zweimal voll inniger Herzlichkeit und mit dem ganzen Enthusiasmus des Gefühlsschwärmers — der feinste Künstleregoismus hat solche bereitwillig warme Verzücktheit des Gefühls — und Keller antwortet nicht mehr. Storm schafft unverdrossen fast bis zum Tag seines Sterbens mit ganzer Kraft und blühender Schöpferrüstigkeit, während Keller nach seinem „Martin Salander", der von seiner damaligen Welt selbst schon als ein Altersprodukt getadelt wurde, schwieg und den bittern Kümmernissen des fruchtlosen Greisentums überlassen blieb. So endet auch dies hoffnungsvollste Verhältnis zu einem Freunde mit einem schrillen Mißklang. Nach außen bleibt Keller immerhin im Unrecht, weil er einen gütigen, treu-ergebenen, liebevollen Genossen im Stich ließ und dies noch ohne jede letzte Aussprache und Begründung. Innerlich ist es ein begreifliches Ende und eine Disharmonie, welche dem Lebensschritt Kellers eigen war und nur in seinem Schaffen Lösung findet. Der Grund seines Mißvergnügens und seines Rückzuges vor Storm lag darin, daß dieser, zu dem er schließlich das beste Zutrauen als Künstler hatte, zu seinen der eigenen Natur abgerungenen Sachen eben kein innerliches Verhältnis finden konnte. Man braucht da nicht an verletzte Künstlereitelkeit zu denken, sondern mag ruhig die Enttäuschung in Betracht ziehen, die den Schaffenden unfehlbar erfaßt, wenn der Ebenbürtige, der hochgeschätzte Meister nicht einmal das Eigentliche, Wesentliche der befreundeten Person erkennt und bejaht. Kellers barocke, phantastisch-ausgelebte komische Schrullen werden ihm von dem wehleidigen damaligen ästhetischen Geschmack arg verübelt, selbst der „Grobian" Fr. Th. Vischer fühlt sich verletzt, Storm hat eine bereitwillige, nachgiebige Duldsamkeit dafür, als sei daran was zu entschuldigen, bis es auch ihm zu bunt wird. Keller gibt in der Sammlung seiner Gedichte den vollen Zusammenklang seines Lebens, man kann sagen: der ganze Mann tönt daraus im Wort und Bilde wieder und wie stark und rein! Daß der Professor Mommsen darüber klagte: „Ein Dichter, der keine Verse machen kann, das ist eben schlimm," mag schließlich dem Meister Gottfried gleichgültig gewesen sein, aber daß Storm dieses ganze tiefaufrauschende Leben und Gedicht mit den paar Zeilen abschätzte: „Im übrigen sind S. 33, 64, 179, 410, 43 und etwa 379 meine Lieblinge bis jetzt geblieben. Das scheinen mir Sachen ganz für sich zu sein . . ." während dann viele Seiten von Stormschen Lebenswichtigkeiten folgen, dieses abschließende „und etwa" konnte Keller nicht vergessen. Also kam ihm der Nächste nicht einmal nah genug, so wenig, daß er über den „Salander", bei welchem nicht nur die Arbeit von zehn Jahren, sondern auch das Summum einer politischen Weltanschauung eindringliches Erkennen zur

Pflicht macht, nur sagen kann, er habe ihn „verschnupft". Dies mußte den ärgerlichen, vor sich selber und seinem Schaffen leicht verschreckten Keller tief verstimmen. Was war da noch zu wollen? So schwieg er eben wieder und ließ das Wohlwollen sein. Gegen alles Ungemäße hatte Keller eine natürliche, starke Grausamkeit, die sich im persönlichen Verkehr ja oft zu direkten tragikomischen Wutausbrüchen steigerte, aber diese Grausamkeit war ebenso stark nach innen und gegen sich selbst, wie nach außen gegen den Dritten gerichtet. Es war eben die Rancüne des ewig Einsamen, dessen Leben nun einmal nicht so war, wie er es gewollt. Und daß ein Leben stets nur und gerade so ist, wie es sein muß, mag der Lebende freilich nicht gern fassen. So wurde es schließlich in der Gegend seines Herzens immer stiller und bei aller Wirtshausgeselligkeit ist Keller in der tiefsten Einsamkeit gestorben, die für ihn doppelt schmerzlich war, da er starke soziale, gesellige, politische Grundtriebe hatte. Dieser Briefwechsel mit Storm bringt also nicht unmittelbar, sondern mittelbar für den ahnenden, mitfühlenden Geist die „Tiefen des Schaffens", welche die Tiefen der Persönlichkeit selbst sind, ans Licht, die schmerzliche Undurchdringlichkeit zweier echter, starker Menschen und Künstler, welche gerade nur gegenseitig bis zu ihren Grenzen sich nahe kommen, beide stark im Geben, aber nicht zart genug im Empfangen, was eigentlich wohl meist die seltenste Tugend des schöpferischen Menschen ist. Die Briefe Storms breiten ein anmutiges, ruhiges Dichterwesen fröhlich aus, jedes Jahr kehrt Weihnachtschilderung und Festtrubel wieder und in jedem Brief kommt „mein Jurist", „meine Dodo", „meine fünfzehnjährige" wieder, der ganze Stolz des glücklichen Vaters. Und Kellers Briefe sagen allerhand Freundliches und Gütiges und verschweigen stolz die ganze Kümmernis der Einsamkeit, höchstens daß der Alt-Staatsschreiber über die strenge Regula scherzt, wegen deren Sparsamkeit er im Winter Kälte leiden mußte. Nur einmal und da allerdings mit seiner ganzen Feinfühligkeit kommt Storm auf des fernen Freundes Wesen, wo er von den mißbilligten Späßen auf einen tiefen Sprung schließt: „Ich habe Ihren „Grünen Heinrich", da ich zu Ende war, mit recht wehem Herzen fortgelegt, und ich saß noch lange, von dem Gefühl der Vergänglichkeit überschattet. Ihre liebsten Gestalten, der „Grüne" und „Judith" Landolt und Figura Leu, lassen, wenn die späte Stunde des Glückes endlich da ist, die Arme hängen und stehen sich in schmerzlicher Resignation gegenüber, statt in resoluter Umarmung Vergangenheit und Gegenwart ans Herz zu schließen. Das sind ganz lyrische, ich möchte sagen: biographische Ausgänge; und da hab ich mich gefragt: Ist das der Punkt, der „Spalt", der jene befreienden Späße aufwirft? Sie brauchen mir nicht zu antworten; nur als ein herzlich Wort bitte ich es aufzunehmen, sei es nun klug oder dumm gesprochen." Und Keller antwortet: „Fast hätte ich etwas vergessen. Im vorletzten Briefe machen Sie die Andeutung, daß meine Schnurren mit der Tendenz, einzelne Liebespaare resignieren zu lassen, zusammenhängen möchten. Hier ist die Antwort. An manchen stillen Sonntagen nachmittags, wo ich mich ganz nur dem Genusse eines sentimental-feierlichen Müßigganges hingeben mag, nehme ich die Bände eines gewissen Theodor Storm, Meisters der sieben freien Künste, zur Hand und vertiefe mich darein unter dem offenen Fenster. Nichts Beschaulicheres dann als so eine sonnig-traurige Geschichte, wie „Im Sonnenschein", „Eine Halligfahrte", auch „Aquis submersus" und die „Wald- und Wasserfreude" sind nicht bitter, und wenn ich das Buch zuschlage, so geb ich desselbigen Abends zufrieden zu einem Schöppchen Wein."

Nichts Stolzeres, Edleres, Menschlich-rührenderes kann ich mir denken, als diese echt Kellersche Antwort in ihrer ergreifenden Schamhaftigkeit des verschweigenden Bekennens.

So haben in diesen Briefen zwei ferne Menschen und Meister in die Ferne und wunderlich aneinander vorbei gesprochen. Der Herausgeber hat Recht, kein Briefwechsel hat wie dieser tiefer wenn auch mittelbar in Kellers Schaffen und Wesen geführt, wenn er auch mit der traurigen Einsicht schließt, daß die besten, die feinsten und freiesten Geister niemals zueinander kommen können. Die Wasser sind viel zu tief. Der gewöhnlichen Menschen Freund-

schaft ist leicht geschlossen und läßt sich am Ende auch in den Wechselfällen des Geschicks bewahren, den Sturm erlebt nur das tiefe Wasser. Die Freundschaft der schöpferischen Persönlichkeiten, der „Naturen“ ist zaghaft, voll Sprödigkeit und mit tausend Stacheln an jedem Wort und Geschehen, hier tut sich eben das Problem der Freundschaft selbst auf, ihre hohe Idealität, will sagen ihr tragischer Charakter, ihr Glück und immer auch — ihr Ende. Sie wird in ihrem ganzen Wunderwesen eben an ihrer großartigen Zeitlichkeit und Verletzlichkeit erkannt. Die „Naturen“ sehnen sich zu einander und sprechen manches tiefe Wort, und doch gibt es keine dauernde Einheit. In ganz anderer Sphäre und wieder so verwandt hat man diesen tragischen Freundschaftszweikampf bei Nietzsche-Rohde erlebt, zum zweiten Male, freilich in der sanfteren Abendröte und Kühle zweier Greise sieht man ihn hier vor sich gehen zwischen den Meistern Storm und Keller.

Otto Stoessl.

Ritz

Alte Leute schütteln die Köpfe über unsere Ruhelosigkeit, weil wir mit unseren immer beschleunigteren Schnellzügen nicht zufriedener sind, als unsere Väter zur Zeit der Stellwagen. Aber zu unserer Ehre sei's gesagt: wir sind umso ruheloser und unzufriedener, je weniger wir die Zufriedenheit, je mehr wir den Fortschritt erstreben! Ein steigernder Drang, eine Hast und Ungeduld, wachsenden Flügeln vergleichbar, ist heute in uns rege: wir durchschneiden die Luft, durchfahren unterirdisch große Städte mit Windeseile, und größte Schnelligkeit der Bewegung ist uns zur entsprechendsten Äußerung, ja zur Notwendigkeit geworden, wie ein Schatten des Glücks, nach dem wir jagen. Eine solche Generation bringen heimelige Postkutschen zur Verzweiflung, und selbst das Geticke der alten Wanduhr verträgt sie nicht mehr! Sie bringt viel Unrecht und viel Unsinn zutage, aber sie ist imgrunde nicht schlimmer, sie ist besser als eine andere, denn sie ist so müde und überreizt zugleich, weil ihr der Frühling in den Gliedern sitzt.

Zwar stehen uns noch zuviel trübe, regnerische Tage bevor, als daß wir merken könnten, daß sie länger werden! Aber wenn es stürmischere Zeiten gegeben hat, als die unsere, so war kaum eine, in der soviel neue, noch unausgesprochene Gedanken zu reifen, Gegensätze sich zu versöhnen, alte Vorurteile zu zerfallen strebten.

Kürzlich ging ich an einem Nachmittag die kurze Strecke von der rue de la Paix zur Place Vendôme: den weltberühmten Modeläden entstiegen elegante Frauen mit blassen Zügen und großen, sicheren Augen. Die reiche, fast edle Vollendung ihrer ganzen äußerlichen Haltung lieh ihnen einen Abglanz von Schönheit und von Überlegenheit. Sie harrten einen Augenblick, bis ihr Wagen aus dem Gedränge vorfuhr, und neugierig betrachtete ich ihre stolz zerstreuten, unbefangenen Blicke. Nichts ist ja psychologisch tiefer begründet, als jenes Gefühl unendlicher Differenzierung, unendlichen Entrücktseins von der Not des Lebens und die satten, fast melancholisch strengen Mienen der Besitzenden.

In jenen Pariser Straßen geht es sich so leicht! Was das Auge dort fortwährend fesselt, trägt den Schritt so schnell, gedankenvoll dahin! Geschmeide blitzten mir entgegen, große träumerische Perlen, ein köstlich strahlender Halsschmuck aus Smaragden, smaragdene Ringe, und viele zärtlich funkelnde Smaragde!

Allein zärtlicher noch und schimmernder: ein Triumph für die ersten Kürschner und Putzmacher der Welt, war da der Anblick einer schönen Engländerin mit einem sammtnen Gesicht wie eine Primel. Kaum war sie aus dem Laden ins Freie getreten, als ein Automobil um die Ecke raste, und einer der gefeiertsten jungen Männer von Paris: morbid und unverschämt, den Hut vom Winde etwas zurückgeschoben, aber herrlich und frei, wie ein Marmorbild, ihr entgegenfuhr.

„Es geht sich heute so schön,“ sagte da plötzlich, dicht neben mir, ein Pariser Freund, „haben Sie Zeit?“

„Aber bleiben wir in diesen Straßen,“ sagte ich; „man wird da von dem Leben rings umher, wie von Wellen, so herrlich fortgerissen und überflutet.“

Zwar hörte man vor dem Getöse und

Gebrause ringsumher seine eigenen Worte nicht; dann zerstreuten die Schaufenster, hier ein Pelzumhang — unnachahmliche Mäntel, in die man im Vorübergehen sich hineindachte, dann wieder unter den vorübereilenden Wagen so manches glänzende, bewegte Bild.

„Ach," seufzte ich, „mir ist hier oft, als müßte mein Herz brechen vor Sehnsucht nach Geld!"

„Nach Geld!" rief er erstaunt.

„Ja," sagte ich, „ich konstatiere an mir selbst eine immerwachsende Leidenschaft für die Güter dieser Erde, und wie sehr sich unsere Anforderungen an das Leben mit unserer Kultur und unseren geistigen Fähigkeiten steigern!"

„Diese lehren uns vielmehr, das Glück in uns zu suchen."

„Sie scherzen," rief ich. „Alles, was mich hier umgibt, lehrten sie mich ersehnen."

Aber hier erlitt unser Gespräch von neuem eine Unterbrechung; denn langsam kamen uns zwei hinreißende Gestalten entgegen: es war die Dame mit dem eleganten Primelgesicht, an der Seite ihres Begleiters. Göttliche Schultern trugen ihr leichtsinniges Haupt und zauberhafte Haare verklärten es. Es lag etwas halb Zärtliches, halb Spöttisches in ihrer Anmut; zugleich etwas Siegreiches, ja Unnahbares in ihrer Sorglosigkeit, in ihrer Flüchtigkeit selbst. Und es war, als zöge sich, wie um die Mondessichel, ein hellerer Schimmer um die beiden, ein Schein, der sie der Not fehlgeschlagener Hoffnungen, vergeblicher Wünsche entrückte.

„Folgen wir ihnen!" schlug ich vor, auch, als sie gleich darauf im Ritz verschwanden. Es war Teezeit. Wir betraten das schöne Hotel, dessen Genre sich in der Welt wohl schwerlich übertreffen ließe. Die Galerie, in welcher der Tee genommen wird, der, wie allerorts in Paris, verhältnismäßig zu wünschen übrig läßt, glich um diese Stunde einem Turnierplatz geschmackvollster und zugleich kühnster Hüte. Man sah die diszipliniertesten Taillen und die kunstvollsten Teints. Allein, weit entfernt frivol zu sein, war, nach meinem Empfinden, der äußere Eindruck dieser möglichst „hergerichteten" Pariserinnen der eines sehr gründlichen und strengen, höchst erstrebenswerten Formensinns. Übrigens waren sie nicht in der Mehrzahl vertreten, und alle Sprachen schwirrten hier ineinander. Auch unenthusiastische Jünglinge mit fallenden Schultern hatten sich eingefunden, und stattliche Damen, deren Mundbildung von weitem den amerikanischen Akzent verriet, mit Physiognomien von faszinierender Gewöhnlichkeit.

Ich hatte die Eckplätze, links am Eingang gewählt, die zugleich einen Ausblick auf die Treppe gewährten, denn die Menschen, welche dort vorüberkamen, waren als Millionärtypen vielleicht noch charakteristischer. Ein blasser, schwarzer Herr, mit breiten Schultern, stumpfen Augen und einem lautlosen Tritt, sah aus wie der Mammon selbst. Die Marchioneß von A. . ., eine sehr schön gewesene Dame, mit fliegendem Schleier, fliegendem Mantel, und einem fliegenden blauen Blick, hielt eine Weile unter der Türe Stand, sah mit theatralischer Insolenz um sich her, und verschwand. In unserer Nähe führte eine Österreicherin, die Frau eines durchreisenden Diplomaten, immer vernehmlicher, ihren deutsch-französischen Jargon. Sicher fiel sie ihrem Manne durch zu große politische Wißbegierde niemals lästig; vielmehr war sie von jenem rein gesellschaftlichen Prestige einer Diplomaten-Existenz, wie ihn die Scribeschen Lustspiele feiern, wie Bismarck ihn verhöhnt, noch gänzlich erfüllt. Weder jung noch schön, aber von ansehnlicher Größe, mit ihren großen konventionellen Zügen, ihrer kunstvollen Frisur und ihrem erbsenfarbenen Gewand, sah sie aus wie der Genius des „Journal du High Life". Mit groben aber wohlgepflegten Händen schwang sie unaufhörlich ein Lorgnon. Es war ihr Degen, ihr Symbol. Denn auch die Welt in Zeit und Raum sah sie durch ein solch abgrenzendes Glas, das für sie nur die Salonwelt auffing und spiegelte.

„Rom ist delicios," hörten wir sie sagen — „c'est autre chose que la Suède! Ganz die große Welt! — In der Saison komme ich einfach nicht zu Atem; die Unmasse von Engagements, Dejeuners, Diners, und die vielen Jours" . . . sie suchte dies in bedauerndem Tone vorzubringen, aber es gelang ihr nicht. Dabei hatte sie durch ihr Lorgnon jemanden von der „großen Welt" erblickt, der auf sie lossteuerte: „Sie hier, cher Comte?"

— Es war alles so ergötzlich! — Der Pariser Freund und ich, wir sahen uns lächelnd an: „Ihre zwei Göttergestalten scheinen sich in die oberen Stockwerke verloren zu haben," sagte er.

Indes kamen die Marchioneß von A. . . . mit Bekannten wieder. Sie kam in Begleitung einer außerordentlich reizenden melancholischen Dame, einem hyper-eleganten, unwahrscheinlich schönen Mädchen, und einem nicht mehr jungen Mann von ziemlich wortkargem, sehr gebieterischem Wesen. Was Lebensstellung und Gewohnheiten anbelangt, gehörte er zweifellos zu den Großen dieser Erde. Sein großes weißes Gesicht trug zugleich den Stempel der Oberflächlichkeit und einer gewissen Leidenschaft. Aus seinem stahlgrauen, etwas starren Blick sprach nicht etwa eine sehr machtvolle oder reiche Individualität, aber deren ungehemmte und machtvolle Entfaltung.

Plötzlich war alle meine Munterkeit dahin: den Tee, von dem ich mir noch eben eine Tasse eingeschenkt, schob ich mit Widerwillen von mir. Bisher, wie im Schauspiel meinem eigenen Bewußtsein gänzlich entfallen, war ich mir plötzlich meiner selbst aufs heftigste bewußt! Keine Paläste mit unschätzbaren Tapisserien und alten Bildern, keine Reichtümer und keinerlei Macht war mein eigen. Über das blaue Meer hin, nach Indien oder Griechenland, wo gerade die Erde am schönsten blühte, nach London, unter Menschen, deren Pracht gerade am lachendsten sich entfaltete, wohin er nur wollte, setzte der Mann dort herrschend seinen Fuß. — „Kein Ersatz," dachte ich, „ist dem Menschen beschieden! Nicht die eine Sache zum Trost, weil ihm die andere verwehrt ist. Nie darf er den Kelch verhaßter, tödlicher Entsagung von sich schleudern!"

Wir standen wieder im Freien, diesmal den Tuilerien zugekehrt. Grau und vornehm ragte die Säule von Vendôme, aber nicht länger zog es mich hin zu den Herrlichkeiten der rue de la Paix.

„Ich begreife Sie nicht", sagte der Pariser Freund. „Ist es denn möglich, daß Ihnen solche Leute imponieren!"

„Ich nehme sie ja nicht persönlich," sagte ich. „Aber die Ermöglichung einer sehr raffinirten Existenz imponiert mir allerdings: I believe in surroundings! — Wenn ein kunstvoller Rahmen ein wertloses Bild nicht zu heben vermag, so wird eine schlechte Holzleiste die Wirkung eines Kunstwerkes sehr wohl beeinträchtigen können. Und weil sich um die gewöhnlichsten Menschen oft die herrlichsten Rahmen ziehen, so dürfen wir ihren Wert deshalb nicht verkennen. Das Leben ist zu schön geworden."

„Was wollen Sie damit sagen?"

Vorerst galt es jedoch, schweigend und mit Bedacht, von Automobilen, wie von feindlichen Kanonen umsaust, die rue de Rivoli an der Mündung der rue Castiglione zu überschreiten.

Nach dem Gewoge der Straßen schienen die Tuilerien so weit und einsam. Schweigend gingen wir eine zeitlang weiter.

„Und morgen gehts dahin!" seufzte ich.

„München wird Ihnen jetzt zu still erscheinen."

„Nicht das Zurückkehren, das Nichtfortkönnen von einem Ort, fällt uns heute so schwer!" Und im stillen durchbebte mich schon die Sehnsucht, die mich in der Ferne ergreifen würde, an den Ort zurückzukehren, an dem ich jetzt stand. Alles lag in jenen entzückend feinen, mattsilbernen Tönen der zärtlichen Pariser Luft, die so leicht und optimistisch schimmert, und selbst den kahlen Bäumen ihre Düsterkeit benimmt! In hoher, kalter Grazie, dem grauen Louvre zugewandt, stand eine nackte, steinerne Nymphe.

Mit den Statuen aber geht es uns häufig wie mit der Musik: was im Museum wohl zurückstände, im Konzertsaal uns kritisch ließe, kann unter freiem Himmel hinreißen und rühren. — Unwillkürlich waren wir stehen geblieben.

„Wie der menschliche Körper durch die griechische Kunst, so hat sich seitdem das menschliche Leben selbst zu einem Ideal gestaltet."

„Zum mindesten ein vorgreifender Glaube," meinte er.

„Wie jeder Glaube," sagte ich.

Annette Kolb

Aubrey Beardsley als Schriftsteller

John Lane, der bekannte englische Verleger, der glückliche Besitzer von mehr als achtzig Blättern Aubrey Beardsleys, die man zum Teil in der letzten Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession bewundern konnte, gehört zu den sieben Männern, die sich darum streiten, den Ruhm des jungen Zeichners entdeckt zu haben. Er hat kürzlich die literarischen Versuche seines Günstlings in einem Sammelband herausgegeben*). Dadurch bleibt ihnen das Schicksal erspart, in schwer zugänglichen, mehr oder minder vergriffenen Zeitschriften bis zum jüngsten Tag begraben zu sein.

Das Buch ist mit der splendiden Freigebigkeit des Gönners entzückend ausgestattet. Zwei noch unveröffentlichte Skizzen werden ihm in den Augen des Liebhabers einen besonderen Reiz leihen. Die eine ist das Titelbild zu Zolas „Abbé Mouret" und verrät in der Technik den Schüler der Präraphaeliten, die andere ein ziemlich unbedeutendes Porträt seines ersten Lehrers Fred Browne, der mit einem diabolischen Gesichtsausdruck, die Palette in der Hand, vor einem Schemel steht, als wolle er Zauberkunststücke zum besten geben. Der Einband in seinem etwas überladenen Goldschmuck, wie wir ihn in England seltsamerweise immer noch an der Tagesordnung finden, zeigt Aubrey Beardsleys geliebte Pfauenfedern. Dann folgt die photographische Aufnahme seines Sterbezimmers in Mentone, wo er am 16. März 1898, noch nicht sechsundzwanzig Jahre alt, der Lungenschwindsucht erlag. Wir erblicken darauf vor dem Bett mit seinem „zanzariere" den schmächtigen, zusammengesunkenen Jüngling, dem der Anzug lose am Leibe hängt, in die Lektüre eines Buchs vertieft. Das Gesicht ist leider nicht scharf zu erkennen; an dem verhältnismäßig kleinen Kopfe fällt die niedrige, durch das herabgekämmte Haar verdeckte Stirn auf. Bemerkenswert sind ferner die zahlreichen Bilder an der Wand, der Crucifixus auf dem Schreibtisch und eine Photographie Richard Wagners auf dem Bücherregal.

Mit Recht steht die Novelle „Unter dem Hügel" an erster Stelle, ein Fragment in zierlichstem und geziertestem Rokoko-Stil, mager in der Erfindung doch von verblüffendem Reichtum im Detail. So weit die vier vollendeten Kapitel einen Schluß auf den Inhalt zulassen, scheint es sich um eine Paraphrase, vielleicht um eine Parodie der Tannhäuser-Sage zu handeln. In der menuettartig graziösen Widmungsepistel an den Prinzen und Kardinal Pezzoli, unter dessen Protektion der Dichter die kleine Pinasse seines Witzes segeln läßt, wird das Thema angegeben: danach sollte eine „amouröse Passion" dargestellt werden, die zu der tiefen Zerknirschung der Hauptperson führt; nebenher sollten kanonische Fragen zur Sprache kommen. Folgendes bleibt als Spalier einer von Schlingpflanzen aller Art überwucherten Handlung übrig: Der Abbé Fanfreluche gelangt zur Zeit der Dämmerung, wenn „die müde Erde ihren aus Nebelschatten gewebten Mantel um sich tut", an den düstern Torweg eines geheimnisvollen Hügels, aus dessen Innern zarte Klänge zum Eintritt locken. Die Herrin dieser mysteriösen Behausung — Frau Venus, hier Helena genannt — sitzt gerade am Toilettentisch und läßt sich mit ausgesuchtem Raffinement zum Abend ankleiden. Sie ist von dem Ankömmling entzückt und lädt ihn ein, bei Tisch an ihrer Seite Platz zu nehmen. Fanfreluche vertauscht das staubige Reisekostüm mit einer sehr eleganten Tracht und fühlt sich in der neuen Umgebung offenbar wohl wie ein Pfäfflein im Wintergarten oder wie Otto Erichs gastfreier Pastor im vermeintlichen Damenstift. Von exquisiten Leckerbissen, die fast zu gut sind, um gegessen zu werden, und seltenen, in Schnee gekühlten Weinen befeuert, die fast zu schön aussehen, um getrunken zu werden, gerät die Gesellschaft mählich in einen linden dionysischen Taumel, der sich bis zu bedenklichen lasciven Ausbrüchen steigert. Am nächsten Morgen erwacht der Abbé in einem himmlischen Federbett und kostet die Reize des neuen Schlafzimmers feinschmeckerisch aus. Nachdem er die Wohltat des Bades mit allen Schikanen genossen und sich

*) Under the Hill and other Essays in Prose and Verse by Aubrey Beardsley. With Illustrations. John Lane, London u. New York, 1904.

stutzerhaft hergerichtet, eilt er in den Garten, um Helena zu begrüßen. Sie ist gerade dabei, ihr possierliches Lieblingseinhorn Adolphe zu füttern. Adolphe schnaubte . . .

Damit bricht der pretiöse Torso ab. Der winzige Kern ist nur Vorwand, um ihn in eine Julklapp duftiger, parfümierter, erotischer Schalen zu hüllen. Zumal das vierte Kapitel, das aus mehr Anmerkungen als Text besteht, ist ein großes Potpourri aller Kulturen, ein Meißener Tafelaufsatz mit allen möglichen Lesefrüchten. Malerei, Dichtung, Musik, Religion und Mystik, Kunst und Natur wirbeln in diesem Kaleidoskop durcheinander. Ein wahrer Hexensabbat von Eindrücken tummelt sich hier. Bald sind sie zu holdem Reigen geschlungen, bald flattern sie wirr dahin. Noch persönlicher spricht Beardsley aus den bizarren Nebenfiguren, die der Werkstatt des Zeichners entsprungen zu sein scheinen, und aus einigen Bekenntnissen, wie etwa dem folgenden: „Es ist tausendmal zu bedauern, daß Konzerte entweder nur nachmittags stattfinden, wo man träge, oder abends, wo man nervös ist. Man sollte gute Musik wie die Messe anhören — noch vor Mittag, wenn Herz und Hirn durch die weltlichen Einflüsse des zunehmenden Tags noch nicht gar zu sehr befangen und abgespannt sind." Seine katholische Inbrunst entlädt sich in dem Preis der peruanischen Jungfrau Santa Rosa, an der er eine Katharina Emmerich gefunden haben könnte. Ganz echt, ohne allen modischen Firnis mutet ja überhaupt bei diesem „Schreiber und Zeichner weltlicher Dinge", wie er sich hübsch im Geleitwort seiner phantastischen Spende unterzeichnet, die religiöse Schwärmerei an. Als schriftstellerische Leistung ist der Widmungsbrief wohl am höchsten zu bewerten: die Wahl der Worte, die Stellung der Sätze bekundet feinstes Anempfindungsvermögen. Sonst hat der novellistische Versuch am meisten von dem befreundeten Dichter des „Dorian Gray" gelernt: von keinem anderen stammt das trunkene Schwelgen in Schönheitskatalogen, die eine verwirrende Fülle von Farben, Blumen, Stoffen, Edelsteinen, Kostbarkeiten jeglicher Art und jeglicher Zeit verschwenderisch ausgießen; mit ihm wetteifert Aubrey Beardsley in neronischen Orgien der Phantasie. Er verfügt über eine Florettleganz und Pastellanmut der Feder, wie sie von englischen Malern nur noch Whistler zu Gebote stand, dem Verfasser der geharnischten „Gentle Art of Making Enemies." —

Es folgen zwei Gedichte im unverfälschten Stil des Hotel Rambouillet, wie sie Otto Julius in glücklichen Stunden nachempfindet: Die drei Musikanten und die Ballade eines Friseurs, der am Galgen baumeln muß, weil er das dreizehnjährige Prinzeßchen ungeschickt gekämmt hat. Darauf die Übertragung einer Nänie des Catull. Weiterhin disiecta membra aus des Künstlers Tischgesprächen. Einige Proben: George Sand u. a.: Die Musen sind eben doch nur Frauenzimmer, und man muß ein Mann sein, um sie gehörig zu besitzen. — Mendelssohn: Er hat nicht die Gabe des strengen Aufbaus, bloß ein Gefühl für den Zusammenhang der Teile. — Turner: Er ist nur ein Rhetoriker des Pinsels. — Die engliche Literatur: Was für eine Stubenhockerin ist doch die engliche Literatur! Es wäre Kinderspiel, fünfzig kleinere französische Schriftsteller herzuzählen, deren Namen und Werke in der ganzen Welt bekannt sind; dagegen dürfte es schwer fallen, von unsern größten aufzuführen, deren Schriften außerhalb Englands irgendwie gelesen würden. — Das sind ziemlich anspruchsvolle Titbits, die John Lanes Behauptung, Aubrey Beardsley sei der größte, geistreichste, witzigste und liebenswürdigste Mensch gewesen, den er kennen gelernt habe, nicht ganz rechtfertigen.

In höherem Maße treten diese Eigenschaften in den beiden Briefen zutage, die den Beschluß des Bandes bilden. Der eine davon lautet: „An den Herausgeber des Pall Mall Budget. Gegen mein Titelblatt zum ‚Yellow Book' sind sowohl in der Presse wie von Privatpersonen soviele Einwände erhoben worden, daß ich mich veranlaßt sehe, Ihren kostbaren Raum in Anspruch zu nehmen, um denen eine Aufklärung zu geben, die mein Bild unverständlich finden. Es stellt eine Dame dar, die auf offnem Felde Klavier spielt. Unverzeiblich affektiert! schreien die Kritiker. Aber hören wir, was Bouvet sagt: ‚Christoph Willibald Ritter von Gluck pflegte, um sich anzuregen und seine Phantasie nach Aulis

oder Sparta zu versetzen, sich mitten ins Feld zu stellen. Sein Klavier hatte er vor sich, auf jeder Seite eine Flasche ‚Champagner. In diesem Zustand schrieb er in der freien Luft seine beiden Iphigenien, seinen Orpheus und einige andere Werke.' Ich zittre bei dem Gedanken, was die Kritiker sagen würden, hätte ich die beiden Flaschen Champagner angebracht. Und doch nennen wir Gluck keinen Dekadenten."

Es war Aubrey Beardsleys Ehrgeiz, sich auch auf schriftstellerischem Gebiet hervorzutun. Aber trotz entschiedener Begabung, die jeder Federstrich von ihm verriet, will es mich bedünken, als ob diese Leistungen keinen selbständigen Wert zu behaupten vermögen, sondern nur durch seine singuläre Persönlichkeit Relief gewinnen. Sie sind ein schätzbarer Beleg für seine eminente Anpassungsfähigkeit. Vielleicht offenbart sich in seinen Briefen, die wir demnächst zu erwarten haben, eine eigne Schreibmelodie. Einstweilen geht es uns noch wie Frederick Leighton, der beim Anblick seiner Entwürfe zum ‚Yellow Book' ausrief: „Was für eine wundervolle Linie! Was für ein großer Künstler!" und dann sotto voce hinzufügte: „Wenn er nur zeichnen könnte!" — Wenn er nur schreiben könnte!

Max Meyerfeld

Aphorismen

Einst hat Gott die Menschen aus dem Paradiese vertrieben. Jetzt rächen sich die Menschen und vertreiben Gott von der Erde. Und Gott hat nicht einmal das Recht zu protestieren: Auge für Auge, Zahn für Zahn!

Biogenetisches Grundgesetz des Stümpers: Die Ontogenesis des Stümpers ist die lange Wiederholung einer kurzen Entwickelungsphase des Genies.

Eine der höchsten Aufgaben des Dichters ist es, die Gesetze der Zunge mit den Gesetzen des Gefühls in Einklang zu bringen.

Was ist Wahrheit? also fragte man einst, als das Christentum seinen Anfang nahm.
Was ist nicht Lüge? also fragen wir jetzt, da es mit dem Christentum zu Ende geht.

Der Theologe: Der Wille ist gut, aber das Fleisch ist schwach.

Der Physiologe: Der Wille ist schlecht, denn das Fleisch ist schwach.

Der Künstler schwimmt über die Ströme des Werdens, der Gelehrte legt Brücken über dieselben.

Das Bewußtsein gleicht einer tönenden Saite, die von einem unsichtbaren Bogen gestrichen wird.

Der gesteigerte Tantalus: Seine Hand greift nach den schönsten Früchten, und der Hunger entfliegt. Er führt die köstlichsten Getränke an die Lippen und der Durst versiegt.

A. Die Natur geht ruhig ihren Gang weiter, auch wenn man nicht in den Fluß der Ereignisse eingreift.
B. Gewiß — aber wohin.

Der raffinierte Lügner weiß, daß der naive Menschenverstand die Einheitlichkeit eines Vorstellungskomplexes mit seiner Wahrheit verwechselt. Um also als auserwählter Wahrheitsheld posieren zu können, hat er die Aufgabe zu lösen, zu seiner Grundlüge Lügen zu erfinden, daß der entstandene Lügenkomplex den Eindruck der Einheitlichkeit hervorrufe.

Zu den humoristischen Ereignissen des psychischen Lebens gehört es, wenn der Verstand sich in die Eitelkeit verliebt.

Die zeugungskräftigste geistige Gewalt ist der Irrtum: Er befruchtet stets die Wahrheit.

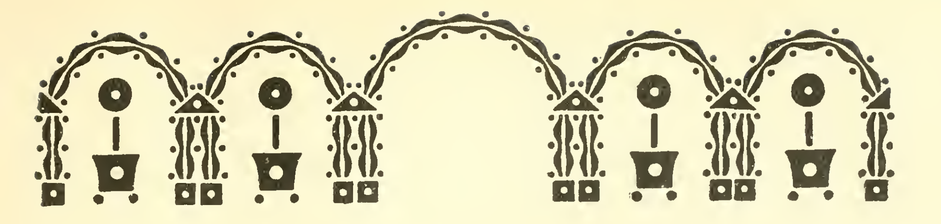
Nicht jeder Hammel, der sich mühsam vorwärtsschleppt, trägt einen Odysseus unter dem Vlies.

Der Erfolg eines Volksführers hängt wesentlich davon ab, mit welcher Kraft seine Phantasie das Mittel zum Zwecke umzudichten versteht.

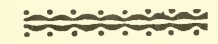
Schriftstellerrezept für die Massen: Den meisten Menschen geht es schlecht. Sie fühlen sich in vielfacher Weise von der Natur stiefmütterlich behandelt. Ein Autor braucht ihnen nur Gelegenheit zu geben, sich selbst zu bedauern und ihr Leid zu genießen, dann hat er sie gewonnen.

Robert Heller

Verantwortlich fur die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Über das Interessante / von Karl Scheffler



Wir besitzen aus dem handschriftlichen Nachlaß Schopenhauers eine kleine Abhandlung „Über das Interessante", worin der große Theoretiker auf wenigen Seiten über ein stets aktuelles Thema viel Richtiges, aber auch manches Falsche sagt. Wie ihn das Prinzip, die Lebenstotalität in zwei Teile, in Wille und Vorstellung zu zerlegen, das Untrennbare anschaulich zu trennen, in seinen philosophischen Werken herrliche Wahrheiten entdecken, doch auch große Irrtümer begehen läßt, so verführt es ihn auch in jenem kleinen Beitrag zur Ästhetik zu falschen Schlußfolgerungen, nachdem es ihm vortreffliche Mittel zur Lösung des Problems angewiesen hat. Gerade in unseren Tagen ist es lehrreich diese Abhandlung nachzulesen und das dort aufgestellte Prinzip an dem inzwischen aufgehäuften künstlerischen Material zu prüfen. Denn wenn es überhaupt möglich ist, das Kunstverständnis durch Theorien zu unterstützen, so geschieht es sicher durch diese Ausführungen, die durch die Kunstwerke unserer Zeit zum Teil bestätigt, zum Teil aber auch widerlegt werden. Daß es für jeden denkenden Leser nötig wird und nicht eben schwer ist, hier zuzustimmen, dort zu widersprechen und zu korrigieren, macht die Lektüre lehrreich im höchsten Sinne.

Die Abhandlung lehrt, wie sehr man sich vor einem System, sei es noch so geistvoll, hüten muß. Schopenhauer wird in fruchtbaren Schlußfolgerungen nur gehindert, weil er die ästhetische Frage, wie jede andere, in sein System gewaltsam hineinzwängt. Sein philosophischer Grundgedanke beruht auf einer tiefen und leidenschaftlich erlebten Anschauung vom Ganzen der Welt. Aber er hat sich bei dem großen Fund, bei der ersten genialen Formulierung beruhigt, diese zur Richtschnur eines langen Denkerlebens gemacht und innerhalb ihrer Grenzen das System ausgebaut. So bewunderungswürdig dieses fundiert und architektonisch gegliedert worden ist: es leidet am meisten doch an der theoretischen Begrenztheit, an der Unbedingtheit seiner Lehrsätze. So kommt es, daß sich Schopenhauers glänzende Wahrheiten auf einem gewissen Punkt in Irrtümer verkehren. Es ist das eifrigste Bemühen des modernen Menschen, diesen scharfsinnig verneinenden Dualismus in einen tiefsinnig bejahenden Monismus zu verwandeln. Daraus folgt dann, daß auch die Kräfte des künstlerischen Schaffens eine andere Deutung erfahren. Der

Satz, die Schönheit sei nur Resultat der Erkenntnis der Ideen und hätte mit dem Willen nichts zu tun, ist sehr revisionsbedürftig; denn abgesehen davon, daß die Erkenntnis schließlich auch etwas Anderes als eine Form des Willens nicht sein kann, können wir heute schon fast wissenschaftlich beweisen, daß der Ursprung des Schönen psycho-physischer Natur ist und daß Schopenhauers „Wille" an der Entstehung des Künstlerischen immer entscheidend beteiligt ist. Eben das rein Ästhetische und artistisch Formale erweist sich zur Hälfte als die nicht erkannte, sondern impulsive Schöpfung der in sich selbst schwingenden Lebenskraft, des mit sich selbst spielenden Lebensgefühls.

Wo es sich also um die tiefsten Geheimnisse des künstlerischen Schaffens handelt, wäre es bedenklich, von Schopenhauers System auszugehen. Für die Untersuchung einzelner ästhetischer Fragen aber erweist sich dieses System doch als eine vortreffliche Handhabe, die man um so vorteilhafter nutzen kann, je besser man ihre Schwächen kennt. Der Vorteil bei dieser Benutzung liegt darin, daß man, an der Hand schon bekannter und vertrauter Formeln, den ungeheuren Stoff des Lebens überhaupt gliedern und den alten, ewigen Gegensatz von gut und böse, wertvoll und schlecht, erhaben und gemein, sittlich und unsittlich in einer verständlichen philosophischen Form bezeichnen kann, daß ein Maß gegeben ist, das zwar relativ ist, wie jedes menschliche Maß für ewige Dinge, aber doch ermöglicht, dort, wo es sich als zulänglich und auch dort, wo es sich als unzulänglich erweist, Größenverhältnisse anzudeuten. Diese Ausführungen folgen darum, aus Gründen der Anschaulichkeit der Unterscheidungsweise Schopenhauers.

Dieser Philosoph unterscheidet in seiner Abhandlung „Über das Interessante" so: „Die Schönheit besteht darin, daß das Kunstwerk die *Ideen* der Welt überhaupt, die Dichtkunst besonders die Ideen des Menschen deutlich wiedergibt und dadurch auch den Hörer zur Erkenntnis der Ideen hinleitet ..... Schönheit überhaupt ist die unzertrennliche Eigenschaft der erkennbar gewordenen *Idee*: oder schön ist alles, worin eine Idee erkannt wird; denn schön sein heißt eben, eine Idee deutlich aussprechen. — Wir sehen, daß die Schönheit immer Sache des *Erkennens* ist und bloß an das Subjekt der *Erkenntnis* sich wendet, nicht an den *Willen*. Wir wissen sogar, daß die Auffassung des Schönen, im Subjekt, ein gänzliches Schweigen des Willens voraussetzt. — Hingegen *interessant* nennen wir ein Drama oder erzählende Dichtung dann, wenn die dargestellten Begebenheiten und Handlungen uns einen Anteil *abnötigen*, demjenigen ganz ähnlich, welchen wir bei wirklichen Begebenheiten, darin unsere eigene Person mit verflochten ist, empfinden. Das Schicksal der dargestellten Personen wird dann in eben der Art, wie unser eigenes empfunden: wir erwarten mit Anspannung die Entwicklung der Begebenheit, verfolgen mit Begierde ihren Fortgang, empfinden wirkliches Herzklopfen beim Herannahen der Gefahr, unser Puls stockt, wenn solche den höchsten Grad erreicht hat, und klopft wieder schneller, wenn der Held plötzlich gerettet wird ...."

Nach diesen Grundsätzen untersucht Schopenhauer sehr geistreich die Werke der

Poesie, vor allem der dramatischen, kommt dann aber zu folgendem seltsamen Schluß: „Das Interessante findet sich allein bei Werken der Dichtkunst ein, nicht bei denen der bildenden Künste, der Musik und Architektur. Bei diesen läßt es sich nicht einmal denken: es sei denn als etwas ganz Individuelles für einen oder einige Beschauer: wie wenn das Bild Porträt einer geliebten oder gehaßten Person wäre, das Gebäude mein Wohnhaus oder mein Gefängnis, die Musik mein Hochzeitstanz oder der Marsch, mit dem ich zu Felde zog."

Der in diesem Satz enthaltene fundamentale Irrtum ist offenbar entstanden, weil Schopenhauer das Interessante nicht vom Kunststoff zu trennen vermag und weil er die „Ideen der Welt" als etwas tatsächlich Vorhandenes auffaßt, wo sie in Wahrheit doch nichts sein können, als Anschauungsformen des Menschen, Anschauungsformen, die nur dadurch Wirklichkeit und Wert erhalten, weil sie für alle gleichmäßige oder doch ähnliche Geltung haben. Gerade für die Ästhetik darf es nichts geben als nur den Menschen und sein Empfindungsvermögen; alles was sonst in der Welt ist, existiert nur durch ihn, wird erst wirklich, indem es sinnlich aufgefaßt wird. Kunst ist nichts Absolutes, sondern nur ein Verständigungsmittel, das für kein Geschöpf irgendwelchen Sinn hat als nur für den Menschen und das sich der Objekte der Welt nur als Symbole bedient, die ihre Bedeutung durch Konventionen empfangen. Alle Kunstgesetze sind darum eigentlich Gesetze des Seelenlebens. Nicht die Bedingung des Stoffes ist ausschlaggebend, sondern das Verhältnis des Künstlers zum Stoff. Da es nun — auch nach Schopenhauer — nur Künstler niederen Grades sind, die das sich selbst bezweckende Interessante bilden, solche, die nicht darauf ausgehen, Erkenntnisse zu verbreiten, sondern den leidenschaftlichen Anteil des Willens erwecken wollen, so muß es die Natur dieser Künstler, ihre Art der Anschauung sein, worauf es ankommt. Künstler niederer Art gibt es nun aber auf allen Gebieten, wie in der Poesie, so in der bildenden Kunst; und darum muß es auch überall das Interessante, als die Ausdrucksform dieser auf die Instinkte der Menge, auf den „Willen" spekulierenden Künstler geben. Unmöglich können hier die Stoffe oder die Darstellungsmittel korrigierend und noch weniger erhöhend wirken, weil die Künstler doch überall Mittel und Stoff nach ihren Intentionen wählen. Ein Maler mit einer Natur wie jener Dichter, der das Interessante poetisch bildet, kann nicht von den äußeren Bedingungen der Malerei angehalten werden, eine höhere Stufe einzunehmen, als seinen Absichten zukommt. In der Tat trifft man das Interessante auch in allen Künsten. Es ist nicht immer so leicht zu finden wie in der Poesie, aber es ist doch überall vorhanden und in demselben Maße expansionsfähig, wie es die Kunstart ist, worin es auftritt.

Bei der Untersuchung dessen, was in der Malerei als das Interessante im Sinne Schopenhauers zu gelten hat, empfiehlt es sich, das Bewußtsein nie aufzugeben, daß man jenen philosophischen Begriffen ebensowohl sittliche unterlegen kann und daß es sich immer darum handelt vor Kunstwerken zu fragen: hat der Künstler sich ganz in sich selbst, das heißt zugleich: in die Sache versenkt, wollte er nur dem innern Drang nach Erkenntnis und Schönheit genügen? oder waren

seine Motive egoistischer Art, hatte er einen bestimmten Erfolg im Auge, dachte er an profanen persönlichen Nutzen, äußere Ehre oder an irgend einen Vorteil, der den Lohn nicht in sich selbst trägt? Und eine andere Frage muß lauten: Wie weit vermischen sich die selbstischen, weltlichen Motive mit den selbstlosen, rein künstlerischen? Findet man diesen Fragen eine Antwort, vor Kunstwerken irgend welcher Art, so wird es sich ergeben, daß sich die auf einen profanen Nutzen spekulierenden Künstler stets des Interessanten bedienen müssen, um ihre Ziele zu erreichen, ja, daß streng genommen jedes jenen Zwecken dienende Mittel ins Gebiet des Interessanten gehört.

Solche Betrachtungsweise findet das Interessante leicht in der Architektur und Musik, wo Schopenhauer es nicht sehen konnte. Der moderne Mensch, der in einer Großstadtstraße ein Geschäftshaus baut, dem er, nur um es von der Umgebung zu unterscheiden, das Äußere der Alhambra gibt, sucht zweifellos das Interessante; denn er will durch gewaltsame Originalität verblüffen und den Anteil der Vorübergehenden auf eine nicht künstlerische Art erwecken. Die neuere Bautätigkeit ist reich an solchen Beispielen. Mietshäuser, die Fürstenpalästen gleichen sollen, die vielen theaterhaft dekorierten Fassaden und alle Ergebnisse jener modernen Lust, das Bedürfnis hinter Scheinkonstruktionen zu verbergen, die Produkte hohler Repräsentation und bramabasierender Lüge: das alles gehört ins Gebiet des Interessanten. Und in der Musik finden wir es beispielweise in Werken wie „Die türkische Scharwache", worin das langsame Näherkommen und schließliche Verschwinden einer Musikbande illustriert wird, in aller wohlfeilen Tonmalerei und in solchen Instrumentaleffekten, die nur zu dem Zweck erdacht sind, den Hörer zu überwältigen. Für diese Kunst wäre eine Untersuchung der Verbindungen, die das Interessante mit dem reinen musikalisch Schönen eingehen kann, besonders lehrreich; man denke an jenes ernsthafte moderne Musikwerk, worin das Blöken einer Schafherde gemalt wird oder gar an das Adagio aus Beethovens „Pastorale". Doch wird der denkende Leser die Untersuchung, hier und anderswo, selbst vornehmen können, wenn er Rückschlüsse zieht aus den Prüfungen über das Interessante in der Malerei, denen wir uns nun zuwenden.

In der Malerei stellt sich das Interessante am leichtesten ein, wenn sie erzählende Absichten hat; darum ist es auch nirgends häufiger zu finden, als in der modernen Genremalerei. Es ist fast immer in Bildern, die solche Titel führen: „Von Wölfen verfolgt", „Eine gefährliche Fahrt", „Belauscht", „Der Selbstmörder" usw. Die Malerei ist in solchen Bildern meistens nur Werkzeug einer erzählenden Tendenz, es kommt dem Maler vor allem darauf an, eine Handlung darzustellen, die dem Betrachter leidenschaftlichen Anteil abnötigt. Das Unkünstlerische besteht darin, daß die Grenzen der Raum- und Zeitkunst mißachtet werden. Malerei ist die Darstellung nur auf räumlicher Anschauung beruhender Empfindungen; Poesie aber ist die Darstellung aus dem Zeitlichen anschaulich gewonnener Empfindungen. In beiden Künsten wird man um so reiner die Schönheit bilden können, je genauer man den Bedingungen der räumlichen

oder zeitlichen Anschauungsformen folgt. Vor einem Bilde aber, das etwa einen abgeworfenen Reiter schildert, der mit einem Fuß im Bügel hängen geblieben ist und von dem wild daherjagenden Pferd geschleift wird, schweift die Phantasie zurück zu dem Moment, wo das Unglück geschehen ist und vor allem auch vorwärts, dem Augenblick zu, wo der Unglückliche entweder befreit oder zerschmettert sein wird. In einer Erzählung würde diese angstvolle Ungewißheit schließlich beantwortet werden; im Bilde aber, das nur die Situation des Augenblicks darstellt, bleibt die Antwort aus und der Betrachter sieht sich, aufgeregt, in einer unerträglichen Qual. Die Neugier, wie die Sache ausgehen möchte, die Ungewißheit, was alles geschehen könnte, peinigen ihn so, daß von einem ästhetischen Genuß nicht die Rede sein kann. Selbst aber, wenn man sich ein Ende und sogar ein glückliches denken kann, wie vielleicht vor einem Bilde, das ein sich neckendes Liebespaar zeigt, sind die Gedanken nicht ästhetischer Art, sondern zielen dahin, daß man eine ähnliche Situation auch wohl erleben möchte. Diese Art des Interessanten, die aus einer aufs Sensationelle gerichteten Vermengung von Zeit- und Raumkunst entsteht, kennt fast keine Grenzen. Denn sie kann, wohlverstanden! sie **kann** in einer Darstellung spielender Katzen sein, in der Schilderung eines Begräbnisses oder einer Schlacht, kurz in allem Möglichen. Bilder, die ein Interessantes dieser Art enthalten, gefallen am besten der Menge, die, zur Erkenntnis nicht erzogen, Anregung und Aufregung der Willensinstinkte verlangt.

Diesen Willensinstinkten dient auch eine andere Form des Interessanten: die naturalistische Täuschung. Schopenhauer konnte zu seiner Zeit diese Form nur in den Wachsfiguren finden; lebte er heute, so würde er wohl mehr Beispiele sehen. Dieselbe Tendenz, die im Panoptikum herrscht: Täuschung hervorzurufen, ist weit verbreitet in unserer Malerei. Meistens geht sie Hand in Hand mit jener oben geschilderten Absicht, eine Erzählung zu malen. Eine Reinkultur dieses zwiefach Interessanten ist das Panoramabild. Vor diesem soll der Betrachter glauben, er befände sich inmitten der freien Natur und inmitten einer Begebenheit. Die photographische Naturtreue der Schilderung will ebenso über ein Ganzes täuschen, wie es die Wachsfigur über ein Einzelnes tut. Der Ehrgeiz des Panoramamalers besteht z. B. darin, den natürlichen, plastischen Vordergrund im Bilde so fortzusetzen, daß man den Übergang nicht merkt und dieses Kunststück ist eben das Interessante. Zugleich wird in solche greifbare Wirklichkeit eine Begebenheit hineingemalt, etwa eine Schlacht, und die mittlere Plattform, worauf der Beobachter steht, wird noch in Bewegung versetzt, so daß das Geschehnis sich abzuwickeln scheint. Die ganze Art dieser Kunst dient eigentlich in keinem Punkte der Erkenntnis, sondern nur dem Interessanten, erzeugt darum nicht ästhetisches Vergnügen und nur der kindhafte, neugierige Mensch findet Lust an solchen Dingen. Dieser wird sich des Widerspruchs, der zwischen der naturalistischen Nähe der Darstellung und der im Moment erstarrten Handlung vorhanden nicht bewußt. Im kleineren Maßstabe findet sich das auf Täuschung beruhende Interessante in jenen bekannten Bildern, wo Geflügel auf einem Kistenbrett mit Postzeichen und dergleichen so

„täuschend" gemalt ist, daß der Beschauer unwillkürlich nachfühlt, ob er es auch wirklich nur mit einem Bild zu tun hat.

Die naturalistisch gegenständliche Schilderung erzeugt das Interessante auch in Fällen, wo es dem ersten Blick unmöglich scheint. Es kann auch in einem Stillleben enthalten sein. Dann nämlich, wenn der Maler, der etwa Obst malen will, von den Früchten nicht das Farbige und Formschöne ihrer Erscheinung gibt, sondern darauf ausgeht, das Eßbare zu schildern, wenn sein Bild mehr berechnet ist den Appetit zu reizen, als das Auge zu erfreuen. Verschiedene Maler werden das Obst verschieden ansehen und auch verschieden darstellen; die einen werden es rein erkennend, als ein schönes Naturphänomen anschauen, die anderen als etwas, das gut schmeckt. Es braucht den Künstlern gar nicht bewußt zu sein, von welcher Empfindung ihre Anschauungsform determiniert ist: immer doch wird diese Anschauung in ihrer Malerei abgespiegelt sein und im Betrachter eine ähnliche erwecken. Was vor Früchten den Appetit reizt, ist ihre glatte Sauberkeit, ihre farbige, einladende Reinlichkeit, kurz: das Materielle. Alle Stillleben, die das Interessante enthalten, sind dann auch in einer Manier gemalt, die vor allem diese materiellen Eigenschaften betont. Nicht anders ist es, wenn Kleinodien, kostbares Gerät oder dergleichen gemalt wird. Hier äußert das Interessante sich als Wunsch des Besitzes nach den dargestellten Objekten, als Lüsternheit, sie für den persönlichen Gebrauch zu erwerben.

Ein anderes Gebiet ist die Darstellung des Erotischen. Alle Möglichkeiten sind hier denkbar. Das Erotische kann in einer erzählenden Form gegeben, durch die naturalistische Täuschung erzeugt werden, beides kann zusammenkommen oder es kann auch in einer Idealschilderung enthalten sein. Ein sicheres Merkmal, daß man es hier mit dem Interessanten zu tun hat, ist es nicht immer, wenn der erprobte Betrachter von einer Darstellung des Nackten erotisch erregt wird. Diese Erregung hängt nicht so sehr, wie man wohl zu glauben geneigt ist, von der Qualität des Betrachters ab. Denn jene Malereien des Nackten, die nur das Schöne geben, wirken auf den rohen Betrachter selten anreizend, ja, oft erscheinen sie ihm häßlich, eben weil er sich sexuell nicht berührt fühlt. Griechische Statuen oder weibliche Akte von Rembrandt und Michelangelo reizen nicht die erotischen Triebe; und neuerdings hat ein Künstler wie Liebermann, der nur Erkenntnis sucht, mit seiner Delila, die doch gewiß in einer verfänglichen Situation gezeigt ist, bewiesen, daß das eigentlich Schöne den sexualen Instinkten der Menge widersteht. Dagegen kann die idealste Schilderung oder Einzelform nicht täuschen, wenn der Maler, bewußt oder — häufiger — unbewußt, auf den erotischen Trieb der Beschauer spekuliert hat. Gerade an solchen Bildern, wo das offenbare Hetärentum in einer idealen mythologischen oder genrehaften Verkleidung sein Wesen treibt, ist nicht Mangel. Man denke an Sichels erotische Sentimentalitäten und — bedingter — auch an Makarts leidenschaftliche Provokationen. Hier ist es ähnlich wie beim Stillleben. Der Maler, der vom Modell erotisch angeregt wird und seine Regungen, absichtlich oder unabsichtlich, schildert, gibt immer die Seiten der Akt-

erscheinung, die sich der sexuelle Trieb zur Selbstreizung sucht, also das Reinliche, Glatte, zum Küssen und Kosen Einladende des rosigen Fleisches, das Kokette und wollüstig Lockende einer Stellung und die Ahnung des Gliederbaues unter kostbaren, halb ver- halb enthüllenden Stoffen. Sehr oft wird in dieser Weise die Geschichte des Parisurteils von einem Paris, also von einem erotisch Beteiligten gemalt, statt von einem, der den Vorgang als Erscheinung erkennend darzustellen vermag. Zu schweigen von den absichtlichen schamlosen Darstellungen — für die es charakteristisch ist, daß gerade sie gerne in das Mäntelchen des Ideals schlüpfen — wie man sie auf Zigarettenplakaten und in Witzblättern findet.

Auch in der Landschaftsmalerei schallt es immer zurück, wie der Künstler ruft. Sieht er die Landschaft etwa mit solchen Empfindungen an: wie gerne möchte ich dort im See baden, dort zu den blauen Bergen wandern oder zwischen jenen Hecken spazieren! so bringt sein Pinsel ein Werk hervor, das im Betrachter verwandte Empfindungen weckt und ihn vom Ästhetischen fortlenkt. Solche Bilder erwecken dann die Wanderlust, man bekommt Sehnsucht, im Schatten der Büsche zu ruhen, durch schöne Wiesen zu gehen und Blumen zu pflücken, oder über klare Gewässer zu fahren. Diese Empfindungen sind ja sehr löblich, aber sie haben nichts mit der Kunst zu tun, oder doch dann erst, wenn sie selbst Objekt der Kunst werden und als solche zur Darstellung reizen. Solche schweifende Empfindungen sind aber der Menge gerade recht und sie liebt darum die Bilder, vor denen man in Gedanken eine Badereise erlebt, am meisten.

Sogar im Ornamentalen findet sich das Interessante; denn wenn es eine Eigenschaft des Künstlers, nicht des Stoffes ist, muß es ja überall sein. Dort beweist es seine Gegenwart, wenn der Ornamentzeichner seine bescheidene Tätigkeit eitel erweitern möchte und nach Dingen sucht, die sich dem Betrachter durch ein sachliches Interesse empfehlen. Die Verbindung des Ornamentalen mit naturalistischen Blumen oder Tiergestalten ist das beliebteste Mittel. Da die Zeichner fürchten, mit rein ästhetischen Mitteln ihr Publikum nicht fesseln zu können, erwecken sie ein botanisches oder zoologisches Interesse, machen, daß der Betrachter sagt: diese Blume, jenes Tier kenne ich — und daß diese Freude am bekannten Objekt für Erkenntnis des Ornamentalen gehalten wird.

Nun scheint aber ein Widerspruch zu entstehen. Wenn nämlich alle geschilderten Ursachen des Interessanten so verderblich auf das rein Künstlerische wirken, sollen sie dann aus der Malerei ganz verbannt werden? Wir finden die Erzählung, also die Inanspruchnahme der Zeitkunst für die Raumkunst, doch auch in den Werken großer Meister, finden jene poetisch wünschende Landschaftsbetrachtung auch bei Ruisdael, Thoma und Böcklin, und Pflanze und Tier sind von jeher in der Ornamentkunst verwandt worden! Nein, es handelt sich nicht um eine theoretische Beschränkung der Malerei, die lächerlich wäre, sondern um etwas anderes. Eben die großen Meister geben die beste und klarste Antwort.

Vor Gemälden von Rembrandt, Tizian oder Velasquez, worauf Handlungen dargestellt sind, entsteht niemals die Empfindung, die Begebenheit möchte sich

dramatisch entwickeln. Man bleibt ruhig, betrachtet objektiv, befindet sich nicht in Spannung, sondern ist durch das, was das Bild gibt, so orientiert, daß keine Frage zu beantworten bleibt. In dem gemalten Moment ist jedes Vorher und Nachher schon enthalten. Dieses Wunder, wie man es nennen kann, gelingt dem Künstler dadurch, daß er die zeitliche Begebenheit nicht als einen Einzelfall auffaßt, sondern als ein Symbol für alle gleichartig motivierten Handlungen und daß er jenen Augenblick darstellt oder vielmehr dichtet, in dem die gesamte Psychologie des Vorganges und dessen tiefsten Triebkräfte zur Erscheinung werden. Dieser Augenblick ist selten oder nie der Zeitpunkt der dramatischen Katastrophe, aber es ist immer der Augenblick, worin das Zeitliche ins Räumliche, Bildhafte projiziert erscheint. Den fruchtbaren Augenblick zu erkennen oder ihn intuitiv zu erfinden ist die wesentlichste Arbeit des Genies. Die großen Maler betrachten also die darzustellende Handlung nicht als mit dem Willen Interessierte, sondern als Erkennende und dadurch gelingt es ihnen, auch den Betrachter in den Zustand erkenntnisreicher Anschauung zu zwingen. Nun mag welcher Stoff immer geschildert sein, das Bild wird doch nicht das Interessante geben. Rembrandts „Susanna im Bade" ist ein Bild, worin eine schwüle erotische Stimmung und eine sehr bedenkliche Situation gezeigt sind; dennoch reizt es nicht im geringsten die niedere sexuelle Phantasie und kaum ein Gedanke irrt auch der Entwicklung der Handlung nach, weil der Maler die erotische Stimmung selbst als Objekt, als Idee genommen und den Vorgang so ins Räumliche übersetzt hat, daß sich in dem Moment ein Stück Welt als Erscheinung und Gedanke vollkommen abspiegelt, weil in der geschilderten Gegenwart schon Vergangenheit und Zukunft enthalten sind, das „Bleibende im Wechselnden" gebildet worden ist.

Auch jene poetischen Wünsche vor der Landschaft, die unter Umständen das Interessante erzeugen, brauchen nicht unterdrückt zu werden. Es ist nur nötig, daß der Charakter des Wunsches sich in eine Erkenntnis seiner selbst verwandle. Der nicht zu unterdrückende Wunsch (zu wandern, zu baden usw.), den der Maler vor der Natur spürt, darf ihm nicht ein falscher Wegführer oder ein Hemmnis seiner Künstlerkraft sein, sondern muß geradezu ein Motiv für seine Anschauungsform werden. Im Lichte dieses poetischen Wunsches — wenn er ihn einmal hat — muß er die Landschaft sehen und die Erkenntnis muß darüber schweben, um beides: Wunsch und Bild des Wunsches zugleich in sich aufnehmen zu können. So nur wird das Materielle der Objekte überwunden und so nur jener Reduktions- und Übertreibungsprozeß vorgenommen, in dem alles Zufällige und Störende ausgemerzt und allein das der Erkenntnis Dienende in der Form des Schönen dargeboten wird. Eines der schönsten Beispiele bieten hier die Landschaften Turners.

Im Ornament dürfen naturalistische Formen dem architektonischen Prinzip gerne verbunden werden; doch nicht mit der Tendenz, eine Arabeske durch solchen Zusatz auf wohlfeile Art populär zu machen. Das Ornament ist Ergebnis einer Idee, wie jedes andere Kunstprodukt. Diese Idee besteht in der Anschauung und

in der Erkenntnis eines inneren, mit sich selbst spielenden Schönheitstriebes; sie wird aber zerstört, wenn die eigenwilligen Formen von Pflanzen oder Tieren unverändert mit den Linien und Formen des Ornamentes zusammengetan, Naturorganismus und Kunstorganismus unverbunden nebeneinander gestellt werden. Der Zeichner muß darum die Naturformen seinen Zwecken gemäß verändern oder nur solche Formen wählen, die zu seiner ornamentalen Absicht schon natürliche Beziehungen haben, deren Uridee die nachschöpferische Kunstidee gewissermaßen bestätigt. In der schönen Ornamentkunst der Vergangenheit sind denn auch alle Naturformen „stilisiert" worden, das heißt: sie sind dem Liniencharakter der Ornamente angepaßt worden. Jedes Ornament erhebt sich also über das Interessante in dem Maße, wie es gelingt, die Naturbildung der Kunstidee zu unterwerfen.

Es stellt sich hier von selbst die Frage ein: warum verzichtet der Ornamentkünstler nicht lieber ganz auf Naturformen, da er dann doch die Gefahr, ins Interessante zu geraten, vermeiden würde? Neuere Künstler, z. B. van de Velde, haben tatsächlich diese Konsequenz gezogen. Die Wahrheit ist, daß nur wenige Menschen die reine Erkenntnis ertragen können, ja, daß die Besten und Reifsten auf die Dauer davon ermüdet werden. Der Wille läßt sich immer nur kurze Zeit niederhalten und weiß immer wieder der Leiblichkeit ihr Recht zu erzwingen. Darum ist ein gewisser Zusatz des Interessanten dort nötig, wo die Kunst auf weitere Kreise wirken will. Ein Ornament ohne jede Naturform, ein Bild ohne Handlung oder interessantes Objekt ist nur für die Intellektuellen genußvoll; je mehr das Kunstwerk aber in die Breite wirken soll, desto mehr wird das Interessante nötig. Eine soziale Kunstart beispielsweise, wie die Karikatur, erfüllt umsobesser ihren Zweck, je mehr Menschen sie zu überzeugen vermag und darum ist sie auf das Interessante jeder Gattung geradezu angewiesen. Für sie ist der Stoff entscheidend, sie muß gegenständlich interessieren und ihr bleibt nur eine einzige schmale Möglichkeit ins rein Künstlerische offen, nämlich die, das Interessante nur zu bringen, um es hinterher zu verhöhnen, es mittels der Erkenntnis zu verneinen. Fehlt dieser Aufschwung, mittels dessen der Künstler sich im gegebenen Moment über seinen Stoff erhebt, so gerät die Darstellung gleich, durch die Fülle des sich selbst bezweckenden Interessanten, ins profan Widerwärtige. Reifen Menschen widerstehen Karikaturen sehr oft, weil diese im besten Falle nur ein paradoxes, geistvolles Voltigieren der Idee über den rohen Stoff hinweg, darstellen; wegen der Fülle dieses Stoffes sind sie aber auch durchaus ein Gericht für die Menge.

Maler, die das Interessante ausschalten oder zurückdrängen, werden fast immer von ihren Zeitgenossen verkannt, ja, man kann so weit gehen zu behaupten, daß ein bedeutender Künstler, den seine Zeit bewundert, nur wegen dessen erhoben wird, was in seiner Kunst am vergänglichsten ist: um des Interessanten willen. Die reine Erkenntnis und der beruhigte Genuß des Schönen werden immer nur denen voll zu teil, die sich intensiv mit Kunst beschäftigen; der Durchschnittsmensch aber wird so von Leidenschaften, Trieben, vom „Willen" okkupiert, daß er nicht unmittelbar in die kontemplative Ruhe eintreten, sich nicht „mit abgeschirrtem

Willen" zum Resonator des Kunstwerkes machen kann. Der ganze Kunstkampf unserer Zeit ist so zu verstehen. Die Bilder der französischen Impressionisten wirken nur auf Wenige, vor allem auf Künstler, denen das Schöne Selbstzweck ist. In diesen Bildern ist nicht die Spur des Interessanten zu finden. Es gibt zwar ein Werk „der Löwenjäger" von Manet, und auch andere dieser Schule malen zuweilen Szenen des Lebens; aber die Malerei hat auch dann nie etwas mit dem Erzählenden zu tun und ist ganz auf die Erscheinung, auf das optische Phänomen gerichtet. Lehrreich ist dieser Betrachtungsweise die Kunst Böcklins. Sie ist jahrzehntelang verkannt worden, weil in ihr eine große Summe reiner und neuer Erkenntnis niedergelegt ist; und was sie jetzt plötzlich so populär gemacht hat, ist im wesentlichen ein stoffliches Interesse. Ein Beweis dafür liegt schon darin, daß vor allem die schwarz-weißen Reproduktionen nach den Bildern am meisten ansprechen, daß die Darstellungsart also am stärksten wirkt, der das Erhöhende durch die Farbe fehlt und die so recht das Mittel ist, einen zeitlichen Vorgang räumlich glaubhaft zu machen, weil die Illusion mit aller Kraft nur nach einer Richtung wirkt. In den Bildern der späten Zeit ist es dem dichtenden Maler meistens gelungen, das Erzählende zum Raumbild des Poetischen zu erheben; man denke an die Bilder wie: „Odysseus und Kalypso", „die Insel der Seligen", „Triton und Nereide". Hier ist das zeitlich Bewegte überall in symbolischen Erscheinungsformen bildhaft erstarrt, die Werke geben Anschauungsquintessenzen. Zuweilen ist der Vertiefungsprozeß auch nicht gelungen. Es bleibt beispielsweise ein Rest vor einem Bilde wie „die Felsenschlucht", wo man immer auch denken muß: werden die fliehenden Menschen dem Drachen entkommen? und auch im „Spiel der Wellen" und in vielen Panbildern ist der Widerstreit von Poesie und Malerei nicht ausgeglichen.

Der Grad der Erkenntnis kam bisher nicht in Frage, sondern nur ihre Reinheit; doch ist mit der Feststellung, ob ein Werk das Interessante enthält, noch bei weitem nicht alles getan. Ein Bild kann es enthalten und trotzdem als Gesamtkunstwerk höher stehen als eines, das ganz frei davon ist, weil der Grad der Erkenntnis dort ein höherer ist, als hier. Man denke an die Arbeiten von Rubens, Meisterwerke, die in mancher Hinsicht vom Interessanten durchsetzt sind. Es kann geschehen, daß die Menge solchen größeren Künstlerwerken, eben um des Interessanten willen, früher gewonnen wird, als geringeren, die nur auf eine Erkenntnis niederen Grades gegründet sind. In solchen Fällen erweist sich das Interessante als ein guter Vermittler, dessen Zuspruch großen und tiefen Gedanken des Schönen schneller Eingang verschafft, als es sonst geschehen könnte. Doch nähert sich die Erkenntnis, in demselben Maße, wie sie an Gründlichkeit und Tiefe verliert, der Grenze, wo das Interessante beginnt und es gibt einen Punkt, wo sich das eine vom anderen nicht mehr unterscheiden läßt. Die Kompliziertheit der Frage wird umso größer, je näher man diesem Punkte kommt. Die Grenzlinie ist ja nur imaginär, wie der Äquator; die Natur kennt sie nicht, sondern nur ein Ganzes, von einer Kraft Bewegtes. Man kann

diese Grenze vielleicht die des Bewußtseins nennen, obgleich sie auch so nichts weniger als genau bezeichnet ist. Schopenhauer konnte an der Hand seines Systems eine reinliche Scheidung vornehmen; aber eine doch nur unzulängliche. Es ist sicher, daß, was er Wille nennt, entscheidend an der Bildung des Künstlerischen beteiligt ist, ja, daß die Erkenntnis oft nur wenig an dem impulsiv Hervorgebrachten zu verbessern findet; ebenso gewiß ist es aber, daß dieser selbe Wille den Künstler ins Interessante führt, wenn er ihm zu weit folgt. In diesem „zu weit" liegt das Problem. Die Grenze ist ungefähr da, wo der Geist beginnt, alle Regungen des Willens, die die Maschine in Bewegung setzen und halten, mit überlegenem Bewußtsein zu lenken und in den Dienst der Erkenntnis, als einer höheren Form des Willens, zu stellen. Ohne den Willen gäbe es keine Kunst; ohne Bewußtsein und Erkenntnis aber wäre keine Form möglich. Das Schöne entsteht nur dann, wenn das anschauende Bewußtsein den Willen, wovon es selbst ein Teil ist, zwingt, sich selbst darzustellen, wenn dieser sich selbst anschaut und abmalt; das Interessante aber entsteht, wenn der niedere Grad des Willens den höheren Grad ausschließt oder vergewaltigt.

Der Wert des Kunstwerkes wird also nicht vom Stoff oder vom Kunstmittel bestimmt, sondern nur vom Künstler. Und diese Bestimmung ist immer ein Akt der Sittlichkeit, so daß, was hier das Interessante genannt worden ist, als ethisch minderwertig anzusprechen ist. Als sittlich hat zu gelten, was, oberhalb des Gebietes des Triebartigen, in die Sphäre eines im höchsten Sinne selbstlosen Strebens nach Erkenntnis hereinragt. Dieses Streben kann sich in jeder Form geben; sein Charakter wird doch immer sein, daß das Individuum dem Drange nachgibt, die eigene Wesensart zu fühlen und in der Betätigung zu entwickeln, sei es in der Form der Aufopferung und Einordnung oder in der Form irgendwelchen Herrschbedürfnisses, sei es denkend oder handelnd: immer ist das Motiv doch, die Idee der eigenen Seele erlebend zu erkennen und erkennend zu erleben. Dieses Streben ist gewiß ein höherer Egoismus, aber es ist auch selbstlos, weil es bedingt, daß das Behagen des Augenblicks den höheren Entwicklungszielen aufgeopfert wird, weil jeder, der sich der Idee seines Selbst ganz verpflichtet fühlt, der Macht, die ihm dieses Selbst bildete, ein treuester Knecht ist. Etwas Höheres als diese Idee der eigenen Menschlichkeit, die sich im ganzen Weltall abzuspiegeln, zu betrachten und sich Bekräftigungen zu suchen wünscht, gibt es nicht und wer ihr folgt ist der höhere, sittlichere Mensch dem gegenüber, der dem faulen Genuß der Sinne alles Erkenntnisvermögen und allen Bewußtseinsstolz opfert, der auf einer niederen Stufe verharrt, wo die höhere vor ihm liegt.



Der Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück / Eine scherzhafte Erzählung / von Ricarda Huch

(Schluß)

Es war ein warmer Vorfrühlingstag, als der Bischof auf einem bequemen Spaziergang am Rande des schwellenden Flusses, der Lux begegnete, die Lisutt an der Hand, schlank und wohlgemut daherkam, im Begriff, einer alten gichtleidenden Frau Trost und Heilmittel zu bringen. Beim Anblick ihrer traulichen Miene ging dem Bischof das Herz auf und er bat sie, sich ihm anzuschließen, was sie mit dem stolzen Kopfnicken und allwissenden Lächeln, das ihr eigen war, tat. Ungeachtet er sich vorgenommen hatte, ihrer Sprödigkeit wegen strenger und zurückhaltender gegen sie zu sein als vormals, verfiel er bald in ein seliges Schwatzen, erzählte von der Verlegenheit seiner leidigen Geldverhältnisse und fragte, ob sie nicht, wenn sie nach Maulwürfen grübe, Spuren von Schätzen fände, wie sie hie und da in der Erde vergraben sein sollten. Koste es auch seiner Seelen Seligkeit, er sei bereit, sie um solchen Preis zu opfern, Gott werde weiter helfen.

Wenn dem so sei, sagte Lux, könne sie ihm wohl dienen. Freilich habe sie keine Schätze entdeckt, aber als Mädchen im Kloster habe sie viel in einem alten dicken Buche von den Wundern der Natur gelesen, worin die geheimen Kräfte der Pflanzen und Wurzeln beschrieben gewesen seien, und wovon sie sich manches gemerkt habe; wenn er die ewige Seligkeit aufs Spiel setzen wolle, könne er sich durch ein Alräunchen soviel Geld er immer wolle verschaffen. Der Bischof sagte, um sich selber Mut zu machen, mit Lachen: „Es wird den Kopf nicht kosten, ich denke es wohl mit dem Teufel aufzunehmen, erzähle nur, was es mit dem Alraunen für eine Bewandtnis hat"; worauf Lux sagte, zunächst müsse derselbe unter schwierigen und höchst gefährlichen Förmlichkeiten gewonnen werden, was sie aber um ihm zu helfen, auf sich nehmen wolle, sodann müsse der Eigentümer das Männlein sorgfältig und ehrfürchtig behandeln, es nett ankleiden, nachts das Bett mit ihm teilen und schließlich es durch Kniebeugung und allerhand Anrufungen verehren und eigentlich anbeten.

Das wäre freilich, meinte Wonnebald, mehr als einer Wurzel zukäme, indessen wenn sie wirklich wunderwirkend und gewissermaßen goldzeugerisch wäre, könne man füglich ein Auge zudrücken und ein wenig vor ihr scharwenzeln, einstweilen solle die Lux so gut sein und ihm das Ding herbeischaffen. Sie sah ihn von der Seite an und lachte ein weiches, kosendes Lachen, das er warm in den Eingeweiden spürte, so daß er die Arme nach ihr ausstreckte und sie an sich ziehen zu können vermeinte, die ihm aber entschlüpfte und, Lisutt fest an die Hand fassend, geschwind den grünen Hang, an dem sie entlang gingen, hinunterlief. Wonnebald blickte ihr ein wenig geärgert nach, doch überwog die Zärtlichkeit, die ihr lieber Blick ihm

eingeflößt hatte, und er bedachte, während ihm das Wasser im Munde zusammenlief, wie honigmild und mondklar ihr Wesen um ihn weben würde, wenn sie ihm erst einmal unwandelbar zugetan wäre. Dazu, sagte er sich, wäre ihre Klugheit so ungemein, daß sie alle seine Angelegenheiten betreiben und es selbst mit dem Erzbischof würde aufnehmen können, selber aber dessen unbewußt bleiben und vielleicht nach Frauenart und Frauenpflicht ihm das Verdienst von allem zuschreiben, was sie geleistet hätte.

Lux begab sich bald daran, eine Zaunrübe ausfindig zu machen, deren Wurzeln so verdreht und wunderlich gebildet sind, daß sie allenfalls menschenähnliche Figürchen vorstellen können, und nachdem sie eines Morgens mehrere, die ihr passend schienen, gefunden hatte, warf sie sich ermüdet ins Gras und ließ Lisutt um und über sich herumklettern. Enzian und Gänseblümchen blühten, und schon drängte sich prangender Löwenzahn in Menge hervor, wovon Lux soviel sie von ihrem Platze aus erlangen konnte, pflückte, um einen Kranz daraus zu flechten, den sie Lisutt auf das braune Köpfchen setzte. Er war wild und locker gewunden und strahlte feurig in ungleichen Büscheln um das lachende Kindergesicht, dessen zarte Rosenfarbe die Frühlingssonne bereits gebräunt hatte. Während Lisutt ihrerseits Gras und Kräuter ausraufte und in ihrer Mutter Haar zu stecken versuchte, dann das butterweiche Gesicht in deren Hals grub und frohlockend sagte: „du riechst gut!", kam Lando, der ein Freund der Natur war, zufällig des Weges, sah das Kindergesicht, das lachte und leuchtete, und die Gestalt, die das Gras verdeckte, die sich aber bei seinem annähernden Schritt aufrichtete, so daß er ihre anmutigen Züge und die männliche Kleidung, die sie trug, erkennen konnte. Gleichzeitig fielen ihm die krummen Wurzeln auf, die neben ihr auf einem ausgebreiteten roten Tuche lagen und er benützte dies, um sie anzusprechen mit der Frage, was das sei und was sie damit zu machen vorhabe. Lux, die den jungen Mann zuweilen in der Nähe des Schlosses gesehen hatte und wußte, wer er war, sagte lächelnd: „Das ist eine Kost für Ihren Herrn, den Bischof", worauf er neugierig weiterfragte und sich zu ihr ins Gras setzte. Es sei ein Geheimnis, entgegnete Lux, und sie wisse nicht, ob er so in Gunst und Vertraulichkeit des Bischofs stehe, daß er es teilen dürfe, hatte aber im Grunde schon beschlossen, ihm alles zu erzählen, weil sein Aussehen und seine Art sie gewiß machten, daß er von Herzen darüber lachen, vielleicht sogar ihr helfen würde, die Schelmerei vollkommen zu machen. Seinerseits hatte Lando sogleich erraten, daß es weniger galt dem Bischof einen Dienst zu leisten, als ihm einen Possen zu spielen, und nachdem sie sich so, ohne sich zu bereden, durch das bloße Gefühl ihres Wesens, das sich ihnen gegenseitig mitteilte, miteinander ins Einvernehmen gesetzt hatten, erzählte Lux, was für Hoffnungen der Bischof in sie gesetzt habe und wie sie ihm das Alräunchen nach bestem Vermögen zubereiten wolle, und schlug ihm vor, den Schabernack dadurch zu verlängern, daß er die Geldsumme, die der Bischof nach ihrer Anweisung jeweilen unter die Wurzel legen würde, verdoppele und ihn so im Glauben an die Trefflichkeit des Zauberdinges erhalte. Lando, von diesem Einfall entzückt, verabredete

mit Lux alle Einzelnheiten, wie sie es halten wollten, und scherzte zwischendurch in kindlicher Weise mit Lisutt, die ihn ohne Zögern als guten Spielkamerad behandelte. Sein hübsches Gesicht, das eine rotbraune, sammetweiche Haut zierte, strahlte dabei von Freundlichkeit, wodurch aber der Ausdruck gelangweilter Melancholie nicht ganz ausgelöscht wurde, der ihm natürlich war, und dessen Ursache zum Teil eine vorgeschobene und ein wenig hängende Unterlippe sein mochte. Dieser an sich unschöne Zug reizte das Auge, ihn immer von neuem zu betrachten, und nachdem er sich verabschiedet hatte, erwog Lux noch eine gute Weile lang, ob sein Gesicht ihr besser lachend oder in hochmütiger Traurigkeit gefallen habe.

Während Lando seinen Weg fortsetzte, fiel ihm ein, daß der junge Landmann kecker als erlaubt mit einem feinen Herrn, wie er war, umgegangen sei, und auch gegen den Bischof, so unwürdig derselbe sein möge, sich allzuviel herausnähme, und es ärgerte ihn ein wenig, daß er sich durch seine Lust an Schelmenstreichen und sein Vergnügen an munteren Kindern hatte verführen lassen, so vertraulich mit ihm zu verkehren, als ob er seinesgleichen wäre. Er wurde mit sich einig, daß er den Bischof von der Treulosigkeit seines Günstlings in Kenntnis setzen und vor der Torheit, die zu begehen er im Begriffe stand, bewahren wollte; als er aber um die Abendzeit Wonnebald gewahr wurde, wie er sich in augenscheinlicher Erregung in sein Schlafzimmer zurückzog, überkam ihn der Kitzel, zu wissen, was der alberne Mann vornehmen würde, und er sagte sich, es sei nicht seine Sache, einem übermütigen Schlaukopf zu schaden, um einem aufgeblasenen Narren zu dienen. Also richtete er es so ein, daß der Bischof nach kurzer Zeit durch eine Nachricht von dringender Wichtigkeit abgerufen wurde, und schlich sich unterdessen in sein Gemach, wo er denn auch in einer Ecke auf eine Konsole gesetzt, den Wurzelgötzen entdeckte, mit einem Mäntelchen aus Brokat bekleidet, das der Bischof ihm soeben verfertigt haben mochte, und in welchem er das Aussehen eines zwerghaften Kobolds hatte. Unter die Konsole hatte der Bischof einen Betschemel gerückt, um dem kleinen Zauberer die Anbetung zu widmen, die Lux angeordnet hatte, welche Vorrichtungen alle Lando in der Meinung bestärkten, daß es schade wäre, eine solche Narrheit zu stören. Als Wonnebald früher als gewöhnlich schlafen gegangen war, folgte ihm Lando bis an die Tür, in der Hoffnung ihn belauschen zu können, nahm aber durch das Schlüsselloch nichts wahr und hörte auch anfangs nichts als ein undeutliches Raunen und Murmeln; erst als das Licht bereits gelöscht war, wurde die Stimme des Bischofs lauter, so daß Lando folgende Worte unterscheiden konnte:

Alräunchen, Wurzelgöttle,
Mach mir fleißig Gold ins Bettle!

ein Spruch, den Lux ihm nicht ohne Mühe beigebracht hatte. Wonnebald hatte sich auf allen Seiten eingeschlossen, nur eine Tapetentür offen gelassen, die in sein Badezimmer führte, in welches Lando durch ein Fenster gelangen konnte. Kaum hörte er den Bischof schnarchen, als er auf leisen Füßen in das Schlafgemach eintrat, und da er beim gelben Schein eines Nachtlämpchens die nunmehr nackte

Wurzel auf dem bischöflichen Kissen und drei Goldstücke daneben liegen sah, fügte er flink drei andere hinzu und entfernte sich lautlos und geschwinde. Lux hatte nämlich die Vorsicht gebraucht, dem Bischof einzuschärfen, daß er die Summe, die der Alraun verdoppeln solle, besonders im Anfang nicht zu hoch anlege, ebensowohl um ihn nicht durch Unbescheidenheit zu verletzen, wie um das dürre und zarte Wesen nicht mit einem Male zu heftig, lieber häufiger und gelinder arbeiten zu lassen. Mehrere Male gelang es Lando, der Wurzel das Häufchen Gold, das von ihr zu erwarten war, unbemerkt unterzuschieben, und er belustigte sich tagüber, den Bischof mit Fragen zu bedrängen, warum er auf einmal ein eingezogenes Leben führe, anstatt wie sonst die Nächte durchzuschlemmen und zu prassen.

Nach kurzer Frist jedoch verdarb Lando den weiteren Verlauf durch seine Neugierde; denn um zu sehen, was für eine Andacht der Bischof allabendlich vor dem Alraun ausübte, öffnete er die Tür seines Schlafzimmers, als Wonnebald eben eifrig knixend vor der Zaunrübe umhersprang, wurde trotz aller Vorsicht von diesem gehört und mußte wohl oder übel vollends eintreten und sein unberufenes Eindringen durch einen rasch ersonnenen Vorwand erklären. Diesem war der Bischof allerdings geneigt, Glauben zu schenken, aber da Lux ihm gesagt hatte, daß das Alräunchen augenblicks seiner Fruchtbarkeit verlustig gehen würde, wenn ein dritter es sähe oder etwa gar ihn bei seinen andächtigen Verrichtungen überraschte, war er überzeugt, daß es mit dem unschätzbaren Brutgeschäft nunmehr zu Ende wäre und fand sich durch das Ergebnis des nächsten Morgens darin bestärkt; er hatte sich nämlich aus Angst vor neuen Störungen so gründlich eingeschlossen und verschanzt, daß Lando nicht eintreten konnte, um den üblichen Zauber vorzunehmen.

Um die Abendzeit machte sich Lando auf, um Lux, wenn es sich so fügte, daß er ihr begegnete, von dem, was vorgefallen war, in Kenntnis zu setzen. Noch war die Hitze des Tages nicht verdämmert, und er suchte unwillkürlich schattige Wege auf, so daß er an den unteren Lauf des Flusses geriet, wo er mit verminderter Wucht in breiterem und flacherem Bette hinströmte. Hellgrüne Weiden und buschige Erlen bekränzten seine beiden Ufer und ließen einen schmalen Pfad frei, der hier, ein gutes Stück unterhalb der Ortschaft, wenig begangen wurde; auch fragte sich Lando, nachdem er eine Weile ohne einer Seele zu begegnen vorwärtsgegangen war, wie er dazu käme, Lux in dieser abgelegenen Gegend zu suchen, und war im Begriff, umzukehren, als er ein Plätschern und verstohlenes Lachen hörte, das ihn bewog, noch ein wenig weiterzugehen. Gleich darauf hielt er an und zog sich hinter die nächsten Bäume zurück, da er bemerkte, daß das Geräusch von Badenden herrührte, erkannte aber fast gleichzeitig in der Frau, die halben Leibes aus dem Wasser tauchte, Lux, und blieb unbeweglich an seinem Platze stehen. Lisutt saß auf einem Stein und schlug mit den zierlich kräftigen Beinen auf das Wasser, wodurch ein magerer brauner Junge, Brun, den Lando nicht kannte, über und über bespritzt wurde, der nun seinerseits die Kleine mit Wasser übergoß; sie streckte abwehrend die runden Arme aus, kniff die lustigen Augen zusammen und schüttelte sich, daß

die braunen Haare wild um ihre nassen Schultern tanzten in der Ausgelassenheit des elementarischen Spieles. Lando betrachtete die Kinder nur flüchtig, so sehr fesselte ihn das Bild der Frau, deren fest und edel gebildete Beine durch das grüne Wasser bald wie Silber, bald wie Alabaster schimmerten, während Nacken, Arme und Brust, der schlanke Leib und der elastische Rücken, wenn sie sich beugte oder aufrichtete, die Biegsamkeit und farbige Wärme lebendigen Fleisches zeigten. Ihr ins Gesicht wagte er nicht zu sehen, obwohl er wußte, daß sie ihn nicht sehen konnte, und obwohl er die lebhafteste Sehnsucht hatte, ihren milden und mutwilligen Blick zu fühlen. Daß sie sich als Frau offenbart hatte, erregte ihm kein besonderes Erstaunen, vielmehr war ihm so zu Mute, als hätte er es von jeher gewußt oder wenigstens so sicher wie die Verwandlung eines Schmetterlings erwartet.

Vorsichtig, die Augen auf den Fluß gerichtet, ging er rückwärts, dann, als er sicher war, daß er von dort aus nicht mehr gehört oder wahrgenommen werden konnte, fing er an zu laufen und hielt erst ein, als er bei einer breitköpfigen Ulme angekommen war, die eine leichte Bodenerhebung krönte, und unter der er sich niederlegte. Tränen liefen ihm über die Wangen, ohne daß er es bemerkte, so erschüttert war seine Brust von Rührung und inniger Liebe; noch schwankte der nackte Leib vor seinen Augen und zugleich war es ihm, als müsse er vor ihre Füße geworfen, sie um Vergebung anflehen, daß er, wenn auch ohne seine Schuld, ihre Verborgenheit belauscht hatte. Obgleich er kein Neuling in Liebesangelegenheiten war, glaubte er doch zum ersten Male zu lieben und fühlte sich beglückt in der Sicherheit, bis zum Tode und ewig darüber hinaus dieser einzigen Frau anzugehören. Der Mond stieg allgemach, überfließend von gelbem Lichte, hinter dem Gehölz empor, und Lando lag noch immer in das schaudernde Gras gedrückt, sah den stillen Flug des vollen Gestirnes und fühlte sich eins mit der Erde, die rein entzückt die Beseligung der Nacht empfing. Gegen Mitternacht ging er nach Hause, schlief fest bis in den hohen Tag und kleidete sich langsam an, im schwelgerischen Vorgenuß der ersehnten Begegnung ebenso bestrebt sie hinauszuschieben wie ungeduldig sie herbeizuführen.

Der Bischof hatte unterdessen Lux aufgesucht und ihr den Unfall, der dem Alräunchen zugestoßen war, erzählt, worauf sie, zufrieden, daß der Spaß soweit geglückt war, es für unmöglich erklärte, unter den Augen eines Spähers und vielleicht Mitwissers zum zweiten Male eine solche Zauberei anzuzetteln. Wonnebald, dem nichts erwünschter war, als von einer unscheinbaren Wurzel, deren Eingeweide die nutzbringende Natur so artig eingerichtet hatte, allnächtlich ein Häufchen Gold auf das Kopfkissen gespuckt zu bekommen, neigte zu dem Wunsche, Lando, den er für das einzige Hindernis der Goldabsonderung ansah, auf die eine oder andere Weise zu entfernen und sagte zu Lux, wenn sie aus ihren Büchern eines Mittels kundig wäre, um unliebsame Störenfriede, sei es mit Beeinträchtigung von Gesundheit oder Leben, sei es ohne Schädigung derselben, aus dem Wege zu räumen, so wolle er die Folgen auf sich nehmen und mit Dank und Lob ihrer Geschicklichkeit nicht zurückhalten. Sie erschrak im Herzen über diese

Zumutung, ließ aber nichts davon merken, sondern antwortete, indem sie nachdenklich den Kopf wiegte, eine solche Sache müsse langsam reif werden, sie wolle alles wohl bedenken, er möge inzwischen nichts unternehmen, ohne ihren Rat einzuholen. Nachdem er sich entfernt hatte, nahm sie ihren Lieblingsplatz am Fenster ein; ihr Blick schwebte zwischen dem weißen Wasser, das nicht müde wurde, sich selber zu verschlingen und in furchtbaren Todesstürzen sich von sich selber befreien zu wollen schien, und dem bleichen Himmel, der heute matt herabhing und die Luft zusammenzudrücken schien. An dem gegenüberliegenden breiten Berge zog sich deutlich erkennbar ein schmaler, blasser Pfad hinauf, über dem das farblose Gewölk so unbeweglich lag, als wenn er auf immer verschüttet wäre, und ein beklemmendes Gefühl eingeengt und gefangen zu sein, bemächtigte sich ihres Herzens. Wie sie so dasaß, kam Lando unter ihrem Fenster vorbei, blieb stehen, als er ihrer ansichtig wurde, grüßte und suchte errötend nach einer Anrede, ohne ein Wort finden zu können, das ihm passend schien. Sie wartete ein wenig und erzählte ihm dann flüsternd, halb scherzhaft, halb ängstlich, daß der Bischof ihm nach dem Leben trachte und sie gedungen habe, ihn umzubringen. „Das könntest du doch nicht," sagte er leise und sah sie ernsthaft und zärtlich an, indem er dicht an die Mauer herantrat, die Arme in die Fensterbank und den Kopf auf die gefalteten Hände legte. Sie antwortete treuherzig: „Nein, das könnte ich nicht," und beugte sich, von seinem flehenden Blick angezogen, zu ihm nieder, worauf er sie mit beiden Armen umschlang und ihren Mund, der dem seinen entgegenkam, küßte. Sie blieben eine Weile so, ließen sich los, lachten und umarmten sich von neuem; daß er ihr Geschlecht erraten hatte, erschien ihr selbstverständlich und keiner Frage wert. Erst als Lando, durch Schritte, die näherkamen erschreckt, sich mit kurzem Gruß entfernte, besann sie sich, seufzte mehrmals und brach endlich in Tränen aus, die lange nicht trocknen wollten, dann aber einer starken, hochschwebenden Freudenstimmung wichen.

An den nächstfolgenden Tagen trafen sie sich einmal oder mehrmals, und es schien ihnen bald so, als wären sie seit Wochen, ja seit Monaten und Jahren durch gegenseitige Liebe verbunden, nur daß Lando nicht verriet, daß er sie an jenem Abend im Fluß hatte baden sehen und es als Geheimnis bewahrte, mit dessen Offenbarung ihr Glück die letzte, überschwängliche Weihe erhalten würde. Oft wenn er bei ihr war, vergaß er es, oder es kam ihm plötzlich unwichtig vor, oder, wenn er in ihre unschuldig wissenden Augen blickte, schien es ihm töricht oder anmaßend oder zwecklos, davon zu sprechen; endlich, an einem heißen, wolkenlosen Sommertage, entfuhr ihm zufällig ein andeutendes Wort, das er gleich darauf zurücknahm, und da sie arglos in ihn drang, das Rätsel zu lösen, beschwor er sie beim Einbruch der Nacht unterhalb des Dorfes an den Fluß zu kommen, wo er ihr einzig gestehen könne, was er nicht laut unter der Sonne zu sagen wage. Lux errötete und stutzte, aber nein hätte sie nicht sagen können.

Abends, nachdem sie die Kinder zu Bette gebracht hatte, setzte sie sich ins Fenster, um zu warten, bis sie eingeschlafen wären; aber Brun, der eine außergewöhnliche

Erregung an seiner Mutter bemerkt hatte, kämpfte mit Anstrengung gegen die Müdigkeit, und erst als es eine Stunde vor Mitternacht war, überwältigte das tapfere Kind der Schlaf. Lux hörte es an seinen ruhigeren Atemzügen und schwang sich mit ganzem Leibe in die Fensterbank, um ins Freie zu springen, zögerte aber wieder und kehrte noch einmal ins Zimmer zurück, um sich zu vergewissern, daß die Kinder fest und ruhig schliefen. Sie war so erregt und aufgewühlt, daß das unzählige Male gesehene Bild der schlafenden Kinder sie wie etwas Fremdes rührte; Brun sah traurig aus, Lisutt hingegen lag da, als wären scharenweise Engel um sie versammelt und hielten einen himmlischen Baldachin über ihr, dessen Licht von ihren Wangen widerschiene. Ihre Lippen waren so weit geöffnet, wie eine wilde Rose vor Tag, ein winziger Blutring in einfachster und süßester Linie um das überirdische Geheimnis gebogen, das in kaum hörbar aus- und einwehendem Atem sein Dasein verriet. Lux stand mit überfließenden Augen an dem Bett und konnte nicht gehen noch bleiben; aber ein unvermeidliches Schicksal, das sich mit ihrem Herzen verkettet hatte, schien sie dahin zu rufen, wo der Geliebte sie erwartete, und sie schwang sich noch einmal in das Fenster und ließ sich sacht an der niedrigen, leise bröckelnden Mauer herab.

Draußen duftete die Nacht, und die unbestrahlte Erde enthüllte ruhevoll ihren Leib in der einsamen Dämmerung. Lux atmete tief auf und reckte die Arme in die Luft; ihre Brust weitete sich und sie mußte gewaltsam den Schrei des Entzückens auf den Lippen festhalten, während sie mit fliegenden Füßen die weichen Pfade zu den Gebüschen am Fluß hinuntereilte.

Sie trafen sich nun mehrere Nächte so, wohingegen sie sich am Tage nicht zusammen wollten sehen lassen, um keinen Anlaß zu Verdacht und Geschwätz zu geben; denn Lando war zwar ungeduldig, Lux als seine Frau heimzuführen, wollte aber mit der Veröffentlichung des Verhältnisses warten, bis seine Mutter, die krank und nach Aussage der Ärzte in Lebensgefahr war, entweder genesen oder dann durch den Tod aller Kränkung entrückt wäre. Trotz der beabsichtigten Vorsicht indessen begegneten sich die Liebenden auch nicht selten bei Tage, so daß es dem Bischof nicht entgehen konnte, der nicht aufhörte, Lux zu beobachten und nachzustellen. Sie gab unverlegen die Erklärung, daß sie vertraut mit Lando werden müsse, um ihm etwas zweckmäßiges beibringen zu können, womit Wonnebald sich zufriedengab, da er ohnehin den Kopf der allerärgsten Sorgen voll hatte.

Nachdem nämlich die Fruchtbarkeit des Alrauns infolge des Gegenzaubers von Landos Neugierde abgestorben war, nahm der Bischof seine früheren Lebensgewohnheiten wieder auf, insbesondere die Zusammenkünfte mit Hermenegilde, die bereits ein eifersüchtiges Mißtrauen wegen seiner Zurückgezogenheit und Geheimtuerei gefaßt hatte. Das lenzliche Prangen der Natur schien auch die Liebe saftiger und würziger zu machen, so daß Wonnebald sich schon über die unterbrochene Goldmacherei getröstet fühlte; aber der widerliche Nachgeschmack, der sich so oft aus den Wollüsten des Lebens entwickelt, blieb nicht aus, indem Hermenegilde plötzlich Muttergefühle an sich wahrnahm und das Paar sich mit dem Ge-

danken an Kindersegen vertraut machen mußte. Nach Überwindung des ersten Schreckens empfand Hermenegilde hierüber mehr Freude als Kummer, die täglich zunahm, Wonnebald hingegen schlug das Glück, Vater zu werden, gering an und hätte den unwillkommenen Sprößling gern schon im Mutterleibe umgebracht, in der Meinung, daß es je später desto schwieriger und gefährlicher sein würde. Anfänglich trug er sich mit dem Gedanken, auch in dieser Sache Lux um einen wirksamen Zauber anzugehen, mußte aber bald bemerken, daß Hermenegilde über seine lieblose Gesinnung in große Erbitterung und Aufregung geriet, die er nur durch völlige Unterwürfigkeit und heuchlerische Zärtlichkeitsvorspiegelungen beschwichtigen konnte. Hermenegilde zweifelte nicht, daß die unterjochten Stiftsdamen, wenn sie das Geheimnis entdeckten, sich ducken und schweigen würden, ja im Grunde konnte sie sich nichts anderes vorstellen, als daß das Hervorbrechen ihrer Nachkommenschaft von der erstaunten Welt mit Pauken und Posaunen werde gefeiert werden, und sie ließ es nicht an beißenden Bemerkungen über die Menschenfurcht des Bischofs fehlen.

Vorzüglich verließ sie sich in dieser Angelegenheit auf eine alte Magd, die ihr in allen Dingen blindlings zu Diensten und von Anfang an Mitwisserin des hochwürdigen Liebesverhältnisses gewesen war, das sie freilich mißbilligte. Die Alte, die ohne Zaudern jedes schuldlose Stiftsfräulein ins Wesenlose befördert hätte, das ihrer Herrin unbequem gewesen wäre, betrübte und entrüstete sich darüber, daß die gewaltige Dame, in Hingebung zerschmolzen, ihren Ruf einem Manne aufopferte, und erlaubte sich oft, ihr die verliebte Schwäche vorzurücken. Vor allen Dingen grollte sie dem Bischof, der durch sein Dasein alles verschuldet hatte, und ließ sich auch durch die reichen Geschenke, die er ihr zusteckte, damit sie ihm ein weniger grämliches Gesicht mache, keineswegs besänftigen, vielmehr verachtete sie ihn wegen dieser furchtsamen Bestechungen um so gründlicher.

Dem Bischofe brach kalter Schweiß aus, wenn er daran dachte, was für ein Ende das nehmen sollte, und in einem solchen Zustande von Beängstigung kam ihm eines Tages der Einfall, es mit Gebet und Gelübde zu versuchen, da doch möglicherweise Gott oder wenigstens die Heiligen zu einer wunderbaren Hilfeleistung imstande und geneigt wären. Von der Aussicht schon ein wenig erheitert, kleidete er sich veilchenblau an und begab sich geradewegs in die Burgkirche hinein, wo im Gegensatze zu der Mittagshitze, die draußen siedete, liebliche Kühle und Dunkel herrschten. Ein kitzelndes Wallen und Knistern um sich verbreitend schritt er durch die Säulen und verschwand in der letzten Seitenkapelle, welche der sogenannten Millionenmutter oder Millionenmaria gewidmet war. Es befand sich dort nämlich in einem verschlossenen Glasschreine eine schön geputzte Puppe, welche die Gottesmutter ohne Kind darstellte und vorzüglich als Krankenheilerin verehrt wurde, da sie vor Jahrhunderten einmal der Pest, die Klus fast sämtlicher Einwohner beraubt hatte, endlich von den übriggebliebenen in Prozession durch die Gassen getragen, Einhalt geboten haben sollte. Diese Figur trug eine Krone, deren Gestell aus Messing war, die aber mit verschiedenen Edelsteinen von außer-

ordentlicher Größe und Kostbarkeit besetzt war, weswegen ihr der Volksmund den erwähnten Namen angehängt hatte, und welcher Reichtum die Ursache sein mochte, daß sich mit Vorliebe die in Geldnot befindlichen Gläubigen an sie wandten. Als der Blick des knieenden Bischofs auf die milde funkelnden Steine fiel, kam ihm der Gedanke, daß dieser brachliegende Schatz ihn für alle Zeit aus seinen Verlegenheiten retten könnte, und wuchs mit solcher Schnelligkeit und Gewalt zum unwiderstehlichen Wunsche, daß er ihm einer Eingebung gleichzukommen schien. Tief in Gebetsstellung zusammengekrümmt überlegte er sich, daß außer ein paar alten blöden Leuten zu dieser Zeit niemand in der Kirche wäre, daß abgesehen davon niemand sehen könne, was abseits in der düstern Kapelle vorginge, und also, da er auch die Schlüssel bei sich hatte, nichts ihm im Wege stände, um sich augenblicklich des Kleinodes zu bemächtigen. Nachdem er vorsichtig in die Kirche hinein gelauscht und sich überzeugt hatte, daß sie leer und totenstill war, öffnete er leise die gläserne Tür und löste der Puppe die Krone vom Kopfe, was freilich nicht ohne heftiges Rütteln und Zerren vonstatten ging. Auch erwies sich das Aussehen des beraubten Kopfes, als er haarlos war, als einigermaßen nackt und kümmerlich, aber da das der Heiligkeit und Wunderkraft kaum Abbruch tun würde, hielt es der Bischof für unnütz, sich das Gewissen darüber zu beschweren. Er schob die Krone in den Busen, rauschte stramm durch die Kirche und eilte in sein Schlafgemach, um sich in Ruhe an der Erwerbung zu ergötzen.

Es waren zwölf Edelsteine in die Krone gefaßt, hauptsächlich Smaragden und Rubinen, von denen er die größten zu verkaufen oder zu versetzen, die kleineren der Hermenegilde zu schenken beschloß. Selbst das Geschäft auszuführen schien ihm bedenklich, doch zweifelte er nicht, daß Lux sich würde bereitfinden lassen, in die nächste Stadt zu reisen und die ausgewählten Steine einem Juwelenhändler zum Kaufe anzubieten; sie stammten, gab er ihr an, von einer Urahne, die sie in einem Ringe getragen habe, und die Sache müsse geheim bleiben, weil es dem Rufe eines Kirchenhauptes schaden könne, wenn man erführe, daß er sich eines so heiligen Erbstücks habe entäußern wollen oder müssen. Lux war zu sehr in den Traum ihrer Liebe eingeschlossen, um darüber nachzudenken, ob es sich so oder anders verhielte, führte den Auftrag aus und händigte dem freudestrahlenden Bischof die Summe ein, die sie daraus erlöst hatte.

Der alte Bernkule war, seit Lux da war, ihm alle Arbeit abgenommen und ihn gepflegt hatte, ganz in sich zusammengesunken und fing behaglich an zu sterben; in den letzten Tagen indessen, als der Bischof eben seinen großen Streich vollführt hatte, befand er sich so wohl und kräftig, daß er mit Lux und den Kindern einen großen Spaziergang unternahm, der sie weiter als sonst in die umliegenden Täler hineinführte. Auf einer Anhöhe machten sie Halt, und nachdem sie einen Imbiß zu sich genommen hatten, erklärte der Alte die Namen der Gipfel, die man sehen konnte, und die er in früheren Jahren manches Mal bestiegen hatte. Gerade ihnen gegenüber befanden sich auf einem verödeten Hügel die Ruinen einer Burg, an einigen Stellen so niedrig und verbröckelt, daß das Gras darüber hinaus

wuchs, während an anderen das Gemäuer noch die einstigen Formen erkennen ließ. Christoph Bernkule erzählte alte Überlieferungen, die sich daran knüpften, und fügte hinzu, daß er als Kind hätte sagen hören, es töne zuweilen bei Abend- oder Nachtzeit eine süße Musik aus den verfallenen Mauern, deren Ursprung nie habe erkundet werden können; denn so oft einer sie gehört und neugierig zwischen den Trümmern nachgespürt habe, sei sie verstummt und nie etwas anderes zu finden gewesen als etwa eine zirpende Grille oder ein weinendes Känzchen.

Lisutt blieb eine Weile still und in sich gekehrt, so daß nicht zu erkennen war, ob sie die Erzählung des Großvaters verstanden hatte, plötzlich aber richtete sie die Augen groß und heiter auf ihn, sagte: „ich höre die Musik!" und blickte dann wieder fest auf das Gemäuer, hinter dem, durch unregelmäßige Lücken sichtbar, das Feuer der untergehenden Sonne brannte. Während der alte Bernkule lächelte, sah Brun ernst und fast traurig auf die Kleine, der das wunderbare Tönen aufgegangen war, und auch der alte Mann konnte sich der Neugierde und Bewunderung nicht enthalten, wie sie die runden Arme mit einer kleinen, unbewußten Bewegung hin und her zu wiegen begann, gerade als ob sie zu einer die Seele durchdringenden Musik den Takt angeben wollte. Lux lag ein wenig abseits im Moose und horchte halb auf das Gespräch der anderen, halb in sich hinein, wo der Nachhall der Schwüre ihres Geliebten weiterlebte, die er, sowie sie einen Zweifel an seiner Beständigkeit oder an ihrer gemeinsamen Zukunft merken ließ, nicht müde wurde zu wiederholen: daß die Kraft der Liebe sein Herz und seinen Willen gehärtet habe, so daß weder Zwang noch Bitten ihn würden biegen können, daß ihre Armut ihn beglücke, weil er, ein Bettler vor der Fülle ihres Wesens, dadurch doch auch einmal, wenn auch nur in vergänglichen und nebensächlichen Dingen, reich sein und ihr schenken könne, daß er lieber Fluch, Verbannung, Elend, und das ewige Brennen der Hölle mit ihr teilen wolle, als entblößt von ihrer Nähe und Liebe die schauerliche Langweile des Lebens ertragen. Auf einer unfaßbaren Melodie durchfluteten sie solche Worte, Minuten wie Stunden erfüllend und verzehrend, so daß sie die Flucht der Zeit nicht bemerkte. Auch der Alte saß selbstvergessen da, aus den verglimmenden Äuglein auf das Kind blinzelnd und zuweilen bewußtlos in sich hinein lachend. Das kantige Trümmerwerk starrte schwärzer aus dem weiß leuchtenden, grünlich überhauchten Himmelsgrunde, und schon sammelte sich kühle Feuchtigkeit über dem Boden, als Lux zum Heimgehen mahnte. Sie und Brun mußten wechselweise Lisutt auf den Armen tragen, die unvermerkt eingeschlafen war, der alte Bernkule hingegen ging seinen steten, langsamen Schritt nach Hause und murmelte zuweilen für sich unverständliche Dinge, wobei er ein wenig die unsicheren Arme bewegte. Am anderen Morgen fieberte er, schien aber mehr schwach als krank zu sein, doch starb er, ohne noch einmal volles Bewußtsein wiedererlangt zu haben, zwei Tage darauf; die Anstrengung des Spaziergangs und die Feuchtigkeit des Abends mochten die Auflösung des Greises beschleunigt haben.

Der Tod des alten, mehr als 90jährigen Mannes, den jedermann in Klus,

Groß und Klein, Reich und Arm kannte, erregte allgemeine Teilnahme, und viele kamen ihn zu sehen, der mit dem langen weißen Haar und dem wallenden Bart, in dem sich noch schwarze Haare kräuselten, erbaulich wie ein Patriarch dalag und die Umstehenden zu schönen Betrachtungen über Leben und Sterben veranlaßte. Die Kinder, die sich bei seinen Lebzeiten vor ihm gefürchtet hatten, liefen neugierig herbei und brachten Blumen ohne Zahl, so daß beim Begräbnis der kleine schwarze Sarg unter Kränzen fast verschwand. Himmel und Erde lachten in sommerlicher Wonne, als das Trauergeleit den eingesegneten Leichnam auf den Gottesacker führte, der zwischen zwei Hügel eingebettet ein halbes Stündchen außerhalb des Dorfes lag. Dicht hinter dem Leichenwagen ging mit flinken, fröhlichen Schritten Lisutt, weiß angetan und weiß bekränzt, strahlend vor feierlicher Heiterkeit, da sie überzeugt war den Großvater in das Paradies zu führen, wo Engel und Heilige auf den Wiesen tanzten und hurtige Affen auf immergrünen Bäumen kletterten.

Es war eine selbstverständliche Sache, daß Lux, als vermeintlicher Enkel des alten Bernkule sein Geschäft fortführen werde; aber bevor sie noch förmlich in das Amt war eingesetzt worden, ging auf allen Seiten ein Murren los, die Stelle würde liederlich verwaltet und keine Maulwürfe mehr abgefangen, sie geberdeten sich wie die Herren im Lande, unterwühlten nicht nur die Gemüsepflanzungen, sondern stießen sogar in den Ställen auf zu großem Schaden und übler Vorbedeutung. Nun war freilich die Jagd von jeher und besonders während der letzten Lebensjahre des alten Bernkule überaus nachlässig betrieben worden, allein weil die Leute mit ihm nicht anbinden wollten und mochten, hatten sie geschwiegen und insgeheim selber weggefangen was ihnen in die Quere kam; jetzt aber erhoben sie unverweilt ein Geschrei, daß sie zusehen müßten, wie das Ungeziefer ihnen Bohnen und Melonen zerstörte, da ja zugunsten des verschworenen Scheermäusers eigenmächtiges Ergreifen und Töten der Maulwürfe verboten wäre.

Auf die Ermahnungen des Magistrats hin, sich des Amtes besser anzunehmen, wußte sich die unberatene Lux nichts besseres als mehr und mehr selbstverfertigte Schwänzchen vorzuweisen, wovon sie noch einen ziemlichen Vorrat hatte, wodurch aber, wie sich von selbst versteht, der Maulwurfplage keineswegs gesteuert wurde. Bald begann die Maulwurfbehörde sich über die gewaltige Vermehrung dieser Tiere zu wundern und zu beunruhigen, die, so mußte es ihnen scheinen, bei Dutzenden weggefangen, sogleich bei Hunderten wieder da waren, als ob sie sich aus dem Blute der Hingewürgten phönixartig und vervielfacht neu erzeugten. Im Rat, wo Bildung und Besonnenheit vorherrschte, suchte man nach vernünftigen Erklärungen für die Erscheinung und besann sich auf verschiedene Fälle, wo Heuschrecken, Frösche, Mäuse und ähnliche Tiere durch unerhörte Vermehrung zu einer Landplage geworden waren, und auf das Betragen und die Mittel, welche die Weisheit der Regierenden jeweilig solchen Heimsuchungen entgegengesetzt hatte.

So bedachtsam ging es im Volke nicht zu, wo der schwarze Tobias in selbstsüchtiger Absicht allerlei verdächtige Nachrede umgehen ließ; man wurde sich einig,

daß die Sache mit rechten Dingen nicht zugehen könne, und flüsterte sich zu, daß Lux durch zauberhafte Mittel die Vermehrung oder den Zufluß von Maulwürfen herbeigeführt habe, teils aus allgemeiner Bosheit, damit Landwirtschaft und Gartenbau von Klus zugrunde gehe, teils um bei der Gelegenheit die eigene Tasche zu füllen. Anfänglich blieb das ein unterdrücktes Grollen und Drohen, wovon eben der, die es betraf, nichts zu Ohren kam, bis es geschah, daß in der Burgkirche das Fehlen der Marienkrone bemerkt wurde, die Kunde davon zu jenem Goldschmied drang, dem Lux die beiden größten Edelsteine verkauft hatte, in diesem der Argwohn aufstieg, dieselben könnten mit dem großen Kirchenraube in Zusammenhang stehen und durch die auf seine Anzeige erfolgende Untersuchung als wahrscheinlich nachgewiesen wurde, daß sie in das vermißte Heiligtum gehörten. Augenblicklich fiel der Verdacht der Leute auf Lux, deren Abreise und zweitägiges Fernbleiben von Klus gerade während der Zeit, wo der Raub dem Vermuten nach ausgeführt worden war, sogleich Verwunderung erregt hatte und nun in übelster Weise ausgedeutet wurde, noch mehr aber weil sie ihnen nun einmal ein Dorn im Auge und Zielscheibe aller bösen Gedanken geworden war.

Der Richterschaft erschien es nicht angemessen, Lux auf so geringe Verdachtspunkte hin gefangenzunehmen, auch deshalb zur Nachsicht geneigt, weil Lux sich der Gunst des Bischofs erfreute, und so wurde ihr nur mitgeteilt, daß sie bis auf weiteres ihre Wohnung nicht verlassen und einer Vorladung vor Gericht sich gewärtig halten solle. Da ihr nicht gesagt worden war, um was es sich handele, dachte sie, es müsse die Maulwurffängerei angehen, und nahm die Sache nicht schwer.

Sie machte sich allerlei im Hause zu schaffen und bog sich zwischendurch öfters aus dem Fenster in der Erwartung, daß Lando kommen würde, um sie, wenn ihm etwas von dem seltsamen Vorfall zu Ohren gekommen wäre, zu trösten oder ihr Rat und Hilfe anzubieten. Da es Nachmittag wurde und er noch nicht gekommen war, hielt sie sich vor, daß er sich gewiß nicht habe frei machen können und schalt sich wegen ihrer Ungeduld, trotzdem wuchs ihr Verlangen ihn zu sehen, so daß sie nur zerstreut auf Lisutts Spiele einzugehen vermochte. Früher als sonst brachte sie die Kinder zu Bett und atmete auf, als sie schliefen und sie sich ins Fenster setzen und endlich unbehelligt der Sehnsucht hingeben konnte. Es hatte sie während des langen Tages zuweilen ein Gefühl heißer Bangigkeit überlaufen, als müsse doch etwas Wichtiges und Peinliches gegen sie im Werke sein, aber es verflog immer wieder und vollends, wie sie in den Frieden des Abends hineinsah, der baldigen Ankunft des Freundes gewiß, wich die Beklemmung, und die Herrlichkeit eines zukünftigen Glückes ging strahlend vor ihr auf. Allmählich verblichen diese Träume in der Länge des Wartens, und sie fing an so inständig zu horchen, daß das Donnern des Wassersturzes, das jedes kleinere Geräusch verschlang, sie aufregte und ihr unerträglich vorkam und sie wünschte, daß nur ein obdachloser Vagabunde oder eine jagende Katze vorbeigeschlichen käme, um doch einmal die spöttische Leere zu unterbrechen. Sie wurde darüber müde und abgespannt, gerade indessen

als sie sich hoffnungslos abgewandt hatte, hörte sie den leisen, lässigen Schritt, den sie kannte, und kehrte mit einem halblauten Aufschrei der Freude an das Fenster zurück. Ohne Gruß oder Anrede von ihm zu erwarten, bog sie sich hinaus, lehnte sich auf seine Schulter und erzählte, wie sehnlich sie ihn erwartet habe, doch machte er sich sachte los, fragte, ob sie wisse, was für eine Anklage gegen sie erhoben wäre und teilte ihr mit was er gerüchtweise vernommen hatte, wobei er sie unsicher und fast verlegen ansah. Lux sagte befremdet, indem sie sich langsam aufrichtete, ein Verbrechen habe sie doch nicht begangen, was ihr also widerfahren könne, wohingegen Lando meinte, das natürliche Recht und das geschriebene seien nicht immer gleich, auch der Unschuldige könne sich in den Netzen des Lebens verwickeln oder in Fallen fangen, die Böswillige aufgestellt hätten, er wolle froh sein, wenn alles ohne Gefahr und böse Folgen vorüberginge. Sie betrachtete ihn wehmütig lächelnd und sagte: „Und wenn ich nun unterliege? Und wenn ich nun schuldig wäre? Würdest du mich noch lieben, wenn ich einen Spahn vom heiligen Kreuze aus der Kirche gestohlen habe? oder wenn ich dem Bischof Gift eingegeben habe?" Es flammte in seinen Augen und er flüsterte leidenschaftlich: „Wenn du deinen Vater ermordet und deine Kinder verkauft hättest, und wenn ich wüßte, daß du mir selber das Blut aussaugen würdest, ich würde dich immer lieben und nimmer verlassen! Eher könnten diese Wasser versiegen und jene Berge versinken, als daß ich aufhören könnte dein zu sein!"

Während dieser Beteuerungen versuchte er sich zu ihr hinein zu schwingen, allein sie drängte ihn sanft zurück und sagte, sie wolle nicht haben, daß ihre Kinder erwachten und ihn bei ihr fänden, überhaupt wäre jetzt Vorsicht geboten und sie dürften nicht zusammen gesehen werden. Er empfand, er wußte selbst nicht warum, einen kühlen und fremden Hauch in ihrem Wesen und schmeichelte ihr mit vielen kosenden Worten, doch leuchtete ihm ein, was sie von Vorsicht sagte, und so nahm er den Abschied, zu dem sie ihn drängte. Kaum war er ihr verschwunden, als die Tränen aus ihren Augen zu fließen begannen, aber zugleich atmete sie tief auf und fühlte sich wunderbar gekräftigt. Es war ihr, als hätte bisher ein farbiges Gewölk zwischen ihm und ihr geschwebt, durch das er ihr geheimnisvoll, prächtig und reizend erschienen wäre, und als hätte eben ein zufälliger Windstoß den Nebel geteilt, so daß sie ihn gesehen hätte, wie er in der Tat wäre, aller Wunder bar, schwächlich, kümmerlich und ein wenig lächerlich. Ja, obwohl ihr das Herz noch weh tat, mußte sie am andern Morgen doch lachen, indem sie sich vorstellte, wie der arme Lando ebensoviel Angst hätte sie zu verlieren, wie sie festhalten zu müssen und bald fürchtete, sie möchte die ganze Millionenmutter samt der Krone gestohlen, bald sie möchte es nicht getan haben.

Sie fühlte sich heiter und lieblich müde wie eine Genesende, als sie auf das Rathaus abgeholt und dort sogleich dem Goldschmied gegenübergestellt wurde, der ohne Zaudern erklärte, in ihr den jungen Menschen wiederzuerkennen, der ihm die Edelsteine zum Verkauf angeboten habe. Lux dachte nicht daran, zu leugnen, und sagte aus, daß die Steine dem Bischof gehörten, der sie nicht in eigener Per-

son habe verkaufen wollen, damit nicht bekannt würde, daß er sich in Geldverlegenheit befinde. Diese Behauptung, der niemand die mindeste Glaubwürdigkeit beimaß, machte den übelsten Eindruck sowohl auf die Richter wie vollends auf den Bischof, der einen jähen Zorn auf sie warf und laut seine Entrüstung über die Undankbarkeit und Dreistigkeit des Pöbels äußerste. Am folgenden Tage wurde Lux, die nunmehr in das Untersuchungsgefängnis verbracht worden war, nochmals befragt und ernstlich ermahnt die Wahrheit zu sagen und nicht einen frommen und hochwürdigen Mann wie der Bischof sei, zu verunglimpfen, worauf sie erstaunt und ein wenig ungeduldig erwiderte, etwas anderes könne sie nicht aussagen, weil sie nichts anderes wisse und nichts anderes sich begeben habe.

Es folgten nun die Zeugenverhöre, wobei eine große Anzahl von Bauern und Bäuerinnen zu Worte kamen, die zwar nichts über den Kirchenraub beizubringen hatten, destomehr aber über die Maulwurfplage und wie sie den jungen Scheermäuser zaubern gesehen hätten. Da dies nicht zur Sache gehörte, versuchten die Richter die umständlichen Berichte abzuschneiden, und der Justizrat Schimmelmann gab einigen Zeugen anheim, daß sie dumme Tröpfe wären, so daß das Geschwätz im Sande verlaufen wäre, wenn der Bischof nicht die Meinung ausgesprochen hätte, daß hier ein der Aufmerksamkeit höchst würdiger Fall vorliege, der scharf untersucht und unnachsichtig bestraft werden müsse. Wenn der Kirchenraub etwas Gottloses sei, so sei die Zauberei vollends teuflisch, in der Bibel schon als Haupt- und Todsünde gebrandmarkt, und man müsse die Gelegenheit ergreifen um der Welt zu zeigen, daß Satan immer noch umgehe, die Kirche aber so rüstig wie je sei, ihm die List einzutränken.

Abends, als Wonnebald, Boll, Schimmelmann und mehrere andere Justizpersonen gemütlich im Gasthaus beieinander saßen, kam die Angelegenheit zur Sprache; der Bischof hätte seine Meinung dem Justizrat gegenüber schwerlich verteidigen können, wenn Medizinalrat v. Boll ihm nicht zur Seite gestanden hätte, dem es zwar meist an richtiger Einsicht und vernünftigen Gedanken, nie aber an Dreistigkeit fehlte, seiner Überzeugung Geltung zu verschaffen. Er wisse wohl, sagte er, daß man verlacht werde, wenn man an Wunder, Teufelei und Hexerei und dergleichen glaube, aber der Glaube an Gott und die unbefleckte Jungfrau werde nicht minder verspottet; er und seine Ahnen wären von jeher Kämpfer für die heilige Wahrheit gewesen und fürchteten den Hohn der Ungläubigen so wenig wie der Soldat die Kugel des Feindes. Ob man nicht täglich hören könne, daß die Kühe verhext wären, daß kleine Kinder, vom bösen Blick getroffen, in Krämpfe fielen? Im einfachen unverdorbenen Volke sei diese Erkenntnis noch anzutreffen, und es suchte sich durch geweihte Talismane gegen die Einwirkung des allgemeinen Feindes zu schützen. Die Aufklärer sollten nur fortfahren in ihrer gottlosen Arbeit den Tempel des Glaubens zu unterwühlen! Einstürzend werde er sie zuerst begraben! So wahr wie Christus durch Gott Wunder gewirkt habe, hätten von jeher Böse durch den Teufel gezaubert.

Dasselbe und ähnliches wiederholte er häufig mit Nachdruck und lautem Hall

und Dröhnen der Stimme, sodaß der Bischof nun erst die Wichtigkeit und Richtigkeit seines Einfalls, das Geschwätz der Leute gegen Lux zu benützen, ganz begriff und auch die übrigen ihre Zweifel an der Möglichkeit des Zauberns nicht mehr schlechthin auszusprechen wagten. Das männliche Auftreten des Medizinalrats zeigte klar, daß sich hingebende Gläubigkeit wohl mit schneidiger Kraft vereinigen lasse, und mancher erinnerte sich gehört oder gelesen zu haben, daß die Aufklärung auch nicht unfehlbar sei. Einzig der Justizrat lachte von Herzen über die Reden seines Freundes, aber nur bei sich im Innern; äußerlich ging er mit fröhlicher Ironie darauf ein, da er aus Erfahrung wußte, daß Volk diese Art sich auszudrücken nicht begriff, vielmehr alles für bare Münze nahm, und er somit das Vergnügen genießen konnte ihn auszuspotten, ohne seine Freundschaft, an der ihm wegen des Flötenspiels viel gelegen war, einzubüßen. Er erzählte mit verstelltem Ernst, daß er seine Köchin im Verdacht der Hexerei habe, denn sie verzaubere häufig die Speisen, sodaß sie mißrieten, lasse auch durch Kraft des bösen Blicks den Braten schwinden und dergleichen mehr, was die meisten von den Anwesenden wohl richtig auffaßten, aber als eines ernsten Mannes unwürdigen Mutwillen mißbilligten, weswegen sie sich durch die stillschweigend darin ausgedrückte Meinung auch nicht beeinflussen ließen.

Immerhin war es keinem geheuer bei dem Gedanken einen Hexenprozeß einzuleiten, was seit hundert Jahren nicht vorgekommen war; aber der Bischof sagte, es sei eben hohe Zeit wieder damit anzufangen, und erklärte sich bereit, den Vorsitz zu übernehmen, da es geistliche Dinge wären, die geistlich müßten gerichtet werden. Der Medizinalrat zeigte hohe Begeisterung über diese Wendung und frohlockte, es sei ein herrlicher Sieg der guten Sache, wodurch viele mit hingerissen wurden, während der Justizrat, um einem solchen Schauspiel nicht beizuwohnen, als dessen Gegner aufzutreten er sich auch nicht entschließen mochte, eiligen Urlaub nahm und eine Reise antrat.

Sowie die öffentliche Anklage auf Zauberei gegen Lux erhoben wurde, schrieb Lando einen Brief an seinen Oheim, den Erzbischof Giselbert, und teilte ihm die unerhörte Tatsache mit, zugleich bittend, er möge den Bischof sogleich verwarnen, damit diese Torheit nicht weiter getrieben und die Kirche ganz und gar lächerlich gemacht werde; worauf der Erzbischof sich behutsam bei Wonnebald erkundigte, was an der Sache sei und ihm auf alle Fälle riet, sich und der Kirche keine Blöße zu geben. Obwohl er nicht verraten hatte, von wem er seine Nachrichten habe, zweifelte der Bischof doch nicht, daß Lando dahinter stecke, und antwortete mit Würde, der Erzbischof möge sich nicht von einem leichtfertigen Knaben, wie sein Neffe sei, in so ernsten und schweren Dingen beraten lassen; er wolle ihm insgeheim mitteilen, daß die beklagte Person weiblichen Geschlechtes sei und mit Lando einen weitgehenden Liebeshandel unterhalten habe, und daß dies der Grund sei, warum er den Gang der Justiz zu hintertreiben versuche; anstatt sich von ihm betören und ausnützen zu lassen, solle Giselbert ihm lieber behilflich sein, den verblendeten Jüngling aus dem Garn der Teufelin zu erretten. In diesem Schreiben

leuchtete dem Erzbischof vornehmlich das ein, was die Liebschaft seines Neffen betraf, an deren Bestand er nicht zweifelte, und er beschloß, ihn sofort zu sich zu rufen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, zugleich aber über die wunderlichen Veranstaltungen des Bischofs Kunde einzuholen. Lando hatte kaum den Befehl seines Oheims erhalten, als seine Liebe hoch aufloderte und er bei sich schwur, allen Versuchen, ihn den Pflichten der Treue und Ehre abwendig zu machen, Trotz zu bieten, nicht vom Flecke zu weichen und die Geliebte im Notfall mit Aufbietung des letzten Blutstropfens zu beschützen.

Indessen dachte die arme Lux nicht daran, daß ihr eine ernstliche Gefahr drohe, vielmehr, als der Bischof im Ornat, umringt von vielen stirnrunzelnden Männern, ihr vorhielt, daß sie, anstatt demütig ihres Amtes zu walten und die Maulwürfe einzufangen wie vorgeschrieben sei, durch verbotene Zauberei dieselben vermehrt habe, sei es um ihr Verdienst zu erhöhen, sei es um den Menschen zu schaden, konnte sie sich nicht enthalten zu lächeln und, obwohl es ihr leid tat, den Ruf des verstorbenen Bernkule anzutasten, entschloß sie sich den Zusammenhang freimütig zu erklären. Sie schilderte deutlich und nett das Verfahren bei Anfertigung der Schwänze, wie es ihr Schwiegervater erfunden hatte, und gestand, daß sie auf die Ermahnung des Magistrates zu größerem Fleiße mehr und mehr künstliche Ware eingeliefert habe, und wie dadurch der Anschein einer wunderbaren Vermehrung des Ungeziefers natürlich entstanden sei. Als sie geredet hatte, sah sich der Bischof mit triumphierendem Lächeln im Kreise um, welches bedeutete, daß diese freche und listige Erfindung, mit der der Beklagte sich aus der Schlinge zu ziehen suche, ihn schlagend überführt habe, und erklärte Lux, daß es nicht erlaubt sei, die Justizpersonen mit gröblichen Aufschneidereien zum Besten zu haben. Lux errötete und versprach, wenn man ihr das dazu Nötige geben wolle, vor den Augen der Versammlung soviel falsche Maulwurfschwänze man wolle herzustellen, und die von echten nicht zu unterscheiden sein sollten, allein die Herren weigerten sich, soweit auf die schamlosen Lügen eines Bösewichtes einzugehen; denn nun waren sie überzeugt, es mit einem verzweifelten Sünder zu tun zu haben.

Ohne länger auf ihre Verteidigung zu achten, wurden jetzt sämtliche Zeugnisse zu Protokoll genommen, welche die Bauern über die Zauberei des jungen Schermäusers aufzubringen wußten: daß man ihn öfters Hollunderzweige habe abbrechen sehen, die man freilich im allgemeinen dazu gebrauche, den Maulwurf zu vertreiben, was aber jedenfalls auch Hexerei sei, und was nicht unwahrscheinlich auch dem entgegengesetzten Zwecke dienen könne; daß man ihn auch oft im Schatten von Hollunderbüschen habe sitzen sehen, was von jeher ein seltsamer Ort und Aufenthalt gewesen sei; daß man ihn den lieben langen Tag durch Felder, Gärten und Wiesen hätte streifen sehen, Lieder trällernd, die wohl ihre Bedeutung gehabt hätten, niemals mit dem Aufstellen der Fallen oder anderer ehrlicher Arbeit beschäftigt; daß man ihn ferner auch Nachts bei Mondschein habe laufen sehen oder am Fenster sitzend, was als ungewöhnlich aufgefallen sei. Daß er auch in der Erde gegraben habe, aber augenscheinlich nicht nach Maulwürfen. Daß er der

Kleinen, die er stets mit sich geführt habe, öfters breite Blumenkränze auf den Kopf gesetzt habe. Daß man von jeher das Blut unschuldiger Kinder zu Zaubersuppen verwendet habe, und daß man nicht wissen könne, was er im Sinne gehabt habe. Daß man ihn an einem Teich habe sitzen sehen, wo die Frösche gesungen hätten, und daß er überhaupt gern mit dem Vieh umgegangen sei, auch gern in Höfen und Ställen sich aufgehalten habe.

Schließlich trat der Bischof selbst als Zeuge auf und meldete, daß Lux ihm, zweifelsohne durch Anwendung teuflischer Mittel, eine unüberwindliche Zuneigung eingeflößt habe, wie es denn wohl jedermann bekannt gewesen sei, daß der junge Bursch in seiner Gunst gestanden habe und mancher ihn vielleicht zu seiner hohen Verwunderung mit dem Schermäuser habe spazieren sehen; bis derselbe ihn habe bereden wollen, sich eines Alrauns zu bedienen, nämlich einer goldschwitzenden Wurzel, und ihm auch Anweisung gegeben habe, wie dem Fetisch durch Verfluchung des Christengottes müsse gehuldigt werden, vermutlich um seine Seele dem Teufel zuzuwenden, worauf ihm denn endlich die Augen über die wahre Natur des gottlosen Menschen aufgegangen wären. Nach eigenem Geständnis hätte er seine Kenntnis solcher Zauberei aus einem alten Buche, worin auch allerlei verschwiegene Mittel vorgestellt wären, um unbeliebte Personen unmerklich vom Leben zum Tode zu bringen.

Diese Erzählung des Bischofs wirkte wohltuend und erleuchtend auf alle die Leute, denen es noch in peinlicher Erinnerung war, wie lieb ihnen der junge Geselle gewesen war, der ihnen lauter Freundlichkeit und Güte erwiesen hatte, was sie nun nicht mehr zu verbergen brauchten, da sich ja nur seine schwarze Kunst desto deutlicher darin offenbarte. Es wurden eine Menge Beispiele von seiner Verzauberung der Menschen zusammengetragen: wie er den schwarzen Tobias um die Abendzeit in seiner Hütte besucht, ihn herzlich angeblickt und ihm Unterstützung versprochen hatte, um ihn zu trösten, weil er um seinetwillen die Stelle als Hilfsjäger des alten Bernkule verloren habe; wie er sich häufig zur schiefen Resi auf die Bank vor dem Hause gesetzt und ihre gichtgekrümmten Hände gestreichelt hatte; wie er dem stelzfüßigen Klaus, der nicht Weib noch Kind besaß, Kleider und Strümpfe geflickt und oft mit eigenen Händen eine Suppe gekocht hatte; wie er die Kinder an sich gelockt und ihnen Pfennige geschenkt hatte; wie die Mädchen in ihn vernarrt gewesen waren, obwohl er sich öffentlich nie um sie gekümmert hatte; wie er so sanfte Hände und vor allen Dingen einen zärtlichen Blick gehabt habe, wodurch er die Seelen habe betören können, wie sich nun herausstelle, um sie dem Teufel als schuldigen Tribut oder als Lösegeld in die Krallen zu spielen. Auch jetzt flößte Lux, die bald verwundert, bald wehmütig die Verhandlungen an sich vorübergehen ließ, ohne viel dazu zu sagen, vielen von den Richtern ein Gefühl ein, das ihnen wie natürliche Zuneigung erschienen wäre, wenn sie nicht durch die Bekenntnisse der übrigen Betroffenen eitel Teufelei dahinter hätten erkennen müssen, so daß ihr Abscheu vor dem gefährlichen Satansbuben dadurch nur vermehrt wurde.

Als nun auch in Zweifel gezogen wurde, ob Lux wirklich, wie sie angegeben hatte, der Enkel des verstorbenen Bernkule sei, zeigte sich, daß sie keine Papiere besaß, um sich auszuweisen, und ihr der Aufenthalt in Klus seinerzeit nur auf eine mündliche Erklärung des Alten und wegen der bischöflichen Fürsprache war gestattet worden. Es wurde für das Beste gehalten, den kleinen Brun zu befragen, der, während man Lisutt bei dem angeblichen Bruder gelassen hatte, einem Lehrer zu vorläufiger Obhut übergeben worden war und von diesem als ehrlicher und zuverlässiger Bursche geschildert wurde. Als Brun sich unversehens seiner Mutter gegenübersah, ohne sich ihr nähern geschweige denn mit ihr sprechen zu dürfen, die ihm aber ermunternd zulächelte und zunickte, wurde er blaß, und das Weinen stieg ihm so heftig in die Kehle, daß er es kaum verschlucken konnte. Nach einer feierlichen Ermahnung des Bischofs, die Wahrheit zu sagen, wurde er gefragt, ob Lux sein Bruder sei, worüber er aufs äußerste erschrak, da er wohl wußte, wie sie ihm eingeprägt hatte, daß er sie vor den Leuten nicht Mutter nennen dürfe und er glaubte, es hänge ihr Glück oder ihr Leben von seinen Worten ab; aber es war ihm unmöglich eine Lüge auszusprechen, und mit einem herzzereißenden Blick auf Lux sagte er, nein, sie sei sein Bruder nicht, war aber zu weiteren Erklärungen durch kein Zureden zu bewegen.

Nachdem somit das vagabundenhafte, auf Lug und Trug gebaute Dasein der Lux nachgewiesen war, sollte auch Lisutt von ihr getrennt werden, und der Medizinalrat übernahm es, indem er sich für einen Kinderfreund erklärte, die Kleine an sich zu locken. Lisutt aß zwar die Süßigkeiten auf, die er ihr brachte, als er sie aber auf den Arm nehmen wollte, schlug sie nach ihm und schimpfte mit heller Stimme so kräftig, daß er sich eilig bekreuzte und entfernte, und berichtete, das Kind habe sich wie ein feuerspuckender Teufel geberdet, entweder es sei doch von einer Brut mit dem Schwarzkünstler, oder er habe es bereits von Grund aus verhext, so daß man sie füglich beieinander lassen könne, bis das Urteil gefällt sei.

Damit hatte es aber noch einige Schwierigkeiten: der Bischof nämlich war der Ansicht, ein Zauberer müsse mit Feuer verbrannt werden, die andern dagegen fanden, ein Scheiterhaufen passe nicht in die neuen Zeitläufte, er soll sich mit dem Galgen begnügen, ja verschiedene wollten weder vom Brennen noch vom Hängen etwas wissen und sagten, man hätte einzig die Sache mit dem Kirchenraub verfolgen sollen, als etwas Handfestes und allgemein Verständliches, mit der Zauberei könnten sie viel Anfechtung und üble Nachrede erfahren.

So standen die Dinge, als plötzlich ein Umschwung in der galligen Laune des Bischofs eintrat, die zum großen Teil die Ursache war, daß er der armen Lux einen kläglichen Tod bereiten wollte. Die Stiftsdame Hermenegilde hatte sich, um ihre Entbindung zu erwarten, in einem kleinen, ihr gehörigen Schlößchen in der Nähe von Klus einquartiert, welches für gewöhnlich nur von einem Verwalter und seiner Frau bewohnt wurde, und es war ihr Plan, daß das Kind bei diesen Leuten als bei seinen Eltern aufwachsen sollte, so daß sie es, wenn sie immer Lust hätte, besuchen und seine Erziehung beaufsichtigen könnte. Diese Vorstellung ängstigte

den Bischof über alle Maßen, doch ging er scheinbar auf alle Wünsche der reizbaren Freundin ein und verständigte sich nur insgeheim mit der alten Dienerin, die sie begleitet hatte, indem er sie beredete, das Kind, kaum daß es völlig auf der Welt wäre, geschwind in das nächste große Findelhaus zu tragen, wo es denn für alle Zeit verschollen bleiben sollte. Die Sorge, ob der heikle Auftrag sich würde ausführen lassen, verkehrte die übliche Zufriedenheit Wonnebalds in Erbitterung, die er in dem Prozeß gegen Lux ausließ und die ihm das Brennen auf dem Scheiterhaufen als etwas Wünschenswertes und Notwendiges erscheinen ließ. Indessen als er die Nachricht erhielt, daß das Kind zwar lebendig ans Licht getreten, aber stracks in das Findelhaus verbracht wäre, wo niemand es suchen und noch weniger finden könnte, glättete sich die Unruhe seines Herzens und machte der ihm angeborenen Behaglichkeit Platz. Er fing an zärtliches Mitleiden für die unschuldig gepeinigte Lux zu empfinden, und zugleich regte sich die vernünftige Betrachtung, daß am Ende noch ihr Geschlecht bekannt werden würde und diese Entdeckung ihm nachträglich böse Ausdeutungen der Gunst, die er ihr hatte angedeihen lassen, eintragen könnte. Im stillen ärgerte er sich über den Medizinalrat, daß er ihn in eine so dornige Sache hineingestoßen hätte, die seinem Gemüt nicht zusagte, und es dünkte ihm in jeder Hinsicht das beste zu sein, wenn dem lieben Weibe zur Flucht verholfen und damit der leidige Prozeß für immer begraben würde. Zu diesem Zweck ordnete er an, daß Lux aus dem allgemeinen Untersuchungsgefängnis in einen Turm überführt würde, der zum Umfange der Burg gehörte, und der in alten Zeiten als Luginsland sowie zur sicheren Aufbewahrung von Gefangenen war gebraucht worden; wobei er sich des Vorwandes bediente, daß der Zauberer vermutlich mittels schwarzer Kunst zu fliehen versuchen würde, wogegen jener feste Zwinger das beste Bollwerk wäre. Also wurden Lux und Lisutt eines Morgens in den Turm gebracht, in dessen pechdunklem Innern eine Wendeltreppe mit hohen, steinernen Stufen zu einer kahlen Stube mit einem Guckfenster nach jeder Himmelsrichtung führte.

Das Bewußtsein nicht mehr im Gefängnis, sondern eigentlich im Hause des Bischofs zu sein, an dessen Gutmütigkeit sie immer noch glaubte, vor allem das Gefühl der Einsamkeit in der Höhe zwischen den winterlichen Lüften tat Lux wohl; sie hob Lisutt auf ihre Schulter, ließ sie durch die vier Gucklöcher sehen, küßte sie ungestüm und fing allerlei Spiele mit ihr zu spielen an, mit mehr Fröhlichkeit, als sie seit langem getan hatte, so daß Lisutts Jauchzen zwischen den dicken Mauern erklang, wie wenn ein kleiner Vogel sich darin verflogen hätte und zwitscherte. Nach einigen Stunden jedoch stellte sich Müdigkeit und Hunger ein, und mit minderer Lust als im Anfang erzählte Lux Märchen und Schnurren, damit das Kind nicht zu essen verlangte, bevor sie ihm etwas zu geben hätte. Dann, nachdem es gemerkt hatte was ihm fehlte und herzlich nach Brot und Wasser verlangte, galt es allerlei zu ersinnen, um sie zu vertrösten und zu zerstreuen; aber zwischen dem Sprechen senkte sich dunkle, unheimliche Furcht auf ihr Gemüt. Wenn sie nach der Treppe horchte, ob kein Schlürfen von Schritten käme, war es drinnen

still wie Stille im Grabe, die unendlich und unabänderlich ist. Früh kam die Dämmerung und brachte wachendes Bewußtsein der Kälte und Verlassenheit mit sich; Lisutts Tränen stürzten nun unaufhaltsam, die sie bisher im Gefühle wie weh sie ihrer Mutter taten, bitterlich kämpfend hatte zurückhalten können.

In Lux war Staunen und Schrecken: es hätte sie nicht verwundert, wenn ein neuer schöner Stern über dem unschuldigen Haupte ihres Kindes aufgegangen wäre und Könige und Weise ihm Gaben gebracht und ihm gehuldigt hätten; anstatt dessen sollte es auf nackten Steinen verhungern. Sie fühlte ihr Herz voll der reichsten, stärksten, tapfersten Liebe und nichts konnte sie tun, um das vergötterte Kind vor grausamen Leiden zu retten, nicht soviel wie der Tod, der Feind der Menschen, der es erlösen könnte, indem er es ihr entriß. Frühlingstage und Sommertage waren gewesen, wo die Leute, wenn sie das süße Antlitz unter Blumenkränzen hervorlachen sahen, stehen blieben und es grüßten und segneten, wie man Leben, Sonne und Jugend segnet. Sie konnte es nicht fassen, daß jene Tage gewesen waren, und daß dieser war.

Mit der Dunkelheit wurde es kälter, und der Wind, der lauter und schneller daherfuhr, blies durch die Fensterluken; es war Lux, als jagte der Tod auf wiehern-dem Roß in engen, immer engeren Kreisen um den Turm, um ihr die Seele der kleinen Lisutt zu entführen. Sie nahm das Kind, das allgemach von Erschöpfung überwältigt war, so daß es nicht mehr weinte, und stellte sich mit ihm an ein Fenster: da lag in kalter, heller, glorreicher Wintereinsamkeit der Berg, den sie von ihrem Häuschen aus täglich gegenüber gesehen hatten, und deutlich schim-merte der nackte Pfad, der sich geduldig an ihm in die Höhe wand. „Siehst du?" flüsterte Lux, „da werden wir, wenn wir noch eine kleine Weile still warten, zu-sammen in den Paradiesgarten hinter dem Berge gehn, wo der Himmelvater wohnt und uns Milch und Honig gibt, soviel wir mögen." Lisutt nickte und lallte träumerisch: „Da werde ich deine Mutter sein und dich niemals hungern und dürsten lassen." Lux zog ihre Jacke ab, um ein notdürftiges Bett für das Kind daraus zu machen, und sie hatte es kaum darauf gelegt, als es in einen Schlaf fiel, der erst sehr tief war, dann rastlos und fieberisch wurde. Sie selbst lag da-neben auf dem Steinboden, zu besorgt um Lisutt, um das Nagen und Zehren des eigenen Hungers zu spüren, aber schwach mit flackernder Seele, bald in Träume, bald in Phantasien, bald in Betäubung hingerissen.

Sie sah Lisutt vor sich, wie sie als Säugling mit zahnlosem Mündchen ausge-sehen hatte, das begehrlich schnuppernd ihre Brust suchte, und dachte, wie göttlich es gewesen war, sich dem geliebten Geschöpf selber zu Speise zu geben. Dann dachte sie an die alte Resi, wie sie jetzt im Bett lag, klein, holzdürr, und holzbraun, mit traurig verrunzeltem Gesicht, eine krumme, empfindungslose Hand, die man nicht anrühren konnte ohne zu weinen, auf der sauberen Bettdecke. Dann dachte sie an den hinkenden Klaus, der die weißen Stoppeln auf dem ledernen Gesicht hatte, wie er sich mit seinem Stumpf von der einen auf die andere Seite wälzte, ohne Schlaf zu finden, von stechenden Schmerzen und grämlichen Gedanken

gepeinigt. Dann dachte sie an Brun, seinen reinen, festen Blick und sein unbeirrbares Herz, und was er jetzt einsam und verschwiegen um sie leiden würde. Dann wieder dachte sie, daß alles das bald nichts mehr für sie bedeuten würde, wenn sie mit Lisutt in jenes Tal hinübergegangen sein würde, wo die Welt jenseit aller Gedanken bliebe, und dies Bewußtsein durchdrang ihr auf Augenblicke Leib und Seele mit Entzückung wie ein berauschender Stoff; aber es wich sogleich einem krampfhaften Schauder und dem Gedanken, daß sie leichten Herzens alle Himmel hingeben würde, um noch einmal Lisutt in ein goldbraunes, knuspriges, wohlriechendes Brot beißen und essen sehn zu können. Zwischen allen diesen hastigen Vorstellungen hörte sie den Tod, der um den Turm herum jagte und sang: Zu mir, o Leben, zu mir komm! Lachendes, grollendes, klagendes, ewig schönes Leben, ich liebe dich! In Purpur und Flören und Fetzen, o Leben, liebe ich dich! Ich singe Nacht für Nacht unter deinem Fenster und erzittre, wenn du eine Rose von deinem Haupt auf meine Brust wirfst!

Daß Lux und ihr Kind in solcher Weise vernachlässigt wurden, hing folgendermaßen zusammen: der Bischof hatte Befehl gegeben, daß niemand sich in die Bewachung und Bedienung der Gefangenen einmische, die er sich selbst vorbehalten habe, aber es fügte sich, daß er sich länger, als er gemeint hatte, bei der Hermenegilde, der er eben an diesem Tage einen Besuch abstattete, verweilen mußte. Die Kammerfrau, die mit ihm im Einverständnis die Entfernung des Neugeborenen besorgt hatte, spiegelte der Wöchnerin vor, daß das Kind zur Schonung ihrer Gesundheit zunächst von ihr getrennt bleiben müsse, fand indessen damit wenig Anklang bei Hermenegilde, denn diese war jetzt durch und durch in Mutterliebe entbrannt, sprach von allen Männern ohne Ausnahme mit Geringschätzung, und es kostete die erdenklichste Mühe und Gewandheit, um sie im Bette zu halten. Wonnebald litt an ihrer Seite scharfe Höllenpein sowohl durch die augenblicklichen Angriffe, mit denen Hermenegilde ihm zusetzte, wie durch die Angst vor der weiteren Entwickelung der Dinge, und dachte zwischendurch mit Groll und manchem Seufzer an Lux, die wegen ihrer albernen Sprödigkeit Schuld an dieser Not wäre.

Nichtsdestoweniger verharrte er in der Absicht, die Flucht der Gefangenen zu bewerkstelligen, und nachdem er am späten Nachmittag zurückgekehrt war und sich bei einer kräftigen Mahlzeit von der Strapaze und Gemütsbewegung erholt hatte, schritt er zur Ausführung des Planes. Als er ins Freie trat, blies ihm der Wind so stark entgegen, daß er den Mantel, den er umgehängt hatte, fester zusammenfaßte und die Kapuze über den Kopf zog, worauf er entschlossen über den freien Platz eilte, der zwischen dem Hauptgebäude der Burg und dem Turme sich erstreckte.

Nun traf es sich, daß Lando, der schon seit einiger Zeit mit dem Vorsatz umging, die einst Geliebte, wenn auch nicht für sich zu befreien, worüber er mit dem Schicksal nicht mehr streiten wollte, wenigstens doch vor Schande und vielleicht gar gewaltsamem Tode zu bewahren, eben dieselbe Stunde wie der Bischof gewählt

hatte, um das Rettungswerk zu verwirklichen. Er hatte, sowie Lux in den Turm geführt war, eingesehen, daß die Gelegenheit jetzt günstig wäre, sich Werkzeuge verschafft, um das Torschloß zu erbrechen und sich dann in das leerstehende Häuschen des alten Bernkule begeben, um die Zeit bis zum Hereinbrechen der Dunkelheit mit wehmütigen Träumereien zu betrügen. Er setzte sich an das Fenster, wo Lux viele Male mit ihm gekost und geflüstert hatte und versenkte sich in die Wonnen der Vergangenheit, bis ihn der brummende Schlag der Burguhr weckte und ermahnte, sein Vorhaben zu beginnen. Die Nacht war nicht so dunkel wie er hätte wünschen mögen, allein es war rings kein Mensch wahrzunehmen, und die Burg war unerleuchtet, wie wenn bereits alles schliefe. Gerührt und hingerissen von der Betrachtung, daß er das unglückliche Weib in kurzem wiedersehen würde, um sich sofort auf immer aus ihren Armen zu reißen, ging er mit verschlossenen Sinnen vorwärts, als er, eben der Pforte des Turms sich nähernd, einen Schritt hörte und in derselben Entfernung vom Turm wie er selbst war den Bischof erblickte, der gleichzeitig seiner gewahr wurde. Es schoß beiden eine Reihe von Empfindungen des Ärgers und der Eifersucht durch den Kopf, vor allem aber beherrschte einen jeden der Wunsch, er möchte vom andern nicht bemerkt worden sein, und obwohl dies dem Augenscheine nach durchaus unmöglich war, machten sie doch unwillkürlich eine Wendung von der Tür weg, so daß sie einander den Rücken zukehrten, und setzten eilig und beflissen ihre Wege in entgegengesetzter Richtung fort. Es konnte nun so scheinen, als ob sie, von den Reizen der Novembernacht angezogen, einen Spaziergang unternommen und dabei den Turm gestreift hätten, worauf sie nach einigen beliebigen Umwegen wieder unter das schützende Dach zurückgekehrt wären, was freilich in Wirklichkeit keiner vom andern glaubte. Sie hörten einander heimkommen und zu Bett gehen und jeder horchte aufmerksam, ob sich noch etwas mit dem andern begäbe; auf diese Weise verhielten sich beide still und wachsam, bis sie endlich über dem anhaltenden Aufmerken einschliefen.

Es verstand sich von selbst, daß die Befreiung nunmehr bis zum nächsten Abend, wo das Dorf wieder in der Dunkelheit schlief, verschoben werden mußte, und inzwischen dachten Wonnebald und Lando darüber nach, unter was für einem Vorwande sie den andern zur betreffenden Stunde von der Burg entfernen könnten. Plötzlich indessen wurden sie durch ein überraschendes Ereignis von ihren Vorbereitungen abgelenkt: unangemeldet nämlich erschien der Erzbischof von Casalba auf der Burg, der nicht länger davon abstehen wollte, das Treiben seines Neffen sowohl wie des Bischofs durch eigene Anschauung zu untersuchen. Dem Bischof, der den Tag übellaunig begonnen hatte, kam die Zerstreuung erwünscht, und er ließ köstlich auftischen; aber Giselbert frühstückte mäßig und schnell und ging sogleich zur Besprechung der vorliegenden Angelegenheiten über, zunächst des Hexenprozesses, den er für ein anstößiges und bedenkliches Gemächte erklärte. Wonnebald brachte manches vor über die Gefahren des Zauberns, über die Neigungen und Gewohnheiten des Teufels und über Kobolde und Gespenster im allgemeinen,

worüber es dem Erzbischof heiß und absonderlich zumute wurde, da er es für nichts anderes als den Ausfluß blöden Aberglaubens halten konnte. Es schwante ihm, daß er Pück seinerzeit nicht treffend eingeschätzt und nicht an den rechten Platz gestellt habe, und er sagte sich, daß es jetzt an ihm sei, den verfahrenen Karren, wenn irgend möglich, ohne Lärm und Aufhebens aus dem Sumpfe zu heben. Darum ließ er die Frage selbst unerörtert und sagte nur, daß man auch die beste Sache nicht in schroffer Weise und bis zum äußersten führen dürfe, daß Formen veralteten und daß es wesentlich sei, nicht zum Trotz der allgemeinen Meinung an solchen festzuhalten, schließlich daß man es aufgeben müsse, mittelalterlichen Brauch und Glauben bis aufs letzte Tüpfel wieder lebendig machen zu wollen. Wonnebald war schlau genug, die Meinung des Erzbischofs herauszuwittern und beeilte sich zu versichern, daß er ebenso denke, aber einer Partei habe nachgeben müssen, die im Lande mächtig sei, und an deren Spitze der Medizinalrat von Voll stehe. Dieser sei ein fanatischer und blutdürstiger Charakter und würde ganz anders gewütet haben, wenn er, der Bischof, ihn nicht einigermaßen im Zaume gehalten hätte; auch hätte er bereits daran gedacht, die Zauberin entweichen zu lassen, damit der Prozeß hängen bleibe und die böse Sache sich im Sande verlaufen könne. Damit erklärte sich der Erzbischof einverstanden, nur müsse vermieden werden, sagte er, daß Lando der Person wieder in die Arme liefe, den sie in Tat und Wahrheit verzaubert zu haben schiene.

Er fand jedoch Lando, den er nun zu sich beschied, ruhiger und zugänglicher, als er sich nach seinem Briefe vorgestellt hatte: bei allen Anzeichen äußerster Melancholie und Hoffnungslosigkeit zeigte er sich doch willig, nicht nur auf die Geliebte zu verzichten, sondern auch dem Oheim in seine Residenz zu folgen, vielleicht sogar die ihm zugedachte Braut zu heiraten, die Giselbert ihm als krank vor Sehnsucht und mit mädchenhafter Scham verhülltem Kummer überaus anziehend schilderte. Mit feucht umflorten Augen und tiefer als sonst herabhängender Unterlippe versprach er dem Erzbischof, sich seinen Wünschen fügen zu wollen, da er sowieso den Möglichkeiten des Lebens nichts mehr nachfrage, wenn ihm dagegen verbürgt würde, daß die Geliebte ungekränkt entfliehen und ihr ferner nicht nachgestellt werden solle, worauf der Erzbischof nach einigem gespielten Bedenken und Zögern einging. Er streichelte seinen Neffen zärtlich und fing, um ihn zu zerstreuen, ein Gespräch über die Torheiten des Bischofs an, worauf Lando lustiger und gesprächiger wurde, freilich ohne seine Schwermut abzulegen, so daß auf dem schwarzen Grunde seine frechen Witze desto blendender funkelten.

Nachdem es beschlossene Sache war, daß Lux entfliehen sollte, überlegte sich der Erzbischof, daß es weiser wäre, anstatt Wonnebald oder Lando mit der Ausführung des Werkes zu betrauen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, wodurch zugleich eine gewisse Neugierde, die er empfand, befriedigt werden würde. Da es infolge seiner Frage, wer die Aufsicht und Verpflegung der Gefangenen im Turme besorgt hätte, herauskam, daß sie nicht nur am laufenden, sondern auch am vorigen Tage ohne Nahrung geblieben waren, erklärte der Erzbischof, nun nicht bis zum

Untergange der Sonne warten zu wollen, bis er hinüberginge, besonders weil es sich um ein kleines Kind handele, das einer solchen Entbehrung leicht erliegen könne. Die Bestürzung Wonnebalds zeigte deutlich an, daß dem Versehen nicht mörderische Absicht, sondern Vergeßlichkeit zu Grunde lag, weshalb es der Erzbischof bei einem kurzen, scharfen Fluch, der in vornehmen Kreisen gebräuchlich war, bewenden ließ und schnell von der bischöflichen Tafel Fleisch, Brot, Leckereien, Obst und Wein zusammenraffte und in einen Korb packte, um ihn den Darbenden zu bringen.

Der Aufstieg der steilen Treppe nahm ihm den Atem, so daß er mehrere Male keuchend stehen bleiben mußte; doch beschleunigte er die Schritte immer wieder, so gut er konnte. Beim Eintritt in das Turmstübchen sah er sogleich die Frau und das Kind allem Anschein nach bewußtlos auf dem Boden liegen; doch richtete sich Lux ein wenig auf und sah ihn aus tief umschatteten Augen so traurig an, daß sich sein Herz vor Mitleid und Grauen zusammenzog. Er kniete schnell neben ihr nieder und setzte die Weinflasche an ihre Lippen, indem er sie mit dem Arm unterstützte; erst als sie getrunken hatte, bemerkte er, daß ihr Hemd offenstand und Hals und Brust sehen ließ, und das Blut stieg langsam in die zarten, verwelkten Wangen. Schleunig beugte er sich über das Kind, das still mit halboffenen Augen dalag, und über dessen Körper dann und wann ein kleines Zucken lief, rieb seine Schläfen mit Wein und versuchte einige Tropfen in das offene Mündchen fließen zu lassen, während welcher Bemühungen Lux anfing zu weinen und je eifriger er sich bemühte, desto leidenschaftlicher schluchzte. Allgemach belebte sich Lisutt und konnte dazu gebracht werden, daß sie ein wenig Brot und Fleisch aß, worauf sie sich zusehends erholte, ihre Mutter und den fremden Mann betrachtete und diesen mit freundlich ernstem Blick und zutraulichem Nicken fragte: „bist du der Himmelsvater?" Dem Erzbischof kamen Tränen in die Augen und er bückte sich ein wenig, um eine von den kältestarren Händen der Kleinen zu ergreifen und sie an sein Gesicht zu drücken, was sie sich feierlich froh gefallen ließ.

Während Giselbert Geld zwischen die Lebensmittel im Korbe versteckte, Lux Anweisungen gab, welchen Weg sie einschlagen und wohin sie sich wenden sollte, dann wieder Lisutt vorsichtig mit kleinen Bissen fütterte, war es Abend geworden, und er mahnte zum eiligen Aufbruch. Auf der Treppe jedoch gab es einen Aufenthalt: denn unten war Brun, der, obwohl er sich kaum auf den Beinen halten konnte, als er seine Mutter hinunterkommen hörte, ihr entgegenging und an ihren Knien zusammenbrach. Es stellte sich heraus, daß er, sowie Lux in den Turm geführt worden war, sich dorthin geschlichen und in dem Gebüsch, das ihn umgab, versteckt gehalten hatte, in der Hoffnung bei irgend einer Gelegenheit hineinschlüpfen zu können, jedenfalls aber ihre Gefangenschaft freiwillig zu teilen und wenn auch von ihr ungesehen und ungeahnt ihr nah zu sein. Nachdem er mit Essen und Trinken ein wenig gestärkt war, verlangte er Lisutt zu tragen, mußte sich aber mit dem Korbe begnügen, da Lux die Kleine nicht aus den Armen lassen wollte. Der Erzbischof sah den Dreien nach, wie sie sich den schlängelnden Pfad

des Burghügels hinunterbewegten, bald verschwindend, bald von neuem auftauchend, bis er sie nicht mehr erkennen konnte, und ging dann langsam ins Haus zurück.

Am Kopfe der Brücke, die unweit des Wassersturzes über den Strom führte, hatte sich Lando aufgestellt, um Lux, wenn sie hinüberginge, das letzte Mal zu sehen, ihr Lebewohl zu sagen und vielleicht noch einmal ihre Hand zu drücken und ihren Mund zu küssen. Er wartete mit klopfendem Herzen und in prickelnder Erregung, die ebenso lieblich wie peinlich war; allein als er sie kommen sah, in einer Bewegung wie ein Sturmvogel leicht und kräftig durch milde, nasse Luft schneidet, das helle Gesicht dem kalten, schwarzen Himmel, die Augen dem gegenüberliegenden Berge zugewendet, empfand er plötzlich bitteres Weh im Herzen und weinte verstohlen auf den hölzernen Pfosten, an den er sich so dicht preßte, als ob er eins mit ihm wäre. Lux hätte ihn ohnehin nicht gesehen, oder wenn sie ihn gesehen hätte, nicht erkannt oder nicht beachtet; nichts war da für sie außer sie selbst und die beiden getreuen kleinen Wesen, die sie nah bei sich fühlte, miteinander getragen und gehalten von der Erde und der Luft und dem Wasser, die sie rauschend, atmend, zitternd, wissend umgaben. Eben als sie über die Brücke gingen, erwachte Lisutt, vielleicht durch das Dröhnen des Wassers, und sagte verschlafen, indem sie wie es ihre Gewohnheit war, ihr weiches Gesicht mit der kalten Nase in den Hals ihrer Mutter grub: „du riechst gut!" worauf sie sofort wieder einschlief. Es kam Lux eine unwiderstehliche Lust an zu lachen, daß es von dem breiten Bergrücken widerhallte, die Frostluft über dem winterlich schlafenden Dorfe durch lautes, jauchzendes Geschrei zu erschüttern; aber sie hielt an sich und drückte nur Bruns magere Hand und Lisutts leise schmorenden Körper fester.

Die Einwohnerschaft von Klus war noch in Aufregung über die Flucht des Schermäusers, welche offenbar durch Magie oder schwarze Kunst war bewerkstelligt worden, als eine weit ärgere Neuigkeit laut wurde: die Stiftsdame Hermenegilde nämlich, die inzwischen der Beseitigung ihres Kindes auf die Spur gekommen war, erschien auf dem Rathause und rief den Bischof als ruchlosen Bösewicht aus, der nicht nur der Millionenmaria die Krone gestohlen, sondern dazu noch einen Unschuldigen des Verbrechens bezichtigt habe. Um ihre Aussage gehörig zu bekräftigen, wies sie eine Handvoll Rubinen, Saphire und anderer Edelsteine vor, die er ihr geschenkt habe, und die allerdings als zu dem vermißten Heiligtume gehörig erkannt wurden. Das Diadem selbst, sagte Hermenegilde, würde sich zweifelsohne im Besitze des Bischofs finden, der sich ohne Erröten als Entwender desselben ihr gegenüber bekannt habe, und auf Befragen, warum sie sich zur Hehlerin eines solchen Frevels gemacht habe, gab sie an, daß in ihrer Brust ein langes Kämpfen verschiedener Pflichtgefühle, als der Rücksicht gegen ein hohes geistliches Haupt und den Bischof, ihren Beichtvater, insbesondere, der Wahrheitsliebe, der Nächstenliebe und mehr dergleichen stattgefunden, und daß eben jetzt das Mitleid mit dem fälschlich Beklagten, von dessen Flucht sie noch nichts gewußt hätte, gesiegt habe.

Diese Aussage der von Mutterliebe und Rachsucht gestachelten Hermenegilde setzte die Justiz von Klus in unerträgliche Verlegenheit, und sie hätten die peinliche Angelegenheit vielleicht vertuscht, wenn nicht einige Herren darunter gewesen wären, die, scharf und scheel, immer bei der Hand waren, wenn es galt, der Geistlichkeit etwas aufzumutzen, und wenn die Stiftsdame nicht bereits wie eine gackernde Henne von Haus zu Haus gegangen wäre, um ihr faules Geheimnis in jedes offene Ohr zu legen.

Es wäre nicht unnatürlich gewesen, wenn der Bischof, durch das rasch verbreitete Geschwätz gewarnt, die verräterische Krone über die Seite gebracht hätte, bevor eine Untersuchung in Gang kam; aber er war an diesem Tage abwesend, weil er den Erzbischof in seiner großen Kutsche bis zur nächsten Eisenbahnstation begleiten mußte, die mehrere Stunden weit entfernt lag, und kam erst zurück, als sich bereits einige Gerichtsbeamte in seiner Wohnung festgesetzt hatten, um sie nach dem heiligen Gegenstande zu durchstöbern. Wonnebald war zu überrascht, um seinen Schrecken verhehlen zu können, und warf sich laut ächzend in einen Sessel, von dem aus er die Nichtswürdigkeit der Hermenegilde verwünschte, die es nicht für zu entmenscht hielte, einen treuen Freund, Vater, Berater und Seelsorger öffentlicher Schande preiszugeben. Die Herren hörten diese Klage achtungsvoll im Hintergrunde mit an, wagten aber endlich, sie durch die Bitte um Schlüssel zu unterbrechen, mit denen sie die Kasten, Schränke und Türen öffnen könnten, worauf Wonnebald mit müder Handbewegung auf eine silberne Truhe deutete, in der sich ein Schlüsselbund befand. Während sie damit hantierten, fuhr er fort zu jammern, daß er schon am vergangenen Tage durch den Besuch des Erzbischofs aus seinen Gewohnheiten herausgerissen sei, daß er in aller Frühe habe aufstehen müssen, um im Wagen Knochen und Eingeweide durcheinandergeschüttelt zu bekommen, daß man ihm in der Bahnhofswirtschaft ein Huhn vorgesetzt habe, das fader als ein gekochtes Kalb gewesen sei, und einen Wein, der wie Blausäure und Essig geschmeckt habe, daß er keine Mittagsruhe habe halten können, und daß er nun, da er gehofft habe, sich endlich wiederherstellen zu können, in eine solche Wirtschaft gerate, so daß er sich in Wahrheit einen großen Märtyrer und Leidensgenossen nennen dürfe.

Unterdessen war die Messingkrone in einem Ofenloch gefunden worden, das Wonnebald im Laufe des Sommers als Rumpelkammer zu benützen pflegte, und das zufällig noch nicht gebraucht war, und die Herren entfernten sich, indem sie dem Bischof höflich empfahlen, die Burg nicht zu verlassen, deren Ausgänge übrigens mit Polizeisoldaten besetzt wurden. Wonnebald atmete auf, als die Störenfriede sich entfernt hatten, und da er der Meinung war, es würde töricht sein, nachdem das Schicksal ihn dermaßen gepeinigt habe, sich freiwillig weiter zu kreuzigen, ließ er sich eine auserlesene Abendmahlzeit auftragen und schlief gut gesättigt bis in den lichten Morgen. Es zeigte sich, daß dies eine glückliche Maßregel gewesen war, denn während er bei frischen Kräften den Morgenkaffee zu sich nahm, kam ihm ein vortrefflicher Einfall, mit dessen Hilfe er sich aus dem Netz

zu ziehen hoffte, das man ihm umgeworfen hatte. Bald darauf wurde er im Wagen abgeholt, um auf das Rathaus geführt zu werden, was nur langsam von statten ging, da brüllendes Volk das Gefährt umdrängte, um ihn zu beschimpfen und womöglich zu ermorden, der, ohne seine Furcht merken zu lassen, die Menge mit milder Geberde durch das verschlossene Fenster segnete.

Die Entrüstung über die offenbare Schandtat des Bischofs war ohne Maß. In Hinsicht der Art, sie aufzufassen, bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine glaubte, er habe mit dem Schermäuser unter einer Decke gespielt, ihm nur zum Schein den Prozeß gemacht und schließlich zur Flucht verholfen, während die andere behauptete, der Jüngling sei unschuldig gewesen und als Opfer des Bischofs zu betrachten, dem er das eigene Verbrechen aufgehalst habe. Das Ergebnis war bei beiden Parteien das gleiche, nämlich, daß der Bischof ein fluchwürdiger Charakter und Wolf im Schafspelze wäre, für den keine der gewöhnlichen Strafen, sei es Hängen oder Halsabschneiden, hinreichend wäre. Niemand war so erbost wie der Medizinalrat, der, während einige darauf bestanden, dem Bischof von Anfang an mißtraut und den jugendlichen Maulwurffänger im Herzen bemitleidet zu haben, frei bekannte, daß er sich habe täuschen lassen und sich dessen nicht schäme, da es dem schwarzen Herzen ein leichtes sei, die Reinen zu betrügen. Ein Lamm, das in den Mist falle, sagte er, bleibe noch unter dem Unflat ein unschuldiges, weißes Lamm, und so sei es mit der Kirche, die aller Unflat, mit dem niederträchtige Diener sie beschmutzten, nicht entstellen könne; freilich gäbe es schwache Seelen, die sich durch solchen zufälligen Schmutz irre machen ließen, und darum seien die Urheber des Unflats die gottlosesten unter den Sündern und müßten auf langsamem Feuer geröstet oder mit glühenden Zangen gezwickt und zerrissen werden.

Der Bischof hatte in einem kleinen Saale, wo man ihn warten ließ, Muße sich zu sammeln, und erschien in würdevoller Fassung vor den düsterblickenden Herren, die seine Aussage protokollieren sollten. Er blickte still und rätselhaft über ihre Köpfe weg, während sie ihm vorlasen, aus was für einem Grunde er verhaftet wäre, und entgegnete auf ihre förmliche Aufforderung, er könne sich wohl verantworten, wolle es aber an keiner anderen Stelle tun als in seiner Kirche und vor seinem Volke, welches ein Recht darauf habe, die Wahrheit aus dem eigenen Munde seines Hirten zu vernehmen. Einer der Herren, welche Kirchenfeinde waren, erwiderte unwirsch, das sei ungesetzlicher Firlefanz und könne nicht gestattet werden, da aber der Bischof, immer noch still über die Köpfe wegblickend, erklärte, er sei mit allem zufrieden, was ihm auferlegt würde und könne schweigen, bis es Gott gefalle, ihren Willen umzuwenden, entschied die Mehrheit, daß ihm willfahrt werden solle, und es wurde bekannt gemacht, daß der Bischof in der Kirche vor allen, die es hören wollten, sich wegen der gegen ihn vorliegenden Beschuldigung verantworten würde.

Es wirkte auf das Gemüt eines jeden versöhnend, daß der Bischof auch ihm das Bekenntnis seiner Schuld oder Unschuld ablegen wollte, und keiner dachte daran, sich seinem Wunsche zu versagen, so daß die Wallfahrt den Burghügel

hinan kein Ende nahm und nicht nur die Kirchenschiffe, sondern auch die anstoßenden Räumlichkeiten von tiefbewegten Christen voll wurden. Der Bischof hatte bis zur festgesetzten Stunde im Rathause verbleiben müssen, doch hatte man ihm auf sein Verlangen sein veilchenfarbiges Prachtgewand geholt, mit welchem bekleidet er dann glanzvoll aus einer Seitenkapelle in die Kirche hineinbrach. Kaum erschienen, tauchte er wiederum vor einem halbverborgenen Altare unter und kauerte dort eine Viertelstunde in augenscheinlichem Gebete, während welcher Zeit die Menge in andächtigem Schweigen verharrte und die wenigen, die vorlaut pfeifen wollten, murrend zur Ruhe verwies. Nach Beendigung des stillen Gebetes bestieg der Bischof eine niedrige Kanzel, welche mehr zur Zierde als zum Gebrauch da war, betete nochmals mit aufgehobenen Händen lautlos und begann nach diesen Vorbereitungen eine Rede, in welcher er sich etwa folgendermaßen verbreitete:

Ach wie veränderlich ist die Zeit! Ach wie wechseln Glück und Unglück im verschlungenen Reigen! Hier wo ich als euer Hirt und Vater stand und euch segnete, stehe ich jetzt wie ein armer Sünder, wessen angeklagt? Gestohlen soll ich haben wie ein Räuber! Meine Kirche soll ich beraubt haben wie ein wütender Skorpion, der den eigenen Schwanz frißt! Ihr Kleingläubigen, ihr seid schuld, daß ich meine Zunge entsiegeln, meine Seele entblößen und schamrot werden muß. Hört, was sich an jenem gebenedeiten Tage begeben hat, den ihr für einen Tag des Diebstahls und der Schande haltet.

Eine lange Nacht durch hatte ich schlaflos mit Zweifeln gekämpft, wie ich oft zu tun pflege, ob ich Wurm vor Gott würdig sei, die Herde der Menschen mit geistlichem Stabe zu lenken, und unter vielem Tränenvergießen und Händeringen forschte ich in mir nach den Tugenden des vollkommenen Christen. Hast du, fragte ich mich, alle zehn Gebote gehalten? Hast du deinen Nächsten wie dich selber geliebt? Wie ist es mit der Reue? Wie ist es mit der Buße? und so weiter und weiter, bis mir der Schweiß von den Schläfen tropfte und ich zu ersticken glaubte, weswegen ich vom Bett aufstand und mich in die Kirche begab, um Gott als Schiedsrichter zwischen mir und meinem Gewissen anzurufen.

Als ich an der Kapelle der himmlischen Mutter vorüberkam, zog es mich wundersam, daß ich nicht unterlassen konnte, vor der fürbittenden Jungfrau niederzuknieen, und heftig betete, sie möchte mir ein Zeichen geben, ob ich des hohen Amtes, das ich bekleide, würdig sei. Nicht lange hatte ich in solcher Weise gebetet und geweint, als sie plötzlich den hochheiligen Arm bewegte, an ihre Krone langte, dieselbe lüftete und mir armen Sünder auf den gebückten Kopf setzte. Ich jauchzte und triumphierte nicht, sondern schauderte, als ob das Heiligtum mich zermalmen sollte! O der Gnade! O der unverdienten Gnade! Ferne sei es von mir, so dachte ich, mit der Gunst Gottes wie mit einem Orden zu prahlen! Ich verbarg die Himmelsgabe und begoß sie stündlich mit inbrünstigen Tränen, wobei ich bereits am folgenden Tage entdeckte, daß die beiden größten Steine, die das weihevolle Diadem zierten, entwendet worden waren. Nachdem ich für die Seele des Diebes gebetet hatte, nahm ich, um nicht noch ein irrendes Schaf in Versuchung zu führen, sämt-

liche übriggebliebene Edelsteine und händigte sie der Stiftsdame Hermenegilde ein, damit sie aus dem Erlös die Nackten kleide und die Hungernden speise, ihr die mich heute mit falscher Zunge zu durchbohren sucht.

Teure Gemeinde, glaubst du ihr oder mir? Glaubst du, ich könnte im Hause Gottes lügen? Würde mich nicht auf der Stelle sein Blitz zerschmeißen, wenn ich lästerte? Aber tut mit mir, was ihr wollt; konnte die Mutter Gottes den Arm heben, um mir ihre Krone aufzusetzen, wird Gott sich nicht minder regen können, um mich mitten aus brennendem Feuer oder aus kochendem Öl herauszuholen."

Nach einigen anderen prahlerischen Redensarten dieser Art beendete der Bischof seine Rede, die er durch gewaltige Geberden ausgeschmückt und dann und wann durch lautes Weinen unterbrochen hatte, worin das Volk andächtig einstimmte, so daß ein hörbares Schluchzen und Glucksen durch die Kirche plätscherte. Viele von den Anwesenden fielen vor Inbrunst auf die Kniee und bekreuzten sich eifrig, und als Wonnebald von der Kanzel herunterkam, rutschten sie zu ihm hin, küßten sein Gewand und baten um seinen Segen, den er rüstig und flink aus dem Handgelenk, wie es seine Art war, rechts und links austeilte. In der Meinung, durch die Stimme des Volkes von jedem Verdachte freigesprochen zu sein, begab sich der Bischof sogleich durch einen zu seiner Wohnung gehörenden Gang nach Hause, woran ihn auch niemand hinderte, da ein solcher ohne Zweifel durch die begeisterte Volksmenge in Stücke zerrissen worden wäre.

Die Gebildeten waren keineswegs von der Wirklichkeit des geschilderten Wunders überzeugt, aber durch das schwungvolle Benehmen des Bischofs einigermaßen in Verwirrung gesetzt und warfen einander stillschweigend Blicke zu, die ebensowohl nachdenkliche Rührung über einen solchen Beweis von Übernatürlichkeit wie Erstaunen über die Unverschämtheit des Schwindels bedeuten konnten. Da sich indessen ein fortwährend wachsendes Glaubensfeuer im Volke offenbarte, hielten es die meisten für ratsam, keine dem Gotteslìebling nachteilige Äußerung laut werden zu lassen, besonders nachdem der Medizinalrat wiederum bewiesen hatte, wie schön auch dem Manne frommer Kindersinn anstehen könne. Diese feurige Natur nämlich entbrannte bei Enthüllung der bischöflichen Makellosigkeit und seiner überirdischen Krönung sofort in andächtigen Eifer und beanspruchte für sich nur den Ruhm, vor aller Welt zum besten der Kirche von dem stattgehabten Wunder Zeugnis abzulegen.

Gab es ein Herz, das noch mehr als das seine durch den Einblick in ein auserwähltes Gemüt war entflammt worden, so war es das der Stiftsdame Hermenegilde, deren Gefühl plötzlich einen neuen Umschwung, von der Mutterliebe zur Gottesminne, nahm. Die Erkenntnis, aus selbstsüchtiger Rache einen hochehrwürdigen und geradezu heiligen Mann beinah ins Verderben gestürzt zu haben, erfüllte sie mit Reue und Sehnsucht, so daß sie sich dem Angebeteten schon in der Kirche zu Füßen geworfen hätte, wenn das Gedränge um seine Person nicht zu groß gewesen wäre. Schmelzend vor Zerknirschung suchte sie in seine Wohnung vorzudringen, allein ungeachtet ihrer demütigen Versicherungen blieb Wonnebald taub, freilich nicht ohne eine künftig wiederkehrende Gnadenzeit in tröstliche Aussicht zu stellen.

Als dem Erzbischof das Gerücht sowohl der gegen den Bischof erhobenen Anklage wie seiner Verantwortung zu Ohren kam, seufzte er mehrere Male und verwünschte im Innern Wonnebald und denjenigen, der ihm zum ersten Male seinen Namen genannt hatte. Am meisten plagte ihn der Ärger über sich selbst, daß er sich in der Beurteilung und Behandlung des Menschen so arg vergriffen habe, indessen auf einem Spaziergang, den er nach vollbrachten Tagesgeschäften unternahm, beruhigte er sich ein wenig durch die Betrachtung, daß ihn eine solche Erfahrung vielleicht vor Selbstüberhebung schützen sollte, daß außerdem Dummheit und Dreistigkeit zuweilen das beste Echo aus der Welt herauslockten und also auch diesmal vielleicht die Spitzbüberei des Bischofs der Kirche mehr zu Nutzen als Schaden gereiche. Vollends als an den folgenden Tagen Nachrichten einliefen, wie sich infolge des Wunders das kirchliche Leben in Klus verdoppelt und verklärt habe, ertappte er sich des öfteren bei einem unwillkürlichen Lächeln und machte sich selbst das Zugeständnis, daß er mit Wonnebald zwar viel gewagt, aber am Ende denn doch das richtige getroffen habe. Zwar entsprach es seinem Geschmack, sich persönlich so wenig wie möglich mit dem wundertätigen Benehmen der Millionenmutter einzulassen, doch unternahm er auch nichts dagegen und ließ der Begeisterung ihren Lauf, und wenn er es nicht umgehen konnte, sich darüber zu äußern, tat er es vorsichtig und in feinen Wendungen, wie daß bei Gott kein Ding unmöglich sei oder daß für den Gläubigen jedes Wunder wirklich sei und ihm von niemandem bestritten werden dürfe noch könne.

Mochten den Papst ähnliche Betrachtungen leiten, oder war ihm das Wunder von Klus durch so feurige Zungen geschildert worden, daß das Unkraut des Zweifels dabei nicht aufgehen konnte, kurz, er beschloß, den Bischof durch Überreichung der Tugendrose auszuzeichnen, was denn freilich auch, nachdem die Mutter Gottes sich zu seinen Gunsten ihrer eigenen, kostbaren Kopfbedeckung entäußert hatte, nicht anders als billig genannt werden konnte. Hierdurch wurde das Wunder erst eigentlich beglaubigt, und seit die Nachricht von der bevorstehenden Verleihung sich verbreitete, fingen auch die besseren Kreise an, ihre Ehrfurcht vor dem Bischof lauter zu äußern, und wo etwa noch zerstreute Gedanken den mystischen Vorfall unschlüssig und mäkelsüchtig umschwirrt hatten, lösten sich diese nunmehr gänzlich auf wie Nebelgebräu vor der triumphierenden Tagessonne.

Der geistliche Kammerherr, welcher dem Bischof die goldene Rose zu überbringen hatte, glaubte weder an Gott noch an die Heiligen noch an sonst etwas und konnte sich nichts anderes vorstellen, als daß der Kluser Bischof ein Mann von feinster Klugheit und Überlegenheit sein müsse, daß er den Leuten eine so abgeschmackte Wundergeschichte habe eingeben und verdaulich machen können. Er selbst war in der diplomatischen und schriftstellerischen Laufbahn zu einem großen Ansehen gelangt, niemals aber hatte er sich in den Geruch der Frömmigkeit bringen können, und bewunderte deshalb nichts so sehr wie die Hinterlist und Gaukelkunst, vermöge welcher es einem gelang, die Rolle des Gottesmannes zu spielen. Der Bischof feierte nach seiner Weise die Anwesenheit des päpstlichen Gesandten durch ein

prächtiges Mahl in seiner Burg, wobei alle Kunstwerke und Erzeugnisse des Gewerbes, als Bilder, Statuen, Gläser, Schüsseln und Silberzeug, zur Ausstellung gebracht worden waren, so daß man nicht wußte, wohin man blicken und was man kosten sollte. Es war auch um diese Zeit der Justizrat Schimmelmann von seiner Reise zurückgekehrt und zum Feste eingeladen, das er durch geistreiche Erzählungen und vieldeutige Witze aufs anmutigste belebte. Wonnebald aß und trank mit Lust und ließ es an geeigneter Stelle nicht an einem muntern Ausruf fehlen, meistens aber schwieg er mit beifälliger Herablassung, denn er hatte sich mittlerweile daran gewöhnt, das Lamm Gottes darzustellen, und träufelte nur von Zeit zu Zeit, wie wenn er nicht anders könnte, etwas Salbungsvolles und Erbauliches ins Gespräch. Der Überbringer der Rose beobachtete den durchtriebenen Ränkeschmied, als welchen er den Bischof ansah, neidvoll bescheiden, behandelte ihn mit Ehrerbietung und hinterbrachte dem Papste einen über alle Maßen günstigen, fast begeisterten Bericht über den erleuchteten Betrieb des Pückschen Bischofssitzes.

Indessen bekam Wonnebald die Mahlzeit, die er beim Rosenfeste zu sich genommen hatte, schlecht; was erst nur eine leichte Störung in den verdauenden Organen zu sein schien, erwies sich als tückische Krankheit, die den prangenden Körper in wenigen Tagen zerstörte und als Leiche zurückließ. So unerwünscht dies jähe Sterben dem Bischof sein mochte, der sein Dasein so geschickt und fröhlich zu benützen verstand, so gewinnbringend war es für sein Gedächtnis, das sich nun an den glorwürdigsten Punkt seiner Laufbahn anknüpfen mußte. Das Trauergepränge dauerte mehrere Tage, und während derselben verbreitete sich das Gespräch häufig um die Frage, wie man den Verblichenen geziemend und dauerhaft ehren könne, sei es durch ein Denkmal oder eine beschreibende Darstellung seines Lebenswandels, was aber alles dem allgemeinen Gefühl noch nicht Genüge tat. Da nun im Reden der Bevölkerung sowie in dem Nachruf, den der Medizinalrat zum Andenken Wonnebalds in den Zeitungen drucken ließ, derselbe beiläufig als ein heiliger Mann war bezeichnet worden, kam man von selbst dazu, ohne daß ein bestimmter Urheber des Gedankens hätte genannt werden können, an die Heiligsprechung des Bischofs zu denken und eben diese als die passendste Würdigung seiner Verdienste anzusehen. Die hohen Verbindungen des Medizinalrats ermöglichten es ihm, den Plan als einstimmigen Wunsch der Kluser Bevölkerung zu Ohren des Papstes zu bringen, der, obwohl er von allen Seiten nur das Beste über den Pück'schen Lebenswandel gehört hatte, sich doch vorsichtig in einer so wichtigen Angelegenheit zurückhielt. Wie ausdrücklich sich auch die göttliche Meinung durch Aufsetzen der Marienkrone für den Bischof ausgesprochen hatte, schien es vom Standpunkte des nicht allwissenden Menschen doch geboten, die Lebensführung des Kandidaten Punkt für Punkt, gleichsam wissenschaftlich, auf seine Heiligkeit hin zu untersuchen, wodurch sich denn freilich auch seine unbedingtesten Verehrer zunächst in eine gewisse Verlegenheit versetzt fanden. Bei näherem Bedenken indessen sagten sie sich, daß, wenn Wonnebald auch nicht in Höhlen gelebt, noch sich ausschließlich vom Tau des Himmels oder durch Berührung der Hostie ernährt,

noch überhaupt in dieser gewissermaßen älteren Richtung Löbliches und Wunderwürdiges vollbracht habe, er hingegen die Tugenden der Demut und Einfalt, welche die eigentlich christlichen seien, bis zum äußersten getrieben habe, wie er denn die von Gott empfangene Auszeichnung vor jedermann verheimlicht habe und bis zum Ende haben würde, wenn ihm nicht die Verleumdung der Bösen zur Mitteilung gezwungen hätte. Er hätte, sagten sie, ohne sich je der Wissenschaft zu bedienen, die so oft die Feindin des echten Glaubens sei, eine hohe kirchliche Würde erlangt, von innen erleuchtet oder durch Einblasung von oben zur Verwaltung eines so schweren Amtes befähigt. Immer mehr im frommen Eifer sich erhitzend fügten diese Sachwalter des Bischofs hinzu, daß, wenn nicht mehr oder überhaupt gar keine staunenswerte Taten von ihm bekannt seien, dies sich eben von seiner vollkommenen Demut herschreibe, mit der verglichen die meisten Heiligen, von denen die Geschichte wisse, unchristlicher Ruhmsucht gefröhnt hätten.

Diese nachdrücklichen Begründungen konnten in harmonischer Weise durch ebenso bedeutende materielle Kräfte unterstützt werden, was bei den großen Kosten, die die Heiligsprechung mit sich bringt, nicht gering anzuschlagen war. Ein glücklicher Einfall erinnerte die Unternehmer an die Marienkrone, die, nachdem sie aus dem Ofenloche des Bischofs ans Licht gefördert, mit Beschlag belegt war und sich nebst sämtlichen dazu gehörigen Edelsteinen noch immer in gerichtlicher Verwahrung befand, und deren Geldwert hinreichte, um die Vollziehung des großen Geschäftes daraus zu bestreiten. Es hatte zwar die Absicht bestanden, der Gottesmutter ihre Krone zurückzugeben, doch ließ sich dagegen einwenden, daß sie dieselbe freiwillig und vermutlich aus guten Gründen an Wonnebald abgetreten habe, und daß man in ihrem Sinne handle, wenn man sie zur Erhöhung und ewigen Krönung seiner Person nutzbar mache.

Die Bevölkerung von Klus hatte die Sache ihres Bischofs während der Entwicklung der Dinge völlig zu ihrer eigenen gemacht und sah in der Verzögerung eine ihr angetane Kränkung, woraus denn wiederum geschlossen werden konnte, was für ein dringendes Bedürfnis die Anbetung des Wonnebald im Volke sei. In Erwägung aller dieser Umstände zeigte sich der päpstliche Rat endlich geneigt, und die Einreihung des Bischofs in die Schar der Heiligen fand unter den üblichen Zeremonien zu vollkommener Befriedigung der Kluser Frommen statt. Das Bild Pücks wurde in der Burgkirche aufgehängt, mit nach oben gedrehten Augen, von wo eine Hand im Begriff war das bekannte Diadem herunterzulassen, kunstlos gemalt, aber der andächtigen Gemeinde durch Vergegenwärtigung der seligen Gesichtszüge erbaulich. Auch der Erzbischof von Casalba, der an gewissen Festtagen in der Kluser Kirche einen Gottesdienst abhielt, verweilte gern einige Augenblicke vor dem Bilde und beglückwünschte mit gedankenvollem Lächeln sich und die Menschheit über den zeitigen Tod des Bischofs, da, wenn er länger gelebt und seine Laufbahn so schleunig wie bisher fortgesetzt hätte, die Kirche schließlich gezwungen gewesen wäre, ihn zum Herrgott zu machen, um ihn seinen Verdiensten und dem allgemeinen Bedürfnis entsprechend weiter zu befördern.

Das Los der Juden / von Jakob Wassermann

Was ist ein Jude? was ist jüdisch? was ist Judentum? Diese Fragen scheinen für den tieferen Geist unserer Zeit sinnlos zu sein. Dennoch: der Jude existiert. Es gibt kein jüdisches Volk, vielleicht nicht einmal eine jüdische Rasse, doch alle wissen vom Juden, dem Gezeichneten, Auserwählten, mit Erinnerungen Beladenen, Schicksalserfüllten. Er scheint der einzige Mensch der Erde zu sein, dem die Vergangenheit in den Augen der Völker keinen Adelsbrief ausgestellt hat. Ihr Gewissen ist beunruhigt durch das unerklärliche Noch-immer-Existiren des Juden. Sie sind erstaunt, ihn noch immer auf dem Welt-Theater zu wissen. Du, den wir vernichtet, verbrannt, verkommen glaubten, wagst es uns gegenüber zu treten? wer bist du? woher kommst du? warum bist du? Und sie suchen sich zu rächen, weil die Scham sie quält. Aus diesem Misverständnis, mit dem die Völker sich selbst begegnen, sollte das Judentum Kraft, Ruhe, Mut saugen. In ihm liegt eine sichere Gewähr für die Zukunft.

Ich erinnere mich an folgenden Vorfall aus meiner Knabenzeit. Ich hatte in der Schule einen Kameraden von wunderbarer Schönheit: fein gewachsen, schlank, blond, mit energischen und zugleich gutmütigen Blau-Augen. Es war ein Jude. Eines Tages wurde er auf der Straße von einer wüsten Horde von Jungen verfolgt, die ihm mit wütendem Gebaren unaufhörlich das Wort: „Jud!" beschimpfend zuschrieen. Was dachten sich nun diese Knaben dabei, als sie das edlere, schönere Exemplar eines Menschen mit dem Schmutz ihres Hasses bewarfen? Und welch eine Art von Haß mochte dies sein? Sie hatten nie Übles von ihm erfahren; heute wie sonst war er schweigend an ihnen vorübergegangen. Was mochte sie veranlassen, ihm Steine nachzuschleudern? was ließ ihre Augen funkeln, erregte ihr hämisches Gelächter? Ein Wort; nichts weiter als ein Wort. Worte nähren Instinkte, Worte wecken Taten. Unüberprüft wandern sie von Geschlecht zu Geschlecht, und die Zauberkraft ihres Schalls bleibt immer dieselbe, solange das Ding, das sie benennen, nicht vom Erdboden verschwunden ist. Im übrigen enthält diese kleine Geschichte das typische Erlebnis des Judenkindes. Ich kannte auch erwachsene Leute, kenne sie noch, gebildete wohlwollende, leidenschaftslose Menschen, denen das Wort „Jude" gleichsam ein säuerliches Zusammenziehen des Gaumens verursacht. Dabei machen sie ein Gesicht, als wollten sie sagen: Du irrst, wenn du an meiner unparteiischen Denkweise zweifelst.

Als ob wir ihre Unparteilichkeit brauchten! Sie glauben, das Beste, was sie tun und fühlen können, sei, gerecht zu handeln, gerecht zu fühlen. Man überschätzt die Tugend der Gerechtigkeit, wenn man daraus die Entbehrlichkeit der Liebe oder der Ehrfurcht folgert. So hat man auch die sogenannte Emanzipation mit prahlerischen Lettern auf das Haben der Geschäftsbücher gesetzt. Sie waren wohl-

tätig genug, das heiligste Gebot der Menschheit in den allerkümmerlichsten Grenzen zu erfüllen, und das Angesicht Deutschlands strahlte vor Zufriedenheit mit sich selbst. Sie entschlossen sich, dem Druck der Zeit gehorchend, Gefängnismauern niederzureißen, hinter denen zwanzig Generationen von Unschuldigen geschmachtet hatten und bespiegelten sich im Bewußtsein ihrer Toleranz. Sie wunderten sich, daß die von der Kette noch Halbgelähmten nicht von Dankbarkeit überflossen. Sie dünkten sich großmütig, weil sie ihnen Plätze im Land anwiesen, ohne ihnen den inneren Besitz der Heimat zuzugestehen. Die Menschlichsten zeigten sich in dieser Beziehung erbarmungslos, der lichteste Geist war von tausendjährigen Vorurteilen geblendet.

Was hat es nun eigentlich mit dem berühmten Rassenhaß auf sich? Sollte es eine Wahrheit sein, daß im Kreis menschlichen Beisammenlebens Blut gegen Blut aufsteht? Ich glaube nicht daran. Ich glaube auch nicht an die Geschichte vom „Erbfeind". Ich glaube, der Rassenhaß zeigt sich bei näherer Betrachtung als ein Kleiderhaß, ein Manierenhaß. Er ist ein unter dem Schutz der öffentlichen Dummheit und häuslichen Bequemlichkeit groß gewordenes Gespenst. Jeder Aufrichtige prüfe sich doch selbst. Wenn ein Semit und ein Arier auf eine einsame Insel verschlagen würden, sie würden sich zu verstehen, zu verständigen, zu lieben suchen. Die Abneigung des Durchschnitts-Deutschen oder -Christen oder -Germanen gegen den Durchschnitts-Juden beruht auf Unwissenheit, auf versteinertem Mißtrauen, auf religiöser Voreingenommenheit. Man will uns auch vorspiegeln, es sei der Haß des Eingeborenen gegen den Eindringling. Angenommen, Gott habe seine Erde zu Gunsten der Schwarzbärtigen oder Blondbärtigen oder Kraushaarigen oder Schlitzäugigen im voraus parzelliert, wer wollte in dieser Stunde so verwegen sein, und auf die Reinheit, Unbestreitbarkeit und Unbeflecktheit seiner Besitzrechte pochen? An jedem Fleck, den du bewohnst, klebt Vorfahrenblut. Dann aber hat der armseligste Jude seine Hütte mit mehr Blut bezahlt, als irgend ein Monarch seinen Thron.

Es ist ein billiges Historiker-Amusement, den Fall und die Leiden des Judentums als tragische Buße für den Tod Christi aufzufassen. Eine Gymnasiasten-Idee. Was war ihnen Christus, als er lebte, und was sein Tod? Was war er den Römern und den Syriern oder jenem Saulus aus Tarsus, der seine Agitatorenlaune vielleicht nur zufällig nicht an einen andern der zahlreichen Sektierer vergeudete? Und wenn ich fragen darf: wo bleibt die tragische Buße der Spanier für den edlen Guatemozin von Mexiko, der auf dem Rost gebraten wurde? und für die ungezählten Opfer der Inquisition? Und wo bleibt die tragische Buße Frankreichs für die Qualen der Albigenser und die Hingemordeten der Bartholomäus-Nacht? Und welchem der Henker hat Johann Hussens furchtbarer Tod nur eine einzige schlaflose Nacht bereitet? Das waren die Prinzipien, die aus Christi Lehre verteidigt, die Taten, die in Christi Namen verübt wurden, und das Kreuz, aus dessen Stamm Liebe und Duldung erblühen sollten, funkelte düster über Ozeanen von Blut.

Das Unglück des mittelalterlichen Juden war, daß er kein Talent und keinen Grund zum Proselyten hatte. Die Abtrünnigen unter den Juden wechselten niemals den „Glauben", sondern sie machten ein Geschäft. Auch in den ersten Jahrhunderten der Kirche, was hätte ihnen das Christentum zu geben vermocht? Um es in der Verwässerung der arianischen und römischen Priester und Missionare aufzunehmen, dazu waren sie zu klug, das war gut genug für die wilden und kindlichen Völkerschaften zwischen Rhein und Weichsel. Und die reinere, erhabenere Form, die trug ja ihre eigene Religion in sich selbst, aus deren Schoß das neue Heil entstammte. Ihnen dünkte sogar die messianische Idee größer, geistiger, transscendentaler als die christliche. Der Erlöser, der einstmals kommen wird, ist mehr als der, der schon da gewesen ist. Erst die unerhörte Häufung der Drangsale, der unerträgliche Druck der Zeit konnte die Juden um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts vermögen, an die Leiblichkeit des Messias zu glauben: es war keine freudige Erfüllung, sondern die letzte Ekstase des bösen Traums, als welcher ihnen das Leben erschien. Noch in seinen alten Formen legt der Messianismus und die Vision des Messias-Heilands Zeugnis ab nicht bloß von erlittenem Unglück schlechthin; nur das äußerste Maß des Elends kann dem Volksgeist ein solches Gebilde von umfassender Trostkraft entpressen. Was sollten da die Juden des Römerreichs mit der neuen Heilsbotschaft beginnen? Oder erst die späteren, als das Wort der Liebe auf der Zunge rasender Mönche zur fadenscheinigen Phrase und frechen Lüge geworden war? Hinter dem Juden lag eine Vergangenheit tiefster religiöser Erschütterungen, charakteristischer sozialer Kämpfe. Er stand mit seinem Gott auf andrem Fuße als der in mystischer Andacht zitternde Occidentale. Ein Band der Familiarität umschloß für ihn Himmel und Erde. Daß es geheiligt bleibe, darüber wachte der alte Patriarchengott, der im Zorn wie in der Liebe immer etwas vom tyrannischen Hausvater behielt. Ohne dies schöne Verhältnis wären die göttlichen Schriften der Juden nicht in so hohem Grad und für alle Zeiten Menschenbücher geworden. Die Kirche und manche Heiligen des frühen Mittelalters wirken noch in dieser erfreulichen und gesunden Tradition. Ich kann mir nicht helfen, aber eine Gestalt wie Martin von Tours ist wie aus dem Prophetenkreis des alten Testaments herausgeschnitten. Erst mit der brutalen Verweltlichung des Klerus beginnt die krankhafte Vergeistigung des Mönchstums. Zu allernächst durch eine leichtbegreifliche Teilnahmlosigkeit an ihren inneren Kämpfen wurde der Jude das Opfer beider Mächte. Im Hintergrund stand dann immer als verläßlicher Henkermeister das mit billigen Mitteln rasend zu machende Volk.

Es ist nicht zu vergessen, daß der Jude von damals noch durchaus Orientale war. Er war stolzer, abgeschlossener, ruhiger, gesammelter. Er war noch im Besitz seiner Vergangenheit und stand daher bewußter und selbstverständlicher im Leben. Die Kämpfe, deren Zuschauer er sein mußte, waren für ihn längst vorüber. Sein Geist hatte Muße für die innere Welt. Der Typus dieses Juden existierte in Spanien noch, als ihn die übrige Christenwelt längst vernichtet hatte. Den Mord

hat Europa zu büßen. Der jüdischen Seele ward ein Fegefeuer von mehr als tausend Jahren bereitet. Wie sie daraus hervorgegangen ist, wird sich zeigen.

Es sind in den letzten Jahren Apologeten aufgetreten, Entschuldiger des Verbrechens, Beschöniger der Zustände. Sie haben herausgefunden, den Juden sei manches „gewährt" worden, was sie in dumpfem Trotz nicht zu würdigen gewußt hätten; mehr als einmal habe dieser oder jene Kirchenherr, dieser oder jene Gelehrte seine Stimme für sie erhoben, und es habe Fürsten gegeben, die sich der Juden aufs wärmste angenommen, obwohl das wucherische Treiben sie längst der Verachtung des Volkes ausgeliefert hatte. Argumente dieser Art sind weder teuer noch selten. Sie gehen vornehm darüber hinweg, daß z. B. der jüdische Wucherzins eine Waffe war, deren sie sich in der verzweifeltesten Notwehr bedienten und die dann von den Mächtigen bei jeder Gelegenheit gegen sie gekehrt wurde. Am Juden entdecken sie plötzlich den Mangel der Menschlichkeit in einer Zeit, in einer Welt, die von Blut und Greueln troff und in der die Treulosigkeit selbstverständlich war. Und der Judenschutz! Es war einmal ein Mann, der seinem Esel die Augen, den Schwanz und die Ohren ausgerissen hatte und sich nun etwas darauf zugute tat, daß er ihm doch die vier Beine gelassen. Seit der Jude ins Abendland kam, spielt er die Rolle dieses Esels. Sein Jammergeschrei erregte Spott und Verwunderung. Was will der Esel? er hat ja seine vier Beine.

Ich führe dich in ein kleines schwäbisches Städtchen. Man schreibt etwa 1510. Ein Jude hat gestohlen und ist zum Galgen verurteilt. Doch soll er vorher um jeden Preis die heilige Taufe erhalten. Er weigert sich dessen. Man holt einen wilden Fleischerhund und hängt ihn samt dem Juden mit den Füßen am Galgen auf. Während das Tier die Glieder des armen Mannes zerfleischt, predigt unten der Pfarrer im Schweiße seines Angesichts die erhabene Lehre Christi..

Obwohl es so in der Chronik steht und durchaus keinen Fall von absonderlicher Grausamkeit vorstellt, klingt es wie ein absurder Traum, eine groteske Allegorie.

Aber Tatsachen lügen. Es ist überflüssig, an die Drangsale großen Stils zu erinnern, an die Verfolgungen unter den Capetingern bis zu den Massacres am Rhein; überflüssig, die Ströme unschuldig vergossenen Bluts zu erwähnen; die Bedrückungen der Junker und Herren; die Gewalttaten der Städte; die schandvolle Kennzeichnung und Einmauerung; die Unsicherheit alles Besitzes; die Verächtlichmachung des aufgedrungenen Erwerbszweigs und selbst in günstigsten Umständen das erniedrigende Parasitendasein. All das ist aus jeder beliebigen Historie zu entnehmen. Dreierlei ist immer wieder erstaunlich und gibt zu denken: erstens die dämonische Kraft passiven Widerstandes der jüdischen Natur; zweitens die Selbstverständlichkeit, mit der auch die erleuchteten Geister der Christenheit den Anblick eines solchen Schicksals hingenommen haben, und drittens, daß die Phantasie des Volkes niemals dadurch in sichtbarer Weise beunruhigt oder verdunkelt wurde. In keinem Märchen ein Trauerklang, in keinem Lied ein Bekenntnis, in keiner Dichtung ein Bild. In irgend ein Herz mußte doch einmal ein Funke gefallen sein und noch etwas anderes bewegt haben als des gleichmütigen Chronisten Feder.

Nur um die Gestalt des Ahasver, die aus ganz anderem Boden erwuchs, spinnt sich ein scheues und zweideutiges Schuldgestehen.

Aber was soll die Beichte des Mörders, wenn der Mord geschehen ist. Das Schicksal der Juden von der Karolinger-Zeit bis zur französischen Revolution bietet das beispiellose und grauenhafte Schauspiel einer langsamen Hinrichtung des Geistes und des Herzens. Der Frevel hatte seine Methode und seine Gesetzmäßigkeit. Der römischen Kirche war dieser stille und überlegene Zuschauer unbequem bei ihren wilden Kämpfen gegen Völker und Fürsten. Ruf und Ehre waren bald besudelt, damit verschwand auch die Sicherheit der Existenz. Der Jude hatte nicht mehr über seine freien Kräfte zu verfügen, die Erhaltung des Lebens selbst nahm seine Fähigkeit ganz in Anspruch. Seine Sinne umdunkelten sich, die Seele verdorrte, er mußte eine steinerne Mauer des Hasses um sich und die seinen bauen. Die einfache Überlegung, daß aus dieser erniedrigten, zertretenen, geschundenen, gepeinigten, stests aufs Äußerste beunruhigten Menschheit, sobald sie nur aufatmen durfte, Genien erwachsen konnten, die mit krankem Leib den Weg zur Morgenröte neuer Zeiten suchten, zeigt, wie viel gutes Blut geflossen sein muß, wie viel Feuer erstickt, wie viel Geist und Heldentum gemordet worden sein muß, wie die Gottheit, die man anzubeten wähnte, in ihrer innersten Idee beleidigt und geschändet wurde. Im achtzehnten Jahrhundert konnten noch die Schriftsteller den sublimen Gedanken, daß die Juden auch Menschen seien, mit Entdecker-Enthusiasmus treuherzig variieren. Wenn irgendwo im Weltraum ein stillbeobachtendes göttliches Wesen weilt, dabei muß sein Himmel von Hohngelächter erzittert sein. Und nun Konitz, Polna, Galizien, Kischenew.... Wahrhaftig, die Menschen sind feige, träge, stumpfe, dumme Tiere. Sonst wäre mehr Empörung in der Welt.

Der Rest sei Schweigen.

Wie ist nun das Judentum aus dieser Katastrophe hervorgegangen? Und wie verhält es sich: einmal zu seiner europäischen und dann zu seiner asiatischen Vergangenheit? Jene bedeutet Schande, Elend, Niedrigkeit, Finsternis, diese aber Macht, Ehre, Ruhm und große Taten. Die Aufgabe und der Kampf des modernen Juden besteht im wesentlichen darin, daß er jene vergesse und diese sich zu eigen mache. Er muß die Wundmale nicht verleugnen, die nun einmal untrennbar sind von seinem Namen, aber er soll auch die Krone nicht vergessen, die einst auf seinem Haupt leuchtete. Inwieweit ihm dies gelingt und ob es ihn zu harmonischem Menschentum führt, hängt von seiner Persönlichkeit ab, von der Intensität seines Willens zur Zukunft, und bestimmt zugleich seine Rolle im Staat und in der Gesellschaft.

Ich meine also, die sogenannte Judenfrage ist für den heutigen Juden nichts anderes als ein Problem des Selbstbewußtseins und der Erweckung großer Traditionen.

Man darf billig daran zweifeln, daß es noch eine jüdische Religion gibt. Wo gäbe es überhaupt noch Religion, die nicht im Kultus erfroren wäre, Göttlichkeit

erzeugende? Die Welt: ein Universum, ein All, ein Unendliches entzieht sich als Bau und als Gebilde mehr und mehr jeder menschlichen Vorstellung, die Götter lassen sich in keinerlei Gestalt mehr denken. Dafür erobert der Mensch die Schöpfung für sich, das Menschentum selbst gewinnt an Bedeutung, Kraft und Tiefe, wir erkennen das Göttliche im Menschen.

Von jüdischer „Nationalität" will ich nicht sprechen, es ist ein Treibhausgedanke; wird doch sogar der Begriff der Rasse allmählich ein konventioneller und grenzenloser.

Aber den jüdischen Menschen als Spezialität, den gibt es, dank dem Christentum, dank der Kirche, dank der abendländischen Finsternis.

Nehmen wir an, die Emanzipation stelle eine Epoche vor; für die Armen, für das jüdische Proletariat, unter allem Proletariat das elendeste und bejammernswürdigste, war sie doch nur ein Wortschall. Sie hat einen ganz bestimmten und nicht immer erfreulichen Typus des Juden erschaffen. Man will in einem Atemzug alles Gewesene abschütteln und sich mit Gegenwart füllen. Die Folge ist Rausch, Zerfahrenheit, Zerrissenheit. Es tauchen blendende Naturen auf, aber sie scheinen zugleich geblendet. Man schreit, wo sprechen nützlicher wäre. Man wird durch Übereifer lästig. Die Siegerfreude läßt vergessen, daß man trotz der errungenen Rechte nur geduldet wird. Das ist zu wenig, Juden! Die einseitige Hinneigung zu geistigem Leben täuscht darüber hinweg, daß der Körper noch nicht genug Sonnenlicht, die Seele noch nicht genug Ruhe gehabt hat. Die Kräfte erschöpfen sich. Die zu schnell entfachte Flamme verzehrt sich zu schnell.

Und die Grimasse. In einem Teil der Juden herrscht noch der Geist des entlaufenen Sklaven. Man möchte sagen: die Fesselzeichen sind noch sichtbar, oder: sie fühlen sich innerlich noch gebrandmarkt. Ein Dämon scheint ihr Wesen verwundet und vergiftet zu haben; derselbe Dämon zwingt sie zu tun, was sie nicht sollten; sie wollen etwas scheinen, was sie nicht sind, und was zu sein sie sich gar nicht bemühen, nämlich freie Menschen; dadurch wirken sie teils lächerlich, teils aufreizend. Sie sind entweder anmaßend und überhebend oder demütig und zur Selbstgeißelung geneigt, oder beides. Alle Vorzüge des Juden sind zu Lastern geworden und diese Laster haben bei ihm etwas seltsam Penetrantes: der echte Jude ist feinfühlig und zurückhaltend, sie sind frech und aufdringlich; der echte Jude ist stolz und schamhaft, sie sind knechtisch und schamlos. In ihnen ward Scharfsinn zur Klügelei, Urteil zu Respektlosigkeit. Es sind Schwächlinge, die sich stark stellen. Es sind diejenigen Juden, die vor jedem Bild eines „Germanen" in augenverdrehender Hochachtung erstarren. Unter ihnen trifft man die unversöhnlichsten Hasser des Judentums, denn ihr Ehrgeiz treibt sie in eine Richtung, bei der ihnen die Abstammung zum Hindernis wird. Durch sie leidet der wahre Jude unendlich, so wie man an einem Bruder leidet, der die öffentliche Verachtung herausfordert durch Handlungen, die er für musterhaft, durch ein Betragen, das er für bewundernswert hält. Sie sind der Abfall. Sie sind die Verräter am Geiste, an der Idee. Ihre Seele ist nicht gereinigt worden durch die Leiden der Ahnen,

sondern beschmutzt. Sie sind am weitesten von der Geschichte, den Kämpfen, den Zukunftshoffnungen des Judentums entfernt, und doch formuliert gerade aus ihnen die Welt ihre Antipathie gegen das Judentum; sie sieht, sie weiß nichts anderes vom Judentum. Es ist unabänderlich; nicht so sehr das Purpurkleid als der Schmutzfleck darauf zieht die Augen der Menge auf sich.

Sich fremd unter Fremden im fremden Land zu fühlen, das hat der aufrichtige und seiner selbst gewisse Jude natürlich nie verlernt, denn mit Liebe ward ihm nichts gewährt. Einen Rechtstitel auf seinen Besitz konnte er, durfte er niemals überzeugend nachweisen. Um so inniger, heimlicher, verhaltener ist oft sein Verhältnis zu Land und Landschaft. Es hat Juden gegeben, die aus Scham über diese Liebe in einem Wahnsinn des Herzens zu Leugnern und Verrätern wurden. Ich glaube, Heinrich Heine hatte etwas davon. Es wird den Juden von vielen Seiten immer wieder zugerufen: vermischt euch! verschwindet als Juden! vereinigt euch mit euren Wirtsvölkern! Aber wie stellen sich diese Leute das vor? wie denken sie sich den Prozeß der Auflösung? Es geschieht oft genug, aber eigentlich werden nur die schlechten Elemente aufgenommen. Ein sogenannter Glaubenswechsel ist doch unvermeidlich, sonst würde es ja nichts helfen, und soll die neue Zukunft gleich mit Lüge und Heuchelei beginnen? Soll der edle Jude zuerst eine unerhörte Demütigung erleiden, um äußerlich frei zu werden und gesellschaftlich makellos zu scheinen? Der geschundene Esel wird nicht geheilt, indem man ihm Ohren und Schwanz aus Papiermaché anheftet, er wird nur noch lächerlich dazu.

Und also lebt der Jude in eigentümlicher Vereinzelung. Nicht so sehr ein Einsamer ist er, als ein Einzelner. Der Kosmopolitismus des modernen Juden ist ein Resultat dieser Vereinzelung, seine leidenschaftliche Hingebung an die Familie ein Schutzmittel dagegen. Er sucht Halt und Haltung in allen Bezirken des geistigen Lebens und der Kunst. Die stets vibrierenden Sinne sind fruchtbar im Erfassen und Erkennen alles Neuen, Großen. Herolds- und Verkündigungs-Dienst ist seine schönste Form des Selbstvergessens. Sich über einen großen Gegenstand zu vergessen, darin sucht er seine Würde und seinen Ruhm.

Wie seltsam ist die Rolle, die viele junge Juden von heute dem Christentum gegenüber spielen. Haben sich die Seelen vertieft? Aus der oberflächlichen Freigeisterei von einst ist ein brünstiger Mystizismus geworden. Doch den wunderlichen Charakter des geistig Vogelfreien, Losgelösten, Irrwischhaften haben diese Bewegungen nicht verloren. Es liegt ihnen ein verhängnisvoller Mangel an Produktivität zu Grunde. Es ist keine höhere Übereinkunft der Geister, kein Wille zur plastischen Gestaltung des Lebens; allem Sein, Tun und Wollen fehlt das mutige Ja, und wenn sie sich noch so glühend an Christus klammern, sie gewinnen Christus nicht, sie verlieren nur sich selbst. Sie mißverstehen sich. Der Drang nach Erlösung und Erlösenwollen liegt ihnen freilich im Blute. Der Jude bedarf stets der Erlösung: vom Leibe, vom Geiste, von der Erde, von der Wirklichkeit, von den Träumen. Er kennt das Ansichselbstleiden besser als andere; die intensivsten Äußerungen seiner Kraft entspringen dem Kampf mit der eigenen Natur. Er ist

ein Gefäß der Widersprüche, unvermögend, die Gegenwart freudig zu erfassen, die vollkommene Dunkelheit fürchtend, das vollkommene Licht scheuend, ein Dämmerungswesen aus dem Dämmerungsland, das zwischen Morgenland und Abendland liegt. Er ist wie gemacht, um am äußersten Ende eines Zeitalters zu stehen, auf der Schwelle zweier Welten, aus der einen hinausgestoßen und noch nicht fähig, in die andere zu gelangen. Er ist der geborene Pfadsucher. In jedem steckt etwas vom Johannes und etwas vom Judas. Jeder wartet in seiner Art zu jeder Stunde auf den Messias, aber er würde ihn verraten, wenn er käme, weil er schließlich selbst der Messias zu sein glaubt, weil er sich stets mit dem höchsten identifiziert. Er liebt leidenschaftlich das Leben, von dem er jeden Tag als volles Glücksmaß fordert, und doch vermag er das Glück nur hypochondrisch bangend zu genießen. Sein auf alle Wandlungen vorbereiteter Geist sieht beständig auf allen Seiten alle Möglichkeiten des Verderbens.

Man hat oft gesagt, das Geheimnis und die Kraft der jüdischen Natur bestehe in ihrer Gärungsfähigkeit und Anpassungsfähigkeit. Ich kann weder ein Geheimnis noch eine Kraft darin erblicken. Es ist nichts als unterbundene Kultur, erstickte Entwickelung, die dann mit einem Mal zu zügellos und stürmisch sich entfalten durfte. Die im engen Raum eingepreßten Gewalten haben die psychische Disziplin nach und nach erstickt und die geistige Ordnung zerstört, sodaß oft die Besten heute nur „Stimmungsmenschen" sind, das heißt Menschen, deren Seele nicht zu leuchten, sondern nur zu phosphoreszieren vermag. Wenn in den Sechzigerjahren Philipp Mainländer, der eine Philosophie der Erlösung schrieb, und neuerdings Otto Weininger sich selbst den Tod gaben, so ist trotz der anscheinenden Konsequenz aus der Lehre augenscheinlich, in welche jammervolle Negativität der Jude stürzt, welche grenzenlose Verzweiflung ihn ergreift, wenn er aus der Fülle der höchsten Erkenntnis dem Abgrund seines eigenen Wesens verfällt. Sie begnügen sich nicht mit dem Gedanken um seiner selbst willen, mit dem Traum als Traum, sondern sie suchen ihm eine Realität in der Außenwelt zu schaffen. Je größer die Idee, umso tiefer dann der Sturz; unbegreiflicher Materialismus innerhalb des Bereiches philosophischer Idealität: das ganze Widerspiel der erkrankten jüdischen Natur.

Der würde irren, der deshalb die Lebenssäfte des Judentums für versiegt halten wollte. Wir schöpfen aus tiefen Brunnen, und wenn auch die Ketten verrostet, die Eimer durchlöchert sind, das läßt sich wieder gut machen. Es gibt z. B. gegenwärtig eine Sorte jüdischer Frauen und Mädchen, besonders in Rußland, denen die ganze übrige Welt nichts Ähnliches an Feinheit, Tüchtigkeit, ernster Lebensführung und wahrhaft gotterfülltem Wesen gegenüberzustellen hat. Sie tragen das Bewußtsein der großen Vergangenheit in ihrem Auge, und vor dem Adel, der auf ihrer Stirn geschrieben steht, müßte der Stolz der ältesten Geschlechter Europas verblassen. Vielleicht hat Nietzsche auch an sie gedacht, als er seine unsterblichen Worte über das moderne Judentum niederschrieb.

Sonst ist es nicht üblich, die Kraft eines Volkes an seinen Schwächlingen zu

messen, die Moral an seinen Verbrechern, die Religion an seinen Abtrünnigen, die Kunst an seinen Philistern; den Juden gegenüber war diese Methode stets verbreitet und beliebt. Wenn der Christ ungeschickt oder talentlos war, wurde das Geschick und das Talent des Juden mit bewundernswerter Skrupellosigkeit als ein Verächtliches gebrandmarkt. Wenn einmal den Juden ein streitbarerer Anwalt ersteht, als ich es bin, darüber wird sein Material unerschöpflich sein.

Aber wozu Anwaltschaft? Nur vom Juden selbst hängt es ab, ob er in Kämpfen, die fruchtlos sind, weil sie der lebendigen Wirkung ermangeln, nicht seine inneren Kräfte vergeuden will. Er vergesse es, daß ihn das Vaterland nicht aller Amtsehren und -funktionen würdigt, die es zu vergeben hat, und wenn er nicht Russe oder Deutscher im vollen Sinne werden kann, so werde er desto mehr Mensch. Für dieses Ziel kann er gar nicht genug leiden. Einstmals ersteht vielleicht ein Genius aus jüdischem Blute, ein Mann der tiefsten Leidenserfahrungen und des stolzesten Adelsbewußtseins; er wird die beste Rache der Juden sein, denn die ganze Menschheit wird seiner bedürfen und seine Gaben mit Beschämung hinnehmen.



Robert Browning und Elizabeth Barrett Barrett / Briefwechsel

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Montag morgen [Poststempel: 31. August, 1846].

Hier ist der liebsten Ba liebster — weil letzter — Brief, und es ist einer ihrer verkörperten und greifbar gewordenen Küsse — so vollkommen gut! Und sollte mich dies wegen eines vielleicht übertriebenen Ernstes in dem, was ich gestern schrieb, beschämen? oder nicht vielmehr mich vor mir und ihr rechtfertigen — da der Ernst sich über einer vorübergehenden Furcht einstellte, ich könne verlieren, was ich so unendlich kostbar hege. Meine geliebte Ba, Du bedeckst mich ganz mit Liebe über Liebe .. ich habe meine erste und eigentliche Liebe, unabhängig von jeder Gegenliebe, und dann d i e s e Gegenliebe für das, was sich selber lohnte. Bedenke, wie ich bei der vorübergehendsten Andeutung des Mißlingens, einer Trennung und eines Endes empfinden muß! Du kannst nicht erwarten, daß ich ruhig liegen und an meines Lebens Leben rühren lassen kann. Und immer, Liebste, das ganze Leben hindurch, das, wie ich hoffe, uns verliehen werden soll — immer werde ich mich erinnern, wo mein Schatz liegt, und mich ebenso wachsam wenden, wenn man ihm nahe kommt. Außerdem war mir nicht sehr wohl, wie ich Dir zur Entschuldigung sagte — mir ist jetzt viel besser. Nicht als ob ich nach neuer Überlegung meine Meinung über den einzuschlagenden Weg ändern könnte. Wir kennen all die Wunder, die bisher zu unseren Gunsten verrichtet sind .. stehn nicht die Aussichten (um so töricht zu reden) dagegen, daß wir mehr erwarten können? Heute zum Beispiel ist es schön, sonnig und warm, und es sieht aus, als wäre kaltes Wetter in weiter Ferne — aber was bedeutet solche Meinung und solcher Anschein, wenn man dagegen die andere Möglichkeit eines plötzlichen Herbstes wägt? Durch sechs weitere Monate solcher Tage gewännen wir nichts, nichts in der Welt, das gibst Du zu — durch das andere Mißgeschick verlören wir vielleicht alles.

Willst Du ein schlichtes Gleichnis? Gegen unsere Mauer hier steht ein Baum, der vor Wochen einen riesenhaften Apfel trug — und meine Mutter hatte ihr Herz darauf gesetzt, ihn einem Vetter von mir zu zeigen, der sich auf Obst und Bäume versteht. Ich sagte ihr: „Du pflückst ihn am besten gleich — sonst fällt er und ist verdorben." Sie meinte, noch ein oder zwei Tage würden seinen Backen gut tun — nur noch einer — so blieb er dort bis heute morgen hängen, als sie mit meiner Schwester ausgehn wollte — ich sagte: „jetzt ist es Zeit — ihr geht zur Tante — ich will euch den Apfel pflücken." — „O," sagt sie, „ich habe ihn angesehn und untersucht — er hängt so fest .. d i e s mal noch nicht, danke Dir!" So ging sie vor zwei Stunden ohne ihn fort — und gerade eben drehte ich mich

mit einer Ahnung nach dem Baum um — da lag unsere Pracht, im Schmutz zerquetscht, ein trauriges Wrack! „Hilf mir mit Äpfeln, denn ich bin krank vor Liebe!" Vielmehr, rate mir durch Äpfel! Siehst Du den Rat? . . .

Laß mich an etwas anderes denken . . an das Glück, das Du zu empfinden beteuerst — was zu wissen mich völlig glücklich macht. Ich will nicht versuchen, die Krone, die Du mir gibst, abzuweisen. Ich sage nur die eine handgreifliche Wahrheit . . selbst, was ich nach meiner Fähigkeit tun kann, um Dich glücklich zu machen, mußt Du erst noch erproben . . wenn Dich meine Gedanken und Wünsche gegenwärtig überhaupt erreichen, so werden sie freier wirken, wenn das Hindernis, das uns trennt, beseitigt ist . . das ist nur natürlich. Ich werde für Dich leben, für jede Minute Deines Lebens. Möge Gott mich mit einem solchen Leben segnen, wie es für Dich von Nutzen sein kann . . Deins muß es sein, ob von Nutzen oder nicht, denn ich bin ganz Dein — R.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Montag abend [Poststempel: 1. September, 1846].

Dir ist besser, Liebster — und also will ich bekennen, daß ich ein wenig geneigt war, Dir für Deinen früheren Brief leise Vorwürfe zu machen — nur daß Dir nicht wohl war, als Du ihn schriebst. Daß Du eine Deiner unwürdige Lage schmerzlich und ungeduldig empfinden mußt, ist die natürliche Folge der Unwürdigkeit — und ich halte dafür, daß Du noch in diesem Moment aus bloßen Motiven der Selbstachtung berechtigt wärst, die ganze Sache aufzugeben und mich Mr. Kenyon und den anderen zu überlassen. Worüber ich klagen könnte, ist etwas anderes — ich könnte darüber klagen, daß ich Dir keinen Grund gegeben habe, an mir oder meiner Bereitschaft zu zweifeln, Deinem ernsten Wunsch inbetreff der Schritte, die wir zu tun haben, nachzukommen. Im Gegenteil habe ich Dir im Juli in klaren Worten gesagt, solltest Du wirklich lieber im August statt im September reisen wollen, so wolle ich keine Schwierigkeit machen — worauf Du antwortetest, entsinne Dich, Oktober oder November täten es auch. Ist es nun wohl gerecht, Liebster, daß Du Dich so plötzlich gegen mich wendest, und meine Bereitwilligkeit, mein Verlöbnis einzulösen, auf Jahre hinaus, wenn nicht auf immer in Frage siehst? Kann ich dafür, wenn die Verhältnisse rings um uns für uns beide peinlich sind? Habe ich nicht von Anfang an immer wieder wiederholt, daß sie peinlich sein müßten? Nur konntest Du es nicht glauben, siehst Du, bis Du den Stachel fühltest. Und wenn alles getan ist — und das Tun der Anlaß zu neuen Angriffen, Sarkasmen und jeder Art Ungerechtigkeit sein wird, wirst Du dann glücklicher sein als jetzt, wo Du sie nur erst als möglich vor Dir siehst? Ich zittere, diese Frage — sogar mir selber — zu beantworten! Und ich selbst — wenn ich auch nicht anders kann, als Furcht und Schmerz empfinden, wenn ich dem entgegengehe, dem ich entgegengehen muß, und wenn ich auch bisweilen obendrein für Dich fürchte, daß nämlich Du Deiner Heiterkeit zuviel zumutest, wenn Du Deinen Teil davon auf Dich nimmst . . so bin ich doch nie einen Moment von der

Entscheidung abgewichen, von der alles abhängt. Ich könnte Deine Zitate aus dem Prometheus ergänzen und sagen, kein Unheil treffe mich unvermutet, denn ich habe alles vom Anfang an vorausgesehn — aber ich habe nicht das Herz, Zitate zu ergänzen. Ich will nur sagen, daß ich nie von dem freiwillig gegebenen Versprechen gewankt bin, und daß ich es freiwillig zu jeder Zeit halten will, die Du bestimmst — das heißt, innerhalb einer Woche von dem Tage an, an dem Du es bestimmst. Was ein leichtes Wort angeht .. Liebster, richte mich gerecht! Wenn ich es geschrieben hätte, könnte es unrechter sein — aber ich sprach es leichthin, um es als ein leichtes Wort zu zeigen, und mit dem nächsten Atem sagte ich Dir, es sei ein Scherz. Willst Du mir ein so gesprochenes Wort nicht vergeben, Robert? willst Du es mir statt dessen entgegenhalten, als ob ich Dir gewohnheitsmäßig für ernste Hingabe Leichtfertigkeiten zuwürfe? — Du deutest das an. Oder Du deutest es scheinbar an — Du wolltest, konntest nicht einen Gedanken aussprechen, der beinahe eine Unfreundlichkeit war — aber es sieht in dem Briefe so aus, oder sah, heute morgen so aus. Und all die Zeit über tatest Du, als wüßtest Du nicht recht gut .. (Liebster!) .. daß ich zu dem, was Du zu wünschen und von mir zu erbitten entschlossen warst, „nein" zu sagen, nicht in meiner Gewalt hatte. Ah, Du wußtest, daß Du Dich nur zu entschließen brauchtest, um zu sehn, daß es möglich war. Wenn also der September möglich ist, so laß es September sein. Ich habe keinen Einwand und halte nicht zurück. Von der Thames aus abzufahren, ist nicht tunlich — und höre, warum! Alle Segler oder vielmehr Dampfer fahren früh aus London ab; und ich sagte Dir schon, daß es für mich außer jeder Frage stände, dies Haus früh zu verlassen. Ich könnte es nicht, ohne meine Schwestern hineinzuziehen. Arabel schläft in meinem Zimmer auf dem Sofa und ist selten vor neun Uhr morgens aus dem Zimmer — und mir wäre es gleich unmöglich, sie in ein verderbliches Vertrauen zu ziehen, oder ohne ein solches Vertrauen um die Stunde zu entkommen. Also sieh, ob es eine Einbildung, eine Grille von mir ist! Und die Kosten sind fast so gleich wie ein Schilling und zwei Sixpence nur sein können — der Preis der Seereise von London nach Havre, und der Land- und Seereise über Southampton .. oder Brighton. Aber natürlich, was Du von Brighton sagst, beschränkt uns von beiden Routen auf Southampton. Wir können nach Southampton fahren, das Paketboot treffen .. den Flußdampfer nach Rouen nehmen und so schnell vorwärts kommen, wie dein Programm zeigt. Du bist mir nicht böse, Liebster, Liebster? Ich habe es nicht böse gemeint.

Möge Gott Dich immer behüten. Ich bin auch nicht böse, versteh' mich, wenn ich auch heute morgen meinte, Du seist ein wenig hart gegen mich, wo ich gerade bereit war, wenn Du nur den Finger hochhieltest, die ganze Welt für Dich aufzugeben. Und jetzt sage nichts mehr davon. Ich küsse die Spitze des lieben Fingers, und wenn er bereit ist, bin ich bereit; ich will keine Vorwürfe mehr haben. Denn ich bin zu sehr Dein eigen, ganz Dein eigen — Ba.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Dienstag — 3 p. m. [Poststempel: 1. September, 1846].

Liebste, als Dein Brief heute den ganzen Morgen ausblieb, habe ich nicht einmal daran gedacht, Du könntest böse sein .. ich wußte, Du mußtest die Liebe fühlen, die die Furcht hervorrief. Und ich will das bißchen leisen Tadels, das Du gibst, in dem Geist zu Herzen nehmen, der es diktierte. Ich weiß, meine geliebte Ba, Deine Worte haben mir das Recht gegeben, von Deinem Edelmut nichts mehr mit Zweifeln zu erwarten — aber nicht das bloße Geheiß — nein, und würde es tausendmal wiederholt – kann mir dazu verhelfen, daß ich mir den ganzen Schatz aneigne, den Dir, mein zu nennen beliebt; ich werde mich vielleicht an die Großmut gewöhnen und dann bereitwilliger von ihr Gebrauch machen.

Ich habe nicht Zeit, viel zu schreiben; alles ist göttlich gut von Dir und ich liebe Dich dafür, daß Du mir vergibst.

Du kannst unter diesen Umständen nicht früh aufbrechen . . sowie ich von ihnen erfuhr, sah ich das vollkommen ein.

Ah, aber, Ba, bin ich so sehr zu tadeln, daß ich Deine Diamanten nicht nehme, wenn Du sogar ein Recht über meine Kieselsteine ablehnst? Kann ich „mich von der Sache zurückziehen?" rc rc.

Küsse mich und sage das nicht wieder — und ich will sagen, Du bist „mein eigen", wie ich es immer sage — ganz mein eigen! . . .

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Dienstag [Poststempel: 2. September, 1846].

Nun bin ich in Not, Liebster! Ich habe meinen armen Flush verloren — ihn verloren! Du warst ein Prophet, als Du sagtest: „Nimm Dich in Acht!"

Heut Morgen fuhren Arabel und ich und er mit uns in einer Droschke in die Vere Street, wo wir eine kleine Besorgung hatten, und er folgte uns wie gewöhnlich in einen Laden und wieder heraus, und er war an meinen Fersen, als ich in den Wagen stieg. Als ich mich umgedreht hatte, sagte ich „Flush", und Arabel sah sich nach Flush um — und kein Flush war vorhanden! Er war in dem Moment abgefangen worden, zwischen den Rädern heraus, verstehst Du? und der Dieb mußte mit ihm gelaufen sein und ihn vielleicht in einen Sack gesteckt haben. Es war ein solcher Schlag für mich — denke nur! ihn so in einem Augenblick zu verlieren! Kein Wunder, wenn ich weiß aussah, wie Arabel sagte! Und so fing sie an, mich zu trösten, und zeigte mir, wie ich ihn für höchstens zehn Pfund sicher wieder bekäme, und wir fuhren so traurig nach Haus. Denn Flush weiß doch nicht, daß wir ihn wiederbekommen können, und er ist all die Zeit über in höchster Verzweiflung, der arme Liebling Flush, mit seiner furchtbaren Angst und seinen niedlichen Grillen, und seinem Bedürfnis, in meiner Nähe zu sein. Die ganze Nacht wird er heulen und klagen, das weiß ich genau — denn ich fürchte, wir werden ihn bis heut abend nicht auslösen können. Henry ging direkt für mich zu dem Häuptling der Banditti, der, sagte Henry, offenbar genau Bescheid wußte —

und nach einigen Förmlichkeiten der Überlegung und Erkundigung versprach, uns heut Abend etwas hören zu lassen, aber noch nicht gekommen ist. Vielleicht wird er am Morgen kommen. Henry sagte ihm, ich sei entschlossen, nicht viel zu geben — aber natürlich werden sie mich zwingen, zu geben, was sie wollen — ich werde Flush nicht in ihrer Gewalt lassen, und das wissen sie so gut wie ich. Mein armer Flush!

Wenn wir erst in Pisa sind, Liebster, sind wir von den Londoner Hundedieben fort — das wird einer der Vorteile sein. Ein anderer mag der sein, daß ich Gelegenheit habe, Dir zu „vergeben", denn noch habe ich sie nicht gehabt. Ich konnte Dir in meinem Brief einige kleine Vorwürfe machen, und ich glaube, ich habe es getan; aber das Vergehen war nicht derart, daß ihm eine „Vergebung" folgen mußte — das ist ein zu großes Wort. Und Dein Schlimmstes ist, im ganzen genommen, immer noch besser als mein Bestes. Wie also sollte ich Dir vergeben können, mein Geliebter, selbst in Pisa?

Wenn wir nach Southampton fahren, gehn wir vom Zug direkt auf den Dampfer, ohne in ein Hotel zu gehn — und wenn wir es so machen, wird es nicht teurer als die lange Wasserfahrt von London aus. Und wir erreichen auch Havre ebenso am Morgen und haben den Tag vor uns für Rouen, Paris und Orleans. So ist nichts verloren, obgleich wir die frühe Stunde zum Aufbruch verlieren. Wenn ich also nun Deiner idée fixe über die Heirat beitrete! Nur laß uns keine lange Zeit zwischen sie und die Abreise legen, und komm Du nachher nicht mehr hierher — laß uns wenigstens nachher sobald als möglich fortgehn. Du fürchtest für mich, daß ich unter der herbstlichen Kälte leide, und sie ist noch so fern — aber ich (bedenke das!) ich fürchte, daß ich aus ganz anderen Gründen zusammenbreche, nämlich aus nervöser Erregung und Erschöpfung. Ich gehöre zu der erbarmungswürdigen Klasse von Frauen, die ihren Körper nicht in jedem Moment mit ihrer Seele beherrschen können, und unter hysterischen Störungen zusammenbrechen, wenn sie handeln und widerstehen müßten. Nun denke und glaube ich, ich werde aus meiner Liebe zu Dir Kraft schöpfen und so, was uns bevorsteht, bis zum Schluß aushalten; da ich mich aber zugleich kenne und vor mir fürchte, so möchte ich den „Dämon" so wenig wie möglich reizen, und so ruhig bleiben, als es die Situation erlaubt. Trotzdem muß natürlich geschehen, was geschehen sollte. Nur müssen wir uns überlegen, ob es wirklich geschehen sollte — nicht wegen der Unannehmlichkeit für mich, sondern wegen der Folgen für uns beide.

Erschrecke ich Dich, Liebster? O, nein — ich werde es überstehen, wenn ich einen Hauch meiner Seele in mir behalte, damit zu leben. Ich werde es so gewiß überstehen, wie ich Dich liebe. Ich spreche nur von den nebensächlichen Umständen, damit sie so glatt wie möglich gehalten werden ....

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Mittwoch morgen [Poststempel: 2. September, 1846]

... Im übrigen — will ich Dich durch kein einziges Wort mehr drängen — Du sollst hinfort alles ohne einen Wunsch auf meiner Seite anordnen — wenigstens

ohne einen ausgesprochenen. Laß uns unser Glück nicht wie den armen Flush fortgefangen werden — aus der Gefahr möchte es keinen Loskauf geben.

Es kann kaum einen anderen Weg geben, unser Vorhaben auszuführen, als durch die Anordnung, der Du zustimmst — außer Du willst lieber einen Tag opfern und alle Gefahren auf Dich nehmen. Natürlich alles auf die Art und unter den Bedingungen, die Du bestimmen wirst.

Meinst Du, Ba, ich fürchte nichts von der damit verbundenen Aufregung und Erschöpfung? Ich fürchte sie sehr — und ich bin darum umsomehr besorgt, daß keine größeren Schwierigkeiten hinzukommen, als absolut notwendig sind. Weil der erste Teil unseres Abenteuers auf die Art gefährlich ist, will ich den zweiten Teil auf jede andere Art so sicher wie möglich haben. Ich würde mir sogar verhältnismäßig wenig daraus machen, im Winter zu reisen (denn ich weiß, man kann Vorsichtsmaßregeln treffen) — wenn wir die Reise unter wirklich günstigen Umständen antreten könnten, und Du soviel Güte und Freundlichkeit mitbekämst, daß sie Dich auf eine oder zwei Wochen warm halten würden — aber „der Winterwind, der nicht so unfreundlich ist wie" 2c., kann — wenn er seinen Teil von Unfreundlichkeit zu der größeren hinzufügt — unerträglich werden. Jetzt aber habe ich mein letztes Wort gesagt — und ein Kuß folgt! . .

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Mittwoch abend [Poststempel: 3. September, 1846].

„Der unser Freund und Begleiter sein sollte" — ist das also Deine Meinung von meines armen Lieblings Fush Geschick — Ah — ich wäre nicht so ruhig gewesen, wenn ich es nicht anders und besser gewußt hätte. Ich „werde ihn nicht sofort zurückbekommen", meinst Du! Aber, Liebster, ich bin sicher daß ich es werde. Ich verstehe mich auf die Wege der Philister — ich wußte von Anfang an, wohin ich mich zu wenden, und wie ich zu überreden habe. Das schlimmste ist die Angst und das Leiden des armen Flush. Und dann ist es gerade jetzt unbequem, das Lösegeld für ihn zu zahlen. Aber wir werden morgen Zeit haben, wenn nicht heut abend. Vor zwei Stunden kam das Haupt der Gesellschaft, um Henry zu besuchen und ihm zu sagen, „die Gesellschaft habe den Hund", da sie uns die Ehre erwiesen habe, uns in die Bond Street und wieder heraus und in die Vere Street zu verfolgen, wo er gekapert wurde. Jetzt ist er in Whitechapel (der arme Flush!). Und der große Mann war auf dem Wege dorthin, um sich mit anderen großen Männern zur Beratung zu treffen und die Entscheidung über das geforderte Lösegeld zu hören, und er wollte dann mit ihrem Ultimatum zurückkehren. O, die Schurkerei ist ausgezeichnet, und dann die Demütigung, daß man für seinen eigenen Ärger und seine Angst bezahlen muß! Werden sie nun wohl die Unverschämtheit besitzen, mich zehn Pfund zahlen zu lassen, wie sie sagten? Aber ich muß Flush haben, weißt Du — und ich kann keine Gefahr laufen und feilschen und handeln. Es gibt eine furchtbare Überlieferung in unserer Nachbarschaft, von einer Dame, die es tat und der man den Kopf ihres Hundes in einem Paket

zuschickte. Also sage ich Henry: — „Bringe Flush zurück, was Du auch tust“ — denn Henry ist wütend, worin er Recht hat, und ich wäre auch wütend, wenn ich nicht zu ängstlich wäre .. und er redet von der Polizei gegen Diebe und findet es sehr schwer, meinen Instruktionen zu folgen, und gegen ihren Hauptmann höflich und achtungsvoll zu sein. Da fand er ihn, wie er in einem Zimmer mit Bildern eine Zigarre rauchte! Sie machen einige drei oder viertausend im Jahr mit ihrer ehrenwerten Beschäftigung. Und daß Flush irgend jemandem gutwillig folgt, das glaube nur nie. Er ist aufgegriffen und geknebelt worden .. verlaß Dich darauf. Wenn er hätte beißen können, hätte er gebissen — wenn er hätte bellen können, hätte er gebellt. Bei einer früheren Gelegenheit bemerkte der freimütige Dieb sogar: „der Hund sei schwer zu fangen, er sei so mißtrauisch.“ Sie hätten ihn an einem Strick schleifen und in einen Wagen packen müssen, sagten sie damals. Der arme Flush! ...

Und m i r willst Du jetzt kein Wort mehr sagen — Du willst mich jetzt meinen eigenen Anschlägen überlassen?

Und das ist gerade, was Du n i c h t tun darfst. Ah, warum sagst Du das auch nur, wenn Du es nicht tun darfst? Habe ich einen einzigen Deiner Vorschläge abgewiesen, wenn ihm nicht starke Hindernisse entgegenstanden, daß Du so mit mir abschließt, Geliebter? Zum Beispiel habe ich Deinem Plan über die Heirat zugestimmt und ich habe eingewilligt, in der zweiten Hälfte des September mit Dir nach Italien zu gehn, nicht wahr? Und wem widersetzte ich mich jetzt? Laß mich nicht für unerträglich gelten! Und vor allem weigere Dich nicht, für mich zu denken und für mich zu entscheiden, sonst kann ich mir nicht vorstellen, was aus mir werden soll. Ich werde schlimmer daran sein als Flush jetzt ist .. in seiner Verzweiflung in Whitechapel. Denke, daß ich auf einem Felde losgelassen werde, wenn sich gerade die Gewitterwolken sammeln!! Du kannst nicht so grausam sein, D u! Alles was ich sagen wollte, war, es wäre — aus den Gründen, die ich anführte — klug, so wenig Anlässe zur Aufregung zu geben wie möglich. Aber ich werde nicht versagen, glaube ich — ich würde mich zu sehr verachten, wenn ich versagte — ich würde zuviel dadurch verlieren. Und dann gibt es ein Amulett, das einem das Herz stärkt, wenn es auch noch so sehr dazu neigt, zu versagen. Glaube mir, daß ich nicht versagen werde, liebster Geliebter — ich werde es nicht, wenn Du mich genügend liebst, um mir beizustehn — d a s glaube immer!

Das Herz freilich sinkt bisweilen — wie meins heut abend, ich weiß kaum, warum — aber selbst, während es sinkt, fühle ich nicht, daß ich so versagen soll — nein ....

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Donnerstag [Poststempel: 3. September, 1846].

Es freut mich, daß der arme Flush wiedergefunden ist, Liebste — freut mich sehr.

Und jetzt, da Du ihn vermutlich an Deiner Seite hast, will ich Dir sagen, was ich in solchem Falle getan hätte, weil es unsere verschiedene Art, größerer oder

geringerer Unterdrückung zu begegnen, klarstellt. Ich hätte auf Verlangen des Burschen keine fünf Schilling gegeben. Ich hätte — und zwar in vollem Ernst — gesagt: „Sie sind für das Vorgehen Ihrer Bande verantwortlich, und Sie fasse ich — reden Sie mir keinen Unsinn vor, von Kopfabschneiden oder Pfotenabschneiden. Seien Sie so sicher wie daß ich hier stehe und mit Ihnen rede, ich will mein ganzes Leben darauf verwenden, Sie zu Boden zu bringen, der Plage, als die Sie sich bekennen, ein Ende zu machen — und durch jedes nur denkbare Mittel will ich Ihr Tod werden und der Tod so vieler ihrer Mitschuldigen, wie ich entdecken kann — aber Sie habe ich entdeckt und will ich nie aus den Augen verlieren — nun stellen Sie meinen Ernst auf die Probe, indem Sie den Hund nicht bis morgen herbeischaffen. Und was die zehn Pfund angeht — sehn Sie!" Und darauf gäbe ich sie dem ersten Bettler auf der Straße. Du meinst, ich bekäme Flush's Kopf? Vielleicht — so läßt Gott es geschehen! absichtlich, vielleicht, damit ich ihn räche, indem ich die Strafe eintreibe.

Wohlgemerkt, Ba, dies sollte nicht Dein Weg sein, denn er könnte es nicht — er würde nicht zu Deinen andern Eigenschaften passen. Aber für mich scheint alle Religion, alles Recht und alle Gerechtigkeit in solchen Widerstand gegen die Verworfenheit verwickelt, in die Weigerung, sie hundertfach zu vervielfältigen — denn diese schnelle Zahlung von zehn Pfund für einige Minuten Arbeit der leichtesten Schurkerei wird — zu wievielen ähnlichen Akten im nächsten Monat ermuntern? Und wie wird es den armen Eigentümern gehn, die nicht Geld genug besitzen, um ihre Hunde loszukaufen? Ich vermute, der Herr wird in gerechter Entrüstung gegen solche Widerspenstigkeit Rösten auf langsamem Feuer androhn, um die Stärke der Liebe zu erproben! Nein, die Welt würde auf die Art eine zu abscheuliche Diebes- und Unterdrückerhöhle werden! Und diese Entrüstung ist zu groß, um sie auszusprechen, wenn man so schändliche Kopfschmerzen hat wie mich heut morgen quälen. Liebste, ich bin nicht geneigt, auch nur so duldsam zu sein, wie gewöhnlich. Willst Du duldsam sein, meine Ba und mir verzeihn — wenigstens bis morgen — wenn ich so oder so durch Medizin oder aus Ungeduld besser sein werde?

Ewig der Deine — R.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Donnerstag Nachmittag [Poststempel: 4. September, 1846]

Als ich den Brief von heut morgen fertig hatte, Liebste, Liebste, wurde ich, ehe ich ihn noch siegeln konnte (meine Schwester tat es für mich .. und brachte ihn gleich auf die Post) ganz krank und elend, so daß ich hinauf gehen mußte und mich auf mein Bett werfen. Es ist jetzt sechs Uhr, und ich fühle mich besser und denke ein wenig daran, zu frühstücken — aber vor allem .. schien Dir, was ich auch geschrieben haben mag ärgerlich — unnötig zornig, liebste Ba? Denn ich bekenne, ich war über dieses Beispiel von Verbrechen, wie sie jeden Tag unter der Sonne begangen werden, entrüstet .. begangen, als nützte es nichts, wäre auch die ganze Welt mit Bas bevölkert, statt nur gerade Wimpole Street; denn sie wären ja nur

so viele weiche Kissen mehr, in die die Schurken nach Belieben ihre Nadeln stecken könnten. Donne sagt, „Schwäche lädt zur Unterdrückung ein, aber das Schweigen gibt ihr ein Fest". Und es ist furchtbar, wenn man sich vorstellt, wie alle Unterdrücker in all ihren Ständen, wenn sie wollen, die Schwachen und Schweigenden, deren Geheimnis sie herausgefunden haben, auf vielerlei Arten an ihren Herzensfäden zu sich zurückzupfen können. Niemand sollte wenigstens in mir von solchen Eigenschaften Nutzen haben. Wenn ich einen Entschluß gefaßt hätte, würde ich an ihm, so hoffe ich, durch Feuer und Wasser festhalten, und wer mit irgend einer Schurkerei drohte und (wie es gemeinhin der Fall ist) nachher fehlte es ihm an dem vollen Herzen, sie auszuführen, der sollte mir genau so viel für die Drohung zahlen . . die mein Verfahren ein für alle mal bestimmt hätte. Aber in diesem besonderen Fall hätte ich Dir sagen sollen (wenn Du es nicht erraten hast, wie Du es hättest können), daß ich alles, was ich je in der Welt wert sein soll, hingeben würde, um Dir Deinen Flush zurückzugewinnen — denn Dein Interesse ist nicht *meins*, so wenig wie der See der Fluß ist, der ihn speist — meins ist nur geschaffen, Deins zu speisen — ich bin Dein, wie wir sagen — und ich fühle es jede Minute mehr.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Donnerstag abend [Poststempel: 4. September, 1846].

Ewig-Liebster, Dir ist nicht wohl — das ist das erste! — Und das sah ich zuerst, als ich Deinen Brief öffnete, und mein Auge auf den Schlußsatz fiel — der mich in einem Moment von der Hoffnung des Tages entzauberte. Liebster — Dir ist seit zwei oder drei Tagen nicht wohl gewesen, es ist klar — und jetzt ist Dir sehr, sehr unwohl — sag mir, ob ich nicht recht habe? Ich bitte Dich, laß mich die genaue Wahrheit über Dich hören, denn ich bin sehr unruhig, und es ist in allen solchen Fällen furchtbar, wenn man zweifelt, ob man die ganze Wahrheit weiß. Wie in dieser Woche alles gegen mich geht! Ich kann Dich nicht sehen. Ich kann mich nicht damit trösten, daß Dir wohl ist. Und dann der arme Flush! Du mußt ihn als eins der Übel gelten lassen, und Du *wirst* es, ich weiß; denn ich habe ihn noch nicht zurückbekommen — nein, wirklich.

Ich hätte ihn gehabt. Der Erzfeind Taylor, den zu verfolgen Du Dein ganzes Leben einsetzen willst (das Leben, das obendrein mir gehört!) kam gestern abend und sagte, sie wollten sechs Pfund, sechs Guineen annehmen, und eine halbe Guinee für ihn für seine Bemühungen als Vermittler; und Papa befahl Henry, die Zahlung zu verweigern und mir kein Wort davon zu sagen — und all das bekam ich erst heute morgen heraus. Nun ist es, so weit es sich um das Geld handelt, weniger als ich erwartet hatte, und ich war sehr ärgerlich und böse, und verlangte von Henry, er solle sofort hingehn und das Geschäft abschließen — nur wollte er nicht, sprach von Papa und überredete mich, Taylor werde heute mit einer niedrigeren Forderung kommen. Er ist nicht gekommen — ich wußte, er würde nicht kommen — und wenn man nicht tun will, was ich verlange, so werde

ich morgen selbst hingehn und mir Flush zurückholen. All diese Zeit leidet er und leide ich. Es ist vielleicht sehr töricht — ich leugne das nicht — es mag selbst „furchtbare Sünde" sein, wie Mr. Boyd mich versichert — aber ich kann es nicht aushalten, daß ich um ein paar Pfund oder selbst um abstrakter Rechtsprinzipien willen grausam meinen armen Flush aufs Spiel setze — ich kann es nicht. Du sagst, ich könne es nicht.. Du aber würdest es tun. Du würdest es! — Ah — Liebster — Musterbürger — aber Du würdest es nicht tun — ich kenne Dich besser. Deine Theorie ist viel zu gut, um in der Praxis nicht in Stücke zu zerfallen. Man kann die Gerechtigkeit sehr lieben; aber die Liebe zu einem abstrakten Prinzip ist nicht die stärkste — hab ich recht? Laß uns einmal überlegen und Flush ganz aus dem Spiel lassen. (Du würdest es ertragen, sagst Du, wenn Du seinen Kopf in einem Paket erhieltest — es würde Dir genügen, wenn Du dafür Taylors abschnittest.) Willst Du behaupten, wenn in Italien die Banditti über uns kämen und mich in die Berge fortschleppten, und Dir eins meiner Ohren schickten, um Dir mein wahrscheinliches Schicksal zu zeigen, wenn Du ihnen nicht.. wieviel darf ich sagen, daß ich wert bin?.. fünf oder sechs Scudi schicktest — (ist das noch vernünftig?).. würdest Du antworten: „Nicht so viele crazie"; und würdest Du auf abstrakte Prinzipien gestützt, das andere Ohr abwarten, und die Katastrophe — wie es vor nicht langer Zeit in Spanien geschah? Wirklich, Liebster? Denn es ist vielleicht eben so gut, wenn man es vorher weiß....

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Freitag [Poststempel: 5. September, 1846].

Du Bester! Gab es in der Welt, in irgend einer möglichen Welt jemals einen Menschen, der zu einem andern so vollkommen gut und lieb war, wie Du zu mir? Ah! Wenn Du wissen könntest, wie ich gegen Dich empfinde, wenn Du mir solche Worte schreibst, wie ich sie heute morgen bekam — Liebster! Darin endigt alles, was ich sagen kann! Und doch muß ich außerdem sagen, daß mir bei dem früheren Briefe nie der Gedanke an „Ärgerlichkeit" oder Härte gekommen ist. Ich schüttelte nur den Kopf und dachte, Du würdest es nicht ausführen, wenn Du einen Flush hättest. Und dann konnte ich meine Schlußfolge nicht weiter verfolgen, weil ich daran denken mußte, daß Dir nicht wohl sei.

Dir ist jetzt besser, Robert, und Du versprichst, Dich vor dem Diner in acht zu nehmen, zu dem Du nicht gehen würdest, wenn ich bei Dir wäre. Ich würde mich viel zu sehr für Dich ängstigen, um Dich fortzulassen! Solch Unrecht ist das Diner.. auf seine Art ebenso schlimm wie Hundediebe.. denn es zieht Dich gerade da hinaus wo Du ruhig zu Hause, wenn nicht „abstinent" bleiben solltest. Bitte, wann habe ich Dir je gesagt, Du solltest „abstinent" werden? Du bist es, scheint mir, im allgemeinen viel zu sehr: und den ganzen Tag lang nichts zu essen! Wie krank Du gewesen sein mußt, Liebster! Wie ich mich danach sehne, Dich zu sehen und mich zu vergewissern, daß Du halbwegs wohl aussiehst! Wie sehr, sehr glücklich wäre ich, wenn ich Dich morgen sehen könnte. Aber nein, nein! Mr.

Kenyon kommt nicht, und wir müssen klug sein, denke ich, und warten, bis der Boden klar ist, und das wird nicht vor Montag sein. Vermutlich wird er mich Sonntag besuchen — aber die Möglichkeit, daß er es Samstag tut, ist wie der Hut auf der Stange im Garten, der die Vögel fortscheuchen soll. Aber sie können jenseits der Mauer singen, um den Kirschen und der Hoffnung auf sie nicht zu fern zu sein. Montag wird sicher ein klarer Tag sein. Wenn nicht Mr. Kenyon gerade uns zum Trotz seine Reise hinausschiebt — wer kann das sagen?

Ich habe Flush noch nicht. Ich soll ihn morgen früh bekommen ....

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Samstag morgen [Poststempel: 5. September, 1846].

Liebster, ich schreibe nur ein paar Zeilen, damit Du weißt, daß ich morgen an Dich denke. Flush ist noch nicht gekommen, und ich will selbst auf eine Entdeckungsreise gehen — Henry ist viel zu lauwarm. Er sagt, ich könne, ehe ich zurückkäme, beraubt und ermordet werden — in dem Falle denke daran, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich nicht mit Dir nach Pisa gehe.

Gerade eben kommt ein freundliches, kleines Billett von Mr. Kenyon, der, wie er sagt, nicht kommen will, weil Flush fort ist, und eine Reise begonnen hat, von der er nicht vor einer Woche zurückzukommen gedenkt. Also hätte ich Dich heute doch sehen können! Mein Trost ist, daß es für Dich gut ist, Geliebter, wenn Du ruhig bleibst, und daß der Weg durch die Sonne Dir hätte Kopfschmerzen bereiten können. Wie meine Gedanken bei Dir sind! wie sie den ganzen Tag nicht von Dir lassen! Ich werde heut abend durch Deine Liebe und Güte meinen Brief bekommen, der eine Lampe ist, aufgehängt, daß ich auf sie blicken kann. Aladdins, sagtest Du? Ja, Aladdins.

Und was das anlangt, daß ich mich vor Dir fürchte — einmal, weißt Du, fürchtete ich mich sehr .. in einem besonderen Sinn — wie ich mich bei einem Gewitter fürchte .. oder selbst noch ein wenig anders — oder .. o ja! ganz anders! Jetzt ist es verwandelt .. das Gefühl — und ich fürchte mich auch so nicht mehr — außer bisweilen davor, daß ich durch eigene Schuld Deine Liebe verliere — ich fürchte nicht, daß es Deine Schuld wäre, merke wohl! Ich vertraue Deiner Güte bis zum äußersten — und ich weiß vollkommen, daß wenn Du mich nicht liebtest (nur angenommen) Du einer wärst, der sich schämen würde, wenn eine Frau ihn fürchtete — wie manche Frauen manche Männer fürchten. Ich könnte es nicht, das weißt Du — ich würde Dich zu gut kennen und zu vollkommen lieben, und jedermann kann sagen, was vollkommene Liebe austreibt ....

Und wenn mich die „Gesellschaft" nicht erschlägt, so will ich Dir heut abend wieder schreiben. Ah — sage in dem Brief, den ich bekommen soll, daß Dir besser ist! Und Du sollst Montag kommen — Lieber, Liebster: vergiß nicht! Deine Ba.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Sonntag Nachmittag [Poststempel: 7. September, 1846].

Nein, Liebste, ich soll Dich morgen nicht sehen, so glücklich mich die Erlaubnis macht! Es scheint absurd, aber unter diesen Umständen wäre es die größere

Absurdität, sich nicht zu fügen. Du sollst hören — ich stand mit dem alten Schwindel auf, wenn er nicht gar ein wenig schlimmer war — und, wie ich für den Fall beschlossen hatte, ging ich, um meinen Doktor zu konsultieren. Er glaubt, er habe die Wurzel des Übels gefunden, und könne sie beseitigen, „wenn ich Geduld genug besäße" — also versprach ich .. und erwartete etwas, was solchen Vorspiels würdig wäre — ich aber soll mich ins Bett legen und ein oder zwei Tage darin bleiben — von heute, Sonntag, bis Mittwoch früh — nichts genießen als dreimal am Tage einen Schluck einer Medizin, die ich nicht von Wasser unterscheiden kann — und Milch, soviel ich mag — keine andere Nahrung! Die milde Wunderlichkeit ist amüsant, nicht wahr? „Und für dieses schöne Stück Selbstentsagung," sagt er, „sollen Sie Ende der Woche ganz gesund sein." — „Aber darf ich Mittwoch in die Stadt gehn?" — „Ja." —

Nun, Ba, meine geliebte Ba, weißt Du, wie oft ich voll Trauer all die Lobsprüche ablehnen muß, mit denen Deine Liebe und Güte mich überschütten möchten; wenn Du mich diesmal ein wenig loben willst, daß ich Dir gehorche, so will ich das Lob annehmen — denn die Wahrheit der Wahrheiten ist, daß ich mir sofort sagte: — „Habe ich ein Recht, irgend etwas zu vermeiden, was verspricht, Sie von diesem ewigen Bericht über Schmerz und Pein zu erlösen?" So schreibe ich jetzt, indem ich mich im Bett auf den Ellbogen stütze — wie ich, glaube ich, noch nie geschrieben habe — und vielleicht ist mein Kopf ein wenig besser, oder ich bilde es mir ein. Merke wohl, ich darf lesen oder schreiben — nur im Bett muß ich bleiben, weil eine bestimmte Hauttemperatur erhalten bleiben soll, oder aus einem anderen, ebenso guten Grunde — „aus Gründen, aus Gründen".

„Die Milch, antwortet Ba, ist sicher, um die überreichliche Galle und Bitterkeit auszugleichen, die letzthin über Flush herströmte." So ist es, meine geliebte Ba — und Flush, das Opfer eines Prinzips, wird gerade durch Cakes vor Krankheit gerettet, die ich als Freudengabe zu seiner sicheren Rückkehr darbringen wollte. Willst Du ihm unter den anderen Küssen einen für mich geben? Und einen anderen aufsparen für Deinen —

Wie werde ich Deine Briefe brauchen, Liebste! R.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Montag morgen [Poststempel: 7. September, 1846].

Ewig, Ewig-Liebster, wie war es möglich, daß ich heute morgen ohne ein Vorgefühl des Übels in der guten Stimmung „unserer Tage" aufstand — in der Hoffnung, Dich zu sehen, im Glauben, Dich zu sehen und in dem Gefühl, daß es noch größeres Glück sein würde als gewöhnlich? Selbst der Anblick Deines Briefes rief noch keine Wolke hervor — das, dachte ich, ist erst die geringere Freude, die der größeren vorangeht! Und ich lächelte noch gestern abend und heute morgen vor mich hin, über Dein Wort von dem „Geschäft", das der „ernste Mann und die ernste Frau" besprechen sollten, und verstand Deine Abwehr alles unerlaubten Scherzens! — Scherze im Protokoll verboten! Und daß man dann

schließlich so plötzlich ernst und sogar traurig gemacht werden muß! Was kann mich trösten, Geliebter? Nichts, außer, daß Dir wirklich besser, wirklich wohl ist — und darum werde ich Dir nicht erlauben, schon Mittwoch zu kommen: es wird nicht klug sein, wenn Du Dein Bett verläßt, um eine Reise nach London zu machen! Du solltest Dich vielmehr ganz ruhig, und höchstens im Garten halten. Nimm Dich in acht, Liebster, Liebster, und wenn Du an mich denkst und mich liebst, zeige es mir auf diese beste Art. Und ich lobe Dich, lobe Dich — ja, ich danke Dir und bin Dir für jedes solche Zeichen Deiner Liebe dankbar, dankbarer als für andere Zeichen — und ich will Dich dafür lieben, mein Geliebter! Nun urteile — werde ich es lassen können, jeden Moment des Tages an Dich zu denken? Könnte ich es lassen, wenn ich es versuchte? Dafür also wirst Du Dich an die Befehle halten, Dich den Verordnungen fügen — ah, aber wird Dich der Ausfall aller Nahrung außer der Milch nicht unverhältnismäßig schwächen? Ich bin unruhig wegen dieser Milchdiät für Dich, der mir immer kräftige Nahrung und etwas, was anreizt, nötig zu haben scheint. Du wirst versprechen, mir alles zu sagen — nicht wahr, Liebster? — ob besser oder schlechter, stärker oder schwächer — Du wirst es mir sagen? Und wenn Dir zu unwohl sein sollte, zu schreiben, was Gott verhüte, so wird Deine Schwester schreiben — sie wird die große Güte haben? Ich flehe Dich an — laß es so sein!

Aber Dir wird besser werden — o, ich will fest auf Deine Besserung hoffen, und auf die Möglichkeit, daß wir uns vor dem Ende der Woche sehen. Und dieser verlorene Tag ist ja nur in unseren gegenwärtigen Gedanken von Bedeutung: bald, weißt Du, wirst Du mich mehr als genug haben. Denn es ist mir Ernst und ich scherze nicht au fond, und ich bin bereit zu tun, was Du mich heißt und für das Beste hälst — was ich Dir jetzt sage, damit Du Dich nicht auf meine Art über einen Schatten ärgerst. Gott segne Dich — „und mich in Dir." Darf ich das nicht auch sagen, da ich es mehr fühle, als Du konntest . . (intensiver . . ich sage nicht aufrichtiger) . . als Du es zuerst aussprachst? Mein Glück und mein Leben liegen in Dir — ich bin ganz Dein eigen — Ba.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Montag abend [Poststempel: 8. September, 1846].

Wie krank Du bist, Liebster, Geliebter! Ah nein! nicht „die Haltung ermüdet Dich," sondern die Krankheit schwächt Dich. Und Du willst aufstehn und hierherkommen . . Du! Aber um meinetwillen, um unser beiden willen mußt und sollst Du ruhig und geduldig sein und daran denken, wie meine Gedanken bei Dir sind und Dich beständig zur Ruhe beschwören. Und das Lesen . . Du siehst, es macht Dich schwindlig — und daß Du die Empfindung provozierst, kann unmöglich recht sein: und Du wirst immer recht tun, nicht wahr, Liebster vor allen — um meinetwillen? Und was den Besuch am Mittwoch angeht . . nein, nein! ich sage es noch einmal — Du solltest es nicht tun und sollst es nicht: wir wollen sehn, wie Dir später in der Woche ist; aber Mittwoch, sicher nein! Der heftige Übergang aus

dem Bett auf den Omnibus wäre handgreiflich verkehrt! Auch kann ich ganz zufrieden sein, ohne daß ich Dich sehe, wenn ich nur höre, daß Dir wieder besser ist. Ich wundere mich heute, wie ungeduldig ich gestern war, weil ich Dich so lange nicht mehr gesehen hatte. O, werde gesund, werde gesund, Liebster! Du brauchst nicht krank werden, um mir zu beweisen, wie sehr ich Dich liebe, wie ich einzig Dich liebe! . . .

So heiß ist es heute, ja! Wenn Du an mich dachtest, so habe ich immerfort an Dich gedacht. Diese enge Luft kann Dir nicht gut tun, so lange Du eingeschlossen bleibst. Aber ich bin nicht eingeschlossen gewesen. Ich bin im Wagen ausgewesen, und habe für Italien außer den Schuhen ein paar Stiefel gekauft — denn siehst Du, wir werden solange im Walde hinter den Kamelen spazieren gehn, und da wird man nicht in Pantoffeln gehn können. Klingt das nicht nach einer „ernsten Frau?" Du brauchst aber keine Gesetze gegen Scherze zu geben! Du brauchst nur gesund werden! Und im Ernst, ganz im Ernst, ist es nicht wahrscheinlich, daß es Dir gut, wesentlich gut tun wird, für diese Hauptsache, Deine Gesundheit, wenn wir nach Italien gehen und reisen, und wenn all die Ärgerlichkeiten aufhören, die in letzter Zeit aus unseren Angelegenheiten erwachsen sind? Mir scheint es bisweilen so. Dir ist, sagst Du, in Italien immer wohl, und sobald Du nur wieder hinkommst. Aber inzwischen versuche, ein wenig besser zu werden, mein Liebster! Ich kann heut abend nur von Dir schreiben. Es geht mir zu nahe — ich stehe im Schatten der Mauer und kann nicht über sie fortsehn. Morgen werde ich mehr hören, und ich vertraue Dir, daß Du mir die ganze unverkürzte Wahrheit sagst. Gott segne Dich, wie ich es möchte, ich in meiner Schwäche! Als besten Segen Deinerseits liebe Deine Ba.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Dienstag morgen [Poststempel: 8. September, 1846].

Meinst Du, Deine Wünsche oder gar Dein Segen falle zu Boden, meine geliebte Ba? Hier ist Dein Brief und hier schreibe ich Dir, angezogen und in meinem Zimmer. Mein Doktor hieß mich „aufstehn und tun, was ich wolle" — und die vollkommene Freude ist, daß ich Dich wirklich morgen sehen kann, Liebste, Liebste! Kannst Du aussehn, wie Du in diesem Brief aussiehst? So ganz wie mein Eigentum, und doch — was von rechtswegen nie mein Eigentum sein sollte . . wie ein solcher Schatz für einen, der ihn so wenig wert ist?

Ich habe nur ein paar Minuten, Dir dies zu sagen — das Anziehn und Reden hat die ganze Zeit weggenommen. Das morgen soll mich entschädigen! . . .

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Mittwoch abend [Poststempel: 10. September, 1846].

Liebster, Du bist ein Prophet, glaube ich — man kann es nicht leugnen. Heut abend ist ein Edikt ergangen, und George soll morgen unterwegs sein, um in Dover, Reigate, Tunbridge auf einen Monat ein Haus zu mieten . . Papa war es

einerlei, wo: „das könnt ihr unter euch ausmachen!!" aber er „muß dies Haus einen Monat leer haben, damit es in Ordnung gebracht wird" — also sollen wir fort und ohne Zögern.

Jetzt! — was kann geschehen? Es kann sein, daß die Abwesenheit länger als einen Monat dauert; es ist sogar wahrscheinlich — denn es gibt auf der Wimpole Street viel zu tun, anzustreichen und zu reparieren, Arbeit für mehr als einen Monat, sagt man. Entscheide, nachdem Du überlegt hast. Ich bin in äußerster Verlegenheit, welches der beste Weg ist. Wenn wir am Montag fortmüssen . . was dann?

Natürlich lehne ich es ab, irgend eine Meinung zu äußern oder einen Wunsch auszusprechen — über den Ort, meine ich. Nicht um meinetwillen gehen wir: — wenn man auf mich irgendwelche Rücksicht genommen hätte, hätten wir früher fortmüssen . . und sicher nicht jetzt, wo die kalte Jahreszeit herannaht. Und es ist nur um so besser für mich, daß man nicht ostentativ an mich gedacht hat.

Entscheide also! Es scheint mir für uns zu früh und zu plötzlich, uns jetzt schon zu unserem italienischen Abenteuer aufzumachen — und vielleicht könnten wir nicht einmal mehr —

Nun — aber Du mußt für uns beide denken. Es ist nach zwölf und ich habe nur noch den Augenblick, dies zu versiegeln und es Henrietta für die Morgenpost anzuvertrauen . . . .

Ich will tun, was Du wünschest — versteh' mich!

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Donnerstag morgen [Poststempel: 10. September, 1846].

. . . 12 Uhr. Bei meiner Rückkehr finde ich Dein Billett.

„Ich will tun, was Du wünschest — versteh mich" — also versteh ich, daß es Dir ernst ist. Wenn ihr am Montag *geht*, ist unsere Heirat auf ein weiteres Jahr unmöglich — das Elend! Du siehst, was wir durch das Warten gewonnen haben! Wir müssen *sofort heiraten* und nach Italien gehn. Ich werde heute die Genehmigung holen und wir können Samstag heiraten. Ich komme morgen um 3 und verabrede alles mit Dir. Wir können *dann* immer von Dover ꝛc. aufbrechen — aber sonst, unmöglich! Schließe den Ring oder Ersatz ein — ich habe keine Minute mehr, wegen der Post. Ewig der Deine — R.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

4. p. m. Donnerstag [Poststempel: 10. September 1846].

Ich habe Deinen schon gesiegelten Brief wieder aufgebrochen und ein Postskriptum hinzugefügt. Da die Post also gesichert ist, kann ich jetzt ein paar Worte mit mehr Muße sagen.

Ich denke, ich will die Heiratsgenehmigung morgen statt heute holen — vermutlich sind feste Bureaustunden — und ich könnte zu spät kommen. Ich will auch mit meinem Freund auf Samstag verabreden, wenn wir ihn brauchen sollten —

was höchst wahrscheinlich der Fall sein wird — es sähe verdächtig aus, wenn man ohne Begleitung käme. Wir können morgen verabreden.

Dein erstes und letztes Wort war, „Du wollest mich nicht im Stich lassen" — Du wirst es nicht.

Und wenn die Heirat vorbei ist, können wir die Umstände benutzen, und früh oder spät in der Woche gehn, wie es tunlich sein wird. Das allgemeine Packen rc. wird alles erleichtern — Du kannst Deine Maßnahmen unbeobachtet treffen. Schreibe kurze Briefe an die geeigneten Personen — versprich, wenn nötig, längere.

Sieh, welchen Ton ich annehme, wie ich Dir schreibe . . aber alles kommt von Dir, durch die kleine, kurze Ermächtigung, die Du mir gibst — und den vollkommenen Glauben an Deine Wahrhaftigkeit und Festigkeit — ich halte dies nicht einmal für eine außerordentliche Gelegenheit, diese Eigenschaften zu zeigen — dies Verfahren Deines Vaters ist ganz charakteristisch.

Auch sonst ist der Aufbruch mit seinem Hin-und-Her nicht ungünstig. Wenn Du zögertest, wäre es vor ein wenig beschleunigtem Einkaufen und Briefschreiben! Ich erwartete es, und daher sprach ich, wie Du es gestern hörtest. Jetzt muß Deine Rolle beginnen. Sie kann so gut jetzt wie irgendwann beginnen und enden. Ich will Dir morgen jede mögliche Auskunft bringen.

Mir scheint, ich würde Dich beschimpfen, wenn ich ein Wort spräche, um Dich zu bestärken, anzuflehen, Dich von Deinem Versprechen zu befreien, wenn Du es verlangtest. Gott behüte Dich, bittet Dein R.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Donnerstag [Poststempel: 11. September, 1846]*).

Liebster, ich schreibe ein Wort und habe nur einen Willen, und der ist Dein. Zugleich, überstürze nichts — wir werden Montag noch nicht aufbrechen, und auch mehrere Tage nachher noch nicht. George ist erst fort, um sich nach Häusern umzusehen — er ist zunächst nach Reigate.

O ja — komm morgen. Und dann sollst Du den Ring haben . . früh genug und sicherer.

Kein Wort von Deinem Befinden! — Du, der so gut ist, daß er mir den außerkontraktlichen Brief schreibt, und doch nicht gut genug, um mir von seinem Befinden zu sagen! Liebster, Liebster . . nimm Dich in acht, und halte Dich gesund und ruhig. Ich werde Dich nicht im Stich lassen — ich tue es nicht, ich will es nicht. Ich will nach Deiner Entscheidung handeln, und ich wünsche, daß du entscheidest. Ich war längst Dein, und wenn Du mir auch in dieser elften Stunde mein Versprechen zurückgibst . . Du edelmütiger, lieber, böser! . . Du weißt recht

*) Auf dem Umschlag dieses Briefes steht der Vermerk Brownings: „Samstag, 12. Sept. 1846, 1/4 11—11 1/4 A. M. (91)." Das ist Tag und Stunde seiner Eheschließung mit E. B. B. in der Marylebone Church. Die Zahl 91 bedeutet: es war das 91. Mal, daß er E. B. B. sah.

gut, daß Du es ebenso gut lassen kannst. Also nimm es um meinetwillen und nicht um Deinetwillen wieder.

Ich kann nicht schreiben, ich bin so müde, weil ich lange draußen war. Wird nicht dieser Traum plötzlich brechen? Jetzt ist der Moment, wo er brechen muß.

Aber komm morgen, komm. Beinah alle werden zu einem Picknick in Richmond, und wir werden auf allen Seiten frei sein. Ewig und ewig die Deine — Ba.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

1 p. m. Sonntag [Poststempel: 12. September, 1846].

Du wirst nur ein paar Worte erwarten — welche werden das sein? Wenn das Herz voll ist, mag es überlaufen, aber die rechte Fülle bleibt drinnen.

Du fragtest mich gestern, ob „ich bereuen würde?" Ja — meine geliebte Ba. — ich könnte wünschen, die ganze Vergangenheit wäre noch einmal zu durchleben, damit ich in ihr die äußere Huldigung etwas mehr — wenn auch noch so wenig mehr — dem inneren Empfinden anpassen könnte. Was ich beteuert habe.. (denn getan habe ich nichts).. scheint hinter dem zurückzubleiben, was selbst meine erste Liebe erforderte — und wenn ich an die Liebe *dieses* Augenblickes denke.. könnte ich bereuen, wie ich sage.

Worte aber können Dir niemals sagen — forme, bilde sie um, wie Du willst — wie teuer Du mir bist — wie lieb meinem Herzen und meiner Seele.

Ich blicke zurück, und in jedem Punkt, jedem Wort und jeder Geste, jedem Brief und jedem *Schweigen* — bist Du mir absolut vollkommen gewesen — ich möchte kein Wort, keinen Blick ändern.

Meine Hoffnung und mein Ziel ist, diese Liebe zu bewahren, nicht von ihr abzufallen — und dazu vertraue ich auf Gott, der sie mir gab und sie ohne Zweifel bewahren kann.

Genug jetzt, meine liebste, liebste, *meine* Ba! Du hast mir den höchsten, vollständigsten Beweis der Liebe gegeben, den je ein menschliches Wesen einem andern gab. Ich bin ganz Dankbarkeit und ganz Stolz (unter der rechten Empfindung, die den Stolz an seine rechte Quelle weist) ganz Stolz, daß mein Leben so von Dir gekrönt ward. Gott behüte Dich, bittet Dein R.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Samstag, 12. Sept. — 4½ p. m.

Ewig-Liebster, ich schreibe ein Wort, damit Du liest und weißt, daß alles soweit in Ordnung ist, und daß mich der Tag nicht geradezu erschlagen hat — o, *was für ein Tag!* Ich ging direkt zu Mr. Boyd, um Wilson schneller nach Haus schicken zu können — und ich konnte mich unten in seinem Wohnzimmer ruhig aufs Sofa legen, ehe er bereit war, mich zu empfangen, da zum Glück gerade sein ärztlicher Ratgeber bei ihm war. Dann mußte ich plaudern und Cypernwein trinken — und da meine Schwestern nicht gleich kamen, so aß ich ein wenig Butter und Brot, um in ihren Augen nicht zu bleich auszusehn. Schließlich kamen sie, und

mit so ernsten Gesichtern! Da sie mich und Wilson vermißten, waren sie in Angst geraten — und Arabel hatte anfangs vergessen, was ich ihr gestern abend von der Droschke gesagt hatte. Ich sagte nur immer: „Was für ein Unsinn .. was ihr euch auch einbildet" .. und ich zitterte im Herzen bei jedem Blick, den sie auf mich warfen. Und um meine Heldentat vollkommen zu machen, bin ich mit ihnen nach Hampstead gefahren .. bis an die Heide — und habe geplaudert und geschaut — und nun sollst Du meinen Mut loben — oder vielmehr sollst Du mich um der Liebe willen lieben, die die Wurzel von dem allen war. Wie die Not Helden schafft — oder wenigstens Heldinnen! Denn ich habe die ganze letzte Nacht nicht geschlafen, und als ich mit Wilson hinausging, um zu dem Droschkenstand in der Marylebone Street zu kommen, taumelte ich anfangs so, daß uns beiden bange wurde — aber wir gingen in einen Chemikerladen und kauften Riechsalz, und so konnten wir weitergehn. Ich habe gestern abend mit ihr gesprochen, und sie war sehr freundlich, sehr liebevoll und zögerte keinen Augenblick. Ich sagte ihr, ich würde ihr immer dankbar sein.

Du — wie ist Dir? wie ist Dein Kopf, Ewig-Liebster?

Es ist alles wie ein Traum! Als wir wieder an der Kirche vorbeikamen, meine Schwestern und ich, lag mir eine Wolke vor den Augen. Bitte Deine Mutter, daß sie mir vergibt, Robert. Wenn ich nicht dagewesen wäre, wäre sie vielleicht dagewesen.

Und im übrigen — wenn einer von uns beiden Schmerz und Nachteil um das leiden soll, was heute hier geschah — so bitte ich, daß alles auf mich fallen möge! Und ich würde so auch nicht den schlimmsten Schmerz erdulden, das weiß ich und Gott. Deine Ba.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Sonntag [Poststempel: 14. September, 1846].

Mein Innig-Geliebter, wenn Du je Grund haben solltest, Dich über mich in Dingen, die möglich sind und vom Willen abhängen, zu beklagen, so hätten alle anderen Frauen das Recht, mich mit Füßen zu treten — ich wäre so niedrig und gänzlich unwürdig. Das ist meine Antwort auf das, was Du gestern von dem Wunsch schriebst, Du wärest besser gegen mich .. Du! Was hätte besser sein können, als daß Du mich vom Boden aufhobst und mich ins Leben und in den Sonnenschein trugst? Ich war Dein eher nach dem Recht als durch Gabe (aber auch durch Gabe, mein Geliebter!); denn was Du gerettet und erneuert hast, ist gewißlich Dein! Alles was ich bin, verdanke ich Dir — wenn ich jetzt und künftig irgend etwas genieße, geschieht es durch Dich. Du weißt das wohl. So wie ich von Anfang an wußte, daß ich gegen Dich keine Macht besaß .. oder daß, wenn ich sie besaß, es um Deinetwillen war.

Liebster, in der Erregung und Verwirrung von gestern morgen war doch noch Raum für einen Gedanken, der keine Empfindung war — denn ich dachte daran, daß von den vielen, vielen Frauen, die dort gestanden haben, wo ich stand, und zu

demselben Ende, daß von ihnen allen vielleicht nicht eine, nicht eine einzige vielleicht, seit das Gebäude eine Kirche war, so starke Gründe zu einem absoluten Vertrauen und zu völliger Hingabe an den Mann, den sie heiratete, gehabt hat wie ich .. nicht eine! Und dann dachte und fühlte ich zugleich, daß es nur gerecht sei, wenn sie .. jene Frauen, die weniger glücklich waren .. die liebevolle Sympathie und Stütze und Gegenwart ihrer nächsten Verwandten, Eltern oder Geschwister, besaßen .. die mir fehlte .. denn ich hatte sie weniger nötig, weil ich glücklicher war!

Alle meine Brüder sind heut Morgen hier gewesen, haben geplaudert und gelacht und von der Reise gesprochen — und zugleich waren noch zwei oder drei Freundinnen von uns aus Herfordshire im Zimmer — und ich wagte nicht mich gegen den Lärm zu wehren, obgleich mir der Kopf zu spalten schien (eine Hälfte für jede Schulter), so krankhaft fürchtete ich, Argwohn zu erregen .... Und mitten hinein begannen die Glocken zu läuten. „Was sind das für Glocken?" fragte eine der Provinzlerinnen. „Die Marylebone Church-Glocken," sagte Henrietta, die hinter meinem Stuhl stand.

Und jetzt, während ich schreibe, nachdem ich dem großen Lärm entgangen bin, und hier ruhig sitze — kommt .. wer, meinst Du? — Mr. Kenyon!

Er kam mit seiner Brille und sah aus, als ob seine Augen überall bis zum Rande reichten, und eins seiner ersten Worte war: „Wann haben Sie Browning gesehn?" Und ich glaube, ich mache nach diesem Anspruch auf Geistesgegenwart; denn obgleich ich sicher die Farbe wechselte, und er es sah, antwortete ich doch, indem ich halbwegs geschwind ausrief: „Er war Freitag hier" — und sprang schnell auf einen anderen Gegenstand über, während er mir fest ins Gesicht sah. Liebster, er hat etwas gesehen, aber nicht alles. Und wir plauderten, plauderten .... Als er aufstand, um zu gehen, erwähnte er Deinen Namen zum zweiten Mal .. „Wann sehn Sie Browning wieder?" worauf ich antwortete, ich wüßte es nicht.

Ist das nicht lustig? Das Schlimmste ist, daß mich all dieses Zusammentreffen der Dinge so verwirrt, daß ich nicht das Notwendigste tun kann, soweit es sich um Briefschreiben handelt. Aber ich muß mich aus dieser Traumstarrheit aufraffen, die mich befällt, wenn ich ein wenig mir selbst überlassen bleibe, und muß mich an das machen, was noch zu tun ist.

Man denkt jetzt an ein Haus bei Watford — da aber noch nichts abgemacht ist, ist es nicht wahrscheinlich, daß der Umzug selbst Mitte der Woche stattfindet.

Ich sitze in einem Traum, wenn ich mir überlassen bin. Ich kann es nicht glauben noch begreifen. O! aber in dieser ganzen schwierigen, beengenden und peinlichen Lage blicke ich über die Palmen auf Troja — ich fühle mich glücklich und frohlocke, daß ich Dir gehöre — jedem Widerstand entronnen, jedem Menschenwillen aus den Augen — niemand kann uns jetzt mehr auseinanderbringen. Ich habe jetzt ein Recht, Dich offen zu lieben, und wenn ich es andere Leute eine Pflicht nennen höre .. wüßte ich, daß es eine Sünde wäre, ich täte es ebenso gut! Ah! — ich werde nicht als erste aufhören — denke daran! Gott segne Dich, Ewig- und Ewig-Liebster! Bitte für mich um die Nachsicht Deines Vaters und Deiner Mutter,

und bitte Deine Schwester, daß sie mich liebe! Ich habe ein Gefühl, als wäre ich über die Mauer in jemandes Garten gehuscht — ich schäme mich. Solange ich lebe, ihnen allen dankbar und gegen sie liebevoll zu sein, das ist alles, was ich tun kann, und es versteht sich zu sehr von selbst, als daß ich es versprechen brauchte. Versprich es aber für Deine geliebte Ba, die Du gestern abend mit Deinem lieben Brief so glücklich gemacht hast. Aber sage im nächsten, wie Dir ist — und wie Deine Mutter sich befindet.

Es war mir so verhaßt, daß ich den Ring abnehmen mußte. Du wirst Dir die Mühe machen müssen, ihn mir eines Tages wieder aufzustecken.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Sonntag Nachmittag [Poststempel: 14. September 1846].

Danke Dir tausendmal für das Billett, meine geliebte Ba, ich habe es willkommen geheißen, wie ich selbst *Deine* Briefe noch nie willkommen geheißen habe; so gut von Dir zu schreiben, und so zu schreiben! O, ich weiß welche Anstrengung Du um meinetwillen machtest, welchen Schmerz Du ertrugst! Ich sage Dir für jetzt und für ewig, der Beweis Deiner Liebe zu mir ist *gegeben* .. ich *kenne* Liebe, Liebste, Liebste: mein ganzes Leben soll darauf verwandt werden, einen solchen Beweis *meiner* Liebe zu liefern; einen so vollkommenen Beweis — und vielleicht vergebens verwandt — aber ich will es mit Gottes Hilfe versuchen. Fühlst Du, was ich meine, Liebste? Wie Du all dies unter meinen Augen einzig um meinetwillen getan und gewagt hast? Ich glaubte, Du wärest dazu imstande — und was? Was ist ein Glaube? Meine eigenen Augen haben gesehen — mein Herz wird es nicht vergessen!

Liebste, nichts braucht Dich jetzt mehr *sehr* beunruhigen: nimm Dir Zeit und Gelegenheit. Ich vertraue auf Dein Urteil — (denn ich will nicht mein Vertrauen auf Dich beteuern!) — ich bin gewiß, Du wirst alles zum besten sehn und tun. Meine Vorbereitungen sind getroffen; ich harre nur Deiner Wünsche. Ich will zum Beispiel nicht bitten, Dich sehen zu dürfen — obgleich mich natürlich ein Wort wie gewöhnlich zu Dir bringt — Dein Wille ist ganz mein Wille.

Den ersten offenbaren Vorteil aus unserem gegenwärtigen Verhältnis will ich annehmen. Du bist mein — Deine Großmut hat mir den äußersten Anspruch an Deine Familie gegeben — so weit ich in Betracht komme, abgesehen von meinem Mitgefühl mit Dir, können sie mir nichts mehr geben: so will ich also mit vielleicht ein wenig weniger Reserve sagen, als ich es bisher hätte über mich bringen können, daß es keine denkbare Unterwerfung gibt, deren ich mich weigere, keine mögliche Genugtuung, die ich jenen Gefühlen zu bieten zögere, welche zu verletzen ich gezwungen war, wenn ich *Dir* auf irgend eine Weise so viel von ihrer Liebe bewahren kann, wie Du zu empfangen gewohnt warst; ich verlange für *mich* nicht mehr als Duldung .. ich will mit Freuden als die wahrste Güte gegen mich die Fortdauer der Güte gegen Dich annehmen. Du weißt, was ich getan hätte, um Dich zu besitzen: — jetzt, *da* ich Dich besitze, erneuere ich Dir mein An-

erbieten .. urteile selbst, mit welcher ernsten Absicht, mein Wort zu halten! Ich glaube nicht .. und Du glaubst nicht .. daß eine persönliche Bitte — schriftlich oder mündlich — Gutes täte! — sie würde die Gereiztheit, die wir fürchten, eher vermehren: aber meine Zustimmung hast Du im voraus zu jeder Maßnahme, die Du für geraten hälst. Und Dein Vater kann sicher sein, solange ich seine Tochter anbete, ist es unter keinen Umständen möglich, daß ich an Achtung vor ihm oder Rücksicht auf ihn fehlen lasse. Verstehe mit allem andern, warum ich dies schreibe, Ba! An Deine Brüder und Schwestern bin ich für immer — durch jedes Band der Dankbarkeit gebunden: sie können sich leichter zufrieden geben .. weil sie vielleicht mehr verstehen, was für ein teuerer Schatz Du bist, werden sie mir den Ehrgeiz, ihn zu gewinnen, verzeihen. Ich will an Mr. Kenyon schreiben. Du wirst vermutlich Zeit haben, alle erforderlichen Briefe zu schreiben.

Belaste Dich mit nicht mehr als absolut notwendig ist — Du kannst für alles in Livorno oder Pisa sorgen. Laß uns so wenig lästiges Gepäck haben, wie nur möglich ist ....

Mein Vater und meine Mutter und Schwester lieben Dich von Herzen — meine Mutter sagte heute morgen in meinem Zimmer! „Wenn ich wäre, wie ich gewesen bin, würde ich versuchen, an sie zu schreiben" — ich sagte: „ich will ihr sagen, was ich weiß, daß Du empfindest." Ihr ist viel besser — (ich höre ihre Stimme, während ich schreibe .. unter dem offenen Fenster) ....

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Montag morgen [Poststempel: 14. September, 1846].

Du fährst fort, mich zu erquicken, Liebe — ich segne Dich dafür. Ich entnehme dem Brief, daß Du Dich von dem Schmerz und der Aufregung erholst; das ist glücklich! Ich erwartete, von Dir zu hören, meine geliebte Ba, und will nur ein Wort schreiben — dann ausgehn — denke ich.

Empfindest Du so, trotz der Ängste und Unruhe dieser Lage? Du nimmst mir die Worte weg — ich frohlocke über die Unwiderruflichkeit dieser kostbaren Schenkung — komme was da wolle, mein Leben hat Blüte und Frucht getragen — es ist ein glorreiches, erfolgreiches, glückliches Leben, das danke ich Gott und Dir.

Alles ist, wie Du sehen wirst, selbst in diesen scheinbaren niedrigen Verhältnissen zum besten gewesen — dieser besondere Akt freilich wurde durch sie beschleunigt — aber er ist geschehen und wohl geschehen. Vereinfacht es nicht unsere Unternehmungen, daß dies getan ist? Und sicherlich rechtfertigte diese geplante Reise und unsichere Rückkehr die Beschleunigung vollkommen. Aber jeder Moment meines Lebens bringt mir neuen Beweis von der Leitung der Vorsehung. Wie hätte uns der natürliche Verlauf gehindert! — jede Beratung mit Dir und Deine Empfindungen bei einem Umzug — jeder Wunsch, ihnen entgegenzukommen ..

Wird nicht Mr. Kenyon wenigstens begreifen? Wäre es nicht gut, sich über seine genaue Adresse auf dem Lande zu vergewissern — so daß Du Deinen Brief dort-

hin schicken kannst, ehe ihn die Zeitung erreicht — oder die Version irgend eines andern? Ich will Dir meinen Brief schicken, der Deinen begleiten mag — nur ein paar Worte zur Erklärung, warum er nicht befragt worden ist — (von mir!) .. weswegen ich persönlich mich entschuldigen muß. Was hast Du mit Mrs. Jameson vor? Ich will es natürlich nur bei unseren beiderseitigen Freunden wissen, um zu vermeiden, daß wir in unseren Briefen dasselbe durchgehen ....

Meine ganze Familie liebt Dich, Liebste — Du kannst Dir meines Vaters und meiner Mutter kindlichen Glauben an die Güte nicht vorstellen — und meine Schwester ist sehr stolz und von schneller Auffassung — so daß sie gleich den rechten Punkt in der Sache erfaßt hat. Ich habe große Hoffnung, daß Du sie alle lieben wirst und verstehen. Gestern abend fragte ich meinen Vater, der über einem alten Buch versunken saß, „ob es ihn nicht freuen würde, wenn er seine neue Tochter sähe?" — worauf er emporfahrend mit solcher Glut entgegnete „Ja, wahrhaftig!" daß meine Mutter lachen mußte und sich auch nicht stören ließ, als er hinzufügte: „Und wie ich mich freuen würde, wenn sie Sis sähe!" nämlich seine andere Tochter Sarianna — die in der Kirche war.

Kleinigkeiten, Kleinigkeiten, die ich Dir nur ans liebe, liebevolle Herze lege. Vertraust Du mir, Ba? Nun, Du sollst es! — meiner Liebe, meinem Stolz, den Absichten meines Herzens; auf sonst nichts. Gib mir zu allen Zeiten Deinen Rat, Geliebte: ich stehe Deinen Wünschen, Deiner Lehre und Leitung ganz offen. Versuche, was Du aus mir machen kannst — wenn Du Deine Wahl vor der Welt auf irgend eine Weise rechtfertigen kannst. So würde ich Dir mit Freuden in jedem Punkt raten! Sieh, was für Lektionen ich über Flush lese! Nur gib mir vorher einen Kuß und versprich mir einen zweiten, wenn ich Fortschritte mache — so werde ich außer dem Fortschritt zwiefach gesegnet sein. Da also mein Rat gegeben ist, beginnen hier die Küsse, Du meine liebe, liebe Ba. Sei ewig gesegnet, Ba! Ich bin weiter ganz wohl .. es ist nicht zu verwundern .. oder doch? Und meiner Mutter ist entschieden besser. Wenn sie aus der Stadt zurückkommt (wo sie und meine Schwester für mich sorgen) will ich ihr sagen, was Du mich ihr zu bringen hast versprechen lassen — als Gegengabe für das, was sie Dir längst gegeben hat. Lebwohl, meine Geliebte — innig geliebte Ba — Dein R.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Montag abend [Poststempel: 15. September 1846].

Zunächst sei Gott für diese große Freude bedankt, daß Dir besser ist, mein Ewig-Liebster — es ist eine Freude, die alle anderen Empfindungen überflutet. Liebster, ich bin so froh! Ich hatte gefürchtet, diese Aufregung würde ganz anders auf Dich wirken. Wenn alles getan ist und wir England und sein Gerede hinter dem Rücken haben, wird Dir beständig und befriedigend wohl sein, darauf vertraue ich. Mittlerweile ist so viel zu tun, daß ich erschrecke, wenn ich die Haufen sehe. Was die Ausrüstung angeht, so habe ich alles so einfach wie möglich eingerichtet — aber immerhin bleiben noch Bedürfnisse — und die Briefe, die Briefe! Ich

bin wie gelähmt, wenn ich daran denke, daß ich Worte schreiben muß wie: „Papa, ich bin verheiratet; ich hoffe, Du wirst nicht zu böse sein.“ Ah, der arme Papa! Du bist zu sanguinisch, wenn Du erwartest, er werde ruhig sein und Gleichgültigkeit zur Schau tragen. Er wird im höchsten Grade zornig sein — er wird mich weit von sich werfen. Nun — solche Gedanken bringen keinen Trost. Wie habe ich mich heut Abend gefühlt, als ich ihn um sieben Uhr seit Freitag und dem Ereignis vom Samstag zum ersten Mal sah! Und er sprach freundlich und fragte mich, wie es mir ginge. Ich habe einmal gehört, daß er von mir gesagt hat, „ich sei die reinste Frau, die er kenne“ — worüber ich im Moment lächelte, oder gerade heraus lachte, denn ich verstand vollkommen, was er damit meinte — nämlich — daß ich ihm niemals mit der Sünde von Liebesangelegenheiten oder irgend einem ungehörigen Gedanken an Heiraten Unruhe gemacht hatte. Aber jetzt wird das ganze Geschlecht mit mir sinken und der Glaube an irgendwen von uns vernichtet sein. Sieh die Wirkung meiner Schlechtigkeit! — „Diese Frauen!“

Aber wir wollen uns fügen, Liebster. Ich will mich ihm unter die Füße legen, daß er mir ein wenig verzeiht .. genug, damit er mich wieder in seine Arme nimmt. Ich liebe ihn — er ist mein Vater — er hat im Grund gute und hohe Eigenschaften: vor allem, er ist mein Vater. Und Du bist so edelmütig und zärtlich gegen mich und wirst mich, wie Du sagst, lassen, und wirst mir helfen, die entfremdete Liebe zurückzugewinnen — wofür ich Dir danke und Dich segne — ich habe Dir heut morgen nicht genug gedankt. Sicherlich kann ich ihm auch sagen .. „Mit Ausnahme dieser Handlung habe ich mich mein Leben lang dem geringsten Deiner Wünsche gefügt. Halte das Leben gegen die Handlung und verzeihe mir um der Tochter willen, die Du einmal geliebt hast.“ Sicherlich kann ich das sagen — und ihn dann an das lange Leiden erinnern, das ich gelitten habe — und ihn anflehen, das Glück zu vergeben, das endlich gekommen ist.

Und er wird dagegen wünschen, ich wäre vor Jahren schon gestorben! Denn der Sturm wird kommen und dauern. Und schließlich wird er mir vielleicht vergeben — es ist meine Hoffnung.

Ich stimme allem bei, was Du von Mr. Kenyon sagst. Ich will nach seiner Adresse auf dem Lande fragen, und wir wollen, wenn der Moment kommt, unsere Briefe zusammen schicken ..

Ich denke noch immer, es ist am besten, wenn Du nicht herkommst — am besten für Dich, weil Deine Stellung, wenn Du sie erproben müßtest, unerträglicher wäre als je — und am besten für uns beide, wenn wir, falls jemals die ganze Wahrheit entdeckt würde (über die frühere Heirat, meine ich), einfach sagen können, es sei um der Sicherheit willen geschehen. Ich weiß nicht, wie ich meine Empfindung in Worte kleiden soll, aber mir ist, als fühlte ich es wäre besser und für die, die wir in jedem Fall verletzen, weniger verletzend, wenn wir jeder möglichen Bemerkung über diesen Punkt auswichen. Es scheint einer Art Instinkt in mir besser.

Und dann, wenn ich Dich sehe — lebe wohl, das Briefeschreiben. O, nein — wir werden auf der Eisenbahn Zeit genug haben! — Dann werden wir reden.

Ah — Du sagst nur solche Dinge! Liebster, Liebs t e s t e r! — Und Du erschrickst nicht bei dem Wort „unwiderruflich", wie ich mir einbildete, als die Zeit kam! Aber Du brauchst nur die Hand auszustrecken und kannst alles .. fast alles .. was Du mir gabst, zurücknehmen. Ich könnte Dich nie, nie, solange ich ich bin, absichtlich quälen, plagen. Wenn ich dem nahe komme, wirst Du es mir sagen. Ich will Dir auch darin vertrauen. Liebster.

Und wie gut Dein Vater ist, und wie liebevoll sie alle! Wenn sie erfahren haben werden, daß ich Deiner nicht würdig bin, werden sie auch wissen, daß ich ihnen und Dir d a n k b a r sein kann. Sicher, hoffe ich, bin ich imstande, sie alle herzlich und mit der rechten Würdigung zu lieben. Und dann .. denke, welchen Trost ich mir von diesen Händen, die sich mir entgegenstrecken, tief zu Herzen nehme! Um Deinetwillen! — Ja, ganz um Deinetwillen! — und darum, um so trostreicher für Deine, ganz Deine eigene Ba.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

[Poststempel: 17. September, 1846].

Liebster, der allgemeine Aufbruch aus diesem Hause findet Montag statt — und das Haus in Little Bookham ist sechs Meilen von der nächsten Eisenbahnstation, und anderthalb Meilen von Leatherhead entfernt, wohin eine Post geht. Nun mußt Du urteilen. Wenn ich am Sonntag mit Dir gehe, habe ich nicht die Hälfte der Briefe geschrieben — Du, der so groß von epischen Gedichten redest, hast keine Vorstellung vom Zustand meines Geistes. Ich fing heute morgen an, an Papa zu schreiben, aber ich konnte nichts tun als weinen und sah dann so bleich aus, daß sich jedermann wunderte, was es gäbe. O — mir ist jetzt ganz wohl, und ich spreche nur deshalb so von mir, um Dir zu zeigen, daß die Inspiration keineswegs für Epen ausreicht. Aber trotzdem werde ich wohl die notwendigen Briefe schreiben können .. und die andern unterwegs .. nicht wahr? Ich hätte lieber gewartet — wirklich — nur mag es schwierig sein, aus Bookham fortzukommen .. aber m ö g l i c h — also sag mir, was Du möchtest, daß ich tue.

Wilson und ich, wir haben einen leichten Koffer und eine Reisetasche unter uns — und ich will mit den Büchern folgsam sein, Liebster. Nimmst Du ein Schreibpult mit? Ob ich besser keins mitnehme?

Also Koffer und Reisetasche .. Vergiß nicht, daß wir sie nicht mit uns aus dem Haus nehmen können. Wir müssen sie am Abend vorher schicken .. Freitag abend, wenn wir Samstag reisen .. und wohin? Hast Du irgendwo einen Freund, zu dem wir sie schicken könnten, oder können sie direkt auf den Bahnhof gehn — und wohin da? In dem Fall müßten sie Deinen Namen tragen, nicht wahr?

Nun denke für mich, Liebster — und sage mir, was Du nicht sagst .. daß Dir weiter besser ist. Ah nein — Du bist wieder krank — sonst würdest Du nicht zögern, es mir zu sagen. Und die liebe, liebe kleine Knospe! — ich werde sie bis zu meinem Lebensende behalten, wenn Du mich solange liebst .. oder n i c h t, Herr? Ich danke Dir, Liebster.

Deine Mutter! — es tut mir so, so leid. Wäre es nicht besser und liebevoller, um ihretwillen zu warten? — sag mir auch das.

Ja sie sind vollkommen in ihrer Güte. Wir müssen sie von Herzen lieben; und i ch werde es, das weiß ich ....

Nicht mehr heute Abend von Deiner Ba.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

[Poststempel: 17. September, 1846].

Meine Einzige, Süßeste, ich will nur ein Wort schreiben, damit ich die erste Post fasse — die Zeit drängt. Gott segne Dich für alles, was Du leidest .. ich w e i ß es, wenn es auch sehr unnötig wäre, Dich auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen. Ich weiß vieles, wenn nicht alles, und kann Dich nur lieben und bewundern — Dir, leider! nicht helfen.

Und diese Schwierigkeiten werden sich mehren, wenn Du nach Bookham gehst — das rechte wird sein, sofort zu reisen. Die Briefe können wir leicht unterwegs schreiben .. in Orléans zum Beispiel .... Ich will Dich heut abend alle Einzelheiten wissen lassen .. der Brief soll Dich heut abend erreichen.

Wenn wir von London aus führen, könnte das Gepäck hierher geschickt werden, oder vielleicht auf jeden Fall .. da ich es mit meinem in einer Droschke mitnehmen kann und so die Möglichkeit des Verzugs vermeide.

Mir ist s e h r wohl, Liebste, Liebste — meiner Mutter nicht schlechter, vielleicht besser — sie ist jetzt aus. Wenn wir blieben und in Verwirrung kämen, so würde das ihre Krankheit verschlimmern ....

Nimm kein Pult .. ich nehme ein großes mit — nimm nichts mit, was Du dalassen kannst — aber schließe Briefe rc. ein. Ich will mir einen Paß ausstellen lassen. Sagst Du mir nicht ungefähr, wie hoch Du die Kosten unserer Reise anschlägst? Denn ich will soviel erheben, und mir für den Rest Rothschilds Kreditbrief auf Livorno geben lassen. Man sollte vermeiden, Geld mit sich herumzutragen.

All dies in solcher Eile. Leb' wohl, meine liebste, liebste Ba. Dein R.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

[Poststempel: 18. September, 1846].

Liebster, nimm dies Wort, als wären es viele. Ich bin so müde — und dann soll es das rechte Wort sein.

Sonntag und Freitag sind unmöglich. Samstag will ich mit Dir gehn, wenn Du willst — alles halb getan .. nichts getan .. kaum etwas. Willst Du mich bei Hodgson abholen? oder soll ich Dich auf dem Bahnhof treffen? Um wieviel Uhr muß ich aufbrechen, um zur erwähnten Stunde dort zu sein?

Und das Gepäck .. Du weißt, wir können es nicht mit uns aus dem Hause nehmen, Wilson und ich. Es muß am Freitag abend auf die Vauxhall Station geschickt werden. Wird man es sorgfältig aufbewahren? Müßte man vorher mit jemandem sprechen? Wenn wir es nach New Croß schickten, würde es Dich nicht rechtzeitig erreichen.

Stütze mich, mein Geliebter — mit Deiner Liebe. Es ist sehr hart — Aber es scheint, Samstag ist der einzige Tag für uns. Sage mir, ob Du es auch meinst.

Ganz die Deine — Ba.

Robert Browning an Elizabeth Barrett Barrett

Freitag, 11½ [Poststempel: 18. September, 1846].

. . . Das Paketboot fährt morgen abend um neun vom Royal Pier in Southampton. Wir fahren ab von Nine Elm, Vauxhall, um fünf — kommen an um acht. Türen werden fünf Minuten vorher geschlossen. Ich will von halb vier bis vier Uhr präzise bei Hodgson sein, bis dahin, denke ich, kannst Du fertig sein. Ich werde nach Vauxhall gehn und anmelden, daß Gepäck (Deins) kommt und meins auch schicken — so sind wir beide unbehindert, und können von Hodgson Wagen oder Droschke nehmen.

Gott segne und stärke Dich, meine Ewig-Liebste, Liebste — ich will mir nicht zumuten, von meinen Gefühlen für Dich zu sprechen — Anbetung gebührt solcher Tapferkeit. Noch ein Kampf — wenn all Deine Güte Dir nur seltsam ungenügende Frucht trug, ist es da nicht möglich, daß Dir dieser Schritt alles bringt, was Du hoffen kannst? Schreibe mir noch ein Wort. Verlaß Dich auf mich. Ich gehe in die Stadt, um Besorgungen zu machen. Dein R.

Elizabeth Barrett Barrett an Robert Browning

Freitag abend [Poststempel: 19. September, 1846].

Also von halb vier bis vier — vier denke ich, wird nicht zu spät sein. Ich will nicht mehr schreiben — ich kann nicht. Morgen um diese Zeit, werde ich nur Dich noch haben, mich zu lieben — mein Geliebter! Nur Dich! Als sagte einer „nur Gott!" Und wir werden auch ihn noch haben, darum bete ich . . . .

Deine Briefe an mich nehme ich mit mir, wenn die „Unzen" auch noch so laut schreien. Ich versuchte, sie dazulassen, und konnte es nicht. Das heißt, sie wollten nicht dableiben: es war nicht meine Schuld — ich will nicht gescholten werden.

Ist Dies mein letzter Brief an Dich, Liebster? O — wenn ich Dich weniger liebte . . ein wenig, wenig weniger!

Ah — dann würde ich Dir sagen, unsere Heirat sei ungültig oder sollte es sein; und Du solltest mich morgen keinesfalls holen. Es ist furchtbar . . furchtbar . . daß ich hier zum erstenmal freiwillig Schmerz bereiten muß — zum erstenmal in meinem Leben. Erinnere Deine Mutter und Deinen Vater liebevoll und dankbar an mich — und auch Deine Schwester! Würde sie es für zu kühn halten, wenn ich sage, unsere Schwester . . .? Betest Du für mich heut abend, Robert? Bete für mich und liebe mich, damit ich Mut fasse, wenn ich beides fühle — Deine Ba.



Anders Petters Geld/ Novelle von Gustaf af Geijerstam

Auf einem schlechten Hof weit draußen am Meeresstrand saß ein Bauer und grübelte darüber nach, wie er sich Geld verschaffen könnte. Der Hof war nicht so schlecht als der Bauer glaubte. Denn es war viel Wald da. Aber der Bauer war nie auf den Gedanken gekommen, daß der Wald so viel wert sein oder daß man ihn abhauen und zu Geld machen könnte. Der Bauer hieß Anders Petter, und in den letzten Jahren war alles, was er unternommen hatte, schnurgrade dem zuwider gegangen, was er gewünscht und geglaubt hatte. Die Ernte war fehlgeschlagen, der Flachs war in einer Sturmnacht zerstört worden, und sein Sohn ging nach Amerika, weil er keinen anderen Ausweg sah, der Einziehung zum Militär in Schweden zu entgehen.

Aber trotzdem er volle fünfundfünfzig Jahr alt war, dachte Anders Petter doch, es könne sich eines schönen Tages für ihn, ebenso gut wie für viele andere, wenden. Seine Frau war älter als er, alt und kränklich von vielen Wochenbetten. Konnte sie nicht sterben? Konnte er sich nicht wieder verheiraten? Konnte er nicht neue Kinder haben, an Stelle aller derer, die gestorben waren und dessen, der nach Amerika gegangen war? Und wenn die Alte auch nicht starb, so konnte er darum doch glücklich sein und alles konnte anders werden und besser, als es je gewesen war.

Anders Petter hoffte immer auf bessere Tage. Das tat auch seine Frau, und hätten sie das nicht alle beide getan, so hätten sie die Last des Lebens gar nicht ertragen. Denn so, wie es jetzt war, hatten sie es nicht schön, und so recht einig waren sie für gewöhnlich auch nicht, wenn die Wahrheit gesagt werden soll.

Anders Petter grade gegenüber, auf der andern Seite der Bucht, wohnte ein andrer Bauer, der Johan August hieß. Er war Gemeinderat in seinem Dorf und ein ganz geriebener Kerl. Er wohnte so nah, daß man den ganzen Winter über und im Frühjahr, ehe das Laub ausgeschlagen hatte, von Anders Petter aus das Dach des Wohnhauses auf Johan August's Hof und einen Schimmer der Glasveranda sehen konnte, die für die Sommergäste dort gebaut war. Johan August war es nämlich gut gegangen in all den Jahren, in denen es Anders Petter schlecht ergangen war. Ernte und Fischerei waren geraten, und sein Sohn war nicht darauf verfallen, nach Amerika zu gehen. Darum geschah es auch oft, daß Anders Petter und sein Weib scheel blickten, wenn sie zu Johan August hinüberschauten und ihn beneideten und in ihren Herzen geheimen Groll gegen sein Glück empfanden.

Aber Johan August, dem es gut ging, dachte seinerseits, es könnte ihm wohl noch ein bißchen besser gehen; das kam daher, daß Johan August die Zeitung las und daraus lernte, wie die Leute im Handumdrehen Geld verdienen konnten wie Heu. Besonders die Brandartikel über das unglückliche Norrland hatte er gelesen,

wo die Bevölkerung durch schamlose Spekulationen ausgesaugt und die Wälder um einen Spottpreis verkauft wurden, während die Käufer, die aus zweiter Hand kaufen, Millionäre wurden. Nun war die Moral dieser Artikel, die alle darauf ausgingen, zu zeigen, wie unrecht das ist, an Johan August total verloren gegangen. Teils verstand er vielleicht all das Schöne und Erbauliche, das die Artikel enthielten, nicht recht, teils war er vielleicht auch nicht so angelegt, daß dies Schöne und Erbauliche ihm paßte. Denn Johan August war es nie auch nur im Traum eingefallen, daß er irgendwelche Skrupel kennen könnte, wenn es galt, Geld zu verdienen. Darum ging die Moral der Brandartikel an ihm verloren. Den größten Eindruck machte auf Johan August die Tatsache, daß sich an Wald ein solcher Batzen Geld verdienen ließ, und mehr als einmal dachte er bei sich selbst:

Wär' ich bloß in Norrland, da sollt's der Kuckuck holen, wenn ich nicht auch vorwärts käme.

Aber Johan August war eben nicht in Norrland und dachte auch nicht daran, dorthin zu reisen. Als ein kluger Kerl, der er war, begann er statt dessen auf den Wald zu spekulieren, der ihm erreichbar war, und mehr als einmal saß er und blickte hinüber nach Anders Petter, eh er sich entschloß, an einem Frühlingsmorgen sein Boot zu nehmen und über den Sund zu rudern, um den der Wald in der Maisonne feucht schimmerte.

Natürlich ruderte Johan August an Anders Petters Hof vorbei, ohne auch nur nach den Fenstern hin zu blicken, und er war längst auf der andern Seite der Landspitze, eh er es wagte, anzulegen. Als er so weit war, ging er rund um den Wald herum und mitten hindurch, maß und rechnete, so gut er konnte, und als diese Arbeit vollbracht war, kehrte er wieder nach Hause zurück und sagte keinem Menschen auch nur ein Sterbenswörtchen.

Aber als er einmal dort gewesen war, konnte er nicht anders — er mußte noch öfter hin. Johan August gehörte zu denen, die eine Sache ein parmal sehen und darüber nachdenken müssen, eh sie einen Entschluß fassen; und jedesmal, wenn er heim kam, war es fast, als wäre der Mann unsicher, ob auch der Wald noch immer so stünde, wie er ihn zuletzt gesehen hatte. Darum machte Johan August viele Fahrten hinüber zu Anders Petters Wald; jedesmal machte er einen weiteren Bogen über die See, damit man seine Absicht nicht merken sollte, und als der Sommer kam, ließ er die Hechtleine hinter dem Boot herziehen, damit jedermann denken sollte, der Gemeinderat vertreibe sich nur die Zeit mit ein bißchen Fischen. Aber — wie dem auch war — Anders Petter begann doch, sich darüber zu wundern, daß Johan August so oft in derselben Richtung vorbeiruderte, und eines Tages, als er ihn wie gewöhnlich über die Bucht rudern und hinter der Landspitze verschwinden sah, zog Anders Petter auf Kundschaft aus und nahm zur Sicherheit einen Umweg durch den Wald, um auf die Weise dahinter zu kommen, wo der andere hin wollte.

Indessen traf es sich gerade, daß Anders Petter auf einem Hügelrücken sichtbar wurde, als Johan August eben sein Boot festmachte. Froh über seinen gelungenen

Kniff mit dem Weg durch den Wald blieb er stehen und blickte hinunter, und gerade als der andere zwischen den Tannen verschwinden wollte, hallote Anders Petter hinab, sodaß Johan August gezwungen war, sich umzudrehen.

Anders Petter funkelte vor Wut. Was hatte der andere in seinem Wald zu schaffen? Johan August schämte sich, daß der andere ihn überrascht hatte, und er brachte es kaum über sich, zu grüßen. Darum ward im Anfang nicht viel gesprochen, als die Beiden zusammentrafen.

— Das ist kein kleiner Wald, den du da hast, sagte Johan August schließlich und sah aus, als wäre gar nichts los.

— Bist du deswegen all die Tage herüber gefahren — um dir den anzusehen? gab Anders Petter zurück.

Er verstand nichts, und darum ward er immer zorniger.

Jetzt hätte Johan August zupacken können. Aber es entsprach nicht seiner Gewohnheit, geradewegs auf eine Sache loszugehen. Darum antwortete er:

— Ich kann ja wohl gehen, wo ich will.

Dadurch war der Anfang gegeben zu einer großen Keiferei, nach der die beiden Alten als Feinde schieden. Johan August stieß sein Boot vom Lande und ruderte wütend heim.

Zwei Monate lang ging Anders Petter umher und grübelte darüber nach, was der Gemeinderat Johan August damit beabsichtigte, daß er in seinem Wald herumlief und nicht sagen wollte, weshalb er das tat. Es wurde Herbst, die Sommergäste zogen fort, die Birken schimmerten in Gold und Rot, es wehte stürmisch über die Bucht. Aber Anders Petter wußte noch immer nicht, was der andere in seinem Wald gewollt hatte. Und als nun die Abende länger wurden, hatte er Zeit genug, sich in einen Grimm hineinzugrübeln, der sich immer tiefer einfraß.

Da kam eines Tages, als der Sturm sich gelegt hatte, Johan August über die Bucht gerudert. Diesmal ruderte er nicht vorbei, sondern legte an Anders Petters Brücke an, und als er den Kahn festgemacht hatte, ging er geradeswegs den Hügel hinauf, öffnete die Haustür und trat ein. Und diesmal hatte er ein großes, vollgeschriebenes Papier bei sich, das er vor sich auf den Tisch legte, als er sich setzte.

Anders Petter hatte so seine eigenen Gedanken und war ganz voll von seinem großen Ärger, der während des Sommers noch gediehen war. Darum bot er Johan August nichts zur Bewirtung, sondern sah ihn nur steif an und wartete auf das, was kommen sollte.

— Es ist lang her, daß wir zwei uns gesprochen haben, meinte Johan August.

— Freilich, ja, entgegnete Anders Petter. Und das letztemal warst du nicht so gefügig, wie jetzt.

— Nein, das ist wahr, gab der andere zu. Aber ich hab' da auch nicht gewußt, was ich wollte, und darum hab' ich nichts gesagt.

— So, so, und das weißt du jetzt, sagte Anders Petter. Bei sich aber dachte er: „Mich betrügst du nicht!"

Da hustete Johan August lang und nachdrücklich und streckte die Hand aus.

Wir zwei sind doch immer gute Freunde gewesen, sagte er.

Anders Petter nahm die ausgestreckte Hand.

— Das sind wir, antwortete er. Aber in seinem Herzen dachte er neugierig: „Ei, ei, du Fuchs, was willst du denn?"

Es schien fast, als ob Johan August die Gedanken des andern erriet; es ist auch wohl möglich, daß dem so war. Denn diesmal machte er keine weiteren Ausflüchte mehr, sondern ging gerade auf die Sache los und begann:

— Ich hab' mir gedacht, es könnte ganz gut für dich sein, wenn du deinen Wald verkaufst.

— Willst du ihn kaufen? sagte Anders Petter.

Das Herz schlug ihm bis zum Hals, und alles, was er gedacht und geträumt hatte, von Geld und von der Möglichkeit besserer Tage schoß wieder in ihm empor, so daß er glaubte, ersticken zu müssen. Aber Anders Petter wußte auch, wenn er jetzt dem andern zeigte, daß ihm die Sache sehr am Herzen lag, so würde er nur der Verlierende sein. Und darum saß er steif und stumm, als hätte er nichts gehört, und ließ Johan August reden.

Aber auch Johan August wußte, daß Worte manchmal Geld kosten. Darum ließ er das, was er sagen wollte, nur langsam und mühselig heraus, als schleppe er Holz auf dem Rücken.

Du willst nicht verkaufen? fragte er, und machte Miene, das Papier wieder einzustecken.

— Es kommt darauf an, was du bietest.

— Ne — — ein. Dir gehört der Wald — du mußt sagen, was du forderst.

— Ich hab' noch nie Wald verkauft, und nie jemand gebeten, Wald zu kaufen.

Das Ende war, daß Anders Petters Eva hereinkam und die Kaffeekanne auf den Tisch stellte, und daß Anders Petter das Zubehör aus dem Schrank holte. Dann breitete Johan August sein Papier aus und Anders Petter suchte die Brille hervor. Er sah in der Nähe schlecht.

Aber während Anders Petter las, ward es ihm ganz klar, daß der andere zwar wohl seinen Wald kaufen wollte, daß er selber aber kein Geld dafür kriegen sollte. Er las wieder und wieder, und seine Lippen bewegten sich, wie wenn er in der Kirche saß. Er verstand die Sache nicht. Und das verdroß ihn.

— Wer hat denn das aufgesetzt? fragte er endlich.

— Bertil vom Dorf, antwortete Johan August.

— Seid ihr solche Freunde jetzt? sagte Anders Petter.

Es war eine alte Geschichte, daß der Gemeinderat Johan August einst, vor vielen Jahren, Bertil, der Kirchenältester war, mit einem Pferd betrogen hatte; die Sache mit dem Pferd war die — es war blind. Die Geschichte passierte auf dem Jahrmarkt zu Norrtelje, und Bertil hatte damals wohl auch ein bißchen schlecht gesehen. Denn es war spät am Abend, als er kaufte, und er stand nicht mehr recht fest auf den Beinen. Und als er heimfuhr, kutschierte er in den Graben, und als

es Tag wurde, bemerkte er, daß das Pferd ganz still stand, wenn man ihm mit der Faust vor den Augen herumfuchtelte. Da fuhr Bertil mit dem Pferd nach Johan Agusts Hof und verlangte den Gemeinderat zu sprechen. Als der herauskam, stellte er sich vor den Gaul hin, fuchtelte mit den Fäusten und schrie:

— Du hast mich betrogen, Johan August! Der Gaul ist stockblind. Behalt du dein Tier und gib mir mein Geld wieder!

— Einen Fehler mag der Gaul ja haben, antwortete Johan August, aber das Geld ist mein! Und dabei grinste er breit.

Mit diesem Bescheid mußte Bertil wieder heimfahren — er konnte keinen anderen Ausgleich erlangen. Daraus entstand eine Feindschaft zwischen Bertil und Johan August, und solche Feindschaften dauern lang.

Es war darum nicht verwunderlich, wenn Anders Petter seine Bedenken hatte darüber, daß Bertil das Papier geschrieben hatte. Er glaubte natürlich, daß Bertil nichts umsonst tat, und daß das, was Bertil für seine Mühe erhielt, sein Wald bezahlen sollte. Natürlich behauptete Johan August, wenn nichts von der Bezahlung da stünde, so käme das davon, daß Anders Petter selbst bestimmen sollte, was er haben wollte; er zeigte dem Nachbar auch die Stelle im Kaufbrief, wo die Summe eingetragen werden mußte, wenn das Übereinkommen getroffen war. Diese Erklärung lautete ja ganz schön, aber Anders Petter fühlte sich nicht befriedigt dadurch. Er ward auch nicht befriedigter, als er erfuhr, daß das Geld nicht bar bezahlt werden würde. Auch dies erklärte Johan August auf seine Weise: wenn er erst das Seine bekommen hatte für den Wald, den er abzuholzen und zu verkaufen gedachte, dann würde auch Anders Petter das Seine kriegen, und das war ja ganz sicher, wenn er doch das Papier hatte. Es war genau so, als hätte man das Geld auf der Bank oder in der Hand. Nur auf die Summe selber kam es jetzt noch an, und die sollte er selbst nennen. Sie würden sich schon einigen.

Anders Petter saß und hörte das alles mit an. Aber auf den Leim ging er nicht so leicht. Er nahm die Brille ab, und schob sie ins Futteral zurück. Das Papier gab er Johan August zurück.

— Das ist eine Sache, die man sich nicht bloß einmal überlegen muß, erklärte er.

Und damit mußte Johan August gehen.

Anders Petter aber rief Eva herein und ließ sich mitten am hellen Vormittag noch einen Kaffee mit solidem Zubehör geben.

— Jetzt hör' zu, begann er dann. Johan August will den Wald kaufen. Wir sind, der Kuckuck hols, reich gewesen, und haben es nicht einmal gewußt! Jetzt kommen gute Tage! Hab ichs nicht immer gesagt, einmal würden sie schon kommen? Jetzt fahren wir nach der Stadt. Und malen lassen wir, und alles fein herrichten. Und ein Pferd kaufen wir, und zwei Kühe. Und auch mehr Schafe. Die können draußen weiden, wenn der Wald fort ist. Einen Kirchwagen schaffen wir uns auch an. Und dann schreiben wir dem Jungen, dann kommt er vielleicht wieder heim.

Anders Petter ging so ins Zeug, daß Eva lange Zeit kein Wort mitreden konnte. Aber als er endlich schwieg, weil er eine Prise nehmen mußte, nahm Eva die Flasche und stellte sie weg.

— Was kriegst du für den Wald? fragte sie. Das müssen wir zu allererst wissen.

Das wußte nun Anders Petter nicht genau. Aber er sah das Paradies offen, das war einmal ganz sicher. Wenn man nur ein bißchen Geduld hatte, so kam man auch schon hinein. Es galt jetzt bloß, nicht zu zeigen, daß einem die Geschichte am Herzen lag, und Johan August nicht ahnen zu lassen, daß man mit von der Sache war. Er sollte nur selber mit dem Angebot herausrücken, jawohl, und je länger man wartete, desto höher konnte es werden.

Aber das war ganz und gar nicht Johan Augusts Idee von der Sache. Er hatte sich von Anders Petters Unzugänglichkeit keineswegs täuschen lassen, und sobald sich Gelegenheit bot, kam er wieder. Aber Anders Petter wollte nicht sagen, was er verlangte, und Johan August nicht, was er geben wollte. Dreimal kamen die beiden zusammen und dreimal gingen sie auseinander, ohne daß einer den andern dazu gebracht hatte, etwas Bestimmtes über den Preis zu sagen. Beim viertenmal aber mußte Johan August doch daran, denn er wollte doch gern sobald als möglich mit Abhauen beginnen, sodaß während des Winters die ersten Fuhren fortgeschafft werden konnten. Als er sich aber endlich dazu entschloß, das Blatt vom Munde zu nehmen, rückte er mit einem so niederen Angebot heraus, daß Anders Petter auffuhr und bei seiner ewigen Seligkeit schwor, eher würd' er den Wald selber abhauen und verkaufen!

Johan August wußte nun freilich, daß der andere das nicht konnte. Denn dazu fehlte es ihm an Leuten und auch am Betriebskapital. So mußten denn die Zusammenkünfte von neuem beginnen, und diesmal war es Anders Petter, der zum Gemeinderat hinüber ruderte. Es gab eine feine Bewirtung, und eh sie auseinandergingen, hatte Johan August ein paar Tausend oder so zulegen müssen. Denn Anders Petter hatte sich begreiflicherweise erkundigt. Er war beim Pastor und beim Schultheiß gewesen und sogar bis nach Norrtelje gefahren, um der Geschichte willen. Da hatten sie den Kubikmeter für ihn ausgerechnet, sodaß er nun wußte, woran er sich zu halten hatte. Und er verschwor sich hoch und heilig, er würde seinen Wald nicht unter fünfzehntausend Kronen hergeben. Denn er war zwanzig oder fünfundzwanzigtausend wert. Darum saß er und drehte und krümmte sich, und trank Kaffee und Schnaps und rauchte Zigarren, die Johan August im Dorfladen gekauft hatte, und schwitzte und wand sich des Geldes willen, daß er ganz mager und bleich wurde und es ihm nach innen schlug. Jede Nacht im Traum sah er die größten Noten der Reichsbank, auf denen in jeder Ecke 1000 Kronen stand, und während er schlief, zählte er laut Geld, sodaß Eva sich im Bett aufsetzen und nachsehen mußte, ob er nicht wach und gänzlich verrückt wäre. Sie fürchtete sich fast ein bißchen vor ihrem Mann, denn er war keiner von denen, die die Dinge nehmen, wie sie genommen sein wollen, und wenn etwas passierte, das ihm zu schaffen machte, so ging es nicht mehr so leicht an ihm vorüber, wie in der Jugend. Anders Petter

litt nämlich daran, daß alles sich bei ihm nach innen schlug. Er war wie dahin auf lange Zeit, wenn er über etwas nachgrübeln mußte, und er grübelte über alles nach, — über Dinge, die geschahen und Dinge, die nicht geschahen.

Die Zeit war indessen weiter geschritten, es ging schon auf Weihnachten, und die beiden Bauern begannen schließlich der ungewohnten Arbeit, die ihnen keine Ruhe ließ, müde zu werden. Da erhöhte an einem grimmigen Dezemberabend Johan Agust sein Angebot, sodaß es nun bis auf vierzehntausend Kronen stieg. Aber als er das getan hatte, schwor er bei allen Heiligen und bei allem, was er kannte, weiter gehe er nicht. Da ließ sich auch Anders Petter erweichen und schlug zu; und am späten Abend noch ward es eingetragen. Auch nach Bertil wurde geschickt. Und als alles geordnet war, ging es hoch her, es wurde ein Nachtessen aufgetischt, und die Tausendkronenscheine wirbelten wie große Fledermausflügel um die Augen der Männer. Das Dämmern des Rausches senkte sich wohltuend über ihre erhitzten Sinne, und in der Dämmerung erblickten sie Sterne, die blinkten wie das röteste Gold.

Aber als Anders Petter heimfuhr, war er betrübt.

— Um tausend Kronen hat der alte Fuchs mich geprellt, sagte er, als er ins Haus trat.

— Tausend Kronen hat er mir abgeknöpft, hol' ihn der Henker!

Mit diesem Abendgebet schlief er ein.

— Tausend Kronen hab' ich doch zu wenig gekriegt.

Mit diesem Morgengebet wachte Anders Petter wieder auf.

Und als er sich angezogen hatte, ging er vors Haus hinaus, stellte sich hin, sah den Wald an, den er verkauft hatte, und fluchte sorgenvoll.

Es stand nicht lange an, so kamen Leute in den Wald. Lauter Leute Johan Agusts, und wo seine eigenen nicht ausreichten, dingte er andere aus der Umgegend. Sie kamen mit Axt und Beil, mit Sägen und großen Futtersäcken, sie hieben die Bäume um und ästeten sie ab und maßen. Die großen Bäume wurden zu Bauholz gefällt, die kleinen zu Brennholz und Reisig zurechtgehauen. In der Mittagspause ging ein Fäßchen herum, und es war ein Treiben durch den ganzen Wald, wie bei einem Zigeunerlager.

Zuerst hatte Johan Agust freilich die Mühe des Abhauens von sich abladen wollen. Er wollte so billig wie möglich zu allem kommen, das war ja nur natürlich. Darum kam er eines Tages zu Anders Petter und schlug ihm vor, er sollte das Ganze übernehmen.

— Du verdienst dann noch mehr, verstehst du wohl? sagte Johan Agust. Wenn du das Abholzen und die Fuhren und die ganze Geschichte übernimmst, dabei fällt ein klotziger Batzen Geld ab.

Und Johan Agust nannte eine runde Summe, an der Anders Petter ein paar Tage lang stillschweigend kaute. Als sie dann wie zufällig wieder zusammen kamen, hatte Anders Petter lange genug gekaut. Aber er wollte erst wissen, ob er schlucken oder ausspucken mußte. Darum sagte er:

— Wann müßte alles fertig sein?

— In drei Jahren, sagte Johan Agust, und blinzelte.

— Und wenn ich Pech habe und nicht fertig werde, wie wird es dann? fing Anders Petter wieder an.

— Freilich wirst du fertig. Drei Jahre sind eine lange Zeit, antwortete Johan Agust.

— Ja, aber wenn? beharrte Anders Petter.

— Es müßte natürlich eine Strafsumme im Kontrakt eingetragen werden, erwiderte Johan Agust langsamer und blickte zur Seite. Sie wäre gerade so groß, wie das, was du sonst zu bekommen hättest. Aber du brauchst es ja nicht zu bezahlen, sodaß gar kein Risiko dabei ist.

Da wußte Anders Petter, — den Bissen schluckte er nicht! In großen Affären war er nicht gerade schlau, aber in den kleinen war er nicht gewöhnt, sich prellen zu lassen. Darum spuckte er bedächtig aus und lachte.

— Dann hätt' ich also die Arbeit umsonst getan, und du würdest noch für das bezahlt, was ich getan hätte, sagte er. Da begnüg' ich mich lieber mit meinen vierzehntausend.

So ging es zu, daß Anders Petter auf den Extraverdienst durch Abhauen und Fuhren verzichtete, und daß Johan Agust das Abholzen selber besorgen mußte. Und Anders Petter ging umher und sah zu, wie die Leute arbeiteten. „Das ist mein Wald, der da geht," dachte er. Und um einstwillen wenigstens das Sichere zu haben, half er selber im Taglohn im Wald. Auf diese Weise brachte er die Zeit herum, und es fiel ja doch immerhin etwas dabei ab.

Die ganze Zeit über aber wartete Anders Petter darauf, daß der Tag anbrechen sollte, an dem das ersehnte Geld einbezahlt werden müßte. Er mußte recht lange warten. Denn es nimmt Zeit, einen ganzen Wald abzuholzen; auch das zum Strand Hinunterschaffen geht nicht so schnell. Aber auf jeden Fall *ging* es doch. Jedes Frühjahr kam Schiff um Schiff, ward mit Holz und Pfählen beladen und segelte ab. Auch kleine, flinke Schleppdampfer kamen. In langen, durch Ketten verbundenen Reihen ward in ihrem Kielwasser das Bauholz zur Hauptstadt oder nach andern Landungsplätzen der Küste geschleppt. Jeden Herbst begann die Arbeit im Wald von neuem, und Anders Petter ward nicht müde, sich darüber zu wundern, wie es möglich war, daß immer noch so viel da wäre.

Schließlich kam doch der Tag, an dem nur noch Stumpf neben Stumpf zu sehen war, wo der alte Wald gestanden hatte, und nun fing Anders Petter an, daheim zu hocken und in seinem Papier zu lesen, um zu ergründen, ob er nicht bald das Recht hätte, wenigstens etwas von seinem Geld zu fordern. Johan Agust lief mit strotzender Brieftasche herum und sackte nur immerzu ein. Jeden Herbst fuhr er nach der Stadt und brachte Geld auf die Bank. Aber Anders Petter, dem doch eigentlich der Wald gehört hatte, kriegte auch nicht einen Öre zu sehen, und immer weniger ward er aus dem Papier klug, das er erhalten hatte. War da irgend ein Kniff, hinter den er nicht kommen konnte? Oder nicht? Anders Petter war kreuzunglücklich, weil er der Geschichte nicht auf den Grund

kam, und jeden Tag versuchte er sich darauf zu besinnen, wie viel er eigentlich an jenem Dezemberabend getrunken hatte, als er unterschrieben hatte. Andere fragen mochte er nicht gleich. Er schämte sich. Und das Geld mußte ja doch einmal kommen. Ein Mensch konnte doch nicht seinen Wald nehmen und ihn ihm vor der Nase weg verkaufen, ohne daß er selber auch nur einen Öre dafür kriegte. Es gab ja doch Recht und Gesetz für ihn ebenso gut, wie für alle andern.

Im Frühjahrsbeginn, genau drei Jahre nach dem Tag, an dem Johan August zu Anders Petter hinübergerudert war und die beiden im Wald zusammengetroffen waren, ruderte darum Anders Petter zum Gemeinderat hinüber und fragte ihn gerade heraus, was er denn meine, und wann er denn einmal zu seinem Geld kommen würde. Johan August wartete einen Schnaps auf und war freundlich und spendabel. Aber vor Herbst könnte es nicht sein. Das erklärte er ganz bestimmt. Denn vorher wären die Geschäfte nicht abgewickelt, behauptete Johan August.

Was diese Antwort eigentlich bedeuten sollte, verstand Anders Petter nicht. Aber er gab sich zufrieden mit der Sache, so wie sie eben war, und ruderte heim. Er konnte ja auch nichts anderes tun.

Als der Herbst kam, ruderte er wieder zum Gemeinderat hinüber. Aber bei diesem Besuch führte Johan August sich so sonderbar auf, daß Anders Petter unruhiger ward als je. Johan August holte nämlich ein großes Buch herbei, voll von Zahlen und Abrechnungen, und aus denen sollte hervorgehen, daß er, der Gemeinderat Johan August, an der ganzen Geschichte gar nichts verdient hätte; es war alles nur Mühe und Arbeit gewesen, aber kein Verdienst.

Anders Petter saß und dachte hierüber nach. Geschriebenes zu lesen ging bei ihm langsam. Aber endlich schien ihm, nun wäre ihm alles so klar, daß er nur wünschte, er dürfte um sich hauen.

— Das bedeutet, daß ich gar nichts haben soll, brach er aus.

— Nein, meinte Johan August, das bedeutete es nicht. Es bedeutete bloß, daß er Geduld haben und warten sollte — bis bessere Zeiten kämen.

— Ich habe drei Jahre lang gewartet, sagte Anders Petter. Das ist genug.

Er war so zornig, daß seine Stimme zitterte. Johan August wollte erklären. Aber Anders Petter ließ es nicht zu und mochte nichts hören.

— Du hast immer noch deinen Hof, schrie er. Und ich habe das Papier. Und mein Geld bekomm' ich, und wenn ich vors Gericht muß!

Damit ging Anders Petter seines Wegs; seine Beine zitterten unter ihm. Denn nun schien es Anders Petter, als sähe er so klar wie in einem Gesicht, wohin das Geld gekommen wäre und daß er für sein Teil auch nicht den Hauch eines einzigen Öre zu sehen kriegen würde. Aber fügen würde er sich nicht, und wenn sie ihm sein Herzblut abzapften, alle die, die jetzt wider ihn waren. Als er auf die Treppe hinaustrat, wandte er sich um und ballte die Faust gegen Johan August.

In einer Woche komme ich wieder, sagte er. Und ich rate dir, daß du dann das Geld da hast. Sonst kommt der Schultheiß.

Damit schob Anders Petter gemächlich das Boot vom Land ab und setzte sich

an die Ruder, ohne auch nur einmal noch aufzublicken. Er ruderte bloß heim, daß der Schaum um das Boot aufrauschte.

Johan August blieb auf seiner Landungsbrücke stehen und sah dem andern nach, der eigensinnig zwischen seine Knie starrte und wegruderte, daß die Ruder knackten. Er wollte Anders Petter erst zurückrufen, aber das tat er doch nicht. Johan August wußte nämlich recht wohl, daß, wenn er überhaupt zu einem Vergleich die Hand böte, er ihn unter keinen Umständen mit weniger als vierzehntausend Kronen, die er nun einmal schuldig war, zustande bringen würde. Und während er daran dachte, fuhr seine Unterlippe heraus, die Augen wurden ganz klein und der Mund kniff sich zusammen, als hätte er das Geld zwischen den Zähnen und wollte es um keinen Preis herauslassen oder auch nur zeigen, wo es steckte.

Denn so weit war es mit Johan August gekommen, daß die Liebe zu dem Geld, das nicht ihm gehörte, ihm in Fleisch und Blut übergegangen war. Er empfand einen derartigen Widerwillen gegen den Gedanken, es von sich zu geben, daß es auf ihm lag, wie eine der großen Sorgen, die den Menschen krank machen. Ihm schien, er würde arm und von allem entblößt, wenn er gezwungen würde, Anders Petter zu geben, was ihm zukam. Sobald er versuchte, sich die Stunde vorzustellen, in der er vierzehn große neue Scheine hervorholte und von sich gab, Scheine, die er von sich selber nahm, meinte er immer zu sehen, wie Anders Petter sie zählte und betastete, sie zu sich steckte und ging.

Johan August schauderte beim bloßen Gedanken. Wessen war das Geld, das jetzt auf der Bank lag? War es nicht sein? Summe für Summe hatte er es hingebracht. Schöne, weiße Quittungen hatte er dafür erhalten. In den Quittungen stand — ja, da stand just das, worein keiner seine Nase zu stecken brauchte! Es war so geworden, weil er die Idee gehabt hatte! Was hatte denn Anders Petter getan? Umhergelaufen war er und hatte bloß das Maul aufgesperrt und genommen! War es vor Gott und Menschen recht, so viel Geld zu kriegen, bloß weil der Wald zufällig auf der unrechten Seite der Bucht gewachsen war?

Johan August biß die Zähne zusammen, ging zum hundertstenmal in seine Stube, nahm die Bankquittungen aus der Chiffonnière, las sie durch, schrieb die Zahlen auf ein paar Zettel und addierte die Tausender. Das hatte er schon viele Male getan. Es wurde nicht mehr und nicht weniger, so oft er auch zählte. Aber jedesmal fühlte Johan August sich gleichsam ruhiger, weil er aufs neue gezählt hatte.

Den ganzen Tag nach der Unterredung mit Anders Petter konnte Johan August indessen nicht zur Ruhe kommen. Als es nachmittag war, nahm er seine Mütze, zog den Rock über das Wollwams an und machte sich auf den Weg ins Dorf, wo Bertil wohnte.

Warum er eigentlich gerade zu Bertil ging, vermochte Johan August sich selbst nicht zu erklären. Aber Bertil war ein schlauer Bursche, und ein bißchen dickfellig war er auch. Jedem Beliebigen kann man solche Pläne nicht anvertrauen, wie die, mit denen Johan August sich jetzt beschäftigte. Und es kann wohl sein, daß Johan August gleichsam einen Instinkt dafür hatte, daß Bertil derjenige war, der ihn am besten verstehen konnte. Und im übrigen war Bertil auch derjenige, der

ihm seinerzeit geholfen hatte, das Papier zu schreiben, über das Johan August nun nachgrübelte in dem Gedanken, ob er es nicht auf irgend eine erdenkliche Art ungeschrieben machen könnte, und dadurch gab es sich ja auch als das Allernatürlichste, zu Bertil zu gehen. Während er auf dem Waldweg weiterging, fiel Johan August jedoch die Geschichte mit dem blinden Gaul ein und wie er einst Bertil beim Kauf betrogen hatte. Das bereute er jetzt. Denn wäre diese Geschichte nicht gewesen, so hätte er sich gleichsam sicherer gefühlt. Doch tröstete sich Johan August damit, daß sie ja abgetan wäre. Und damit trat er denn bei Bertil ein und setzte sich.

Es dauerte natürlich eine gute Weile, eh Johan August mit dem herausrückte, was er auf dem Herzen hatte. Bertil hatte Kognak zum Kaffee hergetan, denn er wollte es immer feiner geben als andere. Aber Johan August achtete gar nicht einmal auf die Bewirtung. Er saß und schluckte seine Kognaks, als täte er es im Schlaf, und redete von dem Kontrakt und vom Wald und von Geld und von den schlechten Zeiten. Aber was er eigentlich sagen wollte, das vermochte er nicht auszusprechen, und hätte es sein Leben gegolten.

Wie er aber so dasaß, und sich innerlich abhaspelte, begann Bertil zu begreifen, wo der Schuh drückte. Er blickte Johan August von der Seite an und strich seinen roten Kinnbart. Und dann begann er langsam und bedächtig:

— Du möchtest das Geld nicht hergeben müssen, damit du es selber behalten kannst.

Johan August fühlte sich erleichtert, sobald das Wort ausgesprochen war, und er wußte, daß er recht geraten hatte, als er geglaubt hatte, Bertil würde ihn verstehen. Aber er wollte nicht so rasch zu viel verraten.

— Das wird sich nicht machen lassen, sagte er darum, und seufzte.

— Nein, nein, meinte Bertil. Es ist schwer, von dem loszukommen, was einmal geschrieben ist.

— Freilich. Und sich mit dem Gesetz einlassen, das tut nicht gut.

— Nein, davor muß man sich in Acht nehmen, sagte Bertil andachtsvoll.

— Das muß man, freilich, antwortete Johan August. Aber es kostet einen was.

— Es kann einen so noch mehr kosten, meinte Bertil, und freute sich. Er dachte just in diesem Augenblick an den blinden Gaul.

— Hast du mit Anders Petter geredet? forschte er nach einer Weile.

— Ja, das hab ich, erwiderte Johan August. Er sagt, wenn er das Geld innerhalb einer Woche nicht hat, so nimmt er mir den Hof. Kann er das?

— Das kann er, sagte Bertil, und schob ihm das Kognakglas hin.

Aber Johan August beachtete den Kognak noch immer nicht. Er saß und blickte starr in die Dämmerung, die sich in der Stube verdichtete. Er konnte sich nicht von dem Gedanken an seine schönen Quittungen und an den Hof losmachen, und ihm schien, als wäre das Ganze ein einziger schrecklicher Wirrwarr, den kein Mensch in Ordnung bringen könnte. Bertil konnte freilich helfen, wenn er frei von der Leber weg sprechen wollte. Statt dessen saß er nur da und meinte — und dachte —. Und Johan August saß da und schraubte an sich selber herum und fragte sich, ob er heimgehen und die Hoffnung fahren lassen müsse.

Da stand Bertil auf und zündete die Lampe an. Als das geschehen war, stellte er sie so, daß er Johan Augusts Gesicht sehen konnte.

— Hast du je Geld aufgenommen auf den Hof? sagte er zuletzt.

— Nein, antwortete Johan August und sah großmütig aus. Der Hof ist mein.

— Das ist dumm, meinte Bertil. Hättest du eine Hypothek auf dem Hof stehen — wir wollen sagen, vierzehntausend Kronen — so könnte er ihn nicht dir nehmen. Denn viel mehr ist der Hof ja wohl nicht wert.

Johan August saß und grübelte über dies nach. Aber Bertil fuhr fort, als wenn gar nichts wäre: — Ich könnte dir in der Geschichte schon dienen, wenn ich wollte. Aber vielleicht paßt dir die Art nicht?

Johan August blickte fragend auf. Er verstand nicht. — Du schreibst einen Schuldschein auf mich, eine Hypothek nennt man das. Dann gehört der Hof mir, und Anders Petter kann sich das Maul nach seinem Geld lecken.

— Recht ist das aber nicht, wandte Johan August ein. Aber der Einwand kam so schwach heraus, daß der andere sofort wußte, wo er mit seinem Mann dran war.

Darum ward Bertil nun deutlicher. Denn er verstand sich auf Geschäfte, und hatte schon mehr als eine Sache, die nicht ganz sauber war, zu einem glücklichen Ende geführt. So lächelte er jetzt ein vielsagendes Lächeln und fuhr fort:

— Wenn du darüber schweigst, daß du kein Geld gekriegt hast und ich verschweige, daß ich dir keines gegeben habe, so kann kein Mensch etwas darüber sagen. Und recht vor dem Gesetz ist es. — Das weiß ich.

Es währte lang, eh Johan August an diesem Abend von Bertil nach Hause zurückkehrte. Wenn zwei Menschen sich in dieser Weise finden und eins werden, zusammenzuhalten, da wird die Vertrautheit groß und der Gesprächsstoff geht nicht aus. Nie zuvor hatte es Johan August solche Freude gemacht, reden zu können, und nie waren ihm die Worte so leicht geworden. Bertil war sein Freund.

Alle alten Geschichten waren vergessen und das Geld für das Pferd würde er ihm zurückgeben. Mit Zinsen! Prosit! Sechs Prozent!

Johan August schwor darauf, was Bertil jetzt täte, um einem Menschen zu helfen, das sollte er nicht umsonst tun. Und Bertil schwor, er würde das Papier zu unterst in seiner Kiste verstecken und es wie seinen Augapfel hüten. Kein Mensch sollte Wind davon bekommen, wie der Zusammenhang war. Das Papier ward geschrieben und Johan August unterzeichnete selbst. Es kamen Leute, die die Namensunterschrift bezeugen sollten, damit alles sicher und gültig wäre, obwohl Johan August beteuerte, er wäre nicht derjenige, der seinen Namen verleugne. Die Zeugen wurden jeder mit einem Kognak traktiert und konnten dann wieder gehen. Aber als Johan August auf dem Heimweg war, stand es ihm klar vor Augen, wie die Geschichte geführt werden mußte, und daß er einen Freund gefunden hatte, auf den er bauen konnte. Im Wald begegnete er seinem eignen Knecht, der von einem Stelldichein kam und vor Bestürzung unter einer Tanne stehen blieb, als er sah, daß dies sein Herr war und zu hören glaubte, daß Johan August sang. Aber das war vermutlich Einbildung. Denn Johan August sang nie, weder allein noch in Gesellschaft.

Von dem Tage an aber ging Johan August umher wie neugeboren, froh wie ein Spielmann und zufrieden wie ein reicher Erbe. Er sehnte sich bloß darnach, daß Anders Petter wiederkommen und sein Geld verlangen sollte. Den Kragen, den sollt er kriegen, aber nicht die Kravatte, jawohl! Anders Petter kam auch, und als er kam, redete Johan August davon, wie unglücklich es sich träfe, daß sein Hof nun nicht länger ihm gehörte, sondern daß er eine Hypothek hatte aufnehmen müssen, bei Bertil, der ihn mit schweren Zinsen seit Jahren aussauge. Anders Petter stand da, als ob der Blitz auf ihn niedergefahren wäre, und ohne weiter zu fragen, machte er sich direkt auf den Weg nach dem Dorf, um Bertil zu sprechen und das Papier zu sehen. Er sah es auch, und Bertil selber half ihm beim Lesen, weil Anders Petter Geschriebenes so schwer lesen konnte. Anders Petter hörte andächtig zu und las Zeile um Zeile mit, damit Bertil nicht etwa lesen könnte, was ihm beliebte. Mit eigenen Augen sah er, daß der Name und alles in Ordnung und richtig war. Da war ihm, als hätte er den Todesstreich empfangen, und ohne auch nur Danke oder Adieu zu sagen, ging er auf demselben Weg, den er gekommen war, wieder zurück.

Als er an Johan Augusts Hof vorbei kam, stand der Gemeinderat am Zaun und grinste ihn an. Das tat Johan August, weil er sich wirklich glücklich fühlte und ruhig, und sich in vollem Ernst in seinem guten Recht glaubte.

— Du bist ein Hallunk', Johan August, sagte Anders Petter, und seine Beine wankten unter ihm. Aber Gott wird dich schon strafen, daß du es bereust, und wenn du dich schon dem Teufel verschrieben hast!

Bereuen werd' ich schon nicht, aber vielleicht du! antwortete Johan August.

Und mit diesem Bescheid schieden er und Anders Petter. — Anders Petter ruderte schnurstracks heim und ließ das Boot stehen wie es stand, ohne die Ruder herauszunehmen. Mit gekrümmtem Rücken und schwachen Knieen ging er mitten in die Stube. Dort stand er still und redete so wirr und machte solch seltsame Bewegungen mit Kopf und Körper, daß seine Frau ums Leben nicht bei ihm in der Stube bleiben konnte. Sie ging hinaus auf den Hügel und setzte sich hin und weinte. Sie glaubte, der Alte wäre verrückt geworden und es würde nie wieder recht werden.

Verrückt wurde Anders Petter nicht. Aber recht wurde es auch nicht wieder. Denn Johan August hielt Wort und bereute nicht. Mit jedem Halbjahr, das verging, ward er fetter und großartiger, er brachte seine Ernten ein und zog das Netz aus dem See. Jedes Jahr fuhr er nach der Stadt und erhob seine Zinsen, und er war so wohl daran, daß er seine Kinder auf die Volkshochschule schickte. Bertil und er machten Geschäfte zusammen, und sie waren so gut Freund und so unzertrennlich, daß sie gradezu sprichwörtlich wurden im Dorf. Aber eines Tages war's aus mit der Freundschaft, und das geschah, als Bertil zu Johan August kam mit der Hypothek und verlangte, er solle sie mit vierzehntausend Kronen einlösen.

Johan August hatte diese ganze Geschichte und das Papier und alles total vergessen. Alles war ihm so gut von der Hand gegangen, und jetzt stand das Haus in hellen Flammen, und er hatte die Brandversicherung vergessen!

Johan August versuchte, zu tun, als wäre das Ganze ein Scherz. Aber der Köder zog nicht. Das sah er gleich. Denn Bertil blieb dabei, das Papier wäre richtig. Johan August konnte nicht fassen, daß er vergessen hatte, das Papier zurückzufordern, und jetzt reute es ihn bitter.

Anders Petter, der Ärmste, der ohne Geld und Wald dasaß, hatte in dieser Reue keinen Raum. Johan August dachte, wie immer, an sich selber. Er war feuerrot im Gesicht, als sollte ihn der Schlag rühren, und sah dabei so wild aus und gefährlich wie ein gereizter Stier. Aber Bertil sah den Gemeinderat ruhig an und sagte:

— Nicht hauen, Johan August! Damit gewinnst du nichts! Denn ich bin stärker.

— Ich bring' dich vors Gericht, heulte der Gemeinderat. Das Papier ist falsch.

— Das wirst du schon bleiben lassen, Johan August. Du hast es ja selber geschrieben.

Da packte die Reue Johan August so tief, daß er fast weinte.

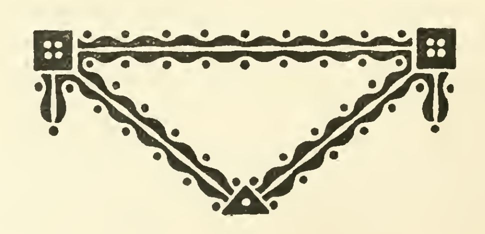
Aber Bertil strich sich übers Kinn und sagte: — Wäre nicht das mit dem blinden Gaul gewesen — du weißt — so wär ich nie darauf gekommen.

Damit ging Bertil, und Johan August wußte, nun saß er fest. Die Sache war nämlich die: Anders Petter war vor zwei Jahren zum Schultheiß gegangen und hatte dem seine Not geklagt. Da ward das Papier hervorgeholt, und Johan August hatte vor dem Schultheiß bezeugt, daß die Schuldverschreibung an Bertil, der Hypothekenhandel und alles echt und richtig wäre.

So unglaubhaft das klingt, — es ist dies doch die wahrhafte Geschichte vom Waldkauf am Meeresstrand, und wie schlecht es geht, wenn ein Mensch das Geld zu seinem Götzen macht. Johan August und Bertil bedrohen sich noch heutigen Tages gegenseitig mit Prozessen, und Bertil hat jede Woche die größte Mühe, Geld aus Johan August herauszupressen. Anders Petter sitzt auf seinem abgeholzten Hof und droht nicht mit Prozessen. Denn das hatte der Schultheiß ihm gesagt.

— Was du auch tust, Mensch, hatte er gesagt, prozessier' nicht! Da kommst du bloß vom Regen in die Traufe.

Darum stand Anders Petter von derartigen Racheplänen ab. Aber er empfiehlt seit Jahren seinen Widersacher täglich und stündlich dem Wohlwollen Gottes und des Teufels, und in letzter Zeit freut er sich; denn seine Gebete scheinen Erhörung zu finden. Johan August ist im letzten Jahr abgemagert und hat sehr eingezogen mit seinem Staat. Er macht auch keine Geschäfte mehr, weder mit Bertil, noch mit andern. Und wenn er zur Stadt fährt, so geschieht es nicht, um Geld auf die Bank zu bringen.





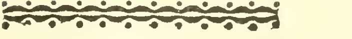
Der Arzt seiner Ehre/ von Paul Mongré

(Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt.)

Personen:

Architekt Adelung / Regierungsrat von Granitz / Dr. jur. Wangerow, Rechtsanwalt / Oberst a. D. Oldefähr / Brauereibesitzer Lohm / Dr. med. Leue.

Weinstube eines Hotels, in der Nähe einer Provinzstadt.

 Erste Szene: 

Adelung und Wangerow beim Abendessen.

Wangerow: Na, lieber Freund, keinen Appetit? Das geht nicht, du mußt Zellen bilden, sonst hast du morgen keine sichere Hand.

Adelung: Ist mir auch egal. Ich mache mir nichts draus, bei dieser Gelegenheit zum Teufel zu gehn.

Wangerow: Du hör mal, das ist ein mäßiges Kompliment für deine Herrin und Gebieterin. Was soll denn das heißen? Ein bezauberndes Weib kompromittiert sich für dich in jeder erdenklichen Weise, die Bahn zur Vereinigung mit der Geliebten ist frei: und du willst auf der Strecke liegen bleiben? Nein, mein Lieber! bitte keine Lebensmüdigkeit vorschützen, du bist zur Polonaise engagiert. Entschuldige das harte Wort, ich betrachte dich nämlich als verlobt.

Adelung: Ach lieber Alfred, die Sache ist mir zu ernst; bitte verdirb mir diese Stunde nicht mit Frivolitäten.

Wangerow: O, o! Nimm etwas von dem Filet, es wird in dieser Kneipe nicht viel Andres zu haben sein.

Adelung: Danke. — — Es ist doch etwas.

Wangerow: Was ist etwas?

Adelung: Das was morgen sein wird. Abrechnung! immer eine Art Gottesurteil, wenn wir auch nicht an Gott glauben. Es entscheidet sich. Zwischen Satzung und Naturgebot — ja lächle nur! Ob der verständnislose Mann sie behalten soll, mit dem ein liebloses konventionelles Band sie verkuppelt, oder — oder — der Einzige, dem sie nach tiefinnerster Notwendigkeit gehört, dem ihre Seele zufliegt, der ihre arme verschüchterte Seele lieb hat und versteht, ob Der sie haben soll.

Wangerow: Bruno, es gibt noch Romantiker. Es gibt noch schöne Herzen, die für das Hohe, Herrliche entglühn. Na ja, aber erstens will der verständnislose Mann sie ja gar nicht behalten. Zweitens, wenn du sie haben willst, dann muß

dir doch daran liegen, morgen keinen Leibesschaden zu nehmen. Und drittens hast du sie wohl schon gehabt!

Adelung: Was heißt haben? Ihr denkt so medizinisch von diesen Dingen, so — als ob es nur darauf ankäme. Das ist doch so untergeordnet, ein bloßes Symbol, wenn erst einmal die Seelen zu einander wollen.

Wangerow: Ein bloßes Symbol, brillant gesagt! Dann ist die Welt voll von Symbolisten. Du, Bruno, was trinken wir noch?

Adelung: Vielleicht einen Burgunder. Alfred, du bist im Grunde doch Künstlerseele.

Wangerow: Das ist die Einleitung zu einer Konfession.

Adelung: Nein, gar nicht. Aber du glaubst nicht an Seele, und bist selber eine. Du lieber Freund. Gib mir die Hand.

Wangerow. Na na, du mimst ja so was wie Abschiedsstimmung. Lieber Bruno, mach keinen Unsinn, dieses Duell ist doch eigentlich nur Formensache, um der öffentlichen Meinung ihren Fraß hinzuwerfen — Fütterung der Bestie! Auf Ehebruch reimt sich Duell, aber ihr werdet euch doch nicht ernstlich —?

Adelung: Meinst du es so? O nein, ich nicht! Ich spiele um Tod und Leben, um den Besitz dieses Weibes; für mich und — Ihn ist nicht Platz auf dieser Erde. Er oder ich.

Wangerow: Aber laß ihn doch laufen, was hat er dir denn getan?

Adelung: Ich habe ihm etwas getan, und er mir. Ich habe sein geschriebenes und verbrieftes Recht verletzt, er hat die Gefährtin meiner Seele mit Füßen getreten und seelisch zu Grunde gerichtet, sie wäre verblutet wenn ich nicht gekommen wäre. Er kann mich nicht laufen lassen, ich ihn nicht — es muß um Tod und Leben gehn.

Wangerow: Himmel, was hast du für Mittelalter im Leibe! Prosit!

Adelung: Unser Wohl! Unser wahres Wohl!

Wangerow: Seele, wahres Wohl — mein guter Bruno, Baumeister Adelung, bau eine Kirche, wie dein Kollege Solneß, und eine schöne gotische Kanzel drin und dann stell dich darauf und verdrehe die Augen! Ich habe noch nie soviel mystische Rumpelkammer zusammengesehen wie heute abend an dir. Da steckt was dahinter. Du warst doch sonst nicht so. Also gib deine Konfession zum Besten.

Adelung: Du bist auf dem Holzwege.

Wangerow: Du genierst dich wohl? Also nachher beim Sekt.

Adelung: Nein, wir wollen doch die Sitzung nicht so ausdehnen. Ich möchte lieber, daß wir aufs Zimmer gingen, ich habe auch noch Briefe zu schreiben.

Wangerow: Wie du willst, aber es wird dort unbehaglich sein; vor dem 1. November wird prinzipiell nicht geheizt. Lassen wir uns wenigstens einen Grog hinaufbringen.

Adelung: Was wird dann aus der sichern Hand?

Wangerow: Und wenn du frierst und die Finger klamm werden, was wird dann aus der sichern Hand?

Adelung: Man kann sich ja zu Bett legen.

Wangerow: Und vielleicht schlafen? Nein, so stumpfe Nerven — ich wollte sagen, so viel Mannesmut haben wir doch beide nicht, wenn es wirklich morgen Ernst werden soll. Aber schau, die Sache wäre doch viel einfacher: ihr schießt einander am Ohrläppchen vorbei und du heiratest!

Adelung: Du machst dir das Leben leicht, mein guter Wangerow. So glatten Kaufs will ich gar nicht meine Liebe einhandeln. Ich muß mir beweisen, daß ich ein heiliges Recht auf so viel Glück habe.

Wangerow: Und das beweist man mit Stechen, Schlagen, Schießen.

Adelung: Sieh, Alfred, das verstehst du nicht. Du bist reiner Verstandesmensch. Du hast kein Auge für die Tiefendimension der Dinge. Es ist doch was mit dem Duell. So, ich möchte sagen, wenn kein Apothekenmittel mehr hilft, dann geht man zu einer alten weisen Kräuterhexe, die weiß sicher noch einen Rat, die kennt geheime Kräfte der Natur und versteht sich auf Heilung unheilbarer Schäden.

Wangerow: Gut, daß unser Medizinmann Leue nicht hier ist und hört, wie du für die Kurpfuscher bist.

Adelung: Oder, das mußt du doch wissen, so ein alter germanischer Rechtsspruch, in Stabreimen und dunklen verschollnen Worten, denkst du nicht, daß der eine mystische Kraft hat, Wahr und Falsch zu scheiden?

Wangerow: Nein, das denke ich nicht.

Adelung: Du schwärmst natürlich fürs römische Recht mit seiner oberflächlichen Dialektik.

Wangerow: Und du bist Romantiker wie alle, die was mit der Kunst zu tun haben. Ihr Artisten seid doch ein unreinliches Jahrhundert!

Adelung: Ja, beim Duell, da fühle ich so einen mystischen Schauer, wie wenn man den Kölner Dom betritt — es ist doch was Unbegreifliches dahinter, das höher ist, als unsere flache Allerweltsvernunft. Sieh, wenn das Leben Einen mal dahin gebracht hat, daß man mit all seiner Weisheit keinen Ausweg mehr sieht, dann muß man eben den klugen Dünkel fahren lassen und wirft sich ins Dunkle, Unberechenbare — da entscheiden innere Mächte, und wie sie entscheiden, so ists gut und hat so sein müssen.

Wangerow: O Mütter, Mütter! laßt nur Fausten los! Fromme Leute werfen alles auf den Herrn, und du wirfst alles auf den Zufall. Du, laß doch diese Duellmythologie als Leitartikel in der Adelszeitung drucken — feudaler Unsinn, der aber nach was klingt. Anrufung der dunklen Mächte! Großartig! Dann zähls doch schon gleich an den Knöpfen ab! Und nun möchte ich wissen, Du wüster Hazardspieler, was an deiner Situation so verwickelt ist: der Ausweg ist doch hier ungeheuer einfach, ich habe dir ihn schon genannt.

Adelung: Das ist kein Ausweg, das heißt die unmögliche Situation verewigen. Ich muß diesen Menschen, der mein Weib zerstört hat, aus der Welt schaffen — oder kann selbst nicht darin bleiben.

Wangerow: Das klingt ja fast, als ob du der Gatte und Granitz der Ehebrecher wäre.

Adelung: Vor dem Naturgesetz steht es so, nur nach der blöden Menschenmoral ist es umgekehrt. Daisy gehört mir, hätte von jeher mir gehören sollen und wird ewig — hm; Granitz, dieser Mensch ohne Verständnis, durfte seine plumpe Hand nicht nach diesem Kleinod ausstrecken, er hätte vor dieser leuchtenden Natur in den Staub sinken und sie nicht mit seiner brutalen Sinnlichkeit beflecken sollen. Das verzeihe ich ihm nicht und darum — Er oder ich. Im übrigen, was willst du von mir? Schließlich hat er von seinem Standpunkt aus auch Recht, da habe ich ihn beraubt, genau so wie er mich, und er muß mein Blut ebenso wollen wie ich seins.

Wangerow: Hm. In dieser Beziehung bin ich — hm — anderer Ansicht.

Adelung: Was soll das heißen?

Wangerow: Nun ich weiß nicht, ob ich dir Mitteilung machen soll — nachdem ich deine Auffassung von der Sache kenne.

Adelung: Was für eine Mitteilung?

Wangerow: Von Oberst Oldefähr, dem Sekundanten deines Gegners. Der alte Herr, Du weißt wohl, er bekam den blauen Brief, weil er einen Ehrenhandel in seinem Regiment nicht schneidig genug, nicht blutrünstig genug aufgefaßt hatte, — denke wie schrecklich, er hatte sogar seinem Leutnant eine Art Revokation zur Pflicht gemacht; es war eine einfache Dumme-Jungenaffäre im Nachtcafé — na also, der alte gute Oberst wollte nicht recht mit der Sprache heraus: es sei eine kitzlige Sache, könne leicht mißdeutet werden, aber er möchte mich veranlassen, dir den Wahn zu nehmen, als ob etwa aus der Schwere der Bedingungen auf eine ganz besonders unversöhnliche Haltung des Herrn von Granitz zu schließen wäre — eine eigentliche Versöhnung sei ja in diesem Falle ausgeschlossen, . . . aber . . . aber . . . zum Teufel, laß mich nicht all die gewundenen Phrasen wiederholen, sondern sag, ob du mich verstanden hast.

Adelung: Was soll ich verstanden haben?

Wangerow: Heiliger Himmel! Also ich habs so verstanden, Herr von Granitz hat durchaus nicht Lust, außer seiner Frau auch noch das Leben zu verlieren und ebensowenig lechzt er nach dem Blute des Verführers.

Adelung: Das ist seine Sache. Mir ist dieser Zweikampf nicht nur Form.

Wangerow: Blödsinn. Na, wenn du davon nicht abgehst, muß ich dem Obersten ein Wort der Erwiderung zukommen lassen, damit sich sein Klient danach richtet — weil der doch die erste Kugel hat. Zu dumm.

Adelung: Er hat mein Weib in den Staub gezogen, das bricht ihm den Hals.

Wangerow: Oder dir! Aber dieser Groll, diese Rachsucht — du warst doch sonst nicht so. Sag einmal offen, du siehst jetzt wohl mit den Augen des Hasses, nämlich mit Frauenaugen, das hat dir Daisy — pardon, Frau von Granitz, in den Kopf gesetzt. Unser guter Granitz, du kennst ihn ja selber — nun ein Roman-

tiker wie du mit überfeinen Nerven ist er ja grade nicht, aber etwas so Brutales und Rücksichtsloses habe ich nun auch nicht an ihm bemerkt.

Adelung: Ja und Nein! So für sich betrachtet ist er ein ganz vernünftiger und umgänglicher Mensch, aber gerade solche indifferenten Naturen können ein sensibles Wesen, das an sie gefesselt ist, zugrunde richten.

Wangerow: Gefesselt! man hat doch immer was bei sich, um die Fessel zu durchfeilen, wenns zu arg wird. Na, und bist du sicher, daß Granitz seine Frau zu Grunde gerichtet hat?

Adelung: Sie selbst sagt es.

Wangerow: Dann muß es wahr sein. Mein Lieber, du stehst noch auf dem naiven Standpunkt, daß sich Recht und Unrecht glatt und scharf trennen lassen; X ist der Schuldige und Y das Opferlamm. So melodramatisch geht es im Leben nicht zu. Ich versichere dich, wenn der Bücherrevisor nachrechnet, da kommen Posten und Gegenposten, und das Guthaben, das schließlich auf der einen Seite bleibt, ist erbärmlich klein. Was gehts dich an, ob sich Herr und Frau von Granitz einseitig oder gegenseitig „zugrunde gerichtet" haben? Beide werden froh sein, von einander loszukommen, und du bist nicht Richter in dieser Sache.

Adelung: Nein, sondern Vertreter der einen Partei, oder selbst Partei. Und darum stelle ichs ja einem höheren Gericht anheim.

Wangerow: Schluß! Wirf die Katze wie du willst...! Aber mir machst du nichts vor. Du tust, als wolltest du eine Vergangenheit aus der Welt schaffen, und im Grunde zitterst du vor der Zukunft. Wer sich glücklich und sicher fühlt, spielt nicht va banque wie du.

Adelung: Wer sich sicher fühlt... Und wenn nicht, wäre das so wunderbar? Es ist doch immer die alte Geschichte: heute betrügt sie den Herrn von Granitz mit dem Herrn Adelung; wer steht mir dafür, daß sie nicht auch — nein ich kann das gar nicht ausdenken, geschweige aussprechen.

Wangerow: Nun, da ist doch ein Unterschied. Herr von Granitz hat sie zu Grunde gerichtet, und Herr Adelung hat sie erlöst.

Adelung: Ach ja, wenn dus so gegenüberstellst, kommt es mir selber anmaßend und dumm vor. Und nun, siehst du, wenn ich jetzt das Duell als bloße konventionelle Form behandle, was sagt sich meine Frau? Dieser Männerwechsel ist ja ganz glatt und bequem, die Betreffenden schießen ein paar Revolverkugeln in die Luft, und damit basta, der Eine gibt her und der Andere greift zu. Und dann wärs ja keine Tragödie weiter, wenn ich auch einmal der Hergebende sein müßte — Nein, Alfred, sie muß fühlen, daß das eine furchtbare Verantwortung, ein Hinwegschreiten über Leichen ist. So allein kann unser Bund gefestigt werden, ich leime sie mit Blut an mich, oder vergieße meins mit Freuden.

Wangerow: Also Blut in jedem Falle! Mein armer Bruno, die Sache ist einfach die, daß du schmählich verliebt bist und dich dem geliebten Objekt gar nicht, aber auch gar nicht gewachsen fühlst — und das verstehe ich, denn im Vertrauen

gesagt, Daisy von Granitz ist ein Problem! ein dämonisches Weib! aber bitte, duelliere dich nicht auch mit mir. Ein unheimliches Weib! Die kann einen Mann schon auf ihre Nadel spießen. Und ich weiß nicht, auf wie viele Nummern sie ihre Käfer- und Schmetterlingssammlung zu bringen beabsichtigt, aber ich zweifle, ob du der Letzte sein wirst.

Adelung: Mensch, mach mich nicht elend! Ich muß der Letzte sein, wie ich auch der Erste war — nicht der Erste, dem ihr Leib gehörte, aber der Erste, dem ihre ganze Seele sich hingibt.

Wangerow: Versuchs doch, ob du der Letzte sein wirst! Aber nun ist die Frage, was der Vorletzte noch mit der weiteren Entwicklung dieser Affäre zu schaffen hat. Du bist in verliebter Krisis, in Zweifel und Selbstquälerei, und pfeifst auf das Leben, und darum soll der gute Menelaus sich vor deine Pistole stellen? Nein, das ist zuviel verlangt; soviel Freundschaft ist er dir doch nicht schuldig, dich in geweihte Erde hinunterzubefördern. Wenn du nicht mehr leben magst, so bring dich eigenhändig um.

Adelung: Alfred, du bist so brutal, bei dir wird aus der flüchtigsten Empfindung gleich ein steifer, regelrechter Gedanke. So meine ichs doch nicht; das liegt mehr in den Nerven, nicht so im bewußten Willen . .

Wangerow: Was meinst du denn? Aber komm jetzt, wenn du deine Briefe schreiben willst, und dann suche zu schlafen.

Adelung: Wer das könnte?

Wangerow: Dann mache ich dir einen Vorschlag. Wir gehen aufs Zimmer und erledigen die Korrespondenz, dann kommen wir wieder und nehmen noch einen zweiten Burgunder — denn da oben wirds verteufelt kalt sein. Und nun noch Eins: wenn du wirklich Ernst machen willst, während die Gegenpartei voraussetzt . . .

Adelung: Was voraussetzt?

Wangerow: Zu blöde, zu blöde! Also ich werde Oberst Oldefähr antworten, daß du mich, oder ich ihn, oder er den Herrn von Granitz wohl falsch verstanden haben müßte.

Adelung: Laß uns noch darüber sprechen. Du hast mich mit deinem Hohn ganz kalt und skeptisch gemacht. Vielleicht lohnt es sich wirklich nicht, diese Sache so tragisch zu nehmen.

Wangerow: Nein, du, dessen kannst du wohl sicher sein; es lohnt sich keine Sache tragisch zu nehmen. Schieße daneben, auf daß einst auf dich daneben geschossen werde, und sei inzwischen glücklich, als Zweiter vor dem Dritten!

Adelung: Wangerow, du bist ein Hallunke, weißt du das? Glaubst du denn gar nicht an weibliche Reinheit?

Wangerow: Komm! — Kellner, bitte den Tisch zu reservieren. Rechnung auf Nummer 8 und 9!

Ab. Einige Minuten später erscheinen:

 Zweite Szene: 

Granitz, Oldefähr, Lohm.

Granitz: Ja, meine Herren, wie Sie denken; meinetwegen brauchen wir keine Zimmer zum Übernachten, denn ich fühle mich vollkommen frisch. Und Sie sind doch sozusagen erst in zweiter Linie beteiligt. Also kneipen wir durch, was?

Lohm: Aber Herr von Granitz, dieser Ausdruck — ă — durchkneipen. Wir — besprechen einfach das Nötige —

Oldefähr: und feuchten die Kehle an, das versteht sich.

Lohm: Wollen Sie mich — pardon! zehn Minuten entschuldigen, ich möchte die Gelegenheit benutzen, mit dem Küfer — meinen Monatsabschluß zu machen.

Granitz: Wie geht denn Ihr Sedanbräu, dieser gottlose Stoff, der vom Bier nichts hat, als Näsſe, Dünne und Bitterkeit?

Lohm: O bitte — pardon. Allerdings ist der Konsum wieder zurückgegangen.

Oldefähr: Stecken Sie sich hinter den Landrat — haha! — daß er ein bißchen mehr Patriotismus in die rote Bande bringt — haha! Ihr Sedanbräu muß jedem deutschen Gaumen schmecken!

Granitz: Aber nicht jedes deutsche Gedärm verträgt es!

Lohm: Bitte! (Ab.)

Granitz: Wissen Sie, dieser Lohm — er nimmt mir die Sache viel zu feierlich.

Oldefähr: Borniert feierlich! er hat den Reserveleutnants-Klaps!

Granitz: Sekundiert wohl das erste Mal?

Oldefähr: Wahrscheinlich.

Granitz: Also sein maiden speech. Drum klingt bei ihm alles so auswendig gelernt.

Oldefähr: So kommentmäßig. Dabei ein gerissener Kerl als Geschäftsmann und Bierbrauer, wissen Sie!

Granitz: Ein spaßiger Kerl, aber an dieser Stelle ist ihm die Welt mit Brettern vernagelt.

Oldefähr: Er ist Parvenü, drum schmeißt er mit dem Ehrenpunkt so um sich. Hat's nicht in sich, wie wir.

Granitz: Ja, nicht wahr, lieber Oberst! Wir wissen doch auch, was Ehre ist, aber gerade darum — verstehen wir auch sozusagen Spaß.

Oldefähr: Wir haben Ehre, nicht die Ehre hat uns.

Granitz: Ja, und wir stellen uns nicht hin als der unglückselige Atlas und stemmen die Ehre wie ein Zentnergewicht, —

Oldefähr: Denn wir wissen ja doch, die Gewichte sind von Pappe!

Granitz: Na hören Sie mal, Sie gehen sogar mir zu weit, Sie alter Spötter.

Oldefähr: Ich habe die Sache durch und durch geschaut. Sie hat mich meine Karriere gekostet, das wissen Sie ja (Granitz nickt wiederholt, als wolle er einer häufig erzählten Geschichte vorbeugen) und dabei lernt man auf die Sache pfeifen. O, ich vergesse das nicht, wie die Mutter meines armen Leutnants zu mir kam,

als alles längst vorbei war und sie den guten Jungen eingescharrt hatten. „Herr Oberst," sagte die alte Dame und wollte mir beinah die Hand küssen, „Herr Oberst, Sie sind ein Mensch, die andern sind Gespenster.... es mußte sein, sagte mir der General, die Ehre verlangt es! Nein, es mußte nicht sein, Exzellenz, sagte ich." Es mußte nicht sein, liebe arme Frau, das hab ich zu ihr gesagt. Wirklich Granitz, es mußte nicht sein. Die Ehre ist ein Gespenst.

Granitz: Teufel auch, aber eines mit leibhaften Krallen! Und ich muß mich ja auch dem Untier in den Rachen legen. Haben Sie mit der Gegenpartei gesprochen?

Oldefähr: Mit Dr. Wangerow; ich habe noch keine Antwort.

Granitz: Ich muß welche haben, denn wenn der Herr Architekt etwa Ernst machen will, dann ziehe ich vor, meinerseits in der Vorhand Ernst zu machen.

Oldefähr: Er wird froh sein, ungeschlagen davon zu kommen.

Granitz: Nicht froher als ich! Ach, Oldefähr, alter Knabe: er hat's ja noch vor sich, was ich Gott sei Dank hinter mir habe. Jetzt will ich leben — caramba, ich habe gar keine Lust ins Gras zu beißen oder ein gesundes Glied zuzusetzen.

Oldefähr: Meine Frau würde sagen: wenn Gottes unerforschlicher Ratschluß...

Granitz: Oberst, Sie wissen gar nicht, was Sie an Ihrer Frau besitzen. Ich sage Ihnen, es lohnt sich zu heiraten, um den Genuß der Trennung zu haben. Kennen Sie Carmen?

Oldefähr: Freilich! (singt) Auf in den Kampf, Torero.

Granitz: Nein, die Novelle von Mérimée. Da steht ein herrliches Motto, aus dem Griechischen.

Oldefähr: Erbarmen Sie sich! Ich habe keine Gymnasialbildung!

Granitz: Ich wills Ihnen sogar gereimt übersetzen. Sie wissen ja, ich mache Verse in meinen niederträchtigen Augenblicken.

Oldefähr: Da machen Sie jedenfalls permanent Verse, haha! Also?

Granitz: Zweimal Lust hat Mann am Weib —
Gallebitter ist der Rest: —
Wenn es liebend ihm den Leib,
Sterbend ihm die Freiheit läßt!

Oldefähr: O Gott, das muß ich meiner Frau deklamieren! Aber hören Sie, ein Kgl. Regierungsrat, der griechisch kann und Verse macht, — hüten Sie sich, daß Sie mir nicht in der verspielten Karriere nachfolgen! So was kompromittiert, mein Lieber! Als gesinnungstüchtiger Beamter verfügen Sie über ein viel zu geringes Maß von Dummheit!

Granitz: Um Gottes willen, wenn Lohm das hört! Nein, aber finden Sie nicht eine unnütze Grausamkeit darin, daß das Weib sterben muß, um dem Manne das zweite Vergnügen zu bereiten? Das hat man einfacher; man läßt sich scheiden, im Effekt vollkommen dasselbe!

Oldefähr: Also das brave Weib hat nicht nötig zu sterben, es muß nur einen Scheidungsgrund zur Stelle schaffen.

Granitz: Vollkommen genügend. Es geht nicht mit Tod ab, sondern mit einem Andern durch — ach Oberst, wenn Sie wüßten!

Oldefähr: Wenn ich was wüßte? Sie werden sich doch nicht vor mir genieren?

Granitz: Wie dankbar ich dem Andern bin, meinem morgigen Gegner!

Oldefähr: Dann wäre es freilich schnöde, ihm etwas entzwei zu schießen.

Granitz: Wenn er mir nur nicht was entzwei schießt. Er ist, glaube ich, höllisch verliebt in meine Frau und will sie an mir rächen.

Oldefähr: Haha! er entführt die Sklavin und schießt den Sklavenhalter tot, den Pascha, den Ehetyrannen.

Granitz: Nein, dann ziehe ich doch vor, trotz meinen dankbaren Gefühlen, ihn tot zu schießen. Ich, der Beleidigte! nicht wahr?

Oldefähr: Der unheilbar Gekränkte!

Granitz: Der zu Tod Verwundete! Der Arzt seiner Ehre, kennen Sie das?

Oldefähr: Ist das wieder was Griechisches?

Granitz: Nein, was Spanisches, von Calderon.

Oldefähr: Granitz, Sie werden noch geschwenkt, verlassen Sie sich darauf. Jetzt können Sie gar Spanisch.

Granitz: Nein, ich habs bei Reclam gelesen. Das ist doch ein mildernder Umstand.

Oldefähr: Also, Sie sind der Arzt Ihrer Ehre.

Granitz: Ja, die Ehre ist krank, aber sonst bin ich gesund, ach so gesund, lieber Oberst, so unbändig gesund!

Oldefähr: Und nun wird die Ehre gesund, und Sie vielleicht krank.

Granitz: Das wäre ein grimmiger Reinfall.

Oldefähr: Vielleicht sterben Sie, aber die Ehre lebt!

Granitz: Teufel auch, ich hätt's lieber umgekehrt.

Oldefähr: Pst! wenn Lohm das hört? Dann haben Sie den blauen Brief schon in der Tasche. Na, trösten Sie sich, Sie sind der Arzt seiner Ehre, und ich bin Ihr erster Assistent. Ich werde bei der Operation aufpassen, daß nicht daneben geschnitten wird.

Granitz: Sondern daneben geschossen! Oldefähr, Sie sind ein Mensch, die andern sind Gespenster.

Oldefähr: Nein, Granitz, damit dürfen Sie keinen Scherz treiben. Mit den Worten einer Mutter. Das vergesse ich nicht, diese Szene, die alte Dame ganz aufgelöst, und will mir die Hand küssen... Was Granitz, denken Sie nicht auch, ich kann sagen: Ich habe nicht umsonst gelebt!

Granitz: Ich meins ganz ernst, Sie sind wirklich ein guter alter Knabe. Und Sie werden das Ihrige dazu tun, mich der Mitwelt zu erhalten. Denn das Leben ist doch so wahnsinnig schön! und es ist noch so viel Pommery & Gréno auszutrinken! und die Weiber sind so süß!

Oldefähr: Aber nur zweimal! Gallebitter ist der Rest!

Granitz: Ich habe ja die nächste Aussicht auf den zweiten süßen Moment. Und die bittre Galle, damit ist der Andre an der Reihe. O, ich bin gerächt, ich will gar keine weitere Rache.

Oldefähr: Liebet eure Feinde! Sie sind der leibhaftige Edelmut.

Granitz: Was? soll ich meinem Nachfolger das Fegefeuer ersparen? Er dulde! und läutere sich, duldend, wie ich!

Oldefähr: Ich denke, Sie sind ihm dankbar?

Granitz: Und wie! darum sorge ich ja für sein Seelenheil. Prost Oldefähr!

Oldefähr: Es lebe die Ehre.

Granitz: Aber nicht auf meine Kosten.

Oldefähr: Es lebe Ihre Frau!

Granitz: Aber nicht mit mir!

Oldefähr: Es lebe Ihr Feind!

Granitz: Und lasse mich leben! O es ist so himmlisch süß zu verzeihen!

Oldefähr: Und Verzeihung zu erlangen? Sie müssen doch ein schlechtes Gewissen haben, als Pascha und Sklavenhalter. Gestehen Sie mal!

Granitz: Ich habe mein Weib zugrunde gerichtet.

Oldefähr: Brr.

Granitz: Zu Boden getreten.

Oldefähr: Brrrr. Wie haben Sie das gemacht?

Granitz: Ich habe sie nicht verstanden.

Oldefähr: Können Sie das beschwören?

Granitz: Urkundlich beweisen. Ach, Oberst, Sie haben ja Sinn für Humor. Ich muß Ihnen — aber um Gottes willen, unter uns! den blauen Brief zeigen, den meine Frau mir geschrieben.

Oldefähr: Also einen haben Sie schon?

Granitz: Ja, blau als Farbe der Untreue. Eine richtige Aufkündigung der Ehe per ersten Oktober.

Oldefähr: Das ist doch aber eigentlich anständig, so offen und ehrlich abzusagen. Hören Sie, Ihre Frau steigt kolossal in meiner Achtung. Statt zu betrügen, lieber geradezu erklärt: es ist aus! Das gefällt mir! das ist brav! das ist Kourage!

Granitz: Oldefähr, Sie werden romantisch. Es ist eine Zeitfrage, wie bei der Mobilmachung. Kriegserklärung und schon die Grenze überschritten, binnen drei Tagen. Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Sie alter Stratege wissen doch, wie's gemacht wird.

Oldefähr: Und Sie alter Diplomat wissens sicher noch besser. Na, zeigen Sie mal die „gefälschte Depesche".

Granitz: Das erste interessiert Sie nicht — das ist Abrechnung, im Ibsenstil. „Wahre Ehe".... „Unterdrückung meiner Eigenart".... „Tiefstes Verlangen unerfüllt"... „Die Frau ist Mensch, nicht Spielzeug".... Hören Sie, Oldefähr? sagen Sie's Ihrer Frau wieder: Mensch, nicht Spielzeug!

Oldefähr: O weh, meine Frau möchte gerne Spielzeug sein!

Granitz: Aber Sie sind zu alt, um nur zu spielen, nicht wahr? Nun kommts! „Du hast mich nie verstanden, verstehe mich wenigstens jetzt. Du kannst mir nichts mehr sein, und ich dir nicht. Meine Seele fliegt dem Manne zu, dem sie wahrhaft gehört. Ich muß dir wehetun"....

Oldefähr: Na, na!

Granitz: „Ich muß dir wehetun, aber du wirst mir verzeihen, wenn deine Liebe groß genug ist, sich zur entsagenden Freundschaft zu veredeln. Ich habe keine Wahl. Vergiß mich! Daisy."

Oldefähr: Das ist schön! poetisch! Granitz, das ist ergreifend!

Granitz: Wie aus der Gartenlaube. Die Seele fliegt ihm zu.... Die Seele schwinget sich wohl in die Höh, juchhe!

Oldefähr: Allein der Leib bleibt auf dem Kanapee!

Granitz: Nicht allein! (Lohm kommt zurück.)

Lohm: Na, meine Herren, hier entwickelt sich — ä — ja eine fast auffallende Lustigkeit.

Oldefähr: Wir lassen die Ehre leben!

Granitz: Na, wie stehts? Wieviele Hektoliter haben Sie umgesetzt?

Oldefähr: Wie hoch beläuft sich der Patriotismus in dieser Gegend?

Lohm: Meine Herren — pardon, ich muß Ihnen eine sehr peinliche Mitteilung machen.

Granitz: Nun, was gibts! Sie sehen ja aus, als weinten Sie um Ihre heiligsten Güter!

Lohm: Ihr Gegner ist mit Ihnen unter einem Dache.

Granitz: Architekt Adelung?

Lohm: Und ein Herr Dr. Wangerloh oder Wangerow.

Oldefähr: Kenne ich. Sein Sekundant.

Lohm: Der Kellner sagte, sie hätten Nummer 8 und 9. Sie haben vor einer Stunde hier soupiert und — ä — wollen sogar noch einmal herunterkommen.

Oldefähr: Sakrament, das wäre ein Gaudium.

Lohm: Das wäre — einfach unmöglich.

Granitz: Ja, ich bitte Sie, die Herren werden genau in demselben Falle sein wie wir: sie wollen die Nacht möglichst nahe am Ort verbringen, und da das hier das einzige Hotel ist in der Wüste Sahara ...

Lohm: Ja, aber das — ä — das ist doch vollkommen undenkbar.

Granitz: Hat das Hotel keine anderen Räumlichkeiten?

Lohm: Ja, aber es ist nirgends geheizt.

Oldefähr: Dann können wir die Herren nicht 'nausschmeißen, wenn sie hier noch einen Schoppen trinken wollen.

Lohm: Oder wir müssen ein Privatzimmer nehmen.

Oldefähr: Ungeheizt? ich danke.

Granitz: Lohm, nehmen Sie die Sache nicht so tragisch. Ganz kommentmäßig wär's ja grade nicht, was meinen Sie, Herr Oberst?

Oldefähr: Ausnahmezustand!

Granitz: Vis major! Die Hand des Verhängnisses!

Lohm: Ja, lieber Herr von Granitz, wenn es Ihren Gefühlen nicht widerspricht ...

Granitz: Mein Bester, auf unsere Gefühle kommt es ja sehr wenig an, solange wir die Ehre haben, Offiziere des Beurlaubtenstandes zu sein.

Oldefähr: So lange wir die Ehre haben, Ehre zu haben — haha!

Lohm: Ich bin erstaunt, einen ehemaligen aktiven Stabsoffizier in diesem Tone — ä — von diesen Dingen reden zu hören.

Granitz: Sind Sie nicht erstaunt, Lohm, sondern soupieren Sie friedlich.

Dritte Szene:

Adelung und Wangerow zu den Vorigen. Adelung geht voran, will verblüfft stehen bleiben, zurücktreten, wird aber durch den von hinten kommenden Wangerow ins Zimmer gedrängt.

Oldefähr: Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren. Betrachten Sie uns als nicht vorhanden!

Wangerow: Wir sind allerdings in Verlegenheit.

Oldefähr: Aber bitte!

Wangerow: Unsere Zimmer sind ungeheizt, und wir dachten ...

Oldefähr: Wir sind in demselben Fall.

Wangerow: Wir hatten nicht vorausgesetzt ...

Oldefähr: Unsre Schuld. Wir sind später als Sie gekommen ...

Wangerow: Aber bitte!

Oldefähr: Wir hätten uns informieren sollen.... Wenn Sie wünschen, daß wir das Feld räumen ...

Wangerow: Aber nein, lassen auch Sie sich nicht stören ...

Oldefähr: Die beschränkten Räumlichkeiten in diesem Hôtel ...

Lohm: Man kann ja — ä — vielleicht eine spanische Wand dazwischen stellen.

Wangerow: Aber bitte, bemühen Sie sich nicht, wir werden nicht lange bleiben. (Setzen sich an ihren vorigen Tisch.)

Oldefähr: Darf ich Herrn Brauereibesitzer Lohm vorstellen?

Lohm (mißvergnügt aufstehend): Lohm.

Wangerow: Dr. Wangerow.

Adelung: Adelung.

Wangerow (nach einer Pause): Auch wir erwarten noch einen Herrn, Baron Freisleben.

Oldefähr: Ah, kenne ich sehr gut. (Wieder Schweigen. Oldefähr flüstert mit Granitz, Wangerow mit Adelung.)

Lohm: Herr Oberst, darf ich mir gestatten?

Oldefähr: Prost, Lohm!

(Pause. Auf einen Wink Oldefährs tritt Wangerow mit ihm einige Schritte

zurück, beide flüstern, zucken mit den Achseln, sehen Adelung dabei an. Nach einer weiteren Pause erhebt sich Granitz, geht festen Schrittes an den Tisch von Adelung heran, der sich ebenfalls erhebt. Lohm ist starr!)

Granitz: Herr Architekt — dieses eigentümliche Zusammentreffen ... darf ich mir, gegen den Usus, eine persönliche Bemerkung erlauben ...? (Da Adelung stumm bejaht). Ich möchte, ehe wir — hm — einander gegenübertreten, Ihnen sagen, daß ich — hm — als moderner Mensch nicht an Schuld und Sühne glaube, daß es Verflechtungen im Leben gibt, Situationen, wo man in die Sphäre eines anderen eingreift, ohne eigentlich — hm — ich meine, die Dinge entwickeln sich so, — zu unsrer eignen Überraschung, und — —

Adelung (noch sehr ernst, aber nicht steif): Ich danke Ihnen, Herr Regierungsrat, und wünschte, auch ich könnte sachlich so frei über Dinge urteilen, die — Einem persönlich — so nahe gehen. (Granitz, da nichts nachkommt, verbeugt sich und geht wieder auf seinen Platz. Wangerow geht an den Tisch zu Adelung und sieht ihn mit einem vorwurfsvollen Blick und leisem Kopfschütteln an. Nach einer Weile steht Adelung auf und geht zu Granitz hinüber, der sich erhebt. Lohm wird immer verblüffter.)

Adelung: Lassen Sie mich, Herr Regierungsrat, noch ein Wort hinzufügen. Auch ich bin moderner Mensch, das heißt, ich verwerfe die herkömmliche Moral, wo sie den Anforderungen der höheren Menschlichkeit widerspricht. Und in diesem Sinne bitte ich es aufzunehmen, wenn ich Ihnen nach reiflicher Selbstprüfung sage: ich habe Ihnen Schaden, aber kein Unrecht getan.

Granitz: Ich verstehe Sie vollkommen, Herr Architekt, und habe meinerseits keinen Grund, die Ruhe Ihres Gewissens zu stören. (Da Adelung verletzt zurücktreten will.) Nicht doch, Herr Architekt, ich bitte Sie, nicht die leiseste Ironie in meinen Worten zu suchen.

Lohm (leise zu Oldefähr): Ich begreife nicht — ä! sind wir hier, um Artigkeiten auszutauschen?

Adelung: In diesem Falle ist allerdings Ihre Auffassung überraschend milde.

Granitz: Ein Mann, der sein eignes Leben prüft, kann zu keiner anderen gelangen. Ich hätte nicht anders als Sie gehandelt, Herr Architekt, glauben Sie mir.

Adelung: Ich glaube Ihnen und bin sicher, daß Sie mit derselben Bereitwilligkeit die Konsequenzen getragen hätten. (Verbeugt sich, geht auf seinen Platz.)

Granitz (leise zu Oldefähr): Er läßt nicht locker, der verdammte Kerl!

Lohm (leise): Herr Regierungsrat von Granitz, ich begreife Sie nicht.

Wangerow (leise zu Adelung): Du bist ein steifleinener Gesell.

Adelung (leise): Ich muß meinen Standpunkt wahren.

Wangerow: Hol der Teufel deinen Standpunkt! Benimm dich jetzt vernünftig, oder ich lege mein Mandat nieder! (Pause.)

Oldefähr (laut): Meine Herren, da sich die Nächstbeteiligten überzeugt haben, daß keiner den andren für persönlich minderwertig hält, und da wir einmal für

heute Nacht auf diesen engen Raum angewiesen sind, so schlage ich vor, einen Tisch zu formieren. Ich darf Sie an die Sitte der alten Germanen erinnern, die einander vor dem Zweikampf mit Speise und Trank labten, auch wohl küßten und umarmten. Wenn's nun auch dazu nicht kommen wird, so sind wir doch freie Menschen und können einander in die Augen sehen, auch wenn eine Schicksalsverflechtung — wie mein Freund Granitz sich ausdrückte — uns zu Gegnern macht. Einverstanden?

Wangerow: Wohl gesprochen, Herr Oberst. (Leise zu Adelung:) Du mußt!

Lohm: Unerhört —! (Klingelt nach dem Kellner.)

Oldefähr: Herr Architekt, ich bitte Sie! Sonst setzen Sie mich dem Vorwurf einer Inkorrektheit ersten Ranges aus.

Adelung: Es sei, falls Herr Regierungsrat —

Granitz: O ganz gewiß, ich danke Ihnen!

Lohm (während die Runde gebildet wird): Ich muß bedauern — ä — meine Herren — bei einem Ehrenhandel — ä — der mit dieser Auffassung — ä — in dieser Weise — ä — aufgefaßt wird, meine Mitwirkung versagen zu müssen. (Zu Adelung und Wangerow:) Natürlich — liegt es mir vollkommen fern — Ihre Gesellschaft als solche — ä — nur, in diesem Falle, vereint es sich nicht mit dem Ernst der Sachlage, einen andren als rein geschäftlichen Verkehr — ä — mit der Gegenpartei — ä — pardon! (Zu Oldefähr und Granitz:) Und von Ihrer freien, um nicht zu sagen — ä — frivolen Auffassung halte ich es — ä — für meine Pflicht, den Ehrenrat — zu verständigen. Adieu. (Ab.)

Oldefähr: Granitz, nun winkt der blaue Brief! Ich hab's Gott sei Dank hinter mir!

Granitz: Denunziant! Am Ende kommt noch heraus, daß unser Duell gar nicht gilt!

Adelung: Im Prinzip, wenn auch nicht in der Form —

Wangerow: Na, laß gut sein, du wirst doch nicht mit dem um die Palme der Korrektheit ringen! Wer war eigentlich der Herr?

Granitz: Brauereibesitzer und Reserveleutnant im Xten Infanterieregiment, „Prinz Y" Nummer Z. Eine kompromittierende Bekanntschaft, für die ich um Verzeihung bitten muß, aber es war kein andrer Zeuge aufzutreiben.

Oldefähr: Sie müssen halt mit mir vorlieb nehmen.

Adelung: Auch unser Zeuge, Baron Freisleben, scheint uns im Stich zu lassen. Er wollte bereits am Abend hier sein.

Wangerow: Dies Hotel ist ja wohl das einzige hier am Ort?

Granitz: Hier können schöne Seelen einander nicht verfehlen.

Oldefähr: Donnerwetter, das reimt sich ja!

Wangerow: Herr Regierungsrat sind mir längst als brillanter Versifex bekannt.

Granitz: Sehr verbunden. Ein Pfund, mit dem ich leider nur im Nebenamte wuchern kann.

Oldefähr: Granitz, sagen Sie doch den griechischen Vers noch mal!
Granitz: Aber nicht doch, diese Bagatelle!...
Wangerow: Würde auch uns interessieren, Herr von Granitz.
Oldefähr: Warten Sie, ich bringe es noch selbst zusammen. „Zweimal labt sich Mann am Weib — Gallebitter ist der Rest —, Wenn es liebend ihm den Leib, Sterbend ihm die Freiheit läßt."
Wangerow: Exquisit! Was sagst du, Adelung?
Adelung: Ich hoffe Niemandem zu nahe zu treten, wenn ich den Vers vorzüglich, den Inhalt frivol finde.
Wangerow: Ja du, du bist eben Romantiker! Du glaubst noch, daß man mit einem Weibe auf die Länge leben kann.
Adelung: Ich glaube, daß zwei, die zusammengehören, auch zusammenbleiben können.
Granitz: Da gebe ich Ihnen unbedingt Recht, Herr Architekt.
Oldefähr: Und woran sieht man, daß Zwei zusammengehören?
Wangerow: Nun, halt daran, daß sie — zusammenbleiben.
Oldefähr: Da müssen sie also sich erst zusammentun.
Granitz: Müssens ausprobieren! Ist alles nur ein Experiment!
Adelung: Denken Sie nicht, daß einem das Gefühl, die innere Stimme sagt, ob man mit einem anderen Wesen zusammengehört?
Granitz: O Gott, die innere Stimme sagt so vieles.
Adelung: Die innere Stimme irrt nie!
Granitz: Und woran erkennt man, wenn ich fragen darf, die innere Stimme?
Wangerow: Daran, daß — sie sich nicht irrt!
Adelung: Alfred, du drehst einem die Worte im Munde herum.
Wangerow: Dafür bin ich Rechtsanwalt.
Granitz: Also es bleibt dabei, man muß es ausprobieren.
Wangerow: Das Experiment ist die Mutter der Naturwissenschaften, würde unser Medizinmann Leue sagen.
Oldefähr: Gott ja, wo bleibt denn Leue? Der Arzt ist schließlich (mit Seitenblick auf Adelung) sozusagen doch gewissermaßen auch unentbehrlich!
Wangerow: Und wo bleibt Freisleben?
Oldefähr: Er wird wieder mal das Weib seiner Seele gefunden haben, und früh um sechs, in der letzten Minute anrücken, mit gläsernem Blick und bleicher Stirn.
Adelung: Diese Menschen sind glücklich; stumpf im Genießen, nichts haftet bei ihnen, nichts macht ihnen Zweifel und Unruhe.
Granitz: Sie nehmen vielleicht das Leben zu schwer, Herr Architekt.
Adelung: Vielleicht.
Wangerow: Nein gewiß, ganz gewiß! Darf ich — in Anbetracht der seltsamen Umstände — auf Ihr Wohl trinken, Herr von Granitz?
Granitz: Das Ihre!

Oldefähr: Prost! Auch Ihr Wohl, Herr Architekt!
Wangerow (flüsternd): Dein „wahres Wohl", Bruno!? (Allgemeines Anstoßen, nur Granitz und Adelung beschränken sich auf flüchtiges Anblicken.) Sicher nimmt mein Freund Adelung das Leben zu schwer.
Granitz: Sehen Sie, das Ganze ist ein Handel mit Rechenpfennigen, sagt Schopenhauer irgendwo. Und da muß man nicht der gute Kerl sein, und mit echtem Golde zahlen wollen.
Oldefähr: Wo alle mogeln, muß man mitmogeln.
Wangerow: Ganz meine Philosophie, Herr Regierungsrat!
Granitz: Nicht wahr, Herr Rechtsanwalt? Zum Beispiel mit den Weibern. Gott ja, man muß wohl tun, als würde man neugeboren, wenn man eine erobert, und stürbe tausend Tode, wenn man sie wegschickt — das gehört mit zum Drum und Dran der Liebe, aber man muß es sich doch nicht in Wahrheit so nahe gehn lassen.
Adelung: Ja, das ist der männliche Standpunkt. Aber die armen Weiber!
Granitz: Die Ärmsten! Allerärmsten!
Adelung: Des Weibes Liebe ist ewig.
Wangerow: Wenn sie nämlich nicht ewig sein sollte, so war es nicht die richtige Liebe.
Granitz: Wissen Sie, in welchem Lande die weibliche Liebe ewig ist?
Wangerow: Wo es obligatorische Schutzimpfung gegen Wechselfieber gibt.
Granitz: Und wo man viereckige Räder aus hölzernem Eisen macht.
Oldefähr (singt): Ach wie so trügerisch sind Weiberherzen!
Adelung: Sie müssen schlimme Erfahrungen gemacht haben.
Granitz: Das fragen Sie mich!
Wangerow: Bruno, das hast du brillant gesagt!
Adelung: Ich meine natürlich . . .
Granitz: Ich habe Erfahrungen gemacht, die zweifellos sehr verlockend sein müssen, da Andere sie mir nachmachen wollen! Ihr Wohl, Dr. Wangerow.
Wangerow: Prosit, Herr von Granitz.
Oldefähr: Prost, meine Herrn. (Wieder allgemeines Anstoßen.)
Granitz: Sie sehen so ernst aus, Herr Architekt!
Oldefähr: Gallebitter ist der Rest!
Wangerow: Mein Freund leidet an Hyperästhesie, Lebensscheu — er mißtraut der Zukunft.
Granitz: Zukunft! wissen wir denn, ob wir noch Zukunft haben?
Oldefähr: Aber eine Zukünftige!
Granitz: Da allerdings ist das Mißtrauen eher berechtigt.
Wangerow: Nur das Vergangene hat man sicher.
Adelung: „Wirf weg, damit du nicht verlierst."
Granitz (verbindlich): Das ist von Hebbel, nicht wahr, Herr Architekt?
Oldefähr: Finden Sie nicht, Herr Adelung, daß mein Freund Granitz für einen kgl. Regierungsrat eine vorschriftswidrige Bildung hat?

Granitz: Es ist eine fixe Idee des guten Obersten, daß ich noch einmal wegen verdächtigen Übermaßes von Geist geschwenkt werde.

Oldefähr: Nun schon sicher, mit oder ohne Geist! Frivole Auffassung — ä — Ehrenrat benachrichtigen — ä!

Granitz: Lohm vertritt den formellen Standpunkt mit Biederkeit und Begeisterung.

Oldefähr: Gott, wofür soll sich ein Bierbrauer denn sonst begeistern?

Wangerow (ironisch): Während es für uns keine Formensache, sondern Herzenssache ist.

Granitz: Herzenssache, o weh!

Adelung: Ist es Ihnen das nicht, Herr Regierungsrat?

Granitz: Würden Sie mich sehr verachten, wenn ich nein sage?

Oldefähr: Hier wird nicht verachtet, zum Donnerwetter! Hier wird hochgeschätzt, allseitig und übers Kreuz! (Anstoßen.)

Adelung: Man verachtet den Mann nicht, mit dem man eine Kugel wechselt.

Granitz: Sehr wahr.

Adelung: Sonst müßte man sich ja schämen, diesen Liebesdienst von ihm anzunehmen.

Oldefähr: Liebesdienst — hm! hm!

Adelung: Ich nenne es einen Liebesdienst, wenn mir Jemand die Möglichkeit eines ehrenvollen Sterbens gibt.

Granitz: Ich für meinen Teil ziehe das Leben — hm — ein ehrenvolles Leben vor.

Oldefähr: Wer wird so traurige Gedanken hegen, Herr Adelung! Sterben! in Ihren Jahren! Mit so viel Zukunft! Wieviel Quadersteine müssen Sie noch verbauen!

Adelung: Vielleicht ist schon alles verbaut!

Granitz: Dann reißen Sies nieder und bauen um! Man findet sich aus allem wieder einmal zurecht!

Adelung: Aus allem?

Granitz: Aus allem! Glauben Sie etwa an die Romanphrasen: unheilbar! unsühnbar! unwiederbringlich!?

Wangerow: Tout passe! tout lasse! tout s'efface!

Oldefähr: Denn alles, was entsteht — ne das stimmt nicht.

Adelung: Sie haben viel Vertrauen zu der menschlichen Anpassungsfähigkeit, meine Herren. Und Sie besonders, Herr Regierungsrat, scheinen nicht zu denen zu gehören, in denen ein Erlebnis tief haftet.

Granitz: Nein, weiß Gott nicht! Ich habe ein dickes Fell; mir weh zu tun, so weh zu tun, daß ich gleich am Leben verzweifelte, — das hat noch niemand und noch nichts fertig gebracht.

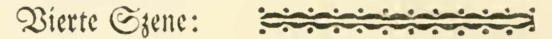
Adelung: Noch niemand!

Granitz: Nein, noch niemand, tatsächlich noch niemand, Herr Architekt. Und sehen Sie, darum ist es mir so leicht, etwas wie eine schöne Seele zu haben — ich grolle nicht, ich begreife, verzeihe, und bin getröstet und sanft wie ein Engel!

Oldefähr: Granitz, Sie ein Engel! Das ist sogar mir noch nie aufgefallen!
Granitz: Weil meine Flügel unsichtbar sind. Aber morgen werden Sie sehn — für den Fall daß ... wie da die lieben Englein meine Seele in einer rosenroten Wolke gen Himmel tragen werden. Denken Sie an mich!
Adelung: Und um meine dürften sich dann wohl die Teufel katzbalgen.
Wangerow: Darf ich mir die diskrete Frage erlauben, auf welche Seite sich dann die in Betracht kommende Dame wohl stellen würde, Himmel oder Hölle?
Granitz: Weder noch, sondern — in die Mitte. Die Welt ist doch so schön!
Oldefähr: Wie wunderschön ist Gottes Erde, und wert darauf vergnügt zu sein!
Adelung: Wangerow, ich sage dir zum zweiten Male, daß du ein Hallunke bist.
Wangerow: Tusch! die Herren sind Zeugen!
Oldefähr: Wir können das vielleicht in Einem abmachen, wenn etwas Munition übrig bleibt.
Granitz (zu Wangerow): Ich bin gerne bereit, Ihnen den Vortritt zu lassen.
Wangerow: Nach Ihnen, Herr Regierungsrat.



Vierte Szene:



Dr. Leue erscheint.

Oldefähr: Ah, guten Abend.
Leue: Guten Morgen wollen Sie sagen! Mitternacht ist längst vorbei.
Granitz: Wir dachten schon, Sie kämen gar nicht.
Leue: Was hätten Sie denn ohne mich angefangen?
Wangerow: Sind Sie gar nicht ein bißchen erstaunt, Doktor?
Leue: Über den Waffenstillstand bei Burgunder und Schloßberg-Auslese? O, nicht im mindesten. Das Moralische versteht sich doch von selbst.
Adelung: Und der Arzt steht ja ohnehin zwischen den Parteien.
Leue: Er „verbindet“ beide Parteien.
Wangerow: Leue, das durfte nicht kommen. Bedenken Sie den Ernst der Situation.
Leue: Wo sind die übrigen Herren?
Oldefähr: Freisleben wird noch erwartet, und Lohm hat das Lokal in Entrüstung verlassen, weil wir nach Germanensitte ...
Leue: Das Schaf! Diese Brauerseele ist steif wie ein Weichselzopf.
Oldefähr: So steif, wie mein linkes Knie.
Leue: Ist das eine Konsultation? Aber 's kostet Nachttaxe!
Granitz: Dafür dürfen Sie gratis mittrinken.
Leue: Was verzapft Ihr denn, Herrschaften? Ich bin für Pommery & Gréno.
Granitz: Mein Fall.
Adelung: Ich für „Monopol“.
Granitz: Baumeister, das ist Ihr Verhängnis! Geben Sie jeden Monopolgedanken auf, ich rate Ihnen!

Wangerow: Haha, der kennt sich aus. (Sekt bestellt; die Runde ist nach Leues Zutritt jetzt so gebildet, daß Adelung und Granitz nebeneinander sitzen.)

Adelung: Haben Sie nie Monopolgedanken gehegt, Herr von Granitz?

Granitz: Ich? nie! Und Sie sehen doch, es war gut so: sonst wär' ich der Blamierte.

Adelung: Und nun bin ichs vielleicht?

Granitz: Das müssen Sie halt abwarten! Vielleicht haben Sie mehr Glück als ich.

Adelung: Wenn ich den Gedanken aufgeben soll, den Sie meinen, Herr Regierungsrat, dann — gebe ich lieber alles auf!

Wangerow: Was willst du aufgeben? Den Geist?

Granitz: Und dazu soll ich Ihnen behilflich sein? Dann müssen Sie aber auch stille halten.

Oldefähr: Wie Gott will, ich halte still!

Leue: — sagte die Bäckerstochter.

Granitz: Sie meinen die Fornarina von Raffael.

Wangerow: Raffael — ä — Raffael? Natürlich Jude?

Leue: Lassen Sie doch das Schaf Lohm ruhn, Wangerow. Das schläft jetzt den Schlaf des Gerechten.

Oldefähr: Und denunziert uns morgen beim Ehrenrat.

Granitz: Und wenn wir einander totgeschossen haben, so gilts gar nicht.

Leue: Dann müßt Ihr Euch eben nochmal totschießen.

Wangerow: Damit Sie doppelte Totenscheine ausstellen können, Sie Gierschlund!

Leue: Herrschaften, davon wird die Suppe auch nicht fett, wenn man elf lebendige Kinder hat!

Oldefähr: Mensch, Sie lügen ja wie die Kreuzzeitung! Elf Kinder?

Wangerow: Wie lange sind Sie verheiratet?

Leue: Vierzehn Jahr.

Oldefähr: Dann stimmts ja nicht!

Leue: Drei sind gestorben.

Wangerow: Wie konnte Ihnen als Arzt das passieren?

Leue: Das mit den Dreien?

Wangerow: Nee, das mit den Elfen.

Leue: Mein Schwiegervater ist Pastor!

Wangerow: Dann allerdings!

Granitz: Sehen Sie, Baumeister, der hat das Monopol.

Oldefähr: Ich habs auch! aber ich verzichte gern!

Wangerow: So gehts zu auf der Welt. Wers haben kann, der mags nicht, und —

Granitz: Und wo es nach Lage der Sache völlig ausgeschlossen ist, aber völlig —

Adelung: Wovon sprechen Sie denn?

Oldefähr: Vom Monopol, Baumeister.

Adelung: Ihr alle lästert das Weib, weil Ihr — es nicht kennt.

Granitz: Na hören Sie, das können Sie beim besten Willen nicht behaupten! Ich bin fünf Jahre verheiratet!

Adelung: Dem, der es versteht, erschließt sich das Weib in einem Augenblick und andre tappen ewig im Dunklen.

Oldefähr: Es lebe das Weib!

Granitz: Das unverstandene!

Leue: Das allzugut verstandene — kennen Sie Virchows Definition vom Weibe? Nein, ich sage sie nicht, sonst bringt mich der Herr Architekt um!

Granitz: Erst komm ich, Doktor!

Adelung (auflachend): Nein Herr von Granitz, Sie bringe ich nicht um!

Granitz: Aber warum denn nicht?

Adelung: Lieber bringen Sie mich um, denn es lohnt sich ja nicht, den verdammten Quark auszulöffeln.

Granitz: Wer verlangt denn das von Ihnen? Sie nehmen auf Ihren Teller, soviel Sie wollen, und reichen dann die Schüssel weiter. Sehen Sie, das Leben ist eine Table d'hôte, jeder hat seinen Vorgänger und seinen Nachfolger, und wenn alle gesittet sind, bekommt jeder sein Teil. Mancher gibt ein Trinkgeld, damit ihm zuerst serviert wird, und Sie kaprizieren sich darauf, der letzte zu sein; alles nur Vorurteil! Der Anschnitt taugt nichts, und der Rest taugt auch nichts; die Kenner setzen sich in die Mitte! Sie sind wahrscheinlich entsetzt über meine Frivolität...?

Adelung: Ach Gott, Sie haben vielleicht Recht.

Granitz: Im Einzelfall gewiß. Denken Sie an mich! und wenn ich Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben darf: reichen Sie die Schüssel bald weiter! Darf ich auf Ihr Wohl trinken, Herr Adelung? Nach Germanensitte, wie unser trefflicher Oberst sagte!

Adelung: Ihr Wohl, Herr von Granitz! Und ich will Ihnen auch gestehen, daß Ihr Zuspruch — ich bin in einer nervösen Krisis, wie Sie wohl bemerkt haben, Übergangsstimmung, Häutungsfieber...

Granitz: O ich verstehe Sie, lieber Baumeister.

Adelung: Das deprimiert so, diese Zweifel... man weiß so wenig vom Charakter, von der Vergangenheit...

Granitz: Tant mieux pour vous!

Adelung: Wenn man doch aber an die Zukunft denkt, an die grenzenlose Zukunft?

Granitz: Ihr Fehler!

Adelung: An Lebensgemeinschaft! an Verschmelzung! an tiefes unzerstörbares Einssein!

Granitz: Sie Romantiker von der blauesten Blume! Wie verliebt müssen Sie sein!

Adelung: Wie meinen Sie das?

Granitz: Um so blind zu sein. Haben Sie denn meine — hm — Ihre Geliebte schon darauf hin geprüft, ob sie sich zur Verschmelzung mit Ihnen eignet? — Sie wollen sie heiraten?

Adelung: Ja, das heißt — ach ich weiß selber nicht, ich will, ich will nicht — ich will gar nichts mehr.

Granitz: Heiraten Sie, — wenns dazu kommt. Aber ich will Ihnen etwas voraussagen, denken Sie an mich. In spätestens — sagen wir, drei Jahren sind Sie da, wo ich heute bin.

Adelung: Seltsamer Kalkül.

Granitz: Beruht auf den allereinfachsten Grundlagen. Erstens, der Charakter ist unveränderlich, man tut morgen das, was man heute tut, nur den Umständen angepaßt. Zweitens, je älter eine Frau wird, desto rascher muß sie ihre Erlebnisse hinter sich werfen, um das Dutzend vollzubekommen. Mit mir hat sie fünf Jahre ausgehalten — wenn ich Ihnen drei gebe, ists reichlich gerechnet.

Adelung: Nun, dieses Weh möchte ich nicht erleben.

Granitz: Ich versichre Sie, man stirbt nicht daran. Sehen Sie mich an, sehe ich besonders zugrunde gerichtet aus?

Adelung: Nein, Sie allerdings —

Granitz: Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich bin nicht, sondern ich habe zugrunde gerichtet. Wen? wenn ich bitten darf? Sieht Daisy — pardon — besonders zugrunde gerichtet aus?

Adelung: So was sieht man doch einer Frau nicht von außen an. Das sitzt innerlich, in der Seele...

Granitz: Nein, mein Bester, sondern auf den Lippen. Meine Frau hat Ihnen gegenüber das mißhandelte Weib gemimt, weil das auf Sie wirkte — erst romantisches Mitgefühl, dann Liebe. Ach, Baumeister, ich kenne die Weiber — ich kenne wenigstens dieses Weib. Und Sie werden es kennen lernen!

Adelung: Wenn ich Ihnen doch wenigstens widersprechen könnte! Aber ich bin so nervös —

Granitz: Haben Sie Nerven? Vor fünf Jahren hatte ich auch welche, und nach drei Jahren werden Sie keine mehr haben!

Leue: Nerven! wer hat Nerven? Es gibt keine Nerven!

Oldefähr: Profit, Baumeister!

Adelung: Zum Wohl (leise zu Wangerow). Alfred, mir ist kläglich zu Mute! Dieser Granitz ist ein Satan.

Wangerow: Aber er kennt sich aus! Sauf Sekt, daß dir besser wird!

Oldefähr: Prost, Leue! Ihre elf lebendigen Kinder sollen leben!

Leue: Meinetwegen! Sie geben mir doch nichts dazu.

Oldefähr: Was, wollen Sie mir Alimente für Ihre legitimen Sprößlinge aufbürden? Wangerow, Sie sind mein Verteidiger!

Wangerow: Darf ich um Vorschuß bitten? Aber schleunigst!

Adelung: Alfred, du kompromittierst mich ja!

Oldefähr: Sehen Sie, mit einem solchen Menschen haben Sie Brüderschaft getrunken!

Adelung: Der Wein entblößt seine schöne Seele!

Granitz: Und die Bestie triumphiert.

Oldefähr: Blutsbrüderschaft haben Sie mit ihm getrunken!

Leue: Es ist leichter eine Sau am eingeseiften Schwanz festzuhalten als einen Advokaten am Recht!

Oldefähr: Blutsbrüderschaft! Sie haben Blutsbrüderschaft getrunken!

Wangerow: Wir wollen alle Blutsbrüderschaft trinken.

Granitz: Bluts... Oldefähr, hol Sie der Teufel! wie können Sie ein so langes und schweres Wort aufbringen, wenn wir schon so betrunken sind!

Oldefähr: Blutsbrüderschaft. Ich kanns noch!

Adelung: Bruderbrünstig mutig gemischt blühe im Trank unser Blut!

Granitz: Bravo, — Oldefähr, sagen Sies nach!

Oldefähr: Brüderbrunstig — bruderbrünstig.

Granitz: Schneller, schneller, wir haben nicht mehr so viel Zeit!

Wangerow: Der Doktor tunkt schon die Lappen in Karbol.

Leue: Karbol, pfui Teufel! Der Sekt schmeckt auch nach Karbol. (Gießt eine Flasche auf den Fußboden).

Granitz: Lasset uns Kognak trinken, dieweil es gen Morgen geht.

Adelung: Die rotbrünstige Morgenröt...

Oldefähr: Rotbrünstig — brüderrotbrünstig, rotbrüderbrünstig.

Wangerow: Machen Sie Sprachübungen, Oberst?

Leue: O meine elf lebendigen Kinder, ich will euch mit meinem Herzblut ernähren!

Oldefähr: Herzblutsbrüder, ich will eine Rede halten...

Adelung: Silentium für Herrn Oberst Oldefähr.

Oldefähr: Obwohl wir hier bruderbrünstig...

Granitz: Herzblutbruderbrünstig...

Oldefähr: Zusammensitzen, hat noch niemand derer zu gedenken sich berufen und gedrungen gefühlt...

Wangerow: Die ein hartes Schicksal diesem Kreise ferne hält:...

Oldefähr: Die doch die eigentliche Ursache...

Wangerow: Der zureichende Grund...

Granitz: Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde.

Oldefähr: Silentium! Der wir es verdanken, daß wir hier so bruderbrünstig,

Adelung: Blutig gemischt...

Leue: Uns an Karbolwasser erquicken...

Oldefähr: Und darum stimme ich ein in den Ruf!

Adelung: Sie lebe hoch!

Oldefähr: Sie, der wir diesen brünstigen Bruderseelenaustausch verdanken, Frau Daisy von Granitz...

Granitz: Baldige Daisy Adelung...

Oldefähr: Sie lebe hoch! hoch! dreimal hoch!

Granitz (Adelung um den Hals fallend): Mein Freund und Nachfolger...

Adelung: Bruder! Herzbruder!

Granitz: Blutsbruder! brünstiger Herzblutsbruder! ... Wie kann ich dir danken.

Oldefähr (zu Wangerow): Vorschuß wollen Sie haben, Sie Kanaille?

Wangerow: Herzbruder, gib mir Vorschuß, und ich will dich um die Ecke bringen, um die Majorsecke...

Leue: Elf lebendige Kinder in Karbolwasser...

Granitz: Du hast mich erlöst von diesem Weibe... ich will dir danken mit Pauken und Schalmeien...

Adelung: Du hast sie zugrunde gerichtet...

Granitz: Ich habe ihre Seele con-col-corrumpiert...

Adelung: Du hast sie nicht verstanden — Herr Sie sind — Sie sind mein Freund nicht mehr.

Granitz: Danken will ich dir, lobsinget ihm mit großem Schalle. Dafür schieße ich dich tot, Herzbruder.

Oldefähr: Nichts wird totgeschossen — Blutsbrüderschaft — alte Germanensitte...

Wangerow: Das Duell, meine Herren, vom Standpunkte des Strafgesetzbuches — des deutschen Reichsstraf — — — wer gibt mir Vorschuß.

Granitz: Ich schieße dich tot, du hast mir die Frau verführt, Herzbruder, Brüderlein, wie kann ich dir je danken?

Adelung: Du hast sie nicht verstanden — Ihre Seele gehört jetzt mir!

Granitz: Bitte, bitte, bedienen Sie sich, Seele und Leib, tout compris.

Leue: Seele! wer spricht von Seele! es gibt keine Seele!

Granitz: Du hast meine Frau verführt, du mußt sie heiraten...

Wangerow: Ehebruch, Paragraph 172...

Granitz: Heiraten mußt du sie, oder ich schieße dich nieder...

Adelung: Ich will sie heiraten, Herzbruder und du mußt mit uns ziehen...

Granitz: Ich danke!

Oldefähr: Wer will wen heiraten?

Granitz: Er will nicht, er muß!

Adelung: Ich muß nicht! Ich will nicht! Wer wagt meine Verlobte zu beschimpfen! den schieße ich nieder! Das reinste, süßeste goldenste Geschöpf... nicht wert... nicht wert... seid Ihr, ihren Rocksaum zu küssen!...

Granitz: Rocksaum ... haha ... brillante Beine ... durchbrochene Strümpfe ... und wenn ihre Röcke so rauschen ...

Adelung: Wer wagt eine Jungfrau zu beschimpfen?

Granitz: Röcke so rauschen, knisternde Seide — Herzbruder, ich sage dir, du hast Geschmack!...

Leue: Jungfrau! es gibt keine Jungfrau!

Adelung: Du Hallunke! Ehebrecher! für uns beide ist nicht Platz auf der Welt! Du oder ich! (Draußen ist es dämmerhell geworden. Der Wirt erscheint in der Tür).

Wangerow: Es ist sechs Uhr!

Oldefähr: Wirtschaft! zum Donnerwetter! Wirtschaft!

Leue: Anspannen! Schleunigst! zwei Landauer! (Wirt flüstert mit Wangerow.)

Wangerow: Meine Herren, es ist nur ein Wagen da — den andern hat Lohm — —

Granitz: Ah brillant! Lohm wollte uns zum Richtplatz kutschieren!

Oldefähr: Ehrenrat — ä — frivole Auffassung —

Adelung: Wo bleibt Freisleben? (Hausdiener bringt zwei Briefe, für Wangerow und Adelung.)

Granitz: Müssen wir eben alle in einen Wagen — komm Herzbrüderlein.

Adelung: Du oder ich! für beide ist nicht Platz in dieser Welt!

Oldefähr: Aber in einem Fiaker!

Leue: Wir sind aber fünf!

Oldefähr: Sie müssen auf den Bock, Doktor, Sie sind hier der Überflüssigste!

Granitz: Los! worauf warten wir noch?

Leue: Auf Freisleben!

Wangerow: Freisleben kommt nicht. Hier eine Karte von ihm, er schreibt: „Lieber Wangerow! Bin leider verhindert — dienstlich verhindert — wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich auf dem Wege nach Nizza. Natürlich nicht allein. Aufklärung später. Wunderbares Weib, auf Seide gearbeitet; ihr kennt sie alle. Noch eins: wirken Sie dahin, daß das Duell unblutig verläuft; ich habe bestimmte Gründe zu diesem Wink mit dem Zaunspfahl. Sie verstehen mich hoffentlich. Ihr Freisleben."

Adelung (hat seinen Brief gelesen, bricht plötzlich in dröhnendes Gelächter aus).

Granitz: Herzbruder, bist du guten Mutes?

Leue: Karbol! Ich muß mein Karbol haben! (Steckt eine Flasche Sekt in den Rock.)

Adelung: Sie hat mir die Ehe gebrochen!

Granitz: Nein mir!

Adelung: Nein mir! Herzbruder, wo sind die drei Jahre, die du mir versprochen hast? Höre: (liest) „Es war ein Irrtum, eine Herzenstäuschung — das fühle ich jetzt, da ich zum erstenmal wahrhaft liebe!"

Leue: Die Jungfrau! es gibt doch noch Jungfrauen!

Adelung: „Du kannst mir nichts mehr sein, und ich dir nicht. Meine Seele fliegt dem Manne zu, dem sie von Ewigkeit gehört."

Granitz: Oldefähr, die Seele fliegt schon wieder!

Adelung: „Vergib mir, daß ich dir dieses Weh bereiten muß! Möge deine

Liebe stark genug sein, sich zur entsagenden Freundschaft zu veredeln. Ich kann nicht anders. Vergiß auf ewig Deine Daisy."

Oldefähr: Granitz, das kommt mir so — so bekannt vor!

Granitz: Das muß sie hektographiert haben... Herzbruder, mein innigstes Beileid! Auch du hast sie nicht verstanden!

Adelung: Dieser Freisleben! Dieser — dieser Herzbruder Freisleben!

Granitz: Nun mein Brüderlein, soll ich dich totschießen?

Adelung: Nein, ich muß ja leben!

Granitz: Wozu, wenn ich fragen darf?!

Adelung: Ich muß mich rächen an dem Ehebrecher!

Granitz: Das muß ich doch! Ich bin ja mit ihr verheiratet! Erst schieße ich dich tot und dann den Dritten...

Oldefähr (singend): Aber der Dritte, ach der Dritte!

Wangerow: Duobus duellantibus tertius gaudet!

Leue: Wem soll ich nun den Totenschein ausstellen?

Adelung: Du hast sie nicht verstanden, ich habe sie nicht verstanden, wer hat sie nun eigentlich verstanden?

Wangerow: Freisleben hat sie nun eigentlich verstanden.

Leue: Virchow hat sie nun eigentlich verstanden. Aber ich sags nicht, mich dauern meine elf lebendigen Kinder.

Adelung: Sic transit gloria mundi!

Wangerow: Es war eben ein Transitgut.

Granitz: Aber leider nicht plombiert.

Wangerow: Leider unterwegs geöffnet.

Oldefähr: Vorwärts, Herzbrüderlein — blutbrünstige Brut — Brüderlein, wir müssen... Kinder, kann man Euch denn Schießgewehr in die Hand geben? Ihr werdet doch kein Unglück anrichten? Kutscher, los!

Leue: Auf nach Kreta!

Granitz (nach der Melodie: ich bin Menelaus der Gute): Auf zum Felde der Ehre, Felde der Ehre, Felde der Ehre!

(Abfahrt unter schrecklichem Lärm. Einen Augenblick später kommt der Hausknecht mit einem Kasten auf die Bühne gelaufen. Der Wirt schreit dem Wagen nach): Meine Herren, die Pistolen!!

Vorhang.





1

Frauenliebe

Ihres Leibes Wunderschaft
hat so völlig ihn verschnüret,
daß ihn fürder keine Kraft
wieder auf zur Freiheit führet.

Lachend hat an seiner Noth
sich das Frauenherz geweidet,
wissend, daß er bis zum Tod
duldet, liebt und für sie leidet.

2

Enis vor Harun al Raschid

Unter meinen Wunderhänden
wächst ein Lied zum Preis der Schönheit:
alle Töne wollen klingen,
schwingen jeder Laut.

Und ich beuge mich am Werke,
kaum daß ich die Augen hebe —
unter meinen Wunderhänden
wächst ein Lied zum Preis der Schönheit.

Nichts wird dir verborgen bleiben,
dir entfalten soll sich Alles —
ja das Bild des Lebens selber
soll sich strahlend dir verdichten
unter meinen Wunderhänden.

3

Schneeschmelze

Nun muß der Schnee vom Haupt der Berge steigen:
die Sonne läßt ihm länger keine Ruh.
Sie will dir ihre neuen Wunder zeigen,
den Blüthenschnee, verstreut auf allen Zweigen —
das Haupt vor solcher frohen Fülle neigen
mußt nun auch du.

Schon dampft es von den Höhn zu höchsten Hallen:
ein Zauber überwebt das tiefe Blau.
Es formt sich überm See zu Riesenballen,
nicht lange mehr, da hörst du Donner schallen
und Segensströme auf den Frühling fallen
aus Wolkengrau.

4

Scheltet das nicht Abentheuer,
was, aus Frühlingsnacht geboren,
Sehnsucht sich geformt zu neuer
Wünsche Bild — nie mehr verloren. —

Ob ich mich ans Ende wage,
bin ich dennoch zu beneiden,
denn ich lernte solcher Tage
diese neue Lust zu leiden. —

Neid und Liebe sind nur Lügen
für ein allesfühlend Herz —
sich genügen — selbst genügen —
endlos-niegebüßter Schmerz.





Rundschau

Nemt, Frouwen, disen Kranz

Es ist ein radgroßer Lorbeerkranz, mit einer weißen Atlasschleife geziert, auf der mit goldnen Buchstaben steht: „Für den Internationalen Frauenkongreß zu Berlin 1904 — die bewundernden Männchen." Denn ein ehrlicher Respekt ist es, der als Resultat der großen Juni-Tagung übriggeblieben. Respekt vor allem gegenüber der organisatorischen Leistung an sich, die ein ganz neues Licht auf die politischen Qualitäten des weiblichen Geistes warf. Welch eine innige Kraft und Sehnsucht muß hier glühen, wenn eine so gewaltige Konzentration straffer Zucht zu Tage treten konnte! Eine ungeheure Welle der Unruhe ist über die ganze Frauenwelt hereingebrochen und hat alle ihre Fundamente unterspült; Jahrtausende alte Grundmauern sind rissig geworden und eingestürzt. Das Zeitalter der rasend gewordenen Arbeitsgier hat auch den Teil der Menschheit, der nach der bisherigen Anschauung allein berechtigt war, sich der volkswirtschaftlich bewerteten Arbeit zu entziehen, soweit die sozialen Verhältnisse es gestatteten, rebellisch und arbeitswütig gemacht. Dies nüchterne Jahrhundert hat keinen Platz mehr für den gesteigerten Egoismus, der das Leben zum Kunstwerk formen möchte, zu einem ästhetischen Ding voll Schönheit und ohne reale Zweckbestimmung; hat keinen Sinn mehr für das himmlische Nichtstun, für das goldne Ideal des reinen Genießens und Sichgenießenlassens (dem freilich nicht jeder reif ist). Schmuck des Lebens, Zier des Tages, Jubel der Nacht zu sein ist kein Ziel mehr, das verlohnt. Die demokratische Sturmflut hat alle gleich gemacht; sie braucht die Einführung sozialer Utopien gar nicht mehr. Voll Neid und Empörung sehen die Frauen auf den uralten Bau der Kulturwelt, die Steinchen für Steinchen von männlichen Energien aufgerichtet worden ist, und „Mitbauen!" rufen sie aus tiefster Not. Sie wollen nicht von dem Doppelfluch verschont bleiben, Mensch und Gemeinschaftsmitglied zugleich zu sein, ganz wollen sie den Kelch leeren, bis zur Neige, sie verschmachten nach Bitternissen, und ihre durstigen Stimmen vereinigen sich zu durchdringenden Schreien, die niemand mehr überhören kann.

Der Berliner Sommerkongreß war ein solcher Schrei. Doch er klang anders als die früheren. Er war kein Kriegsgeheul mehr, sondern war sozusagen schon ein bißchen melodisch abgestimmt. Denn diese Weltzusammenkunft stand unter einem ganz besonderen Zeichen. Auf die Epoche des radikalen Fanatismus, der alle Schranken niederreißen und alle Geschlechtsgrenzen überspringen wollte, ist eine andere, klügere, tiefer dringende gefolgt, die aus dem Weibtum selbst, nicht aus dem Manntum, die Bedingungen für eine Reorganisation der Frauenwelt destillieren möchte. Die Arbeit ist dadurch nicht erleichtert, sondern ungeheuer erschwert. Denn wenn wir Männer schon niemals ganz über den Zwiespalt hinüberkommen, Staats- und Volksangehörige mit Pflichten und doch auch weibgeborene Teile des großen, im Weltenraum schwebenden Erdorganismus zu sein, um wieviel ferner wird den Frauen, deren Physis sie dauernd an ihr Tiertum erinnert, an die Natur fesselt, der Tag liegen, da sie diese Dissonanz auszugleichen vermögen! Doch auch der Weg zu diesem steilsten Gipfel wird mutig, ja freudig betreten.

So gab sich denn der Kongreß als ein Fest. Das war nicht äußerliche Tünche, sondern das Resultat einer wichtigen Evolution. Und mit gesunden Sinnen ward an das Seiende angeknüpft. Der weitverzweigte Musikpalast der Berliner, die Philharmonie, ward in eine riesige Frauenburg verwandelt. Ein Blumengarten schon die Einfahrt; festlich-heiterer Empfang der Kommenden. Zwischen buntem Blütenflor und grünen Topfgewächsen lau-

schige Plätzchen mit weißlackierten Tischchen und Stühlchen. Und rings um die Hauptsäle eine endlose Flucht von Wandelhallen, Erfrischungsräumen, Plauderecken, Empfangs- und Erholungs- und Lesezimmern, Konditorei- und Restaurationswinkeln. Das alles mit kultiviertem Geschmack hergerichtet, mit Teppichen, Kunstwerken, alten und modernen Möbeln ausgestattet. Auf sorgsam in der Farbe gewählten Decken zierliche Väschen und Poterien mit erlesenen Blumen. Dazu eine kostbare Galerie von Bildnissen der Führerinnen seit hundert Jahren, alte Ölporträts und schöne Lithographien von großem Reiz. Das Ganze bis zur Grenze des Luxuriösen geführt, bis dicht an die Grenze, für Puritaner der Arbeit sogar drüber hinaus, für ruhige Betrachter ein bedeutsames, nicht unsympathisches Symptom.

Und drinnen nun ein Schwirren wie von einem Bienenschwarm. In allen Sprachen der Welt wogt es durcheinander. Ein unübersehbares Heer mannigfaltigster Erscheinungen zieht an dem Auge des erstaunten, kaum bemerkten männlichen Eindringlings vorüber. Es fehlen nicht die rundlichen Gestalten in mißverstandenen Reformkleidern von märchenhafter Scheußlichkeit, die langaufgeschossenen hageren Figuren mit kurzen Haaren, Plättbrettern und Zwickern. Aber in der Überzahl sind die schlicht-geschmackvoll, auch elegant Gekleideten und die Gesichter von angenehmer Intelligenz. Augen von gütiger Klugheit funkeln auf. Der Begriff „Emanzipierte" ist so gut wie verschwunden; Geschmack und Grazie haben mit siegreichem Lächeln ihren Einzug in die Frauenkämpfe gehalten. Und Sehnsucht, ach so viel ungeklärte, ungestüme Sehnsucht liegt um schmale und volle Lippen. Um diesen Kern des Heeres schwärmen leichtere Truppen, harmlose Bourgeois-Frauen und -Mägdelein aus dem Berliner Westen, die in hübschen Sommerkleidern ein bißchen Bildung und weibliches Standesgefühl nippen. Sehr reizende junge Mädchen aus dem Tiergartenviertel versehen den Dienst als Ordnerinnen, haben ihre moderne weiße Battistbluse, durch deren dünnen Stoff die zarten Ärmchen rosig schimmern, stolz mit dem Kongreß-Abzeichen geschmückt und walten mit Feuereifer ihres Amtes. Stecken sich vor dem Spiegel in dem noblen Garderoberaum die renitenten Nackenhärchen fest. Kommen sich sehr „nützlich" vor. Denn Frauen finden immer einen Reiz darin, sich „nützlich" zu machen; wahrscheinlich weil die Natur sie in erster Linie nicht dazu geschaffen hat. Und manche werden gewiß darunter sein, denen diese Stunden nicht viel mehr sind als eine Abwechslung zwischen den „ewigen" Tennismatchs.

Das schadet gar nichts! Warum soll man nicht auch mit ernsten Dingen spielen? Es ist sogar mitunter eine sehr wichtige Beschäftigung; denn auch das Spielen ist, richtig gesehen, eine ernste Sache. Und dies langsame Hinein- und Hinübergleiten der Weibchen ins Frauentum ist außerdem eine nicht ganz abzuweisende Gewähr für das Fortschreiten der Entwicklung. Mag der Kongreß für viele so etwas wie ein neuer Sport gewesen sein — es gibt ja auch andere sehr ernste Dinge, wie die Landespferdezucht und die Automobil-Industrie, die nach Ansicht der Fachleute ohne den Sport nicht auskommen können. Die Sozialdemokratie freilich in ihrem doktrinären Ingrimm, der in diese fließende Menschenwelt überall Ewigkeitsdogmen einpflanzen zu können glaubt, wendet sich von solchen Erscheinungen entrüstet ab. Sie hat von ihrem Standpunkt aus gewiß Recht gehabt, als sie sich hier, von der guten Witterung ihres gezüchteten Instinkts geleitet, von vornherein zurückzog. Sie nimmt zwar den Ruhm für sich in Anspruch, der Frauenbewegung die stärksten Impulse gegeben zu haben; aber sie ist es ihren Interessen schuldig, radikal zu bleiben, darf vorläufig noch keine Kompromisse schließen und ist darum verpflichtet, sich allem Evolutionistischen gegenüber kritisch-ablehnend zu verhalten.

In Tausende und Abertausende von Frauenseelen hat dieser Kongreß den Keim zu neuen Gedanken und Wünschen, zu neuem Streben und neuem Ringen gelegt. Schon das Lesen der Verhandlungsberichte wirkte erregend und aufreizend. Mit verzehnfachter Kraft aber das Anhören der Reden und Referate. Dichtgedrängt saßen sie da in den vier Riesensälen, in langen, hellen, lückenlosen Reihen, viele nur mit „verbindlichem" Interesse, die Mehrzahl mit leuchtender Anteilnahme, die sich nur mit Mühe bezwang, und lauschten den Mitteilungen,

die in glänzend gefügter Ordnung auf sie niederhagelten. Die ganze Welt war hier resolut in vier Sektionen geteilt und in ihrem Verhältnis zum — schwächeren? nein! — schöneren? na! — sagen wir: zum weicheren Geschlecht besprochen. Es war, als wenn es in unserer ganzen Kultur nur dies eine Verhältnis von Wichtigkeit, nur diese eine Frage gäbe. Wir mit den Bärten waren so gut wie ausgeschaltet. Liebliche und weniger liebliche, kleine und weniger kleine, holde und weniger holde Frauenmünder sprachen eine runde Woche lang über alles, was Gott in Gnade und in Zorn auf diese Welt gesandt hat, über soziale Einrichtungen und Frauenstimmrecht, über Kunst und Prostitution, Literatur und Mutterschaftsversicherung, Wissenschaft und Alkoholismus, Unterricht und Friedensfrage, die Lage der Handelsgehilfinnen und die Unsittlichkeit der Männer, über — nein, ich will mich beherrschen. Es kommt gar nicht drauf an, daß jede vortragende und jede Diskussionsrednerin Neues brachte oder auch nur Formvollendetes. Die Gesamtheit des Gesprochenen war eine imposante Darlegung des Erreichten und der Programmforderungen.

Beides ist höchst respektabel. Es gibt kaum eine Provinz unseres öffentlichen Lebens, wo seit einem Menschenalter so viel in schrittweise geführtem Eroberungskampf gewonnen wurde wie hier. Noch vor vierzehn Jahren war in unseren Kollegien und Seminaren auf der Berliner Universität eine bejahrte Amerikanerin mit vergoldetem Gebiß ein Meerwunder und nur der Jugend- und Schönheitsmangel dieses im übrigen sehr liebenswürdigen Meteors rettete unsere wissenschaftliche Aufmerksamkeit. Heute wimmelt die Friederico-Guilelma von anmutigen und jugendschlanken Hörerinnen, und die Musensöhne nehmen keinen Schaden, wohl aber bildet sich ihre Weltsicherheit und Verkehrskultur in diesen feminierten Auditorien. Und so ist es allenthalben. Unseren Großvätern wäre ein weiblicher Student genau so wunderlich und unglaubhaft erschienen wie uns eine zur Reichstagswahl schreitende oder gar im Wallothause parlierende Tochter, Gattin und Mutter.

Hätten wir nicht das allgemeine Wahlrecht, sondern eine ständische Volksvertretung, so würde man es vielleicht schon heute nicht mehr seltsam finden, wenn auch die Frauen vertreten wären. Denn man betrachtet sie und vor allem sie selbst betrachten sich als einen aufrückenden „Stand". Das ist freilich doch nur scheinbar richtig. Von einem alle umfassenden Generalbegriff kann ja jetzt schon keine Rede mehr sein; die proletarische und die bourgeoise Gruppe scheiden sich ganz deutlich von einander. Diese Fiktion eines Standes ist aber auch darum abzulehnen, weil sie auf eine falsche Linie der Entwicklung führen kann. Sie stellt die Frauenschaft zu sehr als Glied in die männliche Welt ein, während sie trotz tausendfacher Berührungspunkte doch eine Welt für sich ist, die ihre eigenen Naturgesetze hat und aus diesen auch eigne Weltgesetze abstrahieren müßte, wenn jene Disharmonien, von denen wir schon sprachen, kleiner und nicht größer werden sollen. Das Einspringen in die männliche Welt ist selbstverständlich nicht zu vermeiden. Ob die Frauen selbst, ob wir Männer, ob die Kinder dabei glücklicher werden, mag zweifelhaft sein, kann jedoch diesen notwendigen Prozeß nicht stören. Mit dem ersten Apfelbiß unter dem Baume der Erkenntnis hörte das reine Glück unserer Ureltern auf, und jedes weitere Stückchen, das der Einzelne oder die ganze Menschheit in den paar tausend Jahren seitdem von diesem Apfel abgebissen haben, bedeutete zugleich den Verlust eines weiteren Stückchens Glück. Wenn wir ihn einmal ganz aufessen könnten, hätten wir es wahrscheinlich ganz verloren; ein Segen, daß er immer aus sich heraus aufs neue wächst, so daß Gottlob keine Gefahr ist. Aber wenn er das auch nicht täte, wir würden dennoch immer tiefer hineinbeißen; das ist der Höllentrieb, der in uns sitzt, das Patengeschenk von unserer Muhme, der Schlange.

Natürlich bringt die Zeit des Übergangs viel Schiefes, ja Groteskes und unfreiwillig Komisches mit sich. Auch viel Falsches, das dem parallel laufenden Richtigen beträchtlich schadet. Dazu gehört der Wunsch, gleich auch das Ganze des herrschenden Kulturstandes „in die Hand nehmen" zu wollen, nicht nur die Frauenwelt, sondern womöglich auch die Männerwelt mit zu reformieren, wie er sich in dem höchst verkehrten Hineinziehen der so-

genannten „Friedensbewegung" und der Alkoholismus-Frage in den Organismus des Kongresses bekundete. Dieser Fehler wurde schon 1896 bei der ähnlichen Veranstaltung im Berliner Rathause gemacht. Wenn es etwas bei dieser Juni-Tagung gab, was den Widerspruch reizt, war es die Gutmütigkeit, mit der man Bertha der Suttnerin den Auftakt des großen Orchesterwerkes überließ.

So kam denn manche Phrase, manches Theater, manches Äußerliche, manche kleine und große Eitelkeit, manches Kleinliche, auch wohl die Heiterkeit Reizende, manches Brimborium in den Kongreß hinein. Aber das fehlt auch bei keinem Männerkongreß; größere Menschenansammlungen werden immer auch Dummheiten zutage fördern, das liegt im Wesen der Evakinder. Und es kann den Wert und Eindruck der mächtigen Manifestation nicht hindern. Was ihr fehlte, war nur eine größere Klarheit im Erkennen der Wege zu jenem durch die Natur gedeuteten Ziele der wahren Frauentfaltung, das, wie gesagt in nebelhaften Umrissen allerdings schon aus den Wolken steigt: eine Bereicherung und Vertiefung und Ausbreitung des Frauenlebens aus dem Frauenhaften heraus zu gewinnen, das spezifisch Weibliche auf dem Boden seiner vielfach noch ganz geheimnisvollen, lange nicht genügend erforschten Wesenheit aus knospenhaftem zu blütenhaftem Zustand zu bringen, und dadurch erst wahrhaft unserer Menschenwelt ungeahnte neue Zukunftsreichtümer zu erschließen. Das ist das große Problem, das sein Fragezeichen auch dann aufrichten würde, wenn alle Frauen alle Schulen besuchen, jeden Beruf ergreifen, jedes Recht ausüben dürften. Und das erst wird des Kampfes wahrhaft wert sein.

M. O.

Richard Wagners Schicksalskreise

Weißt Du wie das ward ...

An Richard Dehmelsche Umkreise denkt man beim Lesen der Briefe und Tagebuchblätter, die Richard Wagner für Mathilde Wesendonk schrieb (Alex. Duncker, Berlin) und Dehmelsche Aufschriften könnte man als Titel für sie variiren: Welt, Weib und Kunst ...

Jene „Triebseligkeit", jener brünstige Drang zu den Eleusinischen Mysterien des eignen dunklen Innenreiches zu gelangen und alles äußere Geschehen fieberhaft fast nach seiner verborgenen Bedeutsamkeit für das heimliche Schicksalsgewebe zu durchforschen, das ist in diesen Blättern überwach. Leidenschaftliches Ringen um Weltanschauung beobachtet man und beinah eine Monomanie, immer neue Systeme experimentell aufzustellen, um seines Wesens Untergründe sich zu erklären. „Bis in die feinsten Verzweigungen Mitwisser seines Schicksals zu werden," das ist Wagners Wunsch, und ihm jagt er hier nach und das starke Erlebnis der Mathildenliebe öffnet ihm viele verborgene Gänge in das Geheimste seiner künstlerischen und menschlichen Natur. Und es scheint, daß diese geistigen Umwertungen dem rastlos mit sich selbst Beschäftigten wichtiger waren, als die Liebe selbst.

Es ist charakteristisch, daß Wagner mehr für Schiller übrig hat als für Goethe. Am Tasso hängt er wohl, wegen der Psychologie des Künstlers, aber sonst ist ihm Goethe zu sehr „Augenmensch", während er sich selbst als ein Wesen des „inneren Sinnes" bezeichnet. Ein Streben dominiert in ihm, ein Streben zum Pathos der Existenz, sich möglichst auf der höchsten Höhe seines Wesens zu halten, sich die „äußersten großen Lebensstimmungen" zu vermehren, ja wenn nicht anders sich künstlich zu ihnen zu steigern, immer nach Nahrung für sie zu suchen und tunlichst sein Erleben für sie fruchtbar zu machen. Ein künstlerisch-philosophischer Despotismus herrscht hier autokratisch, der alles, was ihm begegnet, auf seine Verwendbarkeit für die „höheren Zwecke" ansieht und nicht ruht, bis er es, anpassend, umbildend jenem inneren Bereiche, in denen das Schöpferische wurzelt, akklimatisiert hat.

Halb unbewußt, mit den Jahren aber immer bewußter vollzieht sich das. In seltener Vielfältigkeit spiegelt es sich in diesen Briefen und der Reiz des Zusehens wird dadurch vermehrt, daß sichtbar die Wesensspaltung dabei hervortritt. Das Menschliche empört sich oft gegen diesen Absolutismus des Dämons, es verlangt sein Recht und es verflucht die Kunst, natürlich nur, um sich sogleich wieder seiner Berufung zu unterwerfen.

Und noch ein Reiz von dramatischer Spannung geht von diesen Briefen aus. Chaotisch, widerspruchsvoll klingen die Einzelstimmen, herausgerissen „aus der Zufallsstunde, aus dem Wechseldrang des Lebens". Der, von dem sie ausgeben, ist umschlossen von der dunklen Augenblicksgebundenheit seiner Tage, er kann nur einem jäh aus der Tiefe auftauchenden Gefühl momentanen Ausdruck geben. Aber im Verlauf schließt sich das alles, das Rätselvolle, das Kontrastierende, das Extremste, in ganz organischen Gebilden zusammen. Vom Ausgang fallen auf den Anfang Lichter und zum Schluß sind wir wirklich Zeuge, wie ein Mensch sein Inneres sich erobert hat, und wie er als ein königlicher Herrscher unwiderstehlich allen Tribut, der seinem Werke frommen konnte, aus den Menschen und Dingen der Welt sich eigen macht, den Widerstand der Welt überwindet und den Widerstand der eigenen Menschlichkeit, die hoffnungslos und verzweifelt oft sich losmachen will von der künstlerischen Frohn, um in Ruhe zu sterben.

Welt, Weib und Kunst, das sind die Pole, um die Wagners Innere kreist und wir erleben hier, wie die Biographie des äußeren Lebens von jenen inneren Kreisen aufgesogen und verarbeitet wird.

Den Stoff dieser Biographie des äußeren Lebens geben Wagners Beziehungen zum Hause Wesendonk, die in Dresden 1852 angeknüpft zu einem engeren Sympathiebündnis in Zürich führten, Wagner ein Asyl schufen und eine über alle Krisen erhabene Hilfsbereitschaft für die Fährnisse seines wirr gescheuchten Lebenslaufes. Die Persönlichkeit Otto Wesendonks in seiner selbstverständlichen Noblesse und der natürlichen Vornehmheit reflektierte sich schon in jener früheren Publikation der Wagnerschen Briefe an ihn (Allgem. Musikzeitung). Jetzt tritt Mathilde in den Vordergrund.

Ein Gegenbild dieser eigenen Gemeinschaft zwischen einem Künstler, der an den drangvollen Nöten eines nach Gestaltung ringenden Innern leidet, einer Frau, von weicher Empfänglichkeit, in einer Atmosphäre wandelnd, in der sich alle Härten lösen, und dem Gatten dieser Frau, einem Mann aus einer werktätigeren Zone, lebenssicherer, der gütig, duldsam und wohl auch etwas überlegen den „Romantischen" zusieht — ein Gegenbild solcher Gemeinschaft gibt literarisch der letzte Roman Geijerstams. An seine Frauengestalt erinnert Mathilde. Sie war noch nicht die lebens- und kunstreife Gefährtin, die Wagner später in anderer Gestalt — in dieser teleologischen Sphäre könnte man sagen, als die Zeit erfüllet ward — entgegentrat. Sie war Vorklang, sie brachte in jene Periode Wagner das, was ihm notwendiger war, als intellektuelles Erfahren und Mitarbeiten, eine schwebende rein gefühlsmäßige Resonanz. Nicht was sie gab und sagte, war ihr Wesentliches. In ihren späteren Briefen kommt sogar manches Nichtbegreifen künstlerischer Komplexionen heraus und eine zu schematische „klipp und klar" abgrenzende Beurteilung. Ihr Wesentliches lag in einer undefinierbaren Gefühlsempfängnis, deren Vibrieren Wagner empfand, die sein Mitteilen entband, die ihm Entzückungen gab, sein Inneres voller und reicher schwingen ließ. Über ihrem Bilde und ihrer Art liegt etwas von den Annunziaten, die, ohne zu verstehen, erschauernd eine hohe Botschaft empfangen. So sah sie Wagner, das war das Klima, das er brauchte, aus solcher Auffassung heraus sagte er später: „Nun wohnet Gott in dem Kinde." Und wahrhaft treffen auf diese Unbewußte die Bibelworte zu: „und sie bewegte alle seine Worte in ihrem Herzen."

In die letzten Persönlichkeitsgeheimnisse dieser feinspinnigen Beziehungen einzudringen, darauf kommt es hier nicht an, sondern auf jene geistigen Kristallisierungen, die aus ihren Nachwirkungen in Wagners innerem Leben sich dann bilden, als die äußere Gemeinschaft auf dem „grünen Hügel" durch die Frau Wesendonk brüskierende Gattin Wagners, Minna, unheilbar zerstört wird und neue Wanderjahre beginnen. Es sind die Zeiten von Venedig und Luzern im Tristanzeichen, von Paris mit der Tannhäuserkatastrophe, die Episoden von Wien, Penzing, Bieberich bis zum Aufgang, da in München durch Ludwig seiner Kunst und in Triebschen durch Cosima seiner Liebe Erfüllung wird. Jene Zeiten des Ratens und Schicksalbefragens, des Auseinandersetzens mit sich und der Welt, malen die Briefe in Bildern innerer Zustände.

Wagner stellt sich selbst scharf die eigenen

Widersprüche gegenüber: wie er glaubt, nach Ruhe, Einsamkeit und Weltflucht zu verlangen, und wie er die Einsamkeit nicht verträgt und immer wieder in die Welt muß. Er verzeichnet die Hemmungen, die seine menschliche Natur dem Künstlerischen bereitet, wie er einsieht, ihm sei nicht zu helfen, die neuen Werke seien unaufführbar, wie er sich vor auftauchenden Aufgaben fürchtet und sie abwehrt — „so etwas soll ich noch ausführen?" sagte er vom Parsifal, „und gar noch Musik machen dazu? Bedanke mich schönstens! Das kann machen, wer Lust hat; ich werde mirs bestens vom Halse halten." Aber immer wieder fühlt er sich von dem Dämonion überwältigt. In jenem Widerstreit meint er bitter: „der Künstler ist so recht der Narr seines eigenen Bewußtseins, aber dabei so künstlich gemacht, den ewigen Widerstreit auszuhalten." Unnatürlich erscheint ihm diese Existenz. Aus dem Abwägen der treibenden Mächte seines Inneren folgert er sich aber allmählich die zweifellose Erkenntnis, daß „mit ihm etwas gewollt" wird, und daß er nur zu gehorchen habe und seine Berufung auf sich zu nehmen. Als Werkzeug von Weltgeistzwecken sieht er sich jetzt an und überläßt sich seiner Bestimmung. Schon in Venedig schrieb er: „Ich will aushalten, denn ich muß. Ich gehöre nicht mir, und meine Leiden und Bekümmernisse sind die Mittel eines Zwecks, der all dieser Leiden spottet." „Dieses Wissen ist mir so eigen, daß ich lächelnd oft kaum mehr frage, ob ich will oder nicht will."

Diese teleologische Auffassung, diese unstillbare Sucht, hinter allem Geschehen die Idee zu entdecken, transponiert nun in der Ferne auch die Mathildenliebe ganz in die spekulative Sphäre und wendet sie begrifflich so lange, bis sich auch an ihr ein Weltgeistzusammenhang zu entschleiern scheint. Diese Liebe wird nun auch in die schicksalsvollen Kreise einbezogen, in denen die künstlerische Genesis sich begibt und in denen für Wagner die höhere Daseinsform wurzelt.

Demiurgisch verkündet er, daß seine Idee nicht nur der Erfahrung stets voraus gewesen sei, sondern daß die Idee beeinflußend und gestaltend auf die Erfahrung gewirkt, daß also die geheime unbewußte innere Existenz sich die äußere Form nach ihren Wünschen gewandelt habe.

Auf die Mathildenliebe und auf den Tristan wird das angewendet, und das Resultat wirkt wie eine geistig-künstlerische Variante der Schopenhauerschen Metaphysik der Liebe. Wagners Auffassung ist, daß die in ihm ruhende Tristanidee zur Bejahung gedrängt und ihn in diese Liebe geführt habe, damit er in ihr zu jener „äußersten großen Lebensstimmung" gelange, in der einzig dies Lied von unendlicher Sehnsucht und selig auflösendem Liebestod entbunden werden könnte.

In solchen Auslegungen und Umwertungen befriedigt Wagner die „Höhentendenzen" seines Wesens. Despotisch dulden sie keinen Widerspruch in ihrem steigernden verwandelnden Wirken. Jene Züricher Trennung unter so peinlichen Umständen erhöhen sie zur erhabenen Entsagung in Schönheit: „reicher, geistvoller, edler wollen sie leid-geläutert werden, immer mehr auf den Inhalt und das Wesen der Liebe gerichtet." Und als er eine andere Auffassung liest von „Pflichten, Eltern, Kindern", beschwert er sich zornig und mit rückhaltloser Enthüllung des künstlerischen Egoismus, der die Dinge nur so will, wie er sie brauchen kann — der Menschenzuschauer hat seine humorhafte Freude daran —:

„Die erhabene Schönheit meiner Stimmung war zerstört; sie muß sich nur mühsam erst wieder erheben; ich kann und mag das nicht sehen und hören, wenn ich mein Erdenwerk würdig vollenden soll."

Wagner war sich über diesen Trieb vollkommen klar, und er spricht in den Briefen davon, daß wenn er gedeihen solle, ihm seine Kunst und ihre Ein- und Rückwirkungen stets bis zur Berauschung nahe sein müssen und daß er, gegen die Desillusionierungen des äußeren Lebens, in dem er eine so traurige Rolle spiele, oft „eine Art von Eigensinn" anwende. Dieser „Eigensinn", der identisch mit den geschilderten oft forzierten Erhabenheitszüchtungen ist, und dessen äußere Zeichen man in den samtenen und seidenen Arbeitstalaren des Meisters erkennt, erleidet natürlich Rückschläge.

Und wie wir es im Verhältnis von Welt und Kunst sahen, so begibt es sich auch im Verhältnis von Liebe und Kunst: das Menschliche empört sich, lehnt sich auf gegen die Despotie der Kunst und der Triebe, die absolutistisch ihr dienen.

Als Trug und Blendwerk wird in solcher Stimmung die Kunst verflucht und wie in allen Künstlerpsychologien hört man die bittere Weisheit des Ibsenschen Totenepiloges: „Wer fühlt es deutlicher als ich, daß diese unselige Kunst es ist, die mich ewig der Qual des Lebens und allen Widersprüchen des Daseins zurückgibt." Sein ganzes Weltanschauungsgebäude reißt Wagner ein, er kehrt seine Auffassung ins Gegenteil, nicht jenes Metaphysische soll gelten, daß die Liebe Mittel zum höheren Zweck, zur Kunst gewesen sei, sondern die Liebe selbst sei sein Ein und Alles und die Kunst „nur ein Spiel, mein wahrer Ernst ist nicht dabei, wie er eigentlich nie ganz in ihr war, sondern darüber hinaus, in dem was ich ersehnte und nur in dem, was mich einzig zum Leben und Kunstschaffen noch fähig machte. O, glaube mir, daß nur Du mein Ernst bist."

Diese menschlichen Gefühlsreaktionen finden noch einmal starken Ausdruck in den Zeiten (1862/1863), als Wesendonk ein Kind geboren wird. In jenen Jahren schreibt er an die andere Schweizer Freundin, Eliza Wille, er könne nicht zu Mathilde reden, „ich liebe diese Frau zu sehr, mein Herz ist so überweich und voll, wenn ich ihrer gedenke, daß ich unmöglich an sie in der Form mich wenden kann, die nun zwingender als je mir gegen sie auferlegt sein müßte. Wie mir's um das Herz ist, kann ich ihr aber nicht schreiben, ohne Verrat an ihrem Mann zu begehen, den ich innig schätze und wert halte." Und vor dieser Freundin breitet er die Erinnerung der bangen, schön beklommenen Jahre, „die alle Süße seines Lebens enthielten."

Doch in dem Wagnerschen Phänomen sind solche Stimmungen, wenn sie auch momentane Wahrheit haben mögen, nur von sekundärer Bedeutung. In diesem Organismus war nur ein Trieb der dauernde, der künstlerische.

Die Teleologie, die Philosophie des „bewußten Willens in der Weltgeschichte" auf ein Individuum angewendet, erweist sich in dieser Erscheinung seltsam restlos. Was widerspruchsvoll erschien, löst sich in Einheit; Schicksal-Grübeln und Spekulation (an sich oft konstruiert wirkend) wird in Werken fruchtbar, die von neuem Reichtum trunken sind. Leid- und glückvolle Erfahrungen, die im Moment des Erlebens unsagbar Letztes scheinen, werden nur Vorbereitung, neue Etappen auf einem Weg, der mit unfehlbarer Sicherheit einem gleich Montsalvage mehr und mehr sich lichtenden Ziele zustrebt, und dem ein Mensch nicht entgehen kann.

Und in diesem Ziele, Bayreuth und der Gefährtin seines Lebens vollenden sich die Kreise, die sich so lange gesucht und so oft scheinbar widerstrebt, von Welt, Weib und Kunst. Und gleich Hebbel hätte Wagner am Ausgange sagen können, daß er im „Begriff der Notwendigkeit wie in einer Burg wohne."

F. P.

Der aktuelle Salon

So ungefähr müßte Meier-Gräfes neues dreibändiges Werk heißen, das soeben bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen ist. Nicht „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst". Denn es ist weder von Entwicklung noch von Geschichte darin die Rede, zwei längst überstandene Begriffe. Aber es ist wahnsinnig aktuell, wie alles, was dieser Autor tut, der immer auf der Schwelle steht, mit neuen Röcken, neuen Künstlern, neuen Mischungen von Kaufmannstum und Sprachgefühl, Novellistik und Gewerbe, guten Manieren und Bohèmegenialität. Neben Gurlitts derber Subjektivität und Muthers eleganter Schriftkunst ist Meier-Gräfe ein dritter Typus, zugleich der verwegenste und der überlegenste, der nur Unrecht hat, wenn er Pech hat, und ein Prophet ist, wenn er Manager bleibt. Ich habe ihn gern, weil er anregt. Er erdrückt nicht, denn er wirft uns mit Kissen zu, die wir in jedem Augenblick lachend von uns stoßen und uns sogar unterlegen können. Er tritt mit Sicherheit auf, aber diese Sicherheit macht uns nicht bange, weil sie eine beauté de soir ist und wir uns jeden Augenblick über ihre Genialität beruhigen können, wenn wir sie uns im Negligé vorstellen. Also ist er ein Causeur bester Sorte, nicht von der paradoxen Art, die immer ermüdet, sondern von der rührigen, aufstöbernden, neuheitssüchtigen, das angenehmste Dessert zur mühseligen Kunstgeschichte, die wir treiben müssen, um uns zu überzeugen,

wie verlogen sie ist und wie inferior gegen diese unbefangenen Plauderer. Neben Gurlitt und Muther ist jetzt Meier-Gräfes Buch ein gleich wichtiges Dokument der neuesten Kunstschriftstellerei. Alle diese Werke tragen zu einer wichtigen Erkenntnis bei: daß sich die Kunst eigentlich gar nicht dazu eignet, geschichtlich verstanden zu werden.

„Was allen Instinkten heut zum Maße dient," sagt Meier-Gräfe, „was den Menschen bestimmt, sich seine Kleidung, seine Nahrung, seine Helfer, seine Geliebte zu suchen; das Verfahren, das andere auf uns anwenden, der Vergleich, ob wir besser oder schlechter dienen als unser Nebenmann, wird in der Kunst allein vernachlässigt. Hier wählen wir so schlecht, so einzig und allein für den Augenblick, daß derselbe Leichtsinn auf anderen Gebieten uns dem Ruf der schlimmsten Untüchtigkeit aussetzen würde." Das ist die Überzeugungstreue des Subjektivisten, der alles Schülerhafte in sich ausgetilgt hat. Und insofern ist ein Buch wie dieses ein Erzieher — gefährlich wie alle guten Erzieher. Es zeigt nichts weniger, als wie ein Mensch mit starken Sinnen und warmem Blut die Kunst um sich gruppiert hat. Und wenn er irrt, irrt er nicht für sich, sondern für andere, wie die anderen für ihn irren. Wir haben uns die Kunst geschaffen, um uns das Leben zu steigern, und da sie die edelste aller Lebenssteigerungen ist, lieben wir sie am schamlosesten, bis zur Frivolität, die wir als letzte Grenze bei uns allen finden. Bei diesem Autor ist die Grenze der Satz: „Es ist nötig, Goethe gelesen zu haben, und es ist von größtem Wert, Beethoven genießen zu können; es wird behauptet, daß Nietzsche zur Bildung gehört, und man sollte Dostojewski erfaßt haben. Man soll eine Ahnung haben, daß die Kinder nicht vom Storch gebracht werden, und jeder Mensch bedarf halbwegs einer Idee von unseren sozialen Verhältnissen, um nicht unter die Räder zu kommen. Ich stehe nicht an, die Durchdringung dieser französischen Kunst, die Manet gebracht hat, für ebenso vorteilhaft zu erachten — wohl verstanden, für den, dessen Sinn danach steht." Man braucht keine Kunst — aber man brauche sie. Man brauche sie, aber verallgemeinere sie nicht. Man verallgemeinere sie nicht, aber schreibe viele Bände darüber — und so ist alles nur ein Spiegel, den man im rechten Augenblick zu wenden verstehen muß. Je eigenwilliger man ist, desto weniger, scheint mir, muß man den Erzieher spielen, desto mehr ein Erzieher sein wollen.

Es gibt auch in der Kunst einen Jargon des Geschmacks, ein andeutendes Verstehen, das auf gemeinsame Wurzeln zurückgeht und sich gegenseitig verstärkt und fortbildet. Der neueste Jargon der Pariser Augen, wie ihn etwa Klossowski in diesen Blättern als Salonbericht fixierte, ist schon weit hinaus über die Muther-Duretsche Auffassung, in der wir erzogen wurden. Gauguin, van Gogh, Minne, Prikker, Cézanne, Vuillard, Bonnard, Rosso, Seurat heißen jetzt die Helden und Heldensöhne. Von da aus sieht man zurück auf Rodin, Meunier, die Manetschule, Daumier, über Goya bis auf Rembrandt, Rubens, Velasquez und die ravennatischen Mosaiken. Aus diesem Gesichtswinkel schrieb Meier-Gräfe. Er sieht symbolistisch-konstruktiv mit einer wohlwollenden Connivenz gegen den Realismus. Aber er sieht. Man kann ihm nichts Nachteiliges anreiden, so lange man die Achtung hat vor dieser gewaltigen und eifrigen Arbeit, die ein bedeutendes Stück Kunst unter der Kontrolle der eignen Gefühlswahrheit durchgenommen hat. Er ist ein Synthetiker, wie die jungen Maler, die er am meisten liebt.

Der Spaziergang der einzelnen, kürzeren oder längeren Essays führt nach gewissen prinzipiellen Erörterungen über das Früher und das Heute schnell durch die Mosaiken, die Gotik, das Empire zu Ingres, jenem wunderbaren Maler, den seine Zeit zum Akademiker machte, während wir in ihm das Temperament und den Geschmack erst entdeckten: wie Gauguin von ihm sagte „trotz seines offiziellen Charakters war Ingres sicher der Unverstandenste seiner Epoche, vielleicht wurde er gerade deswegen offiziell". Delacroix und Daumier, auch dieser erst wieder entdeckt, Millet, Segantini (der die „Berge von oben sah, nicht wie Calame von unten"), Vincent van Gogh und Meunier führen die Treppen zur modernen Kunst hinauf. Diese hat vier Pfeiler: Manet, Cézanne, Degas und Renoir — und jeder hat seinen Kreis. Whistler, ein populärer Mann, wird

kurz abgetan, er ist gleichsam zu fertig, wogegen Cézannes Anfängerschaft, die in einigen natures mortes eine gewisse Vollendung erreichte, zu einem Triumphbogen ausgebaut wird. Ingres, Daumier, Cézanne, alle sind Redivivi, und der Spürgeist der Indépendants, dessen bester Vertreter in Paris Roger Marx ist, sucht (genau, wie ihre Feinde, die Philologen) in der Geschichte Verschollene und Verachtete, um sie an den ersten Tisch zu setzen. Cézanne ist wie Meier-Graefe, nicht weniger und nicht mehr — er regt an, richtiger: er regte an und überließ den anderen, sich und ihn zu vollenden. Aber wie eng sah er, und sein berühmtester Jünger, Vuillard, wieviel enger sieht noch der! Doch ich entferne mich von meinem Autor. „Es ist nötig, Goethe gelesen zu haben ..."

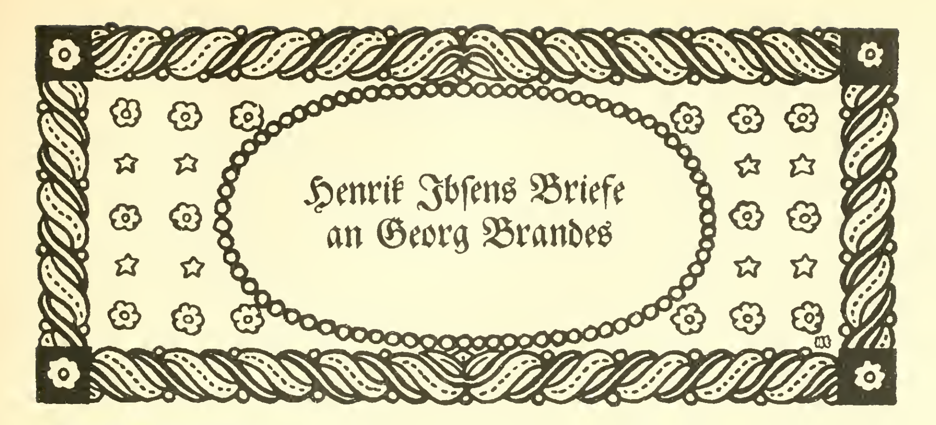
Wir wandeln über Turner und Constable zu Monet, zu den Neoimpressionisten und über Goujon und Carpeaux zu Rodin, Rosso und den Impressionisten der Plastik, über Chassériau (auch ein mit Recht Wiederentdeckter) und Puvis zu Monticelli, Fantin-Latour (den man wird statt entdecken verdecken müssen), Carrière, Odilon Redon, Maurice Denis und der exotischen Schule Gauguins, in der Vieles vom modernen Dekorativmalen geboren wurde. Die Gruppe von Pont-Aven ist dabei ein hübsches Kapitel. Hier kommt auch Munch an die Reihe, aber es wird nicht entdeckt, daß er an Anregung dem Cézanne gleichsteht, an Horizontweite ihn überragt.

Den zweiten Band, der nicht mehr ganz das Temperament des ersten hat, eröffnen die Essays über deutsche Maler, Feuerbach, Marées, Hildebrand, Böcklin, Klinger, Hofmann, Leibl, Trübner, Liebermann. Es folgt Minnes etruskische Plastik, wie vorher Maillols archaistische Skulptur auf ein hohes Postament gestellt. Die dekorativen Künstler Englands, Frankreichs, Hollands, Belgiens, Skandinaviens, und Wiens schließen ein Gebiet ein, in dem man dem Autor seine begeisterte Prophetenschaft nie vergessen wird. Es klingt ästhetisch aus: Goethe, Diderot, Nietzsche, Wagner. Hier ist wieder die „Grenze".

Ich denke, man wird neugierig werden, was da alles zu lesen ist. Und ich versichere: es war niemals langweilig. Es ist eine ausgeschriebene Hand, die nicht darstellt und doziert, sondern malt, was erlebt wurde, immer Charakter und Physiognomie. Fast wie ein Roman zehnjährigen Künstlerlebens mit den Figuren des grotesken Londoner Sammlers, der seine schönsten Corots und Maris in den Lagerraum eines Bahnhofs steckte, weil sie nur Zinsen zu tragen haben, und andrerseits des begeisterten Doktor Gachet in Auvers-sur-Oise, bei dem Daubigny, Cézanne, van Gogh malten und der jetzt als alter Mann unter einem Pseudonym bei den Indépendants ausstellt und gleichzeitig mit einer Schar von Schülern alles von van Gogh und Cézanne radiert, um es den Monographien über diese Maler als Illustration beizugeben. Oder wir sind auf dem alten mosaizierten Fußboden von S. Donato in Murano, der so willkürliche Wiener Muster hat, teils absichtlich, teils durch Zerstörung, daß man Lust hat, sich lang hinzulegen — und kommen ganz gemächlich zu den Weibern des Lautrec, die „sich anziehn, um von weitem gesehen zu werden, wie neoimpressionistische Bilder. Sie wünschen zu zeigen, was unter den Kleidern steckt und betonen daher in ihrer Toilette genau das, was ihrer Anatomie entspricht. Sie haben einen untrüglichen Instinkt, ob ihnen das Glatte oder Gepuffte wohl steht, das Flatternde oder das enge Trikot, der lange Mantel oder der kurze Umhang. Sie belichten sich damit, wie der Bildhauer seine Plastik."

Dieses glitzernde Wandelbild modernster alter und neuer Kunst ist ausgezeichnet gedruckt, fast zu gut für seine Aktualität. Die beiden Textbände, die 750 Folioseiten umfassen, sind mit Strichätzungen geschmückt, die auf ganzen Blättern sitzen, Dürer, Vallotton, Beardsley, Turner. Vieles ist in Holzschnitt umgesetzt, oder es ist umradiert, und dasselbe Prinzip ist möglichst in dem dritten Band befolgt, der nur Bilder bringt, 200 Seiten, die ein unentbehrliches Material für diese Stufe der modernen Kunst darstellen. Es bleiben natürlich noch genug Allerwelts-Autotypien, aber daß das nivellierende „Netz" endlich mal zugunsten einiger famoser Holzschnitte (man bewundere das Mabilleweib von Guys) aufgegeben und die Korporation des Graveurs sur Bois in ihren Reproduktionen illustrativ beschäftigt wird, ist ein künstlerischer Fortschritt. O. B.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Henrik Ibsens Briefe an Georg Brandes



Im Spätherbst dieses Jahres werden, von Julius Elias und Halvdan Koht herausgegeben und kommentiert, „Briefe Henrik Ibsens" zugleich im Gyldendalschen Verlag zu Kopenhagen und bei S. Fischer in Berlin erscheinen. Wir teilen aus der interessanten und vielseitigen Sammlung zunächst die kleine Sondergruppe der Briefe mit, die der Dichter an Georg Brandes, seinen Freund und Kritiker, gerichtet hat.



Herrn Georg Brandes. Rom, 25. April 1866.

Den angefangenen Brief kann ich Ihnen nicht senden; er ist unmittelbar aus der peinlichen Stimmung heraus geschrieben, die in den ersten Tagen nach Davids Tod uns Skandinavier hier samt und sonders ergriffen hatte. Jetzt sehen wir die Sache mit andern Augen an; keiner von uns hat Grund zu Selbstvorwürfen, und das Ereignis muß darum in anderer Weise berichtet werden. Wie viel von dem Vorfall Ihnen bekannt ist, weiß ich nicht; ich will darum schreiben, als wäre Ihnen gar nichts bekannt.

Ungefähr Mitte März kam David von einem Ausflug ins Neapolitanische zurück. Er war lebhaft und verhältnismäßig munter, aber körperlich nicht ganz wohl; namentlich sprach er von leichten Fiebererscheinungen, die ihn jedoch nicht hinderten, sich unter uns anderen zu bewegen, und denen weder er selber noch wir irgend welche Bedeutung beimaßen, da sie hier so häufig sind, besonders im Frühling. Ich sprach ihn nach seiner Rückkehr oft, häufiger als früher; meist waren es die politischen Verhältnisse der Heimat, die uns beschäftigten. Auch von Ihnen sprachen wir viel; die Streitigkeiten, in denen Sie steckten, interessierten mich, und hier in Italien haben wir nur unvollkommen Gelegenheit, sie zu verfolgen. Auf seinem Ausflug nach dem Süden hatte ihm besonders Sorrent gefallen; er fand die Lage dicht am Meer entzückend, und wenn er unter der

Hitze und den Fiebererscheinungen und dem Scirocco litt, der uns just in diesen Tagen heimsuchte, entschlüpften ihm häufig wiederholte und ungewöhnlich lebhafte Äußerungen, wie herrlich es jetzt sein müßte, von dem hohen Strand da unten zu Sorrent ins Meer zu springen und ein gutes, erfrischendes Bad zu nehmen. (Bitte, beachten Sie dies!)

Freitag den 23. März sah ich David im Vereinslokal; er hatte sich als Teilnehmer eines Banketts vormerken lassen, das wir dem Staatsrat Bravo am Abend geben wollten. Er schien wohl zu sein, nahm aber Medizin ein und erzählte, er habe Dr. Erhard zu Rate gezogen, der ihm allgemeine Vorsicht in der Diät auferlegt und ihm einige Tropfen gegeben habe. Unser Gespräch berührte dann verschiedene ernste Gegenstände, und gerade als ich gehen wollte, sagte er: „Ist ja wahr — ich habe heute einen Brief von Georg Brandes bekommen; er läßt Sie grüßen." Ich dankte und fragte in der Vermutung, meine neue Dichtung sei erschienen, ob weiter nichts darin stünde, worauf er mit einem bestimmten Nein antwortete. In der darauf folgenden Unterredung äußerte er seine Verwunderung darüber, daß ich Sie persönlich nicht kenne, eine Verwunderung, die mir auffallend war, da ich bei unseren früheren Gesprächen über Sie ausdrücklich gesagt und überdies durch verschiedene Fragen zur Genüge dargetan hatte, daß eine persönliche Bekanntschaft nicht bestehe. Ich legte jedoch weiter kein Gewicht darauf; denn in dem Wirrwarr von Eindrücken, die man auf einer Reise empfängt, entfällt dem Gedächtnis leicht, was es im Vorübergehen aufnimmt, und David schien im großen Ganzen noch mitten in den Unruhen der Reise zu stecken.

Bei dem Bravo-Bankett war David nicht zugegen; es hieß, er sei zu Bett gegangen. Sonnabend den 24. abends fand allgemeine Zusammenkunft mit Konzert im skandinavischen Verein statt. Um 8 1/2 Uhr sah ich David, der aufgeräumt schien und nun mit einem Lächeln äußerte, in dem Brief stehe noch sehr viel mehr als nur ein Gruß, — er sei aber am Tag zuvor so wirr im Kopf gewesen, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, mir etwas davon mitzuteilen. Nun erhielt ich einen vollständigen und — soweit ich das beurteilen kann — durchaus korrekten Bericht; wenigstens war er vom ersten bis zum letzten Wort zusammenhängend. Ich bat ihn natürlich, Ihnen meinen besten Dank und Gruß zu übermitteln. Dann redeten wir eine Weile über mein Buch, das ich ihm am nächsten Mittag zu leihen versprach, und ich fragte ihn bei dieser Gelegenheit, in welchem Stock er wohne. Darauf antwortete er: erster Stock, und fügte hinzu, die Musik und die Hitze belästigten ihn; er wolle zu Bett gehen. Gleich darauf hörte ich von dem Kammerherrn Wolfhagen, er sei nach Hause gegangen.

Das Haus, worin David wohnte, ist ein Eckgebäude. Es hat seine Fassade auf den Korso hinaus und einen langen Seitenflügel, der nach einer engen Querstraße, Via della croce, geht. Dieser Seitenflügel ist unregelmäßig. David wohnte darin nicht, wie er gesagt hatte, im ersten, sondern im dritten oder vierten Stock (in welchem, läßt sich schwer mit Bestimmtheit sagen, da die Fußböden in den verschiedenen Zimmern nicht auf gleicher Höhe liegen). Im Vorderhaus, nach dem

Korso, wohnt ein französischer Oberst; eine Schildwache steht vor der Tür. Gegen 4 Uhr in der Nacht auf Palmsonntag hörte der Soldat einen schweren Fall in der Gasse Via della croce. Er sieht nach und findet einen nackten Menschen leblos auf dem Pflaster liegen. Es war David. Das Fenster seines Zimmers stand offen. Die Wache schlug natürlich Lärm und ließ ein paar Krankenträger von dem nahegelegenen St. Giacomo-Hospital herbeiholen, wohin David sofort gebracht wurde.

Cand. Kierkegaard war der erste, der von dem Geschehenen erfuhr, als er sich am Morgen nach Davids Befinden erkundigen wollte. Er ließ den Konsul rufen; dieser versiegelte die Papiere des Verstorbenen und übergab sie zugleich mit den übrigen Effekten seiner Tante, der Fürstin Pignatelli.

Nachdem David Samstag Abend um 10 Uhr nach Hause gekommen war, hatte er von dem Dienstmädchen kochendes Wasser verlangt, teils um ein Fußbad zu nehmen, teils um Tee aufzubrühen. Als das Mädchen ihm das Wasser brachte, gab er ihr einen Scudo (2 Reichstaler). Etwas erstaunt hatte sie gefragt, ob er denn ausziehen wolle. Darauf antwortete er: nein, indem er dankte und hinzufügte, er brauche weiter nichts. Dann war das Mädchen zu Bett gegangen. Neben Davids Tür wohnte ein Lohndiener, den er ab und zu beschäftigte; dieser hatte im Laufe der Nacht nichts gehört. Am Morgen fand man die Tür zu Davids Zimmer halb offen, und das Licht brannte noch.

Das Fußbad war augenscheinlich genommen worden; in der Teekanne fand sich der ganz unbedeutende Rest eines außerordentlich starken Tees; — nach der Äußerung des Konsuls: schwarz, wie Kaffee. Der übrige Inhalt der großen Kanne war verschwunden. Eine Spirituslampe, die David sonst benützte, stand an ihrem Platz; sie war nach Aussage des Mädchens seit mehreren Tagen nicht in Ordnung gewesen und außerdem bei dieser Gelegenheit überflüssig, weil ihm ja kochendes Wasser gebracht worden war. Die Spiritusflasche stand jedoch auf dem Tisch und neben ihr ein Weinglas, in das, nach vorhandenen Spuren zu schließen, Spiritus gegossen worden war. Beim Bett lagen sein Hemd und die wollene Jacke, die er auf dem Leib zu tragen pflegte. Beide waren noch am Morgen ganz durchnäßt von Schweiß.

Auf Davids Schreibtisch lagen zwei angefangene Briefe. Beide sind augenscheinlich an seine Tante gerichtet. Der eine beginnt damit, daß er dem Kammerherrn Wolfhagen und verschiedenen mit Namen genannten Personen die Einladung zu dem bewußten Diner überbracht habe, daß er selber aber wegen eines Unwohlseins nicht vor Mittwoch würde kommen können. (Dies war auch vollkommen richtig; die Einladung war Samstag Abend überbracht worden.) Aber dann kommen ein paar Zeilen, offenbar tief in der Nacht geschrieben, die teils undeutlich, teils sinnlos sind. Die erste Seite des Blattes, von der Größe des vorliegenden Papiers, war vollgeschrieben, dann waren die zweite und die dritte Seite übersprungen, und auf der vierten steht, immer verwirrter, die Fortsetzung. Die letzten, fast unleserlichen Worte sind: „Ich bin tot; ich bin im höchsten

Wahnsinn", — und statt seines Namens als Unterschrift hat er geschrieben: „Ich bin verrückt."

Der zweite Brief, ein kleiner Fetzen, ist augenscheinlich zwischen Anfang und Abschluß des oben erwähnten geschrieben und darauf berechnet, dem Diener seiner Tante, der sich morgens einzustellen pflegte, übergeben zu werden. Er spricht in unklaren Ausdrücken von dem Unglück, das ihn betroffen hat; er bittet, sofort den Arzt zu holen; er sei sehr krank. Seinen Eltern solle von allem Mitteilung gemacht werden — schonend, aber ohne Umschweife. Auch in diesem Billet läßt sich die wachsende Geistesumnachtung erkennen. Er schließt damit, er wolle keinen von den Hausleuten wecken, „denn indem sie unterlassen, ihm zu Hilfe zu kommen, sollen sie nicht mitschuldig werden an dem, was geschehen muß." Beide Briefe waren offen. Nach dem Aussehen des Bettes hatte er darin gelegen; auf dem Kopfkissen fand man die Spur von zwei, drei großen Blutstropfen, wie nach einem heftig einsetzenden, aber plötzlich wieder abbrechenden Nasenbluten.

Was hat sich nun in der entsetzlichen Nacht da oben ereignet? — Daß er einen überlegten Schritt getan hat, davon kann nicht die Rede sein. Eine Geistesstörung, wie sie aus jeder Zeile der beiden Briefe spricht, läßt sich von keinem Menschen simulieren, der im Besitz seiner fünf Sinne ist. Die Krankheit, die ihn gepackt hatte, war ein gastrisches Fieber, das sich unter den hiesigen klimatischen Verhältnissen leicht und mit Geschwindigkeit aufs Gehirn werfen kann. Er hatte mehrere Tage nur von Fleischbrühe und Tee gelebt; seinen Zustand mochte er niemand, nicht einmal dem Arzt, anvertrauen; er wurde gereizt, wenn man sich nach seinem Befinden erkundigte. Beim Nachhausekommen am Abend hat die Krankheit sich entwickelt; die große Menge starken Tees ist ihm schädlich gewesen, und wenn er dazu, fieberkrank wie er war, in der Absicht, sich Schlaf zu verschaffen, Spiritus getrunken hat, so kann der reißende Fortschritt der Krankheit keinen mehr Wunder nehmen. Aber selbst seine Fieberphantasien haben sich offenbar nicht in der Richtung des Selbstmords bewegt; denn seine Hinweise auf das, „was geschehen muß", gelten offenbar seiner Besorgnis, die Autoritäten möchten ihn in eine Irrenanstalt sperren, ohne daß die Hausleute es verhindern würden.

Er ist vollständig nackt hinausgesprungen, — so springt man in ein Bad. Er ist ferner, wie Sie aus dem Folgenden ersehen werden, hinausgesprungen, den Kopf voran. Darin, meine ich, haben wir den Faden seines verwirrten Gedankengangs zu erblicken, und diese meine Hypothese haben sowohl der Arzt wie alle seine hier anwesenden Landsleute durchaus bestätigt. Unklare Erinnerungen an Sorrent und seine Bäder schwebten ihm vor; die Fieberhitze hat ihn gewissermaßen verzehrt, der ausströmende Schweiß war ihm unerträglich geworden, Wirklichkeit und Erinnerung vermischten sich ihm in Eins, und so ist das Unglück geschehen; — keiner hätte es verhindern können.

Da der Verstorbene nicht Katholik war, so konnte die Leiche nicht in St. Giacomo bleiben. Seine Tante hatte alle Fassung verloren und hatte überdies nach

den hier geltenden Gesetzen nicht das Recht, den Toten in ihre Wohnung verbringen zu lassen. Die Leiche wurde deshalb Sonntag Nachmittag nach dem skandinavischen Verein überführt, wo ein Gerichtsarzt und Dr. Erhard am Montag in Gegenwart der Polizei die Obduktion vornahmen, um die Todesursache zu konstatieren.

Ich war zugegen. Nach dem Falle war auf der Stelle der Tod eingetreten. Die oberste Hirnschale war zerschmettert und eingedrückt, was beweist, daß er den Kopf voran hinausgesprungen ist. Dies geht ferner daraus hervor, daß das Gesicht blutig war wie nach einer starken Schürfung nach unten, einer Schürfung, die offenbar davon herrührt, daß er im Fallen gegen das Gesims des unteren Fensters stieß. Und dadurch erklärt es sich auch, daß er herübergeschleudert, auf der anderen Seite der Straße aufgefunden wurde. Arme und Beine waren heil, aber mehrere Rippen waren gebrochen und die Lunge zerrissen, weswegen ein bedeutender Bluterguß stattgefunden hatte. Die Kennzeichen eines heftigen und rasch entwickelten Typhus waren vorhanden, und Dr. Erhard erklärte, daß trotz seinen Fragen der Verstorbene absichtlich verheimlicht habe, wie schlimm es im Grunde um ihn gestanden haben mußte. Er fügte auch hinzu, wäre jemand bei David gewesen, so hätte man allerdings die Todesart, schwerlich aber das verhindern können, daß derselbe traurige Ausgang auf einem natürlichen Weg stattfand. Das ist uns ein Trost gewesen, wie wir es uns auch gegenseitig stets wiederholt haben, daß sein Arzt auch nicht einen Augenblick sich veranlaßt sah oder hätte veranlaßt sehen können, irgendwelche außergewöhnliche Beaufsichtigung zu empfehlen. Es befanden sich außerdem verschiedene andere Landsleute unter uns, die scheinbar weit kränker waren als er, und er wollte, wie schon bemerkt in keiner Weise dulden, daß man irgend welche Besorgnis seinetwegen äußerte. Auch seiner Tante, in deren Haus er täglich kam, fiel es nicht ein, seinem Übelbefinden irgend welche besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Am Dienstag nach seinem Tode wurde er draußen auf dem freundlichen protestantischen Kirchhof begraben. Fast sämtliche Nordländer gingen mit, und wir beschlossen da draußen in ernsterer Weise als gewöhnlich unsere Zusammenkünfte für diesen Winter.

Ich habe Ihnen nun die ganze unglückliche Begebenheit erzählt — kalt, wie in einem offiziellen Bericht; aber so vermag ich jetzt auf sie zurückzublicken, wenn es nötig ist, und so, meine ich, wird Ihnen am ehesten damit gedient sein.

Sehr oft weilte Ihr verstorbener Freund in seinen Gedanken bei Ihnen während seiner letzten Lebenstage. Ich habe ihn freilich nicht bis auf den Grund gekannt, aber so viel habe ich doch gesehen, daß sein Wesen viele stille, schöne Tiefen barg.

Wie weit seine Eltern den Zusammenhang kennen, weiß ich nicht; Sie müssen, deshalb mit den Mitteilungen vorsichtig sein, die Sie hier erhalten.

Endlich danke ich Ihnen für Ihre freundlichen Worte, die mir mitgeteilt worden sind. Ich hoffe und freue mich darauf, Ihnen einmal persönlich zu begegnen;

wenn es bei mir steht, meinen künftigen Aufenthalt zu wählen, so wird es Kopenhagen sein. Weiter nach Norden möchte ich nicht.

Einliegendes Billet darf ich vielleicht bitten gütigst Herrn Hegel zuzustellen. Kennen Sie Clemens Petersen, so bitte ich ihn zu grüßen und ihm für seine Besprechung zu danken. „Faedrelandet“ ist das einzige dänische Blatt, das wir hier halten. Sollten die übrigen Blätter sich mit meinem Buch befassen, so wäre ich Ihnen unbeschreiblich dankbar, wenn Sie mir — vorausgesetzt, daß es Ihnen nicht zu viel Mühe macht — unter Kreuzband und unfrankiert, wie gewöhnlich bei Zeitungen, — die betreffenden Nummern senden oder auch Herrn Hegel ersuchen wollten, es zu tun. Ich habe vergessen, es in beiliegendem Billet zu erwähnen.

Leben Sie wohl und schlagen Sie tapfer drauf los! Das tut oben bei uns in so mancher Beziehung not!

Ihr ergebener Henrik Ibsen.

Lieber Herr Brandes! Dresden, 26. Juni 1869.

Der Empfang Ihrer freundlichen Zeilen war für mein Gemüt eine große Erleichterung: denn ich mußte mit Recht befürchten, Ihnen sehr undankbar zu erscheinen, wenn ich kein Wort für Sie hatte, nachdem Sie meine Tätigkeit in einer Weise beleuchtet haben, wie kein anderer es getan hat. Undankbar bin ich aber gewiß nicht. Es kommt ja in der Hauptsache nicht darauf an, „unbedingt verherrlicht“, sondern verstanden zu werden.

Wenn ich indessen Ihnen nicht geschrieben habe, so lag das daran, daß meine Antwort in Gedanken zu einem ganzen großen Stück Ästhetik angeschwollen ist, und da ich fand, daß diese mit der Frage beginnen müßte: was ist Poesie?, so werden Sie mir zugeben, daß der Brief ziemlich weitläufig hätte werden müssen, und daß das Thema sich am besten bei einer persönlichen Zusammenkunft erörtern ließe.

„Brand“ ist mißdeutet worden, wenigstens was meine Intention betrifft (worauf Sie allerdings antworten können, daß die Kritik mit der Intention nichts zu schaffen hat). Die Mißdeutung wurzelt offenbar darin, daß Brand Geistlicher, und daß das Problem auf das religiöse Gebiet verlegt ist. Aber diese beiden Umstände sind ganz unwesentlich. Ich getraute mich denselben Syllogismus ebenso gut an einem Bildhauer oder Politiker zu machen wie an einem Geistlichen. Die Stimmung, die mich zum Produzieren trieb, wäre genau so in mir ausgelöst worden, wenn ich statt Brand z. B. Galilei behandelt hätte (mit der Änderung, daß er natürlich den Nacken steif halten und nicht zugeben müßte, daß die Erde stille stünde). Ja, wer weiß, wäre ich hundert Jahre später geboren, so hätte ich vielleicht ebenso gern Sie selbst und Ihren Kampf gegen Rasmus Nielsens Akkordphilosophie behandelt. Es steckt im großen ganzen mehr maskierte Objektivität in „Brand“, als man bis jetzt herausgefunden hat, und darauf tue ich mir qua Poet was zu gute.

In meinem neuen Lustspiel werden Sie die schlichte Alltäglichkeit finden, keine starken Seelenerschütterungen, keine tiefen Stimmungen, und vor allem keine isolierten Gedanken. Was Sie mir mit vollem Recht wegen der unverarbeiteten Autorreden in den „Kronprätendenten" vorgeworfen haben, hat seine Wirkung getan. Ihre Abhandlung ist — und hierin müssen Sie den besten Dank sehen, den ich Ihnen zu entrichten vermag — für mich dasselbe gewesen, was Mons Wingaards Chronik für Jakob von Thybo war; ich habe sie sechzehnmal und aber sechzehnmal gelesen und hoffe, „in unterschiedlichen Kriegen" Nutzen davon zu haben.

Jetzt bin ich aber sehr gespannt, was Sie zu meinem neuen Werk sagen werden. Es ist in Prosa, und daher mit einer stark realistischen Färbung geschrieben. Die Form habe ich mit Sorgfalt behandelt und habe unter anderem das Kunststück fertig gebracht, mich ohne einen einzigen Monolog, ja, ohne ein einziges „Beiseite" zu behelfen. Doch dies alles beweist natürlich nichts; und darum bitte ich Sie recht herzlich: wenn Sie eine freie Stunde haben, so erweisen Sie mir die Freundlichkeit, das Stück zu lesen und mich wissen zu lassen, was Sie davon halten. Wie Ihr Urteil auch ausfallen mag, Sie tun ein gutes Werk an mir hier in meiner Menschenverlassenheit, wenn Sie sich aussprechen. Das Buch kommt vor Herbst nicht in den Handel, und das ist eine lange Wartezeit.

Bitte, grüßen Sie ein paar gemeinschaftliche Freunde, nämlich Jonas Collin und Julius Lange; der letztere hat wohl aus unserem Zusammensein in Rom kaum einen besonders guten Eindruck von mir mitgenommen. Aber ich war damals in einer Stimmung wie ein Raubtier und hatte diverse Gründe dazu.

Ich bedaure in meinem Interesse, daß wir uns auf Ihrer bevorstehenden Reise wahrscheinlich nicht treffen werden; in Ihrem Interesse aber freue ich mich herzlich: geht doch der Weg nach Süden. Es ist ein unaussprechlich großes Glück, zum erstenmal dorthin zu ziehen.

Und somit herzlichen Dank für Ihren Brief wie für vieles andere!

Ihr ergebener Henrik Ibsen.

P.S. Goldschmidt kennen Sie ja persönlich. Ist er zur Zeit in Kopenhagen, so grüßen Sie bitte auch ihn aufs herzlichste von mir.

Lieber Herr Brandes! Dresden, 15. Juli 1869.

Was Sie mir von Björnson sagen, hat mich nicht überrascht. Für ihn existieren nur zwei Sorten Menschen: die, aus denen er Nutzen ziehen kann, und die, die ihn genieren können. Und im übrigen — ein so guter Psychologe B. seinen eigenen erdichteten Gestalten sein kann — so schlecht kalkuliert er, wenn es sich um wirkliche Individuen handelt.

Mir steigt eine Ahnung auf, daß ich Sie vielleicht nicht hätte bitten dürfen, mein neues Lustspiel zu lesen. Bei näherer Überlegung meine ich, was Sie in der Poesie eigentlich interessiert, das sind die Tragödien oder Komödien, die sich im

Innern der einzelnen Person abspielen, und aus den faktischen Verhältnissen der Wirklichkeit, ob es nun politische oder was sonst für welche sind, machen Sie sich wenig oder gar nichts. In diesem Fall können Sie bei meinem Stück fragen: was ist mir Hekuba? Aber nun habe ich diesmal nichts anderes geben wollen, als was die Arbeit enthält, und danach muß sich ja doch das Urteil richten. Sie sind außerdem selbst nicht ganz frei von Verantwortung; denn Sie haben mich durch eine Äußerung in Ihren ästhetischen Schriften in diese Richtung gewissermaßen hineingereizt. Hierüber mündlich mehr.

Es ist ein Mißverständnis, daß ich geglaubt haben sollte, Sie liebten die starken Seelenbewegungen oder die tiefen Stimmungen nicht; ich wollte Sie im Gegenteil davor warnen, etwas zu erwarten, was Sie nicht finden würden.

Was die gewissen Partien in „Peer Gynt" anbelangt, so kann ich Ihnen nicht beistimmen. Ich beuge mich natürlich den Gesetzen der Schönheit; aber um ihre herkömmlichen Überlieferungen kümmere ich mich nicht. Sie führen Michel Angelo an; nach meiner Ansicht hat keiner mehr gegen die Schönheitsüberlieferungen gesündigt als gerade er; aber alles, was er geschaffen hat, ist trotzdem schön: denn es ist charaktervoll. Rafaels Kunst hat mich eigentlich nie erwärmt; seine Gestalten sind vor dem Sündenfall zu Hause, — und überhaupt, der Südländer hat eine andere Ästhetik als wir; er will das formal Schöne: für uns kann selbst das formal Unschöne schön sein, kraft der in ihm wohnenden Wahrheit. Aber es hat keinen Zweck, hierüber mit Tinte und Feder zu streiten, wir müssen uns persönlich treffen.

An meinen Äußerungen über „Brand" muß ich festhalten. Daß das Buch dem Pietismus Vorschub geleistet haben kann, dafür werden Sie doch mich nicht verantwortlich machen. Ebenso gut könnten Sie Luther vorwerfen, er habe die Spießbürgerei in der Welt eingeführt; das lag ja doch nicht in seiner Absicht, und es trifft ihn deshalb keine Schuld.

Wie dem nun aber auch sei, haben Sie Dank für Ihren Brief und Dank für alle Zeiten, daß Sie mir in Freundschaft entgegengekommen sind. Es ist ein großer Segen, eine ganze Persönlichkeit gefunden zu haben.

Dienstag reise ich nach Stockholm, und wenn ich im Spätherbst hierher zurückkehre, wo meine Familie inzwischen bleibt, werde ich wahrscheinlich meinen Weg über Kopenhagen nehmen, um Sie zu sprechen: nicht allein über alle die literarischen Fragen, worin wir uneins sind, sondern auch über das mancherlei Menschliche, worin wir uns, wie ich doch glaube, ein ganz Teil näher stehen.

Ihr ergebener Henrik Ibsen.

P. S. Gelegentlich dem Kanzleirat Hegel einen herzlichen Gruß.

Lieber Herr Brandes! Dresden, 6. März 1870.

Wenn ich erst heute auf Ihre freundlichen Zeilen antworte, — die übrigens unterwegs einen Aufenthalt erlitten haben, wahrscheinlich wegen der Eisverhält-

nisse im Belt — so liegt dies daran, daß ich mehrere Tage lang mit mir selbst im Streit lag, ob ich nicht sogleich nach Kopenhagen reisen sollte.

Nach reiflicher Erwägung bin ich jedoch zu der Überzeugung gelangt, daß dies nicht angeht, weil ich ja doch im Sommer notwendigerweise dort hinauf muß. Ich vermute außerdem, daß die Reisevorbereitungen Sie so gänzlich in Anspruch nehmen, daß Sie keinen Gedanken für etwas anderes haben.

Ich habe augenblicklich keine Gelegenheit, die dänischen Blätter zu sehen. Aber jetzt sind Sie natürlich Doktor? Empfangen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch!

Sie sagen, Sie haben keine Freunde daheim. Das habe ich mir schon lange gedacht. Wenn man, wie Sie, in einem innerlichen und persönlichen Verhältnis zu seinem Lebenswerk steht, so kann man eigentlich nicht verlangen, seine „Freunde" zu behalten. Aber ich glaube, es ist im Grunde gut für Sie, daß Sie hinausziehen, ohne Freunde zu Hause zurückzulassen. Freunde sind ein kostbarer Luxus; und wenn man sein Kapital auf eine Berufung und eine Mission hier im Leben setzt, so hat man nicht die Mittel, Freunde zu halten. Wenn man Freunde hält, so liegt das Kostspielige ja nicht darin, was man für sie tut, sondern was man aus Rücksicht auf sie zu tun unterläßt. Dadurch verkrüppeln viele geistige Keime in einem. Ich habe es durchgemacht, und deshalb habe ich eine ganze Reihe von Jahren hinter mir, in denen ich es nicht erreichte, ich selbst zu werden.

Damit will ich für diesmal schließen. Ich beschäftige mich oft mit Ihnen und habe mir ein Bild von Ihnen gemacht — jetzt für die Gegenwart wie auch für die Zukunft. Denn so wenig ich Sie auch persönlich kenne, so eng hängen Sie doch zusammen mit dem, was ich geistig mein eigen nenne, wovon ich lebe und dichte.

Ich hätte Ihnen übrigens noch eine ganze Menge zu sagen. Aber das mag nun bleiben! — Haben Sie Dank für Ihre Kritik über den „Bund der Jugend" und Dank für Ihren Brief!

Nun will ich Ihnen Glück und Freude wünschen zu all dem Schönen, das Ihrer wartet. Schreiben Sie mir auch einmal von da unten aus dem Sonnenschein!

Lieber Freund, Sie dürfen mir glauben, — ich fordere nicht die Art Harmonie, die für gewöhnlich darüber entscheidet, ob ein Verhältnis von Dauer sein soll!

Ihr ergebener Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Dresden, 20. Dezember 1870.

Täglich haben sich meine Gedanken in dieser Zeit mit Ihnen beschäftigt. Daß Sie krank waren, hatte ich durch Herrn Hegel, sowie durch die norwegischen Zeitungen erfahren; aber ich fürchtete, Sie wären noch zu schwach, um Briefe entgegenzunehmen, und darum habe ich nicht geschrieben.

Jetzt bin ich ganz beruhigt, seit ich gestern Ihre freundlichen Zeilen erhielt. Herzlichen Dank, daß Sie meiner gedacht haben!

Sie fragen, was Sie in Zukunft unternehmen sollen. Nun, das will ich Ihnen sagen. Für die nächste Zukunft sollen Sie gar nichts unternehmen. Sie sollen der Phantasie und den Gedanken auf unbestimmte Zeit Ferien geben; Sie sollen still liegen und sich veredeln; denn das ist eben der Segen solcher Krankheiten, — wie man aus ihnen hervorgeht! Eine herrliche Zeit steht Ihnen bevor, wenn Sie so nach und nach zu Kräften kommen. Ich weiß das aus eigener Erfahrung; alle bösen Gedanken waren von mir gewichen; ich wollte nur Feines und Leichtes essen und trinken; alles Grobe, meinte ich, müßte mich beschmutzen. Es ist ein unbeschreiblicher Zustand von Dankbarkeit und Wohlbehagen.

Und wenn Sie dann wieder kräftig und tüchtig geworden sind, was Sie dann tun sollen? Ja, dann sollen Sie tun, was Sie tun müssen. Eine Natur wie die Ihre wählt nicht.

Ich will nicht viel schreiben: denn das tut Ihnen nicht gut. Und Sie sollen fürs erste gar nicht schreiben.

Im Sommer war ich in Kopenhagen. Sie haben viele, viele Freunde und Anhänger dort; mehr vielleicht, als Sie selbst glauben. Bleiben Sie nun eine Zeit lang fort, so ist das um so besser: man steht sich immer gut dabei, wenn man sich rar macht.

So hat man denn also jetzt Rom uns Menschen weggenommen und es den Politikern überantwortet. Wo sollen wir nun hin? Rom war die einzige friedenhelle Stätte in Europa; die einzige Stätte, die die wahre Freiheit genoß, die Freiheit von der politischen Freiheitstyrannei. Ich glaube, ich mag es nicht wiedersehen nach dem, was dort passiert ist. Alles Köstliche, die Unmittelbarkeit, der Schmutz wird jetzt verschwinden; für jeden Staatsmann, der da unten ersteht, wird ein Künstler zu Grunde gehen. Und dann der herrliche Freiheitsdrang, — damit ist's jetzt vorbei. Ja, ich wenigstens muß sagen, — das einzige, was ich an der Freiheit liebe, ist der Kampf um sie; aus dem Besitz mache ich mir nichts.

Jüngst eines schönen Morgens stand mir meine neue Arbeit in frappierender Klarheit vor Augen, und in der überströmenden Freude des Augenblicks schrieb ich Ihnen einen Brief. Er ist nicht abgegangen: denn die Stimmung hielt nicht vor, und als sie vorüber war, konnte ich ihn nicht gebrauchen.

Die Weltbegebenheiten beschäftigen im übrigen großenteils meine Gedanken. Das alte illusorische Frankreich ist zertrümmert; wenn erst auch das neue faktische Preußen zertrümmert ist, so stehen wir mit einem Satz mitten in einem werdenden Zeitalter! Hei! wie da die Ideen rings um uns her zusammenkrachen werden! Und es wird wahrhaftig auch Zeit sein! Wovon wir bis heute leben, das alles sind ja doch nur Brosamen vom Revolutionstisch des vorigen Jahrhunderts, und an der Kost haben wir doch jetzt lange genug gekaut und wiedergekäut. Die Begriffe verlangen einen neuen Inhalt und eine neue Erklärung. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind nicht mehr dieselben Dinge, die sie in den Tagen der seligen Guillotine waren. Das ist es, was die Politiker nicht verstehen wollen,

und darum hasse ich sie. Die Menschen wollen nur Spezialrevolutionen, Revolutionen im Äußeren, im Politischen usw. Aber all dergleichen ist Lappalie. Worauf es ankommt, das ist die Revoltierung des Menschengeistes, und da sollen Sie einer von denen sein, die an der Spitze marschieren. Aber erst sollen Sie sich das Fieber vom Hals schaffen. Ihr treuer Freund Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Dresden, 17. Februar 1871.

Ich habe mir ja wohl gedacht, daß mein langes Schweigen Sie in Harnisch bringen würde; aber ich hoffe zuversichtlich, wir stehen so zueinander, daß darum nichts in die Brüche geht. Ja, ich habe das bestimmte Gefühl, daß ein lebhaft geführter Briefwechsel zwischen uns eher eine solche Gefahr mit sich bringen könnte. Wenn wir erst einmal persönlich an einander geraten wären, würde vieles sich anders stellen; vieles würde sich da auf beiden Seiten geklärt haben. Bis dahin laufe ich wirklich Gefahr, mich durch meine flüchtigen verstreuten Äußerungen bei Ihnen in ein falsches Licht zu setzen. Ihr Philosophen könnt dem Teufel ein Ohr abräsonnieren, und ich verspüre keine Lust, mich per Korrespondenz zu einem Stein oder einem Hahn reduzieren zu lassen, — selbst mit der Möglichkeit vor Augen, nach mündlicher Erklärung wieder zum Menschen erhoben zu werden. In Ihrem vorigen Brief bewundern Sie ironisch das Gleichgewicht meines Gemüts unter den gegenwärtigen Verhältnissen. Da ist der Stein! Und jetzt, in Ihren letzten freundlichen (?) Zeilen, machen Sie mich zu einem Freiheitshasser. Der Hahn!

Die Sache ist die — mein Gemüt befindet sich so einigermaßen im Gleichgewicht, weil ich Frankreichs gegenwärtiges Unglück für das größte Glück halte, das dieser Nation widerfahren konnte. Und was die Freiheitsfrage betrifft, so beschränkt sie sich, glaube ich, auf einen Streit um Worte. Ich werde nie dafür zu haben sein, die Freiheit gleichbedeutend mit politischer Freiheit zu machen. Was Sie Freiheit nennen, nenne ich Freiheiten; und was ich den Kampf für die Freiheit nenne, ist doch nichts anderes als die ständige, lebendige Aneignung der Freiheitsidee. Wer die Freiheit anders besitzt denn als das zu Erstrebende, der besitzt sie tot und geistlos, denn der Freiheitsbegriff hat ja doch die Eigenschaft, sich während der Aneignung stetig zu erweitern, und wenn deshalb einer während des Kampfes stehen bleibt und sagt: jetzt habe ich sie! — so zeigt er eben dadurch, daß er sie verloren hat. Aber gerade diese tote Art, einen gewissen festgelegten Freiheitsstandpunkt zu haben, ist etwas für die Staatsverbände Charakteristisches; und eben das habe ich gemeint, als ich sagte, es sei nichts Gutes.

Ja, allerdings kann es etwas Gutes sein, Wahlfreiheit, Steuerfreiheit usw. zu besitzen; aber für wen ist das gut? Für den Bürger, nicht für das Individuum. Es liegt aber für das Individuum absolut keine Vernunftnotwendigkeit vor, Bürger zu sein. Im Gegenteil. Der Staat ist der Fluch des Individuums. Womit ist Preußens Stärke als Staat erkauft? Mit dem Aufgehen der Indi-

viduen in dem politischen und geographischen Begriff. Der Kellner ist der beste Soldat. Und auf der anderen Seite das Volk der Juden, der Adel des Menschengeschlechts. Wodurch hat es sich in Absonderung, in Poesie erhalten, trotz aller Roheit von außen? Dadurch, daß es sich nicht mit einem Staat herumzuschleppen brauchte. Wäre es in Palästina geblieben, so wäre es schon längst in seiner Konstruktion untergegangen wie alle anderen Völker. Der Staat muß weg! Bei der Revolution tue ich auch mit! Untergrabt den Staatsbegriff, stellt die Freiwilligkeit und das geistig Verwandte als das für ein Bündnis einzig Entscheidende auf, — das ist der Anfang einer Freiheit, die etwas wert ist! Ein Wechsel der Regierungsformen ist weiter nichts als eine Pusselei mit Graden — ein bißchen mehr oder ein bißchen weniger — Torheit alles zusammen! Ja, lieber Freund, es gilt bloß, sich von der Ehrwürdigkeit des Besitzes nicht schrecken zu lassen. Der Staat hat seine Wurzel in der Zeit; er wird seinen Gipfel in der Zeit haben. Es werden größere Dinge fallen als er; alle Religion wird fallen. Weder die Moralbegriffe noch die Kunstformen haben eine Ewigkeit vor sich. Wie vielem gegenüber haben wir im Grunde die Verpflichtung, es zu konservieren? Wer bürgt mir dafür, daß zwei plus zwei nicht fünf sind auf dem Jupiter oben?

Diese Andeutungen kann und will ich brieflich nicht weiter ausführen. Herzlichen Dank für Ihr Gedicht! Es wird nicht das letzte bleiben, das Sie schreiben, denn der Beruf dazu spricht aus jeder Zeile! Daß Sie mich überschätzen, setze ich auf Rechnung der Freundschaft. Dank, Dank! Bewahren Sie ein solches Bild von mir; ich werde gewißlich der alte bleiben.

Und kommen Sie bald wieder zu Kräften! Und dann kommen Sie nach Dresden auf zwei gesunden Beinen! Ja, die Beingeschichte! Haben Sie das nicht als eine Nemesis empfunden? Sie sind einmal so gewaltsam auf einen anderen Philosophen losgefahren, weil er auf zwei Beinen stand. Gott sei Dank, daß Sie die Möglichkeit für einen Philosophen, sich mit einem zu behelfen, nicht praktisch beweisen mußten! — Ich setze voraus, daß alle Gefahr vorüber ist, sonst würde ich gewiß nicht damit scherzen.

Von den „Kritiken und Porträts" habe ich bis heute durch Hegel nur die erste Hälfte erhalten; aber selbst wenn ich das Ganze erhalten hätte, würde ich mich auf einen warmen Dank für das Buch beschränkt haben. Ich bin ein äußerst schlechter Kritiker; über einzelne Werke verstehe ich mich nicht auszusprechen, und wie Sie im ganzen, als abgeschlossene Persönlichkeit vor mir stehen, das wissen Sie.

Mit der Herausgabe meiner Gedichte bin ich seit Weihnachten fast Tag und Nacht beschäftigt gewesen. Es war ein verfluchtes Stück Arbeit, die vielen Anschauungsweisen durchgehen zu müssen, mit denen ich längst fertig bin. Zusammen bilden sie aber doch ein Ganzes; und ich bin gespannt, zu hören, was Sie von dem Buch sagen werden.

Die tausend Dinge, zu deren Erörterung Ihr Brief Anlaß geben könnte, will ich für diesmal auf sich beruhen lassen. Erst möchte ich jetzt erfahren, ob ich erwarten darf, Sie bald hier zu sehen. Dann wollen wir uns den Bischof Arius

wie die sieben Kurfürsten zur Behandlung vornehmen. Sie sollen sehen, ich habe nicht umsonst zwei Jahre in der Nähe von Gert Westfalers Vaterland gelebt.

Herzliche Wünsche für Gesundheit und alles Gute!

Ihr getreuer Henrik Ibsen.

Sobald ich eine leidlich anständige Photographie beschaffen kann, werde ich sie Ihnen schicken; nehmen Sie vorläufig mit der beiliegenden vorlieb. Ich hoffe, Sie revanchieren sich!

Lieber Brandes! Dresden, 18. Mai 1871.

Ich hoffe, Sie haben in jüngstvergangener Zeit durch unseren alten Konsul einen Gruß von mir erhalten; wenigstens habe ich Ihnen einen geschickt, und aus Kopenhagen habe ich mit Freude gehört, daß Sie jetzt wieder wohl und schon lange außer Gefahr sind. Nun, an eine Gefahr habe ich ja nicht recht geglaubt; man stirbt nicht in der Exposition; der große Weltendramaturg braucht Sie zu einer Hauptrolle in der „Haupt- und Staatsaktion", die er sich nun wohl bald rüstet vor einem hochverehrten Publikum aufführen zu lassen.

Herzlichen Dank für das Porträt! Es hat mir einen großen Schritt im Verständnis oder eigentlich in der Aneignung Ihrer inneren Persönlichkeit vorwärts geholfen. Zweifellos liegt diese Persönlichkeit klar genug in Ihren Werken; aber ich mag immer gern eine persönliche Form haben, an die ich die Vorstellung anknüpfen kann. Deshalb gebe ich mich auch nicht eher zufrieden, als bis ich Sie gesehen habe, und ich denke, es wird sich dann zeigen, daß wir noch in etwas mehr als in der Vorliebe für Sammetröcke übereinstimmen.

Ich habe es in dieser recht langen Zwischenzeit nicht über mich gebracht, Ihnen zu schreiben. Aus Ihrem letzten Brief ging hervor, daß Sie mir ein wenig böse waren, und da die Ausgabe meiner Gedichte vor der Tür stand, wollte ich keinen Schritt tun, der wie ein Versuch aussehen konnte, Sie vor der Lektüre zu versöhnen. Daß Ihre Auffassung sich nicht bestechen läßt, weiß ich sehr wohl; aber ein gewisser Takt gebot mir, jeden Schein zu meiden, als hätte ich so etwas geglaubt. Lieber Freund, Sie werden das verstehen.

Ich hoffe, Hegel hat Ihnen das Buch längst gesandt. Es enthält neues und altes und vieles, auf das ich weiter keinen Wert lege; aber es gehört doch alles zusammen zu der Geschichte meiner Entwicklung. Sagen Sie mir denn Ihr Urteil darüber. Ich lege den allergrößten Wert darauf, es kennen zu lernen.

Und was treiben Sie nun da unten in dem köstlichen warmen Italien? Einen Vorteil hat Ihre Krankheit Ihnen vielleicht gebracht, nämlich den, daß Sie einen Sommer da leben müssen. Ich denke täglich an Sie; bald sehe ich Sie in Frascati, bald in Albano oder Ariccia. Was ist nun das Rechte? Und was bereitet sich da unten Neues für unsere geistige Zukunft vor? Denn daß derart etwas während Ihres langen Siechtums gereift ist, das glaube ich unbedingt. Das gehört zu den guten Dingen, die eine Entkräftung mit sich führt, daß sie Reinheit bringt und

Wachstum so vielem, was sich sonst nicht entfalten könnte. Ich bin nur ein einziges Mal so recht krank gewesen; aber just darum bin ich vielleicht auch nie so recht frisch gewesen. Chi lo sa!

Ist es nicht niederträchtig von der „Kommune" in Paris, daß sie hingegangen ist und mir meine treffliche Staatstheorie oder besser Nichtstaats-Theorie verdorben hat? Jetzt ist die Idee auf lange Zeit zerstört, und ich kann sie anständigerweise nicht einmal in Versen vorbringen. Aber es steckt ein gesunder Kern in ihr, das sehe ich ganz klar, und einmal wird sie schon ganz ohne Karikatur verwirklicht werden.

Ich habe oft an das gedacht, was Sie einmal geschrieben haben: ich hätte mir den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft nicht zu eigen gemacht. Wie hätte ich das auch leisten sollen? Aber wird denn nicht jede Generation mit den Voraussetzungen ihres Zeitalters geboren? Haben Sie niemals in der Porträtsammlung eines früheren Jahrhunderts eine merkwürdige Familienähnlichkeit zwischen den verschiedenen Personen derselben Periode bemerkt? So auch auf geistigem Gebiet. Was wir Profanen nicht als Wissen haben, das haben wir, glaube ich, bis zu einem bestimmten Grad als Ahnung oder Instinkt. Und die Aufgabe eines Dichters besteht ja auch hauptsächlich darin, zu sehen, nicht zu reflektieren; namentlich würde ich für mich selber eine Gefahr darin erblicken.

Lieber Brandes, — es ist mir immer eine Erleichterung, mich vor Ihnen auszusprechen, und eine große, große Freude, Sie sprechen zu hören, wenn auch nur auf dem Papier. Erfreuen Sie also bald

Ihren getreuen Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Dresden, 24. September 1871.

Mit einer seltsam gemischten Empfindung lese ich immer Ihre Briefe. Was Sie schreiben, ist mehr Gedicht, als Brief. Es kommt zu mir wie der Notschrei eines, der als der einzige Überlebende in einer weiten ausgestorbenen Gegend zurückgeblieben ist. Und ich kann ja nicht anders als mich freuen und Ihnen danken, daß Sie diesen Ruf gerade an mich gerichtet haben. Auf der andern Seite aber erfüllt es mich mit Kummer, wenn ich mich frage: wohin soll eine solche Stimmung führen? Ich finde dann eine Beruhigung nur in der Hoffnung, daß es bloß ein Übergang ist. Es kommt mir vor, als wären Sie jetzt in der gleichen Krisis wie ich in den Tagen, als ich daran ging, „Brand" zu schreiben, und ich bin gewiß, auch Sie werden das Heilmittel finden, das den Krankheitsstoff aus dem Körper treibt.

Eine energische Produktion ist eine vortreffliche Kur. Was ich Ihnen vor allen Dingen wünschen möchte, ist ein richtiger Vollblutegoismus, der für Sie die Triebfeder werden kann, auf eine Weile nur sich und Ihrer Sache Wert und Bedeutung beizumessen und alles andere als nicht existierend zu betrachten. Halten Sie dies nicht für das Zeichen einer gewissen Brutalität in meiner Natur! Sie können ja

doch Ihren Zeitgenossen auf keine bessere Weise nützen als durch Ausmünzung des Metalles, das Sie in sich tragen. Für das Solidarische habe ich eigentlich nie ein starkes Gefühl gehabt; ich habe es eigentlich nur so als traditionellen Glaubenssatz mitgenommen, — und hätte man den Mut, es ganz und gar außer Betracht zu lassen, so würde man vielleicht den Ballast los, der am schlimmsten auf der Persönlichkeit lastet. Überhaupt gibt es Zeiten, da die ganze Weltgeschichte mir wie ein einziger Schiffbruch erscheint, — es gilt, sich selbst zu retten!

Von Spezialreformen verspreche ich mir nichts. Das ganze Geschlecht ist auf falscher Fährte, das ist die Geschichte. Oder gibt es wirklich etwas Beständiges in der gegenwärtigen Situation? Die Sache mit den unerreichbaren Idealen und dergleichen? Die ganze Reihe der Geschlechter kommt mir vor wie ein junger Mann, der seinen Leisten verlassen hat und zum Theater gegangen ist. Wir haben Fiasko gemacht — im Liebhaberfach wie im heroischen Fach. Das einzige, wozu wir ein bischen Talent gezeigt haben, ist das Naiv-Komische; aber bei dem stärker entwickelten Selbstbewußtsein geht es auch damit auf die Dauer nicht. Daß es in anderen Ländern besser bestellt ist als bei uns zu Hause, glaube ich nicht; die Menge steht ohne jegliches Verständnis für das Höhere da — im Ausland und in der Heimat.

Und da sollte ich den Versuch machen, eine Fahne herauszustecken! Ach, lieber Freund, das würde eine Geschichte geben wie damals, als Louis Napoleon mit einem Adler auf dem Kopf in Boulogne an Land ging. Später, als die Stunde seiner Mission schlug, da brauchte er keinen Adler.

Während der Beschäftigung mit „Julian" bin ich in gewisser Weise Fatalist geworden; aber dieses Stück wird doch eine Art Fahne. Haben Sie übrigens keine Angst vor irgend welchem Tendenzwesen; ich sehe auf die Charaktere, auf die sich kreuzenden Pläne, auf die Geschichte und gebe mich nicht mit der „Moral" des Ganzen ab — vorausgesetzt, daß Sie unter der Moral der Geschichte nicht ihre Philosophie verstehen: denn daß eine solche als das endgültige Urteil über Kampf und Sieg zum Vorschein kommen wird, versteht sich von selbst. Doch all das kann nur praktisch veranschaulicht werden.

Ihr voriger Brief über diesen Gegenstand hat mich nicht beunruhigt, erstlich, weil ich auf derartige Bedenken von Ihrer Seite vorbereitet war, und dann, weil ich den Stoff anders fasse, als Sie annehmen.

Ihr Buch habe ich erhalten; ich kann Ihnen nur sagen, daß es mir eine Lektüre bietet, zu der ich immer wieder zurückkehre.

Ja, lieber vortrefflicher Brandes, es ist mir unfaßbar, wie Sie mißmutig sein können. Ihnen ist ja doch die geistige Berufung so klar und unzweideutig zuteil geworden wie nur wenigen Menschen. Wozu also dieser Mißmut? Dürfen Sie das? Im übrigen seien Sie nur davon überzeugt, daß ich Sie völlig verstehe.

Sie tun mir gewiß den Gefallen, einliegende Visitenkarte an den cand. mag. Fr. Knudtzon, Amaliengade, zu befördern. Sollten Sie ihn irgendwo persönlich sehen, so grüßen Sie ihn von mir. Ich schätze ihn in vielen Beziehungen hoch;

— ich kann auch sagen, daß er ein begeisterter und unbedingter Bewunderer von Ihnen ist.

Und nun zum Schlusse herzlichen Dank für den Besuch in Dresden. Das waren Festesstunden für mich. Glück, Mut, Gesundheit und alles Gute!

Ihr getreuer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Dresden, 4. April 1872.

In diesem Augenblick erhielt ich Ihren Brief und beantworte ihn umgehend.

Was sind das für unglaubliche Dinge, die Sie da schreiben! Und ich, der Sie in Glück und Triumph schwelgend glaubte! Aber Sie müssen doch in jedem Fall ein Heer hinter sich haben. Vergessen Sie nicht, daß es Rekruten sind, die Sie ins Feuer führen; das erste Mal weichen sie, das zweite Mal halten sie stand, nachher folgen sie Ihnen zu Sturm und Sieg.

Die liberale Presse verschließt sich Ihnen. Ja, natürlich! Ich habe Ihnen gegenüber einmal meiner Verachtung für die politische Freiheit Ausdruck gegeben. Damals haben Sie widersprochen. Aus Ihrem Märchen vom „Rotkäppchen" ersehe ich, daß Sie gewisse Erfahrungen gemacht haben. Lieber Freund, die Liberalisten sind die ärgsten Feinde der Freiheit. Unter dem Absolutismus gedeihen Geistesfreiheit und Gedankenfreiheit am besten; das hat sich in Frankreich, später in Deutschland und jetzt in Rußland gezeigt.

Aber ich will auf das kommen, was in dieser Zeit unablässig meine Gedanken beschäftigt und die Ruhe meiner Nächte gestört hat. Ich habe Ihre Vorlesungen gelesen.

Ein gefährlicheres Buch konnte einem trächtigen Dichter gar nicht in die Hände fallen. Es ist eins von den Büchern, die eine gähnende Kluft legen zwischen dem Gestern und dem Heute. Als ich in Italien gewesen war, da begriff ich nicht, wie ich hatte ein Dasein führen können, bis ich dort gewesen war. In zwanzig Jahren wird man nicht verstehen, wie man vor diesen Vorlesungen geistig daheim hat leben können. Was Steffens für seine Zeit getan hat, davon habe ich keine klare Vorstellung; aber ich nehme an, daß es die formale Ästhetik war, der er eine neue Gestalt gegeben hat. Ihr Buch ist nicht Literaturgeschichte im alten Sinn, auch nicht Kulturgeschichte; ich will mir nicht die Mühe geben, einen Ausdruck zu finden für das, was es eigentlich ist. Mir kommt es vor wie die Goldfelder Kaliforniens, als sie zuerst entdeckt wurden; man wurde auf ihnen Millionär oder man ging im Elend unter. Ist nun unsere geistige Konstitution daheim robust genug? Ich weiß es nicht; aber darauf kommt es auch nicht an. Was die Idee der Zeit nicht ertragen kann, muß fallen.

Sie sagen, in der philosophischen Fakultät seien alle Stimmen gegen Sie. Lieber Brandes, möchten Sie es anders wünschen? Ist es nicht die Fakultätsphilosophie, der Sie zu Leibe gehen? Ein Krieg wie Ihrer soll nicht von einem königlich angestellten Beamten geführt werden. Wenn man Ihnen nicht die Tür verschlösse, so wäre das ja der Beweis, daß man Sie nicht fürchtete.

Was nun die Agitation gegen Sie betrifft, die Lügen, Verleumdungen usw., so will ich Ihnen einen Rat geben, der, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, probat ist. Seien Sie vornehm! Vornehmheit ist die einzige Waffe gegen so etwas. Blicken Sie gerade aus; erwidern Sie nie ein Wort in den Zeitungen; wenn Sie in Ihren Schriften polemisieren, so richten Sie die Polemik nie gegen diesen oder jenen bestimmten Angriff; lassen Sie es sich nie anmerken, daß sich ein einziges Wort Ihrer Feinde in Ihnen festgebissen hat. Kurz: treten Sie auf, als ob Sie gar nicht ahnten, daß ein Widerstand existiert. Und wieviel Lebenskraft trauen Sie wohl den Attentaten Ihrer Widersacher zu? In früheren Zeiten, wenn ich morgens einen Angriff auf mich las, dachte ich: Jetzt bin ich doch vernichtet! Jetzt kann ich mich nie wieder erheben! Ich habe mich doch wieder erhoben. Kein Mensch denkt mehr daran, was geschrieben wurde, und ich selbst habe es längst vergessen. Also, machen Sie sich nur nicht gemein mit allerhand Pack und dergleichen. Fangen Sie eine neue Reihe von Vorlesungen an, unbeirrt, unerschütterlich, mit einer irritierenden Gemütsruhe, mit vergnügt abfertigender Geringschätzung für alles, was zur Rechten und zur Linken zusammenkracht. Glauben Sie, die Wurmstichigkeit wird widerstehen können?

Was bei diesem Kampf aufs Messer herauskommt, der zwischen zwei Epochen geführt wird, das weiß ich nicht: alles, nur nicht das Bestehende, und das ist für mich bestimmend. Vom Sieg verspreche ich mir eigentlich keine stabile Verbesserung: alle Entwicklung ist bis jetzt nichts weiter gewesen als ein Taumeln von einem Irrtum in den anderen. Aber der Kampf ist gut, frisch, gesund. Ihre Erhebung erscheint mir als eine einzige große ganze, zersprengende und befreiende Genialitätsäußerung. Wenn die Alten über Gotteslästerung heulen, so sollten sie bedenken, daß sie selber die Lästerer sind: der große Betreffende hat schon mit Ihnen seine Absichten gehabt.

Ich höre, Sie haben einen Verein gegründet. Bauen Sie nicht unbedingt auf jeden, der sich Ihnen anschließt. Die Hauptsache ist, ob der Anschluß unter den entscheidenden Prämissen stattfindet. Ob Ihre Position dadurch gestärkt wird, weiß ich auch nicht; mir wenigstens scheint, der Einsame ist der Stärkste. Aber ich sitze ja hier unten im Trockenen, und Sie da oben stehen draußen mitten im Unwetter. Das ändert manches.

Leben Sie wohl für diesmal, lieber Brandes! Bewahren Sie mir und meiner Sache einen freundlichen Platz an der Seite dessen, was Ihnen von nun an das einzig Wichtige sein muß, weil es im Geist und in der Wahrheit Ihr eigen ist.

Entschuldigen Sie die Eile und den Mangel an Zusammenhang!

Ihr getreuer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Dresden, 31. Mai 1872.

Haben Sie Dank für Ihre letzten Zeilen. Ihre Verteidigungsschrift habe ich mit großem Interesse gelesen; aber ich kann den Gedanken nicht loswerden, dem

ich Ausdruck gegeben habe, noch ehe ich wußte, daß ein solches Buch erscheinen sollte — nämlich, daß Sie dem größten Teil Ihrer Widersacher zu viel Ehre erweisen, wenn Sie sich zu einer Verteidigung herablassen. Ihre Sache ist die Sache des Werdenden, und die verteidigt sich selbst, wenn man ihr nur Zeit läßt.

Voriges Mal habe ich in aller Eile geschrieben und war so von dem einen großen Thema erfüllt, daß ich ganz vergaß, Ihnen für die Besprechung meiner Gedichte zu danken. Sie kam zu mir wie der Brief eines Freundes, und wie einen solchen hätte ich sie beantworten sollen. Jetzt ist es zu spät, und ich möchte es bis zu einem persönlichen Zusammentreffen aufschieben.

Ja — wie und wo werden wir uns im Sommer treffen können? Nach Kopenhagen kann ich nicht kommen, kann überhaupt Dresden schwerlich verlassen. Aber wie wäre es, wenn Sie einen Ausflug nach Deutschland machten und hier Verbindungen einleiteten? Denken Sie nicht an eine Übersetzung Ihrer Vorlesungen? In einem Brief, den ich vor ein paar Tagen erhielt, bezeichnet Adolf Strodtmann Sie als „den geistvollsten aller modernen Kritiker". Daß Sie dies und außerdem noch viel mehr sind, glaube und weiß ich, und deshalb weiß ich auch, daß Sie nicht in die Welt gesetzt sind, um nur für unseren skandinavischen Norden zu wirken. Kommen Sie hierher, wenn Sie können!

Es hat mich gewundert, daß Sie nicht daran gedacht haben, in Schweden Vorlesungen zu halten. Die Schweden stehen in gewissen Richtungen hinter uns anderen Skandinaviern in der Entwicklung zurück; aber gerade darum stehen sie dem Kommenden näher; denn unser Vorsprung vor ihnen ist ein Vorsprung auf einen Abweg.

Mit „Julian" ringe ich ständig. Ich hätte die größte Lust, mich vor Ihnen auszusprechen über dieses Stück; aber ich fühle, ich kann es nicht, ohne mich der Gefahr auszusetzen, mißverstanden zu werden.

Ich darf doch annehmen, daß mein voriger Brief in Ihren Besitz gelangt ist? Beabsichtigen Sie, Ihre neuen Vorlesungen sogleich drucken zu lassen?

Ich hätte noch über eine ganze Menge von Dingen zu schreiben; aber solange ich noch auf die Möglichkeit hoffe, daß wir uns in einiger Zeit sehen können, möchte ich es aufschieben. Schreiben Sie bald! Ihr getreuer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Berchtesgaden in Bayern, 23. Juli 1872.

Wenn Sie die Ursache erfahren, werden Sie mir mein langes Stillschweigen nicht übel nehmen: denn diesmal bin ich wirklich im Gegensatz zu sonst ganz unschuldig.

Ich bin nämlich in Böhmen und anderen österreichischen Landesteilen umhergestreift und jetzt endlich hier im bayerischen Tirol gelandet, wo ich auf vier bis fünf Wochen feste Wohnung genommen habe. Hier habe ich Ihren Brief vorgefunden.

Daß Sie vorhatten im Sommer nach Dresden zu kommen, konnte ich Ihren früheren Äußerungen gewiß nicht entnehmen, sonst hätte ich mich sicherlich in anderer Weise arrangiert. Aber der Sommer ist lang hier unten, und wenn Sie im

September kommen, werden Sie mich ganz sicher treffen und sollen mit offenen Armen empfangen werden.

Ich habe bei dem Gedanken, einen Beitrag für Ihre Zeitschrift zu liefern, so wenig Schrecken empfunden, daß ich im Gegenteil mir eine Liste von allerlei Dingen gemacht habe, die ich gern aussprechen möchte, und die Sie vielleicht brauchen könnten — alles in Form von Reimbriefen über verschiedene Verhältnisse in Politik, Literatur und dergleichen mehr — bei uns und in jetziger Zeit überhaupt. Es würde gewissermaßen mein Glaubensbekenntnis sein. Eine direkte Hilfe für Sie und Ihre Sache würde es nicht werden, — aber, lieber Brandes, auf andere Weise kann ich nicht mittun. Ich muß mich in den Grenzen dessen halten, was mein eigen ist; hierum kreisen alle meine Gedanken. Das Gebiet hat keine große Ausdehnung, aber ich bearbeite es nach bestem Vermögen. Sehen Sie hierin nur nicht etwas Egoistisches!

Wann ich damit beginnen kann, weiß ich jedoch noch nicht. Das Ungeheuer „Julian" hat mich noch so fest in seinen Krallen, daß ich ihm nicht entschlüpfen kann. Doch hierüber können wir uns noch des Näheren besprechen, am liebsten mündlich. Die Furcht als Parteigänger angesehen zu werden, hege ich ganz und gar nicht, und ich kann es im Grunde nicht recht begreifen, daß man mich jetzt als außerhalb der Parteien stehend betrachtet.

Daß Sie ein eigenes Organ für Ihr Werk brauchen würden, habe ich mir lange gedacht. Aber ich hätte allerdings nicht geglaubt, daß Sie es brauchen, um, wie Sie schreiben, „davon zu leben". Hat Dänemark denn wirklich keine Stelle für Sie frei? Ist die Professur besetzt? Und wenn — mit wem? Daß die alten Herren Sie nicht gern hereinlassen möchten, kann man ihnen nicht verdenken. Aber wer sollte es wagen, den Posten anzunehmen, wenn Sie übergangen worden sind? Wer sollte es wagen, sich als den Bevorzugten zu zeigen, ohne bei dem Vergleich vor Scham in die Erde zu sinken? Ich begreife das nicht.

Es freut mich, daß Ihre Vorlesungen deutsch erscheinen. Einige Auszüge, die schon „Über Land und Meer" in der Übersetzung gebracht haben soll, haben viel Aufsehen und Interesse erregt. Ich hörte im Literarischen Verein in Dresden davon sprechen. Kommen Sie hierher! Das Ausland ist es, wo wir Nordländer unsere Feldschlachten gewinnen müssen. Ein Sieg in Deutschland, und Sie werden daheim der erste Mann sein.

Herzlichen Gruß und auf baldiges Wiedersehen! Ihr getreuer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Dresden, 30. April 1873.

Sie können sich mit Fug und Recht über meine Unpünktlichkeit im Briefschreiben beklagen. Zu meiner Entschuldigung mag dienen, daß ich, seit wir uns gesehen haben, kaum die Feder aus der Hand gelegt habe, es sei denn beim Essen und Schlafen.

Ich danke Ihnen herzlichst für die Bücher. „Ladislaus Bolski" habe ich mit großem Interesse gelesen, obwohl Ihre mündliche Darstellung des Inhaltes einen ganz ebenso starken Eindruck auf mich gemacht hat wie die Lektüre des Buches selbst.

Doch nun zu Stuart Mills Schrift! Ich weiß nicht, ob ich wagen darf mich über eine Sache zu äußern, in der ich nicht Fachmann bin. Allein wenn ich bedenke, daß es Schriftsteller gibt, die über Philosophie schreiben, ohne Hegel oder die deutsche Wissenschaft überhaupt zu kennen, so finde ich, daß recht vieles erlaubt ist. Ich will Ihnen also ehrlich bekennen, daß ich durchaus nicht verstehen kann, wie in der Stuart Millschen Richtung irgend ein Fortschritt oder eine Zukunft liegen soll. Ich begreife nicht, daß Sie sich die Mühe machen konnten, diese Schrift zu übersetzen, die in der philiströsen Manier einer Weisheitsleuchte an Cicero oder Seneca zu erinnern scheint. Es ist meine Überzeugung, daß Sie in der Hälfte der Zeit, welche die Übersetzung Ihnen gekostet haben mag, selber ein zehnmal besseres Buch hätten schreiben können. Ich glaube auch, Sie tun Stuart Mill gar sehr unrecht, wenn Sie an der Wahrheit seiner Versicherung zweifeln, daß er alle seine Ideen von seiner Frau habe.

Sie haben einmal in einem Gespräch gesagt: während die deutsche Philosophie es sich zur Aufgabe mache, den Begriff der Dinge zu bestimmen, gehe die englische Philosophie darauf aus, die Gesetze der Dinge nachzuweisen. Diese Äußerung machte mich begierig, etwas von den englischen Philosophen zu lesen; aber ich kann absolut nicht finden, daß Stuart Mill die von Ihnen angedeutete Aufgabe gelöst hat. „Die Dinge" sind ja doch etwas ganz anderes als allerhand unsaubere Vorkommnisse und Zufälligkeiten. Es kann außerordentlich viel Scharfsinn in einer solchen Schrift niedergelegt sein; aber wenn dies Wissenschaft ist, so ist „die christliche Ethik" auch ein wissenschaftliches Werk.

Ich mag mich nicht darauf einlassen, dies alles auf dem Papier weiter zu entwickeln; mündlich aber getraue ich mich, meine Ansicht zu verfechten.

Auf Ihr neues Buch über die deutsche romantische Schule freue ich mich sehr, und nicht minder darauf, daß wir uns wieder persönlich sehen werden. Aber wo? Nach München kann ich diesen Sommer nicht kommen. Aber können Sie ihren Weg nicht über Dresden nehmen? Ich reise gegen Mitte Juni von hier nach Wien und bleibe dort bis Ende Juli. Können Sie Ihren Reiseplan in Übereinstimmung hiermit arrangieren, so tun Sie es!

Unser gemeinschaftlicher Freund Adolf Strodtmann hat mir mein Gedicht „Des Nordens Signale" übel genommen. Ich habe ihm einen Brief geschrieben, weil er im Vorwort zu seinem Buch mein Gedicht ein Hohngedicht auf Deutschland genannt hatte. Aber da er in seiner Antwort die Äußerung einfließen ließ, er hätte nicht geglaubt, daß ich wünschte, man sollte in Deutschland nicht wissen, was ich in dänischen Blättern schreibe, so habe ich mich in dieser Sache nicht weiter mit ihm eingelassen. Ich habe natürlich nichts dagegen, daß man in Deutschland erfährt, was ich in Dänemark schreibe; wogegen ich aber protestieren muß, das sind falsche Auslegungen dessen, was ich schreibe. Das Gedicht ist allerdings ein Hohngedicht, aber nicht auf Deutschland. Es gibt daheim in unseren eigenen Ländern viel zu viel, an dessen Verhöhnung mir etwas gelegen ist, als daß ich mir die Mühe nehmen sollte, die Deutschen zu verhöhnen. Das sei für heute genug über Strodtmanns Buch, über das ich Ihnen übrigens mündlich mancherlei zu sagen habe.

Also — kommen Sie bald hierher! Sie werden mit Freuden erwartet, trotz den Meinungsverschiedenheiten in vielen Stücken. Unter allen Umständen lassen Sie wohl von sich hören, und ich verspreche Ihnen pünktlicher im Antworten zu sein: denn jetzt kann ich so ungefähr ganz über meine Zeit verfügen.

Mit herzlichen Grüßen von meiner Frau und mir selbst

Ihr getreuer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Dresden, 8. September 1873.

In diesen Tagen ist es gerade ein Jahr her, daß wir miteinander hier in Dresden umherstreiften, und nun, da ich nach einem unstäten, ruhelosen Sommer wieder mein Winterquartier bezogen habe, denke ich täglich an die Wochen im vorigen Jahr zurück, als Sie Leben und Abwechslung in unser einsames Dasein brachten. Darum möchte ich Ihnen heute einige Zeilen schreiben, um doch wenigstens zu erfahren, wo und wie Sie leben. Denn ich weiß weder das eine noch das andere.

Zuerst muß ich aber ein Mißverständnis, oder wie ich es nennen soll, aufklären. Sie waren im Juli mit Ihrem Bruder und Ihrer Schwägerin hier. Ihre Frau Schwägerin hatte die Güte, uns mit Frau Falsen zu besuchen; und nachher sollen Sie, wie Frau Falsen sagte, Verwunderung darüber geäußert haben, daß meine Frau Sie „nicht habe empfangen wollen"! Meine Frau bittet mich, Ihnen zu sagen, daß eine solche Vermutung Ihrerseits auf einem Mißverständnis beruhen muß. Sie rechnete darauf, Sie wie auch Ihren Bruder zu sehen, aber Sie kamen nicht. Was man Ihnen hinterbracht haben kann, weiß ich nicht. Aber die Sache ist mir keineswegs unerklärlich; denn schon am Ende Ihres vorigen Aufenthaltes in Dresden hatte es den Anschein, als ob hier einer wäre, der mit einer Art Ängstlichkeit darüber zu wachen schien, daß Sie nicht allzu häufig und in ungestörter Vertraulichkeit mit uns zusammenkämen. Lieber Brandes, Sie sind ein bißchen schwatzhaft, und es sieht wirklich aus, als hätte einer diese Eigenschaft gefürchtet; aus welchem Grund, will ich ungesagt sein lassen.

Ich schreibe dies, weil Sie wissen sollen, daß Sie das Opfer einer Mystifikation gewesen sind, und weil Sie an uns wirkliche Freunde haben, nicht nur Bekannte von der Sorte, die entgegenkommt oder sich zurückzieht — je nach den Umständen.

In Wien habe ich mich im Sommer ein paar Monate als Mitglied der Kunstjury aufgehalten, später habe ich einige Wochen auf dem Lande hier in Sachsen verbracht, und habe in der ganzen Zeit keine Gelegenheit gehabt, unsere Zeitungen zu verfolgen, wie auch meine briefliche Verbindung mit Dänemark und Norwegen sich auf geschäftliche Dinge beschränkt hat. Ich weiß deshalb ganz und gar nicht, was Sie treiben oder wo Sie sich aufhalten. Sagen Sie mir vor allem, was aus dem längeren Aufenthalt in Deutschland wird, den Sie vorhatten? Es gibt unendlich viel, worüber ich gerne mit Ihnen gesprochen hätte, und so etwas kann erschöpfend nur mündlich geschehen. Mir scheint, viele Zeichen deuten darauf hin, daß etwas Neues im Werden ist. Oder was sagen Sie zu der Wallfahrtsmanie

in dem Frankreich Renans? Über dies und über manches andere will ich mich jedoch hier nicht weiter auslassen, um nicht Gefahr zu laufen, mißverstanden zu werden.

Mein neues Buch erwarte ich jeden Tag. Ich bin sehr gespannt zu hören, was Sie darüber sagen werden. Aus Norwegen schreibt man mir, Björnson soll, obgleich er das Buch nicht kennen kann, es für „Atheismus" erklärt und hinzugefügt haben, daß es natürlich mit mir dahin kommen mußte. Was das Buch ist oder nicht ist, habe ich keine Lust zu untersuchen; ich weiß nur, daß ich energisch ein Bruchstück der Menschheitsgeschichte gesehen habe, und was ich sah, das habe ich wiederzugeben versucht.

Ich hoffe, daß dieser Brief Sie erreicht, wo Sie sich auch für den Augenblick aufhalten mögen, und ist dies der Fall, so lassen Sie bald von sich hören, es sei denn, Sie wollen oder können mir die noch größere Freude bereiten, persönlich zu kommen.

Und somit für diesmal ein herzliches Lebewohl und — wenn es mir gestattet ist — einen verbindlichen Gruß an Ihren Bruder von Ihrem getreuen Henrik Ibsen.

P. S. Bitte grüßen Sie auch Herrn Drachmann. Er dachte halbwegs daran, hierher zurückzukehren. Ich möchte aus verschiedenen Gründen wünschen, ungestörter als das letzte Mal während eines längeren Besuchs mit ihm zusammenzutreffen. H. J.

Lieber Brandes! Dresden, 16. Oktober 1873.

In Ihrem letzten Brief wundern Sie sich, daß ich mit keinem Wort den zweiten Teil Ihrer Literaturgeschichte erwähnt habe, den Sie im Sommer die Güte hatten mir zu schicken. Ich kann darauf nur antworten, daß ich ebenso verwundert war, als ich dies hörte. Denn ich war der festen Meinung, ich hätte Ihnen kurz vor meiner Abreise nach Wien recht ausführlich über das Buch geschrieben. Ich muß es also doch versäumt haben und bitte Sie recht herzlich, mir die Unaufmerksamkeit zu verzeihen.

Sie scheinen in Ihrem letzten Brief in Ungewißheit darüber zu schweben, was für einen Eindruck ich von dem Buch empfangen habe. Lieber Brandes, wenn ich nicht ganz sicher wäre, daß Sie dies gar nicht im Ernst meinen, so hätte ich Ihnen umgehend geantwortet. Aber ich war so ziemlich überzeugt, daß Sie wohl fühlen mußten, ich hätte denselben Eindruck, den ich vom ersten Band empfing, auch vom zweiten Band empfangen. Sie wissen wohl, daß Ihr Werk in meinen Augen epochemachend ist für unsere Lebensanschauung, und daß dies in der Heimat allgemein anerkannt werden wird, wenn auch erst etliche Jahre darüber hingehen müssen. Sie sagen, daß die Zeitungen in Dänemark das Buch totgeschwiegen haben; aber andere Dänen erzählen etwas ganz anderes. Daß die Zeitungen dazu geschwiegen haben, kann wohl sein; aber daß es ihnen gelungen sein sollte, dem Buche das Leben wegzuschweigen, das verhält sich denn doch nicht so. Ich finde es ganz erklärlich, wenn der zweite Teil nicht den Sturm erregt hat wie der erste; denn er revoltiert ja nicht so unmittelbar gegen unsere Zustände. Aber diese Tatsache — vorausgesetzt, daß sie wirklich existiert — gibt keinen Maßstab dafür, daß das Buch nicht kräftig eingeschlagen hat. Alles dies braucht auch ein Fremder

Ihnen nicht zu sagen, denn Sie haben genug überlegene Kritik, es sich selbst zu sagen. Ich habe deshalb offen gestanden keinerlei tiefen Drang in mir gespürt, Sie in dieser Sache zu trösten. Ich verstehe ja gewiß sehr gut, daß manchmal der Mißmut Sie packt, so wie Sie in der Heimat dastehen — umringt vom Jammer der Borniertheit, soweit das Auge blickt. Zugleich aber weiß ich auch, daß Sie darum doch große, schöne Stunden haben, in denen Sie mit mutiger Sicherheit sehen, wo das Recht ist, und was einst kommen wird.

Das habe ich Ihnen in aller Kürze sagen wollen. Zu einer Kritik fühle ich mich nicht berufen; das liegt nicht in meiner Sphäre und könnte keinerlei Wert für Sie haben. Sie haben in mir einen frohen und dankbaren Leser, nichts anderes.

Und machen Sie sich nur getrost an die Fortsetzung! Ich glaube, die Zeit ist günstig. Wenn wir auf die Entwicklungsgeschichte Skandinaviens zurückblicken, so zeigt es sich, daß wir nicht in gleichem Tempo und Schritt neben und mit den Kulturvölkern vorwärtsschreiten. Diese gehen ab und zu eine Strecke Wegs vorwärts, ohne daß wir es merken. Europa kommt ab und zu wie eine Überraschung über uns. Ein solcher Moment kann jetzt unmöglich lange auf sich warten lassen; und dann werden sie in der Heimat allesamt das rechte Auge für Ihr Buch haben, — und behaupten, sie hätten es immer gehabt. Der Umschlag wird auf einmal da sein, und das Buch wird ohne Probezeit adoptiert werden.

Wenn Sie diese Zeilen erhalten, wird „Kaiser und Galiläer" wahrscheinlich in Ihren Händen sein. Die Ereignisse hier im Ausland haben es so gefügt, daß diese Dichtung zeitgemäßer geworden ist, als ich selbst geglaubt hatte.

Darf ich Sie bitten, Ihrem Bruder für den Besuch zu danken, den er mir in Wien zugedacht hat, und um den ich zu meinem großen Bedauern gekommen bin. Es würde mir lieb sein, Sie oder ihn hier in Dresden zu sehen. Und somit, lieber Freund, einen herzlichen Gruß von Ihrem getreuen Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Dresden, 20. April 1874.

Ich meinerseits habe es gewiß nicht verdient, daß Sie an meinem Geburtstag sich meiner erinnert und mich durch einen freundlichen Brief erfreut haben; und ich danke Ihnen von Herzen dafür und bitte Sie, überzeugt zu sein, daß meine Gedanken öfter bei Ihnen sind, als Sie nach meiner Saumseligkeit im Briefschreiben vermuten können.

Ich bin nicht dazu gekommen, Ihren früheren, die geplante Zeitschrift betreffenden Brief zu beantworten, und zwar deshalb, weil ich zu lange darüber spekulierte, was und wie ich antworten sollte. Es war mir nämlich immer klarer geworden, daß es sich hier nicht um ein nacktes Ja oder Nein handelte. Sollte ich aufrichtig sein — und das wollte ich sein —, so hatte ich weit mehr zu sagen. Aber dies, schien mir, könnte am besten mündlich geschehen, und deshalb wartete ich, in der Hoffnung, in nicht zu ferner Zeit Sie hier in Dresden wiederzusehen, eine Hoffnung, die jedoch jetzt sobald nicht in Erfüllung gehen wird, — und darum will

ich auch nicht länger mit meiner Auffassung der Sache zurückhalten. Nehmen Sie mir nun meine Geradheit nicht übel!

Es war Ihr und Ihres Bruders Plan, „eine Zeitschrift" herauszugeben. Aber, welcher Art, — eine dänische oder eine skandinavische? Die dänischen Literaten mögen wohl Abonnenten und einen Leserkreis in allen nordischen Ländern haben; doch sie leben und atmen und fühlen nur in der Kopenhagener Luft. Wofür oder wogegen in Euren Zeitschriften und Eurer Tagespresse gekämpft wird, betrifft durchweg das, was bei Euch auf der Tagesordnung ist: nur Eure eigenen oder richtiger die Kopenhagener Streitigkeiten in Philosophie, Politik usw. erscheinen Euch von Bedeutung. Ja, Ihr wißt im Grunde gar nicht Bescheid mit etwas anderem oder etwas mehr, soweit Skandinavien in Frage kommt. Was dagegen das Ausland angeht, so seid Ihr recht wohl orientiert. Speziell was die norwegische Eigenart betrifft, ist es fast eine Gnade von dänischer Seite, daß ihr gestattet wird, sich in der Literatur zu offenbaren. Ist man freundlich gesinnt, so werden Entschuldigungen vorgebracht; im entgegengesetzten Fall wird gespottet, immer in der Voraussetzung, daß das Dänische das Normale ist. Was wissen die Kopenhagener von unseren inneren Verhältnissen, von unserer Politik und unseren Politikern? Nichts. Wir, die Norweger und zum Teil die Schweden, wissen in allen Euren Dingen Bescheid. Ihr wißt knapp Bescheid in irgend einer Frage, die uns berührt. Die Kopenhagener Unwissenheit in skandinavischen Angelegenheiten ist so beispiellos, daß sie ihresgleichen nur im Kopenhagener Hochmut findet.

Dies ist — zusammengedrängt auf ein Tausendstel dessen, was ich zu sagen hätte — der Grund, daß die Kopenhagener Zeitschriften nicht bestehen können. Eure zwei Millionen Menschen können eine Zeitschrift nicht erhalten; wenn sie gehen soll, so dürft Ihr nicht nach Kopenhagener Art vornehm die vier Millionen Schweden, die zwei Millionen Norweger, die eine Million Finnländer und die fast ebenso zahlreiche skandinavische Bevölkerung Amerikas übersehen. Das macht zusammen gegen zehn Millionen Menschen. Gebt allen Kopenhagener Partikularismus auf; schreibt für sie alle, dann tue ich mit. Aber offen gestanden finde ich es nicht der Mühe wert, mich literarisch vor der Kopenhagener Bevölkerung innerhalb der Wälle und draußen auf den Brücken auszusprechen.

Ich weiß ja wohl, daß Sie in vielen Stücken in Opposition stehen gegen dieses Kopenhagener Wesen; aber trotzdem sind Sie unbewußt darin befangen. Der ganze erste Band Ihrer Literaturgeschichte ist mehr eine Polemik gegen die Kopenhagensche als gegen die nordische Borniertheit; es sind spezifisch Kopenhagener Richtungen in Literatur, Kultur und Kunstanschauung, die bekämpft werden, und diese Begrenzung des Schlachtfeldes ist es, über die nach meiner Meinung ein Autor bei uns wie anderwärts hinauskommen muß, wenn er durchdringen soll.

Dies, lieber Brandes, betrachten Sie, bitte, als eine freundschaftliche Aufforderung hierher zu kommen, damit wir gemeinschaftlich unsere Kriegspläne entwerfen können. Den Gedanken an die Zeitschrift sollen Sie nicht aufgeben; aber sie muß absolut auf einer umfassenderen Basis angelegt werden als frühere

dänische Zeitschriften, wenn sie Ihren Ideen die verdiente Verbreitung schaffen und Ihnen eine behagliche, sorgenfreie Existenz sichern soll.

Über die vielen anderen Dinge will ich mich heute nicht verbreiten; aber denken Sie darüber nach, was ich gesagt habe, und schreiben Sie bald

Ihrem stets getreuen Freunde Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Dresden, 30. Januar 1875.

Um Sie davon zu überzeugen — was Sie wohl im Grunde nicht bezweifeln —, daß Sie in ganz besonderem Maße die Gunst der Götter genießen, will ich heute alles andere liegen lassen, um Ihren vorgestern empfangenen Brief zu beantworten.

Für die Hefte von Ihrer und Ihres Bruders Zeitschrift, die ich erhalten habe, danke ich verbindlichst; ich habe manches darin gefunden, was mich in hohem Grade interessiert hat. Aber ich kann die Vorstellung nicht los werden, daß sie sich bisher zu überwiegend als dänische oder richtiger als Kopenhagener Zeitschrift präsentiert hat, während die Aufgabe absolut die sein muß, sie zu einer skandinavischen zu machen. Hier in Deutschland gründet man keine Zeitschriften für Baden oder für Hessen-Cassel, und Dänemark allein wird auch eine solche gar nicht erhalten können. Haben Sie nicht daran gedacht, bei Professor Sars, bei O. Skavlan oder bei Fr. Baetzmann in Christiania Unterstützung zu suchen? In Schweden besonders müßten Sie meines Erachtens auf viele Mitarbeiter rechnen können. Einen einzelnen Beitrag haben Sie, wie ich sehe, von dort schon erhalten; aber gerade dieser zeigt genugsam den exklusiv dänischen Charakter der Zeitschrift, da man sich bemüßigt gesehen hat, den schwedischen Beitrag in — dänischer Übersetzung zu bringen! Warum? Rechnet denn die Zeitschrift nicht auch auf Leser in Schweden? Und glaubt man in Kopenhagen, die Schweden wollen schwedische Originalartikel in dänischer Übersetzung lesen? Oder sind die Dänen der schwedischen Sprache wirklich noch so unkundig, daß Mitteilungen von dort nur in Übersetzungen verstanden werden können? In diesem Fall steht es schlecht um die Aussichten für unsere allerwichtigste Sache. Ich habe freilich das Gefühl, lieber Brandes, daß Sie nicht gar zu viel für diese Sache übrig haben; aber ich für mein Teil müßte nicht so lange in Deutschland gelebt haben, wie es der Fall ist, wenn mir nicht die Augen darüber aufgegangen wären, daß dies Eine die Hauptsache ist, und daß die übrigen Ziele verhältnismäßig untergeordnet sind.

Weshalb stehen Sie und wir anderen, die einen europäischen Standpunkt einnehmen, so isoliert in der Heimat? Weil diese unsere Heimat kein ganzer zusammenhängender Staatsorganismus ist; weil man in der Heimat kommunale Gedanken und Gefühle und Anschauungen hat, nicht nationale, nicht skandinavische. Auf die politische Organisation lege ich kein so großes Gewicht; aber umsomehr auf ein Zusammenarbeiten unserer Nationalauffassungen. Sie nennen Ihre Zeitschrift „Das neunzehnte Jahrhundert“, — aber welch verschiedene Physiognomie hat nicht dieses selbe Jahrhundert augenblicklich in Dänemark, in Schweden, in Norwegen?

Und glauben Sie, daß dieser Bruchteil von Europäismus, den jeder unserer Volkszweige aufzuweisen hat, eine genügende Grundlage abgeben kann für alles, was Sie vorzubringen wünschen? Nur die ganzen Nationen können an einer Kulturbewegung mitwirken. Eine Frontveränderung in der Lebens- und Weltanschauung ist keine Kommunalsache; und wir Skandinavier sind in den Augen von Europa noch nicht über den Gemeinderatsstandpunkt hinausgekommen. Aber nirgends befaßt sich ein Gemeinderat damit, „das dritte Reich" zu erwarten und zu fördern.

Jedoch — bei diesen Betrachtungen will ich mich nicht weiter aufhalten; ich gehe lieber dazu über, Ihren Brief direkt zu beantworten.

Es verhält sich allerdings so, daß ich Herrn Hegel versprochen habe, einige Gedichte als Beitrag für die Zeitschrift zu senden; aber teils behandeln diese Gedichte spezifisch norwegische Angelegenheiten, so daß ich nach reiflicherer Erwägung befürchten mußte, sie möchten, was den Inhalt betrifft, für die Kopenhagener beinahe „schwedisch" sein; und teils sind sie noch nicht durchgearbeitet und liegen in der ersten rohen, formlosen Gestalt als bloßer Entwurf vor. Hier handelt es sich also um etwas mehr als um ein „Durchsehen". Dagegen muß ich gestehen, daß ich nicht daran gedacht habe, sie „unverbesserlich zu machen". Dies wäre auch unnötig, denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß man in Dänemark wie anderwärts mehr als geneigt zu sein pflegt, dem Unverstandenen den besten Sinn unterzulegen. Sie sollen jedoch die Gedichte bekommen; aber der Sicherheit wegen halte ich mich an die von Ihnen angesetzte äußerste Lieferungsfrist — „April oder Mai".

Daß ich Ihnen zu der Bemerkung, es werde nichts „Kompromittierendes" für mich haben, in Ihrer Zeitschrift zu schreiben, irgend welche Veranlassung gegeben hätte, wüßte ich nicht, und gewiß würde es Ihnen, ebenso wie jedem andern, außer mir selbst, schwer fallen zu entscheiden, was ich für das „Kompromittierendste" halte, — mit Bischof Martensen zusammenzuarbeiten oder mit dem seligen David Strauß.

Unfaßlich ist mir, daß Sie an meiner Äußerung Anstoß nehmen konnten, die Zeitschrift würde Ihnen unter einer bestimmten Voraussetzung eine behagliche Existenz schaffen. Ich, der ich mich Ihrer Briefe ebenso gut entsinne, wie Sie sich der meinen zu entsinnen scheinen, kann Ihnen versichern, daß diese Tirade einfach eine Antwort auf eine Äußerung ist, die in einem Ihrer eigenen Briefe vorkommt, und ich begreife nicht, wie sich in unserer Zeit einer dadurch verletzt fühlen kann, daß man von ihm annimmt, er beanspruche, von dem leben zu können, für das er lebt.

Empfangen Sie meinen besten Dank, daß Sie in Ihrer Zeitschrift Raum für „Kaiser und Galiläer" gehabt haben. Ich hätte Ihnen übrigens in dieser Sache viel zu sagen: in brieflichem Verkehr muß ich mich jedoch auf die Bemerkung beschränken, daß ich einen inneren Widerspruch in Ihrem Urteil über die in meinem Buch enthaltene Notwendigkeitslehre finde, wenn ich diese Ihre Mißbilligung mit Ihrer Anerkennung von etwas Ähnlichem in Paul Heyses „Kindern der Welt" vergleiche. Denn nach meiner Meinung kommt es ungefähr auf eins heraus,

ob ich vom Charakter einer Person sage: „das liegt im Blut", oder ob ich sage: „er ist frei — unter der Notwendigkeit."

Im April ziehe ich nach München, um mich dort niederzulassen. Haben Sie nicht bald eine neue Reise ins Ausland vor? Ich meine, Sie müßten die Zeitschrift leichter vom Ausland aus redigieren können als in der Heimat. Alles, was ich Ihnen sonst zu sagen hätte, muß für ein anderes Mal bleiben. Schreiben Sie bald

Ihrem getreuen Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! München, 2. Mai 1875.

Wie gewöhnlich habe ich Sie ungebührlich lange auf Antwort warten lassen; aber ich habe seit Mitte vorigen Monats nicht die Feder in die Hand genommen, und heute sind Sie der erste, an den ich schreibe. Ich habe nämlich in dieser Zeit meinen Umzug nach München bewerkstelligt und bin erst gestern in meine neue Wohnung gezogen. Nehmen Sie darum heute mit wenigen Worten vorlieb.

Ich habe nicht versprochen — und konnte angesichts meines bevorstehenden Wohnungswechsels nicht versprechen —, Ihnen für das April- oder Maiheft Ihrer Zeitschrift einen Beitrag zu senden; aber ich habe versprochen, Ihnen im April oder Mai einen Beitrag zu schicken, und dieses Versprechen werde ich halten.

Mein Plan ist nun entworfen und reif. Ich möchte Ihnen nichts Altes schicken, das keinen Zusammenhang mit dem Unternehmen hat: sondern ich möchte eine Reihe von Reimbriefen an Sie richten, die in leichter Form die geistigen Bewegungen der Zeit behandeln sollen, so wie sie sich mir darstellen. Ich möchte rückhaltlos schreiben, wie ein Freund dem andern schreibt, und ich denke, Sie sollen erkennen, daß wir in mehr Punkten einig sind, als Sie jetzt zu vermuten scheinen.

Dies wird in der nächsten Zukunft meine ausschließliche Beschäftigung bilden, und ich freue mich sehr darauf, ans Werk zu gehen. Mehr will ich heute von der Sache nicht schreiben.

Ich habe große Lust, Paul Heyses Bekanntschaft zu machen; aber ich habe auch meine Bedenken dabei, wenn ich mich erinnere, wie man mir von Kopenhagen aus in mindestens zwei Fällen bei Adolf Strodtmann entgegengearbeitet hat. Schreiben Sie an Dr. Heyse, so führen Sie mich mit ein paar guten Worten ein. Ich habe meine Visitenkarte bei ihm abgegeben, jedoch ohne meine Wohnung zu vermerken, und habe ihn so bis heute nicht gesehen.

Kommen Sie nicht bald wieder hierher? Meine Adresse ist: Schönfeldstraße 17, 3. Eingang parterre. Es wäre uns lieb, Sie hier bei uns eintreten zu sehen.

Ihr getreuer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Kitzbüchel, 16. September 1875.

Entschuldigen Sie, daß ich nicht eher von mir habe hören lassen. Ihre beiden Postkarten habe ich gestern erhalten. Für das Oktoberheft ist es mir unmöglich,

einen Beitrag zu liefern; mir geht nämlich zur Zeit eine größere dramatische Arbeit im Kopf herum, und das schließt notwendigerweise jede Beschäftigung mit etwas anderem aus. Ende des Monats kehre ich nach München zurück und beginne dann ernstlich mit dem Niederschreiben. Wenn ich kann, werde ich „zwischen den Akten" sehen, etwas für Sie fertig zu machen. Aber Sie haben schwerlich eine Vorstellung davon, was für eine Masse Zeit ich brauche, um solch einen kleinen Beitrag zuwege zu bringen. Die Niederschrift selbst zählt natürlich gar nicht; aber ich darf getrost sagen, das letzte Gedicht, das ich Ihnen sandte, hat mich einen ganzen Monat ausschließlich in Anspruch genommen. Ich kann also jetzt für dergleichen nur die Pausen benützen. Aber später sollen Sie bestimmt etwas von mir haben. Seien Sie versichert, daß ich gern für Sie und mit Ihnen schreibe! Dies in aller Kürze für heut.

Mit herzlichem Gruß von meiner Frau und mir selbst Ihr getreuer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Rom, 3. Januar 1882.

Gestern hatte ich die große Freude, durch Hegel Ihre glänzende, klare und für mich so ehrenvolle Besprechung der „Gespenster" zu erhalten. Nehmen Sie meinen wärmsten und herzlichsten Dank für den unschätzbaren Freundschaftsdienst, den Sie mir aufs neue erwiesen haben! Jedem, der Ihren Artikel liest, müssen meines Erachtens die Augen aufgehen über das, was ich mit meinem neuen Buch gemeint habe, wenn man überhaupt sehen will. Denn ich werde den Gedanken nicht los, daß ein außerordentlich großer Teil der falschen Auslegungen, die die Zeitungen gebracht haben, wider besseres Wissen produziert worden ist. In Norwegen, glaube ich freilich, ist die verdrehende Salbaderei in den meisten Fällen unfreiwillig gewesen, und das läßt sich aus naheliegenden Gründen erklären. Da oben wird die Kritik teilweise von mehr oder weniger maskierten Theologen besorgt; und diese Herren sind in der Regel ganz außer stande, über Werke der Dichter vernünftig zu schreiben. Die Schwächung der Urteilskraft, die, wenigstens was Durchschnittsnaturen betrifft, die notwendige Folge einer dauernden Beschäftigung mit theologischen Studien ist, tritt nämlich besonders hervor, wenn es sich darum handelt, Menschencharaktere, menschliche Handlungen und menschliche Beweggründe zu beurteilen. Der praktische Geschäftsverstand dagegen leidet bei diesem Studium nicht so sehr. Deshalb sind die geistlichen Herren sehr oft ausgezeichnete Kommunalmänner, aber sie sind unbedingt unsere schlechtesten Kritiker.

Und was soll man von den Zuständen der sogenannten liberalen Presse sagen? Diese Führer, die von Freiheit und Freisinn reden und schreiben und sich doch gleichzeitig zu Sklaven der mutmaßlichen Meinungen ihrer Abonnenten machen! Es bestätigt sich mir mehr und mehr, daß etwas Demoralisierendes in der Beschäftigung mit Politik und in dem Anschluß an Parteien liegt. Unter keinen Umständen möchte ich mich je einer Partei anschließen, die die Majorität auf ihrer Seite hat. Björnson sagt: die Majorität hat immer recht. Und als praktischer

Politiker muß man das wohl sagen. Ich dagegen muß notwendigerweise sagen: die Minorität hat immer recht. Selbstverständlich denke ich nicht an die Minorität von Stagnationsmännern, welche von der großen Mittelpartei, die man bei uns die Liberalen nennt, achteraus gesegelt sind; sondern ich meine die Minorität, die da vorausgeht, wo die Mehrheit noch nicht hingelangt ist. Ich meine, das Recht hat der, der am innigsten mit der Zukunft im Bunde ist.

Dies habe ich niedergeschrieben als eine Art Rechtfertigung, wenn eine solche nötig sein sollte.

Auf den Sturm, der sich gegen die „Gespenster" erhoben hat, war ich vorbereitet. Aber ich finde, ich konnte keine Rücksicht darauf nehmen. Das wäre Feigheit gewesen.

Nicht weniger als für Ihren Artikel im „Morgenblatt" danke ich Ihnen für den Vortrag, den Sie über mich gehalten haben, und ebenso für die Absicht, diesen Vortrag nunmehr im Druck erscheinen zu lassen. Hegel schreibt, Sie möchten gern einige Stellen aus meinen Briefen aufnehmen. Ich habe natürlich nichts dagegen einzuwenden. Ich verlasse mich hierin wie in allem anderen unbedingt auf Sie. Wünschen Sie irgend etwas auch aus diesem Brief anzuführen, so steht Ihnen das frei.

Aber wenn ich daran denke, wie träg und schwer und stumpf das Verständnis in der Heimat ist, wenn ich das niedrige Niveau ins Auge fasse, auf dem die ganze Anschauungsweise steht, so kommt tiefer Mißmut über mich, und manchmal ist mir, als könnte ich mit meiner literarischen Tätigkeit ebensogut gleich Schluß machen. Bei uns zu Hause braucht man eigentlich keine Werke der Dichter: man behilft sich gerade so gut mit der „Storthingszeitung" und der „Lutherischen Wochenschrift". Und dann hat man ja auch die Parteiblätter. Ich habe kein Talent zum Staatsbürger, auch nicht zum Orthodoxen, und wozu ich kein Talent in mir fühle, davon lasse ich die Hände. Für mich ist die Freiheit die höchste und erste Lebensbedingung. In der Heimat schert man sich nicht viel um die Freiheit, sondern nur um Freiheiten — ein paar mehr, ein paar weniger, je nach dem Parteistandpunkt. Höchst peinlich bin ich auch berührt von dem Unfertigen, Ungeschlachten unserer öffentlichen Diskussion. Bei diesen ungemein löblichen Bestrebungen, unser Volk zu einer demokratischen Gesellschaft zu machen, ist man unversehens schon eine recht hübsche Strecke weit dahin gekommen, uns zu einer Plebejergesellschaft zu machen. Die Vornehmheit der Gesinnung scheint daheim in der Abnahme begriffen zu sein.

Hier muß ich für diesmal abbrechen. Übermitteln Sie Ihrer liebenswürdigen Frau unsere besten Grüße. Sie lebt unauslöschlich in unserer Erinnerung. Haben Sie Dank, lieber Brandes, für alles, was Sie für mich getan haben und ferner für mich tun! Ihr von Herzen ergebener Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Gossensaß, Tirol, 21. September 1882.

Ich habe nun etwas über eine Woche mein Manuskript vom Halse und kann nachgerade meine lange vernachlässigte Korrespondenz wieder aufnehmen.

Vor allen Dingen wende ich mich natürlich Ihnen zu und bitte Sie, meinen herzlichsten Dank für das literarische Porträt entgegenzunehmen, das Sie mit Freundeshand von mir entworfen haben. Ich bin, wie Sie sagen, ganz gewiß nicht unempfindlich gegen Ehrenbezeignungen. Doch von allen, die mir bisher zuteil geworden sind, stelle ich am höchsten doch die ehrende und ausführliche Darstellung, zu deren Gegenstand Sie mich schon bei lebendigem Leibe gemacht haben, Sie, der ja doch auf diesem Gebiet als erster unserer Zeit dasteht.

Wenn erst mein neues Schauspiel Ihnen in die Hände kommt, werden Sie verstehen, wie es mich interessiert, ich kann wohl sagen, amüsiert hat, mir die vielen verstreuten und hingeworfenen Äußerungen meiner Briefe an Sie in Erinnerung zu rufen, und Sie werden dann auch verstehen, wie höchlich es mich freuen mußte, daß Ihr Porträt von mir gerade jetzt unmittelbar vor dem Erscheinen dieser meiner neuen Arbeit herausgekommen ist. Ja, lieber Brandes, Sie sind mir in Wahrheit ein helfender Freund gewesen, diesmal wie immer.

Eine sachliche Ungenauigkeit in Ihrer Darstellung darf ich wohl berichtigen. Meine Eltern gehörten väterlicher- wie mütterlicherseits zu damaliger Zeit den angesehensten Familien Skiens an. Der langjährige Storthingsabgeordnete des Ortes, Stadtvogt Paus und dessen Bruder, der Hardesvogt Paus, waren meines Vaters Halbbrüder und Vettern meiner Mutter. Ebenso nahe verwandt waren meine Eltern mit den Familien Plesner, v. d. Lippe, Cappelen, Blom, also ungefähr mit allen Patrizierfamilien, die damals in Stadt und Umgegend dominierten. Mein Vater steckte als Kaufmann in einer vielgestaltigen und weitläufigen Tätigkeit und liebte in seinem Haus eine weitherzige Gastlichkeit. 1836 mußte er seine Zahlungen einstellen und behielt nichts weiter übrig als einen Landsitz in der Nähe der Stadt. Dahin zogen wir, und so kamen wir außer Zusammenhang mit den Kreisen, denen wir bis dahin angehört hatten.

In „Peer Gynt" habe ich die Verhältnisse und Erinnerungen meiner eigenen Kindheit als eine Art Modell für die Schilderung des Lebens im „Hause des reichen Jon Gynt" benützt.

In Ihren späteren Briefen haben Sie wiederholt einige Umstände berührt, über deren richtigen simplen Zusammenhang ich Sie bis jetzt nicht aufgeklärt habe. Während meines letzten zweitägigen Aufenthalts in Kopenhagen wurde mir gesagt, Sie wären aufs Land gereist, und da ich Sie und Ihre Frau nicht bei dem Hegelschen Diner sah, so konnte ich nicht denken, daß Sie sich in nächster Umgegend der Stadt aufhielten, und ich muß unbedingt annehmen, daß auch Hegel es damals nicht wußte. Daß ich zu der Zeit unseres Zusammentreffens in München Ihr Werk über Lassalle nicht gelesen hatte, lag einzig und allein daran, daß Hegel mir das Buch noch nicht geschickt hatte, was er sonst mit den Schriften seines Verlages zu tun pflegt, für die er ein Interesse bei mir voraussetzt. Ich trug mich auch damals mit Plänen zu den „Stützen der Gesellschaft", und unter solchen Umständen lese ich so gut wie nichts, am allerwenigsten die Bücher, von denen ich im voraus wissen kann, daß sie mich ganz beschäftigen würden.

Möchten Sie sich doch jetzt nach und nach nur recht zufrieden fühlen in Kopenhagen! Ich hoffe, Sie nächsten Sommer dort zu sehen: es gibt so vielerlei, was ich Ihnen sagen und mit Ihnen besprechen möchte.

Hier ist uns jetzt der Rückweg nach Italien durch große Überschwemmungen abgeschnitten; wann wir hoffen dürfen, wieder in Rom zu sein, das wissen wir noch nicht. Vorläufig müssen wir uns darauf beschränken, Bozen zu erreichen, was für den Augenblick unmöglich ist.

Mit unseren besten Grüßen für Ihre verehrte Frau Ihr getreuer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Rom, 12. Juni 1883.

Auch diesmal muß ich meinen Brief mit der Bitte um Entschuldigung beginnen, daß ich erst heute ihr letztes freundschaftliches Schreiben beantworte.

Es war mir außerordentlich lieb zu hören, daß die deutsche Ausgabe Ihrer Abhandlung über mich bald zu erwarten ist. Sogleich nachdem ich Nachricht davon erhalten, habe ich an Hanfstängls photographische Anstalt in München geschrieben mit dem Ersuchen, der Redaktion von „Nord und Süd" zwei verschiedene Bilder von mir in Kabinettformat direkt zuzustellen, und ich hoffe, daß dies schon längst geschehen ist. Meine Namensunterschrift habe ich auf einer Visitenkarte mitgeschickt.

Ihr großes Werk über die romantische Schule in Frankreich habe ich richtig erhalten und danke Ihnen herzlichst dafür. Selbstverständlich habe ich das Buch mit dem lebhaftesten Interesse gelesen. Ich hatte bei der Lektüre das Gefühl, als sei ich selbst mit dabei und erlebte die Periode, die Sie schildern. Doch über Ihre Bücher kann ich mich nicht in einem Briefe aussprechen; das muß einmal mündlich geschehen. Es ist in Ihren Büchern ein Neues, ein Zukunftselement, das mich sehr oft beschäftigt. Es ist durch Sie etwas in die Geschichtsschreibung gekommen, das, wie ich glaube, früher nicht da war. So schaue ich namentlich Ihr Werk über Disraeli als eine tiefe und große Dichtung an. Aber, wie gesagt, über diese Dinge müßte ich mit Ihnen reden; meine Feder eignet sich nicht zu dergleichen.

Daß ich Ihnen nicht eher etwas über die Entstehung des „Festes auf Solhaug" mitgeteilt habe, kommt mir nun selbst sonderbar vor; aber ich habe der Sache niemals eine weitere Bedeutung beigelegt. Da jedoch die neue Ausgabe dieser Jugendarbeit ein Vorwort verlangte, so habe ich die günstige Gelegenheit benutzt, um den wirklichen Zusammenhang anzudeuten.

Was den „Volksfeind" betrifft, so glaube ich sicher, wir würden uns einigermaßen einigen, wenn wir nur darüber sprechen könnten. Sie haben natürlich recht, wenn Sie sagen, daß wir alle für die Verbreitung unserer Ansichten wirken müssen. Aber ich bleibe dabei, daß ein geistiger Vorpostenkämpfer nie eine Mehrheit um sich sammeln kann. In zehn Jahren steht vielleicht die Mehrheit auf dem Standpunkt, auf dem der Doktor Stockmann bei der Volksversammlung stand. Aber in diesen zehn Jahren ist der Doktor ja nicht stille gestanden; er hat abermals einen Vorsprung von zehn Jahren vor der Mehrheit. Die Mehrheit, die

Masse, die Menge holt ihn nie ein: er kann nie die Mehrheit für sich haben. Was meine eigene Person betrifft, so habe ich jedenfalls die Empfindung solch eines unaufhörlichen Vorwärtsschreitens. Wo ich gestanden habe, als ich meine verschiedenen Bücher schrieb, da steht jetzt eine recht kompakte Menge. Aber ich selbst bin nicht mehr da, — ich bin wo anders, weiter vor, wie ich hoffe.

Ich trage mich augenblicklich mit dem Entwurf zu einem neuen vieraktigen Drama. Es sammeln sich in einem ja leicht in Jahr und Tag diverse Tollheiten an, und für die möchte man doch gern einen Abfluß haben. Aber da das Stück nicht vom Reichsrecht oder vom absoluten Veto, nicht einmal von der reinen Flagge handeln wird, so darf es wohl kaum auf Beachtung norwegischerseits rechnen. Hoffentlich wird man jedoch anderwärts Gehör finden.

Wir haben uns sehr gefreut, als wir von dem Empfang lasen und hörten, den Sie bei der Rückkehr nach Dänemark hatten, und wir wünschen herzlich, Sie mögen sich auch fernerhin in der Heimat wohl und zufrieden fühlen.

Ende dieses Monats reisen wir nach Tirol, um dort den Sommer zu verbringen.

Mit unseren besten und verbindlichsten Grüßen für Ihre verehrte Frau und Sie selbst und mit wiederholtem Dank für alles, was ich in so vieler Hinsicht Ihnen schulde, bin ich Ihr getreuer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Rom, 25. Juni 1884.

Herzlichen Dank für Ihren Brief, den ich schon lange hätte beantworten sollen, zumal da ich weiß, daß Sie strenge Kontrolle über Ihre Korrespondenten üben, obwohl Sie freilich versichern, daß Sie sich in diesem Punkt etwas geändert haben.

Ich hätte Ihnen auch gern rascher geantwortet, wenn nicht ein neues Drama in den letzten Monaten ausschließlich meine ganze Zeit in Anspruch genommen hätte. Und für mich ist das keine so leichte Sache, einen Brief zu schreiben, wie für Sie.

Gleich Ihnen habe auch ich das bestimmte Gefühl, daß wir uns jetzt näher stehen als in den ersten Jahren unserer Bekanntschaft. Aber ich glaube, der Grund ist, daß wir einander während unseres Entwicklungsganges entgegengekommen sind, jeder von seiner Seite. Ich hätte wohl Lust, hierüber und über verwandte Gegenstände mündlich mit Ihnen zu sprechen. In einem Brief geht das nicht.

Eine Verstimmung spricht aus alledem, was Sie über Ihre Erfahrungen nach der Rückkehr in die Heimat schreiben. Das hat mich nicht überrascht. Als Sie wieder nach Kopenhagen gingen, fand ich diesen Ihren Schritt durchaus natürlich. Aber ich war darauf vorbereitet, daß Ihre Erlebnisse dort nicht ausschließlich erfreulicher Art sein würden. Sie sind ja heimgekehrt mit einem europäischen Namen, und eine geistige Rangordnung verträgt sich nicht gut mit den demokratischen Prinzipien. Dazu kommt, daß es weit leichter ist, aus der Entfernung eine Partei zu führen und eine Bewegung zu leiten als in der Nähe. Die persönliche Anwesenheit irritiert in vieler Beziehung und aus verschiedenen Gründen. Ich

habe Gelegenheit gehabt, Beobachtungen darüber anzustellen, und ich habe mir diese Beobachtungen „in unterschiedlichen Kriegen" zu nutze gemacht.

Das literarische Schauspiel, das die Presse daheim im letzten Jahre aufgeführt hat, habe ich aufmerksam verfolgt. Der Rollenwechsel, der stattgefunden hat, ist mir nicht unerwartet gekommen. Namentlich nicht, was das Heldenfach betrifft. Aber davon will ich jetzt nicht weiter sprechen. Ich will Ihnen lieber noch einmal Dank sagen für das, was Sie in Ihrem Brief so offen und liebenswürdig ausgesprochen haben, und nicht minder für die deutsche Bearbeitung meiner Biographie. Die Zeitschrift selbst habe ich nicht gesehen; aber ich habe in einen Separatabdruck der Abhandlung Einsicht erhalten. Haben Sie Dank — immer wieder Dank!

Von dem großen Zulauf zu Ihren Vorlesungen habe ich aus deutschen Blättern und von dänischen Reisenden gehört. Ihre Landsleute sind nun doch stolz auf Sie, wenn sie es sich auch ab und zu einmal nicht verkneifen können, Sie zu quälen. Ich kenne diese Art Verhältnis.

Von meiner neuen Arbeit, einem Schauspiel in fünf Akten, habe ich jetzt das Konzept fertig und bin stark mit der Durcharbeitung, der feineren Ausgestaltung der Sprache und der energischeren Individualisierung der Charaktere und des Dialogs beschäftigt. In einigen Tagen reise ich nach Gossensaß in Tirol, um im Lauf des Sommers die ganze Geschichte zum Abschluß zu bringen. Meine Frau und mein Sohn reisen zur selben Zeit nach Norwegen.

Entschuldigen Sie diesen hastigen Brief.

Unsere besten Grüße für Ihre verehrte Frau und Ihre Mädels.

Ihr getreuer Freund Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! München, 10. November 1886.

Ich weiß kaum, ob ich darauf rechnen darf, daß Sie einen Brief von mir annehmen, nachdem Jahr und Tag ins Land gegangen sind, ohne daß ich direkt von mir habe hören lassen. Aber ich vertraue auf Ihr gutes Herz und auf unsere alte Freundschaft, und daß sie je ernstlich in die Brüche gehen könnte, das will mir nicht in den Kopf. Von meiner Seite wäre das jedenfalls eine Unmöglichkeit.

Mit meinem hartnäckigen Stillschweigen verhält es sich so, daß ich mehr und mehr der Gewohnheit verfalle, mich nur mit einer Sache auf einmal zu beschäftigen, nur um eine Vorstellungsreihe zu kreisen und, solange dies währt, alles andere links liegen zu lassen. Seit meiner Rückkehr hat mich ein neues Schauspiel gequält, das absolut ans Licht wollte und erst Anfang vorigen Monats bin ich es los geworden. Das heißt, ich wurde das Manuskript los — aus dem Haus. Aber dann kam diese ganze unvermeidliche Schreiberei, die das Erscheinen und die Übersetzung eines neuen Buches begleitet. Ich bin auch erst spät zu der Arbeit an diesem Stück gekommen. Erst tief im Juni habe ich ernstlich mit der Niederschrift begonnen. Die Eindrücke, Erfahrungen und Beobachtungen meiner nor-

wegischen Reise im vorigen Sommer haben lange störend auf mich eingewirkt. Und erst nachdem ich zu voller Klarheit über das Erlebte gekommen war und die Schlußfolgerungen daraus gezogen hatte, konnte ich daran denken, die Ausbeute in eine Dichtung umzusetzen. Auch Ihre Reise nach Christiania und Ihre Erlebnisse dort gaben mir zu denken; sie lieferten mir einen wertvollen Beitrag zur Charakteristik unserer Fortschrittsmänner. Nie habe ich innerlich dem „Tun und Treiben" meiner norwegischen Landsleute fremder gegenübergestanden als nach den Lektionen, die das letztverflossene Jahr mir erteilt hat. Nie abgestoßener. Nie unangenehmer berührt. Aber ich gebe trotzdem die Hoffnung nicht auf, daß sich dieser ganze rohe Interimzustand einmal zu einem wirklichen Kulturinhalt in wirklicher Kulturform klären wird. Doch diese Möglichkeit interessiert für den Augenblick keinen da oben. Ich glaube auch nicht, daß die vorhandenen aktiven Kräfte bei uns tiefere und innerlichere Aufgaben zu liefern vermöchten als die, die jetzt auf der Tagesordnung stehen. Und vielleicht kaum die einmal. Es war eine unglückliche Stunde für die Sache des Fortschritts in Norwegen, die Stunde, da Johan Sverdrup zur „Macht" gelangte, — und sich Maulkorb und Handschellen anlegen ließ.

So weit habe ich doch heuer die Begebenheiten der Außenwelt verfolgt, daß ich weiß, Sie waren im Frühjahr wieder in Warschau und haben dort eine Reihe von Vorlesungen gehalten. Wir hatten halb und halb gehofft, Sie würden den Heimweg über München nehmen. Aber daraus ist ja dann nichts geworden. Sie wissen übrigens gewiß nicht einmal, wie viele warme Bewunderer Sie in den literarisch interessierten Kreisen auch hier haben.

Für die Zusendung Ihrer beiden Abhandlungen über polnische Zustände und über Luthers Aussprüche in der Frage des Cölibates danken wir Ihnen herzlichst. Jene machte uns einen tiefen und bleibenden Eindruck, und über diese haben wir uns köstlich amüsiert.

Sprechen Sie bitte Ihrer Frau unsern Dank aus für den Empfehlungsbrief für Sigurd, den sie so freundlich war zu senden. Er wird wahrscheinlich im Lauf des Winters Gelegenheit finden, Gebrauch davon zu machen.

Wir sprechen oft von unserem Besuch in ihrem warmen, gemütlichen Heim. Grüßen Sie Ihre Frau und die Mädels von uns! Nächsten Sommer kommen wir vielleicht nach Dänemark. Wir haben beide große Lust, ein paar Monate oben bei Skagen zu verbringen. Dann treffen wir uns, hoffe ich, in Kopenhagen. Leben Sie bis dahin wohl. Ihr getreuer und dankbarer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! München, 30. Oktober 1888.

Nach vielmonatlicher, unablässiger Arbeit an einem neuen fünfaktigen Schauspiel, das jetzt fertig ist, habe ich nachgerade wieder Zeit zu meiner Verfügung und kann daran denken, außerhalb des rein Geschäftsmäßigen ein bißchen zu korrespondieren.

Gestatten Sie mir, Ihnen, obschon herzlich spät, für das Telegramm zu danken,

mit dem Sie mich an meinem Geburtstag erfreut haben. Dann für die Abhandlung über „Temperament und Wirklichkeit bei Emile Zola", die Sie seiner Zeit die Güte hatten mir zu senden, und die ich zu wiederholten Malen mit lebhaftem Interesse gelesen habe. Und endlich für Ihr neues großes Werk „Eindrücke aus Polen", in das mich einzuleben ich nun im Begriffe bin, wobei ich alles andere links liegen lasse. Das ist ja ein ganzer „dunkler Erdteil", der sich hier dem westeuropäischen Bewußtsein erschließt. Herzlichen Dank für diese neue Bereicherung!

Von dem großen Zulauf auch zu Ihren letzten Vorlesungen haben wir in den Blättern gelesen. Aber sonst wissen wir wenig, wie es Ihnen eigentlich geht, und wie Sie in den heimischen Verhältnissen gedeihen. Ich für mein Teil denke mir ja, es muß sich in Kopenhagen reizend leben lassen. Im übrigen habe ich es freilich jedesmal nur für kürzere Zeit versucht.

Mich in Norwegen ernstlich niederzulassen, das wäre mir ganz unmöglich. Nirgends würde ich mir heimatloser vorkommen als da oben. Für einen geistig einigermaßen entwickelten Menschen reicht der alte Vaterlandsbegriff heutzutage nicht mehr aus.

Es kann der Staatsverband, in den wir einsortiert sind, allein nicht mehr maßgebend für uns sein. Ich glaube, das nationale Bewußtsein ist im Begriff auszusterben und wird vom Stammesbewußtsein abgelöst werden. Jedenfalls habe ich für mein Teil diese Evolution durchgemacht. Ich habe damit angefangen, mich als Norweger zu fühlen, habe mich dann zum Skandinaven entwickelt und bin jetzt beim Allgemein-Germanischen gelandet.

Natürlich verfolge ich mit Aufmerksamkeit und Interesse die Lebensäußerungen in der alten Heimat. Es sind gerade keine erfreulichen Beobachtungen, die man da zu machen Gelegenheit hat. Mir hat übrigens der politische Entwicklungsgang Norwegens keineswegs eine Enttäuschung bereitet. Auf das, was geschehen ist, bin ich durchaus vorbereitet gewesen. Ich habe im voraus gewußt, daß es mit Naturnotwendigkeit so und nicht anders kommen mußte. Aber den Führern unserer Linken fehlt jegliche Welterfahrung, und sie hatten sich infolgedessen den unwahrscheinlichsten Illusionen hingegeben. Sie haben sich eingebildet, daß ein Oppositionsführer derselbe bleiben würde und könnte, der er zuvor gewesen war, auch nachdem er ans Ruder gekommen ist.

Lieber Freund! 4. November.

Ich mußte diesen angefangenen Brief liegen lassen, da ich mich ein paar Tage nicht wohl fühlte und zudem mit unaufschiebbaren Geschäften in Theaterangelegenheiten überhäuft war.

Aber gerade als ich mich heute hinsetzte, um da fortzufahren, wo ich aufgehört hatte, lief von Kopenhagen ein Paket mit Ihrer wohlbekannten Handschrift auf dem Umschlag ein. Also haben Sie in Ihrer Freundesgesinnung mich auch mit Ihren „Eindrücken aus Rußland" bedacht! Na, da darf ich mir für diesmal weitere

Ergüsse über die heimischen Verhältnisse nicht leisten. Der Brief mit meinem herzlichsten Dank soll sogleich abgehen. Die mit Bleistift geschriebene Widmung ist mir auch ein Fingerzeig, daß ich Ihre Freundschaft und Ihre Nachsicht durch fortgesetztes Stillschweigen nicht auf die äußerste Probe stellen darf. Ich erkenne, daß ich diesen stummen und doch beredten Vorwurf von Ihrer Seite vollauf verdient habe. Aber er weckt keine eigentliche Besorgnis in mir, er rüttelt nur mein schlechtes Briefschreibergewissen auf. Eine ernstliche und andauernde Mißstimmung zwischen uns kommt mir nämlich als ein Ding der Unmöglichkeit vor.

Und indem ich hier bei meinen postalen Sünden verweile, bitte ich Sie Ihrem Bruder meinen wärmsten Dank für seine Besprechung von „Rosmerholm" zu übermitteln. Sie wird mir immer unvergeßlich bleiben. Als ich sie das erste Mal las, war mir, als lese ich eine feine, tiefe und verständnisvolle Dichtung über meine Arbeit.

Meine Frau vereinigt sich mit mir in den herzlichsten Grüßen für Sie, Ihre Gattin und die Mädels. Ihr treu ergebener und dankbarer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Christiania, 24. April 1896.

Ja, Sie haben recht. Ich habe Ihren freundlichen Brief vom 16. Dezember vorigen Jahres nie beantwortet, obschon er beständig auf meinem Tisch gelegen hat und noch da liegt, mir eine stetige Mahnung, Ihnen meinen Dank zu senden. Meine Hoffnung war, Hegel würde mir Ihr großes Werk schicken, wenn es vollendet ist. Aber bis jetzt habe ich nichts von ihm erhalten, und ein Verlangen möchte ich nicht gerne stellen. Also danke ich Ihnen von ganzem Herzen für die Vermittlung, die Sie mir in dieser Sache anbieten. Seien Sie versichert, es gibt kein Buch, in das ich mich jetzt so gern vertiefen möchte wie in dieses Ihr neues Werk.

Sie schlagen mir in Ihrem vorigen Brief vor, London einen Besuch abzustatten. Ja, wenn ich genügend in der englischen Sprache bewandert wäre, um sie sprechen zu können, so würde ich vielleicht hinreisen. Aber das ist leider nicht der Fall, und darum muß ich diesen Gedanken ganz aufgeben. Außerdem bin ich mit Vorbereitungen zu einer großen neuen Arbeit beschäftigt, und die möchte ich nicht länger als nötig anstehen lassen. Ich könnte doch leicht einen Dachziegel auf den Kopf kriegen, ehe ich „Zeit gefunden, den letzten Vers zu machen." Und was dann?

Herzliche Grüße! Ihr getreuer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Christiania, 3. Oktober 1896.

Meine Unmöglichkeit als Briefschreiber kennen Sie von früher, und Sie werden deshalb den wirklichen Grund begreifen, daß ich mich selbst Ihnen gegenüber so lange in Schweigen gehüllt habe.

Ihr ganzes großes monumentales Werk über Shakespeare habe ich nicht nur gelesen, sondern mich darein vertieft wie kaum in ein anderes Buch. Ich finde, sowohl Shakespeare und seine Zeit wie Sie selbst leben und atmen in dieser Ihrer

genialen Dichtung. Herzlichen Dank für die Bereicherung, die Sie mir dadurch geschenkt haben!

Das junge Pariser Ehepaar, das Sie mir gesandt haben, hat mir ausnehmend gut gefallen. Ebenso der ungarische Sprachgelehrte. Aber ich bin froh, daß sie nicht jetzt um diese Zeit gekommen sind, da ich für niemand zu Hause bin. Ich stecke nämlich jetzt in der Arbeit an einem neuen und umfangreichen Schauspiel, das so bald wie möglich fertig werden soll.

Nehmen Sie deshalb fürlieb mit diesen wenigen Zeilen von Ihrem treu ergebenen Freunde Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Christiania, 11. Oktober 1896.

In aller Kürze sende ich Ihnen hier meine Antwort auf Ihre Fragen:

1. Ich erkläre hiermit auf Ehre und Gewissen, daß ich nie in meinem ganzen Leben weder in der Jugend noch später ein einziges Buch von George Sand gelesen habe. Ich fing einmal „Consuelo" in der Übersetzung an, legte das Buch aber gleich wieder weg, da es mir die Leistung eines dilettantischen Philosophen und nicht eines Dichters zu sein schien. Aber ich las ja nur einige wenige Blätter, sodaß ich mich möglicherweise hierin irre.

2. Die Antwort auf diesen Punkt fällt also fort.

3. Alexandre Dumas verdanke ich absolut nichts in Bezug auf dramatische Form — es sei denn, daß ich an seinem Drama gelernt habe, verschiedene recht derbe Fehler und Mißgriffe zu vermeiden, die er sich nicht selten zu Schulden kommen läßt.

Herzlichen Dank, daß Sie sich die Mühe machen wollen, diese französischen Hirngespinste zu berichtigen! Ihr getreuer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Christiania 3. Juni 1897.

Erst durch Ihren Brief habe ich erfahren, daß Sie wieder an einem so fatalen und langwierigen Übel wie Venenentzündung, Ihrer alten kapitolinischen Krankheit, leiden: erst in der Nummer der „Politik", die gestern angekommen ist, wird dessen Erwähnung getan. Ich hatte gedacht, es sei nur ein gewöhnliches Halsübel, das Sie verhinderte, Vorlesungen zu halten. Und was sollte ich denn sonst wohl glauben? Habe ich doch gesehen, daß Sie in den letzten Wochen umfassende Artikel über Helge Rodes neues Stück und seine Produktion überhaupt, über das Monument Viktor Hugos und anderes mehr veröffentlicht haben. Ja, Ihre Produktionskraft ist unerschöpflich. Ihren großen Feldzug, dessen Anlaß Ihre französische Abhandlung über mich war, habe ich in den Einzelheiten nur teilweise verfolgen können, und ich möchte es deshalb aufschieben, darüber zu sprechen und Ihnen dafür zu danken, bis wir uns wieder persönlich sehen.

Ja — die Sache mit der persönlichen Begegnung ist keine leere Redensart. Können Sie erraten, was ich erträume und plane und mir als etwas Wunderschönes ausmale? Das ist: mich am Öresund niederzulassen, zwischen Kopenhagen und Helsingör, auf einer freien offenen Stätte, wo ich alle Meeressegler sehen kann,

wie sie aus weiter Ferne kommen und in weite Fernen ziehen. Das kann ich hier nicht. Hier sind alle Sunde zu — in jedem Sinn des Wortes — und alle Kanäle des Verständnisses verstopft. O, lieber Brandes, man lebt nicht umsonst siebenundzwanzig Jahre draußen in den großen freien und befreienden Kulturverhältnissen. Hier innen oder richtiger gesagt, hier oben an den Fjorden habe ich ja das Land meiner Geburt. Aber — aber — aber: wo finde ich das Land meiner Heimat? Was mich am meisten anzieht, das ist das Meer.

Im übrigen gehe ich hier in der Einsamkeit mit Plänen zu einem neuen dramatischen Etwas um. Aber ich sehe noch nicht klar, was daraus wird.

Na, werden Sie nur vor allen Dingen wieder munter, und zwar ohne allzuviel Schmerzen, und dann auf Wiedersehen in dem neuen Heim, wo der Sund offen vor mir liegt. Ihr treu ergebener Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Christiania, 30. September 1898.

Ich habe Ihren Brief erhalten, und ich bin dem böhmischen Komponisten zu Dank verpflichtet, weil er Sie veranlaßt hat, Ihren Schwur, daß Sie mir nie wieder schreiben wollen, zu brechen. Aber vor allem danke ich Ihnen selbst für Ihren Brief, so wie er nun einmal ist.

Sie erzählen mir von Ihrer Krankheit. Als ob ich sie nicht kennte! Tag für Tag habe ich mit Spannung und Unruhe die Berichte über Ihren Zustand in der kritischen Zeit verfolgt.

In den Zeitungen hieß es, Sie dürften niemand empfangen. Und da sollte ich zwischendurch mit meinem bißchen Briefgeschmier bei Ihnen eindringen, bis ans Krankenbett! Ich kann mir unmöglich denken, daß Ihnen in Ihrem damaligen Zustand so sehr viel daran gelegen war, von mir zu hören. Ich glaube, daß Sie sich, nun hinterher, darin täuschen. Ich wenigstens an Ihrer Stelle hätte mir Ruhe und Frieden ausgebeten, um wieder auf die Beine zu kommen — und keine Störung.

Und dann kennen Sie ja zum Überfluß meine eingewurzelte Aversion gegen das Geschäft des Briefeschreibens.

Und was sollte es für einen Zweck haben? Daß ich Ihnen für so vieles verpflichtet bin, auch von der letzten Zeit her, und daß ich es mit dem Gefühle der Dankbarkeit anerkenne, das wissen Sie doch. Und wenn Sie trotzdem daran zweifeln — könnte dann eine schriftliche Versicherung etwas nützen? Herrgott, Sie wissen doch, wie leicht es ist, eine Sorte französischer Generalstabsbriefe zusammenzustoppeln.

Ich kann deshalb nicht finden, meine Schuld, geschwiegen zu haben, sei so geartet, daß Sie daraus ein Recht herleiten dürfen, einen langjährigen Freund mit „Euer Hochwohlgeboren" oder so ähnlich zu titulieren. Und ich finde, es ist eines Mannes wie Sie durchaus nicht würdig, dermaßen loszulegen ein paar versäumter Briefe wegen, — und das noch dazu um Briefe von einem Mann, dessen Hauptpassion es ganz gewiß nicht ist, Episteln auszutauschen — selbst mit seinen besten und liebsten Freunden.

Den beigefügten Brief muß ich leider selbst beantworten, da ich kontraktmäßige Rücksichten auf meine deutschen Theateragenten zu nehmen habe. Ich habe gestern direkt einen Brief von Herrn Fibich über denselben Gegenstand erhalten.

Grüßen Sie Ihre Frau und Fräulein Edith auf das herzlichste von uns.

Ihr stets getreuer Henrik Ibsen.

Lieber Brandes! Christiania, 30. Dezember 1898.]

Die Zeitungen haben mir die Meldung gebracht, welchen Verlust Sie und Ihre Familie erlitten haben, und ich verstehe die Sehnsucht und die Leere, die Sie jetzt bedrücken: denn Sie haben gewiß ihrer verstorbenen Mutter ungewöhnlich nahe gestanden. Seien Sie versichert, daß ich in diesen Tagen mit Teilnahme bei Ihnen verweilt habe.

Und dann müssen Sie mir gestatten, Ihnen aufs herzlichste zu danken für das reiche Geschenk, das Sie mir mit einer Herzenswärme ohnegleichen gesandt haben — unmittelbar nach Empfang meines letzten Briefes, der doch nicht einladend war zu solcher Freundesantwort. Haben Sie vielen Dank dafür! Ihre feinen, warmen, seelenvollen Gedichte lese ich stets aufs neue, und ich verstehe jetzt, daß Sie keine direkten Verse mehr schreiben: denn es ist ja derselbe Fonds von Poesie, den Sie in Ihrem grandiosen Epos über Shakespeare, in dem Gedicht über Disraeli, über Lassalle und in allem übrigen niedergelegt haben. So historisch es auch sein mag, so weht doch durch alles ein Hauch von latenter Poesie, von Ihrer eigenen Poesie aus den Tagen der Jugendverse.

Das Buch über Julius Lange habe ich während der Lektüre äußerst fesselnd gefunden, und so habe ich es auch hinterher in der Erinnerung behalten. Aber es hat mich nicht eigentlich in ein wärmeres Verhältnis zu Julius Lange gebracht. Er kommt mir auch jetzt noch ein bißchen zu akademisch vor — ein bißchen zu korrekt und von gar zu irritierendem Gewissensballast. Aber es fehlen ja auch Ihre Briefe, die ich riesig vermisse: denn es ist für das Verständnis eines Dialoges nie günstig, wenn man nur die Reden der einen Person hört und die der anderen erraten muß. Mir will die Freundschaft zwischen Ihnen und Julius Lange nicht recht einleuchten. Haben Sie nicht manchmal, ohne es selbst zu wollen, terrorisierend auf seinen Briefstil eingewirkt? Hat er nicht bei der Abfassung seiner Freundesbriefe eine gewisse Rücksicht darauf genommen, wie sie aufgenommen werden würden? Und das kann ich nicht gut in Einklang mit der Freundschaft bringen.

Aber potztausend, — da hab' ich mich ja wohl unversehens auf Gebiete verirrt, auf denen ich nichts zu schaffen habe. Also — „Schwamm darüber!"

Und nun empfangen Sie herzlichen Dank für das verflossene Jahr, unsere besten Grüße für Sie und die Ihren und alle möglichen Glückwünsche für das kommende Jahr. Ihr treu ergebener Henrik Ibsen.



Der begrabene Gott/ Roman von Hermann Stehr


rei Stunden von Glatz südöstlich, abseits vom Verkehr liegt in einer Quermulde der Vorberge des Eisengebirges das kleine Gebirgsdorf Steindorf. Am Fuße des kleinen und großen Hedwigsteines lagert das eigentliche Dorf, eine geringe Anzahl niedriger Hütten und Gehöfte, die unter Obstbäumen versteckt liegen. An den Rändern der umliegenden Berge, in den Löchern hängen und hocken seine Kolonieen.

„Unse Dorf hat fimf Anteele!" rühmt sich jeder Steindorfer; aber niemand wird darum reicher. Mühsam rang man dem Steingeröll die mageren Feldbreiten ab, dann schichtete man es zu Wällen auf, die sich zwischen den Äckern hinziehen. Sie sind grau, verwittert, von Moosen und Flechten überzogen, mit Hirschholder und Heckenrosen bewachsen, wie Mauern einer verfallenen Stadt, wie vergessenes Baumaterial eines großen Bauwerkes, dessen Plan verloren gegangen ist.

Die letzten Oktobertage bringen morgens und abends tiefe Nebel über Steindorf. Diese steigen von den Tälern des Kessels der Grafschaft Glatz herauf, an dessen südöstlichem Rande das kleine Dorf liegt. Der erschöpfte Wind treibt sie schläfrig herauf, gleich unförmigen, grauen Riesentieren. Dann ziehen sie träge heran, stoßen sich an den steilen Schwarzwaldhängen des Rollenberges und des Hedwigsteines, versuchen über ihn hinwegzuklimmen, fallen aber träge zurück, und rollen ihre plumpen Leiber hinab in das Tal, das bald angefüllt ist mit ihren wolligen, unruhigen Rücken. Der Wind, ihr Hirt, geht noch eine Weile auf den Kämmen der Berge hin und her, lobt die Ruhe seiner grauen Riesenherde mit hohem, zufriedenem Singen oder brüllt sein Mißfallen in rauhen Aufschreien ins Tal und wühlt sich endlich spät in der Nacht mit knurrenden Lauten zu kurzer Ruhe in den Waldhöhen ein.

In solchen Nebelnächten des Spätherbstes hört dann das Leben auf der Straße von Steindorf noch eher auf als sonst. Auch das Glockentürmchen auf dem Freirichtergute, das sonst immer als standhafter Wächter über die Dächer späht, verkriecht sich gar zeitig irgend wohin. Ganz stille schläft es. Nur beim wilden Aufschrei des zornigen Windes wacht es auf und sein Glöckchen schlägt stotternd einigemal an, wie ein furchtsames Herz pocht, das sich seiner Pflichtvergessenheit bewußt wird. Dann eilt das Türmchen jedesmal auf das hohe, steile Dach des Wohnhauses, zerteilt mit seiner Fahne die schlafenden Nebel, lugt das Dorf hinauf und hinab und hüpft beruhigt wieder in sein Nest tief in der Finsternis.

Die Häuslein Steindorfs sind eine gar artige Schar. Sie gehen auch an hellen Abenden zeitig zur Ruh; in diesen Nebelnächten aber lassen sie ihren Bewohnern kaum soviel Zeit, die Geschirre des Abendessens vom Tisch zu räumen, rufen sie auf ihr Lager und löschen die Lichter aus.

August Klose, der Schuster-Guste genannt, aber hat ein waches Häuslein. Das erträgt das Licht des Lämpchens immer am längsten im Dorfe.

Alle Bewohner sind darüber ungehalten.

„Der Schuster is eben nie gescheide! Was macht er denn aso lange? Beim teuern Lichte sitzen und Faxen aus a Bichern lesen, mehr wird ebens nie," räsonieren sie.

Allein ihnen zum Trotze bleibt der Schuster oft bis um zehn Uhr nachts, sogar noch länger auf.

Heute aber hat er Gesellschaft in seiner niedrigen Stube. Die zerlesenen Schwarten liegen unberührt auf dem Wandbrett über der Holzbank, die um den Tisch läuft, und er sieht, die Ellenbogen gemächlich aufgestützt, durch den kleinen Lichtkreis auf sein Gegenüber.

Er sieht gespannt hinüber, mit jener Leidenschaftlichkeit in den Mienen, wie sie die Armut trägt, die ein Recht verteidigt.

„Nee, da darfst du nich erst kommen, dummer Kerle", ruft er erregt, „dorte hat's Wasser. Verlaß dich of mich, ich bin mit m Forstassessor Winkelmann vermessen gegangen, wer weeß wie viel Wochen. Ich kenn de Steene; aus m Grunde kenn ich se! Und dadruf alleene kommts an. Bei dir aber is der beste Steen of Gotts Erdboden für een Born. Was denkst Du denn! Plenter — Unterlage! s'hat ja nischt scheeneres! Das is Dir ein Steen, harte wie ne Ofenplatte. Zehn Jahre kann ein Troppen Wasser drauf stehn und sinkt nich ein.

Kurasche! Schaufel und Axt und druf! Eh bis einwintert bist du fix und fertig."

Sein Gast hatte bei der Rede still dagesessen, den Kopf auf die Brust geneigt, die Hände zwischen die Kniee geklemmt.

Nun hob er sein Gesicht, starrte über den Tisch und nickte mit seinem großen Kopfe nachdenklich ein paar mal. Dann erwiderte er: „Und wenn ich's Geld neistecke unds bleibt aus...."

Schuster-Guste strich sich ärgerlich den gelben, harten Schnauzbart: „Nu, Karl, wenn du und du gloobst's eben nie, da kann dir niemand helfen! Da bleibt dir eben weiter nischt ibrig, du verkeefst dei Wirtschaftl, denn ein Haus ohne Wasser is wie ein Kopf ohne Maul. Keefer findste ja. Der Freirichter paßt ja bloß druf. Verkeefs, zieh fort und pfeif of de Marie."

Karl Exners bartloses Gesicht ward mürrisch wie ein Astknorren.

„Du sollst mir den Namen nich ins Maul nehmen!" schrie er ärgerlich.

„Ich wer dir se nich abspenstig machen. Wenn ich auch wollte. Da bin ich viel zu ein armer Teifel. Die will een, der mit'm Daumen fortkann. Das weeß ma schon."

Mit einer bitter-ernsten Miene sah er vor sich nieder, indem er an seinem Schnurrbart kaute.

Mit tiefem Atemzuge, als schüttle er etwas ab, begann er von neuem.

„Na, die kann ja auch, wie die just is. Wie ne Petunichruse und Haare wie geradewegs vom Goldschmiede. Die Marie!!"

Exners Backen ballten sich grimmig; er schluckte gewaltsam. Plötzlich hieb er auf den Tisch, daß er dröhnte.

Hinter der kleinen Tür an der rechten Wand regte es sich, und leise wankende Worte, einer Seele heimlich entflohen, stumm eine Strecke in die Luft gewandelt,

wurden laut um sie. Gestaltloses Sprechen, das aus jener Stube zu rühren schien, in der die alte Mutter des Schusters schlief, und doch so klang, als ob der geformte Atem, fern von den Lippen, denen er entstammt, sich willkürlich zur Hörbarkeit rühre.

„Hörst's!" stotterte Exner. „Hörst's denn nie?" frug er dringender in Angst, da der Schuster gleichmütig blieb.

„O ja", antwortete er endlich, „de Mutter redt im Traume".

Die Uhr holte zum Schlage aus und schlug sogar „zwölf".

„Guste, s is Mitternacht. Das is a Anzeechen", redete Exner noch immer in tiefem Schrecken und starrte ins Leere.

„Wer denn? De Mutter? Nu, ja, s is a Anzeechen, daß se glei wach sein wird, wenn mr noch lange hier sitzen und plappern".

„Treib kee Geheie, Schuster!" ermahnte Exner den Spötter. Der aber ward ärgerlich.

„Esel! mecht ma sprechen. Gloobst du denn wirklich an solche Tummheet?" frug er geringschätzig. Dann kam er hinterm Tische hervor und streckte ihm die Hand entgegen.

„Aber gegraben wird!" mahnte er noch einmal. „Was will ich denn sonst anders machen!" antwortete Exner, noch immer aus einer Betäubung heraus, und ging, ohne zu grüßen.

Draußen hing der dichte Nebel zwischen den Bäumen, daß es vollkommen finster war.

Exner wurde von dem Vorgefallenen noch ganz beherrscht und tat einige Schritte aufs Gratewohl vorwärts. Als er das weiche Gras unter seinen Füßen fühlte, erinnerte er sich, daß er nach Hause wolle, suchte in der Finsternis vergeblich nach dem Wege, und blickte, um sich zurecht zu finden, in die Höh. Da sah er zwischen den dunkleren Baumkronen die Richtung, die er zu nehmen hatte, als einen blassen Streifen stehen. Diesem folgte er, mit den Füßen auf der steinigen, steilansteigenden Straße weitertastend. Je höher er hinaufstieg, desto heller wurde das bleiche Band über ihm, und desto deutlicher hoben sich eine Menge schimmernder Flecken darin ab. Nun trat er aus dem Nebel heraus, und spitz glitzerten über ihm in der tiefen Bläue der Nacht die Sterne. Darunter schwamm die milchweiße schmale Sichel des Mondes, wie der schimmernde Scherben eines zerschlagenen Bechers. „Derheeme", murmelte er erleichtert, als gleich darauf ein einsames Gehöft an dem Walde im Dunkel sichtbar wurde.

Düster wie der Hintergrund, von dem es sich abhob, hatte es weit und breit keinen Gefährten. Verschlossen und stumm lag es da. Wie gierige Augen starrten seine kleinen glitzernden Fenster auf seine Wiesen und Äcker umher. Auch am Tage trat es nur wenige Stunden aus dem Dämmern des Waldes in das frohe, friedliche Licht der Erde.

Im Bannkreis dieses Geistes war Exner aufgewachsen und nicht umsonst, er trug sein Vaterhaus in seiner Seele umher.

Vor zwanzig Jahren war er ein lustiger, wilder Junge gewesen. Kein Stein war ihm zu hoch, kein Graben zu tief: er hatte den Sprung gewagt. Da hatte er

eines Tages, stundentief im Walde, auf seinen waghalsigen Streifereien den Fuß gebrochen. Lange hatte er hilflos allein gelegen und geschrieen, bis aus seinem wunden Halse nur noch ein rauhes Stöhnen gedrungen war. Gegen Abend hatten ihn heimkehrende Holzmacher gefunden und auf einer Bahre aus grünen Tannenzweigen nach Hause getragen. Als der Vater den Knaben sah, geriet er in Wut, hieb ihn zur Hilfe durch und ging ärgerlich hinaus. Am andern Tage erbarmte er sich wohl seiner und sah sich den Fuß an, der nur mehr ein blutunterlaufener Klumpen war. „Kamillen und laues Wasser druf", knurrte er mühsam und entfernte sich, ohne noch einmal zurückzusehn. Nach einem halben Jahre ging der Knabe aufrecht in der Stube; aber sein Fuß war klumpförmig verkrüppelt. Die Mutter weinte, als sie ihn so über die Diele humpeln sah. Der Vater erblaßte bis an die Zähne und verließ eilig das Zimmer.

Karl aber saß stundenlang auf einem Fleck und starrte stumm vor sich nieder. Wenn man ihn ängstlich aufriß, damit er „sich nicht versinne", blickte er mit einem harten Ausdruck im Gesicht auf seine Umgebung. Die wilde Lustigkeit war seit dem Unglück ganz aus ihm geschwunden, er wurde mürrisch und wortkarg und zog sich von dem Verkehr mit gleichalterigen Knaben zurück. Seine Scheu und Verschlossenheit brachten ihn seinen Kameraden immer ferner, daß sie der Stimme ihres Mitleids kein Gehör schenkten und sein Gebrechen zur Zielscheibe des Spottes machten. Sie gaben ihm verschiedene Umnamen, blieben aber, nach wochenlangem Schwanken zwischen der Bezeichnung „Hipapi" und „Klumpen", bei der letzten, weil in ihr nicht nur sein Fehler, sondern vor allem auch das Plumpe und Grobe seines ganzen Wesens mitgetroffen wurde. Karl Exner wehrte sich mit dem schrankenlosen Zorn seiner einsamen Seele gegen diese Lieblosigkeit, schlug seine Quäler bis zur Grausamkeit, spie und kratzte, stach mit Messern und hieb mit Peitschen. Es nutzte nichts, der Name „Klumpen" blieb ihm für sein ganzes Leben. Wie mit einem Ruck trat er aus der Gemeinschaft mit seinen Mitschülern ganz aus. Selbsteinsam, stumm ging er seine Wege, saß an gemiedenen Stellen an der Sonne, spielte an versteckten Orten und sah auf das lachende, laute, bunte Reich der anderen Kinder aus Augen, die der Neid bohrend, die Gehäßigkeit verkniffen und geheime, dumpfe Trauer starr machten. Nie mehr versuchte er zu hüpfen oder zu laufen, weil dadurch sein Mangel nicht nur andern, sondern auch ihm deutlicher vorgeführt wurde. Mit krankhafter Peinlichkeit mühte er sich ab, das zuckende Niederrucken seines Körpers zu verhindern, sobald er das rechte Bein niedersetzte, an dem der Klumpfuß war. So gewöhnte er sich beim Gehen, das immer stet und gemessen blieb, den Kopf nach der linken Seite zu hängen, weil er dadurch die Empfindung eines gleichmäßigen Schrittes hatte, der ihn nicht von andern Menschen unterschied. Das glaubte er; in Wirklichkeit aber sah sein Gang sehr komisch aus.

Um sich nicht lächerlich zu machen, mied er auch die Spiele in den Pausen der Schulstunden. Dann versteckte er sich wohl und sah mit brennenden Augen und erbleichenden Wangen dem Hüpfen der Mitschüler zu, ging aber sofort gleichgiltig weiter, wenn er sich beobachtet glaubte.

Einst überraschte ihn der Lehrer auf diesem Beobachtungsposten und versuchte, ihn mit milden Worten und sanfter Gewalt dem lauten Jubel seiner Kameraden zuzuführen. Karl senkte stumm den Kopf, starrte vor sich hin und stemmte sich gegen den Druck des Lehrers, der ihn doch langsam vorschob. Plötzlich warf er sich zur Erde, heulte wie nach Hilfe grell auf, verzog das erschreckte Gesicht wie im Krampfe, schlug mit Füßen und Händen um sich wie ein Toller und schrie nur immer sein qualvolles, anklagendes: „Nee, nee, nee! Laßt mich, laßt mich!"

Seit diesem Tage war er auch in der Schule wie umgewandelt. Mißtrauisch und versteckt belauerten seine Augen den Lehrer. Seine Gleichgiltigkeit gegen die Schularbeit nahm immer mehr zu und wich endlich, trotz der Anwendung des Stockes, vollständiger Abneigung gegen jede geistige Arbeit. Die härteste Strafe brachte zuletzt nichts als kalte Wut auf seinem Gesicht hervor, die in kurzer Zeit immer in eine verächtliche Miene überging. Deswegen begannen ihm die Mitschüler furchtsam aus dem Wege zu gehen, da sie ihn mit Kräften ausgerüstet sahen, die auch dem Mutigsten unter ihnen fehlten.

Seine Eltern gingen zu sehr in ihrer Arbeit auf, es fehlte ihnen auch die leise, weiche Seele, ihn diesem Verlieren entreißen zu können. Sie sahen wohl, daß „der Junge ganz komisch" geworden war, ließen es aber in ihrem bäuerlichen Fatalismus gehen, denn, „was soll da eens machen?" Und der kleine Klumpen ward, weil er doch Menschen brauchte, bei denen er niedersitzen konnte, ohne sich lächerlich zu machen, der Besucher in den Auszugshäusern, bei den alten verhuzelten Weibern und den taprigen, stumpfäugigen Greisen. Aber seinem Eintreffen ging nicht das entzückende Spiel verlangender Scheu und schämiger Zärtlichkeit voraus, womit die Kinder um die Neigung Erwachsener werben, noch lohnte er die gewährte Liebe mit der rührenden, vollen Hingabe, sondern stumm mit niedergeschlagenen Augen drang er in die dunklen Stübchen zu den Alten, grüßte verdrossen, als spucke er nur aus, setzte sich schweigend hin, blieb wortlos sitzen, verschloß sich allen Fragen, ging nach Stunden ebenso wie er gekommen war, wiederholte seine Besuche und blieb dann ohne Grund ganz aus. Er nahm von den Runzelhänden weder Honigschnitten noch übersüßen Kaffee, er wartete nur versunken, bis die greisen Leute von ihrem Leben sprachen. Sie redeten keuchend davon, mit dünner, wehklagender Stimme, in jener verzückten Wirrheit, wie Märchen sich erzählen, schwiegen dann, wackelten mit den kahlen Köpfen und tasteten mit den fleischlosen Händen über den Tisch, als griffen sie nach dem Verlorenen. Der Klumpen saß auf verborgenem Platz, sog all den Aberglauben dieser heimkehrenden Menschen wie im Durst ein und ging dann geräuschlos hinaus. Die Verzücktheit seines Auges war sein einziger Dank.

Auf seinen einsamen, verborgenen Gängen fügte er sich aus jenen verwunschenen Geschichten eine weltabgewandte, lebensfeindliche Lehre zusammen; aber sie blieb sein Geheimnis. Nur manchmal glomm sie heiß aus seinen Augen und zuckte um seine unschönen, schmalen Lippen. So wuchs er auf: fern, ernst und einsam.

Später fand sich zu seinen unglücklichen Eigenschaften noch eine Geldliebe, die an Geiz grenzte. Keinem borgte er. „Der Klumpen hat kee Geld zum Wegborgen.“ Auf diese Weise fertigte er Darlehnssucher ab.

Nur Schuster-Guste konnte von ihm verlangen, was er wollte; nie bat er umsonst. Denn stets hatte er in der Schule leidenschaftlich und lautschreiend für ihn Partei ergriffen, wenn andere ihn verhöhnten; und noch heute verteidigte er ihn so gut es ging. Darum hing der Klumpen mit Inbrunst an ihm. Dieser einzige war seine ganze Menschheit. Für die andern blieb er öde und unwirtlich wie ein Stein. Mit der Zeit freilich hatte sich auch dieses Verhältnis gelockert.

So war er fünfundzwanzig Jahre alt geworden. Da lächelte er seit seinem Unglück zum ersten Male recht aus Herzensgrund.

Es war in der Nacht. Man riß ihn aus dem Schlafe und rief ihn nach unten. Sein Vater lag im Sterben.

„Komm her, Karle“, sprach der Kranke, als er des Klumpen ungleichen Schritt auf der Diele hörte. „Du bist lahm, aber ich bin schuld — ich alleene“, vollendete er mit furchtsamer, ausgehender Stimme.

Der Klumpen wurde bleich und blieb still.

„Komm her, Karle“, tönte es wieder bittend.

Er ging näher und schlug mit dem Klumpfuß hart auf. Davon fuhr der Sterbende, wie von einem unvorhergesehenen Schlage, zusammen und stöhnte, noch eindringlicher bittend: „Gib mr die Hand! — Bist de noch beese of mich?“

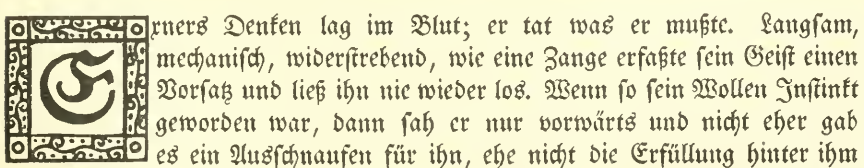
„Nee.“ Es klang trotzig, gehässig; er dehnte das Wort zwischen den Zähnen.

„Du bist gestraft durch mich“, mit diesen Worten erholte sich der Kranke von seiner Ermattung. „Du sollst auch's Beste haben. — Bei Freirichters Pusche — de Wirtschaft — is Deine. — Ich ha se Dir — schon verschreiben lassen. — Bis fleißig wie immer und bet fir mich ....“ Da rasselte es in der Brust des Alten. Es war auf ewig vorbei mit ihm.

Der Bruder wand die Hände. Die Weiber warfen sich weinend zur Erde. Der Lahme stand starr wie aus Stein da und lächelte.

Das sollte wohl heißen: „Jetze fängts an.“

Und heute lächelte er wieder, da er sich spät in die Decke einwickelte. Er schloß die Augen, um besser sehen zu können. Licht und weich, wie in den fernen Tagen seiner freudevollen Kindheit, strich es über sein Herz. In stummer Seligkeit erbebte sein Inneres vor dieser wunderbaren Heimsuchung, und lächelnd sank er endlich in Schlaf.



xners Denken lag im Blut; er tat was er mußte. Langsam, mechanisch, widerstrebend, wie eine Zange erfaßte sein Geist einen Vorsatz und ließ ihn nie wieder los. Wenn so sein Wollen Instinkt geworden war, dann sah er nur vorwärts und nicht eher gab es ein Ausschnaufen für ihn, ehe nicht die Erfüllung hinter ihm lag. Nach kurzer Ruhe war er am andern Morgen auf den Beinen. Seine Schwester ging eben mit dem Melkgerät und der Laterne über den Hof,

als er der kleinen Ausgangstür zuschritt, den Kopf wie immer seitwärts und nach vorn hängend, ernst und verschlossen, ohne zu grüßen. Er schritt die Dorfstraße hinab und bestellte den alten Freiwald, einen guten, weisen Greis, mit dem er schon früher manches besprochen hatte, auf sein Anwesen am Freibusch, damit endlich mit dem lange geplanten Bau des Brunnens begonnen werde.

Um sieben Uhr, eben da die Sonne einen roten Qualm, das Licht ihrer unmittelbaren Nähe, durch die schwarzen Baumkronen vor sich herauftrieb, langten die beiden auf der Arbeitsstelle an.

Nach langer Beratung, die mit allerhand geheimnisvollen, sehr umständlichen Messungen seitens des alten Freiwald verbunden war, hieben zwei Rodehauen in den Rasen an der linken Ecke des Wohnhauses, nicht allzu weit von der Eingangstür. Nach dem dritten Schlage aber schüttelte der Alte den Kopf und wandte sich an den Klumpen: „Aber das is ja ein Born, wie 'n ein Pauer nich größer braucht."

Der Klumpen sah ihn eine Weile mißmutig an und antwortete dann mit schlecht verhehltem Ärger: „Ich denk halt, zuviel Wasser is besser als zu weng." „Aber sieh och ...." „Hack, Freiwald, hack Du och!"

So schüttelte er den unnützen Frager von sich ab und schlug dann mit Wucht seine Spitzhaue in den Boden.

„Ein rauhes Geschmeiß is er schon", dachte der Brunnenbauer bei sich und setzte auch die Arbeit wieder fort.

Noch mehreremal versuchte er ein Gespräch mit dem Lahmen einzuleiten, um bei dieser Gelegenheit eine gemächliche Pause zu erlangen, aber sein Arbeitgeber war taub vor Fleiß. Nur hin und wieder richtete er sich auf und sah verstohlen auf sein Haus.

Das ähnelte seinem Vaterhause. Nichts unterschied es in der Bauart von den andern Wirtschaftsgebäuden des Dorfes: Wohnung und Stallung unter einem Dache, der eine Teil aus vierkantig behauenen Balken, der andere aus Steinen. Eine schmale Flur, von der eine steile Stiege nach dem Boden „der Bühne" führte, schied beide Teile innen von einander.

Rechts von der Flur führte eine Tür in die Wohnstube; ein kleines Türchen links war der Eingang zur Stallung, über der der Heuboden, neben der ein kleiner Holzschuppen noch Platz unter dem gemeinsamen Dach gefunden hatte.

Es war ein sauberes Häuschen mit seinen weißgetünchten Balken und den braun gestrichenen Wechseln dazwischen. Aber es lag der gleiche Geist der Unwirtlichkeit und Freudlosigkeit darum. Anstatt seine Fenster nach der Straße zu kehren, um in behaglicher Neugier das spärliche Leben zu betrachten, das auf dem Wege zwischen Steindorf und Erlengrund sich entwickelte, starrten die kleinen Öffnungen in mürrischer Öde in den nahen Wald, der sich in Steinwurfsweite vor der nach Osten gekehrten Front des Hauses hinzog. Dazu erhob sich nach der Straße zu ein meterhoher Wall aus Rodesteinen, eine Mauer, wie die Stein-

dorfer sagen, der jeden neugierigen Blick von oben abhielt und nur dem Dach eine Umschau gestattete.

Aber so gefiel es dem Klumpen eben. Und jedesmal überkam ihn tiefe Heimsicherheit, wenn er, auf dem schmalen Zufuhrwege herabschreitend, durch die Lücke der Mauer in sein Reich trat. Schmunzelnd sah er dann die schmale, lange Feldflur auf und nieder.

Hier nahm sein einsames Brüten Gestalt an, und in seinen Augen glomm es, um seine Lippen zuckte es. Die Besitzung war schuldenfrei, und tausend Taler hatte er noch ausstehen. War es da denn nicht möglich, daß die Grenzen hinausrückten und seine Kühe über die Mauer stiegen, um jenseits zu grasen, weil das Land hier auch sein geworden war?! Dann wuchs vor seinen sehenden Augen an Stelle des engen Hauses ein behäbiger Bauernhof, mit Mauern umschlossen, wie eine Stadt, einem Taubensöller neben dem riesigen Düngerhaufen und einem zweiflügeligen Tor als Einfahrt. Dann wird sich kein Mensch mehr trauen, ihm den häßlichen Spitznamen zu geben oder Späße über ihn zu machen.

Doch zu niemand sprach er von seiner Sucht. Seine Geschwister, seine Mutter, selbst der Schuster waren Fremdlinge in der Welt seiner Seele. Er aber säugte sie mit all seinen stummen Stunden, daß sie endlich zu einem klaren, peitschenden Plan geworden war.

Indessen war es zehn Uhr geworden. Sie standen schon bis an die Hüften in der Erde. Der Klumpen hieb die Haue in die Steine und richtete sich auf. Freiwald stellte die Tätigkeit auch sofort ein und sah ihn verwundert an.

„Wirds Wasser haben?" frug der Lahme. Der Alte fuhr mit dem Rücken seiner Hand über den Mund und schickte sich mit einem überlegnen Lächeln zu einer umständlichen Darlegung an:

„Born is nicht Born", begann er dann, „'s sein'r zweeerlee: Grundborne und Quetschborne. Der Grundborn is der richtige, der hat Seelenwasser, direkt aus der Erde ruf. Der Quetschborn is ja auch gut. Denn ei der Erde drunten, da is nischte tot, da is lebendig ei der Nacht und Wasser gehn hin und her, 's fließt, macht Tümpel, allerhand. Bei eem Quetschborne gehts Wasser blos durch; regnets viel, hats viel; is 's dirre, bleibt der Born leer."

„Nach und mei Born?" frug der Klumpen ungeduldig dazwischen.

„Das is eben", setzte Freiwald unbeirrt seine langwierige Erklärung fort, „das is eben. Es is ein Quetschborn, der de 's Wasser vom Rollberge kriegt; aber wenn mr den gelben Steen, of dem mir jetzte sein, durchschlagen, kommt der weiße und zuletzt der blaue, auf dem steht das Seelenwasser. Siehste, Kl... Karle, Seelenwasser. Das is aso, deine Seele is das Inwendigste. Deswegen und weil das Grundwasser aus dem Allertiefsten kommt, dort wo, ma mecht fast sprechen...."

Das dauerte dem Lahmen doch zu lange. Er stieß des Alten schöne Weisheit gleichsam mit dem Fuße fort, indem er frug: „Also, wirds Wasser haben oder nich?"

„Freilich, freilich; aber tief wirds halt sein", gab der Greis zurück und lächelte mitleidsvoll über den Klumpen. —

In rauhem, rücksichtslosem Fleiße trieb der Lahme so den Alten durch die Tage. Der ward immer verdrossener, da dieser viehische Eifer seiner Tätigkeit die ganze Seele nahm und nichts als leere Handgriffe übrigließ, die ihn ermüdeten und quälten. Mit Wut hieb er darum drauf zu, um so schnell als möglich in eine Tiefe zu kommen, wo das Tageslicht aufhörte und er nur allein arbeiten konnte. Und als er nun wieder in der dumpfen Nacht mit dem roten Lichtlein in der Laterne allein war, erwachten alle rätselhaften Betrachtungen und Geschichten, mit denen er seine gemächliche Geschäftigkeit zu begleiten gewohnt war. Er füllte den Korb mit dem losgeschlagenen Gestein, und auf ein Zeichen ward die Last von dem Lahmen an einem Seil, das über eine Welle lief, heraufgedreht. Nun trat auch wieder ein freundlicheres Verhältnis zwischen den beiden ein, wenn der Klumpen auch oft grob in das Loch hinunterschimpfte, da das Signal zum Emporwinden nach seiner Meinung oft zu lange ausblieb. Freiwald gab sich dann den Anschein, als höre er das in seiner Tiefe nicht, und der Klumpen gewöhnte sich, die langen Pausen mit seinen verheimlichten Träumen auszufüllen. Oft stand er still und lauschte auf das Pochen der Haue, das von Tag zu Tag schwächer zu hören war. Hin und wieder tönte auch das Husten des Alten herauf. Aber das Wasser blieb aus, obwohl schon zwei Feuerleitern hatten aneinandergebunden werden müssen.

Eines Tages übermannte den Klumpen der Zorn. Denn er hatte sich die Ausgaben zusammengerechnet und schrie hinunter:

„Bist n bale of m Plenter?" — „Mudelsack!" setzte er leiser hinzu. „He!" gurgelte er noch wütender, weil er keine Antwort erhielt, und wiederholte seine Frage unter Aufwendung einer solchen Lungenkraft, daß seine Stimme überschnappte.

„Ach was, Plenter!" murmelte es höhnisch herauf. Exner hielt einen faustgroßen Stein in der Hand und warf ihn ärgerlich hinab, als er das hörte.

„Karle, laß die Tummheet! 's ging grade am Arm runter. Wenn de das noch amal machst, komme ich ruf und laß dr den Krempel liegen", schrie Freiwald erbost.

„Hol dich der Teufel", knurrte der Klumpen, hockte sich auf die Winde und begann abermals mühselig seine Ausgaben für den Born zusammenzuzählen. Es wurde nicht weniger, ob er die kleinen Posten voran und die großen ans Ende stellte, oder es umgekehrt machte, und mißmutig blickte er umher. Der Frost hatte begonnen, eine schneelose, grimmige Kälte, in der das heraufgewundene, feuchte Gestein sogleich zusammenfror. „Wenn och der Schnee noch bliebe", dachte der Lahme. Aber über dem Rollenberge standen schon seit gestern grauweiße schwere Wolken. Die Luft durfte sich nur erwärmen, dann ging das Schneetreiben los, und die Arbeit mußte bis zum Frühjahre ruhen.

Endlich, nach zwei Tagen schrie es hohl aus dem Brunnen: „Wasser, Wasser!"

Die Leitern klapperten und schweres Stampfen kam höher. Der Klumpen warf in glücklichem Schrecken weg, was er in der Hand hielt, stürzte an den Born und rief hinunter: „Bring Wasser mit! Wasser! Wasser!"

Nach einer Weile tauchte Freiwald auf und reichte ihm eine Flasche mit schmutzigem Wasser hin, bei deren Anblick der Lahme zurückprallte. Der Alte lachte: „Nu, nu, nimm se och schon! Zuerst is s Wasser halt nie anders. Das setzt sich schon, wenns ruhig wieder zu sich gekommen is. Nimms und verlaß dich of mich, 's schmeckt reen!"

Der Lahme kostete. Das Wasser war dumpfig und lehmig. Aber über sein fahles Gesicht ging ein Schimmer, denn er schluckte den Trank seiner Zukunft.

„Wirds aushalten?" frug er nachher, sich wieder verdüsternd.

„Auch nu, ma denkt doch", antwortete der Greis zögernd und richtete nach kurzem Überlegen sein Auge ernst auf den Frager. „Ich für mich kann sagen: ja. Aber was nützt das. Ich hab'm rausgeholfen und es kam, denn mei Hand is reen und mei Gemüte gut. Obs aber dableibt, steht bei Gott und dir. Viel Glücke!"

In treuherziger Ergriffenheit streckte er dem Klumpen die Hand hin. Während sie fortgingen, begann sich die Luft mit feinen weißen Stäubchen zu füllen, die wie winzige Nadeln stachen, wenn der heftige Wind sie gegen die Haut trieb. „Über Nacht wirds weiß werden", sprach der Alte.

„Mir schmeißts nischt mehr um", erwiderte der Klumpen in verhaltener Freude. Darnach trennten sie sich stumm von einander.

Seit Neujahr diente auf dem Freirichtergute bei Herrn Wende eine neue Magd. Ihr Zuzug fiel in den Winter. Deswegen kam sie wenigen des Dorfes zu Gesicht.

Ihre Anwesenheit erregte vor allem die liebefähigen, jungen Burschen von Steindorf, und die Forschesten unter ihnen näherten sich ihr, um eine tagesübliche Liebschaft anzubandeln. Nach kurzer Zeit nannten sie das Mädchen eine „tumme Gans" und fluchten laut.

Zu Beginn des Frühjahrs wußte man noch nicht mehr, als daß sie Marie Alke heiße und aus Schlesien stamme. Man nahm ihr das herrische Wesen übel und nannte sie die „schlesche Marie". Das war ein Schimpfname, denn der Grafschafter meint, alles was aus Schlesien stamme, sei herzlos und grob.

Marie kümmerte sich nicht im mindesten um diese Treibereien. Sie behandelte das Mitgesinde als ihrer nicht ebenbürtig und sprach zu ihnen, wie aus einem anderen Stande heraus, mit einer zurückhaltenden Freundlichkeit, die ihr den Haß und die Verfolgung der Dienstboten eintrug. Die größten Grobheiten ließen sie anscheinend ruhig.

„Ihr seid ebenst noch awing siehr weit zuricke", sagte sie achselzuckend und ging.

Als aber das feindselige Treiben der Mitdienenden gemeine Formen annahm, trat sie kurzentschlossen vor den Freirichter und erklärte, den Dienst verlassen zu

müssen, wenn er ihr nicht Ruhe schaffe. Wende fuhr mit wütendem „Kreuzverflucht" unter sie. Seitdem wagte sich niemand mehr an sie heran, die, ohne aufzusehn, ihre Arbeit weiter verrichtete und in nichts einen Hohn merken ließ. Sie strengte sich nur noch mehr an und ließ sich von ihrem verdoppelten Fleiße nicht abhalten, obwohl ihr das Titel wie: „Herrnaas" oder „Schlange" einbrachte. Konsequent schloß sie sich von allen Vergnügungen aus, die ihre Mitmägde aufsuchten. Wenn diese nach Beendigung der Arbeit sich mit den Knechten laut lachend in der verrauchten Gesindestube balgten, saß sie an dem mächtigen Tische und brachte sich beim Scheine der kleinen Hängelampe ihre Kleider in Ordnung oder wusch Wäsche.

Nahmen Rede und Spaß dann abstoßend sinnliche Formen an, so verließ sie schweigend den halbdunklen Raum und legte sich zu Bett oder ging auf den Hügel hinter den Hof, von wo aus man über das Tal hin die tiefe Einschluchtung des Warthapasses sehen konnte.

Stiegen an klaren Abenden aus dem feinen Dunste der Ferne die schattenhaften Umrisse ihrer Heimat auf, dann ward ihr großes, blaues Auge glänzend, und sie beugte sich nieder, brach eine Blume ab und steckte sie sich ins Haar, als müsse sie sich bei den Gedanken schmücken, die dann über sie kamen. Sie sah an solchen Abenden mehr als fernes Land, es stieg mit jener weit abliegenden Gegend ein Leben für sie auf, wonnig und süß, das einst das ihre gewesen war und anders ausgesehen hatte als dies Dasein in der Zwangshöhle der Knechtschaft.

Sie entstammte einer reichen Bauernfamilie des Frankensteiner Kreises. Ihr Vater war von dem Millionenrausch der siebziger Jahre gepackt worden, hatte die ehrliche Lederhose ausgezogen und die kurze Pfeife aus dem Munde gerissen. Fensterwagen und betreßte Kutscher, Jagdvergnügen, Weinjubel; er ritt auf den rollenden Talern durch die tollen Gärten des Genusses, und hinter ihm machte sich schweigend der Konkurs auf und verfolgte ihn. Nach ein paar lärmenden Jahren ward er von ihm eingeholt, und unter dem Hammer zerstoben jäh die Schemen seiner kurzen Lust.

Er verschwand spurlos, und seinem kleinen, zierlichen Weibe grub indessen der Gram in einem Winkel des Friedhofes ein Grab. Als er damit fertig war, an einem dämmrigen Abend war es, kam er von dem Totenacker herein, machte leise die Tür auf und klopfte an ihre linke Brust. Das müde Herz gehorchte eilig und hing sogleich still wie ein verstummtes Glöcklein. Ihr Gesicht lächelte und die Seele breitete geräuschlos ihre Schwingen aus und floh zum Vater. Der Wind des Schicksals streute die Kinder umher und pflügte in ihre jungen Gemüter mit den Stacheln trüber, freudearmer Jahre herbe Erinnerungen.

Marie, das zweitälteste Kind, war zu jener Zeit erst sieben Jahre, voll der Sonne. Sie fand bei einem Bruder ihres Vaters, einem harten, geizigen Manne Unterkunft, der sie um der Schuld des Bruders willen verachtete und unterdrückte. Er tat es, um den Leichtsinn aus ihr zu vertreiben, wie er sagte. Das aber war nur ein Vorwand, um ihr das Essen öfters entziehen und sie mit Arbeit über-

laden zu können. Allein der Stumpfe wußte nicht, daß Kinder von ihrer Seele leben, die auch in der schmutzigsten Ecke ihre schimmernden Paläste errichten kann. So gedieh das Kind trotzdem zu immer größerer Schönheit und Kraft. Diese Schönheit war mit den Jahren noch gewachsen, und Marie hatte all ihr Hoffen auf sie gebaut. Sie sollte ihr in das Leben ihrer frühen Kindheit verhelfen, das ihr wohl nur deswegen so gar begehrenswert erschien, weil sie es nicht bewußt kennen gelernt hatte. Darum hütete sie die langen, schweren Goldflechten ihres Haares, setzte das feine, frische Gesicht nie der brennenden Sonne aus und schmückte sich mit all dem billigen Glanz, der von Hausierern feilgehalten wird.

Mit verlangendem Herzen stand sie in dem Winkel ihrer niedrigen Stellung und harrte des Erlösers. Wenn sie mutlos werden wollte, dann durfte sie nur heimlich im Lichte der Dachluke auf ihrer Kammer das Gesicht in dem kleinen Spiegel betrachten, so war ihrer Sicherheit wieder gewiß, daß eines Tages der reiche schmucke Bauer zu ihr treten und sie als Weib in seine Fülle führen werde. Sie kannte ihn nicht, aber er war vorhanden und verlangte geheim nach ihr und sie machte sich ihm kostbar mit dem Stolz, dem Entbehren aller gewöhnlichen Vergnügen, der Freude an ihrer Schönheit und dem nie erlahmenden Fleiß. Mitten im Sommer sah sie den Mann, an den das Schicksal sie ketten wollte.

Es war zur Zeit, da die Sonnenstrahlen die reifenden Kornähren in ihrer Glut wiegten, eines Sonntags nachmittags. Die Heimchen fühlten schon die Dämmerung und begannen verstohlen zu zirpen; der Wald stand unbeweglich versunken; das Leben lag auf dem Raine und schlief. Da ging Marie zwischen den Feldern hindurch, mutterseelenallein und sah immer vor sich nieder, wie einer, der erwartet, daß das Glück ihm über den Weg laufe, eilig und unvermutet wie ein weißes Wieselchen. Plötzlich sank ein Schatten in die stillen Halme neben ihr, und als sie erschreckt herauffuhr, stand ein großer, starkknochiger Mann vor ihr, dessen ungewöhnlich lange Beine in blanken, bis an die Kniee reichenden Schaftstiefeln steckten. Seine Arme hingen straff an dem kurzen Leibe nieder, als würden sie durch das Gewicht der übergroßen Hände angespannt. In dem fahlen Gesicht stand eine hilflose Freude, die leeren Augen starrten ratlos aus dem gelblichen Weiß, und obwohl um die ganze Gestalt etwas Beklemmendes, Furchterweckendes lag, war Marie doch gegen das Klopfen ihres geängstigten Herzens einen Augenblick angenehm berührt, wegen der stummen Bewunderung, die durch all dieses der häßliche Mensch ihrer Schönheit zollte. Eine seltsame Pein verhinderte, daß sie so schnell, wie sie wollte, an ihm vorüberschreiten konnte. Von einem rätselhaften Krampf befallen, vermochte sie ihren Blick nicht von ihm zu wenden. Erst als das Glimmern seines Auges, kleine Falten um die Lippen und ein unverständliches Murmeln ihr klar bewiesen, daß er sie anreden wolle, fand sie die Kraft weiterzuschreiten, bemerkte aber noch, wie er einigemal mit dem Kopfe nickte, daß die Schildmütze über seine Stirn fuhr. Diese Bewegung verwandelte plötzlich den ganzen Vorgang für sie in ein komisches Ereignis.

Den stummen Gruß des Mannes vorsichtigerweise leise erwidernd, huschte sie

fort. Endlich wagte sie, sich umzublicken. Zwischen den Kornbreiten, schon so weit von ihr entfernt, daß sein Leib nur noch zur Hälfte aus dem reifen Getreide ragte, sah sie ihn sich eigentümlich ruckend fortbewegen. Sein Kopf aber hing dabei auf die linke Seite.

Sie atmete erleichtert auf und lächelte, da sie sich wieder vorstellte, wie er vor ihr gestanden und mit dem Kopf genickt hatte, daß ihm die Schildmütze auf die Nase gefahren war. Es befreite sie jedoch nicht von einem rätselhaften Klammern, einer Furcht, die, so grundlos sie nun auch sein mochte, doch nicht von ihr wich. Sie zu verscheuchen, bemühte sie sich, an ihre „scheene Zeit" zu denken, an den „langen Sonntag", wie sie ihre Zukunft nannte. Allein die Bilder, die sie rief, standen nicht auf, die Lieder, die sie ersehnte, klangen nicht. Vom Dorfe herüber hörte sie Kühe brüllen, Kinder zetern, ein Schubkarren quietschte, Hunde bellten und dazwischen fuhr in Absätzen das Schreien eines zornigen Mannes. Traurig ging sie nach Hause.

ie Steindorfer hängen wie fast alle Grafschafter am Katholizismus. Dieser ist nicht nur alleinseligmachend, sondern gewährt auch auf der beschwerlichen Reise zum Himmel manchen Tag, an dem man seinen Arbeitskittel ausziehen kann, den Sonntagsflausch umhängt, gemächlich sich eine Zigarre anraucht, ein Spielchen macht und einen Schnaps dazu trinkt. Was hätte man sonst von dem mühseligen Leben, wenn neben den Sonntagen, die ohnedies sind, nicht noch ein paar Feiertage wären!

Aber wenn man die Finger nimmt und sie herzählt, die schönen Tage, die mitten in der Woche kommen, einem leise die Hacke aus der Hand nehmen, den Pflug oder den Rechen, wie ein lieber Freund, der einem gern eine Freude bereitet, und recht ordentlich sagen: „Mein Guter, halt! halt! Verschnauf und laß deine Seele auch einmal Atem holen;" wenn man das zählt, bleiben leider noch einige Finger an den beiden Händen übrig, an denen kein Sonnenschein hängt.

Darum kanns niemand einem guten Christenmenschen übel nehmen, daß er dieser fehlerhaften Einrichtung etwas nachhilft und auf eigne Faust mitten in den Trubel der Woche so einen lachenden Tag pflanzt. Heilige hat es genug, so wird es nicht allzuschwer. Diese vernünftige Ansicht fand auch in Steindorf Anhänger, und obwohl der kleine Ort keine Kirche und darum auch keine Chorsänger hat, feiert man am 17. November jeden Jahres das Fest der heiligen Cäcilia.

Auch in diesem Jahre hat „Franke, der dicke Schenke" der Gemeinde angezeigt, daß, wie üblich, von abends sieben Uhr ab die Feier vor sich gehe.

Der Gasthaussaal ist mit Tannengrün geschmückt, die vier Schirmlampen an der Balkendecke sind blank geputzt, und die stattliche Reihe der Bierfässer, die die ohnehin enge Hausflur noch mehr füllen, zeugen von dem festen Vertrauen, das der Alte in die Andacht der Gemeindemitglieder zu setzen gewohnt ist.

Mit dem zunehmenden Dunkel treffen die Gäste ein. Als acht Uhr vorüber ist,

füllt den Saal eine bunte, fröhliche Menge. Die vier Decklampen ringen schon verzweifelt mit dicken Rauchwolken. Zwei Burschen und zwei Mädchen mit weißen Schürzen und ebensolchen Tüchern in der Hand, traben an den Tischen auf und nieder. Sie sind in hoher Erregung und ziehen in einem Ernst der Mühsal Augenbrauen und Ohren in die Höh. Bei einer Bestellung fahren sie erschreckt herum, als erhielten sie einen Schmitz mit der Peitsche, langen ein leeres Trinkgeschirr aus dem lärmenden Haufen und eilen zum Schenkhaus. Der „Melittenverein", niemand weiß, wie die Musiker des Dorfes zu diesem Namen gekommen sind, sitzt in ruhiger Erwartung hinter den Gitterstäben des erhöhten Chores. Die Tanzlustigen sehen mit leuchtendem Gesicht nach ihnen hin und nicken ihnen freundlich zu. Als Gegendank nötigt dieser und jener Melitte seinem Instrument irgend einen Ton ab. Die rechte Saalseite wird von den Verheirateten eingenommen. Die Väter sitzen da, schlagen auf den Tisch und erzählen. Die Mütter lächeln. Manche halten kleine Kinder auf dem Schoße, Mädchen oder Knaben von vier bis sechs Jahren und geben ihnen Bier oder Schnaps zu trinken.

Auf der linken Seite sitzen die Ledigen; auf einer langen Bank die Mädchen, durchweg hübsche Gesichter, die Hände auf der Schürze gefaltet, die Front dem Saale zugekehrt. Die Burschen, zu dichten Haufen geballt, rauchen mit Aufbietung aller Kräfte, trinken fleißig, lachen und sprechen überlaut, um die Aufmerksamkeit der Mädchen zu erregen, denen sie manchmal aus ihrem Glase schenken.

Durch die offene Tür schauen viel sehnsüchtige Gesichter, Knaben, kaum der Schulbank entronnen; „Halbschädel" nennen die Bauern sie. Sie werden von den Aus- und Eingehenden verächtlich bei Seite gestoßen und lächeln dazu, halten sich aber durch heimliches Rauchen und Schnapstrinken für diese Ausgeschlossenheit schadlos.

Kurz vor Anfang des Balles wird ein kleiner Tisch vor das Chor der Melitten gestellt, und ein junger Mensch nimmt an diesem überall sichtbaren Orte Platz. Der Fremde trägt einen modischen, grauen Anzug. Sein starker, blonder Schnurrbart ist in kecke Spitzen gedreht, und die scharfen Augen mustern mit geringschätzigem Lächeln die Reihe der altfränkisch herausgeputzten Weiblein; den Mädchen nickt er mit vielsagendem Blinzeln zu. Dann erinnert er sich mit einem Zusammenfahren, daß er im Gasthaus sei und sofort trinken müsse. Da er keinen dienstbaren Geist erblickt, erhebt er sich, macht eine kleine Kniebeuge, um die Hosen zu ordnen und geht dann mit Schritten, denen er durch ein Knicken der Beine Eleganz verleiht, nach der Mitte des Saales, alles aufs neue mit verletzendem Staunen musternd. Er ist seit vier Wochen von seiner dreijährigen Militärdienstzeit auf die einspännige Wirtschaft seines Vaters in dem vier Stunden entfernten Tannerau „mit den Knöpfen" zurückgekehrt und noch voller Nichtachtung des Zivilstandes und aller bürgerlichen Beschäftigungen, einer Nichtachtung, die er in die lächerliche Kopie eines Leutnants seiner Schwadron kleidet. Er geht in dem hellen Kreis der vier Decklampen mitten im Saal umher, zwei Finger der rechten Hand unter das festzugeknöpfte Jacket an der Brust, den Daumen der

Linken in der Hosentasche eingehakt, und ist scheinbar in tiefe Gedanken versunken, aus denen er beim Vorübergehen der Personen mit einem zornigen Gesicht aufschrickt.

In Wahrheit labt er sich an der aufgeregten Neugier der Gäste, die gerade bei den Mädchen und jungen Burschen sehr stark und mit einer leisen Scheu verknüpft ist. Aber, seien es nun die großen Stiefeln mit den Wülsten überflüssigen Leders allein; sei es das schlürfende Ausschreiten, das immer mit einem starken Schlag der Absätze abschließt; sei es die ganze Haltung oder die Art, den Kopf mit vorsichtiger Behutsamkeit aus dem Körper zu strecken, genug, irgend einer der jungen Leute hat durch den plumpen Betrug hindurch sein wahres Wesen erkannt und ruft: „Der Lindentritt vom Plane!"

Das entfesselt ein tolles Gelächter. Der Graue macht eine leidenschaftliche Wendung nach dem Schenktisch hin, als habe er in seiner Güte nun doch lange genug auf die Bedienung gewartet, und schreit in den Lärm: „Kellner! verrflucht Kelllnerr!! Eine Echte! 'n bissel anwärmen!!" Dann kehrt er gelassen an seinen kleinen Tisch, wendet dem Saal den Rücken und starrt auf die Melitten.

„Kellnär! verflucht, Kellnäär!! firn Böhmen ne Flasch voll Wein, aber gut voll!!" ruft es nach einer Weile aus der Mitte der Burschen.

Der Fremde reißt ruckartig den Kopf herum und verfärbt sich, ohne indes weiter auf das Gejohle, das diesem Spotte folgt, zu achten. Nach einer Weile bringt ihm ein Markeur helles Lagerbier und stellt es vorsichtig auf einen Fleck des Tisches, den er vorher mit dem Handtuch gesäubert hat. „Hm", beginnt der Graue mit einem wütenden Blick auf das Getränk, „ich hätt mirsch ja denken kennen, daß hier kein Echtes hat." — „Was sind das fir Rotzleffel da hinten?" schreit er dann den Kellner an, daß es durch den Saal schallt. Der angeredete junge Mensch drehte das Handtuch krampfhaft und entfernt sich räuspernd, ohne zu antworten.

An dem Tische der jungen Burschen stößt man geräuschvoll an: „Nachs Echte schmeckt gutt, a wing dinne is ja und in der Gurgel kratzen tuts auch; abers schadt nischt, s kost blos de Hälfte!" Der Fremde wendet sich aus Rache an die Mädchen: „Heute woll mr aber mal schneidig tanzen!"

Der Schenke ist schon in Erregung und beobachtet den Streit mit steigendem Zorn, weiß aber noch nicht, auf welche Seite er ihn entladen soll, und außerdem ist es ja auch erst Gerede.

Plötzlich schweigen die Stichelreden und alles schaut nach der Tür. Der alte Förster, ein spindeldürrer Witwer, in sehr engen, grünen Hosen und einem grauen Vollbart, der wie ein Kuchen auf seinem Uniformrock liegt, nötigt ein sich sperrendes Mädchen durch kräftiges Schieben an den Achseln in den Saal.

„Immer rein, immer rein! solche kenn se heute dahier gut gebrauchen!" redet er gedämpft und schaut verliebt unter den Brillengläsern auf sie. „Das is recht, immer los, Herr Förster, recht, 's fengt glei an," mischt sich der Schenke erfreut über den plötzlichen Umschlag der Stimmung in die Angelegenheit und vollendet mit einem Schmunzeln auf das Mädchen hin: „Ein Dingel wie ne Kersche!"

Die Köpfe der Gesellschaft fahren in die Höh, erstaunt über den plötzlichen Abbruch der Feindseligkeiten. Als sie das Mädchen erblicken, zischelt es durcheinander: „Die schlesche Marie!"

Die Burschen an den Tischen werden vergnügt, und Marie steht noch nahe am Ausgang allein, weil der Förster hinweggeeilt ist, seine Sachen unterzubringen, und weiß nicht, wo sie sich hinsetzen solle oder ob sie nicht lieber wieder hinausgehe. Sie bereut es, dem Förster nachgegeben zu haben; aber sie fühlt sich von den Blicken, die auf sie gerichtet sind, zurückgehalten.

Eben hat sie die Macht dieser neugierigen Augen über sich gebrochen, und wendet sich unmerklich, um unbeachtet wieder hinauszuschlüpfen, da zählt der graubärtige Obermelitt schnarrend: „Eins, zwei, drei!" und die Musik setzt ein, die Töne eines veralteten Marsches fahren belebend unter die Gäste, Marie fühlt sich von hinten umfaßt und gewahrt, erschreckt herumfahrend, den alten Förster, der in feierlicher Umständlichkeit etwas durch die Nase redet und dabei ihren Körper ohne weiteres in seinen Armen zum Tanz zurechtrückt und sie dann durch den Saal zu drehen beginnt. Wie auf Verabredung beteiligt sich anfangs niemand am Tanze. Die Burschen sehen gespannt dem Paare von ihren Plätzen aus zu.

Der Alte denkt, man achte sein wichtiges Staatsamt, und bemüht sich, eine möglichst imposante Figur zu machen, indem er in streng soldatischer Haltung durch den Saal trabt, hin und wieder zierlich mit den Beinen nach hinten ausschlagend. Der Graue verschlingt Marie mit den Augen. Die Musik schweigt, nur eine Klarinette gibt einen scharfen Seufzer zu. Die Burschen klatschen und schreien: „Bravo!"

Der Grünrock, mitten im Saale neben Marie stehend, verneigt sich dankend und führt dann das Mädchen nach kurzem Überlegen an den kleinen Tisch des Grauen, mit einem herrischen „Gestatten" herantretend. Der Fremde fährt salutierend in die Höh und stammelt mit verbindlichem Lächeln: „Ah, ja, ja!" verbeugt sich und rückt an die Kurzseite des Tisches. Dann schaut er schnurrbartstreichend im Saale umher, ob auch alle sein schneidiges Auftreten bemerkt haben.

Aber nun wogt der entfesselte Tanz. Einige hüpfen wie Irrlichter durch die wirbelnden Wogen, tauchen kreisend auf und verschwinden wieder. Dieser schiebt sich langsam, steif wie ein wandernder Stamm hin; jener galoppiert im Laufschritt vor und zurück und reibt dabei seine Stirn an der der Tänzerin. Dieser setzt alles daran, ein Fragezeichen zu imitieren; jener hängt alle Augenblicke zappelnd zwischen Himmel und Erde. Der Baß knurrt, das Horn hustet heiser und unregelmäßig, die Klarinette gellt schrill, wie jemand, dem ein Gewächs aus dem Leibe geschnitten wird, und wetteifert mit der Violine, die ein schmerzvolles Wimmern von sich gibt. Dazu wirbelt die Trommel, als schütte jemand zur Feier des Tages Lesesteine in ein Holzschaff. Die Melitten betreiben mit äußerster Anstrengung ihre Kunst. Der Wirt blickt bewundernd zu ihnen hin.

Die Augen der Weiber bemühen sich, jedem Paare nachzueilen. Die Familien-

väter schlagen mit der Faust und dem Absatz den Takt, und die Halbschädel avancieren vor Staunen in den Saal. Die Stimmung ist im Fluß; jeder tut das seinige mit ganzer Seele. Als die Burschen nach einem Tanz auf ihre Plätze zurückkehren, staunen sie nicht wenig, auf der Bank den Klumpen und neben ihm Schuster-Guste, hinter dem Tisch sitzend, zu treffen. Sie haben jeder ein Glas Lagerbier vor sich stehen, und der Lahme hört dem Schuster zu, der heftig gestikulierend auf ihn einspricht.

„Nu da schlägts voll'ds fufzehn", schreit der Witzbold unter ihnen, der rote Klenner, ein vierschrötiger Holzknecht mit kleinen blinzelnden Augen unter wulstigen Brauen, „heute is alles meglich! Paßt uf, entweder kriegen Freirichters Pferde über Nacht Hörner oder der Schenke tritt sich of a Bauch; irnd was passiert heute. Da is ja gar Karle da! Nu gutn Abend Alle zwee!"

Alles lachte aus vollem Halse, setzte sich zu den beiden an den Tisch, und nach einer Weile begann man, ohne Namen zu nennen, allerhand Scherzreden, die sich offenbar auf den Klumpen bezogen. Der zog sein mürrischtes Gesicht, und als das nichts half, ergriff er das Glas, trank einen langen Schluck und hieb es dann auf den Tisch, daß das Bier umherspritzte. Das machte die Übermütigen stutzig. Unter leichtem Wortgeplänkel zogen sie sich von dem Lahmen zurück und widmeten dem Bier, dem Tanz und den Mädchen wieder ihr ausschließliches Interesse. Der Klumpen atmete erleichtert auf und befühlte seinen Hals.

„Verdammtes Zeug, so ein Kragen!" knurrte er mißvergnügt. „Is'n der Schlips noch drane?" „Freilich", antwortete der Schuster, „wie s sein muß. Wenn se dich sieht, du siehst just aus."

„Du sollst mr davo nich reden!" „Nu deswegen sein mr doch hergekommen."

„s Maul sollste dadriber halten, wenns jemand hört."

Dann starrte er trübe vor sich hin. Er fühlte sich unbehaglich unter den vielen kinderfrohen Menschen und fragte sich, wozu das eigentlich alles sei.

„Du mußt a wing uftaun," begann der Schuster wieder an ihm zu schulmeistern, „lustig sein, trinken, da und dort hin reden, dich umtun. Sonst . . ." er machte eine wegwerfende Handbewegung. Dann setzte er sich näher zu seinem mürrischen Ohr. „Ich weeß Bescheid. Wie ein Jude muß eener reden. Aso hans de Mädel gerne."

Der Lahme erlag dem qualvollen Gefühl, von allen ausgeschlossen zu sein, und erhob nach einer Weile sein Gesicht, um irgend eine hämische Bemerkung zu machen, ließ aber kalt den Kopf sinken.

Der Schuster hatte ihn zum Besuch des Cäciliaballes beredet, weil er sich erst den nötigen gesellschaftlichen Schliff holen müsse, ehe er daran denken könne, mit Marie anzufangen. In Wahrheit aber lag dem armen Schuster das meiste daran, auf des Lahmen Kosten mal ordentlich zu tanzen, zu trinken und zu rauchen. So stieß er wieder mit ihm an.

Der Klumpen schluckte Verwünschungen über den „Saufsack" in sich und verfiel, ohne das Glas zu berühren, noch tiefer in seinen Kummer.

Der Schuster winkte einem Markeur, und als dieser nicht hörte, erhob er sich mit dem leeren Trinkgefäß und wanderte, bald an diesem, bald an jenem Tisch seine Späße anbringend, zum Schenkhaus, ließ sich das Seidel füllen, leerte es hastig, begehrte noch ein zweites und begab sich dann trällernd wieder an seinen Platz.

„Nach," stieß er plötzlich den Klumpen an die Seite, „da sieh, wie der, der mit dem grauen Anzuge, mit der Marie redt und wie se lacht! Sieh' drsch an, a so wird's gemacht."

Der Lahme schielte unter seinen gesenkten Brauen nach dem kleinen Tische hin und musterte den Fremden lange und scharf.

„Ein Zappelmann is das," erwiderte er dann in grimmiger Verachtung, „was der kann, kann ich schon lange. Mit eener Hand hau' ich dr den zusammen wie een jungen Hund. Dadruf kannst du dich verlassen." Er trank und stieß einen rauhen Laut des Hohnes aus, den Schuster von der Seite ansehend. Dieser saß schweigend da, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und blies lange Rauchwolken von sich. Er war plötzlich wie verwandelt und starrte verloren auf Marie. Sein Gesicht trug dabei einen tiefen Zug des Leidens.

„Schuster," raunte der Lahme, weil er eine unbestimmte Empfindung hatte, dieses auffällige Betragen könne ihn bloßstellen; aber der Schuster rührte sich nicht. „Schuster," wiederholte er und trieb, da sein Freund noch nicht hörte, die Faust in seinen Oberschenkel. „Du sollst nich in eem Biegen of se sehn!"

Schuster-Guste fuhr herum und lächelte glücklich wie abwesend . . Plötzlich verfinsterte sich sein Gesicht:

„Laß mr de Vögel fliegen, ma kriegt se doch nie", sagte er und schüttelte die schwere Stimmung von sich ab. „Trink, trink, Karle, trink, sag ich dr! Nee, nee, da hab och gar keene Bange, ich bin ein armes, unglickliches Luder." Der Klumpen glaubte, der Schuster sei betrunken, weil er so wirr redete, und fuhr grob auf: „Guste, ich seh's, wo's hinwill. 's Beste is, ich geh heem!"

In demselben Augenblick trat der Kellner an den Tisch und sah den Klumpen groß an.

„Na, was willst du?" purrte er dem jungen Menschen ins Gesicht. Der Kellner lächelte. „Putt, putt sollste machen", erwiderte er und bewegte Daumen und Zeigefinger der rechten Hand auf dem Tisch, als zähle er Geld. In demselben Augenblicke wurde er von hinten gestoßen, daß er halb über den Tisch flog. Die Burschen kehrten vom Tanz zurück und suchten erregt ihre Plätze. Die meisten hatten zornige Gesichter.

„Die Zähne im Halse ahinter muß ma dem Esel schlagen!" schrie ein kleiner Mensch mit gelbem Gesicht und schwarzen, straffen Haaren.

„Ja, ja, wenn er aus Zucker wär, spräch ich: alla faß, Tone, friß a," höhnte der lange Klenner.

„Och, du lamscher Labander, hat er dich nich auch gerannt, he? und du hast drsch eingesteckt, da höhner du andre," gab giftig der Gelbe zurück. Der Schuster fuhr schlichtend dazwischen: „Laßt das Gezänke! Was hats denn? Wer stößt denn?"

Und nun erzählte man ihm von dem Grauen, wie er sich frech benommen, daß er beim Tanzen jeden anrenne, „lappsches Zeug" rede und in einem fort mit Marie tanze, als habe er sie gepachtet. Kein andrer komme an das Mädchen und sie gehöre doch nun mal nach Steindorf. Es sei eine Schande für alle, sich von einem Fremden so etwas bieten zu lassen.

Aber da trat Scholz Joseph, ein Knecht des Freirichters, auf die Seite des Grauen: „Was geht uns die Schlesche an, die herrsche Prise, wegen dem Mensche rihr ich keen Finger."

„Hiels Maul," fiel ihm Klenner ins Wort, „das verstehste nich, weil du kee Ehrgefühl hast. Ein Affe biste."

Schuster-Guste nahm die allgemeine Erregung in seine Hand.

„Seid ihr alle einverstanden, da laßt mich machen. Ich hab nich umsonst in Berlin uf dr Chausseestraße jearbeet, ick weeß, wat een Panoptikus is. Laßt mich machen, ich weer'm den Kohl versalzen ohne Prigel, daß er abzieht wie een begoßner Pudel."

„Ich bin der Meinung, daß man dem Zappelmann einfach die Ohren runterreißt." Damit mischte sich der Lahme in den Disput.

Allein die meisten waren der Ansicht, den Schuster machen zu lassen und sollte es schlimm gehen, so sei draußen vor der Tür noch immer Zeit zum Hauen.

Übermütig lachend, in der angenehmen Erwartung eines tollen Streiches, standen alle auf und traten zum Tanz an.

Die beiden blieben allein am Tisch zurück, der Lahme und der Schuster. „Und ich?" frug der Klumpen, als der Tanz in vollem Gange war. „Du?" antwortete der Schuster, „verlaß dich of mich, nie lange dauerts und die Marie sitzt zwischen mir und dir."

Der Lahme erbleichte in frohem Schreck, bewegte aber ungläubig den großen Kopf. „Aber Trinken muß ma, da derf ma eene Mark nich ansehn. Knausern geht da nich." „Hab ich nich ...." „Ja, ja, freilich haste bezahlt, aso meen ichs ja och nich. Aber jetze fängts erscht orndtlich an. Und dann wirstes sehen, daß ein Glücke fir dich war, daß mr heute sein hergegangen. Das hab ich mir freilich nich träumen lassen, daß de Marie wird selber da sein."

Beide blickten wie auf ein Zeichen nach dem kleinen Tische vor dem Chor der Melitten hin und sahen, wie der Fremde Marie an der Hand dahin führte, weil eben eine Tour beendet war.

„Paß uff, so machen s'es in Berlin." Der Schuster ergriff heftig das Glas, leerte es, atmete schwer aus, stieß die andern beiseite und schritt quer durch den Saal direkt auf den kleinen Tisch zu.

Der Klumpen flucht voll Bewunderung. Die andern Burschen verfolgen gespannt den ganzen Vorgang. Der verteufelte Schuster redet mit dem alten Förster, sogar mit dem Grauen, und dann beugt er sich zu Marie nieder und spricht lachend an ihrem Gesicht hin, wobei er abwechselnd elegant die Füße nach hinten bewegt. Das Mädchen nickt endlich. Da wirft er sich in die Höh und klatscht in die Hände.

Der Obermelitt stößt anführend in die Trompete und die andern Instrumente folgen. Ein Galopp prasselt durch den Saal. Keiner der Burschen rührt sich, um ja nichts von dem Folgenden zu verlieren. Der Schuster ergreift Marie und schießt wie ein Pfeil dahin.

Das muß man sagen, er kann's wie keiner! Jetzt jagt er links um den Saal, dann wieder rechts, wie ein Roß, mit scharf klappernden Hackschritten; nun wirbelt er in der Mitte auf einem Fleck; dann gängelt er mit wiegendem Oberleib das Mädchen vorwärts, darauf zurück, jetzt eilt er wippend umher; bald sprengt er wie ein Reiter; bald dreht er mit ausgebreiteten Armen wie eine Windmühle; er wippt wie eine Bachstelze, kollert hin wie ein Puter und scharrt tänzelnd wie ein Hahn. Die Melitten schielen über die Notenblätter auf ihn hin und erregen sich an seinem Feuer. Der Takt wird schneller, wilder. Endlich wütet jedes Instrument in wilder Leidenschaft. Im Taumel der Raserei bricht das Stück jäh ab.

Der Schuster stampft auf und bleibt eine Weile erschöpft stehen. Die Burschen brechen in einen Jubel aus: „Hoch, Schuster! He, Musik, hoch! Hoch de Marie!" Die Melitten blasen einen Tusch.

In diesem Lärm führt Klose das Mädchen zurück. Seine Augen schimmern, er drückt ihr heiß die Hand und in Verzückung flüstert er ihr zu: „Mariela, Mariela, ach Gott, Mariela!" Das Mädchen verstand seine Worte nicht, aber den Druck seiner fiebernden Hände, riß sich los und lief die paar Schritte zu ihrem Sitz, allein und schnell.

Der Schuster folgte ihr mit einem langen Schritt und hatte schon die Rechte erhoben, sie sich neckend wieder einzufangen, als der alte Förster sich nach ihm umwandte und mißbilligend sprach: „Schuster-Guste, wissen se, so was is nich Tanz, das is Mord."

Das riß den Schuster aus seinem Rausch; er fuhr mit seiner rechten Hand weiter in die Höhe und kraute sich in den Haaren seiner Schläfe, während er aus Verlegenheit eine tiefe Verbeugung machte und ging. Der Graue lächelte geringschätzig, dann beugte er sich zu Marie und frug sie laut: „Aber den nächsten Tanz, tanz' mir wieder. Solche alte Schuhe kann man nich lange riechen."

Im Wegschreiten hörte der Schuster diesen Spott und mit dem Zorn des Rivalen trat er zum Tisch des Klumpen, wo man ihn froh umringte. „Laßt och sein! Aber 's is noch nich alle, nu fängts erscht an," sagte er, sich zum Klumpen durcharbeitend.

Es folgte eine lange Auseinandersetzung, in der der Schuster mit Aufbietung aller Redegewandtheit und seinem Vorrat an krausen Gesten den Klumpen endlich überzeugte. Der Lahme zog in einem Moment, da die Aufmerksamkeit der meisten Burschen sich wo anders hin richtete, den Geldbeutel aus der Tasche, grub unentschlossen darin umher und reichte dem Schuster etwas, daß dieser aber nach einem prüfenden Blick abwies. Schmerzbewegt legte der Lahme noch etwas hinzu, und der Schuster stand auf und schritt triumphierend auf das Chor der

Melitten. Nach einer kurzen Verhandlung mit dem Oberhaupte derselben, erdröhnte ein Trompetenstoß, und der Obermelitt verkündigte: „Eine halbe Stunde Freitanz für de Steindorfer!" Dann trat eine lange Pause ein.

Diese Außergewöhnlichkeit versetzte selbst die Männer an den Tischen in hohe Aufregung, die jungen Burschen aber waren glücklich in ihrem Übermut. Der Klumpen erschien ihnen wie ein Heros. Der achtete aber auf kein Lob, auf keinen staunenden Ausruf, sondern saß steif da, mit aufgestemmten Ellenbogen, und starrte stumm mit grimmig verkniffenem Gesichte in den Lärm. Der Schimmer seiner kleinen Augen war böse, wie Verachtung.

Der Graue stierte ab und zu düster ins Leere und zwang sich dann zu krampfhafter Lustigkeit mit Marie.

Als die Melitten endlich ihre Instrumente wieder erfaßten und der Schuster entschlossen auf Marie zuschritt, schrie der rote Klenner: „Geh und hol dir den Besen!" Die Musik verschlang das wiehernde Gelächter des ganzen Saales. Der Graue ward bleich vor Wut, biß die Zähne zusammen, rauchte, daß die Funken flogen und trank hastig und viel.

Bei jedem Tanz wiederholte sich der gleiche Spott. Endlich konnte sich der Graue nicht mehr halten und schrie in den verstummten Saal: „Hoch lebe das Paschen, Holzstehlen und Raubschützen! Das brengt noch was ei!"

Die Sache nahm eine Wendung, wie sie dem Schuster nicht paßte. Er überlegte, was zu tun sei, um alles zu dem Ende zu führen, das er seinem Freunde versprochen hatte. Aber, da brach der Wortkampf noch erbitterter los. Aus der Ecke erschallte es: „Ei Tannerau geht alles fechten bis of a Scholzen. Der bleit drheeme und flickt de Bettelsäcke."

Der Fremde frug schreiend den Förster: „He, Sie missens am besten wissen, dahier melkt alles de grine Kuhe!" Der Förster, der die Worte ganz genau gehört hatte, gab sich den Anschein, als habe er die Anrede nicht auf sich bezogen, nahm einen tiefen Schluck aus dem Glase, unterbrach sein Trinken plötzlich und frug ihn dann, wie belustigt: „Meinten Sie mich, junger Mann?"

„Nu freilich, s hat doch weiter keen Förster nie hier ei m Saale." Das sagte er patzig; aber nur weil er sich durch eine freundliche Antwort lächerlich zu machen glaubte.

„Wo haben Sie Ihr Taschentuch?" fragte der Förster in amtlicher Art, ohne sich seinen Ärger anmerken zu lassen. Der Graue wurde verwirrt, riß sein Schnupftuch heraus und schüttelte es dicht vor des Försters Nase: „Da! Ha ha, das hab ich noch nie gewußt, daß dahier een Taschentuch a so was seltnes is."

„Ich dacht, Sie hätten keins," erwiderte der Förster jetzt mit schneidendem Sarkasmus. „Denn Ihrer Nase sieht mans nicht an und bei der Gelegenheit können Sie sich auch hinter den Ohren abtrocknen." Und als der Fremde zu einer Grobheit ausholte, kam über den alten Grünrock die lange zurückgehaltene Wut. Seine Halsadern schwollen daumendick an.

„Halten Sies Maul," schrie er und sprang auf, „wissen Sie, wer ich bin? Ich

bin der Königliche Förster Knölle aus Steindorf, und wo der is, da hats nischt von Holzstehlen und Raubschützen ...."

Auf einen Wink des Gastwirts blies die Musik einen Tusch, während welchem die beiden Männer auf einander einschrieen. Dann ging die Fanfare in einen Tanz über.

Der Schuster trat heran und bat Marie um einen Tanz. Als sich das Mädchen erhob, riß der Graue den Kopf herum und maß sie einen Augenblick mit zornfunkelnden Augen, um sich dann zurückzuwenden, wer hinter seinem Stuhle stehe. Er erkannte den Schuster, schrie: „Immer los!" und versetzte dem Mädchen unter dem Ausruf: „So ein Mensch wär's wert, daß ich mich ... so ne Darre!" einen so heftigen Stoß in die Seite, daß sie einige Schritte taumelte und dann in jähem Fall hinschlug.

Die Musik verstummte wie mit einem empörten Aufschrei. Ein Augenblick starrer Beklemmung folgte der Roheit. Alles sah schweigend auf das Unbegreifliche.

Ein Schrei, ähnlich dem, mit welchem ein wild gewordener Stier die Ketten seines Standes sprengt, zerriß die Stille. Dumpf fiel ein Tisch zur Erde, Gläser zerschellten am Boden, und mit holperndem Schritt eilte der Lahme vor das Chor. An dem kleinen Tische hielt er an. Sein Gesicht war aschfahl; seine Augen standen wie tot im Weiß, nur ihr Zittern verriet Leben. Durch den halbgeöffneten Mund stieß rauschender Atem. Zorn schüttelte die ganze, knochige Gestalt. Der Fremde bemühte sich zu lächeln, wurde aber bleich bis hinauf in die feuchten Haare. Ein Stutzen. Ein sekundenlanges Sichmessen. Nun sauste wie ein riesiger Stein des Lahmen Faust auf den Kopf des Grauen.

Lautlos, blutüberströmt, brach er zusammen. „Das is vom Bettelmann!" Und das is vom Holzdiebe!"

Mit diesem zweiten rauhen Ruf packte der Klumpen den Ohnmächtigen und warf ihn in mächtigem Schwunge auf die Hausflur.

Und dann sah er erstaunt an sich nieder, wie neugierig, als betastete er mit seinen Blicken nicht sich, sondern etwas Fremdes.

Da fiel sein Auge auf die ohnmächtige Marie. Mit dem Gesicht gegen die Erde lag sie da wie eine Tote. Aus ihrer Stirn sickerte Blut und bildete eine kleine Lache.

Er betrachtete sie aufmerksam, ohne sich zu regen. Dann lächelte er glücklich, und endlich unter einem rauhen Jubelruf beugte er sich nieder, hob das Mädchen auf, hielt sie gegen das Licht und bedeckte das blasse, schöne Gesicht mit heißen Küssen.

Sein Leib bebte, als er sich behutsam mit seinem Raube der Saaltür zuwandte und im Dunkel der Hausflur verschwand.

Kaum war er draußen, so sprang der alte Förster Knölle in die Mitte des Saales und rief mit Kommandostimme: „Silentium!"

Er war gewissermaßen der oberflächlichen Amtsführung durch den Grauen be-

zichtigt worden und glaubte als Staatsbeamter sich verpflichtet, die öffentliche Ordnung zu verteidigen, kurz, ihn trieb es, seine berühmte Rede zu halten.

„Silentium!" wiederholte er mit drohender Stimme, da sich Stimmengewirr erhob, und murmelte in den Bart: „Ich wer euch die Kappe mal lausen, ihr verfluchten Hunde." „Silentium!" brüllte er das dritte Mal. Aber niemand sah erst auf ihn hin. Man saß an den Tischen und unterhielt sich heftig gestikulierend. Knölle sah sich betroffen um; endlich raffte er sich doch auf und hielt seine Ansprache über Keilerei, Anstand, Demangthie, rabiate Rotzlöffel, Wildzaun, Kultur, Nadelhölzer, Bismarck, Holzabfuhr, Luther und schloß mit einem dreimaligen Hoch auf „Seine Majestät, den allergnädigsten Kaiser". Darauf begab er sich in soldatischer Haltung an seinen Platz. Die Melitten bliesen einen Tusch, der Wirt bedankte sich für die „scheene Rede" und bald drehten sich die Paare wieder unter den rotleuchtenden Deckenlampen hin.

Der Klumpen hatte Marie bis ans Tor des Freirichtergutes getragen und, weil sie das Bewußtsein noch immer nicht wiedererlangt hatte, ihre Stirn mit dem Reif des Grases bestrichen. Endlich, mit einem gähnenden Laut, öffnete sie die Augen und blickte erstaunt um sich.

„Was willst'n du da?" sprach sie zu dem Manne, der, neben ihr knieend, sie umschlungen hielt und fortwährend murmelte: „Mariela, wach uf, wach uf." Sie riß sich los und sprang erschreckt auf; auch der Klumpen erhob sich. „Sei och stille, siehch, Mariela", redete ihr der Lahme zu, „ich bin Exner Joseph vo dahier", und nun erzählte er ihr alles, was sich zugetragen hatte. Sie erinnerte sich an den Vorgang, unterbrach ihn mit den Worten: „Da bin ich noch lange nie „Mariela", verstehste! Ich dank dr scheen fir alles und dadermit is gut", drehte sich um und drückte prüfend auf die Falle der kleinen Hoftür, um hineinzugehen. Der Lahme faßte sie am Arme: „Mariela, siehch och, ich dächte, es wird dich halt nie viel nutzen, denn ich . . ."

„Ach du! Hab ich der nie gedankt?" „Nach iberleg dirs; du mußt —. Sonntag Nachmittag kommst de zum Klose Schuster, gell och. Da kenn mr ja s andere bereden."

„Was bildst du dir denn ein!" erwiderte Marie entrüstet.

„Um dreie rum; ich wart auf dich," sprach der Klumpen leise aber bestimmt und als er sah, wie das Mädchen ohne zu antworten, hinter der kleinen Hoftür verschwand, machte er sich ohne Mütze schweigend auf den Heimweg.



arie suchte bald das Lager auf. Ihr Bett stand, wie das der anderen Mägde, in einer Kammer unter dem Dache. Durch Bretter war für sie ein besonderer Verschlag geschaffen, in dem außer ihrem Bett nur noch eine „Lade", ein hölzerner Kasten für ihre Kleider, stand. Auf diesem saß sie eine Weile, nur mit einem Rock bekleidet, um sich ein wenig abzukühlen, denn sie war heiß wie von Fieber. Sie glaubte, es rühre von der Wunde an ihrer Stirn, und stand

auf, ihren Kopf an die Scheibe des Dachfensters zu lehnen. Es war eine dunstige Helle draußen, und der Mond sah aus wie eine weiße Esse, der fortwährend Wolken eines leisen, behutsamen Rauches entquollen und wankend dem Geäst der Bäume zutrieben. In dem Gewirr der Zweige verschwanden sie, wie von dem kleinen, knotigen Gestülp aufgesogen, und jedesmal schwankte dann von dem blassen, unsicheren Monde eine Dunstwelle behutsam und leise zu ihr herüber. Sie starrte unbewegt auf dies eintönige, stumme Spiel des weißen Nachtnebels hin, das nicht nur den Schmerz der Wunde in einen pulsenden Druck auflöste, sondern auch in die Last ihrer jüngsten Erlebnisse ein, wenn auch noch leeres, Auf und Nieder brachte. Aber nicht lange, und ihre ganze Seele wankte nach dem Takte, der die blassen Schleier da draußen herantrieb. Marie biß die Lippen aufeinander und hielt sich mit beiden Händen an die Dachleisten an, die am Grunde des Kammerfensters hinabliefen. Indessen hatte sie immer peinigender das Gefühl, dieses Wogen des Nebels hebe sie auf und nieder und wolle sie fortspülen von hier. Als diese Empfindung sich zu einer unerträglichen Gewißheit steigerte, sprach sie stark vor sich hin: „Nein! Ich muß nicht! — ha!" —

Damit teilte sich das Dunkel über ihrer Seele und die Macht, die in der Nacht auf sie eindrang, nahm die Gestalt an, die auf so rätselhafte Weise schon zweimal ihren Weg gekreuzt hatte. Sie sah den Lahmen auf den Schleiern zu ihr herschreiten, aber nicht in der Kleidung, die er diesen Abend getragen hatte, sondern in langen Schaftstiefeln und der kurzen Joppe, in deren Hüllen seine Arme gleich langen Stangen steckten. Den Kopf auf die Seite geneigt, daß die breitrandige Schildmütze über die Stirn fuhr, kam er mit seinen ungleichen Schritten auf sie zu, mit einem Gesichte voll unbeweglicher Entschlossenheit. „'s is ja all's bloß Dummheit," dachte sie bei sich und ging auf ihr Lager zu. Als sie aber fühlte, wie sie wankte, stützte sie sich mit der linken an der Wand und wiederholte drohend und voll Hohn: „Nee! ich muß nich, das merk dr!"

Dann warf sie sich schwer aufs Lager, mit dem Gesicht gegen das Kissen, denn der Schmerz in der Stirn hatte wieder zu wühlen begonnen und seine Zuckungen gingen durch ihren ganzen Körper und es war ihr, als sei ihr ganzes Leben verwundet. „Warum muß ich? Wie kommt der Kerl dazu?" das frug sie sich immer wieder und wendete gegen den Schmerz in der Stirn nichts andres an, als daß sie ihre Rechte leidenschaftlich auf die Wunde preßte, über die sie ein Tuch gebunden hatte. Aber ob sie auch alle Vorgänge vor und nach dem Unglück nach einem Vorfall durchsuchte, der dem Klumpen vielleicht das Recht zu einer solchen Äußerung geben konnte, sie fand keinen anderen Grund dafür, als die regungslose Entschlossenheit in dem unschönen Gesicht des Lahmen, die Unwandelbarkeit der leeren Augen. Von dem ganzen ungefügen Menschen ging ein geheimnisvoller Bann aus. Sie wandte sich auf die Seite und schloß mit Gewalt die Augen, um an ihren „langen Sonntag", ihre sonngoldige Zukunft zu denken; aber es gelang ihr nur sehr unvollkommen, denn unverrückbar empfand sie die Nähe dieses Mannes, der mit einem Mal von seinen abseitigen Wegen

mitten in ihr Leben gelangt war, lächerlich, aber auch verschlossen wie immer.

Es mochte wohl schon früh sein, denn die Sichel des späten Mondes stand gerade dem kleinen Kammerfenster gegenüber und der Raum schien von tanzenden Schneestäubchen erfüllt. Die Hähne krähten überall. Von der Schenke herauf erklangen undeutlich die Schlußfanfaren des Tanzes. Sie dachte: Morgen werde ich's erfahren, drehte sich von dem erleuchteten Fenster ab, zog noch die Decke über den Kopf und hatte nach einem jähen Aufschrecken die Empfindung, als gleite sie wiegend immer tiefer in ein weiches Dämmern hinab, zwischen dessen Gewölk die Bilderflucht des Schlafes aufzuschimmern begann.

Da war es ihr, als sähe sie den Mond ganz nahe. Er hatte seinen fernen Stand in der Nachtluft verlassen und kam mit Riesenschritten zu ihr herüber, die leise knarrten, als gingen sie behutsam über alten Schnee. Erst klang dies Geräusch aus weiter, weiter Ferne, ganz schwach, so, daß es nur mit der horchenden Haut vernommen werden konnte. Dann ward es deutlicher, aber ein langsames, vorsichtiges Schleifen, und nun zwängte der Mond seinen glänzenden, mageren Leib zu der Brettertür hinein, die er sich nur eine Spalte geöffnet hatte. Sie wußte, daß er sich nur vergewissern wollte, ob sie schlafe, denn er blieb zur Hälfte auf dem Gange stehen, der draußen an den Türen der übrigen Gesindekammern vorüberführte, und nur sein papierweißes Gesicht auf dem dünnen Halse hatte er ganz in den Raum gebogen und suchte sie mit dem hämischen Schatten seiner Augen. Nun fühlte sie an einem Unbehagen, das sie wie ein leises Netz einschloß, daß er sie gesehen habe und aufmerksam beobachte. Einen Augenblick ist es ihr, als sei die Gestalt Scholz Joseph, der zweite Knecht des Freirichtergutes, dann aber erkennt sie, daß eine Täuschung nicht möglich sei: es ist der Mond. Eben steigt ein neuer Zweifel in ihr auf, warum der Mond nicht durch das Fenster zu ihr hereingeschlichen sei, als ein Knacken des Türschlosses die schummerigen Bilder ganz vertreibt. Sie schlägt, wach geworden, das Deckbett von ihrem Kopfe nieder und wendet ihr Gesicht der Tür zu, die geschlossen ist wie immer. Mit einem verwunderten Lächeln dreht sie ihr Gesicht wieder der Bretterwand zu, die ihren Verschlag von der Kammer einer anderen Magd trennt. Durch einen Spalt zwischen den schlecht gefügten Brettern sieht sie in das tiefe Dunkel des Nachbarraumes und bemerkt zwei Schatten, die sich einige mal fast geräuschlos an ihr vorüberbewegen. Dann sind beide verschwunden, sie müssen rechts und links von dem schmalen Sehfelde ihres lauernden Auges stehen.

„Die schläft hart und feste," setzt eine rauhe Männerstimme die Unterhaltung fort.

„Nee, geh heem. Was willste denn auch? Ich bin mide und der Morgen is nich weit," antwortet eine flüsternde Mädchenstimme abweisend. Darauf taumeln die zwei irgend wohin. Schmatzende Küsse, das Rauschen von Röcken, ein unterdrückter Notruf des Weibes, schwer stoßender Männeratem. Dann ist nichts zu vernehmen als das Keuchen zweier ringender Menschen. Das nachtlaute Ge-

polter irgend eines umgestoßenen Gegenstandes verwandelt den heimlichen Kampf der beiden in Stille. Marie hört vor Scham ihr Blut picken.

„Geh!" beginnt das Mädchen wieder, ihre Stimme ist erschöpft. „Macht die's denn? Ha, und morgen früh, da sieht se een wieder an, als ob se sagen wollte: ich kenn Dich, du bist mir de rechte."

„Ach Paule, du bist reen un gar kendsch," antwortete der Knecht, „du und de schlesche, die hats hinterm Ohre, aber knippeldicke! Ha! ich war ufm Lande unten, da geht drs erst, du mein! Da hats manche Nacht mehr Beene im Heue, wie Schindeln auf m Dache. Was is n das fir eene! Tut als ob se tot wär, spielt Komedje und läßt sich vom Klumpen vor allen im hellerlichten Saale kissen. Was druach geworn is, das wird se, das heeßt alle beede, das wern se am besten wissen. Sonste wär se nie daliejen wie ein Sack. Was meenstn, ob der Klumpen a so leichte ufhcert! Hehehe!" Dann lachen beide unterdrückt in boshafter Lustigkeit. Mit Marie dreht es, hebt sie auf und wirft sie nieder. Es umfaßt sie innerlich mit schraubender Gewalt, daß ihr Herz und Atem stocken. Sie muß sich aufrichten, um nicht zu ersticken.

„Psst!" macht in der andern Kammer der Knecht, der das Geräusch gehört hat.

Marie wendet ihren Kopf, dann aber richtet sich ihr Auge wieder auf ihre Lage. Es ist, als sähe sie in das Rädergewirr einer erbarmungslosen Maschine, die alles zermahlt und zerreißt: ihr Glück, ihren Stolz, ihren guten Namen, Freude und Frieden. „Aha, deswegen sagte der Hund: „du mußt; deswegen — deswegen — aso —" sann sie und lächelte kalt, daß sie schwindelig wurde und sich mit beiden Händen an den Bettpfosten anhalten mußte, um nicht herauszufallen.

„Hörschts nich schaben?" frug der wachsame Mann, der das Graben ihrer Fingernägel im Holze gehört hatte, die Magd. — „Na . . . . . !" „Nee."

„Na, da mach och jetzte und tu nich erst lange!" mahnte er dann ungeduldig. Darauf leises Wühlen, behutsames Schleichen, als schöben sich entblößte Leiber durch weichende Falten und dann eine sinnbetörende Schwüle. Dann erhoben sich die Laute der Wollust. Und all dies Stöhnen der Brunst, dies heiße, verhauchende Lispeln drang auf Marie ein wie eine unabwendbare Beschuldigung. Sie biß in Verzweiflung die Zähne auf einander, faßte mit beiden Händen in die Haare ihrer Schläfe und zog den Kopf auf das Deckbett nieder.

Sie verlor das Bewußtsein und nach langer Zeit ging die Ohnmacht in Schlaf über.



Die kurzen Stunden ihres Schlafes waren eine dauernde Bedrängnis gewesen, hatten aus den Ereignissen des gestrigen Abends und den Bildern ihrer aufgeregten Seele auf geheimnisvolle Weise eine Klärung geschaffen und als sie, jäh abreißend, Marei im ersten Morgengrau aus dem Bett trieben, fand sich das arme Mädchen in der Gewißheit wieder, dem Klumpen nicht entrinnen zu können.

Plötzlich wich dies Betäubtsein einer jagenden Angst. „Was lauf ich nicht auf und davon; es ist Nacht und alles schläft noch," sann sie, zog sich eilig und geräuschlos bessere Kleider an, band ein wollenes Umschlagetuch um ihren Kopf bis tief in die Stirn, nahm die Schuhe in die Hand und schlich auf den Zehen hinab in die Gesindestube, um sich dort zu waschen und zu kämmen. Als sie an der Wohnung ihres Brotherrn vorüberging, hörte sie drinnen seine knarrende, mißvergnügte Stimme. Eiliger und leiser griff sie sich die Treppe hinunter.

Wende bereitete sich zu seinem ersten Rundgang durch Stall und Hof vor. Wenn Marie sich mit ihren letzten Vorbereitungen beeilte, so war sie schon auf der Straße, wenn die schweren Filzpotschen des Freirichters über die Treppe schlürften. Leise und schnell eilte sie mit dem kleinen Lichte in der gewölbten rußigen Stube ab und zu. Indessen ward die Stimme Wendes über ihr immer lauter und ärgerlicher. Sein Weib redete hin und wieder auf ihn begütigend ein; aber diese frohen, ungetrübten Laute brachten jedesmal ein stärkeres Gepolter seiner Stimme. Wende hatte aus seiner langen Junggesellenzeit die Gepflogenheit beibehalten, des Nachts in Abständen von drei bis vier Stunden alles in seinem Hofe, besonders aber Pferde- und Kuhställe, zu inspizieren und verlangte nun von seinem Weibe, daß sie ihn jedesmal dabei begleite. Diese wehrte sich dagegen, weil es genug sei, wenn er sich um den Schlaf bringe, führte jede Nacht eine Reihe praktischer Gründe gegen diese Marotte ins Feld und mußte seit zehn Jahren einen Teil des Schlafes dem Kampfe mit diesem Starrsinn ihres Mannes opfern. „Warum is se nich gegangen, a so weit se de Beene trugen?" sprach Marie vor sich hin, indem sie auf den Zank über sich lauschte. „Wars nich besser, se hatte den Jungen und war zufriede als ein Mensch, wie jetzte, da se den alten Krippensetzer hat?"

Das alles sann sie mit dem mechanischen Verstande, der uns immer zu Gebote steht und nichts mit unserm Innern zu tun hat.

Der Streit im Schlafzimmer Wendes war inzwischen immer lauter geworden. Es hatte den Anschein, als gehe er seinem Ende entgegen, denn Rede und Gegenrede wurden immer erregter. Der Freirichter hustete schon bellend dazwischen, was er nur im Zustande höchster Erregung tat. Marie löschte schnell das Licht aus, um noch vor dem Freirichter über den Hof zu kommen.

„Was wird er erst machen, wenn er sieht, daß ich fort bin?" sann sie und zog geräuschlos die Tür auf, blieb auf der Schwelle stehen, streckte den Kopf aus der tiefen Nische vor, welche den Eingang in die Gesindestube bildete und lugte über die geräumige Hausflur die Treppe hinauf. Alles war still und das Morgenlicht fiel durch die Nacht wie ein lautloser Aschenregen.

Droben ertönte von Zeit zu Zeit der zornige Husten Wendes. Marie huschte über die Flur, riß den Türbalken zurück, daß er polternd in die Wand zurückfuhr und hastete nach dem Schlüssel, der an einer rostigen Kette hing. Eben hatte sie ihn erfaßt und hob ihn mit der Rechten nach dem Schlüsselloch, das sie mit den Fingern der andern gefühlt, als oben die Tür aufflog und Wende unter lautem Schimpfen heraustrat.

„Nee, nee, blei, blei du meintswegen liegen bis um fufzehn!" schrie er in die Stube zurück und donnerte dann die Tür hinter sich zu. Marie ließ den Schlüssel fallen, floh wieder über die Flur und verbarg sich hinter der Tür der Gesindestube.

Wende stieg langsam die Treppe hinab, die rußende, kleine Öllampe behutsam vor sich hinstreckend und murrte undeutlich noch all jene zornigen Gedanken, um die sein Weib durch das voreilige Türzuschlagen gekommen war. „Bei dan Loden mißt ma se a mal rausreißen!"

Mit diesen Worten setzte er, in der Mitte der unteren Hausflur stehend, das wütende Selbstgespräch fort, hob die Laterne in Schulterhöhe und leuchtete rundum. „Warum ha ich se geheirat! A gudes Dienstmensch is ebens noch lange kee gude Bäuern," sagte er dabei. „Se kunnte sich da Jungen . . ." Hier brach er ab und Marie sah durch die Türspalte, wie er eilig der Haustür zuschritt, deren zurückgestoßener Querbalken sein Mißtrauen beschäftigte. Er knurrte etwas von „Pack," „Rumläufern" und „Nischtegutsen," untersuchte umständlich das Türschloß, indem er den Schlüssel ab- und zuschnappen ließ, überlegte dann mit einem forschenden Blick nach der Tür der Gesindestube, ob er diesen Raum untersuche, begnügte sich aber einigemal drohend zu husten und trat dann eilig hinaus in den Hof.

Marie horchte angespannt nach der Richtung seiner Schritte, glaubte wahrzunehmen, wie das Schlürfen sich nach rechts, nach den Ställen zu, verliere, faßte sich ein Herz und war bald draußen. Sie hielt sich dicht an den riesigen Düngerhaufen, um, von ihm gedeckt, sicher den Ausgang durch das kleine Hoftürchen zu gewinnen und schaute indessen immer hinüber nach der langen Reihe der vergitterten kleinen Stallfenster, die doch gleich in dem schwachen Rot der wandelnden Laterne aufleuchten mußten. Der Hofhund rasselte mit der Kette in seiner Hütte, als sie um die Ecke des Wohnhauses schlich. Die wenigen Schritte zu der Hoftür, deren ungewisse Umrisse sie schon in dem Grau des Morgens unterscheiden konnte, legte sie eilig zurück, ohne Rücksicht auf die Entdeckung, weil ihre Flucht ja doch geglückt schien. Aber eben setzte sie den Fuß auf die große, ausgetretene Quader und hob die Hand nach der Falle, als das Türchen von einer Person, die draußen gewartet zu haben schien, langsam aufgeschoben wurde. Marie bemerkte einen Streifen schwelend roten Lichtes in den Hof fallen, wußte, daß es von Wendes Laterne sei und trat hochklopfenden Herzens zur linken Seite dicht an die Wand des Wohnhauses, wo sie zum Teil von der Tür verdeckt wurde und überließ es dem Zufall, entdeckt zu werden oder ungesehen zu entschlüpfen. Umständlich trat Wende ein, wartete, ob sich der Mensch melden werde, dessen Schritte er eben gehört hatte, hob endlich die Laterne und schrie in das Dämmern: „Na, wer isn da?" Als sich nichts rührte, stieß er aus keinem anderen Grund mit einem Fluch die Tür nach der Wand, als seinen Zorn auszulassen. Ein unterdrückter Schmerzenslaut mischte sich in das Gepolter des Holzes. Marie war von der Tür an ihrer verwundeten Stirn getroffen worden und mußte aufstöhnen.

Der Freirichter trat hinzu und leuchtete der erschreckten Magd ins Gesicht. „Du bists!" sagte er mit freundlichem Erstaunen, als er Marie erkannte, „da braucht

ma sich doch nich zu verstecken, wenn eens nich a so faul is wie andere." „Ach nu Herr . . ." stotterte Marie. Da sah Wende, daß sie Sonntagskleider trage. „Wenn hast du dir denn die Kleider angezogen?" frug er gedehnt. „Vor eener halben Stunde," antwortete die Magd. „Hm! und warum versteckst de dich denn vor mir? Und warum haste denn den Kopf verbunden, daß man dich kaum kennt?" frug er nach einer Pause wieder und seine Stimme bebte erregt.

„Weil ich fort will — nee, muß!" entgegnete Marie, die ihrer Bestürzung Herr zu werden begann. „Zur Nähtern, oder ei de Kirche, gell ja, aso meenste du doch fort?" „Nee ganz, auf immer," brach es aus Marie in peinvoller Erregung. „Ja," machte Wende höhnisch unter einem kurzen Husten. „Ganz! Muß! Was de nich sagst! Was fährt dir denn ei de Krone, he Marie, du? Hast du nich Essen und Trinken multum viel genung bei mir? Darfst du dich über die Arbeit beschweren? Sein dir etwan fufzig Taler noch zu wing Lohn?" „Muß", begann er aufs neue und lachte sarkastisch, „hmhm, wir wissen das schon. Ja und da dacht ich, du ständst fester wie die andern Menscher. Seit wann mußt du denn?"

„Herr, ich bin wie immer; aber ich muß doch. Wenn Sie mich nicht fortlassen, ich wüßt nich, was ich . . . ich müßt ins Wasser!" antwortete Marie.

„Aber Marie, wenns nischt Böses . ."

„Kee Wort kann ich sagen, ich erwürgte am erschten," schnitt sie mitten in seine Rede. „Ich bitt Sie um Maria und Christi willen, lassen Sie mich fort! Sie hörn alles, wenn ich nich mehr da bin. Ich besorg Ihn eene andre Magd. Aber ich muß. Ach Gott, ach Gott!"

So bat das Mädchen. Sie hatte des Bauers Rechte ergriffen und drückte sie, weil sie in ihrer Verzweiflung nicht wußte, was sie tat. Wende fühlte, daß sie am ganzen Leibe zittere. Ehe er sich versah, knurrte er halb gerührt, halb mißvergnügt: „Na, wenns halt gar nicht geht, da". „Gott bezahls Ihn!" rief Marie und eilte davon.

Im nächsten Augenblicke reute es den Großbauern. „Aber, was ich sagen wollte!" rief er.

Allein auf der Straße verklangen schon ihre flüchtenden Schritte. „Äh, da geh. Die Weiber! Da hat eben jede ihren Teufel!" rief er hinter ihr her, nahm die Laterne auf und setzte seinen Weg fort. Plötzlich lachte er laut auf und schüttelte sich wie ein nasser Pudel vor Vergnügen: „Die hat ja ihr Dienstbuch nich mite!"

Noch war das Rot des Morgens nicht da; ein sterbensblasses Licht, ein erfrorner Schein lag unbeweglich über den Wäldern und darin schwamm die erlöschende Sichel des Mondes. Nebelschleier häkelten um die schneebestäubten Sträucher, graue Schwaden wiegten sich träge um die Waldränder und die Berge selbst sahen aus wie riesiges Gewölk, das vom Himmel lautlos herabzufließen schien. Noch strich kein Flügel, noch knirrte keines Getieres Fuß über die erste Schneedecke. Fern surrte der Bach des Kronerloches und tief aus dem Walde ertönte ein gähnendes Knarren, wie es Stämme hervorbringen, die sich aneinander reiben.

Marie hielt in dem eiligen Gange inne und schaute sich ängstlich um. In das Gewölk der Höhe war mit dem Morgenwind Bewegung gekommen.

„Warum is sie nich lieber über alle Berge gegangen," sann sie über das Schicksal ihrer Herrin nach, indem sie sich das zornesblasse Gesicht Wendes mit seinem wuchernden, schwarzen Barte vorstellte. „Aber das kommt alles, wenn ma tut, was ma nich soll."

Dieser Gedanke beschleunigte ihre Schritte noch mehr. Fast laufend erklomm sie die Hügel und sank in die Mulden, schnell starb das Geräusch der Wasser hinter ihr, Sträucher huschten vorbei, und je heller es wurde, um so eiliger rührte sie ihre Füße. „Was ma nich tun soll!" das peitschte sie.

Sie eilt durch Dörfer, an einsamen Gehöften vorbei; Menschen begegnen ihr; sie springt, wo Gräben sind; schreitet achtsam über Steine; fern dröhnt die Eisenbahn: sie sieht alles und erkennt nichts. Plötzlich stößt sie an einen Planwagen. Der Kutscher, der am Hinterrad irgend etwas loskratzt, schreit lustig: „Holla!" Da kommt sie zu sich und bemerkt, daß sie schon in der Vorstadt von Glatz sei, der langen Reihe niedriger, schmutziger Häuschen, läßt eilig ihre Röcke wieder nieder und geht auf die andere Seite der Straße. An einem Schaufenster bleibt sie stehen, um ihr Tuch zu ordnen, das sich verschoben hat. Mit Staunen betrachtet sie ihr Gesicht, das, rot und leuchtend, nichts von der Qual ihres Innern zeigt. Die Wunde ist kaum zu sehen, es ist ein kleiner roter Schorf an der Stirnseite, fast an der Haargrenze. Die rechte Schläfe ist geschwollen und blutunterlaufen. Sie rückt das Tuch mehr aus der Stirn und wirrt die Haare der Schläfe über den blauen beuligen Fleck. So sieht sie wenigstens nicht ganz wie ein „Buschweib" aus.

In einem Kellerlokal trinkt sie eine Tasse Kaffee und verzehrt zwei Semmeln. Darnach bleibt sie noch eine Weile sitzen, um sich auszuruhen und vertreibt sich die Zeit damit, den Beinen zuzusehn, die über ihr vorüberschreiten. Die Uhr hat schon ein paar mal geschlagen und die alte Frau hinter dem schmutzigen Schenktisch beobachtet Marie mit immer mißvergnügteren Blicken, weil sie gar keine Anstalten trifft zu bezahlen oder noch etwas zu bestellen. Endlich kann sie sich nicht mehr halten, legt den Strickstrumpf hin, daß die Nadeln klirren, preßt den zahnlosen Mund zusammen und nähert sich dem Tisch, an dem Marie sitzt, mit einem Wischlappen, der ihre Absicht verdecken soll. „Wollen Se noch was?" frägt sie scharf und fährt mit dem nassen Tuch über das Tischblatt.

Marie verneint, bezahlt die geforderten zwanzig Pfennige und frägt nach einer guten Vermietsfrau. Die Alte erwidert höhnisch, daß die guten Mietsweiber auf dem Monde hausen, hier gebe es nur Pack, sie wisse es, denn sie habe vierzig Jahr bei „Ferschten und Grafen" gedient. Am besten sei es, man wende sich gleich selber an die Herrschaft; aber wenn sie ihr schon eine zuraten solle, so sei es die Negwern in der Schmiedegasse. Sie sei „brawe, zuverlässig und renell." „Aber, wenn Sie ihrs Ohre hinhalten, da haut Sie Ihn freilich auch drüber!" Mit diesen Worten beendigte sie ihre langweilige Auseinandersetzung.

Als Marie auf halber Treppe ist, ruft ihr die Alte nach: „Sagen Se och, de Masingern läßt se scheen grißen, da wird ses schon machen mit Ihn."

Nach oftmaligem Fragen und Irregehn findet Marie endlich die Schmiedegasse. Es ist ein steiles, enges Gäßchen, das nach der Neiße hinführt. Ein trübes Wasser rinnt zwischen den Katzenkopfsteinen des Pflasters eilig bergab. Es ist so dunkel, daß Marie nur mit Mühe die Schildchen neben den Haustüren entziffern kann. An einer langen Mauer mit einem verwitterten Ziegeldächlein liest sie endlich: Malwine Negwer, Vermietsfrau. Daneben ein halbverfallnes Türloch. Hier wohnt doch niemand, denkt sie, drückt zweifelnd auf den Türgriff, der wie ein langer eiserner Wurm aussieht, und steht im nächsten Augenblicke in einem dumpfen Höfchen. Ein Mann, den sie wegen seiner blauen Schürze für einen Hausknecht hält, hackt Holz. Als Marie die Tür hinter sich zudrückt, schrillt die Haspe, und der Holzschläger fährt herum, mustert sie einen Augenblick mit seinem jungen, ernsten Gesicht, legt aber sofort Holz und Beil hin und kommt eilig auf Marie zu, indem er mit einem glücklichen Lächeln ihren Gruß erwidert, ihre Frage, ob sie hier bei Vermietsfrau Negwer recht sei, bejaht, und sich erbietet, ihr Führer zu sein. Als sie vor der gesuchten Tür stehen, sagt er dem Mädchen, daß sie sehr schön sei, drückt ihr die Hand erregt und läuft so eilig davon, als habe er etwas gestohlen. Marie steht eine Weile in einem bebenden Strom und es ist ihr, als rinne von ihrer Stirn ein Leuchten in die Nacht um sie. Aufgeregt tritt sie in das Gemach. Nachdem sie ein Drittel des Zimmers durchschlichen hat, gelangt sie an zwei Türen, die einander gegenüber liegen. Sie würde an ihnen vorbeigelangt sein, hätte nicht ein erregter Streit zweier Frauenstimmen hinter der linker Hand liegenden Tür ihre Aufmerksamkeit erregt. Es klingt, als kämpfe das Pfauchen einer kleinen Handsäge mit dem Schmettern einer Kindertrompete. Marie denkt, sie sei allein, stützt sich mit beiden Händen gegen die Türpfosten und neigt den Körper horchend vor. Die kleine Handsäge drin faucht wütend: „Bei mir braucht niemand im Drecke zu wühlen!" worauf die Kindertrompete nur mit einem höhnischen Wiehern antwortete. Da läßt ein doppelstimmiges Gelächter vom Fenster her Marie bis in die Knochen erschrecken und herumfahren. In einer Nische sitzen zwei Mädchen und strecken die Köpfe vor. Sie lachen ihr ins Gesicht, das vor Scham ganz blaß ist.

Marie hat nach kurzen Augenblicken, während sie die beiden betrachtet, die Sicherheit, daß sie Zigeuner seien, das heißt jener großen Sippe von Dienstboten angehören, die sich wegen Unsittlichkeit oder Zanksucht in chronischer Stellunglosigkeit befinden und das ganze Jahr eine Plage der Vermietsstuben bilden. Sie schluckt eine harte Bemerkung hinunter und begnügt sich, ihnen einen tief verachtungsvollen Blick zuzuwerfen, den das eine Mädchen mit einem boshaften, frechen Gesicht erwidert, indem sie Marie frägt, ob sie ihr einen Pfennig wechseln solle. Dabei rückt sie ihren modischen Hut und legt ihr verblühtes Gesicht in hochmütige Falten. Die andre schneidet eine Grimasse. Marie kehrt ihnen den Rücken, indem sie sich an einen Schrank der anderen Wand lehnt.

Trauer und Angst kommen wieder stärker über sie, und ihre Sammlung macht dem alten schmerzlichen Grübeln Platz. „Warum bin ich hierhergekommen, wo doch nichts sein wird, wenn solche hier sind? Fortlaufen, alles im Stich lassen sollte ich. Kleider kann man sich immer wieder kaufen." So sinnt Marie. Es bringt sie gar nicht auf, als eines der Mädchen, um sie zu ärgern, sagt: „Magst Du blonde Haare? Ich kann sie nicht leiden, sie machen zu dumm. Überhaupt die ganz hellen, die so die Dorftrampel haben."

Nach einer Pause nehmen beide von Marie keine Notiz mehr und vertiefen sich in das unterbrochene Gespräch.

Aus der Tür zur Linken tritt eine Frau und sendet einen prüfenden Blick das Gemach hinauf und hinab; dann sagt sie zu sich: „Drei. Doch noch. Ich hätts nich gedacht." Den Gruß Maries erwidert sie mit liebenswürdigem Lächeln: „Nu mein Schätzel," sagt sie dann, „du bist ja noch garnich bei mir gewesen. Siehch, du hast noch frische gesunde Backen. Das is recht! Nee, nee! Und een guten haltbaren Rock. Halbwollnes, nie?"

Das alles spricht sie mit ihrer blechernen Trompetenstimme, mehr, um Zeit zur Musterung des neuen Ankömmlings zu gewinnen, als etwas zu sagen. Darauf ruft sie den beiden in der Fensternische zu: „Ich habs euch gestern schon gesagt, daß nischt is jetze." Und ehe sie sich wieder zurückzieht, gibt sie Marie die Versicherung: „Wart och, Schätzel. 's wird sich machen." Dann schließt sie die Tür.

Die beiden anderen Dienstmädchen rüsten sich unter Verwünschungen auf das Leben zum Fortgange, und als die eine, mit dem modischen, großen Hut, der Typus einer vernützten Zimmerschleußerin, an Marie vorüberschreitet, sagt sie in greller Wut: „Nimm dich vor der Schleidern in Acht. Das is'n Aas, sag ich dir. Die hat mich auf m Gewissen. Da wirschte missen, ob de willst oder nich. Haha, ma lernts woll! Gell ja, Minna!" Mit geräuschvoller Heiterkeit verschwinden sie.

Abscheu, Zorn und Furcht berauben Marie der ruhigen Überlegung. Wie in einem Taumel beginnt sie, sich die Röcke heraufstecken und langsam der Tür zuzuschleichen. Als sie am vorletzten Schrank vorüber will, öffnet sich die Tür, und Frau Negwer ruft nach ihr.

Marie läßt schnell die Röcke herunter und folgt der Vermietsfrau, mit dem Entschluß, ihr nicht das Ohr hinzuhalten. Auf einen Wink nimmt sie neben der Tür Platz.

Ihr gegenüber sitzt eine Dame, die nach der neuesten Mode gekleidet ist. Der lange seidengefütterte Mantel ist geöffnet und läßt die überstarke Brust hervortreten. Sie hat ein feistes rotes Gesicht und eine Hackennase, deren Seiten sie oft mit dem weißen Taschentuch vorsichtig betupft. Wie sie heiße, beginnt sie mit ihrer pfauchenden, lieblosen Stimme das Examen. So und so. Ob sie Stuben aufräumen könne. Nein. Das werde sich geben. Wie alt sie sei. Was ihr Vater gewesen. Wo sie gedient habe. Ob sie einen Schatz habe. Sie solle das Dienstbuch zeigen. Nach langem vergeblichen Suchen muß Marie erklären, daß sie es vergessen habe, ist bestürzt und doch voll innerer Freude.

Die beiden Frauen wechseln einen vielsagenden Blick.

„Vergessen, hmhm!" pfaucht Frau Schleider höhnisch.

Nun, sie miete sie in der Hoffnung, das Dienstbuch werde sich finden. Es gebe neunzig Mark Lohn und zehn Mark Weihnachten. Aber es verkehrten viele Reisende in ihrem Gasthaus; da kämen die Mädchen auf das Doppelte. Hier sei das Mietgeld.

Frau Schleider hält ein Talerstück hin. Marie erklärt endlich, sie ziehe in kein Gasthaus. Außerdem verlange sie hundertundzwanzig Mark Lohn, und sie bleibt trotz allem Zureden dabei. Wütend macht sich die Gastwirtin davon.

Die Vermietsfrau kehrt auf ihren Stuhl zurück, und als die äußere Tür zuschlägt, bricht sie in ein vergnügtes Lachen aus.

Sie ist eine noch gut erhaltene Fünfzigerin mit pechschwarzem, gescheiteltem Haar, auf dem ein schwarzes Spitzenhäubchen sitzt. Ihr Gesicht ist gelb und sie hat die großen munteren Augen einer spielenden Katze.

„Nee, nee, Schätzel," mit diesen Worten kehrt sie von dem Fenster, wo sie gedankenlos an den Blättern der Topfpflanzen gezupft hat, zu Marie zurück, die unbeweglich auf dem Stuhle sitzt, starr, als müsse sie sich wegen vieler Schläge auf den Kopf mühsam aufrecht erhalten. „Dahir ei die Wirtschaft bist Du mir doch zu gut. — — Aber das Dienstbuch, das Dienstbuch, das müssen wir haben!" mahnt sie nach einer Pause in mütterlicher Güte und läßt sich auf dem Stuhl der Frau Schleider ihr gegenüber nieder. Mit gespitztem Munde wartet sie auf Antwort. Marie sieht nur stumm und ratlos auf sie.

„Du bist gefallen, he?" beginnt sie endlich zu fragen. Das Mädchen sieht sie erstaunt an. „Natürlich of den Boden, oder of de Stiege gefallen, meen ich, a so, he?" Marie wird es heiß. Zögernd nickt sie.

„Du hast den Stoß of de Seite gekrigt, gell ja, mei Schätzel!" „Er muß sein vermaledeit böse gewesen. Du hast ja dahier eene Beule, wie ein Hühneree und kratzleberblau," redet sie weiter, weil sie keine Antwort erhält, macht nach jedem Satze eine Pause, spitzt den Mund und kugelt die lustigen Katzenaugen. „Ich kann mirs ja denken, wegen was. Wie hübsch du bist. Da soll a ees. Gell ja?"

„Nu da red doch ums Himmels Willn, Mädel! Du bist nie die erste und wirst au nie die letzte sein, der das passiert," dringt die Negwern in sie und betrachtet mit Angst Maries Gesicht, das sich in Qual verzerrt. „Jesses, Schätzel, was is dir denn? Da red doch.."

Plötzlich springt Marie leichenblaß auf, blickt wie irr gerad aus und stürzt sich dann stumm auf die Vermietsfrau. Frau Negwer hat sich noch rechtzeitig hinter den Tisch geflüchtet. Wie blind ist Marie auf den Stuhl zugesprungen. Als sie ihn leer sieht, weicht der Krampf von ihr. Die qualvolle Wut im Gesicht macht dem Ausdruck der Todestraurigkeit Platz. Sie stützt sich bebend an die Wand und wankt hinaus.

Auf der dunklen Stiege begegnet sie einem Mann, der sie am Arm festhält, ihr mit einem Zündhölzchen ins Gesicht leuchtet und auf sie eindringt. Sie schlägt auf ihn los, springt die Treppe hinunter, sieht im Hof den jungen Holzschläger, wirft sich an seine Brust, reißt sich wieder los und stürzt fort. Menschenstimmen dringen auf sie ein; lange Häuserreihen rennen an ihr vorüber; das Feld ist um sie;

Wasser rinnen vor ihr, in Angst kniet sie hin und betet, die Hände zum Himmel ringend; der Wald rauscht, Lichter und Schatten streichen über sie und sie kommt sich gefleckt vor wie eine Katze.

Dann bricht sie zusammen. Sie hat die Empfindung, von einem Sturm gegen eine himmelhohe Wand geschleudert worden zu sein. Ihr Inneres zittert wie das Sommerfeld, über dem die Sonne kocht. In diesem Flimmern liegt sie bis gegen Abend. Dann erwacht sie, setzt sich auf und sieht sich erstaunt um. Sie ist im Hahnwalde, tief in hohem Holze. Ihre Kleider sind über und über mit Kot bespritzt, das Tuch hat sich verloren, die Haare sind aufgegangen und hängen ihr wirr um den Kopf.

Als sie alles das erkennt, muß sie mit beiden Händen in das trockne Beerkraut greifen, um nicht umzufallen, dann flicht sie sich die Haare, so langsam als sei es nicht notwendig, zu Ende damit zu kommen, und wenn sie fertig ist, beginnt sie von neuem, und langsam rinnen Tränen über ihr verhärmtes Gesicht.

Mit dem zunehmenden Dämmern macht sie sich auf den Heimweg. Der Freirichterhof ist schon wie eine riesige schlafende Nachtwolke, als sie zu Hause anlangt.

Auf der Schwelle der Wohnhaustür steht ihre Herrin, die sie erwartet zu haben scheint, nimmt sie warm an der Hand und führt sie wie ihr eigen Kind an den Mägden vorüber, die bei kleinen Laternen in großen Holzkübeln das dampfende Getränke für die Kühe rühren.

Die Wohnstube, in die sie treten, ist leer und wird von einer Schirmlampe auf einem Ecktischchen nicht ganz erhellt.

„Hier setz dich her, tummes Mädel!" sagt Frau Wende und schiebt Marie einen Stuhl an den Tisch. „Der Herr is noch nich zurück vom Markte. Da wer ich amal a Wörtel mit dr reden."

„Frau!" ruft Marie, gerührt von dem herzlichen Mitgefühl ihrer Herrin. Die ganze Verzweiflung liegt in diesem Wort, das von ihrer Trauer bebt. „Nee, nee! Weinen is gut; aber das kannste droben in der Kammer alleene. Jetze erzähl amal alles. Wenn de Zunge wackelt, kriegt's Herze wieder Odem."

Marie erstaunt über sich, wie es möglich sei, über dieses Furchtbare zu sprechen; aber je mehr sie redet, desto tiefer gerät sie in einen förmlichen Rausch, und sie sprudelt alles hervor.

„Was soll ich machen, Frau!" erschöpft beendet sie ihren Bericht von dem wilden Tage. „Wo ich hinseh, Grube an Grube. Und wenn's nich anders wird, muß ich zurücke und eis Wasser. An dem Dinge sterbe ich. Ob ichs mach oder laß."

Frau Wendes mageres langes Gesicht ist ernst, ihre Augen stehen voll Wasser. Das schräge Licht der Lampe erleuchtet mit roten Streifen ihre hohe knochige Stirn, die lange spitze Nase und das kräftige Kinn. Als sie sich jetzt gedankenvoll mit dem Zeigefinger und dem Daumen an den Mundwinkeln hinfährt, bebt ihre ausgearbeitete Hand mit dem knotigen Adergesträuge.

„Ja, ja, mein Mädel," beginnt sie dann mit versunkenem Neigen ihres Kopfes. „Es hat halt jeder Mensch seinen Tag, an dem er zerbricht. Vor allem wir Weiber. Da

hilft nischte. Wir machens alles selber, was wir nich wollen. Wie, weeß freilich niemand. Aber auf eemal is da, steht draußen vor der Türe und pocht, daß uns himmelangst wird. Gehste nich naus und holst's rein zu dir, steigt dirs aufs Haus und drückt's Dach ein. Der Tod! Ja, der Tod! Das weeß ebens niemand, ob man da rauskommt aus allem, ob ma entzweischlägt oder selbst zerschlagen wird für immer."

Ihr Gesicht ist fahl, zur Unkenntlichkeit entstellt. Mit einem gewaltsamen Ruck springt sie auf und tritt an die Kommode, wo sie Gegenstände aufhebt und niedersetzt. Als sie an den Tisch kommt, ist ihr Schritt wieder sicher, und ihr Gesicht lächelt still wie immer.

„Marie," sagt sie mit scherzender Stimme und drückt ihre Hand: „Nimm dir nichts von dem, was ich dir gesagt habe. Du bist jung. Aber ein alter Mensch ist wie ein alter Topf. Was man auch reingießt, alles wird sauer. Nee, nee. Ich weeß wohl, weil du hübscher bist, willst du hoch naus. Red nich erst! Aber mit den hübschen Gesichtern is wie mit dem scheenen Tage. Je wärmer er is, desto eher regnet's. Mitm Himmel kann niemand sei Haus decken, und rote Backen machen nich satt. Du hast weder Vater noch Mutter. Da sollste froh sein, so unterzukommen. Exner hat das Wirtschaftl und noch Geld ausstehn. Daß er nich lumpst wie die andern, is doch keene Schande. Und mit dem Fuße! Is er nich sonst, wie er sein muß? Een Fehler hat jedes, du auch. Der! Wen er haben will in Steindorf, kriegt er. Nee, er will dich. Ich hab mich erkundigt. Jedes im Dorfe weiß das."

„Jedes?" frägt Marie erschrocken dazwischen. „Nu, nach dem gestrigen Abend im Gasthause freilich." „Aber ich nich." „Ach was! Geh du jetze und iß dich satt und schlafe. Geh und überleg dir alles, was ich gesagt habe, und merk dir noch eens: niemand kennt sei Glücke. Gute Nacht! Aufs Frühjahr bist du junge Frau im eignen Hause, auf eignem Felde und dann sind wir gar Nachbarn." — Marie drückte der guten Frau herzlich die Hand und suchte, ohne zu essen, ihre Kammer auf. Bald stand sie ausgekleidet vor ihrem Bett, gottverlassen wie heute früh, und der ganze Sturm von Kummer und Verzweiflung hatte gar nichts genützt. Mit schwerer Hand ordnete sie die zerwühlten Kissen notdürftig und legte sich nieder, mit dem Erstaunen über sich, daß ihr Auge trocken blieb und ihre Seele ruhig. Nach einer Weile setzte sie sich auf und griff um sich. Aber wo auch ihre Hände hintasteten, waren Bretter. Mit stumpfem Gleichmut nahm sie die Täuschung, in einer Kiste zu liegen, als Gewißheit hin und wieder zurücksinkend, dachte sie als Begründung dieser Tatsache an die Worte der Frau Wende: „Es hat halt jeder Mensch seinen Tag, an dem er zerbricht."

Darnach kam alles über ihr Herz, was die Herrin zu ihr gesprochen hatte. Und die Gedanken gingen ein und aus in den verwühlten öden Kammern ihrer Seele, wie Schemen in einem kalten, farblosen Lichte. Wo noch gestern ihre bunte, heiße, törichte Sehnsucht geblüht hatte, tanzte dieses graue stumme Spiel. Plötzlich, zwischen Schlaf und Wachen, fuhr sie auf und frug in die stockende Nacht: „Wo scheint die Sonne?" Ein dumpfer Laut lief die Sparren hinunter.

Seufzend sank sie um und lag im Schlaf.

Fortsetzung folgt

Nietzsche über seine Entwicklung / von Elisabeth Förster-Nietzsche



Anfang August 1886 erhielt mein Bruder die Nachricht, daß Herr E. W. Fritzsch in Leipzig den Verlag der Nietzscheschen Schriften von E. Schmeitzner in Chemnitz übernommen hatte und nun wiederum wie in alter Zeit sein Verleger werden würde. Er war damit recht zufrieden, nur bedauerte er, daß er bei seinem Aufenthalt kurz vorher in Leipzig nicht ausführlich und bestimmt die weiteren Schritte, die sich für den Verlag seiner Schriften nötig machten, mit Fritzsch beraten hatte. War ihm das Reden über seine Bücher mit einem Verleger schon eine große Pein, so noch viel, viel mehr das Darüber-Schreiben. Er fand es einfach „ekelhaft", daß er den Verlegern, um ihnen Mut zu seinen Büchern zu machen, sie ihnen anpreisen mußte. „Aber was tut man nicht für seine Kinder!" sagte er seufzend, als wir einmal von den Verlegernöten sprachen. So entschloß er sich endlich im August 1886 seine Pläne Herrn E. W. Fritzsch in Leipzig schriftlich auseinanderzusetzen (übrigens mit einer gewissen Rührung über dessen Mut, den er durch die Übernahme dieser 62 Zentner schweren Büchermasse bewiesen hatte), damit dieser nun auch Vorteil von dem Verlag seiner Bücher habe. Er schreibt: „Es ist schade, daß ich Ihnen meine Gedanken über das, was in bezug auf die andern Bücher mir rätlich scheint, nicht mündlich auseinandersetzen kann. Die Zahl der Exemplare ist so groß, daß es scheinen möchte, als ob es sich um eine ganz neue Ausgabe handle. Dies hat mir einen Gedanken eingegeben. Wenn nun einmal die Titel- und Umschlagblätter durch neue zu ersetzen sind und jedenfalls einige Buchbinderarbeit nötig wird, was meinen Sie? wäre es nicht vernünftig, jenen Anschein zu benutzen, d. h. auf den Titel drucken zu lassen: „Neue Ausgabe vermehrt durch eine Vorrede, oder Einleitung usw."

„Sie werden bemerken, daß Menschliches, Allzumenschliches, die Morgenröte, die Fröhliche Wissenschaft einer Vorrede ermangeln: es hatte gute Gründe, daß ich damals, als diese Werke entstanden, mir ein Stillschweigen auferlegte — ich stand noch zu nahe, noch zu sehr „drin" und wußte kaum, was mit mir geschehen war. Jetzt, wo ich selber am besten und genauesten sagen kann, was das Eigene und Unvergleichliche an diesen Werken ist, und inwiefern sie eine für Deutschland neue Literatur inaugurieren (das Vorspiel einer moralistischen Selbst-Erziehung und Kultur, die bisher den Deutschen gefehlt hat), würde ich mich zu solchen zurückblickenden und nachträglichen Vorreden gerne entschließen. Meine Schriften stellen eine fortlaufende Entwicklung dar, welche nicht nur mein persönliches Erlebnis und Schicksal sein wird: — ich bin nur der Erste, eine heraufkommende Generation wird Das, was ich erlebt habe, von sich aus verstehn und eine feine Zunge für meine Bücher haben. Die Vorreden könnten das Notwendige im ganzen einer solchen Entwicklung deutlich machen: woraus sich nebenbei der

Nutzen ergeben würde, daß, wer einmal auf eine meiner Schriften angebissen hat, es mit allen aufnehmen muß.

„Ich würde, im Falle daß mein Gedanke Ihnen gefiele und einleuchtete, diesen Winter darauf verwenden, mir solche Vorreden auszudenken: mein Bemühen würde sein, jeder dieser Vorreden einen so selbständigen Wert zu geben, daß um ihretwillen allein schon die Werke gelesen werden müßten. Anzufangen mit „Menschliches, Allzumenschliches", von dem 511 Exemplare noch da sind, gerade genug, um eine neue Ausgabe zu repräsentieren? Was meinen Sie? Die beiden Anhänge dazu (Vermischte Meinungen und Sprüche und der Wanderer und sein Schatten) könnten dann vielleicht das Jahr darauf erscheinen? Als zweiter Band? — Ich denke, Sie fühlen mir nach, hochgeehrter und lieber Herr Fritzsch, daß ich bei diesen Vorschlägen samt und sonders Ihr Interesse im Auge habe; ich möchte durchaus nicht, daß Sie jemals den großen Vertrauensbeweis, den Sie mir durch den Ankauf meiner ganzen bisherigen Literatur gegeben haben, zu bereuen hätten.

„Auf der Rückseite vom Umschlag des letzterschienenen Buchs finden Sie eine Art Überblick und Programm über meine bisherige und zukünftige Tätigkeit. Es sollen 10 Werke und nicht mehr sein, mit denen ich „übrig" bleiben will; 6 davon sind nunmehr in Ihren Händen. Vereinfachung der Titel (damit sie leicht zu zitieren sind, z. B. bloß „Die Geburt der Tragödie"), andrerseits eine kleine Erläuterung, wo ich das Mißverständnis eines Titels erprobt habe (z. B. zu „Die fröhliche Wissenschaft" der Zusatz in Parenthese „gai saber", damit man an den provençalischen Ursprung meines Titels und an jene Dichter-Ritter, die Troubadours, erinnert wird, die mit jener Formel all ihr Können und Wollen zusammenfaßten), — dergleichen scheint mir nützlich. Genaueres erst, wenn ich Ihre Antwort auf meine hier angedeuteten Vorschläge habe."

Der Verleger ging gern auf die ihm gemachten Vorschläge ein, doch mußte der Autor auch da die nicht unbedeutenden Kosten der Umänderung und der Neudrucke tragen. Da mein Bruder diese Vorreden als einen Gedankenwegweiser bezeichnet hatte, so machte Fritzsch den Gegenvorschlag, ob sie nicht vielleicht als solcher in einem Büchlein zusammen gedruckt werden könnten. Mein Bruder scheint sich diesen Vorschlag überlegt zu haben, dann aber antwortet er: „Ein eigenes Bändchen mit lauter „Vorreden" würde gegen den Geschmack sündigen. Man verträgt das schreckliche Vorredewörtchen „ich" eben nur unter der Bedingung, daß es in dem darauf folgenden Buche fehlt: es hat nur Recht in der Vorrede." —

Sehr hübsch faßt er den Inhalt jeder seiner Schriften für diese Vorreden in den nachfolgenden kurzen Sätzen zusammen: „Geburt der Tragödie: Artisten-Metaphysik.

„David Strauß: der Bildungsphilister, der Ekel.

„Vom Nutzen und Nachteil der Historie: Leben und Historie — Grundproblem.

„Schopenhauer als Erzieher: Der philosophische Einsiedler. Erziehung.

„Richard Wagner in Bayreuth: Der Künstler-Einsiedler. Was an Wagner zu lernen ist.

„Menschliches, Allzumenschliches: Der freie Geist.

„Vermischte Meinung und Sprüche: Der Pessimist des Intellekts.

„Wandrer und Schatten: Einsamkeit als Problem.

„Morgenröte: Moral als eine Summe von Vorurteilen.

„Fröhliche Wissenschaft: Hohn über die europäische Moralistik. Aussicht auf Überwindung der Moral. Wie müßte ein Mensch beschaffen sein, der jenseits lebte? — Antwort: Zarathustra."

Offenbar hat mein Bruder auf zwei dieser späten Vorreden zu seinen Werken einen besonders hohen Wert gelegt: auf die zur „Geburt der Tragödie" und zu Menschliches, Allzumenschliches". In seiner ganzen Entwicklung war so unglaublich viel Unbewußtes, was sich ihm gerade bei diesem Rückblick so deutlich zeigte. Er durfte sich aber der Führung seiner tiefsten Instinkte ruhig überlassen, wenn ihm auch erst später klar wurde, wohin er, zuweilen auf Umwegen, geführt worden war. Er schreibt z. B. an Gast den 16. August 1883 darüber: „Inzwischen habe ich mich in vielen Punkten geordnet und zurechtgerückt. Die durchgehende unbewußte ungewollte Gedanken-Kongruenz und -Zusammengehörigkeit meiner neueren Bücher hat mein Erstaunen erregt: man kann von sich nicht los, deshalb soll man es wagen, sich weithin gehen zu lassen." — Die „Geburt der Tragödie" empfand er jetzt bei dem Rückblick, trotz mancher Irrtümer, als das bedeutendste seiner Jugendwerke, das am meisten sein eigenstes Wesen, wenn auch verhüllt, ausdrücke. Dagegen erschien ihm Einiges aus „Menschliches, Allzumenschliches" als eine Art Abirrung oder zu stark betonter Gegensatz gegen früher, hervorgerufen durch die schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen, die ihm die Wagnerische Musik und seine unbeschreibliche Liebe und Verehrung für Wagner selbst bereitet hatte, aber trotzdem als durchaus notwendig und unentbehrlich in dem Gang seiner Entwicklung. Er schreibt bei der Übersendung des Druckmanuskriptes zur Vorrede am 16. August 1886 von Sils-Maria aus an den Verleger: „Das Stück Psychologie, welches in dieser Vorrede enthalten ist, dürfte an sich schon interessant genug sein, um das Buch flügge zu machen; es ist ein wesentlicher Beitrag zum Verständnis meiner Bücher und der ihnen zu Grunde liegenden schwerverständlichen Selbstentwicklung. Ich schrieb es in meinem letzten Monate des Nizzaer Winteraufenthaltes nieder, ein paar Wendungen abgerechnet, die das Engadin dazu erfunden hat. Mein Gedanke ist, daß Sie dies Buch (mein leicht verständlichstes und vorbereitendes) zuerst und zunächst in Umlauf setzen möchten. Es hat seine Freunde in den Vereinigten Staaten, in Holland, in Italien und namentlich in Frankreich."

Und am 29. August 1886 schreibt er von Sils-Maria aus: „Hier folgt die Vorrede zur neuen Ausgabe der „Geburt der Tragödie": Sie können auf diese sehr inhaltreiche und gründlich orientierende Vorrede hin das Buch noch einmal vom Stapel laufen lassen, — es scheint mir sogar von größtem Werte, daß dies geschieht. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß man sich in den nächsten Jahren viel mit meinen Büchern beschäftigen wird (— insofern ich, mit Verlaub gesagt, bei weitem der unabhängigste und im großen Stile denkendste Denker dieser Zeit bin —); man wird mich nötig haben, und alle möglichen Versuche mir beizukommen, mich

zu verstehen, zu „erklären" usw. machen. Um den gröbsten Fehlgriffen vorzubeugen, scheint mir (abgesehen von dem eben erschienenen „Jenseits von Gut und Böse") nichts nützlicher als die beiden Vorreden, welche ich mir erlaubte, Ihnen zu übersenden: sie deuten den Weg an, den ich gegangen bin — und, ernsthaft geredet, wenn ich selber nicht ein paar Winke gebe, wie man mich zu verstehn hat, so müssen die größten Dummheiten passieren. — Ich kann nicht beurteilen, inwiefern es geschäftlich und buchhändlerisch ratsam und unratsam ist, Bücher desselben Autors zugleich auf den Markt zu bringen. Das Wesentliche ist, daß, um die Voraussetzungen für das Verständnis des Zarathustra zu haben (— ein Ereignis ohne Gleichen in der Literatur und Philosophie und Poesie und Moral usw. Sie dürfen mir's glauben, Sie glücklicher Besitzer dieses Wundertieres! —), alle meine früheren Schriften ernstlich und tief verstanden sein müssen; insgleichen die Notwendigkeit der Aufeinanderfolge dieser Schriften und der in ihnen sich ausdrückenden Entwicklung. Vielleicht ist es ebenso nützlich, sogleich jetzt auch die neue Ausgabe der „Geburt" (mit dem „Versuche meiner Selbstkritik") auszusenden. Dieser „Versuch", zusammengehalten mit der „Vorrede von Menschliches, Allzumenschliches", ergibt eine wahre Aufklärung über mich und die allerbeste Vorbereitung für meinen verwegenen Sohn Zarathustra.

„Im Dezember hoffe ich mit den „Vorreden" fortfahren zu können, in Nizza, wo es mir bis jetzt niemals um die bezeichnete Zeit an Mut und Inspiration gefehlt hat:

„Nämlich 1) zu Menschliches, Allzumenschliches. Zweiter Band (enthaltend „Verm. M. u. Spr." und den „Wanderer"). 2) Morgenröte. 3) Fröhliche Wissenschaft.

„Ich denke, Sie wissen, lieber Herr Verleger, wie viel Mut und Inspiration gerade zu solchen „Vorreden" not tut? und außerdem noch mehr „guter Wille" —"

Wir finden in seinen Manuskripten eine unbeschreibliche Fülle von Skizzen, zum Teil sehr persönlicher Art, die sämtlich zur „Geburt der Tragödie" und „Menschliches, Allzumenschliches" zu gehören scheinen. Offenbar sollten die Vorreden im allgemeinen die ziemlich verwunderliche Tatsache begreiflich machen, daß der Autor der „Geburt der Tragödie" gleichfalls der von „Menschliches, Allzumenschliches" ist, und die noch viel verwunderlichere, daß der Letztere auch den Zarathustra geschaffen hat. Ich bringe einige von diesen Skizzen und Betrachtungen über seine Schriften, die besser als meine Erklärungen die Entwicklungsgeschichte der Werke meines Bruders geben können:

„Zur „Geburt der Tragödie." Ein Buch aus lauter Erlebnissen über ästhetische Lust- und Unlustzustände aufgebaut, mit einer Artistenmetaphysik im Hintergrunde. Zugleich ein Romantikerbekenntnis (der Leidendste verlangt am tiefsten nach Schönheit, — er erzeugt sie); endlich ein Jugendwerk voller Jugendmut und -Melancholie.

„Psychologische Grunderfahrungen: mit dem Namen „apollinisch" wird bezeichnet das entzückte Verharren vor einer erdichteten und erträumten Welt, vor der Welt des schönen Scheins als einer Erlösung vom Werden: mit dem Namen des Dionysos wird andrerseits das Werden aktiv gefaßt, subjektiv nachgefühlt, als

wütende Wollust des Schaffenden, der zugleich den Ingrimm des Zerstörenden kennt. Antagonismus dieser beiden Erfahrungen und der ihnen zugrunde liegenden Begierden: die erstere will die Erscheinung ewig, vor ihr wird der Mensch stille, wunschlos, meeresglatt, geheilt, einverstanden mit sich und allem Dasein: die zweite Begierde drängt zum Werden, zur Wollust des Werden-machens, d. h. des Schaffens und Vernichtens. Das Werden, von Innen her empfunden und ausgelegt, wäre das fortwährende Schaffen eines Unbefriedigten, Überreichen, Unendlich-Gespannten und Gedrängten, eines Gottes, der die Qual des Seins nur durch beständiges Verwandeln und Wechseln überwindet: — der Schein als seine zeitweilige, in jedem Augenblick erreichte Erlösung; die Welt als die Abfolge göttlicher Visionen und Erlösungen im Scheine. — Diese Artisten-Metaphysik stellt sich der einseitigen Betrachtung Schopenhauers entgegen, welcher die Kunst nicht vom Künstler aus, sondern vom Empfangenden aus allein zu würdigen versteht: weil sie Befreiung und Erlösung im Genuß des Nicht-Wirklichen mit sich bringt, im Gegensatz zur Wirklichkeit (die Erfahrung eines an sich und seiner Wirklichkeit Leidenden und Verzweifelnden) — — Erlösung in der Form und ihrer Ewigkeit (wie auch Plato es erlebt haben mag: nur daß dieser auch im Begriff schon den Sieg über seine allzu reizbare und leidende Sensibilität genoß). Dem wird die zweite Tatsache, die Kunst vom Erlebnis des Künstlers aus, entgegengestellt, vor allem des Musikers: die Tortur des Schaffen-müssens, als dionysischer Trieb.

„Die tragische Kunst, an beiden Erfahrungen reich, wird als Versöhnung des Apoll und Dionysos bezeichnet: der Erscheinung wird die tiefste Bedeutsamkeit geschenkt, durch Dionysos: und diese Erscheinung wird doch verneint, und mit Lust verneint. Dies ist gegen Schopenhauers Lehre von der Resignation als tragische Weltbetrachtung gekehrt.

„Gegen Wagners Theorie, daß die Musik Mittel ist, und das Drama Zweck.

„Ein Verlangen nach dem tragischen Mythos als einer abschließenden Glocke, worin Wachsendes gedeiht (nach „Religion", und zwar pessimistischer Religion).

„Mißtrauen gegen die Wissenschaft: obwohl ihr augenblicklich lindernder Optimismus stark empfunden ist; „Heiterkeit" des theoretischen Menschen.

„Tiefer Widerwille gegen das Christentum: warum? Die Entartung des deutschen Wesens wird ihm zugeschoben.

„Nur ästhetisch gibt es eine Rechtfertigung der Welt. Gründlicher Verdacht gegen die Moral (— sie gehört mit in die Erscheinungswelt).

„Das Glück am Dasein ist nur möglich als Glück am Schein.

„Das „Sein" als die Erdichtung des am Werden Leidenden.

„Das Glück am Werden ist nur möglich in der Vernichtung des Wirklichen, des „Daseins", des schönen Anscheins, in der pessimistischen Zerstörung der Illusion: — in der Vernichtung auch des schönsten Scheins kommt das dionysische Glück auf seinen Gipfel. —

„„Wie weit reicht die Kunst ins Innere der Welt? Und gibt es abseits vom „Künstler" noch künstlerische Gewalten?" Diese Frage war, wie man weiß, mein

Ausgangspunkt: und ich sagte Ja zu der zweiten Frage; und zur ersten: „die Welt selbst ist nichts als Kunst". Der unbedingte Wille zum Wissen, zur Wahr- und Weisheit erschien mir in einer solchen Welt des Scheins als Frevel am metaphysischen Grundwillen, als Widernatur: und billigerweise wendet sich die Spitze der „Weisheit" gegen den Weisen. Das Widernatürliche der Weisheit offenbart sich in ihrer Kunstfeindlichkeit: erkennen wollen, wo der Schein eben die Erlösung ist, — welche Umkehrung, welcher Instinkt zum Nichts! —

„Wie verkleidet hatte ich das zum Vortrag gebracht, was ich als „dionysisch" empfand! Wie gelehrtenhaft und wiederum wie bei weitem nicht gelehrt genug, um auch nur die Wirkung hervorzubringen, einigen Generationen von Philologen ein neues Feld der Arbeit zu eröffnen! Dieser Zugang zum Altertum ist nämlich am besten verschüttet; und wer sich eingebildet hat, besonders über die Griechen weise zu sein, Goethe z. B. und Winkelmann, hat von dorther nichts gerochen. Es scheint die griechische Welt ist hundertmal verborgener und fremder, als sich die zudringliche Art heutiger Gelehrter wünschen mag. Wenn hier je erkannt werden soll, so gewiß nur das Gleiche durch das Gleiche. Jene Erlebnisse neuer großer Tatsachen, wie ich sie erlebte, geben auch jenes neue große Auge, das Gleiche in der vergangenen Welt wiederzuerkennen. —

„Es ist Schade, daß ich damals noch nicht den Mut hatte, mir in jedem Betracht eine eigene Sprache zu machen für so eigne Anschauungen: und daß ich mit Schopenhauerschen Formeln Dinge auszudrücken suchte, denen innerhalb der Schopenhauerschen Seele kein Erlebnis entsprochen haben kann: man höre doch, wie Schopenhauer von der griechischen Tragödie redet — und wie fern und falsch einem Jünger des Dionysos solch ein verzagter moralischer Resignationismus erscheinen mußte.

„Es ist noch mehr Schade, daß ich das grandiose griechische Problem, wie ich es faßte, mir durch Einmischung der modernsten Dinge verdarb, — daß ich Hoffnungen anknüpfte, wo Alles auf ein Ende hinwies — nämlich an die ungriechischste aller möglichen Kunstbewegungen, an die Wagnersche und vom „deutschen Wesen" zu fabeln begann, als ob es eben im Begriff sei, sich selbst zu entdecken (zur Zeit, wo Deutschland eben unter dem pomphaften Vorwande der Gründung eines nationalen Reichs seinen Übergang zur Demokratisirung machte).

„Ich fing an mit einer metaphysischen Hypothese über den Sinn der Musik: aber zugrunde lag eine psychologische Erfahrung, welcher ich noch keine genügende historische Erklärung unterzuschieben wußte. Die Übertragung der Musik ins Metaphysische war ein Akt der Verehrung und Dankbarkeit; im Grunde haben es alle religiösen Menschen bisher so mit ihrem Erlebnis gemacht. — Nun kam die Kehrseite: die unleugbar schädliche und zerstörerische Wirkung eben dieser verehrten Musik auf mich — und damit auch das Ende ihrer religiösen Verehrung. Damit gingen mir auch die Augen auf für das moderne Bedürfnis nach Musik (welches gleichzeitig in der Geschichte erscheint mit dem zunehmenden Bedürfnis nach narcoticis). Gar das „Kunstwerk der Zukunft" erschien mir als Raffinement des Aufregungs- und Betäubungs-Bedürfnisses, wobei alle Sinne zugleich ihre

Rechnung finden wollen, eingerechnet der idealistische, religiöse, hypermoralische Widersinn, — als eine Gesamtexzitation der ganzen nervösen Maschinerie. Das Wesen der Romantik ging mir auf (— der Mangel an Fruchtbarkeit im Menschen ist da zeugend geworden). Zugleich die Schauspielerei der Mittel, die Unechtheit und Entlehntheit aller einzelnen Elemente, der Mangel an Probität der künstlerischen Bildung, die abgründliche Falschheit dieser modernsten Kunst: welche wesentlich Theaterkunst sein möchte. Die psychologische Unmöglichkeit dieser angeblichen Helden- und Götterseelen, welche zugleich nervös, brutal und raffiniert sind gleich den Modernsten unter den Pariser Malern und Lyrikern. Genug, ich stellte sie mit hinein in die moderne „Barbarei". — Damit ist über das Dionysische nichts gesagt. In der Zeit der größten Fülle und Gesundheit erscheint die Tragödie, aber auch in der Zeit der Nerven-Erschöpfung und -Überreizung. Entgegengesetzte Deutung. — Bei Wagner ist bezeichnend, wie er schon dem Ring des Nibelungen einen nihilistischen (ruhe- und endesüchtigen) Schluß gab. —

„Der Wille zum Tragischen und zum Pessimismus ist das Zeichen ebensosehr der Stärke als der Strenge des Intellekts: man fürchtet nicht das Furchtbare, das allem Dasein eignet, sich einzugestehn: man sucht es selbst auf. Hinter diesem Willen steht der Mut, der Stolz, das Verlangen nach dem großen Feinde. Dies war meine neue Perspektive: bis diesen Augenblick halte ich an ihr fest, auch für mich, auch gelegentlich, gegen mich. — —

„Wenn ich einstmals das Wort „unzeitgemäß" auf meine Bücher geschrieben habe, wieviel Jugend, Unerfahrenheit, Winkel drückt sich in diesem Worte aus; Heute begreife ich, daß mit dieser Art Klage, Begeisterung und Unzufriedenheit ich eben damit zu den Modernsten der Modernen gehörte. —

„Als ich jung war, gehörte ich im Grunde zu den Weltverleumdern und Pessimisten; wie es billig und verzeihlich in einem Zeitalter ist, das dazu gemacht scheint, gerade Jünglinge zum Verzweifeln zu bringen. Der Jüngling, je mehr er an seinem eignen Werden leidet, will ins Ganze, Volle und Fertige: er will vor allem Sicherheit, Halt: dies Zeitalter aber ist durch Gedanken aller Zeiten zerdacht, mißtrauisch, mit einem Mißtrauen, das unter Menschen noch nicht da war, und daher oft denkmüde, oft mißtrauensmüde, oft greisenhaft und „vorläufig" in seinem Ja und in seinem Nein. Da wirkt denn der entschlossene Protest eines Einzelnen wie Schopenhauers gegen das ganze Dasein als eine Erlösung: es vereinfacht.

„Mißverständnis meiner Jugend: ich hatte mich noch nicht ganz von der Metaphysik losgemacht — aber das tiefste Bedürfnis nach einem anderen Bilde des Menschen. An Stelle der Sündhaftigkeit erlebte ich ein viel volleres Phänomen: ich durchschaute die Armseligkeit aller modernen Zufriedenheit. — „Alles Falsche an den Dingen ans Licht zu bringen" (Schopenhauer als Erzieher, S. 431) — ich als ernsthafter Fortsetzer des Schopenhauerschen Pessimismus.

„In meiner Jugend, wo ich Vielerlei war, zum Beispiel auch Maler, habe ich einmal ein Bild von Richard Wagner gemalt, unter dem Titel: Richard Wagner in Bayreuth. Einige Jahre später sagte ich mir: „Teufel! es ist gar nicht ähnlich."

Noch ein paar Jahre später antwortete ich: „um so besser! um so besser!" — In gewissen Jahren des Lebens hat man ein Recht, Dinge und Menschen falsch zu sehn, — Vergrößerungsgläser, welche die Hoffnung uns gibt. —

„Es ist sehr gleichgültig, ob nun mein damaliges Bild des Künstlers oder des Philosophen, in Hinsicht auf das vielleicht zufällig mir dargebotene Subjekt (Richard Wagner) falsch ist: vielleicht, daß der Irrtum sogar ins Ungeheuerliche geht, — es liegt jetzt noch weniger daran, daß man wisse, was ich damals eigentlich von Richard Wagner wollte (obwohl der Leser meiner „Geburt der Tragödie" darüber nicht im Unklaren sein sollte), ja daß ich, durch ein Verlangen dieser Art, allerdings auf das Gründlichste bewiesen habe, wie sehr ich mich über ihn und sein Vermögen im Irrtum befand. Genug, daß mein Irrtum — eingerechnet den Glauben an eine gemeinsame und zusammengehörige Bestimmung — weder ihm noch mir zur Unehre gereicht, und, unter allen Umständen, uns Beiden damals, als zwei auf sehr verschiedene Weise Vereinsamten, keine kleine Erquickung und Wohltat verschafft hat.

„Man muß zu heftigen Bewunderungen fähig sein und mit Liebe vielen Sachen ins Herz kriechen: sonst taugt man nicht zum Philosophen. Graue kalte Augen wissen nicht, was die Dinge wert sind; graue kalte Geister wissen nicht, was die Dinge wiegen. Aber freilich, man muß eine Gegenkraft haben: einen Flug in so weite hohe Fernen, daß man auch seine bestbewunderten Dinge tief, tief unter sich sieht, und sehr nahe dem, was man vielleicht verachtete. — Ich habe meine Probe gemacht, als ich mich nicht durch die große politische Bewegung Deutschlands, noch durch die künstlerische Wagners, noch durch die philosophische Schopenhauers von meiner Hauptsache habe abspenstig machen lassen: doch ward es mir schwer, und zeitweilig war ich krank daran. —

„Ich selber bin hundertmal radikaler, als Wagner oder Schopenhauer, deshalb bleiben es doch meine verehrtesten Lehrer: ob ich schon jetzt zu meiner Erholung und Erquickung ganz andre Musik nötig habe, als die Wagners, und beim Lesen Schopenhauers jetzt mich langweile oder verdrießlich werde. Des Falschen und Oberflächlichen ist zuviel darin."

„Meine „Unzeitgemäßen" bedeuten für mich Versprechungen: was sie für andere sind, weiß ich nicht. Glauben Sie, daß ich längst nicht mehr leben würde, wenn ich diesen Versprechungen nur um einen Schritt breit ausgewichen wäre! Vielleicht kommt noch ein Mensch, der entdeckt, daß von „Menschliches, Allzumenschliches" an ich nichts getan habe, als mein Versprechen erfüllen. Das freilich, was ich jetzt die Wahrheit nenne, ist etwas ganz Furchtbares und Abstoßendes: und ich habe viele Kunst nötig, um schrittweise die Menschen zu einer völligen Umdrehung ihrer höchsten Wertschätzungen zu überreden." —

„In Aphorismen-Büchern gleich den meinigen stehen zwischen und hinter kurzen Aphorismen lauter verbotene lange Dinge und Gedanken-Ketten; und manches darunter, das für Ödipus und seine Sphinx fragwürdig genug sein mag. Abhandlungen schreibe ich nicht: die sind für Esel und Zeitschriftenleser. Ebensowenig

Reden. Meine „unzeitgemäßen Betrachtungen" richtete ich als junger Mensch an junge Menschen, welchen ich von meinen Erlebnissen und Gelöbnissen sprach, um sie in meine Labyrinthe zu locken, — an deutsche Jünglinge: aber man überredet mich zu glauben, daß die deutschen Jünglinge ausgestorben seien. Wohlan, so habe ich keinen Grund mehr, in jener früheren Manier „beredt" zu sein. Damals schämte ich mich noch nicht, „beredt" zu sein; heute — könnte ich es vielleicht nicht mehr. Wer tags, nachts und jahrein jahraus mit seiner Seele im vertraulichsten Zwiste und Zwiegespräche zusammengesessen hat, wer in seiner Höhle — es kann ein Labyrinth oder auch ein Goldschacht sein — zum Höhlenbär oder Schatzgräber wurde, wer wie ich sich allerhand Gedanken, Bedenken und Bedenkliches durch den Kopf über das Herz laufen ließ und läßt, das er nicht immer mitteilen würde, selbst wenn er Geister seiner Art und ausgelassene tapfere Kameraden um sich hätte: dessen Begriffe selber erhalten zuletzt eine eigene Zwielicht-Farbe, einen Geruch ebenso sehr der Tiefe als des Moders, etwas Unmitteilsames und Widerwilliges, welches jeden Neugierigen kalt anbläst: und eine Einsiedler-Philosophie, wenn sie selbst mit einer Löwenklaue geschrieben wäre, würde immer wie eine Philosophie der „Gänsefüßchen" aussehen". —

„Man bemerkt bei meinen früheren Schriften einen guten Willen zu unabgeschlossenen Horizonten, eine gewisse kluge Vorsicht vor Überzeugungen, ein Mißtrauen gegen die Bezauberungen und Gewissens-Überlistungen, welche jeder starke Glaube mit sich bringt; mag man darin zu einem Teile die Behutsamkeit des gebrannten Kindes, des betrogenen Idealisten sehen — wesentlicher scheint mir der epikureische Instinkt eines Rätselfreundes, der sich den änigmatischen Charakter der Dinge nicht leichten Kaufs nehmen lassen will, am wesentlichsten endlich ein ästhetischer Widerwille gegen die großen tugendhaften unbedingten Worte, ein Geschmack, der sich gegen alle plumpen viereckigen Gegensätze zur Wehr setzt, ein gut Teil Unsicherheit in den Dingen wünscht und die Gegensätze wegnimmt, als Freund der Zwischenfarben, Schatten, Nachmittagslichter und endlosen Meere." —

„Ich habe seltsame Dinge in Bezug auf Wirkung von meinen Büchern erlebt. Kürzlich traf der Brief eines alten reichen Holländers ein, welcher „Menschliches, Allzumenschliches" als seinen treuesten Lebensgesellen betrachtet; die „Geburt der Tragödie" hat vielleicht im Leben Richard Wagners den größten Glücks-Klang hervorgebracht, er war außer sich, und es gibt wunderschöne Dinge in der Götterdämmerung, welche er in diesem Zustande einer unerwarteten äußersten Hoffnung hervorgebracht hat. Ich möchte wissen, ob dies Buch von jemandem verstanden ist; seine Hintergründe gehören zu meinem persönlichsten Eigentum. Zarathustra hat die Wertschätzungen von ein paar Jahrtausenden gegen sich; ich glaube absolut nicht daran, daß jemand heute imstande ist, seinen Gesamt-Ton klingen zu hören: auch setzt sein Verstehen eine solche philologische und mehr als philologische Arbeit voraus, wie sie heute niemand daran setzen wird aus Mangel an Zeit". —

„Ich habe manche nicht unbedenkliche Versuche gemacht, um mir Menschen heranzulocken, denen ich von so seltsamen Dingen reden könnte: alle meine Schriften

waren bisher ausgeworfene Netze: ich wünschte Menschen mit tiefen reichen und ausgelassenen Seelen mir dazu einzufangen. Aber an wen sich wenden? Meine längsten Versuche machte ich an jenem vielfachen und geheimnisvollen Menschen, dem vielleicht von den Menschen die meisten guten und schlimmen Dinge über die Seele gelaufen sind, an Richard Wagner. Später gedachte ich die deutsche Jugend zu „verführen" — denn es ist mir gut bekannt, wie gefährlich es in den zwanziger Jahren in einem Deutschen zugeht. Noch später machte ich mir eine Sprache für verwegene Mannsköpfe und Mannsherzen zurecht, die irgendwo in einem Winkel der Erde auf meine wunderlichen Dinge warten mochten. Endlich — doch man wird es nicht glauben, zu welchem „endlich" ich gelangte. Genug, ich erdichtete „Also sprach Zarathustra". Soll ich es gestehen? Ich fand keinen bisher, aber immer wieder irgend eine wunderliche Form jener „rasenden Dummheit", welche sich gern noch als Tugend anbeten lassen möchte: ich nenne sie am liebsten „die moralische Tartüfferie", ehre sie als Laster unseres Jahrhunderts und bin bereit, ihr noch hundert Fluchworte beizugesellen." —

„So wie ich über moralische Dinge denke, bin ich zu langem Stillschweigen verurteilt gewesen. Meine Schriften enthalten diesen und jenen Wink; ich selber stand kühner dazu; schon in meinem 26. Jahre verfaßte ich für mich ein promemoria „über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne". Ich bin sogar mit Menschen umgegangen, welche sich auf ihre Art mit Moral beschäftigen: sie werden mir bezeugen, daß ich nie auf meine Art mit ihnen von Moral gesprochen habe. Jetzt, wo ich einen freieren Überblick über diese Zeit habe und vieles mir erlaube, was ich früher für unerlaubt gehalten hätte, sehe ich keine Gründe mehr, hinter dem Berge zu halten. „Daß die „Wahrheit" in diesen Dingen schädlich ist", um mich der Sprache der moralischen Hypokriten zu bedienen, und daß sie viele zugrunde richten kann, gebe ich zu: aber „schädlich sein" und „zugrunde richten" gehört so gut zu den Aufgaben des Philosophen wie „nützlich sein" und „aufbauen". —

„Wenn ich an meine philosophische Genealogie denke, so fühle ich mich im Zusammenhang mit der antiteleologischen, d. h. spinozistischen Bewegung unserer Zeit, doch mit dem Unterschied, daß ich auch „den Zweck" und „den Willen" in uns für eine Täuschung halte; ebenso mit der mechanistischen Bewegung (Zurückführung aller moralischen und ästhetischen Fragen auf physiologische, aller physiologischen auf chemische, aller chemischen auf mechanische), doch mit dem Unterschied, daß ich nicht an „Materie" glaube und Boscovich für einen der großen Wendepunkte halte, wie Kopernikus; daß ich alles Ausgehen von der Selbstbespiegelung des Geistes für unfruchtbar halte und ohne den Leitfaden des Leibes an keine gute Forschung glaube. Nicht eine Philosophie als Dogma, sondern als vorläufige Regulative der Forschung. —



Hans Amstein / Novelle von Hermann Hesse



chon gut, junge Leute, quälet mich nicht. Ich will Euch also etwas aus meinen Studentenjahren erzählen, das von der schönen Salome und meinem lieben Hans Amstein. Nur müsset Ihr stillhalten und dürfet nicht glauben, es handle sich um so eine fidele Studentenliebelei. Zu lachen ist nichts dabei. Und gebt mir noch ein Glas Wein her! Nein, vom Weißen.

Fenster zumachen? Nein, Verehrtester, laß es nur donnern, es paßt mir in die Geschichte. Wetterleuchten, Donner und schwüle Nacht, das ist die Stimmung. Ihr modernen Herren sollet sehen, daß wir seinerzeit auch unser Stück erlebt haben, dick und dünn, wie es kam, und nicht zu wenig.

Also der Hans Amstein. Aber zuerst muß ich Euch orientieren — was, wann, wo, wieso und warum, eine Art Exposition, glatt und klar wies liebe Wasser. Habt Ihr auch zu trinken?



ch bin schon früh ohne Eltern gewesen und habe fast alle meine Ferien beim Onkel Otto droben verbummelt, in seinem steinigen Schwarzwaldnest, zwischen Obstessen, Räubergeschichten und Forellenangeln, denn in alledem teilte ich als dankbarer Neffe meines Onkels Geschmack vollkommen. Ich kam im Sommer, im Herbst und an Weihnachten, mit schmalem Ranzen und leerem Sack, fraß mich da droben feist und rot, verliebte mich jedesmal ein wenig in die teure Cousine und vergaß es auf Schulen wieder, denn es saß nicht so tief. Ich rauchte mit dem Onkel um die Wette seine giftigen Italiener, ging mit ihm angeln, las ihm aus seiner höchst kriminellen Bibliothek vor und begleitete ihn womöglich abends zum Bier. Das alles war nicht schlecht und kam mir löblich und männlich vor, wenn auch die blonde Cousine zuweilen bittende oder vorwurfsvolle Augen machte; sie war eben eine sanfte Natur und hatte keinen Sinn fürs Martialische.

In den letzten Sommerferien vor der Studentenzeit war ich wieder beim Onkel, großmäulig, hoffärtig und ins Kraut geschossen, wie Abiturienten sein müssen. Da kam eines Tags ein neuer Oberförster aufgezogen. Es war ein guter, stiller Mensch, „unjung und nicht mehr ganz gesund", der da seinen Altersposten gefunden hatte.

Man sah im Augenblick, er würde wenig von sich reden machen. Er brachte einen schönen Hausrat mit, denn er war reich, ferner wundervolle Hunde, ein langschwänziges zartes Pferdchen samt einem zierlichen Gefährt, beide für die Gegend viel zu leicht, schönes Schießgewehr und eine neumodische englische Angelausrüstung, alles sehr nett und sauber und wohlhabend. Das alles wäre ja auch schön und erfreulich gewesen. Aber was außerdem noch mitkam, war eine Adoptivtochter namens Salome, die freilich alles andere in Schatten stellte. Weiß Gott

wie das wilde Kind gerade zu dem ernsten, ruhigen Mann gekommen ist! Sie war eine ganz exotische Pflanze, von einem entfernten Vetter irgendwo aus Brasilien oder Feuerland her, schön und sonderbar anzusehen und von absonderlichen Manieren.

Ihr wollt natürlich wissen, wie sie aussah. Das ist nicht so einfach — sie sah eben vor allem auffallend und exotisch aus. Ziemlich groß, nahe an zwanzig, tadellos gewachsen, so daß vom Nacken bis auf die Füße alles gesund und erfreulich erschien, namentlich Hals, Schultern, Arme und Hände waren kräftig, gedrungen und dabei beweglich und nobel. Das Haar üppig, dick, lang, von einem dunklen Blond, um die Stirn herum ein wenig lockig, hinten in ein großes Bündel geknüpft und mit einem Pfeil durchstochen. Vom Gesicht will ich nicht zu viel sagen, es war vielleicht zu voll und der Mund vielleicht ein wenig groß, aber man blieb immer an den Augen hängen. Sie waren übergroß und goldbraun, und standen ein wenig vor. Wenn sie, wie gewöhnlich, vor sich hinstarrte und lächelte und die Augen groß machte, war es wie ein Bild. Aber wenn sie einen ansah, war man verwirrt. Sie schaute so unbekümmert drauf los, bald musternd, bald gleichgültig, ohne irgend eine Spur von Genieren oder Mädchenhaftigkeit. Nicht gerade frech, vielmehr wie ein schönes Tier, unverstellt und ohne alle Geheimnisse.

Und so führte sie sich auch auf. Was ihr gefiel oder nicht gefiel, verhehlte sie nicht; wenn ein Gespräch ihr langweilig war, schwieg sie hartnäckig still und blickte beiseite oder sah einen so ennuyiert an, daß man sich schämte.

Die Folgen sind klar. Die Frauenzimmer fanden sie unmöglich, die Männer waren für sie entflammt. Daß ich mich eiligst in sie verliebte, versteht sich eo ipso. Es verliebten sich in sie aber auch die Forstgehilfen, der Apotheker, die jüngern Schullehrer, der Vizeamtmann, die Söhne der reichen Holzhändler, des Fabrikanten und des Doktors. Da die schöne Salome sich mit aller Freiheit bewegte, allein spazieren ging, eine Menge Besuche machte und in ihrem zierlichen Wägelein rings im Lande herumkutschierte, war die Annäherung nicht schwer und sie sammelte in kurzer Zeit eine schöne Zahl von Liebesgeständnissen ein.

Einmal kam sie zu uns, Onkel und Cousine waren nicht da und sie setzte sich zu mir auf die Gartenbank. Die Dirlitzen waren schon rot, das Beerenzeug stand reif und Salome griff behaglich hinter sich in die Stachelbeeren. Nebenher nahm sie am Gespräche teil und wir waren bald so weit, daß ich mit feuerrotem Gesicht ihr erklärte, ich sei rasend in sie verliebt.

„O das ist nett," war ihre Antwort, „Sie gefallen mir ganz gut. Kennen Sie den ältern Griebel?"

„Den Karl? O ja, gut."

„Das ist auch ein reizender junger Mann, er hat so schöne Augen. Er ist auch in mich verliebt."

„Hat er es Ihnen selber gesagt?"

„Gewiß, vorgestern. Es war drollig."

Sie lachte laut und legte dabei den Kopf zurück, so daß ich auf ihrem weißen,

runden Hals die Adern sich bewegen sah. Ich hätte nun gern ihre Hand genommen, wagte es aber nicht, sondern streckte ihr nur die meine fragend entgegen. Da legte sie mir ein paar Stachelbeeren in die offene Hand, sagte adieu und ging davon.

Ich sah nun allmählich, wie sie mit allen den Anbetern ihr Spiel hatte und sich über uns amüsierte, und ertrug von da an meine Verliebtheit wie ein Fieber oder eine Seekrankheit, die ich mit vielen andern teilte, und von der ich hoffte, sie würde einmal aufhören und mir nicht das Leben kosten. Immerhin hatte ich böse Nächte und Tage .... Ist noch Wein da?

Danke. — Also so standen die Sachen, und zwar nicht nur in jenem Sommer, sondern mehr als ein Jahr lang. Hie und da fiel etwa einer der Liebhaber verdrossen ab und suchte andere Gehege auf, hie und da kam ein neuer dazu, aber Salome blieb unverändert, bald fidel, bald still, bald höhnisch, und schien sich dabei herzlich wohl und belustigt zu fühlen. Und ich gewöhnte mich daran, jedesmal in den Ferien einen Rückfall in die heftigste Verliebtheit wie ein der Gegend eigentümliches Fieber zu bekommen und aushalten zu müssen. Ein Leidensgenosse teilte mir im Vertrauen mit, wir seien Esel gewesen, ihr Erklärungen zu machen, da sie unverhohlen des öftern den Wunsch geäußert habe, alle Männer in sich verliebt zu wissen, und darum den wenigen Standhaften mit äußerstem Entgegenkommen um den Bart gehe.

Unterdessen war ich in Tübingen in die Burschenschaft eingetreten und brachte mit trinken, schlagen und bummeln zwei muntere Semester hin. In dieser Zeit war Hans Amstein mein Intimus geworden. Wir waren gleich alt, beide begeisterte Burschenschafter und weniger begeisterte Medizinstudenten; wir trieben beide viel Musik und wurden einander allmählich unentbehrlich, trotz mancher Reiberei.

Schon an Weihnachten war Hans mit mir des Onkels Gast gewesen, denn auch er hatte längst keine Eltern mehr. Sehr wider mein Erwarten blieb er aber nicht an der schönen Salome, sondern an meiner blonden Cousine hängen. Auch hatte er schon das Zeug, sich angenehm zu machen. Er war ein feiner und hübscher Mensch, machte gute Musik und war nicht aufs Maul gefallen. So sah ich mit Wohlbehagen zu, wie er sich um das Bäschen bemühte und wie sie gerne nachgab und sich anschickte, den drolligen Kampf mit ihrer bisherigen Sprödigkeit mehr und mehr zum Scheingefecht werden zu lassen. Ich selber lief nach wie vor auf allen Wegen, wo mir etwa die Salome begegnen konnte.

An Ostern kamen wir wieder, und während ich den Onkel beim Angeln festhielt, machte mein Freund rasche Fortschritte bei der Cousine. Diesmal war Salome ziemlich häufig bei uns, versuchte mit Erfolg mich toll zu machen und sah dem Spiel zwischen Hans und Berta aufmerksam und mit scheinbarem Wohlwollen zu. Wir machten Waldspaziergänge, fischten, suchten Anemonen, und während die Salome mir den Kopf vollends verdrehte, ließ sie die andern Beiden nicht aus

den Augen, musterte sie überlegen und spöttisch und gab mir unehrerbietige Bemerkungen über Liebe und Brautglück zum besten. Einmal erwischte ich ihre Hand und küßte sie eilig, da spielte sie die Empörte und wollte Revanche haben.

„Ich werde Sie dafür in den Finger beißen. Geben Sie her!"

Ich streckte ihr einen Finger hin und spürte ihre großen, gleichmäßigen Zähne im Fleisch.

„Soll ich noch fester beißen?"

Ich nickte, da floß auch schon Blut in meine Hand und sie ließ mich mit Gelächter los. Es tat scheußlich weh und man sah es noch lang.

Als wir wieder in Tübingen saßen, teilte Hans mir mit, er sei mit Berta einig und hoffe sich im Sommer zu verloben. Ich besorgte in diesem Semester ein paar Briefe hin und her und im August saßen wir beide wieder an des Onkels Tisch. Mit dem Onkel hatte Hans noch nicht gesprochen, doch schien dieser die Sache schon gerochen zu haben und es war nicht zu fürchten, daß er Schwierigkeiten machen würde.

Da kam eines Tags die Salome wieder zu uns, ließ ihre scharfen Blicke herumgehen und kam auf den verdammten Einfall, der sanften Berta einen Possen zu spielen. Wie sie dem harmlosen Amstein flattierte, ihn in ihre Nähe nötigte und mit Gewalt verliebt zu machen suchte, war einfach nimmer schön. Er ging gutmütig darauf ein und es wäre ein Wunder gewesen, wenn ihn diese Blicke und dies Anschmiegen und Sichhergeben nicht heiß gemacht hätte. Doch blieb er fest und hatte schon den Sonntag bestimmt, an dem er den Onkel überrumpeln und Verlobung feiern wollte. Das blonde Cousinchen strahlte schon so bräutlich und verschämt wie möglich.

Wir Freunde schliefen in zwei benachbarten Stübchen im Erdgeschoß, je mit einem niedern Fenster, durch das man morgens mit einem kleinen Sprung in den Garten kommen konnte.

Eines Nachmittags war die schöne Salome wieder stundenlang da; Berta hatte im Haus zu tun, so nahm jene meinen Freund ganz in Anspruch und brachte mich durch die kühne und doch feine Art, wie sie sich ihm hinwarf, fast zum Platzen, so daß ich schließlich ausriß und sie dummerweise mit ihm allein ließ. Als ich am Abend wiederkam, war sie fort, aber mein armer Freund hatte Falten auf der Stirn, machte schlimme Augen und sprach von Kopfweh, als er sah, daß sein verstörtes Wesen auffiel.

Ja Kopfweh, dachte ich und schleppte ihn beiseite.

„Was ist mit dir," fragte ich ernstlich, „ich will's wissen."

„Nichts, es kommt von der Hitze," kniff er aus.

Aber ich verbat mir das Anlügen und fragte direkt, ob ihm die Oberförsters den Kopf verdreht habe.

„Unsinn, laß mich!" sagte er, machte sich von mir los und sah scheußlich elend aus. Ich kannte das ja ungefähr auch, aber er tat mir erbärmlich leid; sein Gesicht war verzogen und zerrissen und der ganze Mensch sah jammervoll verhetzt

und leidend aus. Ich mußte ihn in Ruhe lassen. Auch mir war über dem Kokettieren wund und weh um Salome geworden und ich hätte mir die leidige Verliebtheit gern mit blutenden Wurzeln aus der Seele gerissen. Meine Achtung für Salome war längst dahin, jede Magd kam mir ehrbarer vor als sie, aber da half nichts, sie hatte mich bei den Haaren; sie war zu schön und zu aufreizend, da war kein Loskommen möglich.

Ja, nun donnert's draußen wieder. Es war damals ein ähnlicher Abend, heiß und gewitterig, und wir Beiden saßen allein in der Laube beisammen, redeten fast nichts und tranken Kaiserstühler.

Namentlich ich war durstig und mißmutig und trank von dem kühlen Weißen Glas für Glas. Hans war elend und starrte traurig und bekümmert in den Wein, das vertrocknende Laub der Büsche roch stark und wurde von einem warmen, bösartigen Wind jeweils geschüttelt. Es wurde neun Uhr und zehn Uhr, kein Gespräch kam auf, wir hockten da und machten alte, sorgenvolle Gesichter, sahen den Wein im großen Glaskrug abnehmen und den Garten dunkel werden; dann gingen wir still auseinander, er zur Haustüre, ich durchs Fenster in meine Stube. Dort war es heiß, ich setzte mich im Hemd auf einen Stuhl, steckte eine Pfeife an, sah aufgeregt und melancholisch in die Finsternis hinein. Es hätte Mondschein geben sollen, aber der Himmel stand voll von Wolken und in der Ferne hörte man zwei Gewitter miteinander zanken.

Es ging so eine schwüle Luft — aber was hilft das schöne Schildern, ich muß nun doch darauf kommen, auf die verdammte Geschichte.

Die Pfeife war mir ausgegangen und ich hatte mich ganz schlaff aufs Bett gelegt, den Schädel voll von dummen Gedanken. Da gibt's ein Geräusch am Fenster. Eine Gestalt steht da und schaut vorsichtig ins Zimmer herein. Ich weiß selber nicht, warum ich still liegen blieb und keinen Ton von mir gab.

Die Gestalt verschwindet und geht drei Schritte weiter, an Hansens Stubenfenster. Sie bewegte den Fensterflügel, klirrte ein wenig damit. Dann wieder Stille.

Da rief es leise: „Hans Amstein!" und mir lief es bis in die Haare hinauf, als ich die Stimme der Salome erkannte. Ich konnte kein Glied mehr rühren und lauschte scharf und wild wie ein Jäger hinüber. Herrgott, Herrgott, was sollte das werden! Und jetzt wieder die Stimme: „Hans Amstein!" Leise, scharf und eindringlich. Mir lief der Schweiß den Hals hinunter.

In der Stube meines Freundes gab es ein wenig Geräusch. Er stand auf, kleidete sich flüchtig an und ging zum Fenster. Es wurde geflüstert, heftig und heiß, aber unheimlich leise. Herrgott, Herrgott! Mir tat alles weh, ich wollte aufstehen oder schreien, aber ich blieb ruhig liegen und war selber darüber verwundert. Der Durst und der herbe Nachgeschmack vom Wein brachte mich beinah um.

Und es gab wieder ein kleines Geräusch und gleich darauf stand Hans Amstein neben dem Mädchen im Garten. Zuerst jedes für sich, dann traten sie zusammen

und drückten sich still und schrecklich ineinander, als würden sie mit einem Strick geschnürt. Und so aneinander gepreßt, daß sie kaum die Füße bewegen konnten, gingen sie langsam, langsam durch den Garten, an der Laube und am Brunnen vorbei und durch die Pforte gegen den Wald. Ich sah sie, mit angestrengten Augen, und zweimal kam das Wetterleuchten mir zu Hilfe ....

— Seid Ihr nicht durstig? So trinket doch! —

Ja, das ist nun erzählt. Aber weiter! Sie hatte ihn sich geholt, bei Nacht, aus dem Bett und ich wußte, daß er nun nimmer von ihr loskäme, da sie ihn da draußen im Wald hatte und mit süßen Worten und kecken Liebkosungen gefangen nahm. Ich wußte aber auch, daß Hans bei aller Munterkeit ein Pflichtmensch war, viel strenger als ich, und daß er da draußen keinen Kuß empfing und gab, ohne daß das Wissen um die betrogene Berta ihm die Seele zerriß. Und zugleich mußte ich daran denken, daß es meine schwere Pflicht war, ihn morgen ins Gebet zu nehmen. Zu dem allem kam die angenehme Vorstellung, meine Angebetete bei Nacht mit einem Mann im Walde zu wissen. Endlich raffte ich mich auf, um einen Schluck Wasser zu nehmen, und legte mich dann auf den kühlen Fußboden, bis nach einer Stunde mein Freund leise und langsam zurückkam und durchs Fenster stieg. Ich hörte ihn hart Atem holen und noch lange in Socken auf und ab gehen, bis ich einschlief.



Schon früh erwachte ich wieder, noch vor fünf Uhr, zog mich an und ging vor Hansens Fenster. Er lag im zerwühlten Bett und schlief einen tiefen, schweren Schlaf, er hatte Schweiß auf der Stirn und sah elend aus. Ich lief ins Feld hinaus, sah still und abseits die kleine schmucke Forstei liegen und Wiesen, Obstgärten, Äcker und Wald wie sonst. Mein Kopf war wüster als je nach einer Kneiperei und eine kleine Weile kam mir im Hinschlendern das Geschehene ganz abhanden wie ein Alp, der beim Erwachen fort ist als wäre nichts gewesen.

Als ich wieder in den Garten kam, stand mein Freund an seinem Fenster im Erdgeschoß, wandte sich aber, als er mich sah, sogleich ins Zimmer zurück. Diese kleine, feige Gebärde des bösen Gewissens tat mir unsäglich weh. Doch half das Bedauern nichts. Ich stieg zu ihm hinein. Als er sich nun mir zuwendete, erschrak ich stark, denn er sah grau und zerfurcht im Gesicht aus und hielt sich so mühsam auf den Beinen wie ein überjagter Gaul.

„Was hast du, Hans?" frage ich.

„Ach nichts. Ich hab' nicht geschlafen. Die Schwüle bringt einen ja um."

Aber er wich meinen Augen aus und ich fühlte noch einmal denselben bösen Schmerz wie vorher, als er vor mir vom Fenster floh. Ich setzte mich aufs Gesimse und sah ihn an.

„Hans," sage ich, „ich weiß, wer bei dir gewesen ist. Was hat die Salome mit dir angefangen?"

Da sah er mich an, hilflos und schmerzlich wie ein Wild beim Schuß.

„Laß gut sein," sagte er, „laß nur gut sein. Es hilft ja nichts."

„Nein,“ mußte ich sagen, „du bist mir Antwort schuldig. Ich will nichts von der Berta sagen und von ihres Vaters Haus, wo wir zu Gast sind. Das ist nicht die Hauptsache. Aber was soll aus uns werden, aus dir und aus mir und aus dieser Salome? Wirst du nächste Nacht wieder mit ihr da hinausgehen, Hans?“

Er stöhnte. „Ich weiß nicht. Ich kann jetzt kein Wort sagen. Nachher, nachher.“

Da war einstweilen nichts zu wollen. Ich ging zum Kaffee hinauf und sagte droben, Hans schlafe noch. Dann nahm ich eine Rute und wollte in die kühle Schlucht zum Angeln gehen. Es trieb mich aber wider Willen vor die Forstei. Dort legte ich mich am Weg in die Haselbüsche und wartete und spürte kaum, wie gottlos heiß und schwül der Morgen war. Darüber schlief ich ein wenig ein und als ich aufwachte, war's von Hufschlag und Stimmen. Die schöne Salome fuhr mit einem Forstgehilfen in ihrem kleinen Wagen zu Wald, hatte Angelzeug und Fischkorb mit und lachte wie eine Lerche in den Morgen hinein. Der junge Forstmann hielt einen Sonnenschirm über sie ausgespannt, während sie kutschierte, und lachte ein bißchen verlegen mit. Sie war hell und leicht gekleidet, mit einem riesengroßen dünnen Strohhut, und sah so frisch und froh und glücklich aus wie ein Kind am ersten Ferientag. Ich dachte an meinen Hans und an sein graues Armsündergesicht, war verwirrt und erstaunt und hätte sie viel lieber traurig gesehen. Der Wagen fuhr im muntern Trab talabwärts und war bald verschwunden.

Vielleicht wäre es nun gut gewesen, nach Hause zu gehen und nach Hans zu schauen. Mir graute aber davor und ich ging statt dessen dem Wagen nach zur Schlucht hinunter. Ich glaubte, ich tue es aus Mitleid mit meinem Freund und aus Verlangen nach Kühle und Waldstille, aber wahrscheinlich ist es mehr das schöne, sonderbare Mädchen gewesen, das mich gezogen hat. Wirklich begegnete mir weiter unten ihr umkehrender Wagen, vom Forstgehilfen langsam kutschiert, und ich wußte nun, daß ich sie am Forellenbach finden würde. Da spürte ich, obwohl ich längst im Waldschatten war, auf einmal die große Schwüle, ich ging langsamer und begann mir den Schweiß aus dem Gesicht zu wischen. Als ich an den Bach kam, sah ich das Mädchen noch nicht, und ich machte eine Rast und steckte den Kopf ins kalte, schnelle Wasser, bis mich fror. Dann ging ich behutsam über die Felsen bachabwärts. Das Wasser schäumte und lärmte und ich glitt jeden Augenblick auf den nassen Steinen aus, weil ich fortwährend spionierte, wo Salome wohl sei.

Da stand sie denn auch plötzlich erschreckend nah hinter einem moosigen Block, mit aufgerafften Kleidern und barfuß bis an die Kniee. Ich blieb stehen und verlor ganz den Atem darüber, sie so schön und frisch und allein vor mir zu sehen. Einer ihrer Füße stand im Wasser und verschwand im Schaum, der andere trat ins Moos und war weiß und schön geformt.

„Guten Morgen, Fräulein.“

Sie nickte mir zu und ich stellte mich in nächster Nähe auf, rollte die Schnur vom Stock und fing zu angeln an. Sprechen mochte ich nicht, aber auch die

Fischerei war mir nicht wichtig, ich war zu müd und zu dumm im Kopf. Darum ließ ich die Angel hängen und fing keinen Schwanz, und als ich zu merken glaubte, daß Salome sich darüber amüsierte und Grimassen schnitt, legte ich die Rute weg und setzte mich ein wenig beiseite in die moosigen Felsen. Da saß ich nun faul in der Kühle und schaute ihr zu, wie sie hantierte und watete. Es ging nicht sehr lang, da hörte auch sie auf sich anzustrengen, sie spritzte eine Hand voll Wasser zu mir herüber und fragte: „Soll ich auch kommen?"

Nun fing sie an ihre Strümpfe und Schuhe anzulegen und als sie einen anhatte, fragte sie plötzlich: „Warum helfen Sie mir nicht?"

„Ich halte es für unschicklich," antwortete ich.

Sie fragte naiv: „Warum?", worauf ich keine Antwort wußte. Es war für mich eine sonderbare Stunde und keineswegs angenehm. Je schöner das Mädchen mir erschien und je vertraulicher sie nun mit mir tat, desto mehr mußte ich an meinen Freund Hans Amstein und an die Berta denken und fühlte einen Zorn gegen Salome in mir anwachsen, die mit uns allen spielte und zu ihrem Zeitvertreib uns drei unglücklich gemacht hatte. Es schien mir jetzt Zeit, gegen mein leidiges Verliebtsein zu kämpfen und der häßlichen Spielerei womöglich ein Ende zu machen.

Ich fragte: „Darf ich Sie nach Haus begleiten?"

„Ich bleibe noch hier," sagte sie, „Sie nicht?"

„Nein, ich gehe."

„O, Sie wollen mich ganz allein lassen? Es wäre so hübsch, noch ein bißchen dazusitzen und zu schwatzen. Sie plaudern oft so lustig."

Ich stand auf. „Fräulein Salome," sagte ich, „Sie sind gar zu liebenswürdig. Ich muß jetzt gehen. Sie haben ja Männer genug, mit denen Sie spielen können."

Sie lachte hell auf. „Dann adieu!" rief sie lustig, und ich ging davon wie geschlagen. Es war nicht möglich, dem Mädchen irgend ein ernstes Wort abzuzwingen. Unterwegs kam mir noch einmal der Gedanke, sie zu nehmen wie sie einmal war, umzukehren und die Stunde zu benützen. Aber ihre Art, sich gleichsam wegzuwerfen, war so, daß ich mich schämte darauf einzugehen. Und wie hätte ich dann noch mit dem Amstein reden sollen?



ls ich nach Hause kam, hatte Hans auf mich gewartet und zog mich gleich in sein Stüblein. Was er mir sagte, war alles ziemlich klar und verständlich, verwirrte mich aber trotzdem. Er war so von Salome besessen, daß von der armen Berta kaum mehr die Rede war. Immerhin sah er ein, daß er nicht länger Gast im Hause sein dürfe, und kündigte auf den Nachmittag seine Abreise an. Das war deutlich und begreiflich und ich konnte nichts dagegen sagen; nur nahm ich ihm das Versprechen ab, ehrlich mit Berta zu reden, ehe er ausreiße. Nun kam aber die Hauptsache. Da Hans vor unklaren und zweideutigen Verhältnissen seiner ganzen Natur nach einen Abscheu hatte, wollte er sogleich die Salome sich sichern und ihr Wort oder das ihres Pflegevaters mitnehmen, da er ohnehin sonst kaum eine Erlaubnis haben werde, unser Nest wieder aufzusuchen.

Vergeblich riet ich ihm, abzuwarten. Er war heillos aufgeregt und erst später fiel mir ein, daß wahrscheinlich sein empfindliches Ehrgefühl darauf bestand, aus der für ihn nicht eben ehrenvollen Verwicklung irgendwie als Sieger hervorzugehen und seine bis jetzt doch nicht schuldlose Leidenschaft durch eine entscheidende Handlung vor sich selber und vor den Leuten zu rechtfertigen.

Ich gab mir alle Mühe ihn umzustimmen. Ich machte sogar die von mir selber geliebte Salome schlecht, indem ich andeutete, ihre Leidenschaft für ihn sei wohl nicht echt und nur eine kleine Eitelkeit gewesen, über die sie vielleicht schon wieder lache.

Es war umsonst, er hörte kaum zu. Und dann bat er mich flehentlich, mit ihm in die Oberförsterei zu gehen. Er selber war schon im Gehrock. Mir war sonderbar genug dabei zu Mute. Ich sollte ihm nun das Mädchen freien helfen, in die ich selber seit so und so viel Semestern, wenn schon hoffnungslos, verliebt war.

Es gab keinen kleinen Kampf. Aber schließlich gab ich nach, denn Hans war von einem so ungewohnten, leidenschaftlichen Geist beseelt, als regiere ihn irgend ein Dämon, dem nicht zu widerstehen war.

Also zog auch ich den schwarzen Rock an und ging mit Hans Amstein ins Haus des Oberförsters. Der Gang war für uns beide eine Qual, dabei war es höllisch heiß, es ging gegen Mittag, und ich konnte im zugeknöpften Staatsrock kaum mehr Luft bekommen. Meine Aufgabe war, vor allem den Oberförster festzuhalten und Hans eine Unterredung mit Salome zu ermöglichen.

Die Magd führte uns in die schöne Besuchsstube, der Oberförster und seine Tochter kamen gleichzeitig herein und bald ging ich mit dem Alten ins Nebenzimmer, um mir ein paar Jagdflinten zeigen zu lassen. Die beiden andern blieben allein im Besuchszimmer zurück.

Der Oberförster war auf seine feine, ruhige Art freundlich gegen mich und ich besah jede Flinte so umständlich als möglich. Doch war mir gar nicht wohl dabei, denn ich hatte beständig ein Ohr auf das Nebenzimmer gespitzt und was ich dort vernahm, war nicht geeignet mich zu beruhigen.

Die anfängliche halblaute Unterhaltung der Beiden war bald zu einem Flüstern geworden, das eine gute Weile dauerte. Dann wurden einzelne Ausrufe hörbar und plötzlich, nachdem ich minutenlang in peinlicher Bangigkeit gehorcht und Komödie gespielt hatte, vernahm ich, und leider auch der Oberförster, Hans Amsteins Stimme aufgeregt und mit einem überlauten, fast schreienden Ton.

„Was gibts denn?" rief der Oberförster und riß die Türe auf.

Salome war aufgestanden und sagte ruhig: „Herr Amstein hat mich mit einem Antrag beehrt, Papa. Ich glaubte ihn ablehnen zu müssen — —"

Hans war außer sich.

„Daß du dich nicht schämst!" rief er heftig. „Erst hast du mich fast mit Gewalt von der andern weggezogen, und jetzt — —"

Der Oberförster unterbrach ihn. Sehr kühl und ein wenig hochmütig bat er um die Erklärung der Szene. Da nun Hans nach längerem Schweigen mit

mühsam gedämpfter, vor Zorn und Aufregung keuchender Stimme zu berichten anfing, sich verwirrte und ins Stottern geriet, glaubte ich eingreifen zu müssen und habe damit wahrscheinlich die ganze Sache vollends verdorben.

Ich bat den Oberförster um eine kurze Unterredung und erzählte ihm alles, was ich wußte. Ich verschwieg keine von den kleinen Künsten, mit denen Salome meinen Freund an sich gezogen hatte. Ich verschwieg auch nicht, was ich in der Nacht gesehen hatte. Der alte Herr erwiderte keinen Ton, er hörte aufmerksam zu, schloß die Augen und machte ein leidendes Gesicht. Nach fünf Minuten waren wir schon wieder im Besuchszimmer, wo wir Hans allein warten fanden.

„Ich höre da merkwürdige Sachen," sagte er mit künstlich fester Stimme, „immerhin scheint meine Tochter Ihnen einige Avancen gemacht zu haben. Nur vergaßen Sie, daß Salome noch ein Kind ist."

„Ein Kind," sagte er, „ein Kind!"

„Ich werde das Mädchen zur Rede stellen und erwarte Sie morgen um diese Zeit zu einer weiteren Aussprache."

Mit einer steifen Geberde entließ er uns und wir schlichen still und demütig nach Hause. Plötzlich mußten wir aber eilen, denn über unserm Städtchen brach ein tolles Gewitter aus, und trotz aller Sorge im Herzen liefen wir doch wie die Windhunde, um unsere Staatsröcke zu retten.

Beim Mittagessen war mein Onkel von einer gewaltsam heiteren Laune, wir drei jungen Leute hatten aber weder zum Essen noch zum Reden viel Lust. Berta hatte einstweilen nur gefühlt, daß Hans ihr irgendwie entfremdet sei, und blickte nun traurig und angstvoll bald mich, bald den Amstein an, daß es einem bis in die Knochen ging.

Nach dem Essen legten wir uns mit Zigarren auf den Holzbalkon und hörten dem Donnern zu. Auf dem glühenden Erdboden verdampfte der Regen in Schwaden und füllte alle Wiesen und Gärten mit Nebel an, die Luft war voll von Wasserdunst und starkem Grasgeruch. Ich mochte nicht mit Hans sprechen, ein Gefühl von Ärger und Bitterkeit befiel mich gegen ihn, und so oft ich ihn ansah, fiel der Anblick von gestern abend mir wieder ein, wie er und das Mädchen stumm und mit Gewalt aneinandergepreßt den Garten verließen. Ich machte mir bittere Vorwürfe darüber, daß ich das Nachtabenteuer dem Oberförster verraten hatte, und ich erfuhr, wie schwer man um ein Weib leiden kann, auch wenn man verzichtet hat und sie nicht einmal mehr haben möchte.


lötzlich ging die Balkontür und es trat eine große, dunkle Gestalt herein, von Regen triefend. Erst als sie den langen Mantel auseinanderschlug, erkannte ich die schöne Salome und ehe noch ein Wort gesprochen war, drückte ich mich an ihr vorbei durch die Türe, die sie sogleich schloß.

In der Wohnstube saß Berta bei einer Handarbeit und sah bekümmert aus. Einen Augenblick überwog in mir das Mitleid mit dem verlassenen Mädchen alles andere. „Berta, auf dem Balkon ist die Salome beim Hans Amstein," sagte ich zu ihr.

Da stand sie auf, legte ihre Arbeit weg und wurde weiß im Gesicht. Ich sah, wie sie zitterte und ich dachte, sie würde nun sogleich in Tränen ausbrechen. Aber sie biß sich auf die Lippen und blieb stramm.

„Ich muß hinübergehen," sagte sie plötzlich und ging. Ich schaute zu, wie sie sich steif aufrecht hielt und wie sie die Balkontüre aufmachte und hinter sich wieder schloß. Eine Weile sah ich die Tür an und versuchte mir vorzustellen, was jetzt da draußen geschehe. Aber ich hatte nichts dabei zu tun. Ich ging in meine Stube hinunter, legte mich auf zwei Stühle, rauchte und hörte dem Regen zu. Ich versuchte mir vorzustellen, was nun droben zwischen den dreien vorgehe, und diesmal war mir's am meisten um die Berta leid.

Der Regen hatte längst aufgehört und der warme Boden war schon fast überall wieder trocken. Ich ging in die Wohnstube hinauf, wo Berta den Tisch deckte.

„Ist die Salome fort?" fragte ich.

„Schon lang. Wo warst du denn?"

„Ich habe geschlafen. Wo ist Hans?"

„Ausgegangen."

„Was habt Ihr miteinander gehabt?"

„Ach, laß mich!"

Nein, ich ließ sie nicht; sie mußte erzählen. Sie tat es leise und ruhig und sah mich aus einem blassen Gesichtchen heraus mit stiller Festigkeit an. Das sanfte Mädchen war tapferer als ich geglaubt hatte, und vielleicht tapferer als wir beiden Männer.

Als Berta den Balkon betreten hatte, war Hans vor der hochmütig aufgerichteten Salome gekniet. Die Berta nahm sich mit Gewalt zusammen. Sie zwang den Amstein aufzustehen und ihr Rechenschaft zu geben. Da beichtete er ihr alles, die Salome aber stand daneben, hörte zu und lachte zuweilen. Als er zu Ende war, entstand ein Schweigen und dauerte so lange, bis die Salome ihren Mantel wieder umnahm und gehen wollte. Da sagte Berta: „Du bleibst da," und zu Hans: „Sie hat dich eingefangen, jetzt muß sie dich auch haben; zwischen mir und dir ist es ja doch vorbei."

Was die Salome nun antwortete, erfuhr ich nicht genau. Aber es muß bös gewesen sein — „sie hat kein Herz im Leib," sagte Berta — und als sie dann zur Türe ging, wurde sie von niemand mehr zurückgehalten und ging unbegleitet die Treppe hinunter. Hans aber bat mein armes Cousinchen um Verzeihung. Er werde noch heute fortgehen, sie möge ihn vergessen, er sei ihrer nicht wert gewesen und dergleichen. Und er war weggegangen.

Als Berta mir das erzählt hatte, wollte ich irgend etwas Tröstendes antworten. Aber ehe ich ein Wort herausbrachte, hatte sie sich über den halbgedeckten Tisch geworfen und wurde von einem unheimlichen Schluchzen geschüttelt. Sie litt keine Berührung und kein Wort, ich konnte nur danebenstehen und zuwarten, bis sie wieder zu sich kam.

„Geh, geh doch!" sagte sie endlich, und ich ging.

Als Hans zum Abendessen noch nicht zurück war und auch auf die Nacht nicht

heimkam, war ich nicht sehr erstaunt. Vermutlich war er abgereist. Zwar war sein kleiner Koffer noch da, doch würde er schon darum schreiben. Sehr nobel war diese Flucht nicht, aber durchaus nicht unbegreiflich. Schlimm war nur das, daß ich jetzt genötigt war, dem Onkel die leidigen Affären mitzuteilen. Es gab ein gewaltiges Unwetter und ich zog mich sehr früh auf meine Bude zurück.

Am andern Morgen weckt mich Gespräch und Geräusch vor dem Haus. Es war kaum fünf Uhr vorbei. Dann wird die Torglocke gezogen. Ich schlüpfe in die Hosen und gehe hinaus.

Auf ein paar Fichtenästen liegt Hans Amstein, in seinem grauen, wollenen Ferienrock. Ein Waldschütz und drei Holzarbeiter haben ihn gebracht. Natürlich sind auch schon ein paar Zuschauer da.

Weiter? Nein, mein Bester. Die Geschichte ist aus. Heutzutage sind ja Studentenselbstmorde keine Raritäten mehr, aber damals hatte man mehr Respekt vor Leben und Tod, und man hat von meinem armen Hans noch lang gesprochen. Und auch ich habe der leichtsinnigen Salome bis heute nicht verziehen.

Na, sie hat wohl ein gutes Teil abgebüßt. Damals nahm sie es nicht schwer, aber es kam auch für sie eine Zeit, wo sie das Leben ernst nehmen mußte. Sie hat keinen leichten Weg gehabt. Sie ist auch nicht alt geworden. Es wäre noch eine Geschichte. Aber nicht für heute. Wollen wir noch eine Bouteille anbrechen?



Centéglises
Nach Gustave Kahn / von Otto Julius Bierbaum



Eine Reise durch Flandern ließ mich in Centéglises Station machen.

Warum auch nicht? Es gab da in einem alten Gemeindehaus ein paar alte Bilder zu sehen.

Allerdings kommt mir die Manier, jeder verräucherten Ölschwarte frisch nach ihrer Entdeckung auf irgend einem Speicher sofort den oder jenen berühmten Namen anzuheften, ein bißchen allzu hurtig und skrupellos vor. So schreibt man, seitdem vor etwa zwanzig Jahren Memling in die Mode gekommen ist, dem wunderbaren Meister vom Rheine wirklich ein bißchen zu viel zu, nämlich nicht blos einige tatsächlich interessante und schöne Holztafelbilder, sondern auch eine Unmasse von uninteressanten Stricheleien braver Kunstjünger auf alten Schildern und Votivtafeln, denen man lediglich nachsagen kann, daß sie in ehrlicher Angst entstanden sind.

Ich wage mich im allgemeinen zu der Anschauung zu bekennen, daß infolge der gewaltig gelehrten deutschen und der mit gewaltig vielen Belegstücken hantierenden italienischen Kritik die vlämischen Kunsthistoriker einer bedenklichen Neigung verfallen sind, allzu eifrig und lückenlos die Geduldsprobenbeweise zahlloser Biedermänner der Vergangenheit zu sammeln, die, als sie lebten, ihr Brot davon hatten, daß sie der höchst löblichen Gewohnheit dienten, der zufolge man damals die Häuser sowohl außen wie innen bunt zu bemalen pflegte. Ursprünglich hatten es diese braven Malersleute nur darauf abgesehen, die Türen und Fenster zu betünchen, sorgfältig, sauber und wiederholt, und zwar die Türen blau, die Fenster aber in zwei Grün, nämlich einem dunkleren für den allgemeinen Rahmen und einem helleren für die besondere Einrahmung der kleinen Schiebescheiben. Dann machten sie sich an die Zimmerdecken, denen sie entweder einen roten, einen braunen oder einen grünen Anstrich verliehen. Nun aber wurden sie kühner und schmückten die Wandverkleidung des Treppenhauses sehr prächtig mit den Erzeugnissen jener wagemutigen Kunst aus, die man das Marmorieren heißt, d. h. sie ließen geschickt auf dem geschmeichelten Kalk die üppigsten Marmoräderungen von Paphos und Carrara entstehen. Und, da sie dies vermocht hatten, fanden sie, daß der Malerpinsel wohl auch noch weiterer Hexereien fähig wäre, und so ließen sie, fortan vor keiner Kühnheit mehr zurückschreckend, über den gemalten Marmor gemalte Brokattapeten herabfallen, Brokattapeten, meine Herrschaften, die in brillanten Farbeneffekten, weiß Gott, etwas leisteten. Jetzt aber war der Teufel des Ehrgeizes in ihnen los, und sie griffen nach höherem Lorbeer, wobei sie aber, was zu ihrer Entschuldigung erwähnt zu werden verdient, nicht bloß von Ruhmbegierde, sondern auch von der Erwägung geleitet wurden, daß ein geschmeichelter Auftraggeber eine leichtere Hand beim Bezahlen der (allerdings ohnehin kaum übertrieben großen) Rechnung haben möchte: sie taten ein

übriges und erboten sich, als Zuwage, sozusagen, die Gesichtszüge des verehrten Hausherrn oder seiner werten Gemahlin oder des verehrungswürdigen Fräuleins Tochter auf der Leinwand farbig festzuhalten, so gut es eben in ihren Kräften stand. — Dagegen läßt sich nicht das Geringste einwenden, und ich denke gar nicht daran, diese freundliche Übung zu tadeln. Mir drängt sich nur die hochachtungsvoll ergebene Frage auf: Ist das ein genügender Grund dafür, von derartigen langweiligen und unbeholfen gemalten Herren- und Damenantlitzen (teils von vorne, teils von der Seite) ganze Stapel in die Museen zu stopfen und die höfliche Unterschrift: „Unbekannter Meister" darunter setzen? — Die staatliche Kunstkritik Frankreichs braucht sich zu dieser Frage nicht zu äußern. Unsere französische Kritik ist im allgemeinen gegen Anfälle einer so verwegenen Begeisterung durch das Serum des ebenso bequemen wie beliebten Prinzips gefeit, ein Bild überhaupt erst dann für beachtenswert zu halten, wenn der Name seines Urhebers die akademische Aichung erhalten hat. Dadurch wird das Kapital der Nation an anerkannter alter Kunst vor übermäßigem Anschwellen bewahrt, oder, wenn man das vielleicht nicht unbedingt für einen Vorteil halten will: dieses Prinzip hat den angenehmen Effekt, daß sich in den Sälen der französischen Schule unserer Museen keine *ganz* schlechten Bilder befinden. Die ganz *guten* sind ja auch nicht dort; es herrscht das tüchtige Mittelmaß; aber das ist nur ein weiterer Beleg dafür, daß unsere staatlich bestellte Kunstkritik harmonisch mit den übrigen weisen Einrichtungen unseres Landes und mit der wohl temperierten Art unserer regierenden und akademischen Kreise überhaupt übereinstimmt.

Die vier Bilder des Gemeindehauses waren übrigens nicht von den ganz uninteressanten.

Hätte ich nicht das Glück gehabt, auf nur leider zu kurzen Wanderungen durch Museen voll wirklich schöner mittelalterlicher Werke die Originale davon zu sehen, so würde ich gewiß sehr zufrieden gewesen sein. Für den Herrn Ratsschreiber aber, der mit Centéglises als Bürger durch Vererbung, Gewohnheit und Amt eng verbunden war, bedeuteten die vier eine Versammlung von Wundern, die er mit von Stolz geblähter Seele vorzeigte. Ich war nicht barbarisch genug, seine Hochgefühle abzukühlen, und so entschloß sich der brave Mann gerne, einen Schlüssel zu holen und aus einem Schranke weiteres zu produzieren: ein paar mittelmäßige Goldschmiedarbeiten und eine Reihe sehr schöner Spitzen.

„Da haben Sie nun also", bemerkte er dazu, „den Kern und Keim unseres zukünftigen Gemeindemuseums: Gemälde und andere Kunstgegenstände. — Wir werden bald den Vorzug genießen, daß uns zwei direkte Züge täglich mit dem allgemeinen Verkehr verbinden. Dann, wenn der Zufluß der Fremden begonnen haben wird, werden es auch die wenigen Zweifler erkennen, wie wichtig es ist, den Gästen aus der Ferne in einem guten Gemeindemuseum die Merkwürdigkeiten unseres Gemeinwesens zeigen zu können. — Unsere Stadt eignet sich überhaupt vorzüglich als Besuchsort für Fremde. Centéglises eine tote Stadt zu nennen, ist ein großes Unrecht. Es sind noch nicht acht Tage her, daß hier eine Fabrik sehr bequemer und

verkäuflicher Stühle eröffnet worden ist. Das Dutzend davon zu zwanzig Frank in den Handel gebracht, werden sie wie warme Semmeln abgehen. Außerdem hat sich eine Gesellschaft zur Hebung der Qualität unserer Biere gegründet. Sie werden noch Wunder erleben, mein Herr, verlassen Sie sich darauf."

Ich verabschiedete mich von diesem höflichen Patrioten, indem ich ihm versicherte, daß ich zweifellos sehr bald zu der Überzeugung kommen werde, in Centéglises eine Stadt bewundern zu müssen, deren Schönheit zu immer wiederholten Besuchen einlädt. Dann ging ich nach dem Parke zu, so rasch, als es das Pflaster dieses Gemeinwesens erlaubt.

Weiß Gott, Centéglises ist eine alte Stadt; das muß ihr der Neid lassen. Der bündigste und sowohl aus- wie eindruckvollste Beweis ihrer Eigenschaft als Antiquität ist ihr Pflaster, das einen vollkommenen Überblick über alle Steinarten gewährt, die in den verschiedensten Perioden der Menschheitsgeschichte zum Pflastern von Straßen verwendet worden sind, und nicht blos über die Steine selbst, sondern auch über die verschiedenen Techniken, mit denen man sie zu Pflasterungsmaterial machte. Die rundlichen Steine des 18. Jahrhunderts, die Steine des Rokoko, finden sich da brüderlich enge vermischt mit den scharfkantigen Kieseln der roheren und kräftigeren Gothik; der revolutionäre Asphalt ist dagegen von den konservativen Vätern dieser antiquarischen Stadt ihren Straßen ferne gehalten worden.

Ich schlug ein sehr schnelles Tempo im Gehen ein; denn, um es offen zu bekennen: obwohl mir eine so revolutionäre Seele zu eigen ist, wie nur sonst einem, und obwohl ich neuen Ideen mit aller Inbrunst anhänge, glaube ich dennoch, wie alle Franzosen, da man doch wenigstens an ein Buch zu glauben das Bedürfnis hat, an die dogmensichere Unfehlbarkeit des Buches, in dem die Fahrpläne der Eisenbahnen niedergelegt sind. Die aus tausend Erfahrungen und Überlieferungen wie mit Elementargewalt entstandene Bewunderung, die uns die zu einer Art neuem Naturgesetz erhobene Pünktlichkeit unserer französischen Bahnen einflößt, die Regelmäßigkeit und unwandelbare Ordnung, mit der bei ihnen alles in ein felsenfestes System gebracht ist: Abfahrt, Entgleisung, Bezahlung des Billets; die geschäftliche Weisheit, mit der sie eine Verbesserung des Materials immer erst dann zugestehen, wenn sie durchaus nicht mehr vermieden werden kann: alles dies übertrug ich, ohne viel zu überlegen, auch auf die Verwaltung der Schienenstränge, die nicht den Vorzug haben, unser Land zu überspannen, und so überließ ich mich denn auch in Centéglises dem vaterländisch gewohnten Vertrauen auf die unbedingte Zuverlässigkeit des Fahrplan-Buches. Ich war vollkommen überzeugt, auf dem Abfahrtplatze den kleinen Zug mit den bekannten grünen Wägelchen vorzufinden, die mich zu dem grauen Gras, den grauen Wellen und dem an diesem etwas traurigen Tage gleichfalls grauen Himmel des Meeres befördern sollten, wo die puppenhaft niedlichen Landhäuser mit ihren übereinandergebauten hellen Holzveranden stehen. Indessen, so gewiß die grünen Käfterchen nach dem Fahrplane hätten da sein sollen, so wenig waren sie in Wirklichkeit da. Ich wandte mich mit einigem Erstaunen an den ehrenwerten Gastwirt um Auskunft, der neben

dem Abfahrtplatze etabliert ist, und erhielt den Bescheid, daß der Zug heute fünf Minuten früher abgegangen sei, weil er es gerade sehr eilig hatte. Dabei wurde auch nicht ein Schatten von Ironie auf dem feisten und ernsthaften Gesichte wahrnehmbar, das im übrigen das Gepräge einer durch nichts aus dem sicheren Gleise unerschütterlicher Ruhe zu bringenden Gemütsverfassung trug.

„Die Gesellschaft" so fügte dieses Sinnbild vollkommenster seelischer Harmonie seiner Auskunft hinzu, „verpflichtet sich nicht, ihre Züge zu bestimmten Zeitpunkten abgehen oder ankommen zu lassen." Um diese erstaunliche Bemerkung zu erhärten, wies der Mann, der offenbar Aktionär war, auf einen kleinen Anschlag an der Mauer seines Hauses hin, worauf es klar zu lesen stand, daß er eine Tatsache bekundet hatte. Dem gegenüber mußte jede Einwendung verstummen. Der Fahrplan ist gewiß eine Institution von Festigkeit und Dauer. Aber ein Maueranschlag hat auch seine Autorität.

So blieb mir denn, da vor dem nächsten Morgen kein Zug mehr fuhr, nichts anderes übrig, als Centéglises noch einmal zu durchstreifen.

Die drei Kirchen der Stadt sind ganz nett; schade ist nur, daß man sie, allerdings gestützt auf die Angaben der Kunstgelehrten des Ortes, allzu polychrom behandelt hat. Man verfolgte damit die Meinung, ihnen auf diese Weise getreulich und pietätvoll das Aussehen zu verleihen, das sie vor Alters gehabt hatten, in den Zeiten, als Centéglises seinen Namen noch in der Tat trug, indem es die Glut seiner Gebete mit hundert Pfeilen gen Himmel sandte. — Auch ein paar gute Bilder sind da. Aber es hat seine Schwierigkeit, ihre Schönheit ohne sinnliche Ablenkung zu genießen, da man sie nur in Gegenwart der geschwätzigen und einen starken Persönlichkeitsduft verbreitenden Küster betrachten darf.

Aber die Kanäle von Centéglises: was sind die schön in ihrer wundervollen Ruhe des lautlosen Dahingleitens! Schwäne schwimmen auf ihnen zwischen Wasserrosen. Ich langweilte mich durchaus nicht angesichts dieser sanften, stillen Schönheit und kam zu dem Schlusse, daß es am Ende gar so schlimm nicht sei, hier geblieben zu sein.

Nach dem Essen spazierte ich nochmals durch die Stille und begab mich dabei auch in das durcheinandergeschlungene Netz der kleinen Gäßchen, wo Madonnen und Heilige aus bemaltem Gips über kleinen Laternen beschaulich hängen. Da kommt man an Brücken über Wassern vorbei, die nicht rauschen, sondern nur ganz, ganz leise und sanft lange grüne Strähne von Wasserpflanzen um die Pfeiler schmiegen. Der Mond hatte das bleiche Ansehen einer tragischen Maske und warf bald hier-, bald dorthin auf dunkle Wolkenschatten einen düstern Glanz. Einsam hallte mein Schritt.


uf einmal befand ich mich im freien Felde, wo sich lange Baumreihen im Undurchsichtigen einer vollkommenen Stille verloren. Ich gab mich dieser Verbannung in das Leere eine Weile mit Genuß hin, ehe ich wieder in die Straßen zurückkehrte. Die schienen jetzt unendlich lang, und es war dunkel in ihnen wie in Schläuchen. Kaum daß man die winzig kleinen, ganz verschlossenen Häuser gewahrte, von denen sie gebildet wurden. Von Zeit zu Zeit umrankte den

Stundenschlag die Musik des Glockenspiels; sonst war es totenstille, und ich ging, ging, ging, unbekannte Straßen hinauf, unbekannte Straßen hinab, ohne die geringste Idee, ob ich mich so dem Hotel näherte, zu dem ich schließlich gelangen wollte. Einmal kam ich wieder ins Freie, wo es ganz so war wie vorhin, und ich war immer allein, immer ganz allein in dieser eingeschlafenen Stadt. Es war wie das Wandern in den unabsehbaren Gängen eines riesigen Klosters. Die Stadt schien von allem Lebendigen verlassen. Nicht die Spur eines Lichtes drang durch die Glinzen der verschlossenen Läden. Ich fand mich darein und sagte mir, daß, wenn ich immer so weiter ginge, ich wohl schließlich auch irgendwo hinkäme. Da hörte ich plötzlich einige Schritte vor mir sagen: „Das ist doch merkwürdig, sehr merkwürdig!" und ein schwarzes Etwas löste sich von einer Mauer ab. Dieselbe Stimme dann wieder: „Sie sind gewiß fremd hier, mein Herr, und haben sich verirrt, da Sie um diese Stunde spazieren gehen. Kann ich Ihnen mit etwas dienen?" — „Ich möchte vor allem etwas Feuer," antwortete ich. Denn ich litt schließlich darunter, in dieser lichtlosen Gefangenschaft mitten in der Finsternis einer für mich unentwirrbaren Stadt kein Streichholz zu haben, wo mir doch das Glimmfeuer einer Zigarre wenigstens ein kleines Licht und imstande gewesen wäre, die immer undurchdringlicheren Wandschatten um etwas zu erhellen. Denn jetzt eilten tiefschwarze Wolken, eine Herde riesiger, rußfarbener Ungeheuer, quer über den Himmel und bedeckten das bißchen Mondlicht ganz, mit dem der Gemeinderat von Centéglises allzu ausschließlich für die Beleuchtung seiner Straßen rechnete.

— „Das ist leicht zu machen," sagte der Unbekannte, und er ließ mit einem freundlichen Gruße die kleine blaue und gelbe Flamme aufleuchten, an der ich meine Zigarre anzündete.

— „Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten?"...

— „Danke, ich habe selbst".

Und er entzündete ein neues Streichholz, das mir länger als das vorige zu brennen schien, und, ganz in Übereinstimmung mit der geheimnisvollen Umgebung, für das Feuer zu einer Zigarre etwas beinahe Feierliches hatte. Während ich ihn beim anhaltenden Scheine seines Zündholzes so betrachtete, schien es mir, als seien mir seine Gesichtszüge nicht unbekannt. Ich sagte ihm das.

— „Mir ist es auch so, als müßte ich Sie kennen" erwiderte er, „aber ich kann bisher nur nach dem Tone Ihrer Stimme urteilen. Wenn Sie mir erlauben, Sie auch noch in Ruhe zu betrachten?" Damit zog er aus seiner Tasche eine kleine Kerze und zündete sie an. In ihrem Licht betrachteten wir uns einander so lange, bis ein kleiner Luftzug die ohnehin schon flackernde Flamme zum Tanzen brachte.

— „So geht das nicht" sagte der Unbekannte, „ich sehe Sie nur sehr bruchstückweise. Würden Sie mir vielleicht die Ehre geben, Sie etwas bequemer betrachten zu dürfen, ich meine: sitzend und daher in Ruhe? Sie brauchten nur die Güte zu haben und einer Einladung zu einem Glas Bier zu folgen, die uns

gar nicht weit weg von hier führen würde, nämlich in die Schänke zum Vlissinger Wappen."

— „Gut," erwiderte ich, denn ich fühlte wahrhaftig das Bedürfnis, diesem Netz von Dunkelheit auf eine Weile zu entkommen.

Wir überschritten eine kleine Brücke, unter der sich ein dichter Nebel fast unmerklich dahinschob, und kamen nach ein paar Minuten vor ein Haus, das geradezu hermetisch verschlossen schien; wenigstens war an ihm nicht die geringste Spur von Leben oder Licht zu bemerken. Es war, als hätten seine Bewohner, wenn es deren gab, alle Eingänge, durch die ein Geräusch heraus- oder hineinkommen konnte, mit Schweigen verklebt und verstopft.

— „Ich glaube, hier schläft schon alles", sagte ich zu meinem Gefährten.

— „Vielleicht doch nicht", antwortete der.

Er klopfte mit dem Zeigefinger an die Türe. Erst ganz leise, dann etwas stärker, und schließlich entschloß er sich, den Türklopfer zu nehmen, ließ ihn aber nur sehr langsam und mit unendlicher Vorsicht fallen. Der Laut, den er dadurch hervorbrachte, war äußerst schwach. Dennoch sagte mein Begleiter sogleich: „Sie haben uns gehört."

Ich horchte mit äußerster Aufmerksamkeit hin und vermochte so in der Tat hinter der Türe ein Geräusch zu vernehmen, wie wenn eine Maus hinter einer Holzverschalung sich bewegte. Dann wurde es um eine Wenigkeit stärker, schließlich schlürften Pantoffeln herbei, die Türe öffnete sich, und es erschien, eine kleine Lampe in der Hand, eine Frau.

— „Ich bins," sagte der Unbekannte.

— „Das dacht ich mir," sagte die Frau. „Treten Sie nur ein, Herr van Ormans!"

Van Ormans? Der Name löste keine Erinnerung in mir. Eine zufällige gegenseitige Ähnlichkeit, weiter nichts. Oder sollte... nein, ich kenne keinen van Ormans... Währenddessen hatte die Frau, die uns aufgemacht hatte, das Licht einer großen über uns hängenden Lampe aufgedreht und damit einem mächtigen eichenen Tisch, zwei Strohstühlen und einer aus gelben und schwarzen Schnüren geflochtenen Matte, die den Boden bedeckte, Licht gegeben.

— „Zwei Trappisten!" bestellte mein Begleiter.

Während die Frau sich entfernte und ich ihr mechanisch mit den Augen folgte, hatte ich Gelegenheit, einige Einzelheiten der Stube zu bemerken. Auf einem hohen Kaminsimse glänzte Zinngeschirr; unter dem Lichte der Lampe blinkte an einer Wand wie ein ferner Stern ein Spiegel; auf die paar weiteren Tische, die im Schatten standen, legte die Lampe nur etwas wie eine fahle Decke von Licht. — Nun kam die Frau zurück, oder vielmehr: aus dem dunklen Hintergrunde löste sich ein unbestimmtes Weiß, nahm Körper an und näherte sich, eine Flasche in der Hand. Sie setzte die Flasche und zwei Gläser nieder, legte eine Pfeife vor meinen Begleiter hin und zog sich wieder in den Schatten zurück.

— „Ist sie fort?" fragte ich.

— „Nein, sie ist noch da." Und richtig: auf einem Stuhle irgendwo schnaufte

etwas, schien aber dann sogleich wieder in denselben lautlosen Schlaf zu verfallen, der diese Stube, dieses Haus, diese Straße, diese Stadt beherrschte.

— „Nun", begann mein Gefährte, „erkennen Sie mich?"

— „Ich denke noch nach."

— „Ich erkenne Sie aber, obgleich Sie sich verändert haben. Wahrscheinlich habe ich mich aber noch mehr verändert, als Sie."

Was ich vor mir sah, war ein etwas bleiches, etwas aufgedunsenes Gesicht und eine Andeutung von blonden Haaren. Aber die Augen, die mußte ich schon einmal gesehen haben. Es waren blaue Augen von einem leeren, unbestimmten Blick, ganz merkwürdige Augen: wie entstellende Spiegel. Ja: die mußte ich schon einmal gesehen haben.

— „Herr van Ormans?" sagte ich.

— „Herrn van Ormans kennen Sie nicht."

— „Eben das wollte ich sagen. Ich hörte Sie Herrn van Ormans nennen, und erinnere mich niemandes mit diesem Namen. So haben wir uns beide doch wohl geirrt, was aber nicht hindert, daß es mir sehr angenehm ist, Ihnen begegnet zu sein."

— „Nein, Sie kennen Herrn van Ormans nicht", bestätigte der Unbekannte mit einem träumerischen Ausdrucke. „Niemand kennt Herrn van Ormans, und es hat wahrhaftig auch gar keinen Zweck, den zu kennen. Van Ormans, mein Herr, ist ein Name ohne jeden Klang, höchstens gut genug, daß ihn der Brauer, der Wirt, der Schneider und dergleichen Leute nennen. Ein ganz einfältiger, belangloser Name. Dennoch aber der Name meines Vaters, des Vaters meines Vaters und so auch der meine. Weiß Gott, ein abgeschmackter Name."

— „Ich finde, daß er hier sehr wahrscheinlich klingt und famos in die Lokalfarbe dieser Stadt paßt."

— „Dieser Stadt, ja, das habe ich mir auch schon gesagt; aber ist das etwa ein Trost? — Wird Ihr Gedächtnis noch nicht wach?"

— „Es schläft so tief wie vorhin."

— „Erinnern Sie sich vielleicht an einen Mann namens Michel Larbaleste?"

— „Michel Larbaleste? Richtig: ja! Er machte Verse und war aus dieser Gegend. Sie sind Michel Larbaleste?"

— „Noch einen Trappisten!" rief der wunderliche Herr und begann, gewissenhaft seine Pfeife zu stopfen. Das weiße Etwas hatte sich sofort von der Mauer gelöst, trat in den Lichtkreis, stellte eine Flasche auf den Tisch und zerfloß aufs Neue geräuschlos.



ichel Larbaleste, mein Herr, ist tot. Ich habe ihn in einen tiefen Keller geworfen, wohin kein Licht dringt, nachdem ich ihn mit seinen eigenen Händen erdrosselt habe. Hinter ihm her geworfen habe ich die Nummern der Revüen, in denen er sich gespreizt hat. Ein Glück, daß der Verbrecher es wenigstens nicht gewagt hat, ganze Bücher zu machen! — Ja: ich, ich habe Michel Larbaleste getötet; ich, der ich ihn liebte, habe ihn umgebracht, und dennoch beweine ich ihn."

Und eine wirkliche Träne rollte in das Bier, von dem der brave brauende Mönch, als er es da unten in Tilburg, in der unfruchtbaren, ewig von Regen überschwemmten Ebene, schweigend herstellte, gewiß niemals angenommen hatte, daß es einmal diese salzige Würze erhalten würde.

„Hören Sie mal, mein werter Herr", entgegnete ich, „Sie schauen mir nicht aus wie einer, der jemand ermordet hat. Ihre Augen sehen zu bieder dazu aus, und wenn ich Sie genauer ansehe, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich Sie eben sowohl kenne, wie ich den armen Michel Larbaleste gekannt habe. Ich bin schon ein paarmal mit Ihnen zusammen gewesen, mein Herr, in Paris, in einer kleinen Kneipe, die mit impressionistischen Bildern dekoriert ist. Jawohl, ich habe schon mit Ihnen an einem Tische Bier getrunken. Aber natürlich: Sie sind Michel Larbaleste."

„Michel Larbaleste ist tot, mein Herr, tot und begraben; lassen wir ihn in Frieden ruhen und reden wir nicht weiter von seiner traurigen Geschichte. Ich als sein Vater habe genug Jammer daran erlebt."

„Entschuldigen Sie, Sie kommen mir etwas zu jung vor, als daß ich Ihnen die Würde zuerkennen könnte, der Erzeuger eines so großen Jungen zu sein. Larbaleste war damals schon zwei bis dreiundzwanzig Jahre alt."

„Also gut; hören Sie!" Ehe er aber zu erzählen begann, bestellte er ein neues Glas, was zur Folge hatte, daß sich wiederum der schweigsame Schatten von der Wand abhob.

„Du kannst jetzt hinausgehen, Kätje" sagte er ihm dann; „wenn ich dich brauche, werde ich dich wieder rufen."

Und der Schatten verschwand.

„Ich fühl ihn fast noch körperlich um mich, den Tag, als Michel Larbeleste geboren wurde. Es ist mir nie mehr ein so schöner Tag geworden. Ein Sommertag über den Dünen, und die Sonne ließ alle ihre Zauberkünste auf dem Sande des Strandes von Knocke spielen. An diesem Tage gaben sich dort die entzückendsten kleinen Feenfräulein Stelldichein, waren aber husch im Gezweige der Meerkirschbäume verschwunden, wenn sich Profanes näherte. Und an diesem Tage mäßigten die vielen Tausende von wilden Kaninchen, die dort ihr munteres Wesen zwischen dem wilden Tymian haben, ihre zugleich etwas vorwitzigen und ängstlichen Sprünge. Auch sie empfanden offenbar, daß etwas Gutes geboren wurde, etwas Stilles, Großes, Religiöses, erhaben Friedliches. Und leise, leise schlückelten sie aus kleinen Wasserlachen, mit putziger Behäbigkeit dahockend, als wären sie die Rentiers der Düne. Aber um sie herum war ein unablässiges Flügelregen von Tausenden gedankenlos glücklicher Vögel. Da waren Stare da, sanft schiefergraue zahme Tauben da und wilde Tauben aus dem nahen Holze. Auch Liebespaare wandelten umher; und die fühlten deutlicher als alle andern, welch ein Glück in dieser holden Stunde geschah. Von der Höhe der höchsten Düne aus sahen sie hin übers Meer. Ah, wie sah sich das blau, sanft und schmeichlerisch an! Betupft mit hoffnungsgrünen Hügelchen und breiten goldenen Ebenen lag es

leise wogend da, die wie Ackerfelder waren, auf denen zukünftige Ernten reiften. Die Dampfer aber glitten fröhlich dahin, wolkig umhüllt von ihrem dicken Rauche. Trotzdem ist kein Zweifel erlaubt, daß sie auch an diesem gebenedeiten Tage entweder nach Vlissingen fuhren oder von dort nach London zurückkehrten. Denn ein Schiff, mein Herr, läßt sich auch durch die glorreichste aller Geburten nicht aus dem Fahrplan bringen; ein Schiff kennt keine Empfindsamkeit; seine Nebelpfeife heult, aber sie singt nicht. Dennoch schienen auch sie etwas Festliches an sich zu haben; es war, als ob sie unsichtbaren Flaggenschmuck trügen, wie sie durch das freudig aufschäumende Meer hinzogen. Wollte einer diesen Tag im Logbuche nachschlagen, so würde er wohl finden, daß der nachdenkliche Kapitän eine überraschende Zunahme der Geschwindigkeit seines Schiffes notiert hat. Bestimmt weiß ich übrigens, daß an einem freilich etwas entfernten Punkte der Kapitän Leysenar, der den Wochendampfer zwischen Ecluse und Centéglises fährt, im Augenblick seiner Ankunft an der Lände von Brügge einen Kranz musizierender Engel gesehen hat. Aber der Kapitän Leysenar ist mit Mystizismus gefirnißt; er geht Sonntags in die Kirche und singt dort; nicht ohne Talent, wie man mir gesagt hat. Außerdem trug sein Schiff an diesem Tage kostbare Fracht: eine ungeheuere Quantität echten Schiedamers, und das mag wohl dazu beigetragen haben, seine Seele träumerisch zu beeinflussen. — Nun: kurz und gut, um nicht durch zu viele Einzelheiten zu ermüden, ich schwöre Ihnen nur noch, daß Michel Larbaleste am Tage seiner Geburt fröhlich und vergnügt war und sprang und tanzte wie ein kleines Kind, obwohl er geschlagene 18 Jahre zählte. An diesem Tage war Michel Larbaleste kein Pessimist, mein Herr. — Sie verstehen mich?"

„Ich glaube."

„Wenn mir, seinem Vater, damals jemand sein schmerzliches Schicksal hätte voraussagen wollen!... Eins ist leider gewiß: Ich habe ihn verhätschelt. Ich kannte nichts, als die Sorge für ihn. Was er auch wünschen mochte, ich habe es ihm gewährt: Reisen, Bier, Wein, Bücher ... — Bücher! Hören Sie, wie dieses Wort von tragischen Glocken klingt?"

Und er sprach vor sich hin: „Ein Buch, ein Buch, ein Buch." Wie ein Derwisch ließ er dabei seinen Kopf herüber und hinüber fallen: „Ein Buch, ein Buch . . ."

In diesem Augenblicke wurde mir durch das Gebahren des sympathischen Herrn van Ormans eine meiner stärksten Vermutungen zur Gewißheit, die nämlich, daß unter allen Produktionszentren von Narren diese totstillen, pietistischen und heuchlerischen Kleinstädte die ergiebigsten und unfehlbarsten sind.

Herr van Ormans als derartiges Produkt und Centéglises als Produktionsort für derlei Artikel schienen mir jeder Konkurrenz gewachsen zu sein. Und wie sie zusammenpaßten die beiden: der Ort und sein Produkt. Wahrhaftig Herr van Ormans paßte in seinen Rahmen, in dieses schwere Schweigen, in diese augendrückende Luft, in diese farbenverzückten Kirchen, zu diesen überspannten Priestern, von denen, wie ich auf den Straßen beobachtet hatte, ein jeder seinen privaten Nerventick hatte, und zu diesen stierblickenden Radfahrern, die mit jeder Bewegung

zeigten, daß sie auf ärztlichen Befehl ihre Maschine bewegten. Und wie zu ihnen, so überhaupt zu allen denen, die als ein Volk von Schläfern diese Stadt anfüllten.

„Ein Buch" murmelte Herr van Ormans noch immer. „Aber wozu davon reden! Soll ich Ihnen nicht lieber Ihren Weg zeigen?"

„Ganz wie Sie wollen, Herr van Ormans, obwohl ich nun eigentlich wirklich und etwas genauer wissen möchte, wo wir uns schon begegnet sind."

„Also gut! Wir ehren damit einen Toten ... Es ist übrigens schon eine Reihe von Jahren, daß ich mit keiner lebenden Seele von ihm gesprochen habe ... Wie urteilen Sie eigentlich über ihn? Ich meine über Michel Larbaleste."

„Er war," erwiderte ich, „ein guter Bursche und sah Ihnen sehr ähnlich. Ich glaube, daß er nicht ohne ..."

„Sie wollen sagen, mein Herr, daß er nicht ohne Talent war. Ich bitte Sie, es nicht zu sagen! Ich bitte Sie kniefällig! O, es ist frevelhaft und eine Sünde wider den heiligen Geist, zu glauben, daß die Höflichkeit das grausame Opfer der Lüge fordre, und das wozu? —: Zu dem kümmerlichen Zwecke, einem anderen Menschen die Seele zu streicheln. — Die Wahrheit ist: Michel Larbaleste hatte durchaus kein Talent. Du lieber Gott: Dafür kann kein Mensch. — Aber ich will meine, nein doch: seine Geschichte erzählen ...

— Er kam nach Paris. Ich begleitete ihn. Ich habe ihn niemals verlassen. Und so weiß ich auch, welch schreckliche Sache es gewesen ist, die ihn zu Boden schlug und mich zwang, ihn hierher zu führen, um ihn vollends zu töten ... Dieser Mord war eine etwas kostspielige Affäre ... Ich mußte ganze Jahrgänge von Revüen aufkaufen und zertrennen, worauf natürlich Angebot und Nachfrage stiegen, wie es ja immer geht. Zum Glücke besitze ich einige Centimes."

„Ich gratuliere."

„Aber es ist leider ganz unmöglich, alles aufzukaufen. Es gibt Bibliotheken. Und Michel Larbaleste stöhnt in seinem Grabe. — Sie haben gewiß auch noch Verse von ihm."

„Ja."

„Sehen Sie! Und andre haben auch noch welche. Es ist unmöglich, die Erde davon zu reinigen!... Die Bibliothek, das ist der Moloch. Sie hat ihn in sich geschlungen, und sie gibt ihn nicht wieder her. Es ist das etwas ganz ähnliches, wie die schreckliche Aufzehrung des Mannes durch die Frau."

Herr van Ormans erhob sich, verschwand im Dunkel des Zimmers und schellte. Die Frau von vorhin trat mit einem leisen Sappen wie auf Socken ein. Er richtete ein paar flämische Worte an sie. Sie holte einen Krug von blauem Steingut, den sie mit zwei kleinen Gläsern auf den Tisch setzte. Dann verschwand sie so leise, wie sie gekommen war.

Ich sagte: „Sie beherrschen die metaphorische Redeweise zum Erstaunen gut, werden sich aber dennoch kaum wundern, wenn ich Ihnen erkläre, daß nach meiner Ansicht Michel Larbaleste und Herr van Ormans ein und dieselbe Person sind. Ich darf hinzufügen, daß ich entzückt bin, Ihnen wieder begegnet zu sein. Was

haben Sie in der Zwischenzeit getrieben? Wie kommt es, daß Sie sich in Centé-glises aufhalten?"

„Es ist meine Vaterstadt."

„Richtig! Sie haben mir ja auch schon in Paris davon gesprochen."

„Zweifellos. . . . Nun gut, mein Fehler war, daß ich Michel Larbaleste, als ich ihn nach Paris gebracht hatte, viel zu oft in die Bibliothek gehen ließ. — Es ist ja wahr, daß er seine ganze Jugend hindurch keine Bücher zu sehen bekommen hatte. Ich ließ es ihn also nachholen: ich ließ ihn lesen. Das Buch aber, mein Herr, ist etwas ganz Anderes, als Sie wohl meinen. Glauben Sie es mir!"

„Was ist es?"

„Das Buch ist ansteckend."

„Ach?"

„Das Buch lebt, das Buch stirbt, das Buch ist ein Bienenstock lebendiger Geister . . . . Sie sitzen in einer Bibliothek; Sie haben irgend einen Band vor sich und glauben zu lesen; ein Lehrbuch über Prosodie etwa, oder meinetwegen etwas Mathematisches. Aber, mein Herr, während Sie über Ihr Buch gebeugt sind, werden die Millionen Schwarten, die Sie umringen, lebendig: die Gedanken lösen sich von den zusammen geklappten Seiten, die unendliche Fülle der Vergangenheit nimmt Besitz von Ihnen, umfädelt, umgarnt, umwebt, umnetzt Sie, wie eine Spinne! . . . Sie machen Ihr Buch zu und gehen nach Hause. Sie setzen sich an Ihren Schreibtisch und beginnen zu schreiben. Sie schreiben wohl, — aber ein anderer diktiert: Der vermaledeite Geist des Buches diktiert. Er ist es, nur er, der Ihnen die Ideen einbläst, daß Ihre Finger sie wiederholen müssen. Wenn Sie dann am nächsten Tage das Geschriebene überlesen, stellt es sich mit abscheulicher Klarheit heraus, daß nicht Sie es gewesen sind, der alles das von sich gegeben hat."

„Das mag zuweilen schon so sein, aber nicht bei allen."

„Nicht bei Ihnen; schon recht; meinethalben. Ich glaub es schon. Bei einigen anderen auch nicht; gut; in Gottes Namen. Ja doch: Sie sind harthirnig oder, wie Sie es nennen: originell. Ah: ein stolzes Wort. Klingt wie eine Schelle: o..ri..gi..nell. Und Sie glauben natürlich, daß es ein Vorzug sei. Beruht aber nur auf einer mangelhaften Durchlässigkeit Ihrer Schädeldecke. — Bei Ihnen, sehen Sie, schichten sich die Ideen nicht ein. Sie und Ihresgleichen leben ohne Zusammenhang mit der Außenwelt in einer herrisch abgeschlossenen Existenz, die sich auf, was weiß ich: Phantasie oder Imagination gründet. Jawohl: Sie entziehen sich den Einsickerungen der Allgemeinheit. Sie und Ihre Geistesverwandten sind Söhne des Satans, die sich hochmütig mit dichten Mauern umgeben haben und in der Einsamkeit von Teufeln leben. Der Gefolgsmann Gottes aber, der Geist von Einfalt und Reinheit, öffnet sich dem Schwalle alles Gedachten: ihn erfüllen, ihn beugen, ihn zähmen, ihn verzehren und zernichten die Bücher. O, ich möchte wahrhaftig wünschen, daß Michel Larbaleste jenen Gehirndefekt gehabt hätte, dessen sich die Originellen rühmen, damit er nicht bloß ein Wiederkäuer von

Ideen geworden wäre. Denn das ist es, was ich ihm nicht verzeihen kann, diesem Papageien!"

„Sie drücken sich zu schroff aus. Michel Larbaleste hat nur keine Geduld gehabt. Er hätte es recht wohl zu etwas bringen können, wenn er nur ruhig weiter gearbeitet hätte. Warum haben Sie so bald die Flinte ins Korn geworfen?"

„Sie wissen nicht, was ich weiß, mein Herr, oder ist Ihnen das etwa auch schon passiert? —: Ich kaufe mir beim Buchhändler ein Buch. Ein Buch, von dem ich durchaus nichts weiß. Weder den Inhalt, noch den Stil, noch den Verfasser. Aus Furcht, daß mir die direkte Berührung etwas daraus mitteilen könnte, lasse ich es mir zuschicken und stelle es nun in die Bibliothek von Michel Larbaleste, wohlgemerkt, extra noch einmal eingewickelt in Zeitungspapier, also unter einem doppelten Verschluß, da ja auch der Buchhändler es mir eingewickelt übersendet hat. Das Buch ist also verschlossen, verhüllt, umgeben von einer Schicht journalistischer Banalitäten; alle Maßregeln sind getroffen, seine verfluchte Eigenseele zu ersticken. Michel Larbaleste ignoriert es vollkommen, sowohl mit seinen Augen, wie mit seinen Gedanken, geschweige denn, daß sein Papiermesser auch nur eine Seite davon angerührt hätte. — Alles in Ordnung, nicht wahr, mein Herr, alles in der schönsten Ordnung. Aber nun, bitte, achtundvierzig Stunden später!... Wenn ich Michel Larbaleste frug nach zwei Tagen (denn ich hatte Unrecht, die Erzählung im Präsens zu beginnen, da diese Dinge gottlob hinter mir liegen), wenn ich ihn achtundvierzig Stunden später frug, was er denn geschrieben hätte, und ob er mir seine Arbeit nicht mitteilen wolle —, was geschah, welche Entdeckung machte ich? (Er konnte es mir natürlich nicht abschlagen und mußte mir das Manuskript überlassen.) Also: was geschah? —: Ich ging in die Bibliothek, wickelte jenes infame Buch aus seinem doppelten Verschluß von allerhand bedruckten Papieren, sah hinein und fand, daß es meinen unglücklichen Sprößling mit seinen Ideen vollkommen verseucht hatte."

„Nach dieser Methode, lieber Herr van Ormans, würde es genügen, einen Band Shakespeare in sein Zimmer zu stellen, um ein Genie zu werden."

„Ja: wenn der Einfluß weniger intensiv wäre, und wenn nur nicht immer fast genau das Gleiche herauskäme! Und dann: Diese Reklamationen hinterher! Vergessen Sie, bitte, nicht, daß all diese sogenannten Genies der Vorzeit, wie man es ja mit einem ihnen hergebrachtermaßen verliehenen Epitheton auch direkt ausspricht, unsterblich sind, und das heißt doch wohl, daß sie heute noch leben! Aber auch das genügt ihnen nicht einmal. Sie haben unter unseren heutigen Zeitgenossen ihre Agenten und Vertrauten: Kritiker und Litteraturhistoriker, die sie unablässig dazu anhalten, nach dem zu schnüffeln und das mit Gehässigkeit vor das Publikum zu bringen, was sie das Plagiat nennen, während es doch nichts weiter ist, als das Resultat besonders feiner Durchlässigkeit besonders zarter, will sagen besonders poröser Schädel.

Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, einmal den folgenden Versuch zu machen, den ich für mein Teil oft genug und leider immer mit Erfolg unternommen habe.

Sie brauchen nur mit zu mir zu kommen, und Sie werden dann sofort Ihr blaues Wunder erleben. Es ist nichts weiter dazu nötig, als daß Sie sich neben mein Bücherregal setzen. Sie lassen die Läden schließen, alle Lampen auslöschen und sitzen nun im Finstern. Kaum ein paar Minuten werden vergehen, und Sie werden ein sanftes und dennoch deutliches Geräusch vernehmen.... Ja, richtig: Sie können das Experiment auch komplizieren und dadurch abwechslungsreicher gestalten, nämlich, wenn Sie auf das Bücherbrett Werke einer Ihnen durchaus fremden Literatur stellen, ich meine Werke in einer Sprache, die Sie noch nie gehört haben. Sie werden dann das Vergnügen erleben, von fremden Klängen umgeben zu werden. Voraussetzung ist nur, daß Sie sich nicht bewegen! Dann aber müssen Sie sie fühlen, diese Bücherwelt mit alle dem, was in ihnen an Schicksalen, Leidenschaften, Gedanken steckt. Die Helden und Heldinnen von Romanen erheben sich im augenscheinlichen Vollgefühle, daß sie die Hauptpersonen sind; die Nebenfiguren, weniger selbstbewußt, aber doch auch sehr lebendig, kommen hinzu, und es entwickelt sich sofort die angeregteste Unterhaltung. Auch die Autoren selber können es sich nicht versagen zu erscheinen. Dabei ist Balzac besonders merkwürdig, zumal, wenn er sich über gewisse Zeitgenossen von uns ausläßt. Doch ist das schließlich eine Marotte, die ihnen allen ohne Ausnahme anhaftet, ich meine die ewige Rederei von den Anleihen, die sie sich heutzutage gefallen lassen müssen. In dieser Hinsicht sind sie alle einander gleich und haben nur das eine Ziel im Auge, die ruhige Arbeit der Gegenwart durch Vorschiebung ihrer Persönlichkeit zu stören. Es ist mir vollkommen unverständlich, wie der liebe Gott ihnen das erlauben kann.... Wollen Sie das Experiment machen, so bin ich bereit, heute Abend einmal nach Hause zu gehen."

„Für gewöhnlich gehen Sie also abends nicht nach Hause?"

„Mein Herr, Sie würden diese Frage nicht stellen, wenn Sie wüßten, daß bei mir zu Hause eng bei einander zweitausend Bücher stehen. Wüßte ich sie auf eine anständige Weise loszuwerden, ich täte es wahrhaftig. Aber ich kann sie doch nicht in die Kanäle werfen, und auf andere Weise sind sie in dieser Stadt nicht anzubringen. So stehen sie denn also bei mir, diese drei- oder vierhundert Autoren mit ihren, ich weiß nicht wieviel tausend Helden und Heldinnen und jammern und klagen und sind nicht zu beruhigen. Und ich? Soll ich wirklich nach Hause gehen, um Hamlet stöhnen und Roland das Horn blasen zu hören, während Viktor Hugo sich mit Stendhal rauft?"

„Irgend einen Käufer würden Sie ja doch wohl finden."

„Aber das ist es ja eben: Ich liebe sie trotzalledem, und sie sind tagsüber meine einzige Unterhaltung. Mit wem sollte ich auch sprechen, wenn nicht mit ihnen? Denn, sehen Sie, meine Mitbürger liebe ich nicht besonders, und zu sagen habe ich ihnen schon gar nichts. So bleibt mir denn nichts anderes übrig, als mich mit meinen Büchern zu unterhalten. Aber wohlgemerkt: Michel Larbaleste darf sich nicht an der Unterhaltung beteiligen! Tot ist er, tot und begraben."

„Und abends? Wo halten Sie sich abends auf?"

„Hier. Ich bin Mitbesitzer dieser kleinen Wirtschaft, und so gibt es hier nur die eine Zeitung des Ortes zu lesen. Mit ihr unterhalte ich mich am Abend; sie ist meine Retterin vor der Lektüre. — Also: wollen Sie das Experiment machen?"

„Lieber nicht. Ich bin ein bißchen müde."

Während wir dann zu meinem Hotel gingen, sagte Herr van Ormans noch das folgende zu mir:

„Es mag vielleicht auch sein, daß Sie gegen diese Phänomene eine Art Schutzimpfung besitzen, und Sie mögen dies ja immerhin für einen Vorzug halten. Dafür erfreuen wir anderen uns eines anderen, und zwar unzweifelhaften Vorzuges, nämlich der Gabe, Paris besser zu kennen als Sie und zwar eben, weil wir nicht gegen das Buch geimpft sind. Denn, mein Herr, Ihr Frankreich und besonders Ihr Paris ist voll von den Dämonen des Buches; Sie merken das nur nicht so, von wegen Ihrer Lymphe. Und nun denken Sie einmal daran, welche Millionen von Schlupfwinkeln diese Dämonen in dieser ungeheuren Stadt haben. Von den verwünschten Bibliotheken will ich ganz schweigen: Die Fallstricke und Schlingen sind auch sonst in Mengen ausgelegt. — Wie oft habe ich es erlebt, daß mein armer Michel ruhig und harmlos das Haus verließ, um spazieren zu gehen, aber kaum hatte er ein paar Schritte gemacht, da saß auch schon der Widerhaken in ihm fest, und wie ein besessenes Tier stand er, festgehalten von dem Unsichtbaren vor einer Ihrer zahllosen Bücherbudicken, deren Inhaber die Frivolität so weit treiben, daß sie die Bücher frei daliegen lassen, jeder Hand erreichbar. Und bilden Sie sich nur ja nicht ein, daß ein Buchhändler immer der primitive Organismus ist, als den er sich äußerlich gibt. Diese scheinbaren Biedermänner stecken zuweilen voll teuflischer Absichten. Man muß nur den Blick dafür haben und den inneren Sinn im Arrangement ihrer Auslagen und Preisnotierungen verstehen. In der Benachbarung von Büchern, wie sie von diesen Herren da geübt wird, spricht sich zuweilen eine furchtbare und zynische Überlegung aus, die ganze Brutalität von Leuten, die eine Wollust daran finden, das Leben auf die Probe zu stellen. Mein Herr, mein Herr, diese Leute jonglieren ebenso virtuos wie frivol mit Theorien, genau so wie die Dichter selbst, diese Gedankenjongleure, deren Werke sie Band an Band nebeneinanderlegen. Ich könnte Ihnen Benachbarungen von einer inneren Kompliziertheit erzählen, daß Sie staunen würden; soviel satirische Bosheit drückt sich in ihnen aus. Und dabei zu denken, daß der Buchhändler meist nichts von dem gelesen hat, was er mit so sicherer Empfindung für das immanente Böse einander benachbart! Er handelt unter dem Zwange der Bücherdämonen: Das ist es."

Mein gefälliger Begleiter zog für mich die Schelle an der Hoteltüre und erklärte mir in seinem und Michel Larbalestes Namen, daß es ihm ein großes Vergnügen bereiten werde, mich wieder einmal zu sehen, doch nur unter der Bedingung, daß ich die Erinnerung an den verehrten Toten nicht aufwecken würde, den er mit vollstem Fug und Rechte getötet und mit Andacht in das Grab der Vergessenheit versenkt habe.



m nächsten Morgen reiste ich ziemlich früh ab, doch unterließ ich es nicht, mir die falschen Primitiven schnell noch einmal anzusehen, die man hier ans Tageslicht gestellt hatte, und ich mußte mich dabei fragen, ob unter denen, die vor ein paar hundert Jahren diese alten Schwarten heruntergebürstet hatten, nicht auch ein Maler van Ormans gewesen war zu einer Zeit, da er sich als ein Michel Larbaleste gefühlt hatte.

Dann führte mich der Zug langsam, recht langsam dem Meere entgegen, dem Meere, das die Primitiven zu malen sich niemals getraut haben. — Warum wohl nicht? — Hat sie Aberglaube davon abgehalten, oder der Mangel an Bestellung, oder die Angst ihrer Auftraggeber bei der Idee, daß der, der sie malte, das Wesen oder die Form jenes schrecklichen Elementes einmal gestaltet haben könnte? Das wäre dann etwas Ähnliches wie die Furcht und das Entsetzen des Orientalen davor, daß einer unter ihnen das Bild Gottes wiederzugeben sich erfrechen möchte.

An derlei mußte ich denken, als ich über van Ormans nachdachte als ein merkwürdiges Erzeugnis dieser Rasse, deren verstörter Abkömmling er war, und die ich in ihrer wunderlichen Gesamtheit besser verstehen zu können glaubte, wenn ich mir über ihn klar würde ....



Fledermaus / von Oskar Bie



Da unsere modernen Tänze in einer Zeit aufwuchsen, die weder von symphonischen Ansprüchen der Suite noch von rhythmischen Organisationen der Symphonie etwas wußte, konnten sie ganz still und behaglich an ihrer Verfeinerung und Zivilisation arbeiten, ohne ihre Abstammung irgendwie verleugnen zu müssen. Die Welt hatte sich gewandelt. Der Bürger war angesehen und strebte danach, die adligen Überlieferungen und Vorspiegelungen zu überwinden und sich seine eigene Wohnung einzurichten. Je besser und je charaktervoller er geworden war, desto glücklicher war er in der Kultur seiner volkstümlichen Ansprüche, die einen unfürstlichen, aber echten Stil wünschten. Verbürgerlicht hatte sich der Tanz, aus Aufzügen und kunstvollen Liebesspielen war er zum Kontre und Rundtanz geworden, zur Demokratisierung der Gesellschaft und des Paares. Im Reiche der allgemeinen Gleichheit hatte sich das Paar individualisiert und befreit. Aber je spezifischer der Charakter des Tanzes wurde, desto bessere Musik setzte er ab. Er gewann Selbstkultur. Was sind alle Pavanen, Galliarden und Kouranten musikalisch gegen die Zartheiten der besten Menuette und erst gegen die melodischen Reize des Walzers und der Mazurka? Der Walzer schwebt als selbständiges Musikstück über den tanzenden Paaren, die sich in ihn einordnen, wie sich einst die Galliarde in die Bedingungen des Tanzes eingeordnet hatte. Man liebt diese wohllautende Musik, man schwärmt für sie als für eine absolute Schönheit, die aus goldenen Fernen zu unseren Festen gekommen ist, und man ist so bescheiden, ihre Rhythmen nur durch einige wenige und um so nüanziertere Schritte zu akzentuieren. Jetzt sitzen die Meister nicht mehr über den Tänzen, um sie gelehrt und symphonisch zu machen, sondern die wunderbar Ungelehrten und unsymphonischen Lyriker pflegen die Keuschheit der Blume.

Kurz nachdem die Oper das Menuett in den Kreis ihrer Tänze aufgenommen hatte, ladet es auch die Suite dazu ein; in Italien, in Wien, in Süddeutschland wird es sanktioniert. Da kam die Kammersonate und das Konzert höheren Stils

und warfen ihr Auge besonders liebevoll auf diesen moderaten Dreivierteltanz, der ihnen eine gute absolute Musik zu versprechen schien. In der Sonata di Chiesa heimlich, in der Sonata di Camera offen erhält es einen Ehrenplatz, oft als einziger Tanz, gern in dem Alkoven vor dem Schlußsatz, wo auch die Suite am tolerantesten gewesen war. Muffat in den Kammersonaten des Armonico Tributo von 1682 scheint als Erster diesen Gast offiziell geladen zu haben. Da drüben in der süddeutschen Ecke fühlte das Menuett sich besonders wohl. Es strömte Behaglichkeit und Lebensfreude aus und die anderen Konzert- und Symphoniesätze, je zierlichere Manieren sie annahmen, desto wohlwollender betrachteten und behandelten sie die neue Bekanntschaft. Die Mannheimer Schule in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts liebkost es über alle Maßen. Johann Stamitz, dessen Geschlecht aus Böhmen stammte, findet sogar gegenüber den pfälzischen Kollegen Franz Xaver Richter und Felty, daß es nicht bloß ritterliche Allüren und höfische Anmut habe, sondern daß gewisse volkstümliche Dreiviertellieder, wie sie seine Jugend umfangen, und schöne klare Bässe mit dem Charakter dieses Tanzes sich gut vertrugen. Niemand konnte das besser bestätigen als Haydn. Seine Symphonie- und Sonaten-Menuetts wachsen sich schön zu zwei Teilen und dem Trio aus, und wie er sonst den Brummbaß des Volkstanzes, kroatische Lieder und Radetzkyrhythmen liebt, so gibt er dem Menuett gar zu gern einen Ländlertakt, der sein Tempo wohl verschnellert, seinen alten Stil zerstört, aber dafür heimatlich und jugendfroh ausschaut. Was will aus dem zopfigen Herren werden? Er hebt die Beine, juchzt, schnalzt, schnippert und kichert, bis es ihm aus der Kehle muß: er walzt! Er walzt, noch ehe in der Gesellschaft so etwas gewagt wurde, er walzt auch ein Menuett, wie ein Dorfbursche, der nach Paris reist, Dreivierteltakt hört und meint, er könne danach seine bäurischen Dreher machen. Was ist geschehen? Das Genie Bachs hatte den sterbenden Gesellschaftstanz symphonisiert, das Genie Haydns symphonisierte ihn, noch ehe er geboren. Der Tanz führt nicht mehr die Musik, die Musik führt den Tanz. Einst hatte Fux in Wien einen leiblichen Dreher „Der Schmidt" genannt in eine Suite aufgenommen, eine famose Volksmelodie immer f/ d b f/ d b, aber er hatte sie für den herrschenden französischen Geschmack als „Passepied" drapiert. Jetzt holt sich Haydn aus der großen Welt den Legitimationsschein des Menuetts und dreht sich in seinem Ländchen damit, daß es nur so kracht. Die Kanons machen sich nach, die kurzen Vorhalte geben ihre Nasenstüber, Schleifer fliegen auf, verminderte Quinten und schöne Septimen und stolze Nonen juchzen hoch und grunzen tief, Trompeten markieren knappe neckische Rhythmen, Hörner blasen ihre waidlustigen Terz-Quint-Sexten, Synkopen stampfen, Akkorde schießen über, Motive leiern sich ab, Baßquinten brummen, das dritte Viertel guckt übermütig über den Taktstrich zum nächsten Ersten herum — das ist ein Graunen und Schmunzeln, ein Kratzen und Sticheln, ein Werfen und Balgen auf dem Parquetboden des „Menuetts", daß die ganze Liebenswürdigkeit der Nachbarsätze dazu gehört, diesen höchst stillosen, anachronistischen und unhöfischen Spuk nicht zu untersagen. Es war ein starkes Stück von der Musik,

Menuett und Walzer einfach ineinander überleiten zu wollen. Wußte sie denn nicht, daß in der offiziellen Geschichte des Tanzes sich das Walzern garnicht aus dem Menuett, sondern aus der Allemande entwickelt hatte? Daß die Allemande umgekehrt schon die nötige Verfeinerung des Walzers war? Nun tanzte man gerade in Paris diese armverschränkende Allemande, nun gab es in der Musik die altehrbare Vierviertelallemande, die freilich keine Arme, sondern Stimmen verschränkte. Was tat Haydn? Er machte einen Strich hinter diese Konfusion. Er machte Dreivierteltänze, und wenn man ihm nicht mehr erlaubte, sie Menuett zu nennen, so schrieb er Allemande darüber. Wiederum so unhistorisch!

Und man blieb unhistorisch, bis statt der Wissenschaft das Genie erlöste. Mozart, der im zweiten Trio des Klarinettenquintetts in Adur ganz ländlerisch wird, mit richtiger Walzerbegleitung, schlägt öfter schon gewichtigere Töne an, auf die auch Haydn zu hören beginnt. Beethoven schreibt in seine Notizbücher manche Menuettphrase, die in der Symphonie sich zum Scherzo auswächst. Indem man beginnt, in Tönen statt zu tanzen zu sprechen, geschieht die langsame Umwandlung des Menuetts in das Scherzo. Wie in dankbarer Erinnerung klingt noch in manchem dritten Sonaten- und Symphoniensatz das Tempo di Minuetto durch oder steigt ein grandioses Gebilde auf, das alte Ländlerrhythmen und Walzermelodien in elementare Dimensionen erhöht. Das Allegro alla danza tedesca in Beethovens opus 130 ist ein gebildeter Ländler, das Scherzo des B-dur-Trios eine großartige symphonische Umgestaltung eines Walzermotivs. Schubert im A-moll- und D-moll Quartett, die so reich sind an tänzerischen Einfällen seines Genius, versenkt Melodik und Harmonik des Ländlers in musikalische Tiefen. Noch lange klingt es und singt es in jener Gegend von der Symphonie des Walzers, bis hinein in Smetanas Quartett-Autobiographie, wo Motive böhmischer Zieher und Vorhalte als glühende Farben leuchten.

So wurde der Walzer frei. Er sah sich um, beherrschte das Feld, und ließ die Flügel schlagen. Meister warteten auf ihn, wie sie noch niemals auf einen einzelnen Tanz gewartet hatten. Wenn sich der Hauptsatz noch genierte, das Trio in seiner Libertinität wagte gern eine offene Sprache. In den Serenaden Mozarts spielt die Oboe als alte Schalmei den Walzer und die Streicher begleiten sie mit dem schönsten Rumbumbum. Alte Titulaturen liegen noch gern auf diesen Trios, die in Mozarts deutschen Tänzen Kanarienvogel oder Schlittenfahrt heißen, so wie seine und alle Kontres die beliebtesten mittelalterlichen Etiketten von der „Schlacht" oder dem „Gewitter" bewahren. Aber seine Ländler sind mäßig erfunden, nicht von dem persönlich scharfen Schnitt der Beethovenschen, sondern in dem schüchternen Stil, der so viele Dreiachtelwalzer jener Zeit in Instrumentalmusik und Oper kennzeichnet. So waren Clementis, Steibelts, Wölfls Walzer Sonatinencharaktere ohne eigentliches Walzergefühl. Dittersdorf und Gelinek hören die neuen Rhythmen besser. Tonika und Dominante schaukeln leichte Melodien, Akkorde brechen sich, um graziös auf und ab zu klettern, burleske Symme-

trien und hübsche dumme Eigensinnigkeiten erfreuen das Gemüt. Während Beethoven über die Naivetät des Diabellischen Walzers seine 33 Variationen, die ein musikalisches Bekenntnis wurden, ausbaut, ist Hummel bescheiden genug, zur Eröffnung des Apollosaales Zyklen von Walzern zu schreiben, die eine halbe Stunde dauern. Alt und neu zugleich war diese Tanzvariation und diese Tanzsuite. Die Variation war eine Beschämung, die Suite eine Apotheose des Walzers. Hatte man in den Jugendjahren des Tanzes diesen symphonisch variiert und lexikalisch vervielfältigt, so geschah jetzt dasselbe unter anderen Auspizien. Die Walzer werden zu Zyklen vereinigt, die einen schönen Namen, später auch eine Einleitung und eine Coda erhalten. Als ob der Tanz sich eine gewisse symphonische Geberde niemals ganz abgewöhnen könne. Übrigens quälte man sich nicht, und nahm in die Einleitungen und Schlüsse gern beliebte Motive aus Sonaten, Symphonien, Opern. Beethoven hatte das Finalethema der Eroica in seinen Kontre genommen, die Strauße nahmen Motive aus seinen Sonaten in die Cäcilien und Petersburg-Abschiedwalzer. Die Wiener Damentoilettenwalzer bestreiten ihre Einleitung aus dem Andante der Tellouvertüre. Und schließlich raubte man alle Opern und Operetten aus, um die Ballalbums füllen zu können. Rossinis Stabat Mater wurde populär. Es entging dem Schicksal nicht, zu einer Quadrille umgearbeitet zu werden.

Ambros in seinen kulturhistorischen Bildern ist der Einzige, der bisher mit Liebe auf diese alten Wiener Walzer eingegangen ist. Man verdankt ihm die Wiederentdeckung des Komponisten Krch, von dem er behauptet, daß er trotz seiner entzückenden Walzereinfälle deshalb nicht berühmt werden konnte, weil sein Name nicht auszusprechen war. So müssen wir uns mit Schubert, Lanner und den Straußen begnügen, die die Geschichte einer Kunstgattung von ihrer Frühlingslandschaft bis in die Parfümatmosphäre darstellen. Mitten in ihre Arbeit senkt sich Webers unsterblicher, weicher wiegender, wonniger Walzer der „Aufforderung zum Tanz", das genialste Beispiel der Walzersuite in rhythmischer Abwechslung punktierter, laufender und schaukelnder Themen, vom gewinnendsten aller Engagements eingeleitet.

Woher hatte Schubert seine Weisheit? Der Historiker wird es nicht lösen. Schnadahüpfl schweben in der Luft, der Augustin wird gespielt, 's ist mir alles eins — alte Volksländler mit aufsteigenden Nonen und verminderten Quinten, und immer demselben Inhalt von der Lieblichkeit der Armut. Bach in seinen weltlichen Cantaten schämt sich nicht zu ländlern. Laborde, der musikalische Herder, sucht nach Volksweisen und notiert schon 1780 einen „Straßburger Tanz", einen richtigen Dreiachteldreher. Die Haydnschen hatten noch neugieriger aufs Volk gehört. Aber Schubert war von Genie so weit, sich einfach als Tanzfiedler mitten in die Musik zu stellen, weder aus Kolorismus noch aus Historizismus, nur eben weil es so unbändig schön war, sehr viele Tänze aufzuschreiben. In seinen Märschen lebt der hohe musikalische Geist, der einen Takt nur benutzt, um darüber alle Gemütsergötzungen zu bauen: die kleinen Sinnigkeiten und stolzen Aufschwünge,

die Schlendereien des Spaziergangs und die Süßigkeit ewiger Lieder. Sie wußten sich bei Schubert in sämtliche alte Ton- und Tanzformen einzuschmeicheln, bis auf die wundersamen und nachdenklichen Melodien, die er wie Beethoven so gern auf den uralten Pavanentakt 1/4 + 2/8 + 2/4 zu setzen liebte. Aber seine Walzer sind reinster Naturgenuß, vom Sohne des Volkes empfunden, die letzte Ausschachtung volkstümlicher Weisen, die die moderne Kunst erreichte. Was Jahrhunderte an stolzen Toren und Mauern zwischen diesen Anfängen und der Kultur aufgerichtet hatten, war nun verschwunden — er blickte wieder dem Geheimnis der Musik geradezu ins Auge. Unten schlug der Dreivierteltakt seine ewigen Rhythmen, die wir nicht zu Ende hören können, und darüber baute sich ohne Kunst, in einer mythisch großen Kunst, eine Herrlichkeit von wechselnden Weisen auf, die die Kultur zu beschämen schien. Die kurzen Achttaktperioden wachsen bisweilen in größere Abschnitte, die Tonarten der Zyklen wechseln, Titel wie Deutsche Tänze oder Valses sentimentales oder Hommage aux belles Viennoises fassen sie zusammen. Einleitungen gibt es noch nicht. Dafür blüht das Feld der Melodien und die Harmonien schaukeln uns in Seligkeiten. Die Melodien leben und atmen. Bald blicken sie erst schüchtern auf, um dann lachend auszuschwatzen. Bald sagen sie oben eine kleine Liebenswürdigkeit, um sie sofort unten zu wiederholen. Sie schlingen und hängen sich an das Staket der Dreiviertel, die mitunter ein paar Takte allein ausholen, um die Süßigkeit ihrer Last dann doppelt empfinden zu lassen. Kleine Fähnchen werden ausgesteckt, dazwischen die große Flagge geschwungen, die die Richtung der Lustigkeit kommandiert. Vorhalte verzögern galant von oben, und von unten, Dur und Moll wechselt im selben Ton mit größter Unbefangenheit, die Tonika und die Dominante wiegen ein und dasselbe Motiv wie einen Ball, den man auf bunten Schalen gegen den Himmel schleudert. Und da oben in der luftigen Höhe erkennen sich die Amüsements: die None der Dominante sagt, daß sie die Schwester der erhöhten Tonika sei, und so reichen sie sich die Hände und tanzen lachend miteinander. Und jedesmal wenn von der Schaukel dieser beiden Harmonien ein neues Motiv hochgehoben wird, gibt es Begrüßung der Tonika- und Dominantenkinder, neue Freundschaften, neue Korrespondenzen und Anspielungen mit zwinkernden Augen und schnippenden Fingern. Es wiegt und wiegt sich weiter: 1, 2, 3 — 1, 2, 3, — wie spannend beginnt der Mollakkord des zweiten Tons oder die Dominantenseptime oder gar die dämonische verminderte Septime, und wie entzückend senkt sich dann die Bahn der Harmonien in den Grundton zurück, dessen Arme uns wieder aufnehmen. Schöne Zirkel durchfahren wir, so abwechselnd und doch so bindend, nur acht Takte, in denen es von F über C, G-moll, D-moll, B auf die Terzsext gestellt, F auf die Quartsext, über die C-Septime reizend nach F zurückkehrt. Inzwischen vergnügt sich die Melodie in feierlichen Akkordanfängen, in übermütigen Schlägen, in gebrochenen Jodlern, in zwitschernden Trillern; da sehnt sie sich lange Takte in Moll, um plötzlich im Durschluß sich zu erheitern, da wartet sie in artigem Kreise, um auf einmal in toller Laune aufzulärmen, da legt sie hart und herrisch los, steht still, lächelt

und streichelt uns die Wange. Süße Querstände sind ehrliche Liebe, Akzente auf das zweite Viertel heimliche Kniefälle, Bindungen von ersten und zweiten, von dritten und ersten Vierteln verständnisinnige Händedrucke. Die Quinten unten geben dazu ihren pastoralen Segen. Noch eine kleine Vertraulichkeit in einer fremden Tonart. Ein chevalereskes Einschwenken in die Dur- oder Moll-mediante. Und Schluß, Tonika. Gut, auf morgen!

Es ist ein weicher Wiener Sommerabend. Schubert fordert seine Freunde auf und sie ziehen hinaus, in die Mehlgrube, zum Sperl, zu den zwei Tauben. Man sitzt und plauscht und hat alle große Musik vergessen, dann wird man still, nickt hin und wieder mit dem Kopf, wippt mit dem Fuß, trommelt mit dem Finger und träumt — von fern klingt das Quartett von ein paar Bratlgeigern, wie einfach und wie herzlich, wie leidvoll und freudvoll, das uralte Lied von der schönen Jugend. Was braucht man sonst? Dieses war Lanners Heimat und Glück. Er zerdrückt eine Träne von Resignation im Auge, dann lacht er, nimmt den Bogen und fiedelt sich durch. Die Leute laufen ihm nach, sie hofieren und verzärteln ihn, ja, er wird berühmt. Sein Quartett wird ein Orchester. Er wird engagiert und engagiert selbst. Er gibt seinen Tänzen ehrbare Einleitungen, beschränkt sie auf fünf mehrteilige Nummern, macht ein großes Finale und schreibt die vielversprechenden Titel darüber: Terpsichore, Flora, Schnellsegler, Karlsbader Sprudel, Blumen der Lust, Pester Walzer, die Werber, Lebenswecker, Mille Fleurs, die Kosenden, Taglioni, Hoffnungsstrahlen, Ideale, Schönbrunner, Hofball- und K. K. Kammerballtänze, ja nach Webers strahlendem Vorbild auch: Aufforderung zum Tanze. Aber das klingt nur alles so. Es ist garnichts dahinter, als die entzückendste altwiener Fiedlermusik, ohne Gesten, ohne Komplimente, die spielende Erfüllung eines Berufs. Und Lanner ging erst nicht weg aus Wien. Was brauchte man mehr? Er spielte und starb.

Die Violine sang für ihn die Melodien. Nicht die alte schäferliche Schalmei, nicht das harte Klavier, sondern Frau Violine, die so freundlich zu schluchzen und so nachdenklich zu tanzen weiß. Wenn die vielen Dominantentakte die Erwartung erhöhen, wenn die Harmonien sich die Hände zum Reigen geben, wenn Tonika und Quinte aus ihrer patriarchalischen Ehe sich lösen, um im lustigen Wechsel der Bässe ihre fragenden G's und antwortenden C's spielen zu lassen, dann steigt die Violine in diatonischen Ketten auf, sie beginnt auf der G-Saite zu schnurren, um das vierfach abgewandelte Motiv auf die E-Saite zu tragen, sie zögert schäkernd mit dem Anfang, blinzelt uns zu und reißt uns mit einem Juchzer in den Strom, sie girrt und schlägt und schleift und singt, im tollen Forte, im heimlichen Pianissimo, keck betont sie die Vorhälte und läßt die Akkorde überschießen, sicher führt sie die Terzen und Sexten über die breiten Wege der Melodie, sie wirft fesche Pausen in das zweite, vierte, sechste Viertel, synkopiert und stakkiert, streut die Sechszehntelpaare wie Confetti über die Dreiviertel — und tremoliert, bis sich die Sinne im Kreise drehen. Ist da ein Ende zu finden? Ach, sogar Schubert war ein Mensch, und dehnte sich, wenn ihm nichts einfiel. Heute hat sich Lanner mit

dem Direktor vom roten Igel erzürnt, oder gar mit Johann Strauß — nun dann wirds einmal nichts. Die Dreivierteltakt arbeitet auch mal von selber. Aber wie? O na, das wäre noch schöner. So schreiben wir einen „Trennungswalzer", wann wir uns von Johann Strauß, dem Mohrenschädel, separierten. Es gibt keinen Schmerz, der nicht ein Walzer werden könnte.

Lanner war der Flachskopf, Johann Strauß Vater der Mohrenschädel. Lanner blieb der gute Wiener, Strauß war spekulativ und zog in die Welt hinaus. Die süßen Wiener Lieder machten sich auf die Beine und wurden Europäer. Alle die schönen Zieher, Juchzer, Stecher und Reißer wurden eingepackt und zollfrei exportiert. Es bekam ihnen nicht schlecht. Es gab niemanden auf der Erde, der die Anmut des Schwalbenwalzers, den breiten Gesang des Philomelenwalzers, die feurigen Tremoli des Cäcilienwalzers (die als Sensation noch auf dem Titel vermerkt wurden) nicht in sein Herz schloß. Die großen Musiker neigten sich wohlwollend gegen das Wiener Kind. Der Diamantwalzer mit seinem hübschen alten Quertitel, auf dem die vier mondänsten Bäder Europas in Lithographie prangten, wurde Berlioz gewidmet. Hundertfünfzig Walzer hat er geschrieben, die nicht mehr bloß „Wiener Gemüt", „Täuberln" und „Krapfen Wald'l" hießen, sondern auch „Brüsseler Spitzen", „Eisenbahnlust", „Pilger am Rhein", „Paris", „Londoner Saison", „Schwedische Lieder" und „Deutsche Jubellaute". In der großen Welt ward das Wiener Gemüt salonfähig. Ein Anflug von Pikanterie kam hinein, der in der Leopoldsstadt noch unbekannt war. Aber diese bewußte Schönheit erhöhte die musikalischen Reize. Die Melodien fingen an, sich auf die kokette Seite zu legen. In der „Karnevalsspende" baut sich auf der Dominantseptime verwegen deren eigene Dominantseptime. Im „Frohsinn mein Ziel" ist jener Terzsextakkord auf der Tonika fertig, der von nun an die „Farbe" des Walzers werden sollte. So übermütig und faschingshaft er sich geberdet, er ist doch nicht unlogisch entstanden: die Violine streicht die Sextakkorde a c f, h d g, c e a, d f h, e g c diatonisch hinauf, sie liebt im Walzer den gefälligen Zwang der Symmetrie, sie hat aus dem bürgerlichen g ein mondänes a gemacht, das in seiner Konsequenz lustig und in seiner Pikanterie höchst musikalisch ist. Es nimmt die gleiche None der Dominantenharmonie in den Arm und tanzt mit ihr im Kreise herum. Warum können die andern das nicht auch? Da ist das h, in der Tonika eine große Septime, in der Dominante ein Leitton. Man läßt es als Septime stehen, unaufgelöst frech mit fliegenden Haaren und gehobenen Füßen — da nimmt es das korrespondierende Dominanten-h und tanzt mit ihm ebenso in die Weite. Das war europäisch. Nicht philiströs hier Tonika mit dem behördlich zugehörigen e, g und c, und dort Dominante mit dem standesamtlichen d, f und h — sondern freie Liebe, alles von c bis c kann Tonika, alles kann Dominante werden, je frecher desto netter, füllt die Akkorde, setzt die Harmonietöne oben drüber, schlingt dazwischen neue Melodien — changez les notes, wenn nur die Grundfesten der C's und G's nicht erschüttert werden. Tanzen die Melodien noch auf dem Takt? Der Takt tanzt selbst auf den Bässen, die in pendelnden Akkordstellungen,

in obstinaten Quinten, im wiegenden Zirkel der Harmonien ihre sicheren Linien ziehen.

Das war das Kleid, das sich die Walzermelodien in Europa schneiden ließen, ohne dabei ihren altwiener Charakter, ihre heimatlichen Rhythmen und Akzente sofort aufzugeben. Salonschnitt, Operettenparfüm, Causeriegeist zerstörten nicht den Organismus. Lanner und Johann Strauß Vater liegen heut in Gesamtausgaben bei Breitkopf & Härtel vor. Sie sind Klassiker geworden, es war richtig mit ihnen. Johann Strauß Sohn wird sich ihnen einst anschließen und man wird in seinem Werke studieren, wie unerhört lebenskräftig diese Wiener Konstitution war, daß sie soviel Komplimente, Ruhm und Reisen vertragen konnte, um erst ganz zuletzt in schwelgerischen Capuanächten die Erinnerungen der Jugend zu vergessen.

Wenn man sich Zeit nimmt, eine Reihe friedlicher Winterabende, und die Walzer von Strauß ihrer Entstehung nach durchspielt, so spiegelt sich manches Bild des wandelnden Geschmacks und der Kultur natürlicher Veranlagung. Wie die Titelblätter schon aufeinander folgen, erst die biedermeierlichen Quer-, dann die virtuosen Längsformate, erst feine, zierliche, sauber gestochene Blumen- und Letternarrangements, bisweilen mit einem distinguierten ovalen Porträt, dann flauere Geschäftspapiere, endlich bunte plakatmäßige Impressionen, so folgen auch die Noten. Wie die Namen wechseln und die Dedikationen, erst Wiener Vorstadtlieblichkeiten, dann Widmungen an Konzertsäle, an die Fakultäten, an die Vereine, an hohe Herren, Hofballmusiken, dann Hoteltitel der großen Welt, Operettenrepertoire und Ausstellungstrubel, so folgen auch die Einfälle. Man beginnt im stillen Kreis der ländlichen Erinnerungen, es tauchen bald die typischen Kennzeichen modernen Walzerstils auf, die Überschußakkorde zuerst im „Gunstwalzer", die freieren Harmonisierungen im „Irenenwalzer", die singenden Sexten im Walzer der Jenny Lind — und bei diesem ruhen wir mit heiteren Sinnen, erfüllt von der guten, sittsamen und diskreten Reinheit ungesuchter Motive. Es ist Opus 21. Ein langer Weg öffnet sich. Zuweilen pflücken wir überrascht Blume auf Blume, wie auf einer Schubertschen Wiese, wir fühlen den Genius über den Paradiesen schweben. Dann blättern wir schneller, unruhige oder konventionelle Ausblicke ermüden uns, treiben uns weiter, bis wieder ganze kleine Epochen von sprühender Phantasie uns aufnehmen. Wir sind in großen Städten. Die alten Dorfgeschichten werden so geistreich versiert, daß wir es uns gefallen lassen, die erhöhten Pulse fliegen in temperamentvollen Rhythmen, Schubertsche Zöglinge leisten sich Extravaganzen, die man nicht übel nimmt, und noch in den 300en der Opusziffern strahlt das ungetrübte Glück der Erfindung, in all den Geschichten aus dem Wiener Wald, vom Wein, Weib, Gesang, vom Künstlerleben und von der blauen Donau. Es macht nichts aus, daß die Einleitungen sich darauf etwas zugute tun, programmatisch gebildet das Ticken des Morseapparates oder die Lavaströme und Johanniskäferl zu malen, und daß die Codas in ihrer Besorgtheit um die Dacapos der schönsten Nummern in harmonische Verlegenheiten

geraten — sobald der Bogen ansetzt, das Motiv probiert und es dann in den Wirbel der Harmonien wirft, Cello und Klarinette, Geige und Flöte, Trompeten und Streicher ihre Poussaden anstellen, haben wir keinen bösen Gedanken mehr, wir sind beim süßen Mädl. Hinter Opus 400, bei dem Brahms gewidmeten Walzer mit dem ominösen Titel „Seid umschlungen Millionen", op. 443, stutzen wir ernstlicher. Diese Süßigkeiten sind destilliert, diese Anmut hat einen Stich, das Porzellan ist angebrochen. Muß es sein, daß man im Alter sich das Parfüm des Heudustes kauft, wenn man nicht mehr spazieren kann? Dann blättern wir wieder zurück, denken an all die sonnigen Lagerplätze, da der Mittag über unsere liegenden Leiber stieg und wir hinauf ins Blaue blickten, von Melodien des Glücks umflogen. Wieder und wieder spielen wir die keuschen Juristenballtänze, die heißen Vibrationen, die er den Medizinern gab, die Morgenblätter, die er uns Schriftstellern schickte — die Quinten summen in zwei Vierteln unter der ländlichen Weise, ein Strich, ein paar Dreiviertel, e, es, d, und wir wiegen uns im leichten G-dur, Schmetterlinge flattern, tremolierend mehren sie sich, wir jagen ihnen nach, sehnend, streckend, sie fliegen weiter, wir aber ermatten und ruhen, der Puls geht im heitersten C-dur, und nun steigt Ländlerlust auf, wir ahnen ein unnennbares Glück in uns selbst, in verwirrenden F-dur-Spielen zittern die Gefühle — da ist es plötzlich, wir jauchzen, halten es fest, umarmen es und alte Lieder in sinnigem B-dur klingen durch den Triumph des Tanzes, wir sind gläubig, wir sind stolz, ein sicheres Es-dur erfüllt uns, das uns weitet, mit Hoffnung sättigt, weise und milde macht. Auf ihm denken wir zurück, denn süß ist die Erinnerung und das Leben ein Fest.


Tanzet, Vernunft und Gerechtigkeit. Hüpfet, ihr Gefühle, die ihr vom Tritt des Lebens schwere Füße bekommen habt. Musiziert ihr Wünsche, die ihr in uns lastet wie ein Chaos von stimmenden und probierenden Instrumenten, die auf ihren Dirigenten warten. Das Variété des Lebens ist eröffnet. Der Karneval zündet dem dämmernden Tage die Lichter an. Ein seidener, leicht bewegter Vorhang trennt euch von den Mysterien des Cynismus. Ihr werdet die Sorge der Einsamen sehen, die sich den Domino umgeworfen hat, um für einige Stunden Inkognito spielen zu dürfen. Das Plaisier der vielen werdet ihr erkennen, in seiner unverdorbenen Weiblichkeit, noch ehe es Tenor bei Charpentier wurde und elektrische Flammen im Mantel verbarg. Die Heiterkeit des Pierrot trefft ihr, die über alle blaue Logik lächelt und den Mond zur Sonne macht. Ihr werdet den Philosophen des Walzers hören, der euch ohne jede Hypothese und Beweise überzeugt, daß der Ernst tragischer Rhythmen eine Parodie des Glücks ist und alle Weisheit im wohlregulierten Tempo eines Dreivierteltemperaments geborgen liegt.

So steht und wartet die Fledermaus am Ende meiner kleinen musikalischen Walzerkonversation. Audrans Grotesken in Bangscher Manier, Suppés opernwürdige Haltung, Offenbachs parodistischer Esprit, alles in allen Ehren, die Fledermaus allein löste das Problem der Operette, kein Problem zu sein. Inhalt?

Drama? Wahrscheinlichkeit? Ihre Rhythmen fegten die Ereignisse in alle Winde, daß sie in der Luft herumtanzten. Sie bildeten den Stil des Lebens, das sich von aller Schwerkraft lossagte, die Arme pendelte, die Füße schwenkte und alle fürwitzigen Begriffe und Worte und Deutlichkeiten, die sich auf seiner Nase niederlassen wollten, mit einer graziösen Wendung der Unterlippe fortblies. „Wenn der Mut in der Brust die Spannkraft übt. .“

Prochazka in seiner Straußbiographie erzählt, daß der Meister die Operette in vierzig Nächten komponierte. Was diese vierzig Märchennächte träumten, mißfiel zunächst den Wienern, wie ihnen der Donauwalzer, die Morgenblätter, Wiener Blut a tempo mißfallen hatten. So genial war das. Die Berliner, die auch Carmen erkannt hatten, erkannten die Fledermaus. So ironisch war das. Die nüchternen Hamburger erhoben zuerst diese Operette zur hochwohlgeborenen Oper. Das war der Gipfel. Sie zog nach Bombay, Melbourne, Viktoria, S. Francisco. Sie wurde hoffähig. Und doch hat ihr das alles nichts geschadet.

Ich habe nun jahrelang über den Tänzen der alten Völker und verflossenen Jahrhunderte gesessen, habe Pavanen studiert mit heißem Bemühen und Galliarden, Allemanden und Couranten, Menuetts und Sarabanden, und da ich den Schluß davon schreiben will, kann ich nicht am Schreibtisch sitzen, ich schreibe ihn am Klavier, ich erröte nicht und hole diesen kleinen süßen Klavierauszug und spiele meinen Essai auf den Tasten. Über Blumen, über Hunde, über Radium kann man schreiben, man kann Feuerwerke analysieren und über den Rhythmus ästhetisieren, kann die Schritte der alten Gesellschaftstänze und die Maskeraden der alten Ballette verzeichnen, aber die Fledermaus kann man nur spielen. Was interessiert mich das Schicksal des Herrn Eisenstein und die alkoholische Philosophie Froschens? Ich spiele Tänze, ich habe Zeit zu allen drei Akten, ich spiele und verbinde die Nummern, indem ich sie ausklingen lasse, indem ich sie vorbereite, ich schaffe das musikalische Bild dieser Tanzsymphonie nach, und es ist ein ruhiger, dankbarer Abend um mich, Leichtigkeit des Sinns, Fröhlichkeit des Herzens, das Klavier antwortet mir feiner und wohllautender als je — und so spiele ich in trunkener Wortlosigkeit diesen musikalischen Essai, dieses Buch der Lieder und Tänze.

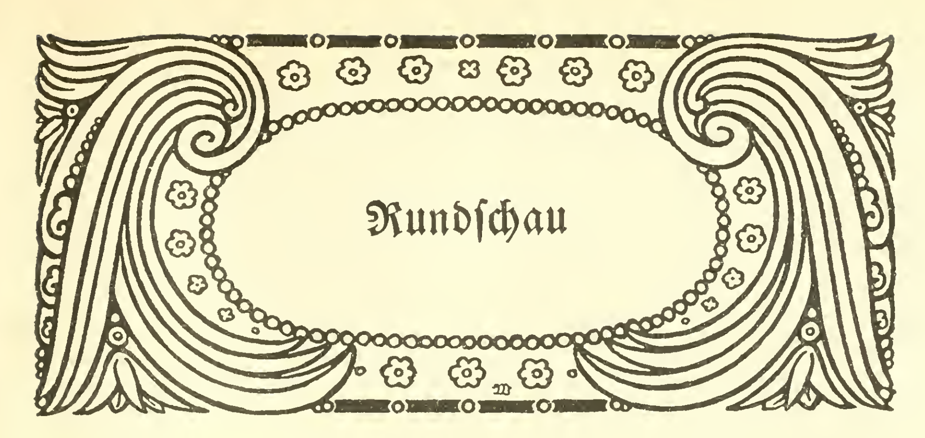
Ich habe hier nur etwas von der Walzergeschichte erzählt. Aber jeder der anderen Tänze, von der verhaltenen Leidenschaft der Mazurka bis zur frechen Lüsternheit der Polka, von der Ritterlichkeit der Polonaise bis zur Zügellosigkeit des Czardas hat seinen ähnlichen Roman. Jetzt sind sie alle Kinder des Hauses, da die Fledermaus erklingt. Alle alten Spielopern stehen um mich herum und lauschen diesen Advokatenmärschen mit ihren Vivaceschlüssen. Alle Rheinländer beneiden diese Soupereinladung. Alle Sarabanden wiegen sich mit dieser trostreichen Gattin, um sich dann die Hände zu reichen und zu polken: o je, o je, wie rührt mich das. Die Menuette kleiden sich in modische Mazurken, erheben ihre Stimme und singen im Chorus von dem Glücklichen, der vergißt, was doch nicht zu ändern ist. Die Walzer spitzen den Mund und flüstern in anmutigen Schnellern von den späten Tete-a-Tetes, bis wir mit dem großen Galopp in das allgemeine Vogelhaus

abfahren. Mit komischer Feierlichkeit steht da an der Schwelle eine Allemande, die in höchst unmoralischer Weise bei Strafe der Ausschließung die Langeweile verbietet, worauf ein unhöflicher Marquis durch einen Walzer ausgelacht wird und ein verlaufenes Ehepaar eine kanonische Polka singt. Es ist Zeit, die Uhr galoppiert. Die Ungarin wirft das Feuer in die Gesellschaft, Czardas, Friska bis zum Wahnsinn. Auf der Höhe des Taumels tanzt der Champagner seinen Galopp. Die Sinne schwimmen, die Augen glänzen, die Hände streichen und alle Lust versinkt in tiefer Erregung in dem langsamen Kußwalzer. Da steigt die Vision der Nationalitäten auf. Die Spanier mit ihrem feurigen Dreiviertel, die Schotten mit ihrem punktierten Vierviertel, die Russen mit ihrem klirrenden Mazurkatakt, die Böhmen mit ihrer hopserigen Polka, die Ungarn mit ihrem più und più allegro, — aber ich sah sie alle zum letzten Mal, der Wiener Walzer überholt, übertanzt sie, auf der tiefen G Saite wirbelt er los, wirbelt höher und höher und bricht mit weitgespannten Armen in den Jubel aus — ha, welch ein Fest.

Ha, welch ein Fest! Noch klingt es und singt es in den Ohren. D C H, Gis A E, G — G, G. Es geht nicht fort, es tanzt da immer etwas, und will nicht zur Ruhe kommen. Jawohl, nun sitzen wir im Gefängnis, aber es will in uns weiter tanzen. Verschleiert vernehmen wir ein altes Rondo mit Schäferlichkeit, Marschtempo und der Lieblichkeit der Gavotte, ein lächelndes Auge von Mozart, wieder Gericht und Gericht, hundert Rhythmen, die sich in einen Rachemarsch, eine Polkaversöhnung, einen Sektgalopp aufzulösen scheinen. Es rauscht und flattert davon. Wir sitzen im Gefängnis und es tanzt in uns. War das der erste Ball, den wir mitmachten, und der Stimmung hatte, gegen seinen Inhalt, gegen seine Verabredungen, gegen alle Arrangements? Stimmung nur durch den Zauber der Musik? Hob sich das Leben in elysäische Gefilde, ging Orpheus durch unsere Reihen?

D C H Gis — ich habe das Klavier zugeklappt und mich zur Ruh gelegt. Es singt und surrt weiter im Kopfe. Ich liege still und denke an nichts und alles. Es ist eine Minute vor dem Einschlafen, da wir uns eine kurze helle Strecke mit der Ewigkeit zu berühren meinen. Wie das süß im Kopf wogt und das Blut leicht und selig macht. Nun liege ich da und bin fertig und vergesse alle die rauschenden Feste, zu denen einst Fürsten die Elemente und die Menschen befahlen, alle Tänzer, alle Völker, die durch Jahrtausende ihre Freude den beweglichen Füßen anvertrauten, alle vergötterten Ballette, die die gelangweiltesten Maitressen und die zartesten Dichterseelen anzogen — und habe das Gefühl, mit keinem Renaissancefürsten tauschen zu mögen um die kleine Melodie, die mir da im Kopfe singt. Ich sehe nichts, ich wippe nicht, ich nicke nicht, ich rühre mich nicht — und es tanzt da wunderbar hinter dem Schädel, nur so im Geist, in der Phantasie, ohne Dekoration und Kostüm, ohne Tanzmeister und Lichterglanz. Die reine Musik flog von den Festen auf und genas der irdischen Feierlichkeit und lebte als edle und zeitlose Seele.





Vom Pariser Theater und Drama.

Im Wesen des Schauspielers und dem des Dramas gibt es Parallelismen, die in völlig korrespondierender Weise die Kriterien abgeben für die Unterschiedlichkeiten und Begrenzungen, für Wert und Wirkung ihrer Betätigung und des in ihnen schaffenden Geistes. Um für den Schauspieler ausführlicher zu werden, möge bei ihm eine feine Grenze hier gezogen werden, die ihrem Sinne nach auch für die Werke gilt, die seine Kunst lebendig zu machen hat. Es gibt Schauspieler, die alle Rollen von sich aus, und solche, die sich von allen Rollen aus spielen. Von ersteren ist zu sagen, daß sie sich ganz geben im Momente, sich ganz in ihm offenbaren, sich ganz enthüllen lassen von ihm und darin die dichterischen Werte oder die schauspielerischen Wirkungen oder beides zusammen, das eine durch das andere und im anderen, auslösen. Es kann in einem umfassenden oder speziellen Sinne geschehen, je nach der allgemeinen Artung und den stärkeren hervorspringenden Eigenschaften des Menschen und Künstlers im besonderen. Paris bietet dafür ein paar deutliche Beispiele. Eve Lavallière etwa in den treibenden Instinkten des Straßenkindes, in Lustigkeit, Frische und burschikoser Frechheit und graziösester Treffsicherheit, Coquelin cadet in der komischen Nonchalance und burlesken Komik des gebornen M'as-tu vu. Höher hinauf die Réjane in der kokotten grande dame, den leisen Schwingungen des Depravierten und der perversen Nervosität und Instinktivität der Pariserin. Schließlich gehört hierher die mimose Zartheit und leidende Nervenvibration der Duse. In dem Spiel dieser Künstler offenbart sich etwas ganz von selbst, ohne ihr eigenes Zutun, sei es etwas Lokales oder Temporäres, das den Nährboden der betreffenden Künstlernatur abgibt, sei es etwas Unterscheidendes, das in Realitäten des Lebens, in sexuellen Besonderheiten und Forcierungen sich äußert, sei es eine Aufschließung einer Gestalt, für die eine spezielle Geeignetheit vorhanden ist, sei es schließlich die Enthüllung und dauernde oder blitzartige Inslichtrückung des Volklichen, des Rassigen selbst oder nur des rassig Bedingten und Charakteristischen in seinem weitesten Umfang, in einer einzigen Möglichkeit oder in tiefwurzelnder und umfassender Offenbarung. Bei den Schauspielern der anderen Gruppe ist das Gegenteil der Fall. Sie sind immer kostümiert. Sie sind Schau-Spieler in gleichwertiger Betonung. Sie sind absichtlich und wissend. Sie verlieren nicht sich in der Rolle, sie steigen nicht in sich zu der Rolle hinauf, sie ziehen die Rolle zu sich heran. Sie benützen sie. Sie nützen sie aus. All die günstigen Gelegenheiten und schauspielerischen Möglichkeiten in ihr. Sie wissen, wohin ihr Können am stärksten neigt. Sie legen ihr Spiel auf diese Stärke an. Sie legen es auf die Wirkung an. Darin sind sie erst sie selbst. Darin werden sie durchsichtig. Man erkennt, was ihnen persönlich zu eigen ist. Freilich sind sie auch vielfach von vornherein bestimmbar darin. Man weiß, wie sie das und jenes machen werden,

man weiß, warum sie eine Rolle spielen. Sie sind vor allen Dingen Techniker. Die anderen könnten wirken ohne jede Technik, das wäre denkbar. Diese nie. Wo ihre Technik versagte, wären sie leer. Diese Leere könnte wohl Grade haben, aber es wäre eine Leere. Die Technik dieser Künstler bewahrt auch deutlich ihre Zweigeteiltheit in Sprach- und Spieltechnik. Die Kunst geht hier ins Künstliche über. Wertfrage ist, ob sie darin aufgeht. Und da ist bei den Größten einem Zusammenspiel all ihrer Möglichkeiten nachzuspüren, das in ihnen in höchster Mannigfaltigkeit, höchster Subtilität, in feinster und raschester Aktion und Reaktion vor sich geht und sich über Bewußtes und Gewolltes, Fertiges und Geübtes, Unbewußtes, Unwillkürliches und Momentanes ausbreitet. Hierin entscheidet es sich denn auch, ob die Kunst in der Virtuosität endet oder sich, trotz ihrer, über sie erhebt. An der Spitze der Gruppe dieser Schauspieler stehen Coquelin aîné und die Sarah Bernhardt, und, dem Wesen des modernen französischen Dramas entsprechend, sind die meisten französischen Schauspielkünstler in ihrer Gefolgschaft.

Virtuosität hat natürlich immer Grade und macht immer ihre Grade fühlbar. Bei Coquelin aîné und der Sarah Bernhardt ist sie oft von der Kunst übertrumpft und wird ihr nur Mittel. Und hier ist der wesentliche Punkt, in dem die Stärke des Talents oder die Genialität selbst die beiden getrennten Arten von Schauspielereien vereint, bei ersteren aus dem „Fall" und dem Persönlichen und etwaiger nur momentaner Gültigkeit der Subjektivität hinaushebt und den Zwang der Allgemeingültigkeit ausübt, bei letzteren über alles Äußere, über Können, Einzelheit und Manier hinaus das Ganze und Lebendige schafft. Möglichkeit bei ersteren, Mittel bei letzteren ziehen wir nicht mehr in betracht, wenn wir statt der Rolle eine Gestalt, wenn wir eine Schöpfung vor uns haben. Denn wo das Schöpferische wirksam ist, ist weder Grenze noch Unterscheidung. Da legt der Sezierer seine Kriterien beiseite und wird vor einem Ganzen unterwürfig und gläubig; das Letzte und Höchste der Religion der Kunst.

Die Leistungen Coquelin aîné's basieren auf der Virtuosität seiner Deklamation. Weil er die leere Schöngeistigkeit der Rostandschen Alexandriner mit allen Finessen echter Gascognerhaftigkeit zu sprechen versteht, spielt er die Rolle des Cyrano, (zu Tode!), obgleich er eigentlich seiner Statur, seiner Stimme, seines Gesichtes wegen gar nicht für sie geschaffen scheint. Da ihm aber in der Deklamation gewissermaßen ein Element für sein künstlerisches Ausleben gegeben ist, so korrespondiert alles andere mit ihr. In Haltungen, Bewegungen, im ganzen Spiel scheint eine Autosuggestion tätig zu sein, so daß im Verlaufe der Darstellung alles Störende in der Gestalt, rein als äußerer Erscheinung, wegfällt, sogar eine gewisse Suggestion in ihr sich äußert. Ähnlich ist's bei der Sarah, nur ist's bei ihr mannigfaltiger, vielleicht auch nüanzierter, instinktblitzender, rassiger. Die Sarah hat so ziemlich in ihren Rollen alles durchgespielt, was menschenmöglich ist für die Szene an Momenten, Gebärden, Sprechweisen. Alle Laute und Posen scheinen erschöpft. Schreie, Rufe, Weinen, Lachen, Schweigen. Alle Haltungen in Zorn, Leid, Schmerz, in höchster. Tragik, in stürmender Bewegung, in kopfloser Verzweiflung, in der Auflösung des Wahnsinns. Ihr Gesicht, ihre Augen — bald Kleopatra, bald Theodora — ihr Mund, ihre Zähne, ihr Haar, ihre Arme besonders, ihr Leib, wie sie sitzt, steht, kniet, liegt, kauert, alles hat seinen Dienst getan. Selbst die Kostüme — denn die Sarah ist eine Frau und eine Pariserin — scheinen in ihren Möglichkeiten ausgeschöpft. Weil die Sarah nicht mehr jung ist, stellen sich Wiederholungen von selbst ein, kehrt Festgelegtes wieder. Sie weiß das und sucht beständig nach Neuem. Nach der Hosenrolle des Hamlet, die als das Letztmögliche für sie hätte scheinen können, spielte sie die Rolle des Aiglon und überwand die Unmöglichkeit der glatten, weißen, österreichischen Uniform. Sie hatte sich an den Panoptikumswirkungen der Theroigne nicht erschöpft, obgleich sie darin fast ihr ganzes Spielrepertoire sechs Akte lang in Einzel- und Massenszenen auskramen konnte, sie hatte noch die Sensation zur Schauerromantik der Sardouschen Sorcière im maurischen Kostüm und ward zuletzt noch lüstern nach dem Kostüm der Marie Antoinette in „Varennes" und der verführerischen

Fraulichkeit dieser Gestalt. Eines Lachens — es kann ja wundervoll sein — eines Schreis, einer Pose, eines sonst gleichgültigen Moments wegen spielt diese große Schauspielerin ein Stück. Und sie spielt kaum ein gutes Stück. Sie „spielt Theater". Und das ist so auf fast allen Pariser Theatern, das Antoines ausgenommen. Von der „Comédie française" bis hinab zu den Vorstadttheatern triumphiert die Einzelleistung, der Moment, das Fach, die Rollen- und Kostümwirkung. Das ist mit ein wesentlicher Faktor, daß die Leistungen des Hauses Molière so herabgemindert sind, und andrerseits ist es dadurch möglich, daß sich Coquelin aîné und die Réjane mit dem Theatermachwerk „La Montansier" wegwerfen konnten, ohne dadurch ihr künstlerisches Renommee einzubüßen.

Denn in diesem Punkte treffen sich für das französische Drama innere Entwicklung und äußere Forderung. Hier werden Dichtung und Theater einander wert und eins. Es ist einerseits der Geist der Hauptstadt, der sich dokumentiert, es ist die gesteigerte Finesse der französischen Sprache, die Helfersdienste leistet. Das französische Drama ist ein Feuilleton geworden. Das Abgeschlossene und Fertige des Französischen, seine Präzision, fordert zum Spiel, zur Jonglierung heraus. Es ist etwas, das schon auf eine Spitze gestellt ist infolge der Entwicklung, rein formell. Nun ist aber auch noch der Geist, der sich in diese Sprache kleidet, jonglierend an sich. Er liebt das Überraschende, Blitzende, Wechselnde. Er ist momentan und sprunghaft. Er ruht in der fertigen Phrase, die nichts sagt, wie in einer schönen Pose, um das, worauf er zielt, was sein Tric und „but" ist, um so bestimmter, sicherer, exakter und überraschender sagen zu können. Er hat sich zu allem in die nötige Distanz versetzt, die die innere Arbeit, die Anstrengung und Anteilnahme verdeckt, und posiert Kälte, um den Beweis für seine Ruhe und Sicherheit zu liefern. Er hat alle Möglichkeiten des Bonmots und der Zweideutigkeit geschaffen. Er hat freilich auch und dennoch das Pathos nicht verlernt. Die Expansivität der Sprache Viktor Hugos ist noch nicht vergessen, die Filtration der Flaubertschen Formulierung ist noch zu viel absichtliches und bewußtes Mittel. Es ist einerseits, als rette sich die Sprache so vor der vollständigen Auflösung in das Mathematische, andererseits, als habe der Verstand noch nicht ganz mit dem Gefühl die letzte Abrechnung gehalten. Die Rasse hat den Gegensatz zu ihrem mathematischen Sinn, sie hat ihr Temperament noch nicht verloren. Ein Rest von Romantismus ist unverwüstlich. Ein Charlatanismus ist ihm im Gefolge — „dans tout romantisme entre un peu de charlatanisme". Aus den Widersprüchen wird eine Vereinigung gemacht. Der Snobismus entsteht. Aus seinem Geiste, der Verstand und Gefühl zugleich verleugnet und verkoppelt und sie immer getrennt hält, wobei die Prävalenz der Beobachtung noch hilft, ist das Feuilleton nicht nur geschaffen, sondern zur Herrschaft gebracht worden. Es ist das Ventil des Esprits in allen seinen Spielarten und Künsten, in seinen momentanen Wirkungen, seinen Widersprüchen, seiner Selbstverleugnung, seiner Ruhe und Kälte, um nicht warm zu erscheinen, seinem Verstecken in rein äußerlicher Sentimentalität, um die innere Kühle zu verleugnen. Für alle Zugespitztheit und Zersplitterung gibt es einen bequemen, sicheren, gefälligen Rahmen, in dessen gezogener Enge man vor zu großer Ausbreitung bewahrt ist, Tiefe und Fundamentierung überflüssig sind und die Wirkung sicher zu berechnen ist. Die Dichtung hat die Kosten zu tragen. Das französische Drama ist ein Feuilleton geworden. Die Szene ist die beste Zeitung. Eine These, eine Beobachtung, ein Grundsatz, ein Erlebnis ist in den Mittelpunkt der „Handlung" gestellt. (Die Handlung fehlt bei den Franzosen oft, weil die Kunst des Dialoges alles ist und genau so stark goutiert wird wie Vorgänge.) Feuilletonistischer Geist mit all seiner Brillanz, seinem Witz, seiner Beweglichkeit, seiner Aktualität und Zuspitzung bearbeitet das Thema. (Das Schlüsselstück stellt sich beim Feuilletonisten natürlich von selbst ein.) Eine Spielart des Realismus erreicht hier ihre Gipfelhöhe in technischer Beziehung. Das Leben — als wirkliches wie dichterisches sowohl — bleibt begrenzt. Feuilletongrenzen, die künstlich verwischt sind. Reportage, die dichtet. Die Wirkungen dementsprechend. Wie im Feuilleton werden sie

goutiert. So richtig und tief sie im einzelnen sein können — d. h. so lebensrichtig in dieser Mache, die Oberfläche lassen sie nie vergessen. Und eines ist fest im Auge behalten, dieses eine ist fest, bei der Schwäche des übrigen Gerüstes: Die Rolle! Hier treffen sich zwei Pole, vom Leben und von der Bühne her. Schauspieler, Schriftsteller und Publikum werden hier eins. Überall mag man diskutieren und ausstellen wollen, die Rolle macht es überflüssig, in ihr liegt alles Recht und jede Berechtigung.

Die historische Entwicklung des französischen Dramas zielt ganz deutlich auf die Situationswirkung hin. Von wo sie am stärksten — für das „moderne" Stück — einsetzt, hat sie auch schon ihren Höhepunkt erreicht, in Molière. Nur in den höchsten Momenten seiner Kunst hat das Dichterische in Molière die Auflösung in die Situationswirkung, in die Rollenzerteilung, verhindert. Was Shakespeare so selten zeigt als Dichter, das läßt Molière immer erkennen, daß er Schauspieler ist. Das Dichterische, und ganz und gar nicht zu reden im Molièreschen Grade, das fehlt aber heute. Handwerksmäßig wird gearbeitet. Man hat sich nur zu fragen, ob die Réjane oder Le Bargy, die Sarah oder Guitry die Rolle spielen soll. Dann wird — mit feuilletonistischer Sicherheit, — das „Drama" so, wie man es braucht, komisch oder tragisch, wenn nur die Idee der Rolle gut ist. Es ist einfach dies: Für den „Temps" schreibt man anders als für den „Gil Blas". Der Letzte vielleicht, der das nicht konnte, war Henry Becque. Anatole France ist hier nicht in betracht zu ziehen, er arbeitet nur mittelbar gewissermaßen für die Bühne. Vielleicht ist Porto Riche wieder einer, der über dem Feuilleton steht.

Wilhelm Holzamer.



Terrassen

Liebe Freundin. Nein, Sie mißverstehen mich. Ich bin durch die Erfahrungen der letzten Zeit kein Philister geworden, aber ich habe eine seltsame und neue Sehnsucht nach dem Philisterium gewonnen, das mir zum Apparat meines seelischen Stoffwechsels nötig geworden zu sein scheint. Sie kennen die schöne Novelle von Thomas Mann „Tonio Kröger", in der ein junger Künstler geschildert wird, der bei aller Feinfühligkeit seiner ästhetischen Organe und vielleicht gerade deswegen die heimliche Liebe zum hanseatischen Bürgersmann nicht in sich ersticken kann. Wir kommen alle in eine Zeit, da uns diese Illusion des bürgerlichen Glückes, das an einem reinlich gedeckten Tisch sitzt, mindestens als letzte der Illusionen angenehm und nützlich wird, wenn es uns schon bestimmt ist, nicht von Wirklichkeiten, sondern von Träumen zu leben. Als die George Sand starb, sagte sie nicht, wie nur ein römischer Kaiser sagen konnte: welcher Künstler stirbt in mir, sondern sie sagte: lebte ich noch einmal, so würde ich mit der Bourgeoisie anfangen. Sollen wir auf diese letzte Stunde warten, in der uns nichts als eine schauspielerische Klage übrig bleibt?

Dieses Wohlgefallen am Volke, das für alle Kultur ein Mutterboden bleibt, etwas wie eine unbewegliche Natur, die alle Phänomene und Lösungen in sich schließt, treibt mich in die Vergnügungen des Sonntags. Überreizt von den Zuspitzungen der Beschäftigung mit künstlerischen Dingen, die alle göttlich ungesund sind, liebe ich es die einfachen Worte zu hören, die die kleinen Beamten und ihre Frauen in ihre Unterhaltung setzen. Ich gehe langsam, ohne daß sie es merken, hinter den älteren Paaren gesetzten Charakters, hinter den Liebespaaren sonntäglicher Lustigkeit, mische mich in die Ströme dieses Volkes, die der Sonntag wie eine Dampfwolke über die Wege an den Zelten, nach Treptow, nach Halensee ausgießt und höre mit einem Behagen sondergleichen ihre Geständnisse, ihre Renommagen und ihre Hoffnungen. Der Sonntag preßt ihre Glücksgefühle auf wenige Stunden in der Woche zusammen und es ist wie ein Zwitschern von Vögeln, das sich kettenartig fortsetzt, wenn die kleinen Erzählungen dieser Leute sich durcheinanderflechten in den Tausenden von Strohhüten und weißen Kleidern, die die Chaussee rechts und links sich abends gegen die Stadt wälzen.

Ich war gestern in dem großen neuen Ter-

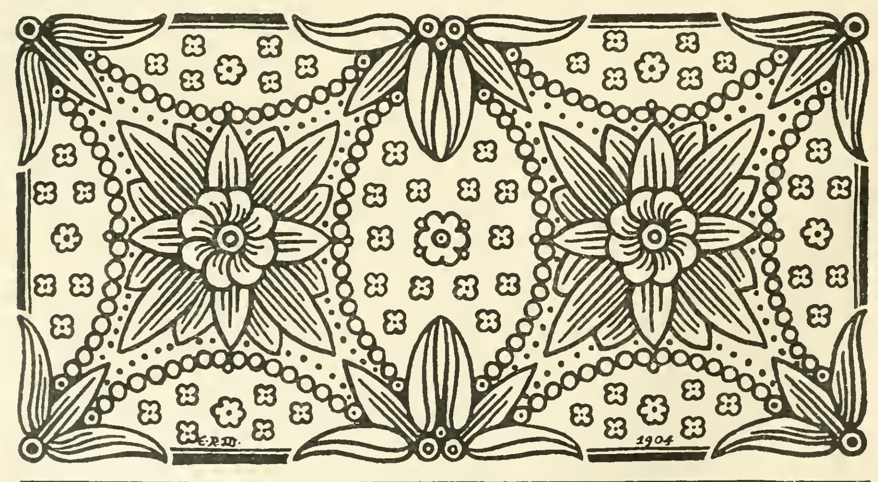
rassenlokal, das Aschinger, der Monopolist des Berliner Magens, in Halensee hat bauen lassen. Es ist das Großartigste, was von bürgerlichen Amüsements in der letzten Zeit hier gegründet wurde, ein Etablissement in einem römischen Zirkusstil, das sicher an zehntausend Menschen beherbergen kann. Wie hat sich das alles verändert. Sie erinnern sich, wie wir als junge Leute den kaum bebauten Kurfürstendamm hinauspilgerten, um in Halensee mit den Waldwegen zu beginnen, und wie wir in dieser ländlichen Natur, die durch einige ebenso naturwüchsige Tanzlokale belebt wurde, von einem idyllischen Dasein phantasierten, das zu jeder Liebesexaltation gehört. Sie hatten eine schwarze Dreimarkbluse und einen hellen Einmarkhut und ich wußte noch nichts von allen dekorativen Bewegungen, die unterdessen die Menschen arrogant gemacht haben. Wir sprachen von einem kleinen Haus draußen im Walde, von wenigen Freunden und viel Musik, vom Ausbau des inneren Menschen und von Blumen und Sport und Frühaufstehn — es ist lange her. Das Leben trennte uns, ehe wir es merkten, Sie haben Ihre Kinder gefunden, ich habe einen Beruf gefunden und nichts bleibt mir als ein bischen Sentimentalität und Schwermut über das Verfehlte, die ich liebe, wie sie ein Dichter lieben müßte. Wir können das Theater der Welt nicht lenken, aber genießen.

Jetzt ist der Kurfürstendamm beinahe vollgebaut und Halensee eine Spekulation geworden. Der Unternehmer kaufte ein ganzes Viertel, besetzte es außen mit Wohnhäusern und ließ diese den Zins tragen für das Riesenlokal, das sich auf dem Hinterland der Trockenwohner des Amüsements erstreckte. Ein langer Hallengang, wie ein italienischer Chiostro, führt zu einer Pagode, die oben wie eine Eisspeise von innen beleuchtet ist, und nachdem man diese durchschritten hat, eröffnet sich ein imposanter Blick über vier gewaltige Terrassen, die im Winkel den See umgeben, Riesenzelte, Riesendächer mit Fliesen gedeckt, leuchtende Säulen, eine zweite Pagode an der Ecke, Statuen auf den Zinnen und Rampen, unten der See, drüben die Bahn, in der Mitte eine leuchtende Fontäne, die von Zeit zu Zeit raketenartig in Serpentinfarben aufrauscht, um ihren bunten Regen ins Bassin fallen zu lassen. Es ist ein Bild großer Vergnüglichkeit im weltstädtischen Ausstellungsstil. Ein Bild von jener Kompression der Vergnügungsarten, wie sie ein gewitzter Unternehmer sich ausdenkt: während man seinen Hummer verspeist, spielt das Orchester die Egmontouvertüre, wirft der Springbrunnen seine Strahlenbündel, gondeln Lampionkähne zur Badeanstalt und schauen Apoll von Belvedere und der praxitelische Satyr vom Dache auf die schwatzende Menge hinab. Woran denkt dieser Satyr, wenn er drüben die Lokomotivenpfiffe hört? Sieht er den Schwan über den Halensee ziehen, wenn jetzt die Kapelle den Lohengrin spielt? Denkt er an die fünfzigtausend Mark, mit denen einst ein Tempel auf der Akropolis gebaut werden konnte, während man hier dieselbe Summe dazu benutzte, einen unerwarteten Morast zuzuschütten, damit der Berliner sich amüsieren könne? Fünfzigtausend Mark für einen Morast und dann erst beginnt der Bau. Der Satyr steht auf den Zinnen und sieht die Terrassen herab, Etage für Etage, oben die heiligen schweigsamen Götter zwischen Oleandern, unten die schmausenden Menschen, erst die oberen Tausend der Weinabteilung, dann die nervösen Pilsener Urquellbesucher, dann die bürgerlichen Verehrer des Augustiner, die schlichten hellen Lagerbiernaturen und tief unten in den Laubengängen am See die glücklichen Nassauer, die nicht essen und nicht trinken und auf weißen Bänken im Dämmer sitzen, Hand in Hand, schweigsam wie droben die Olympier. Der Satyr war einst in London gewesen und hatte sich die Picadillylokale angesehen, die sich von der Schwemmme im Keller über die Prix-fixe-Abteilung zum feinsten obersten Diner à la carte entwickeln, und er hatte eine tiefe Vorstellung von der Symbolik aller sozialen Unterschiede der Menschen bekommen.

Die kompakte Masse der Sonntägler erdrückt jede Kritik. Wäre ich nicht als Mensch, sondern als Rezensent dorthin gegangen, ich hätte ein kluges Feuilleton schreiben können über die Sparsamkeit einiger Fontänenstrahlen und der Gasbeleuchtung, die sich durch wirksame elektrische Guirlanden hätte verbessern können, hätte über den Klimbimstil dieser Anlage mich weidlich ereifern müssen. Aber ich

hatte den Eindruck, daß die Freude dieser zufriedenen Leute an den Einfällen des Unternehmers größer war, als mein kritischer Ehrgeiz, und ich wollte ihnen einmal Recht geben. Es schien mir plötzlich jetzt im Juli alles Raisonnement des Winters so kläglich und nüchtern; ich sah Riesendimensionen ein Volk gleichgestimmter Seelen umrahmen, sah Götter und Künste herbeieilen, um ihre Knie vor dem Publikum zu beugen. Wenn ich das meine täglich einmal heimlich beuge — diese taten es offen und schämten sich nicht. Der Sonntag ist ein Fest, an dem alle künstlerischen und technischen Erfindungen und Ideen sich drängen, populär zu werden. Hier sitzen sie in Halensee auf den Terrassen eines römischen Zirkus, nebenan in Hundekehle sitzen sie in einem weltstädtischen Jagdlokal, das mit einem entzückenden Turm über den Wald und das Dominium emporragt und famose Giebel und Sparren und Fachwerke zu einem wohlgelungenen Ensemble vereinigt, präludiert durch ein schönes Tor mit zwei Bronzehirschen. Und dort draußen wieder in Treptow sitzen sie in den Flächen einer künstlichen Abtei, mit Klosterruinen und stillen Büschen und einem schwimmenden Weinrestaurant, das durch Tritonen bedient werden könnte. In der neu gebauten Ausstellungsrestauration der Moabiter Kunstkaserne sitzen sie umgeben von der Eleganz leichten weißen Gitterspiels im französischen Geschmack, in weiten imposanten Verhältnissen angelegt, wieder Terrassen vom Wein übers Bier zum glücklichen Wasser, zum Schaum der Fontäne, wo man im Kreise promeniert, und rechts der preußische Militärmarsch, links die Traviata gespielt wird, und Damen und Dämchen und Damicellen sich erlustieren, kleine zehnjährige Mädchen, die ihr Gesicht unter dem rosafarbenen Hut herumwerfen und das weiße Kleid über die weißen Schuhe heben, obwohl es schon so kurz ist — o ja, Sie sagten einmal in einer guten Stunde, das Leben sei in der Tat unglaublich schön, man stehe auf und die Sonne leuchtet auf den Balkon, man gehe auf die Straße und sei glücklich über einen graziösen Gürtel unter einer weißen Bluse, man verfolge die Füße einer Frau, man fühle Mut bei einem eleganten Mann, und sehe die Bäume und die Menschen und die Wagen — man sieht das Elend nicht, man sieht nur das Glück, weil das Glück einen Schein hat, das Elend nicht. Nehmen Sie mir es übel, wenn ich jetzt manchmal so dankbar gestimmt bin? Zufriedenheit ist fruchtbarer als Kritik; sie zersetzt sich nicht selbst. Heut ist Sonntag im Herzen und ich sehe wohlgefällig die Terrassen des Lebens herab, hier oben unter den Abbildern der alten heiteren Götter. Prost!

Ihr unverbesserlicher Ironiker O. B.



Verantwortlich fur die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



An König Karl

Rom, 15. April 1866.

An Seine Majestät den König!

Der unterzeichnete Henrik Ibsen stellt hiermit das untertänigste Ansuchen, es möge Eurer Königlichen Majestät gnädigst gefallen, durch die Königlich Norwegische Regierung dem gegenwärtig versammelten Storthing den Antrag vorlegen zu lassen, daß mir eine jährliche Gage von 400 Speziestalern bewilligt wird, um mir dadurch die Möglichkeit zu verschaffen, ausschließlich meinem Beruf als Dichter leben zu können.

Nachdem mir zwei aufeinander folgende Jahre hindurch, 1862 und 1863, durch Königliche Resolution Stipendien von je 100 Speziestalern bewilligt waren, um im Sommer einige Monate Reisen im Lande zu unternehmen, wurde mir 1863 ein Stipendium im Betrage von 400 Speziestalern aus dem Fonds für Künstler und Gelehrte zwecks Reisen im Auslande zuerkannt, worauf ich zu Anfang des Jahres 1864 eine Reise ins Ausland angetreten und mich seit der Zeit hauptsächlich in Italien aufgehalten habe.

Die erste Frucht meiner Reise liegt nun der Öffentlichkeit vor in meinem dramatischen Gedicht, betitelt „Brand", das kürzlich in Kopenhagen herausgekommen ist und schon jetzt, wenige Wochen nach der Veröffentlichung, auch außerhalb der Grenzen meines Vaterlandes die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Doch von den empfangenen Dankesäußerungen kann ich nicht leben, und das übrigens verhältnismäßig reichliche Schriftstellerhonorar genügt ebenfalls nicht, um mir die Fortsetzung meiner Reise zu ermöglichen oder auch nur im großen ganzen meine nächste Zukunft sicher zu stellen.

Dem Rate folgend, der mir von meinen Freunden aus Christiania telegraphisch zugeht, wage ich diesen ungewöhlichen Schritt, mich mit meinem untertänigsten Ansuchen direkt an Eure Majestät zu wenden.

Wir hatten früher geglaubt, es werde sich in einem Jahr Gelegenheit finden, mittels Erlangung einer Königlichen Vorlage meine Sache vor das dann tagende Storthing zu bringen; doch zeigt es sich jetzt, daß wir drei Jahre warten müssen, und das kann ich nicht.

Nicht um ein sorgenfreies Auskommen kämpfe ich hier, sondern um das Lebenswerk, das, wie ich unerschütterlich glaube und weiß, Gott mir auferlegt hat: —

das Lebenswerk, das mir als das wichtigste und notwendigste erscheint für Norwegen: das Volk zu wecken und es zu lehren, groß zu denken.

Der private Antrag, den, wie man mir gesagt hat, verschiedene Mitglieder des Storthings einbringen werden, hat keine Aussicht durchzugehen; eine Eingabe an die Regierung erlaubt die Zeit nicht.

Mein König ist deshalb meine einzige und letzte Hoffnung.

Es ruht in Eurer Majestät Königlicher Hand, ob ich werde schweigen und mich der bittersten Entsagung beugen müssen, die eines Menschen Seele treffen kann — der Entsagung, auf sein Werk in diesem Leben verzichten zu müssen, da das Feld räumen zu müssen, wo mir, wie ich weiß, die Waffen des Geistes zum Kampf verliehen wurden; und das ist für mich ein zehnfach Schweres: denn bis zu diesem Tag habe ich noch nie das Feld geräumt.

Aber ich bin getrost; denn wenn ich hier mein Lebenswerk so gekennzeichnet habe, wie es geschehen ist, so weiß ich auch, daß ich mich selbst damit als einen Streiter unter Eurer Majestät geistigem Banner bezeichnet habe.

Untertänigst Henrik Ibsen.

An Björnstjerne Björnson

Rom, 9. Dezember 1867.

Lieber Björnson!

Was ist denn das eigentlich für ein höllischer Geist, der auf jedem einzigen Punkt uns in die Quere kommt? Es ist, als ob der Satan in Person käme und uns das Licht nähme! Ich hatte Deinen Brief erhalten. Wenn man schreibt, wie Du da geschrieben hast, so hat man nicht Trug im Munde. Es gibt Dinge, die sich nicht erheucheln lassen. Ich hatte auch eine Antwort geschrieben aus der Fülle eines dankbaren Herzens: denn für Lob kann man nicht danken; aber verstanden zu werden, das macht unaussprechlich dankbar. Und jetzt habe ich keine Verwendung für meine Antwort; ich habe sie in Stücke gerissen.

Vor einer Stunde habe ich Herrn Clemens Petersens Besprechung in „Faedrelandet" gelesen. Soll ich jetzt Deinen Brief beantworten, so muß ich ganz anders beginnen: ich muß den Empfang Deines geehrten Schreibens von dem und dem Datum mit dazu gehöriger Kritik in dem erwähnten Blatt bestätigen.

Wäre ich in Kopenhagen und hätte ich dort einen, der mir so nahe stände, wie Clemens Petersen Dir, — ich hätte ihn zum Krüppel geschlagen, ehe ich ihm erlaubt hätte, an Wahrheit und Recht ein so tendenziöses Verbrechen zu begehen. Es ist eine Lüge in Clemens Petersens Artikel verborgen; nicht in dem, was er sagt, sondern in dem, was er verschweigt. Und hier ist vieles vorsätzlich verschwiegen. Du kannst ihm diesen Brief getrost zu lesen geben; so sicher ich weiß, daß er ein tiefes und ernstes Verhältnis zu dem hat, wofür es sich in dieser Welt zu leben lohnt, so sicher weiß ich, daß dieser Artikel dereinst einmal wie Feuer auf seiner Seele brennen wird. Denn ein Verschweigen kann genau ebenso eine Lüge sein wie die positive Aussage, und Clemens Petersen hat eine große Verantwortung: denn unser Herrgott hat ihm eine große Aufgabe anvertraut.

Glaube nicht, daß ich ein blinder, eitler Narr bin! Du kannst mir glauben, daß ich in meinen stillen Stunden ganz hübsch in meinen eignen Eingeweiden herumwühle und sondiere und anatomiere, und zwar an den Stellen, wo es am wehsten tut.

Mein Buch ist Poesie; und ist es keine, dann soll es Poesie werden. Der Begriff Poesie wird sich in unserem Lande, in Norwegen schon nach dem Buche anpassen. Es gibt nichts Stabiles in der Welt der Begriffe; die Skandinavier unseres Jahrhunderts sind keine Griechen. Er sagt, der fremde Passagier sei der Begriff „Angst"! Wenn ich auf der Richtstatt stünde und mein Leben mit dieser Erklärung retten könnte, sie wäre mir nicht eingefallen. Ich habe nie daran gedacht; ich habe die Szene heruntergeschmiert als eine Caprize. Und ist Peer Gynt etwa nicht eine Persönlichkeit — abgeschlossen, individuell? Ich weiß, daß er es ist. Ist es die Mutter nicht?

Man kann mancherlei von Clemens Petersen lernen, und ich habe viel von ihm gelernt; aber eins wäre ihm gesund zu lernen, — und wenn ich es ihn auch nicht lehren kann, so habe ich es doch vor ihm voraus, und das ist, was Du in Deinem Brief „Treue" nennst. Ja, just das Wort ist es! Nicht die Treue gegen einen Freund, ein Ziel oder dergleichen, sondern gegen etwas unendlich viel Höheres.

Ich bin jedoch froh über das Unrecht, das mir zugefügt worden ist. Es liegt eine Hilfe und Schickung Gottes darin: denn ich fühle meine Kräfte wachsen mit dem Grimm. Soll es Krieg geben, dann nur zu! Bin ich kein Dichter, so habe ich nichts zu verlieren. Ich werde es als Photograph versuchen. Meine Zeitgenossen da oben werde ich mir einzeln, Mann für Mann, vornehmen, wie ich es mit den Sprachstreblern getan habe. Ich werde nicht das Kind im Mutterleib, werde den Gedanken oder die Stimmung hinter dem Wort bei keiner Menschenseele schonen, welche die Ehre nicht übergangen zu werden verdient.

Lieber Björnson, Du bist eine warme, prächtige Seele, die mir mehr des Großen und Herrlichen geschenkt hat, als ich Dir je vergelten kann. Aber in Deiner Natur ist etwas, das leicht die Ursache werden kann, daß Dein Glück, und gerade das, Dir zum Fluch werde. Ich habe ein Recht, Dir dies zu sagen; denn ich weiß, daß ich unter der Kruste von Unsinn und Gemeinheit ernst gewesen bin in meiner Lebensführung. Weißt Du, daß ich mich fürs ganze Leben von meinen eigenen Eltern, von meiner ganzen Familie fort gemacht habe, weil ich nicht in dem Zustand eines halben Verständnisses verharren wollte?

Was ich hier zusammenschreibe, ist gewiß recht zusammenhangslos. Aber Summa summarum: ich will nicht Antiquar oder Geograph sein. Ich will nicht meine Anlage zur Monradschen Philosophie weiter ausbilden, kurz — ich will nicht guten Ratschlägen folgen. Aber eines will ich, und sollten auch äußere und innere Mächte mich dazu treiben, mir selbst das Dach über dem Kopf anstecken — ich will immerdar — so wahr mir Gott helfe, sein und bleiben

Dein treu und aufrichtig ergebener Henrik Ibsen.

10. Dezember.

Ich habe die vorstehenden Zeilen beschlafen und sie mit kaltem Blut durchgelesen. Sie sind der Ausdruck meiner Stimmung von gestern, aber trotzdem sollen sie abgehen.

Jetzt will ich Dir nach ruhiger und genauer Überlegung sagen, was Herrn Cl. Petersens Artikel für Folgen haben wird.

Ich weiche nicht gutwillig, und Herr Petersen kann mich nicht vertreiben; dazu ist es zu spät. Möglicherweise kann er erreichen, daß ich Dänemark den Rücken kehre, — aber in diesem Fall will ich mehr als nur den Verleger wechseln. Unterschätze meine Freunde und meinen Anhang in Norwegen nicht. Die Partei, deren Blatt seine Spalten der Ungerechtigkeit gegen mich geöffnet hat, soll dann fühlen, daß ich nicht allein stehe. Nur bis zu einer gewissen Grenze kenne ich Rücksichten, und wenn ich mir nur angelegen sein lasse (was ich auch vermag), die Unbändigkeit dieser Stimmung mit Kaltblütigkeit in der Wahl der Mittel zu paaren, so sollen meine Feinde spüren: bin ich nicht im stande aufzubauen, so werde ich doch der Mann sein, alles um mich herniederzureißen.

Dies bezieht sich jedoch nur auf die Zukunft. Jetzt will ich Dir etwas über den gegenwärtigen Augenblick sagen.

Ich stehe nicht in Korrespondenz mit der Heimat. Aber gleichwohl kann ich Dir etwas von dort sagen. Weißt Du, was man sich in diesen Tagen sagt in Norwegen, überall wo Carl Plougs Zeitung verbreitet ist? Man sagt sich: es ist der Kritik Cl. Petersens anzumerken, daß Björnson in Kopenhagen ist.

Hast Du „Peer Gynt“ im „Norsk Folkeblad“ besprochen, so heißt es: diplomatischer Zug, aber nicht fein genug!

So werden einige aus Überzeugung, andere aus Rachsucht und Ingrimm sprechen. Die Kritik wird Parteien für oder wider bilden. Du wirst es erfahren.

Man wird Clemens Petersens Kritik einen „Dank für neulich“ nennen. Ein mir unbekannter Mann hat vor einiger Zeit etliche Artikel im „Morgenblad“ geschrieben, worin Herrn Petersens literarische Tätigkeit unverschämt heruntergerissen wurde; von mir wurde darin mit Wohlwollen gesprochen. Diese Kombination wird man in der Erinnerung auffrischen. Ich kenne den Gedankengang der Kerle.

Lieber Björnson, laß uns doch versuchen zusammenzuhalten! Unsere Freunde haben uns oft genug das Leben sauer und den Kampf unnötig schwer gemacht.

Daß ich in dieser Sache kein Mißtrauen gegen Dich hege, wirst Du ja daraus ersehen, daß ich Dir dies alles schreibe. Ich stehe nicht und werde nicht auf seiten meiner Anhänger wider Dich stehen. Wider Deine Freunde — das ist eine andere Sache.

Herrn Petersens Artikel — ich komme wieder darauf zurück — wird mir nicht schaden können. Der Abwesende hat immer einen großen Vorteil in der Abwesenheit selbst. Aber den Artikel in der Form zu schreiben, wie es geschehen ist, war unklug. In dem Artikel über „Brand“ behandelte er mich mit Achtung, und das

Publikum wird in den inzwischen verstrichenen Jahren nichts finden, was mich der Verachtung preisgäbe. Das Publikum wird Herrn Petersen nicht das Recht zugestehen, mich so obenhin abzutun, wie er es zu tun versucht hat. So etwas müßte er den Kollegen überlassen, die von ihrer kritischen Tätigkeit leben; aber von Herrn Petersen glaubte ich allerdings bisher, daß er für die seine lebe.

Dir mache ich nur den Vorwurf der Untätigkeit; es war nicht schön, daß Du aus Nachlässigkeit einen derartigen Versuch zuließest, in meiner Abwesenheit meine literarische Stellung unter den Hammer zu bringen.

So! Nun habe ich mir alles vom Herzen heruntergeschrieben. Schelte mich nur gehörig aus, am liebsten in einem langen Brief, wenn Du das nötig hast! — Und so empfange in guter Gesinnung von uns allen einen Gruß für Dich und die Deinen! Zeige Deiner Frau diesen Brief nicht; doch übermittle ihr unsere besten Wünsche zu Weihnachten und Neujahr und besonders zu der bevorstehenden dritten großen Feststunde!

Dein Henrik Ibsen.

An Lorentz Dietrichson

Dresden, 28. Mai 1869.

Hei, Carissimo!

Ja, ich hoffe, Du erlaubst mir, die alte römische Anrede zu gebrauchen, der Professur und allen anderen Würden zum Trotz!

So bist Du denn also Professor! Lieber Freund, nimm meinen herzlichsten Glückwunsch! Ich setze als selbstverständlich voraus, daß es nicht ein bloßer Ehrentitel nur ist, sondern daß er von einem erklecklichen Gehalt begleitet ist. Konservator am Nationalmuseum bist Du ja gleichzeitig auch und auf diese Weise hoffentlich für lange Zeit in Stockholm gelandet. Erzähle mir ausführlich von all dem.

Wenn ich Deinen freundlichen Brief vom Herbst nicht beantwortet habe, so geschah dies aus zwei Gründen: erstlich weil ich mir's mit „Kronprätendenten" überlegt habe, und dann weil ich im Briefschreiben ein Schubbjak bin. Ich habe diesen Winter ein neues Drama geschrieben, ein Lustspiel in fünf Akten, betitelt „Der Bund der Jugend", das sich jetzt im Druck befindet, und das ich gern vor den „Kronprätendenten" einreichen möchte. In einem Monat etwa schicke ich es Dir und bitte Dich, nimm Dich seiner an, so gut Du kannst.

Ich setze voraus, daß ich mich nicht geirrt habe, wenn ich seinerzeit in schwedischen Besprechungen von „Brand" und „Peer Gynt" Deine wohlwollende Feder wiederzuerkennen glaubte. Hierfür, wie für so vieles andere, hoffe ich in nicht allzu ferner Zeit Dir persönlich danken zu können.

Wenn ich Dir heute endlich, wie es meine verdammte Schuldigkeit ist, schreibe, so geschieht es aus einem speziellen Anlaß. Ich will nämlich versuchen, einen Wechsel auf Deine Freundschaft zu ziehen.

Die Sache ist die: Ein deutscher Literat, P. F. Siebold in Cassel, hat „Brand" übersetzt und wird das Buch zum Herbst in Leipzig herausgeben. Er oder sein Verleger oder alle beide meinen jedoch, daß das Publikum im voraus präpariert

werden soll, und möchten deshalb so bald wie möglich in einer deutschen Zeitschrift, wahrscheinlich in der „Illustr. Zeitung", mein Porträt veröffentlichen nebst einer kurzen Biographie, die über meine Stellung in der skandinavischen Literatur, meine persönlichen Verhältnisse usw. orientieren soll. Man hat sich an mich um Mitteilungen gewandt, aber ich kann mich nicht hierzu verstehen, und Herr Siebold ist natürlich selbst mit dem Gegenstand nicht genügend vertraut. Daß die Sache für mich Interesse hat, kannst Du Dir denken. Deshalb nehme ich meine Zuflucht zu Dir, als meinem alten Freund. Liebster, schreib etwas zusammen, das für die Deutschen paßt, — schreib es so wohlwollend, wie Deine Gewissenhaftigkeit es erlaubt. Eine Dichtermisere zieht heutzutage nicht mehr; erzähle lieber, daß Regierung und Storthing mir eine Gage ausgesetzt haben, daß ich reise, mich „in dem großen Vaterlande" aufhalte usw.

Ist es zu viel, Dich um all das zu bitten? Oder willst Du mir helfen? Tust Du es, so mache es kurz, und schicke es entweder an mich oder an „Herrn P. F. Siebold in Cassel"; weitere Adresse ist nicht nötig. Er wird es dann ins Deutsche übersetzen. Ich weiß keinen Besseren als Dich, an den ich mich wenden könnte: deshalb plage ich Dich. Antworte mir auf jeden Fall. Vom 8. Juni ab ist meine Adresse „Königsbrückerstraße 33, 1. Etage".

Über meine Reise — seit unserer Trennung — zu schreiben, würde zu weitläufig sein. Ich lebe ein behagliches und sorgenfreies Leben und denke mich im Herbst über „Julian" her zu machen. Bitte grüße Deine verehrte Frau und Dein Töchterchen freundlichst von uns. Ich habe für nächstes Jahr eine Reise nach Stockholm vor. Hierüber ein ander Mal mehr.

Aus den Zeitungen habe ich ersehen, daß Du in Göteborg Vorträge halten solltest; wo Du Dich im Augenblick aufhältst, weiß ich nicht und sende deshalb diesen Brief durch Hegel. Wann erscheint denn der nächste Band Deiner norwegischen Literaturgeschichte? Für den erschienen Band kann ich Dir nicht genug danken; er hat uns eine große Freude bereitet, und ich kann wohl sagen, daß dies das einzige Buch ist, das ich — nächst Holbergs Komödien — nie müde werde zu lesen. Meine Frau kann es ungefähr auswendig, — ja, dies Buch macht Dir in Wahrheit Ehre!

Lieber Freund, somit will ich für heute schließen; kannst Du mir in der erwähnten Angelegenheit helfen, so weiß ich, Du tust es. Lebe herzlich wohl und grüße alle gemeinsamen Freunde von Deinem getreuen Henrik Ibsen.

An Laura Petersen-Kleber

Dresden, 11. Juni 1870.

Fräulein Laura Petersen.

Für die Aufmerksamkeit, mir Ihr Buch zu widmen, nehmen Sie bitte meinen aufrichtigsten Dank. Wenn ich jedoch irgend eine Ansicht über die Arbeit aussprechen sollte, so befände ich mich gewissermaßen in Verlegenheit. Sie wollen das Buch ja doch als eine Erbauungsschrift aufgefaßt sehen, und über diese Art Literatur habe ich kein Urteil. Was mich bei der Lektüre angesprochen und interessiert hat,

das ist die Charakterschilderung und überhaupt Ihre unverkennbare Anlage für das rein Dichterische. Doch ich weiß ja gar nicht, ob dies in Ihren Augen ein Lob ist.

Sieht es doch fast so aus, als würde Ihnen der Gedanke, Sie könnten „einen Roman" geschrieben haben, Schrecken einjagen. In diesem Falle verstehen wir beide einander nicht. „Brand" ist ein ästhetisches Werk ganz und durchaus — und nicht ein bißchen anderes. Was es zerstört oder aufgebaut haben mag, geht mich absolut nichts an. Es ist zu seiner Zeit entstanden als Resultat von etwas Durchlebtem — nicht Erlebtem. Es war mir eine Notwendigkeit, mich durch dichterische Formen von etwas zu befreien, womit ich in meinem Innern fertig war. Und nachdem ich es auf diese Art los geworden war, hatte mein Buch keinerlei Interesse mehr für mich.

Wie nun Sie diese Art weltlicher Wirksamkeit ansehen, ist mir nicht ganz klar. Daß Sie die natürlichen Vorbedingungen haben, auf diesem weltlichen Gebiet schriftstellerisch tätig zu sein, davon bin ich überzeugt. Aber man kann nicht zwei einander widerstrebende Dinge zusammenschweißen. Und möglicherweise ist es Ihnen auch gar nicht klar geworden, was Kunst und Dichtung eigentlich sind. Glauben Sie aber in diesem Fall bis auf weiteres, daß sie nicht vom Übel!

Was mich weit über die Lektüre von „Brands Töchtern" hinaus als Problem beschäftigt hat, ist die Persönlichkeit der Verfasserin, Ihr inneres, seelisches Verhältnis zu dem Buch. Wenn man dem auf den Grund käme, so könnte sich trotz Ihrem Proteste möglicherweise doch ergeben, daß das Buch in seiner Entstehung ein Gedicht, ein ästhetisches Werk ist, oder was für schlimme Namen man derartigen Arbeiten sonst zu geben pflegt. Alles, was nur Ihren religiösen Zwecken zuliebe in dem Buch steht, läßt sich nämlich ausscheiden, ohne daß dem Organismus im ganzen geschadet wird.

Haben Sie nun die Absicht, weiter zu schreiten auf der Schriftstellerlaufbahn? Dazu gehört noch anderes und mehr als die natürliche Begabung allein. Man muß etwas haben, was man im Gedicht gestalten kann, einen Lebensinhalt. Hat man das nicht, so dichtet man nicht, man schreibt nur Bücher. Nun weiß ich sehr wohl, daß ein Leben in Einsamkeit kein Leben in Inhaltlosigkeit ist. Aber der Mensch ist doch in geistigem Sinne ein weitsichtiges Geschöpf, — wir sehen am klarsten in einem großen Abstand; die Details verwirren; man muß heraus aus dem, was man beurteilen will; den Sommer schildert man am besten an einem Wintertag.

Ich hätte tausend Dinge zu sagen; aber in einem Brief kann man nur Andeutungen geben. Rat erteilen ist eine mißliche Sache, und dergleichen haben Sie ja auch nicht verlangt. Die Hauptsache ist, daß man wahr und treu bleibt in dem Verhältnis zu sich selbst. Es kommt nicht darauf an, dies oder jenes zu wollen, sondern das zu wollen, was man absolut muß, weil man eben man selbst ist und nicht anders kann. Alles übrige führt nur in die Lüge hinein.

Früher oder später gedenke ich Norwegen zu besuchen, und möglicherweise werde

ich dann Gelegenheit haben, Sie persönlich zu begrüßen. Denn meine Reise wird wohl auch den nördlichen Gegenden gelten. Sie müssen nicht glauben, daß ich so unfreundlich gegen meine Landsleute gestimmt bin, wie man es mir von vielen Seiten vorwirft. Wie dem nun aber auch sei, jedenfalls kann ich Ihnen versichern, daß ich gegen mich selbst nicht freundlicher bin als gegen andere.

Und somit will ich für diesmal mit den besten Wünschen sein

in größter Ergebenheit Ihr Henrik Ibsen.

An Edward Grieg

Dresden, 23. Januar 1874.

Lieber Herr Grieg!

Ich richte diese Zeilen an Sie aus Anlaß eines Planes, mit dessen Ausführung ich umgehe, und weswegen ich Sie fragen möchte, ob Sie mittun wollen.

Es handelt sich um folgendes. Ich beabsichtige „Peer Gynt" — von dem jetzt bald eine dritte Auflage erscheinen wird — für die Aufführung auf der Bühne einzurichten. Wollen Sie die erforderliche Musik komponieren? Ich werde Ihnen in aller Kürze andeuten, wie ich mir die Einrichtung des Stückes denke.

Der erste Akt wird ganz beibehalten, nur mit einigen Strichen im Dialog. Peer Gynts Monolog Seite 23, 24 und 25 möchte ich entweder melodramatisch oder teilweise als Rezitativ behandelt haben. Aus der Szene im Hochzeitshaus, Seite 28, muß mit Hilfe des Balletts weit mehr gemacht werden, als im Buch steht. Hierzu muß eine besondere Tanzmelodie komponiert werden, die sich gedämpft bis zum Schluß des Aktes hinzieht.

Im zweiten Akt muß der Auftritt mit den drei Säterinnen, Seite 57—60, nach Gutdünken des Komponisten musikalisch behandelt werden, aber der Teufel muß drin los sein! Den Monolog Seite 60—62 habe ich mir von Akkorden begleitet gedacht, mithin als Melodram. Dasselbe gilt für die Szene zwischen Peer und dem grüngekleideten Weibe, Seite 63—66. Ebenso muß eine Art von Begleitung zu den Auftritten in des Dovre-Alten Halle gemacht werden, wo im Dialog jedoch bedeutend gestrichen werden soll. Auch die Szene mit dem Krummen, die ganz gegeben wird, muß von Musik begleitet sein; die Vogelstimmen müssen gesungen werden; Glockenläuten und Choralgesang ertönen weit aus der Ferne.

Im dritten Akt brauche ich Akkorde — aber sparsam — für die Szene zwischen Peer, dem Weib und dem Trolljungen, Seite 96—100. Ebenso habe ich mir von Seite 109 oben bis Seite 112 unten eine leise Begleitung gedacht.

Fast der ganze vierte Akt wird bei der Aufführung gestrichen. Statt seiner habe ich mir ein großes musikalisches Tongemälde gedacht, das Peer Gynts Umherschweifen in der weiten Welt andeutet: amerikanische, englische und französische Melodien könnten als wechselnde und wieder verschwindende Motive hindurchklingen. Den Chor Anitras und der Mädchen, Seite 144—145, hört man hinter dem Vorhang in Verbindung mit der Orchestermusik. Währenddessen geht der Vorhang auf, und man sieht wie ein fernes Traumbild das ganz unten auf Seite 164 beschriebene Tableau, worin Solvejg als Frau mittleren Alters singend im

Sonnenschein vor dem Hause sitzt. Nach ihrem Gesang fällt der Vorhang wieder langsam, die Musik wird vom Orchester weiter geführt und geht zur Schilderung des Seesturms über, womit der fünfte Akt beginnt.

Der fünfte Akt, der bei der Aufführung als vierter oder als Nachspiel bezeichnet wird, muß wesentlich gekürzt werden. Von Seite 195—199 ist Musikbegleitung nötig. Die Auftritte auf dem Bootskiel und auf dem Kirchhof werden gestrichen. Seite 221 singt Solvejg, und das Nachspiel begleitet Peer Gynts folgende Reden, worauf es in die Chöre, Seite 222—225, übergeht. Die Szenen mit dem Knopfgießer und mit dem Dovre-Alten werden gekürzt. Seite 254 singen die Kirchgänger auf dem Waldweg. Glockengeläute und entfernter Choralgesang werden während des folgenden durch die Musik angedeutet, bis Solvejgs Lied das Stück beschließt worauf der Vorhang fällt, indem der Choral wieder näher und stärker erklingt.

So ungefähr habe ich mir das Ganze gedacht und erbitte mir nun Nachricht, ob Sie diese Arbeit übernehmen wollen. Wenn Sie darauf eingehen, so wende ich mich sofort an die Direktion des „Christianiaer Theaters", reiche ein eingerichtetes Textbuch ein und sichere uns im voraus die Aufführung des Stückes. Als Honorar gedenke ich mir 400 Speziestaler auszubedingen, die zu gleichen Hälften unter uns geteilt werden. Ich halte es für ausgemacht, daß wir auch auf die Aufführung des Stückes in Kopenhagen und Stockholm rechnen können. Aber ich bitte Sie, die Sache bis auf weiteres geheim zu halten und mir so bald wie möglich zu antworten.

Ihr freundschaftlichst ergebener Henrik Ibsen.

P. S. Meine Adresse hier in Dresden ist: Wettinerstraße 22, zweite Etage.

An Christian Paus

München, 18. November 1877.

Lieber Onkel Christian!

Obgleich ich einer Ihrer nächsten Verwandten bin, fürchte ich doch mit gutem Grund, halbwegs als ein Fremder betrachtet zu werden, wenn Sie aus weiter Ferne diese Zeilen von mir empfangen. Für Unbeteiligte mag es ja auch so aussehen, als hätte ich mich freiwillig und vorsätzlich meiner Familie entfremdet oder wenigstens ein für allemal mich von ihr entfernt. Aber ich glaube sagen zu dürfen, daß unerbittliche Umstände und Verhältnisse von allem Anfang daran wesentlichsten Anteil hatten.

Die Veranlassung, aus der ich Ihnen heute schreibe, lieber Onkel, werden Sie natürlich leicht erraten. Aus ausländischen Zeitungen und auch durch einen Brief von Hedvig erfahre ich, daß mein alter Vater heimgegangen ist, und ich fühle das Bedürfnis, meinen herzlichsten Dank allen Familienmitgliedern auszusprechen, die liebevoll dazu beigetragen haben, ihm so viele Jahre seines Lebens zu erleichtern, und die dadurch in meinem Namen oder an meiner Statt auf sich genommen haben, wozu ich mich bis in die jüngste Vergangenheit hinein außerstande gesehen hätte.

Von meinem vierzehnten Jahr an war ich darauf angewiesen, für mich selber zu sorgen. Ich habe hart kämpfen müssen oft und lange, um mir Bahn zu brechen

und das Ziel zu erreichen, an dem ich jetzt stehe. Wenn ich in all diesen Jahren des Kampfes so äußerst selten nach Hause geschrieben habe, so war der wesentlichste Grund der, daß ich meinen Eltern keine Hilfe und Stütze zu sein vermochte. Es schien mir zwecklos zu schreiben, während ich nicht faktisch und praktisch handeln konnte. Ich hoffte beständig darauf, daß meine Verhältnisse sich bessern würden. Aber das geschah sehr spät, und es ist noch nicht lange her.

Ein großer Trost war es mir deshalb, meine Eltern und nun zuletzt meinen alten Vater von liebenden Verwandten umgeben zu wissen. Und wenn ich jetzt allen denen, die dem Heimgegangenen hilfreiche Hand geleistet haben, meinen Dank ausspreche, so gilt dieser Dank auch für den Beistand und die Erleichterung, die ich dadurch auf meinem Lebensweg gefunden habe. Ja, lieber Onkel, lassen Sie sich gesagt sein und sagen Sie den übrigen Verwandten: was sie alle in Liebe von meiner Verpflichtung und Verbindlichkeit auf sich genommen haben, das war mir während meines Sehnens und Strebens in hohem Maße eine Stütze und hat dazu beigetragen zu fördern, was ich in der Welt hier vollbracht habe.

Während meines letzten Besuches in Norwegen habe ich starke Lust verspürt, Skien und namentlich meine Familie zu besuchen. Aber ich verspürte auch starken Widerwillen, in nähere Berührung mit gewissen dort herrschenden Geistesrichtungen zu kommen, mit denen ich mich durchaus nicht verwandt fühle, und ein Zusammenstoß mit ihnen hätte leicht Unannehmlichkeiten oder wenigstens eine Mißstimmung hervorgerufen, die ich lieber vermeiden wollte. Ich habe jedoch den Gedanken, die alte Heimat meiner Kindheit einmal wiederzusehen, keineswegs aufgegeben. In einem Jahr wird mein Sohn hier zur Universität entlassen, und wir können dann unseren Aufenthalt wählen, wo wir wollen. Wahrscheinlich gehen wir erst auf kürzere Zeit nach Italien und lassen uns dann in Christiania nieder, obschon ich fürchte, daß ich auf die Dauer in Norwegen nicht werde gedeihen oder arbeiten können. Die Verhältnisse, unter denen ich hier lebe, sind weit günstiger. Es sind die Verhältnisse der großen Welt mit Geistesfreiheit und weitem Überblick der Dinge. Doch andererseits fordern ja diese Verhältnisse bedeutendere Opfer von mancherlei Art.

Beigeschlossen sende ich Ihnen meine Photographie. Es ist jetzt siebenundzwanzig Jahre her, seit wir uns gesehen haben, und Sie werden mich natürlich nicht wiederkennen. Aber ich hoffe, wir werden den Tag erleben, da die Familie Gelegenheit haben wird, sich persönlich davon zu überzeugen, ob das Bild dem Original gleicht oder nicht.

Und somit, lieber Onkel, will ich schließen. Empfangen Sie selbst und überbringen Sie der Familie die herzlichsten Grüße von

Ihrem dankbaren und getreuen Brudersohn Henrik Ibsen.

An Lorentz Dietrichson — München, 19. Dezember 1879.

Lieber Freund!

Laß mich Dir vor allen Dingen danken für die Zusendung Deines polemischen

Gedichtes und Dir gratulieren dazu überhaupt wie auch zu der zweiten Auflage, die so rasch nötig geworden ist. Ich hoffe, es werden ihrer bald mehr folgen.

Es hat mir großes Vergnügen bereitet, Deine leichten flüssigen Verse zu lesen, die, wie ich glaube, Dir nicht gar viele nachmachen, und es ist eine ebenso neue wie wirkungsvolle Idee, die Sage vom Kivleslot zur Grundlage des Ganzen zu machen. Und es ist ja auch eine Sache von weittragender Bedeutung, für die Du arbeitest. Aber es kommt mir sehr zweifelhaft vor, ob es gelingen wird, unsere gute norwegische Bevölkerung aufzurütteln und sie stückweise zu reformieren. Es kommt mir zweifelhaft vor, ob es möglich ist, bei uns bessere künstlerische Zustände herbeizuführen, solange nicht der geistige Grund und Boden nach jeder Richtung gehörig ausgerodet und gesäubert ist, und Abfluß geschaffen ist für all die Versumpfung.

Solange eine Bevölkerung es noch für wichtiger hält, Bethäuser zu bauen als Theater — solange sie noch lieber die Zulumission unterstützt als das Museum der Künste, solange kann die Kunst auch auf kein gesundes Gedeihen rechnen, — ja nicht einmal für den Augenblick als eine Notwendigkeit gelten. Ich glaube nicht, daß es viel Zweck hat, die Sache der Kunst mit Argumenten zu vertreten, die aus ihrer eigenen Natur herausgeholt sind, — dieser Natur, die bei uns noch so wenig verstanden oder vielmehr so gründlich mißverstanden wird. Was uns vor allen Dingen nottut, das ist die rücksichtslose Zertrümmerung und gründliche Ausrottung dieses ganzen düsteren mittelalterlichen Mönchstums, das die Anschauung einengt und die Köpfe verfinstert. Meine Meinung ist: vorläufig hat es keinen Sinn, seine Waffen für die Kunst zu brauchen, anstatt gegen das Kunstfeindliche. Ist erst das aus dem Weg geräumt, so können wir bauen. Übrigens soll damit natürlich weder gesagt noch gemeint sein, daß ein warmes, überzeugungsvolles Gedicht wie das Deine nicht seinen erweckenden Einfluß auf viele üben kann; ich meine nur, daß es die Volksanschauung im großen ganzen kaum ändern wird.

Aber, alter Carissimo, laß Dich das nicht anfechten. Fahre nur fort, zu schreiben und zu reden und zu schuften für das, was Du Dir als Lebensaufgabe gestellt hast. Wenn auch kein einzelnes Glied dieses Deines Wirkens zum Ziele führt, so liegt doch immer etwas zur Erweckung und zur Nachfolge Hinreißendes darin, einen Mann zu sehen, wie er alle seine Kräfte für ein einziges Werk einsetzt. Und die Zeit ist in starkem Vorwärtsfließen; und Du bist zähe und hast hoffentlich noch viele Jahre vor Dir, so daß Du sicherlich etwas wenigstens durchsetzen wirst. Das ist in aller Kürze, was ich zu sagen habe; ich bin sicher, daß Du es nicht mißdeuten wirst.

Ich hätte Dir schon längst schreiben sollen, aber die Ausgabe meines neuen Schauspiels und seine Versendung an die Bühnen hatte meine Zeit stark mit Beschlag belegt, zumal gleichzeitig mit dem Original eine deutsche Ausgabe erschienen ist, die mir viel Schererei verursacht hat. Ich setze voraus, daß Hegel,

unser gemeinsamer Verleger, Dich mit einem Exemplar bedacht hat, deshalb habe ich selbst Dir keines geschickt.

Aber jetzt hätte ich beinahe etwas vergessen. Hast Du nicht bemerkt, daß in Deiner Dichtung, in dem Abschnitt: „Ein norwegischer Bildhauer", der Stoff zu einem ganzen fünfaktigen Volksschauspiel liegt? Plan: 1. Akt: Hoch in dem Gebirgsstädtchen. Der Holzschnitzerjunge. Der Kunstenthusiast aus der Hauptstadt entdeckt ihn und nimmt ihn mit. 2. Akt: In Christiania. Der Junge der Held des Tages. Große Hoffnungen. Wird nach Rom geschickt. 3. Akt: In Rom. Künstlerleben und Volksleben usw. 4. Akt: Viele Jahre später. Heimkehr nach Christiania. Vergessen. Alles verändert. 5. Akt: Wieder in der Heimat. Untergang. — Schreibe das mit Gesang und Tanz und Volkstrachten und Ironie und Teufelei. Ich meine wenigstens, das müßte gerade Dir liegen.

Herzliche Grüße für Euch alle von mir und den Meinen.

Dein getreuer Henrik Ibsen.

An Ludwig Passarge

München, 16. Juni 1880.

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie mir, mit einigen Zeilen Ihr geehrtes Schreiben vom 4. d. M. zu beantworten.

Es hat mich sehr gefreut zu hören, daß Sie einen angesehenen Verleger für Ihre Übersetzung des „Peer Gynt" gefunden haben. Aber beim besten Willen sehe ich mich nicht imstande, Erläuterungen zu den vielen Anspielungen des Buches zu geben, die für deutsche Leser etwa unverständlich sein könnten. Denn ich als Ausländer kann ja unmöglich beurteilen, was eine Erläuterung braucht, und was nicht. Aus demselben Grunde halte ich es für zwecklos, mich an Dietrichsohn oder irgend einen anderen Norweger zu wenden. Ich glaube, niemand wird in dieser Sache besser urteilen können als Sie selbst, und wenn Sie über einen oder den anderen Punkt in Ungewißheit sein sollten, so wird es Ihnen gewiß nicht schwer fallen, auf Ihrer künftigen Reise nach Norwegen die nötigen Auskünfte zu erlangen. Im übrigen habe ich den Eindruck, daß Sie die norwegischen Verhältnisse ebenso gut kennen wie jeder Eingeborene.

Ebenso wenig sehe ich mich in der Lage, Ihnen Näheres über die Umstände mitzuteilen, die die Entstehung des „Peer Gynt" veranlaßt haben. Wenn eine solche Darstellung verständlich sein sollte, so müßte ich ein ganzes Buch darüber schreiben, und dafür ist die Zeit noch nicht gekommen. Alles, was ich gedichtet habe, hängt aufs engste zusammen mit dem, was ich durchlebt, — wenn auch nicht erlebt habe. Jede neue Dichtung hat für mich selbst den Zweck gehabt, als geistiger Befreiungs- und Reinigungsprozeß zu dienen. Denn man steht niemals ganz über aller Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft, der man angehört. Deshalb habe ich einmal als Widmungsgedicht dem Exemplar eines meiner Bücher folgende Zielen vorangesetzt:

„Leben heißt — dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in sich.
Dichten — Gerichtstag halten
über sein eigenes Ich.“

Sie kennen das Wort „pusselanker“ nicht. Das ist auch ganz natürlich, denn das Wort wird in der Schriftsprache nicht angewendet. Es bedeutet kleine trippelnde Kinderbeine oder Kinderfüße, und der Ausdruck wird nur von Müttern und Ammen gebraucht, wenn sie mit den Kleinen plaudern.

Der Sinn der Verse, wegen deren Sie anfragen, ist folgender: Peer Gynt, um sein Anrecht auf die Hölle zu begründen, beruft sich darauf, daß er Sklavenhändler gewesen ist. Darauf erwidert „der Magere“, es gebe viele, die schlimmere Dinge betrieben, z. B. das Geistige, Willen und Empfindung in ihrer Umgebung niedergehalten haben. Geschehe dies aber „vaset“, d. h. ohne dämonischen Ernst, so qualifiziere nicht einmal dies zum Einlaß in die Hölle, sondern nur in den „Schmelzlöffel“.

Das ist alles, was ich für diesmal in aller Kürze zu antworten vermag, und indem ich Ihnen eine glückliche und angenehme Reise nach Norwegen wünsche und Sie bitte, von meinen Freunden und Bekannten alle zu grüßen, die Sie etwa da oben treffen, bin ich

Ihr hochachtungsvollst und herzlichst ergebener Henrik Ibsen.

An Sophus Schandorph

Rom, 6. Januar 1882.

Hochgeehrter Herr Schandorph!

Empfangen Sie hiermit meinen herzlichsten Dank für den freundlichen Brief, den Sie die Güte hatten mir zu senden, und verzeihen Sie, daß ich erst heute Zeit finde, ihn zu beantworten.

Ihr Brief ist mir ein willkommener Weihnachtsgruß gewesen mitten in all der Verständnislosigkeit und all den Verdrehungen, deren Gegenstand mein neues Schauspiel in der Heimat gewesen ist.

Ich war darauf vorbereitet, daß ein solcher Lärm sich erheben werde. Wenn gewisse Rezensenten bei uns in Norwegen zu nichts anderem Talent haben, so haben sie doch zum mindesten das unbestreitbare Talent, die Autoren, deren Bücher zu besprechen sie sich unterfangen, gründlich mißzuverstehen und falsch auszulegen.

Aber ist denn wirklich alles nur Verständnislosigkeit? Sind nicht diese Verdrehungen und Entstellungen zu gutem Teil mit dem vollen Bewußtsein ihrer Grundlosigkeit vorgebracht? Ich kann es mir fast nicht anders denken.

Man sucht mich für die Ansichten verantwortlich zu machen, die einzelne Gestalten des Dramas aussprechen. Und doch steht in dem ganzen Buch nicht eine einzige Ansicht, nicht eine einzige Äußerung, die auf Rechnung des Autors käme. Davor habe ich mich wohl gehütet. Die Methode, die Art der Technik, die der Form des Buches zugrunde liegt, hat dem Verfasser ganz von selbst verboten, im

Dialog zum Vorschein zu kommen. Meine Absicht war, beim Leser den Eindruck hervorzurufen, daß er während des Lesens ein Stück Wirklichkeit erlebe. Nichts aber würde in höherem Maße dieser Absicht entgegenarbeiten, als wenn Ansichten des Autors dem Dialog einverleibt würden. Und glaubt man denn in der Heimat, daß ich nicht so viel dramaturgische Kritik besitze, um dies einzusehen? O doch! Ich habe es eingesehen und ich habe danach gehandelt. In keinem meiner Schauspiele hält sich der Autor so fern, ist er so durchaus abwesend wie in diesem letzten Drama.

Dann hat man gesagt, das Buch verkünde den Nihilismus. Keineswegs. Es gibt sich nicht damit ab, überhaupt etwas zu verkünden. Es weist nur darauf hin, daß der Nihilismus unter der Oberfläche gärt, bei uns wie anderwärts. Und so muß es mit Notwendigkeit sein. Ein Pastor Manders wird immer irgend eine Frau Alving vorwärts stacheln. Und eben weil sie Weib ist, wird sie, wenn sie einmal angefangen hat, bis an die äußerste Grenze gehen.

Ich hoffe, Georg Brandes wird durch seinen Artikel im „Morgenblad" entschieden zu einem richtigeren Verständnis des Stückes beitragen. Dieses Blatt hat mir bei verschiedenen Gelegenheiten Wohlwollen bewiesen, und ich bitte Sie, der verehrlichen Redaktion dafür meinen verbindlichsten Dank zu überbringen.

Sie haben mich durch Ihren Brief erfreut und geehrt und zugleich dadurch eine Bekanntschaft eingeleitet, die ich lange zu machen wünschte. Ihre dichterische Tätigkeit war mir und meinem Kreis eine Quelle außerordentlichen Genusses, und ich habe Sie mit großem Vergnügen und Interesse auf Ihren verschiedenen literarischen und kritischen Feldzügen begleitet.

Ich hoffe, daß wir uns da oder dort in der Welt einmal begegnen werden und bin mit Hochachtung

Ihr ergebenster und herzlich dankbarer Henrik Ibsen.

P. S. Sollte aus den obigen Zeilen irgend etwas diesen oder jenen Leser des „Morgenblad" interessieren, so habe ich gegen einen Abdruck nichts einzuwenden.

H. I.

An Emma Klingenfeld

Gossensaß, Tirol, 4. Juli 1883.

Hochgeehrtes Fräulein!

Als ich vor einigen Tagen in den Brief Einsicht nahm, den Sie jüngst die Güte hatten meiner Frau zu senden, wurde ich mir in verstärktem Maße der Versäumnis bewußt, deren ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe, indem ich Ihnen nicht rechtzeitig meinen Dank für das besonders hübsche und freundliche Gedicht ausgesprochen habe, womit Sie mich vor zwei Jahren zu meinem Geburtstag geehrt und erfreut haben. Gestatten Sie mir, hiermit diese meine Pflicht zu erfüllen, und seien Sie mir nicht allzu böse, daß es so spät geschieht.

Ich habe meinen Verleger gebeten, Ihnen die neue Ausgabe des „Festes auf Solhaug" zu schicken; denn ich dachte, es könnte Sie möglicherweise interessieren,

diese Jugendarbeit zu lesen. Daß Sie sich nun damit beschäftigen, das Stück zu übersetzen, freut mich ganz ungemein. Ich glaube, daß Sie ganz besonders dazu befähigt sind, und daß die Übersetzung außerordentlich gut wird. Ich zweifle nicht daran, daß Sie einen Verleger — Reclam oder einen anderen — finden werden, und vielleicht könnten Sie auch Ihre Übersetzung an einigen Bühnen in Deutschland und Österreich zur Aufführung bringen. Wenn ich mir aber erlauben darf, Ihnen in dieser Angelegenheit einen Rat zu geben, so wäre es der, daß Sie sich an einen Berliner Theateragenten von gutem Renommee wenden möchten, der alles Geschäftliche mit den Bühnen in Ihrem Interesse erledigen würde. Entschuldigen Sie in jedem Falle, daß ich mich hier mit diesen mich gar nichts angehenden Dingen befasse!

Ich hoffe, Sie übersetzen die Vorrede des Stückes nicht; sie würde deutsche Leser kaum interessieren; ja, sie würde in Deutschland nicht einmal verstanden werden. Doch ich nehme an, daß Sie in diesem Punkt vollständig meiner Meinung sind.

Daß ich Ihnen meine beiden letzten Schauspiele „Gespenster" und „Ein Volksfeind" nicht gesandt habe, hatte seinen Grund darin, daß diese Stücke Probleme behandeln, die Sie vermutlich weniger interessieren, und ich fürchtete, daß die Zusendung möglicherweise von Ihnen als eine Aufforderung, auch diese Stücke zu übersetzen, aufgefaßt werden könnte — eine Aufforderung, der Sie nach meinem Gefühl nicht mit besonderem Vergnügen hätten nachkommen können.

Ich weiß nicht, ob Sie von dem gewaltigen Sturm gehört haben, den die „Gespenster" seiner Zeit in der nordischen Presse und bei einem großen Teil des skandinavischen Publikums erregt haben? Kein Theater wagte das Stück aufzuführen. Nun hat sich jedoch das Unwetter gelegt, und verschiedene Theaterdirektoren haben das Recht erworben, das Stück kommenden Winter zu spielen.

Es hat uns sehr interessiert zu hören, daß Sie jetzt im Begriff sind, eine skandinavische Sommerfahrt anzutreten. Wir wollen nur wünschen, daß sie unter günstigen Umständen vor sich gehen möge, und daß Sie namentlich mit dem Wetter Glück haben! Alle Berichte melden in diesem Jahr von einem prachtvollen Sommer da oben.

Erlauben Sie mir, Ihnen zu Ihrem großartigen Unternehmen, „Adam Homo" zu übersetzen, meinen besten Glückwunsch auszusprechen. Ich zweifle nicht, daß die Übersetzung in jeder Hinsicht geglückt ist, und werde sehr bald Gelegenheit haben, mich selbst davon zu überzeugen.

Ich habe meine Frau um die Erlaubnis gebeten, Ihren freundlichen und liebenswürdigen Brief an ihrer Stelle beantworten zu dürfen. Sie selbst legt deshalb nur eine Visitenkarte mit Angabe der Adresse ihrer Mutter in Kopenhagen bei.

Und nun, liebes, hochverehrtes Fräulein, für diesmal ein herzliches Lebewohl. Möge das Glück Ihnen auf Ihrer Nordlandfahrt günstig sein! Grüßen Sie Ihre verehrte Familie von uns; ebenso Heyses, wenn sie in München sind, und ferner

alle die Freunde und Bekannte, die Sie im Norden etwa sehen — ganz besonders Brandes, ebenso seine Frau. Ihr ergebener und dankbarer Henrik Ibsen.

An Frederik Hegel

Gossensaß, 2. September 1884.

Lieber Herr Justizrat!

Zugleich mit diesem Brief sende ich Ihnen das Manuskript meines neuen Schauspiels „Die Wildente", das mich in den letzten vier Monaten Tag für Tag beschäftigt hat, und das ich nun, da ich mich von ihm trennen muß, immerhin ein wenig entbehren werde. Die Menschen dieses Stückes sind mir trotz ihren mannigfachen Gebrechen durch den andauernden, täglichen Umgang doch lieb geworden. Aber ich habe die Hoffnung, daß sie auch im großen lesenden Publikum und nicht zum mindesten unter dem Volk der Schauspieler gute, wohlwollende Freunde finden werden: denn sie bieten alle ohne Ausnahme dankbare Aufgaben. Aber das Studium und die Wiedergabe dieser Menschen wird nicht leicht sein, und mit Rücksicht auf die Theater wäre es deshalb wünschenswert, wenn das Buch rechtzeitig in der Saison eingereicht werden könnte. Die nötigen Begleitbriefe werden Ihnen zu gütiger Besorgung zugehen.

Dieses neue Stück nimmt in meiner dramatischen Produktion gewissermaßen einen Platz für sich ein; der modus procedendi ist in mancher Hinsicht abweichend von meiner früheren Methode. Ich will mich jedoch hierüber nicht weiter aussprechen. Die Kritiker werden hoffentlich die Punkte schon herausfinden; auf jeden Fall werden sie Verschiedenes zum Streiten, Verschiedenes zum Auslegen finden. Daneben wird, glaube ich, die „Wildente" vielleicht einige von unseren jüngeren Dramatikern auf neue Wege locken, und das würde ich für sehr wünschenswert halten.

Es ist jetzt meine Absicht, mich ordentlich auszuruhen, bis sich neue Pläne ernsthaft zu melden beginnen. Wo wir den Winter zubringen werden, weiß ich noch nicht. Wenn sich die Cholera in Rom oder Umgegend zeigen sollte, möchten wir uns fürs erste nicht dahin begeben. Jetzt bleibe ich vorläufig hier, wo wir trotz der hohen Lage noch vollen Sommer haben.

Wie Sie wohl wissen, wohnen Björnsons gegenwärtig hier in der Nähe, in Schwaz, — zwei bis drei Stunden Eisenbahnfahrt nördlich von Gossensaß. Auf ihre Einladung reise ich an einem der nächsten Tage hin und besuche sie; wir haben uns nun über zwanzig Jahre nicht gesehen. Vielleicht kommt auch Jonas Lie von Berchtesgaden aus hin; doch das ist ungewiß.

Gestatten Sie mir nun, Ihnen meinen besten Dank auszusprechen für die große Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, die meine Frau und mein Sohn während des Aufenthaltes in Kopenhagen von Ihnen und Ihrer lieben Familie erfahren haben. Nachdem sie das Nordkap erstiegen haben, bringen sie jetzt den Sommer am Selbosee oben im Drontheimischen zu. Wann sie hierher kommen, ist noch unbestimmt.

Mit vielen Grüßen für Sie und die Ihrigen bin ich

Ihr herzlich ergebener und dankbarer Henrik Ibsen.

An Björnstjerne Björnson   Gossensaß, 29. September 1884.

Lieber Björnson!

Ich wollte Dir in Sachen des Theaters schreiben; zufällige unaufschiebbare Korrespondenzen haben mich bis jetzt verhindert.

Wenn man solange wie ich mit der Leitung eines Theaters zu tun gehabt und sich so ausschließlich wie ich mit dramatischen Arbeiten beschäftigt hat, so kann es ja nicht fehlen, daß sich die Lust, praktisch Hand anzulegen, oft mit Macht meldet. Das Theater hat etwas Verführerisches; und beide Male, wo Du nun diesen Gedanken mir nahegelegt hast, haben Unruhe und Verlangen mein Inneres ergriffen. Außerdem kommt es zuweilen vor, daß sich bei mir der Mangel einer festen und verpflichtenden Tätigkeit fühlbar macht. Es wären also für mich Beweggründe genug vorhanden, nach Hause zu reisen und Theater zu übernehmen, wenn dergleichen tunlich wäre.

Aber das Unglück ist, daß es zurzeit ganz und gar nicht tunlich ist. Die Partei, die am Theater die Macht hat, ist mir sicherlich nicht günstiger gesinnt als Dir. Meine Frau schreibt jetzt gerade aus Norwegen: „Nie hätte ich geglaubt, daß wir bei der Rechten dermaßen schlecht angeschrieben sind, wie dies aus mannigfachen Zeichen zu schließen der Fall ist." Ich bin keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß die Beobachtung richtig ist. Mir die Leitung des Theaters anbieten, hieße deshalb dasselbe, wie sich und das Theater in ein feindliches Verhältnis zu einer Menge wohlhabender Familien und Persönlichkeiten bringen, deren Unterstützung das Institut nicht entbehren kann. Deshalb geschieht es auch nicht. Ich werde sicherlich nie Leiter des Theaters, solange die jetzige Repräsentantenschaft am Ruder ist.

Du wirst vielleicht einwenden, daß ich trotzdem nach Norwegen gehen und versuchen könnte, zunächst als privater Reformator zu wirken, die Vollendung des neuen Theaterbaues zu beschleunigen und dadurch möglicherweise zur Schaffung neuer Zustände beizutragen, so daß meine Wahl zum Leiter des Theaters denkbar würde. Dies alles könnte vielleicht geschehen, wenn ich ausreichende Mittel hätte, um unterdessen leben zu können. Aber das habe ich nicht. Ich habe noch bei weitem nicht so viel zurücklegen können, daß es für mich und die Meinigen ausreichen würde, falls ich meine literarische Arbeit einstellte. Und einstellen müßte ich sie, wenn ich in Christiania lebte. Nicht an die vielen aufreibenden Theatergeschichten denke ich hier zunächst. Nein, die Sache ist die — ich würde nicht rückhaltlos und frei von der Leber weg schreiben können da oben. Und das ist für mich gleichbedeutend damit, gar nicht zu schreiben. Als ich vor zehn Jahren, nach abermals zehn Jahren der Abwesenheit den Fjord hinauffuhr, da fühlte ich, wie sich mir die Brust in Beklemmung und Unbehagen buchstäblich zusammenschnürte. Dieselbe Empfindung habe ich während meines ganzen Aufenthaltes da oben gehabt: ich war nicht mehr ich selbst unter all diesen norwegischen kalten und verständnislosen Augen, die aus den Fenstern und auf den Bürgersteigen blickten.

Ich muß deshalb noch ein Jahr lang zusehen. Wenn sich Regierung und

Storthing vornehmen, die Dichtersolde so zu erhöhen, daß ich pekuniär unabhängig gestellt wäre, so könnte ich wohl dem Theater zuliebe meinerseits ein Drama oder zwei zunächst ungeschrieben lassen. Und ich meine, unsere herrschenden Politiker sollten uns Gerechtigkeit widerfahren lassen und uns einen Ersatz für den großen Verlust gewähren, den wir durch den Mangel an Literarkonventionen mit dem Ausland erlitten haben und noch immer erleiden. Die verehrten Herren sollten auch bedenken, daß sie wahrlich nicht so daständen, wie sie jetzt in den Augen des norwegischen Volkes dastehen, wenn nicht unsere neuere Dichtung das Verständnis vorbereitet hätte. Mir scheint auch, daß sie nicht gar so abgeneigt sind, wenn es Belohnungen und Vergütungen für sie selber gilt.

Aber es gibt noch eine Rücksicht. Glaubst Du, es wäre für Björn wünschenswert, wenn ich nach Hause käme? Ich bezweifle es. Ich glaube, er wird sich in seiner Stellung als artistischer Leiter unter Schröder als Chef frei und ungehemmt fühlen. Und was für einen wesentlichen Nutzen könnte ich schaffen, solange in dem scheußlichen, engen alten Kasten gespielt wird? Das jetzige Gebäude ist unbrauchbar für die artistischen Reformen, deren Einführung ich für wünschenswert hielte. Björn wird das auch bald erkennen, wenn er es nicht schon erkannt hat. Er wird genötigt sein, seine künstlerischen Inszenierungsabsichten so ungeheuer herabzumindern, daß er bald mit mir darin übereinstimmen wird, daß wir, wenn unsere theatralische Kunst nicht zu Grunde gehen soll, ein zeitgemäßes Schauspielhaus haben müssen.

Dies für heute. Herzliche Grüße Euch allen. Dein getreuer Henrik Ibsen.

An Frederik Hegel

München, 5. Januar 1887.

Lieber Herr Justizrat!

Gestatten Sie mir hierdurch die Bitte, mir gütigst ein Tausend Kronen in deutschen Banknoten oder als Wechsel senden zu wollen.

Ich führe gegenwärtig ein Leben, das für meine Person ungewöhnlich unstet ist. Kaum bin ich nach der Meininger Festwoche einigermaßen zur Ruhe gekommen, so muß ich wieder weg. Ich reise übermorgen, und diesmal geht die Fahrt nach Berlin, wo Sonntag den 9. d. M. die „Gespenster" am Residenz-Theater aufgeführt werden sollen. Am liebsten wäre ich zu Hause geblieben, doch nach den vielen Aufforderungen, die ich erhalten habe, kann ich ein Erscheinen nicht gut ablehnen, um so weniger, als die „Gespenster" in Deutschland eine brennende literarische und dramatische Frage geworden sind.

Ich bin darauf vorbereitet, in Berlin auf mancherlei Widerstand bei der konservativen Presse zu stoßen. Aber auch dies ist für mich ein Grund mit, anwesend zu sein.

In Meiningen hat mir der Herzog eine beinahe demonstrative Auszeichnung zu teil werden lassen, indem er mir am Tage nach der Vorstellung — wie es im Diplom heißt „als Zeichen seiner Verehrung und Bewunderung" — die Insignien eines Ritters des Sächsisch-Ernestinischen Ordens erster Klasse mit dem Stern verliehen hat.

Sie müssen nicht glauben, daß ich dies aus Eitelkeit erwähne. Aber ich leugne

nicht, daß es mich freut, wenn ich an die dumme Verketzerung zurückdenke, deren Gegenstand das Stück so lange in unseren Heimatländern war.

Mit verbindlichstem Dank für die übersandten Bücher und mit unseren besten Grüßen für Sie und Ihre Kinder bin ich

Ihr herzlich ergebener Henrik Ibsen.

An Camilla Collett

München, 3. Mai 1889.

Liebe Frau Collett!

Ich weiß nicht, was Sie denken und glauben müssen von mir, der nun länger als zwei Monate Ihren tiefen und inhaltreichen Brief hat liegen lassen, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Aber es kam gerade um die Zeit gar manches dazwischen. Gar manches, das mich so durchaus vom Schreibtisch fern hielt. Erst mußte ich nach Berlin. Und dann ganz unerwartet nach Weimar. Erst jetzt kann ich sagen, daß ich so einigermaßen wieder zur Ruhe gekommen bin.

Erlauben Sie mir denn deshalb heute, Ihnen mit einigen Worten meinen herzlichsten Dank zu senden für das Verständnis, das die „Frau vom Meere" bei Ihnen gefunden hat.

Daß ich gerade bei Ihnen zu allererst auf ein solches Verständnis rechnen dürfte, davon war ich ja von vornherein so ziemlich überzeugt. Aber es machte mir doch eine unbeschreibliche Freude, diese Hoffnung so bestätigt zu sehen, wie es durch Ihren Brief geschah.

Ja, es gibt Berührungspunkte. Sogar viele. Und Sie haben sie gesehen und gefühlt. Ich meine, was mir nur wie eine Ahnung erscheinen konnte.

Aber es ist nun viele Jahre her, daß Sie durch Ihren geistigen Lebensgang in irgend einer Form hineinzuspielen begannen in meine Dichtung.

Glauben Sie mir, meine Gattin und ich, wir beschäftigen uns dauernd mit Ihnen in unseren Gedanken wie in unseren Gesprächen. Im Winter hörten wir, daß Sie in Berlin seien. Und da freuten wir uns so sehr darauf, daß wir Sie hier in München wiedersehen würden. Aber es sollte also diesmal nicht sein. Für den kommenden Sommer haben wir noch keine Reisepläne entworfen oder entwerfen können. Doch möglicherweise fügen sich die Verhältnisse so, daß wir unseren Weg nach Norden nehmen können, und dann werden wir uns wohl auf alle Fälle sehen.

Meine Frau sendet Ihnen tausend Grüße. Ich ebenso.

Ihr ergebener Henrik Ibsen.

An Moritz Prozor

München, 23. Januar 1891.

Herrn Grafen Prozor.

Herr Luigi Capuana hat Ihnen, wie ich mit Bedauern sehe, durch seinen Vorschlag die Schlußszenen in „Puppenheim" für die Bedürfnisse der italienischen Bühnen zu ändern, eine ganz erhebliche Mühe verursacht.

Ich bin augenblicklich nicht in Zweifel, daß Ihre Variante dem Vorschlage des

Herrn Capuana bei weitem vorzuziehen wäre. Aber die Sache ist die: ich kann mich unmöglich darauf einlassen, direkt meine Autorisation zu irgend welchen Änderungen am Ausgange des Dramas zu geben. Ich könnte beinah sagen, gerade der Schlußszene wegen ist das ganze Stück geschrieben.

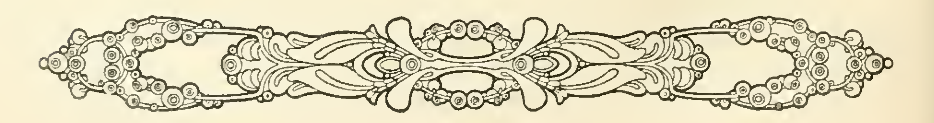
Und dazu kommt, daß ich glaube, Herr Capuana irrt sich, wenn er fürchtet, das italienische Publikum sei nicht imstande, meine Arbeit zu verstehen oder zu billigen, falls sie in ihrer ursprünglichen Gestalt auf die Bühne gebracht wird. Auf alle Fälle muß der Versuch gemacht werden. Stellt es sich dann wirklich heraus, daß es durchaus nicht geht, dann mag Herr Capuana auf eigene Hand Ihre Redaktion des Schlusses benutzen, jedoch ohne daß ein solcher Schritt von mir formell gebilligt oder autorisiert wird.

Ich habe in meinem Brief an Herrn Capuana, der gestern von hier abging, mich in aller Kürze zu der Sache geäußert, und ich hoffe, daß er seine Bedenken aufgibt, solange er nicht durch die Erfahrung die Bestätigung erhalten hat, daß sie wirklich begründet sind.

Zu der Zeit, als das „Puppenheim" noch neu war, habe ich notgedrungen meine Einwilligung dazu gegeben, daß der Schluß für Frau Hedwig Niemann-Raabe, welche die Nora in Berlin spielen sollte, geändert wurde. Aber damals gab es für mich keine Wahl. In literarischer Beziehung war ich ja in Deutschland rechtlos und konnte also nichts verhindern. Und außerdem lag das Stück in seiner ursprünglichen Form, also unentstellt, vor und war dem deutschen Publikum zugänglich durch die deutsche Ausgabe, die damals schon gedruckt und im Buchhandel erschienen war. Mit dem veränderten Schluß hielt das Stück sich nicht lange auf dem Repertoire. Unverändert dagegen wird es immerzu gespielt.

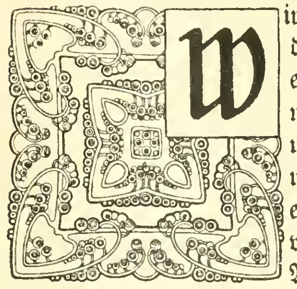
Auf inliegenden Brief des M. Antoine habe ich geantwortet, indem ich ihm für seine Absicht dankte, auch die „Wildente" zur Aufführung zu bringen, aber auch den dringenden Wunsch ausdrückte, daß er Ihre Übersetzung benutzen möchte. Wie er sich entscheiden wird, das weiß ich nicht. Aber da das „Théâtre libre" wesentlich als ein Privatverein zu betrachten ist, so gibt es kaum eine Möglichkeit, durch Rechtsmittel Protest einzulegen, — ein Schritt, der vielleicht auch aus verschiedenen Gründen nicht zu empfehlen wäre. Ich lege übrigens die Entscheidung dieser Frage ganz in Ihre Hände, überzeugt, daß Sie das richtigste Verfahren schon herausfinden werden.

Mit einem hochachtungsvollen Gruß an die Frau Gräfin und mit einem herzlichen Dank für alle Güte und alles Wohlwollen, die Sie mir erwiesen haben, bin ich Ihr ergebener und dankbarer Henrik Ibsen.



Dialog vom Marsyas/ von Hermann Bahr

„Man soll immer nur mit den Edelsten umgehen; alles Uebrige ist Erniedrigung." Wagner.
„Procul o! procul este, profani." Vergil.



Wir sahen an, was der Sammler, oder wie er, aus den dunklen Zuständen der Heimat abgelöst, um betrachtend, erhorchend durch die Welt zu schweifen, sich jetzt lieber nennen hört: der Planet, von der Reise mitgebracht, und waren eben dabei, uns nach diesen Photographien und wie er sie uns, Erinnerung aus seinen Heften ergänzend, kräftig zu beleben verstand, die Zeichnungen vorzustellen, die im fünften Saal der venezianischen Akademie sind. Erst wurden die des Leonardo bewundert, wenn auch unser junger Künstler, der Respekt nicht kennt und sich immer nur an sein lautes Gefühl hält, von diesen bizarren, bald schauerlichen, bald lächerlichen, niemals natürlichen, immer heftig über irdisches Maß hinausgetriebenen Köpfen fand, sie wären nicht gesehen, sondern Leonardo hätte hier damit gespielt, menschliche Stirnen oder Nasen oder Lippen willkürlich als bloße Linien zu behandeln, an welchen er beliebig, mit Verachtung der Wahrheit, seinen Übermut ausgelassen, in einer gewiß amüsanten, aber doch die Treue des wahren Zeichners, er nannte Dürer, verletzenden Art. Doch nahm sich der Meister, bei dem wir versammelt waren, der Blätter an, indem er, ähnlicher in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand und auch in unserer Albertina gedenkend und auf den Vasari verweisend, nach welchem sie keineswegs Karikaturen, sondern Abbildungen aus dem Leben wären, uns bat zu beachten, wie groß es wirke, daß diesen Zeichnungen jeder Gedanke an einen Zuschauer fehlt, und wie Leonardo sichtlich in seine Werke doch immer nur sich selbst eingetragen habe, was sein Auge sah, sein Sinn vernahm, unbekümmert, ob es gefallen oder empören würde. Wenn erzählt wird, fuhr er fort, daß er oft Verbrechern zum Galgen folgte, um die Zeichen der Todesangst auf ihren Stirnen zu sehen, oder auch daß er gern seltsam aussehende Leute, sei es daß er in ihrem Antlitz eine besondere Tücke oder aber einen ungewöhnlich komischen Streich der Natur fand, zu sich in das Haus gelockt habe, um ihnen beim Essen mit munteren Freunden solche Späße vorzutragen, daß sie, darüber und durch den Wein erregt, aus vollem Halse lachen mußten, so wollen wir uns erinnern, daß er ebenso später, als ihm Lisa, die Frau des Messir Giocondo, saß, sie mit lieblicher Musik umgab, bis leise, von so süßen Tönen angezogen, Lächeln auf ihre Wangen glitt. Denn er wußte, wessen die Natur fähig ist, wenn sie gereizt wird, aber daß sie, leichten oder trägen Sinnes und auch immer gleich wieder von neuen Wünschen abberufen, es gern beim ersten Versuche vergeßlich bewenden läßt, weshalb sie den strengeren Künstler braucht, um sich auszuführen und zu vollenden. Er ging ihr nach, soweit sie kommt. Oft aber ließ er sie, die

schnell ermüdet, dann hinter sich zurück und wir haben doch erst durch ihn erfahren, was aus ihr, denkt man sie aus und hilft ihr nach, alles werden kann, sowohl nach der Seite der Schönheit hin, als auch, wie hier, nach der anderen Seite; er war freilich zu tief eingedrungen, um noch das Schöne und das Andere zu trennen, bis in solchen Grund, wo diese Begriffe verloren sind. So meinte der Meister und schlug nun ein neues Blatt auf, aus jenem Skizzenbuch, das einst dem Rafael zugeschrieben war, sagend: „Hier seht her, um die Macht Leonardos zu fühlen, was sie gewesen ist, indem Ihr, noch seinen rein aufnehmenden Geist in den Augen, jetzt die anderen vergleicht, welche, während sie die Natur anzuschauen glauben, den Blick nicht vom Publikum lassen können. Immer fragen es ihre Gestalten: Bin ich nicht lieb? Was es ihnen denn, geschmeichelt, auch prompt mit Bewunderung vergilt."

Da wies der Sammler, der gerecht ist, während uns der Meister oft wiederholt, solche Tugend solle man lieber den Himmlischen überlassen, noch ein Blatt der venezianischen Sammlung her, dieses wirklich von Rafael, wie er beteuerte, nämlich den Marsyas mit dem Apoll, jenem Bilde im Louvre ähnlich, das als der Rafael des Morris Moore bekannt, übrigens auch ungewiß ist, früher dem Mantegna zugewiesen, dann von manchen dem Perugino, jedenfalls als ein Umbrisches Werk erkannt. Von seinen Wanderungen und den Vermutungen der Kenner erzählte der Sammler nun, auch gab er an, worin es anders als die Zeichnung ist, auf welcher die Burg, die das Bild in blühender Gegend zeigt, die Leier, der Köcher und die Pfeile des Gottes fehlen, dieser aber dafür durch einen in seiner stillen Linie fast wie Musik süß wirkenden Stamm von seinem Gegner geschieden ist. Und dann beschrieb er uns noch mit Worten das Blatt, indem er es zugleich zärtlich, fast lüstern, von leisen Fingern anzufühlen erfreut war, um es mit allen Sinnen zu schmecken, und sprach: „Es ist in einem blaßrosigen Schimmer gehalten, nur an den Haaren des Gottes dunkler, in der Landschaft aber weiß. Links sitzt Marsyas auf einem Trunk, ein turnerisch ausgebildeter junger Mensch, leicht vorgebeugt, und die leise Neigung des Körpers, die behutsam die Flöte mehr wie liebkosende Hand und der in Vergessenheit der ganzen Welt und völliger Versunkenheit erloschene Blick lassen uns die Andacht, ja fast Angst des Künstlers empfinden, der nach seinen inneren Stimmen hinlauscht; alles an ihm ist durch ein starkes Gefühl von Ergriffenheit oder Sehnsucht gebunden. Apoll aber steht aufrecht da, den rechten Arm in die Hüfte gelegt, während sich die linke Hand um seinen langen Stab schließt. Das Haupt, von dem Locken an den Hals und in den Nacken ringeln, mit bekränzter Stirne, ein wenig gesenkt, blickt er zum Bläser lässig mit unbewegter Miene hin, die freilich unser Meister, der anderes bei sich hegt, vielleicht wieder leer, am Ende sogar kokett finden wird, während mir doch ist, als ob man die leise Verachtung, in welcher sich der schaffende Geist vor den dumpfen Bemühungen unbewußter Kraft zu sichern weiß, kaum liebenswürdiger ausdrücken könnte."

„Dies also, fragte der Meister, scheint dir der Sinn des Blattes zu sein?" Und

lächelnd wendete er sich dem jungen Künstler zu: „Du verzeihst, wenn wir, was dich, und du hast ja für dich ganz recht, nervös macht, uns doch nicht abgewöhnen können, in Werken der Kunst einen Sinn zu suchen.“

„Da die Zeichnung vortrefflich ist, sagte der Künstler, aufmerksam über das Blatt gebeugt, mag sie immerhin einen haben.“

„Sie ist es, bestätigte der Meister. Ich verkenne Rafael nämlich durchaus nicht, wie der Planet zu glauben scheint. Es hat vielleicht kein Maler je mehr Talent gehabt. Das weiß ich schon, nur müßt Ihr mir erlauben, Talent, wenn es losgelöst ist, nicht so zu schätzen, wie meistens geschieht. Wenn es nicht auf einer großen Natur ruht und durch diese sozusagen entschuldigt wird, kommt es mir eher unheimlich vor. Übrigens aber achte ich Rafael, weil er schön war und sich nicht geplagt hat. Auch an diesem Blatt gefällt mir, daß es keine Mühe zeigt, sondern jene kindlich, bisweilen freilich schon auch fast kindisch unschuldige Lust an gefälligen und angenehmen Linien, die sich dieser doch sonst so sehr verdorbene Mensch wie durch ein Wunder bewahrt hat. Gedacht aber wird er sich kaum viel dabei haben.“

„Wenn ich dich recht verstehe, griff nun der Arzt ein, zum Sammler gewendet, so meinst du, er stelle hier den, der seine Kunst kann und bedacht hat, gegen den nur gefühlvollen Dilettanten oder wie wir heute sagen würden: den Künstler gegen den Naturalisten auf. Das ließe sich ja hören, aber ich würde dann doch um einen anderen Marsyas bitten müssen, wie zum Beispiel ich mich erinnere, daß der in Hellbrunn bei den Wasserkünsten ist, schon an die Fichte gebunden und vom Skythen, der das Messer wetzt, bedroht, wirklich ein so ruppiger Kerl, daß man dem Apollo seinen Sieg gönnt. Dagegen dieser hier, wie still und versonnen er sitzt, eher in der Haltung eines sanften bukolischen Dichters, ist mir dazu viel zu manierlich.“

„Ich gebe ja zu, sagte der Sammler, daß der Ausdruck niemals Rafaels starke Seite war. Was irgend eine Gestalt oder Situation, sei es der Mythen, sei es unserer Legenden, bedeuten mag, ist ihm im Grunde gleich und doch eigentlich immer nur ein Vorwand, sich in der Darstellung edel gegliedeter Menschen zu ergehen. Wie seine Madonnen, unsere im Grünen oder die mit dem Stieglitz oder die schöne Gärtnerin, anmutig sitzende junge Frauen sind, nicht heiliger, als es für das Gefühl des Künstlers auch die zierlichen dünnen Bäumchen neben ihnen sind, so werden hier nur zwei Jünglinge gezeigt, ein innig wünschender und ein stolz verachtender, und nur leise schimmert der alte Sinn der Fabel doch noch hervor, der natürlich viel stärker an jenem gierig taumelnden Marsyas wirkt, wie ihn die Alten gebildet haben.“

„Von dir, Planet, sagte der Meister da, wundert es mich eigentlich, auch dich so schlecht hin die Alten sagen zu hören, wie dies viele tun, da doch dir bekannt sein muß, daß es auch unter ihnen frühe und späte und zur selben Zeit wieder von verschiedenen Gesinnungen und, was wichtiger ist, immer solche von Talent und andere ohne Talent gab. Von „den Alten“ zu sprechen ist nicht viel klüger

als von „den Deutschen", zu welchen auch schließlich Wolfram von Eschenbach ebenso wie Paul Lindau gehört."

So will ich denn, erwiderte der Sammler, obwohl ich einwenden könnte, daß damals in der Kunst der Einzelne geringer, die Nation mächtiger und es, wie schon Lessing in jener Abhandlung über den Tod bemerkt hat, Sitte war, die sinnliche Vorstellung, welche ein geistiges Wesen einmal erhalten hatte, getreulich beizubehalten, dennoch will ich sagen, woran ich im besonderen gedacht habe, nämlich an den Marsyas, wie er auf dem Relief von Mantinea erscheint. Ihr wißt, daß dies drei Platten sind, im Jahre 1887 gefunden und auf eine Stelle im achten Buche des Pausanias bezogen, nach welcher es manche für ein Werk des jungen Praxiteles behaupten, aus jener Zeit, als er mit seinem Vater und dem Xenophon in Arkadien war. Andere zweifeln das freilich an, ich aber stimme mit unserem Freunde Ubell, der es, nach der „lautlosen Art" seiner Komposition, wenn schon nicht für die Hand, so doch für die Werkstatt des Praxiteles anspricht. Hier ist nun der Gegensatz ganz wunderbar ausgedrückt: der Musen, die wie in den Genuß ihrer seligen Ruhe versunken scheinen, besonders die eine, welche sitzt, die Hände sanft an der Guitarre, und des Apoll, der, reich gekleidet, eine sehr große und kostbare Leier im Schoß, in feierlicher Stille und achtlos harrt, zum Rasen des stürmischen Marsyas, der hier wirklich der wilde Waldmensch ist, der θήρ, das Untier, das toll geworden ist, schnaubend von dampfenden Wallungen, geschüttelt durch Leidenschaft und wie verzückt, einem Derwisch gleich, den die Dämonen drehen, auf den ersten Blick als einer aus dem Schwarm des Bakchos, Sabazios oder Bassareus erkenntlich, den Sabaden und Mänaden verwandt, wie er denn bei Herodot einmal ausdrücklich der Silen und später oft schlechtweg der Satyr heißt. Oder Ihr mögt Euch an den im Lateran erinnern, den Ihr ja doch alle kennt, den mit den Castagnetten, der sich auch gleich als dionysisch verrät. Die Griechen haben eben immer zwischen dem Apoll und dem Dionysos geschwankt, von beiden verführt, bei keinem beruhigt, ewig unstät hin und her, und vielleicht macht dies eben ihre Kultur aus, dazwischen in der Mitte zu sein. So stellen sie bald den Pentheus auf, als eine Warnung für den Verstand, sich nicht gegen den Instinkt zu erfrechen, bald den Marsyas, um dem Instinkt mit dem Verstande zu drohen, wobei es denn nur in der Ordnung ist, wenn jenen Sieg schrankenlos musikalischer Macht die von ihr ergriffenen Dichter verkünden, diesen aber des ruhig anschauenden Gottes die Bildhauer, seine Schüler."

„Euch hat doch dieser Nietzsche schon ganz verdreht, sagte jetzt der Grammatiker. Diese ganze Art, wie Ihr meint, man hätte damals Statuen aufgestellt wie Tafeln für die Bürger, um sich daran in Zweifeln des Gewissens Rats erholen zu können, mag ich gar nicht begreifen. Ich sehe hier einen, der die Zither spielt, mit einem um die Wette, der die Flöte bläst, und denke mir, daß diese beiden Gilden oder Zünfte von Musikanten, verzankt und aufgebracht, solchen Tratsch gegen einander erfinden mochten."

Plötzlich fiel hier der Meister ein: „Hast du eine Abbildung des Reliefs da? Ich erinnere mich nicht mehr genau.“

„Nein, sagte der Planet, aber du findest es im Collignon.“

Der Meister holte den Band, um nachzuschlagen, und nahm noch andere Bücher her. Indessen fuhr der Grammatiker fort: „Genügt Euch das aber noch nicht, so nehmt meinetwegen an, die Athener ... denn die Geschichte ist athenisch, mit einer Spitze gegen alles böotische Wesen ... hätten damit sagen wollen, daß ihrem empfindlicheren Gehör der lärmende und aufrührerische Schall der Flöten zuwider geworden war.“

„Zuwider kaum, sagte der Arzt. Das stimmt nicht. Eher gefährlich. Sie haben vielleicht Furcht vor ihr bekommen. Uns wird es freilich schwer, dies zu begreifen, weil wir jetzt in der Musik noch ganz anderen Tumult gewohnt sind. Dieses ganz frische Volk aber muß von einer unglaublich empfindlichen und erregbaren Nervosität der Ohren gewesen sein, der Töne, die für uns nicht einmal mehr besonders laut sind, schon unerträglich grell und heftig klangen.“

„Das ist wahr, bestätigte der Sammler. Ich erinnere mich, daß Pausanias, wo er das Gemälde des Polygnot in der delphischen Lesche beschreibt, von den Phrygern in Kelainai erzählt, sie behaupteten, es habe sich in ihrer Schlacht gegen die Galater Marsyas aus dem Flusse erhoben, in welchen er verwandelt worden, und ihre Feinde durch sein Flötenspiel geschlagen. Wie muß den Griechen die Flöte geklungen haben, daß man ihr zutrauen konnte, durch ihren bloßen Ton ein Heer zu vertreiben!“

„Das beweist auch, sagte der Arzt, ihr Gebrauch in der Medizin. Sie sollen mit der Flöte das Ischias geheilt haben. Besonders aber scheint sie zur Kur gegen jene merkwürdige Tollheit verwendet worden zu sein, die ihnen Enthusiasmus oder Korybantiasmus hieß. Bei solchen Erkrankungen des Gemüts, die wir uns wohl als eine Art Veitstanz zu denken haben, fanden sie, daß, um den inneren Sturm zu beschwichtigen, nichts besser als äußerer Lärm sei, wie ja auch Ammen, um unruhige Kinder einzuschläfern, sie schütteln und singend mit ihnen tänzeln, was ruhige dagegen aufwecken würde. Durch diesen Vergleich sucht uns Plato die Heilungen mit rauschender Musik zu erklären, die auch dem Aristoteles sehr interessant waren und ihn auf seinen Begriff der tragischen Katharsis gebracht haben mögen. War ihnen aber die Flöte so stark, dann verstehen wir, daß sie es rätlich fanden, sie wie ein schlimmes Gift nur als Arznei in extremis anzuwenden, die Gesunden aber vor ihr zu bewahren. Und wie wir heute in Zeitungen oder Versammlungen gegen den Tabak oder Alkohol predigen, dachten sie vielleicht zur Warnung diese Geschichte vom Marsyas aus.“

Der Meister ließ nun die Bücher, in welchen er nachgesehen hatte, und sagte: „Daran aber denkt keiner von Euch, wer im Symposion mit Marsyas verglichen wird? Ratet.“

„Aber natürlich, fiel der Grammatiker ein: Sokrates ist es, den der trunkene Alkibiades mit dem Marsyas vergleicht.“

„Ja, sagte der Meister, und nicht bloß an Gestalt, was, meint er frech, Sokrates selbst nicht leugnen werde, sondern auch sonst, dem Wesen nach. Denn erstens, fragt er ihn, bist du nicht ein Frevler? Gestehst du das nicht zu, so will ich Zeugen bringen. Und bist du kein Flötist? Wahrlich ein viel erstaunlicherer noch als jener. Der hat nämlich die Menschen durch die Gewalt seines Mundes mit Hilfe der Flöte bezaubert, du aber ohne Flöte durch bloße Worte allein. Dies dürfen wir ja nun freilich nicht schwerer nehmen, als es beim Mahl gemeint ist, obwohl Alkibiades noch ausdrücklich versichert, es sei nicht spöttisch vorgebracht, sondern im vollen Ernst: *τοῦ ἀληθοῦς ἕνεκα, οὐ τοῦ γελοίου.* Aber es wäre doch zu sonderbar, da wir uns einen tieferen Gegner des Dionysischen ja kaum denken können, als Sokrates war, wenn nun für das Gefühl der Athener, zu welchen Alkibiades sprach, der Marsyas, wie der Sammler glaubt, eine dionysische Gestalt bedeutet hätte. Doch, ich stimme sonst dem Grammatiker nicht zu, wenn er gegen Nietzsche murrt, aber darin hat er wohl recht, wir treiben dieses ewige Spiel mit dem Apollinischen und dem Dionysischen jetzt schon gar etwas arg, die bereits anfangen, zu jenen „Prachtausdrücken" zu gehören, von denen Bernays einmal gespöttelt hat, daß sie jedem Gebildeten geläufig und keinem Denkenden deutlich sind. Vergeßt nur auch nicht, daß die Götter der Griechen sich unablässig verwandeln, sie sind nichts Starres, sie haben keine Grenzen, sie dehnen sich aus und verfließen. Erinnert Euch der vielen seltsamen Zauberer, die, durchaus dionysisch wirkend, plötzlich wieder geheimnisvoll durch irgend ein Zeichen, etwa wie Abaris durch den goldenen Pfeil, doch auch dem Apoll verbunden scheinen. Denkt an Melampus, den merkwürdigen Medizinmann, den Retter der rasenden argivischen Weiber, der, seit ihm die Schlangen, während er schlief, die Ohren ausgeleckt, die Stimmen der Vögel verstand: dieser, von dem Herodot und nach ihm Diodor erzählt, er zuerst habe aus Ägypten den Namen und den Dienst des Dionysos zu den Griechen gebracht, wird von Hesiod *φίλτατος τῷ Ἀπόλλωνι* genannt. Wie denn für das *βακχεύειν*, für die dionysische Verzückung und Begeisterung, die Sprache ganz ebenso zuweilen auch *φοιβόλαμπτος*: vom Apoll ergriffen, sagt. Oder wie wir plötzlich wieder beim Pausanias lesen, durch den Sakadas, der zuerst in Delphi das pythische Flötenspiel blies, sei der alte Haß, den Apoll noch vom Marsyas her auf die Flöte geworfen, beschwichtigt und gestillt worden. Diese Rätsel werden wir nicht lösen und wollen darum doch lieber behutsam sein."

„Gott sei Dank, rief der Künstler aus. Ein schöner junger Gott in seinem feierlichen Stolz, ein wilderregter bärtiger Mensch, genügt Euch das wirklich nicht? Muß denn immer erst noch etwas bewiesen sein?"

„Halt, sagte der Meister. Den reinen Artisten will ich deshalb nun auch wieder nicht machen. Sehen wir uns doch einmal in aller Ruhe das Relief an und fragen dann, was uns etwa die Dichter noch über den selben Fall zu sagen wissen. Bietet sich uns daraus schließlich eine Lehre an, so weisen wir sie nicht ab; nur zwängen wir keine hinein."

„Das will doch auch ich nicht," bemerkte der Planet.

„Gewiß nicht, sagte der Meister, nur hättest du dir den Marsyas besser ansehen sollen, Lieber! Du hast ihn uns geschildert, als ob er verzückt und in jener heiligen Raserei, die wir von den thrakischen Weibern her kennen, dargestellt wäre. Einem Derwisch gleich, hast du gesagt, um die Besessenheit noch besonders auszudrücken. Und ebenso finde ich ihn bei unserem Freunde Ubell geschildert, der auch von seinen „grotesken und eckigen Sprüngen" spricht, da er doch in Wahrheit ... seht ihn Euch, bitte, hier nur an ... gar nicht tanzt oder springt, sondern vielmehr, das rechte Bein gestreckt, ins linke, das er beugt, sein ganzes Gewicht legt, wie einer, der alle Kraft zusammen nimmt und pumpt und, wie wir sagen würden, „druckt und druckt". Dich mag Erinnerung an jenen römischen Marsyas getäuscht haben, der aber auch bloß falsch ergänzt ist. Denkst du dir die Castagnetten weg, die man ihm später gegeben hat, so bleibt auch an ihm nichts, das als tänzerisch oder trunken zu deuten wäre. Auch er ist keineswegs verzückt, sondern er reißt bloß das Gesicht vor Neugier und Lüsternheit nach der Flöte auf, welche die Athene weggeworfen hat. Nun darauf komme ich noch. Hier, von Praxiteles, wird uns jedenfalls nur gezeigt, daß der Marsyas sich sehr geplagt hat. Mit welchem Erfolge, wie seine Musik eigentlich war, süß oder wild, lockend oder schreckend, sanft oder rauh, darüber sagt uns das Relief nichts. Aber auch, merkt wohl, die Dichter nirgends. Nirgends steht, daß er schlecht musiziert und durch Mangel an Kunst verspielt hätte. „Eitel Ohrgeschinder und nichts dahinter" etwa, wie Wagner so sächsisch gereimt hat, und darum „versungen und vertan". Keineswegs. Er ist vielmehr dem Apoll an Kunst überlegen gewesen und von diesem erst hinten herum durch einen recht athenischen Kniff überlistet und um den Erfolg betrogen worden. Nämlich, Diodor erzählt dies so: Anfangs spielen sie redlich um die Wette, Apoll auf der Zither, Marsyas auf der Flöte, und da ist es Marsyas, der die Richter gewinnt, die Flöte klingt ihnen schöner, bis Apoll plötzlich den Einfall hat, zur Zither nun auch noch zu singen; umsonst wehrt sich Marsyas, daß dies nicht verabredet sei, der schlaue Gott wendet ein: Wir tun doch dasselbe, die Bedingungen sind gleich, wir gebrauchen beide die Finger und den Mund, die Finger beide zum spielen, den Mund du zum blasen, ich zum singen; paßt dir das nicht und willst du, daß ich schweige, so tu aber auch du den Mund zu und zeige, was du mit den bloßen Fingern kannst. Die Richter lachen und der arme brave Marsyas ist blamiert."

„Mordsgauner, sagte der Künstler, müssen diese Griechen schon gewesen sein."

„Immer der erste zu sein, erwiderte der Meister, und vorzustreben den andern, heißt es schon im Homer. Dies wird dem Achill und dem Glaukos von den Vätern mit in den Krieg gegeben und dies ist den Griechen immer der höchste Wunsch geblieben. Immer der erste zu sein, sich in allen Lagen zu behaupten, Sieger zu bleiben. Wie, war ihnen ziemlich gleich. Man wurde bei ihnen ein Held nicht nur durch die Kraft, sondern ebenso durch Witz: Odysseus steht neben dem Achill. Und wenn also der Fall des Marsyas schon etwas lehren soll, so wäre dies nur: Es entscheidet nicht, was du kannst; nicht der stärkere an Kunst

sondern der klügere an List behält recht. Und es könnte vielleicht die Flöte gerade darum gewählt worden sein, weil sie mächtiger als die Zither klang, um erst recht den wachen Apoll zu zeigen, der auch mit der schlechteren Waffe noch zu siegen verstand."

„Das hört sich hübsch an, bemerkte der Planet, stimmt aber wohl auch nicht recht. Wir wissen doch, daß in der Tat, der Grammatiker hat es schon gesagt, die Flöte zur Zeit des Alkibiades in Athen aus der Mode und in Verruf kam, wie Plutarch erzählt."

„Aber warum? fragte der Meister. Das ist die Frage. Weil sie ihnen gefährlich wurde, hat der Arzt gemeint. Ich weiß nicht; die Griechen haben doch sonst keine Gefahr gescheut und Thukydides läßt den Perikles in der großen Rede dies besonders an den Athenern rühmen, daß sie die Gefahren kennen, aber vor keiner zurückweichen. Nun, sehen wir uns dazu noch einmal den Marsyas an, der im Lateran ist. Er wird jetzt allgemein für eine Kopie nach dem Myron genommen, aus einer Gruppe, die dieser auf der Akropolis hatte, wie wir, eine Stelle des Pausanias mit einer im Plinius vergleichend, wohl annehmen dürfen. Sie ist uns übrigens in Nachbildungen auch auf Münzen und auf einer rotfigurigen Vase erhalten, welche in einem Grabe bei dem attischen Ort Vari gefunden und ins Berliner Museum gebracht wurde. Auch mußt du im fünften Saal des Athenischen Museums, wo das Eleusinische Relief ist, beim Pfeiler rechts, vor dem die Lenormant'sche Athene steht, im Winkel eine große marmorene Vase gesehen haben, recht zerhauen und verstoßen freilich, welche dieselbe Szene zeigt: Athene hat die Flöte mit Abscheu weggeworfen, Marsyas eilt lüstern neugierig her und will darnach greifen, sie wehrt es ihm drohend, er taumelt vor ihrem Zorne zurück, zögert aber doch ihr zu gehorchen, weil er seine Lust kaum beherrschen kann, und steht so zwischen Furcht und Gier, leidenschaftlich abgeschreckt und angelockt zugleich, was eben mimisch auszudrücken auch offenbar den Künstler der Lateranischen Figur gereizt hat. Ich aber frage nun wieder: warum? Warum wehrt es ihm die Athene? Was geht mit ihr vor? Warum zürnt sie? Was hat sie gegen die Flöte plötzlich, die sie selbst doch erfand? Denn dies wissen wir ja aus dem Pindar, welcher im zwölften der pythischen Gesänge, der Midas, dem Akragantiner, einem Flötenspieler, gewidmet ist, uns erzählt: Als Perseus, von der Athene geschirmt, das Haupt der Medusa schlug, hätten ihre Schwestern, Stheno und Euryale, so furchtbar aufgeseufzt und ihre Schlangen so wimmernd vor Leid gezischt, daß Athene, diesen *ἐρικλάγκταν γόον* immer noch im Ohr, ihn nicht mehr vergessen konnte, bis sie ihn zuletzt auf dem Rohre nachgeahmt. Seitdem war ihr die Flöte lieb. Und nun plötzlich aber diese Wut auf sie? Woher? Warum? Auch dies wissen wir von den Dichtern. Als sie nämlich, sagen diese, sich einst wieder, an einem Bache, in den Tönen der geliebten Flöte gefiel, habe sie sich im Wasser erblickt und sei zurückgeprallt, entsetzt, wie häßlich durch das Blasen aus vollen Wangen ihr edles Gesicht verzerrt erschien; da habe sie das Rohr ergrimmt verworfen und mit einem fürchterlichen Fluche jeden verwünscht,

der jemals wieder nach ihm greifen würde. Dies ist, meine ich, der Sinn des Marsyas."

„Dies wäre der Sinn?" fuhr da der Künstler heftig auf. Und er wiederholte: „Dies meinst du?" Aber dann faßte er sich und sagte, sogleich wieder lächelnd: „Vielleicht ... mag ja sein; ich weiß nur nicht, warum mir das so seltsam ist. Und eigentlich, daß ich es nur bekenne: eigentlich fast unangenehm."

Da nahm ihn der Meister am Ohr, zog ihn ein wenig und sprach: „Mit Recht! Denn es handelt von dir und dich geht es an. Dich zuerst, Lieber!"

Dann fragte der Planet: „Also wäre Marsyas der Künstler? Ich kann aber noch nicht recht verstehen, wohin du willst. Denn was ist dann Apoll?"

„Gleich, sagte der Meister. Nur ein wenig Geduld, eines hübsch nach dem anderen. Also diese Geschichte, wie Athene ihr Gesicht vom Blasen verzerrt im Wasser erblickt, mögt Ihr in den Fasten des Ovid nachlesen. Was sie aber bedeutet, sagt Plutarch heraus, im zweiten Kapitel des Alkibiades. Hier hören wir, wie dieser Knabe, als er in die Jahre kam, wo es an das Lernen geht, den anderen, Lehrern gern gehorsam war, aber dem auf der Flöte sich entzog, weil er es für unedel und gemein hielt, sie zu spielen, da durch die Leier und den Kiel, übt man sie, nichts an der Haltung oder Gestalt verdorben werde, die einem freien Manne geziemen, wenn aber ein Mensch mit dem Mund in die Flöte bläst, das Gesicht sich so verziehe, daß es selbst für den vertrauten Freund kaum mehr zu erkennen sei. Auch könne man zur Leier singen und sagen, während die Flöte die Stimme verstopft und das Wort erstickt. Laßt darum die Söhne der Thebaner blasen, rief er aus, die nicht zu reden wissen: wir in Athen stammen von der Athene und dem Apoll, sie warf die Flöte weg, er schund den Flötisten! Solches, zum Spaß und doch im halben Ernst gesagt, lief unter den Knaben der Stadt herum und bald stimmten alle dem Alkibiades zu, die Flöte zu verachten und ihre Schüler zu verhöhnen, wodurch sie denn, erzählt Plutarch, allmählich ganz aus den freien Künsten verfiel. Erinnern wir uns nun, daß doch derselbe Alkibiades seinen geliebten Sokrates mit dem Marsyas an Kunst vergleicht und die hohe Macht der Flöte ausdrücklich rühmt, so wird uns klar, daß durch jene Legende keineswegs ihre Musik getadelt oder verfehmt werden soll, wohl aber der Musikant, der sie macht. Jene ist schön, aber um den Preis, daß dieser häßlich wird; was der Freie zu teuer findet. Erlaubt mir aber, Euch ausdrücklich zu bemerken, daß ich ja jetzt nicht meine Meinung zu diesen Dingen sagen will, sondern die der Griechen. Wir denken, daß wer ein Werk wirkt, das wir loben, auch selbst zu loben sei. Sie trennten das. Die Kunst galt ihnen viel, nicht der Künstler. *Χαίροντες τῷ ἔργῳ τοῦ δημιούργου καταφρονοῦμεν*, sagt Plutarch: „Wir schätzen ein Werk und verachten seinen Schöpfer." Und er fährt fort, hört zu und paßt gut auf, Ihr vernehmt hier den tiefsten Sinn der Griechen: „Wie wir uns ja auch an Salben und Purpur erfreuen, deren Köche und Färber deswegen aber doch für uns gemeine Banausen bleiben." Und ebenso, gleich darauf: „Kein anständiger junger Mensch, der den Zeus in Pisa oder die Hera in Argos sieht, wird sich des-

halb wünschen, ein Phidias oder Polyklet zu sein: denn wenn uns ein Werk angenehm und gefällig ist, braucht darum doch noch keineswegs sein Schöpfer unsere Nacheiferung zu verdienen." So Plutarch im ersten und zweiten Kapitel seines Perikles und ihm sagt es, fast auf das Wort, Lukian nach. Diesem seien, als er die Schule verließ und nun sein Vater mit den Freunden beriet, was aus ihm werden sollte, nach seiner Lust, Wachs zu kneten, geneigt, ihn zu einem Oheim zu geben, der ein tüchtiger Bildhauer war, da seien ihm im Traum zwei Frauen wunderlich erschienen, die eine, schmierig und struppig, die Kunst, die andere aber, welche sehr schön und von edler Haltung und feierlich gekleidet war, die Bildung; sie hätten um ihn gezankt, daß er fast von ihnen zerrissen worden wäre, die Bildung aber habe gesagt: Folgst du der Kunst, so wirst du stets ein unscheinbarer und bedrückter Mann sein, um den kein Freund wirbt, vor dem keinem Feind bangt, auf den kein Bürger blickt, nur so einer aus der Menge, der sich immer bücken muß und immer schmeicheln muß und immer Angst wie ein Hase hat; und würdest du selbst den Phidias erreichen oder den Polyklet und hättest die schönsten Werke getan, so lobt man zwar deine Kunst, nicht aber dich, und kein vernünftiger Mensch wird sich wünschen, so wie du zu sein. Was denn den Lukian auch wirklich bestimmt, die Kunst zu verlassen, um lieber zu werden, was wir jetzt einen Journalisten nennen würden. Ich aber möchte dich, mein Künstler, hören, wäre heute ein Journalist so kühn, einen solchen Traum zu haben."

Die anderen lachten, aber der junge Künstler sagte, dringend und ungeduldig: „Nur erst weiter, laß hören, ich bin begierig."

Der Meister nickte und sprach: „Ganz recht. Erst wollen wir alles vernehmen, was uns die Griechen darüber zu sagen haben. Da ist nun die Reihe an Aristoteles, der auch von der Athene Mißgeschick mit der Flöte weiß. Er meldet es im achten Buche der Politik, welches von der Erziehung handelt. Merkwürdig ist nun, wie er, der ja doch nirgends nach besonderen eigenen Gedanken, sondern überall bloß die geläufigen mittleren Meinungen der Gebildeten fast pedantisch darzulegen strebt, hier der Musik nur zögernd und als ob er Bedenken hätte, einen Wert für die geistige Bildung der Tugend zuzumessen sich erst allmählich entschließen kann. Erinnern wir uns, was sie noch dem Plato war, der sie für so wichtig hielt, daß er sich ihre Gesetze nicht geändert denken konnte als nur zugleich mit der gesamten Ordnung des Staates, was auch wieder nur aus jener über alles empfindlichen Nervosität der griechischen Ohren zu erklären ist. Bedenken wir dies, so will es uns wundern, wie mißtrauisch sich Aristoteles anfangs gegen sie stellt, als sei sie „ohne einen ernsten Zweck" und nur etwa wie, „Schlaf und Wein" hinzunehmen, über welche er den Euripides zitiert: sie sind „angenehm und wiegen die Sorge in Schlummer"; und so nennt er die Musik ein „sehr großes Vergnügen", mit Recht gesellig angewandt, „weil sie das Herz erfreut", und zählt sie den „unschädlichen Freuden" zu, lobt die „Erholung", die sie gewährt, und heißt sie dann wieder „ein Vergnügen physischer Art" und drückt sich lange herum, bis er ihr zuletzt doch auch noch einen „edleren Zweck" gibt, nämlich den: „auf die Sittlichkeit

und auf die Seele zu wirken". Als er nun aber endlich so weit ist, darum doch dem Unterricht im Musikalischen zuzustimmen, zweifelt er erst noch wieder, ob es ein Unterricht bloß im Genießen oder einer auch zur Ausübung der Musik zu sein habe, und läßt er diese schließlich zu, so doch nur aus recht verdächtigen Gründen, erstens nämlich, weil es schwierig sei richtig zu schätzen, was man nicht selbst getrieben hat, zweitens aber, weil die Kinder eine Unterhaltung brauchen; darum, sagt er, hat ja auch Archytas die Klapper erfunden, die man den Kindern reicht, damit sie, mit ihr beschäftigt, im Hause nichts zerbrechen sollen, denn die Jugend kann keine Ruhe geben, und was also die Klapper für die Kleinen, mag für die Größeren die Musik sein; später, sind sie erst reif, geben sie es schon von selbst auf und üben sie nicht mehr aus, sondern hören ihr nur zu und haben so doch ihre Schönheit richtig genießen gelernt. Dies ist es offenbar allein, was auch ihm eines freien Mannes würdig scheint: die Kunst zu genießen, nicht sie auszuüben. Zeus singt ja auch nicht, sagt er ausdrücklich, Zeus spielt auch nicht die Zither und wer dies tut, den halten wir für einen Banausen und, es zu tun, für unwürdig eines Mannes, es sei denn, daß er einen Rausch hat oder einen Spaß macht. Was er aber unter banausisch versteht, hat er schon früher einmal gesagt, nämlich jedes Werk, jede Kunst und Wissenschaft, welche den Leib oder die Seele oder den Geist der freien Männer untüchtig zur Tugend machen. Mit Maß, meint er, *μέχρι τινὸς*, bis zu einem gewissen Grade könne ein freier Mann manche der Künste und Wissenschaften schon treiben, nur nicht, dies sind seine Worte, nur nicht gründlich und genau. Weshalb er denn auch zuletzt ausdrücklich lobt, was aus den alten Zeiten von der Flöte überliefert wird. Athene, sagt er, die sie erfand, warf sie weg und es ist hübsch, *οὐ κακῶς μὲν οὖν ἔχει*, daß sie dies getan haben soll: erzürnt über die Verunstaltung ihres Gesichtes."

„Nun müßte man aber, warf hier der Grammatiker ein, freilich erst noch zu erfahren trachten, ob es nicht am Ende bloß die späteren sind, die, schon platonisch verdorben, solches über die Kunst dachten."

„Nicht über die Kunst, sagte der Meister, nur über den Künstler, verwechselt mir das nicht: Man schätzt die Kunst und verachtet den Künstler, weil er, um das Schöne zu schaffen, es nicht könne, ohne selbst häßlich dadurch zu werden. Das ist die Meinung, davon reden wir. Und da fällt mir ein, was uns neulich der Planet aus dem Herodot erzählte, erinnert Ihr Euch? von der schönen Agariste, der Tochter des Tyrannen Kleisthenes. Um sie warben viele, aber Hippokleides aus Athen, der dem prüfenden Vater mehr als alle anderen Freier gefiel, bekam sie dennoch nicht: denn er tanzte zu gut, besser als einem freien Manne geziemt. Womit doch auch wieder gewiß nicht der Tanz getadel sein soll, den alle bewunderten, sondern was wohl auch wieder nur heißt, daß es unedel sei, mehr zu können, als sich mit der ruhigen Schönheit des Edlen verträgt. So Herodot. Wenn du aber, Planet, noch einen älteren Zeugen willst, so nimm Homer, wie bei dem Hephaistos, der *κλυτοτέχνης*, der Vater der Kunst, erscheint: das rußige Ungetüm, lahm, plump auf dünnen Beinen, mit schwerem Nacken, von zottiger Brust. Hephaistos,

der Künstler unter den Göttern, ist der einzige häßliche Gott und noch auf der vatikanischen Herme, der wir die schöne Betrachtung Heinrich Brunns verdanken, sehen wir sein mächtiges Haupt mit der spitzen Mütze der Matrosen und Knechte bedeckt: der Künstler blieb für alle Zeit, selbst als Gott, ins gemeine Volk verwiesen."

„Also doch! rief jetzt der Künstler aus, unwillig erregt. Willst du doch darauf hinaus! Mir war es schon lange verdächtig. Schon lange spüre ich, daß Ihr in Eurer radikalen Skepsis nun am Ende auch an der Kunst zu zweifeln beginnt Aber was bleibt denn dann noch? Das trügerische Wort, das alles beweisen oder nach Belieben vernichten kann und in leeren Dunst zergeht. Möglich, daß die Griechen den Künstler verachteten. Wer aber hatte den Nutzen davon? Der Sophist. So weit wären wir nun also."

„Wo ist deine schöne Ruhe hin? fragte der Meister. Du lachst uns sonst aus, wenn wir hitzig sind. Und ich habe doch nur versucht, ganz gelassen die griechische Meinung vorzubringen."

„Laß sie mich lieber, sagte der Arzt, noch einmal wiederholen, ob wir dich auch recht verstanden haben. Im Zank des Apoll mit dem Marsyas den Sieg bewußter Kunst über das dumpfe Gefühl zu sehen, wie der Planet will, weigerst du dich, weil es ja gar nicht Marsyas ist, der die Flöte erfand, sondern die helle Athene, der wir doch, heißt es beim Aristoteles einmal, die Wissenschaft und die Kunst zuschreiben. Auch könne nicht gemeint sein, die Flöte hätte schlecht geklungen, dies hast du aus den alten Nachrichten widerlegt. Ferner scheint dir der Marsyas, sowohl des Reliefs wie der lateranischen Figur, keineswegs einer, der schwärmt und sich verzückt, sondern du siehst ihm an, wie ernst es ihm um die Kunst ist und wie er sich mit ihr plagt, mehr als er verträgt. Und dies erinnert dich an den Zorn der Athene, da sie durch die Mühe, die das Blasen macht, ihr reines Antlitz verzerrt sah. Auf den Aristoteles gestützt, gehst du nun bis zum Hephaistos hinauf, durch welchen schon die Griechen gesagt hätten, das Schöne hervorzubringen mache häßlich, weshalb es unwürdig eines freien Mannes sei."

„Nein, sagte der Sammler, so wohl nicht. So kann es nicht gemeint sein. Ich wenigstens will den Meister anders verstanden haben. Apoll, der siegt, ist ja doch auch Künstler. Nicht also gegen diesen geht es, als ob, wie du gesagt hast, Schönes nur um den Preis, selbst dadurch häßlich zu werden, zu schaffen sei; nicht Kunst auszuüben, denn dies tut auch Apoll, wird getadelt, sondern nur ein besonderer Betrieb der Kunst, der des Marsyas, der auf der Flöte, nämlich der, welcher auf Kosten der Schönheit geschieht, während jener andere des Apoll, mit der Zither, welcher des Künstlers Schönheit schont, gepriesen wird. Weshalb ich auch, lieber Künstler, gar nicht weiß, was dich so verdrießen mag. Es sei denn, daß du ein schlechtes Gewissen hast, das dich schilt, auch, indem du Schönes wirkst, an der eigenen Schönheit zu verlieren, auch du!"

„Ich bin Maler, sagte der Künstler mürrisch. Das schmutzt die Finger. Aber man wäscht sie."

„Durch ungeduldigen Witz, warnte der Meister, wirst du mir nicht entkommen. Oder hättest du nicht bemerkt, daß es auch geistig gemeint sein könnte? Von Werken nämlich, welche das Gemüt des Künstlers verstören, so daß er um eben so viel innere Schönheit, als sein Werk den Menschen bringt, ärmer zurückbleibt?"

Der Meister schwieg, der Künstler sah auf und sie verweilten Auge in Auge. Aber dann senkte sich der Künstler und sprach: „Ich war töricht. Du hast recht. Es wird nicht besser, wenn ich es mir verschweigen will. Man hört nur nicht gern von andern plötzlich, was man mit sich selbst noch nicht ausgemacht hat. Dies aber quält wohl alle, die jetzt schaffen. Wohlan denn und grausam gefragt, ob wir nicht durch unsere Werke schlechter werden. Antworte, Meister, ich bin bereit."

„Nun nimmst du es gleich wieder ganz persönlich, sagte der Meister lächelnd, ich aber möchte lieber zuerst noch ein bißchen bei den Griechen bleiben. Mir fällt nämlich ein, es könnte nützen, auch zu erfahren, wann es denn wohl eigentlich war, daß in Athen die Verachtung der Flöte begann. Dies wird in die Olympiade 84 gesetzt, 444 v. Chr, also: als Perikles auf der Höhe war. 447 fing er den Parthenon an, 438 wurde bei den großen Panathenäen die Athene des Phidias enthüllt. 437 wurden die Propyläen und wohl auch schon der Tempel der Nike begonnen. 449 war Kimon, 448 Themistokles gestorben, 443 wird Thukydides verbannt. Perikles herrscht. Die Perser sind abgewehrt, noch wagt der Neid sich nicht an Athen, es ist Friede. Und nun kommen ein paar Jahre, in diesen geschieht durch dies attische Volk allein an Schönheit mehr, als seitdem in zweitausend Jahren von allen anderen zusammen geschah. In solchen Zeiten, wann sich aus dem dunklen Grunde einer blutigen Vergangenheit zum ersten Male der freie Mensch löst, noch die Kraft des Ganzen, aber auch schon den Wert des Einzelnen fühlt und mit der aufgesparten Leidenschaft vieler Geschlechter nun nach dem Leben greift, erscheint ein Tag, wo dann das ganze Land zugleich in Blüten und in Früchten steht, so schwer gesegnet, daß es fast davon erstickt; und es hat Furcht zu brechen und ächzt vor Glück und will weinen. Aber dann wird ihm stets ein Mann, in welchem ihm gewährt ist, sich zu vollenden; und nun sieht es aus, als wäre alles, was jemals früher war, nur vor Lust nach ihm geschehen und wären alle Helden oder Priester oder Sänger immer nur gierig vorwärts greifende Hände gewesen, nach diesem ausgestreckt; und nun bleibt von ihm durch hundert und hundert Jahre noch sein großer Schatten bis über die letzten Enkel liegen. Dies ist hier Perikles und in diesen paar Jahren der attischen Erfüllung geschieht nichts, was nicht wie nur die Münze seines Wesens wäre. Und eben in diesen Jahren ist es auch, um eben diese höchste Zeit des Perikles, da wird aus seinem Athen die Flöte verbannt."

Der Sammler warnte: „Ob du ihn nicht doch zu sehr zum Künstler machst? Ich meine, Wilamowitz hat recht: er ist kein Medicäer gewesen."

„Nein, sagte der Meister, er ist kein Medicäer gewesen. Er war mehr. Ich will Euch sagen, was er war. Wir verstehen einen Mann doch immer erst, haben

wir das Wesen und Wirken, das er zeigt, auf sein letztes Motiv gebracht. Aber hört mir geduldig zu. Er ist aus einem edlen alten Haus und dies bleibt er: der edle Mann der alten Zeit. Er mag die Menge nicht, er hat keinen Verkehr, er zeigt sich selten; nie hat man ihn bei Festen oder Gelagen, nie scherzen oder lachen sehen, er macht sich nicht gemein; künstlich ernst, hält er die Menschen entfernt, Niemand wird mit ihm vertraut. Aber, klug, ungewöhnlich begabt, die Menschen und die Dinge zu sehen, wie sie sind, und entschlossen ihr Herr zu werden, erkennt er bald, daß die Zeit nicht mehr der Edlen ist. Und er lernt Demokrat sein. Es fällt ihm nicht ein, sich zu den Edlen ohnmächtig grollend in den Winkel zu stellen. Die Macht ist bei den Gemeinen, er will die Macht, so sucht er sie dort. Verhüllten Sinnes geht er dem Pöbel nach, schmeichelt ihm die Finten ab, dient um seine Gunst, Jahre lang, unverdrossen, mit einer unheimlichen Geduld der Verstellung, bis er oben ist. Dann aber löst er die Maske. Und nun merken sie allmählich in Athen erst, daß er nicht bloß durch die Gestalt und im Reden an den Tyrannen Peisistratos erinnert, und sie staunen. Hätte ich einen Staatsmann zu erziehen, er müßte mir aus dem Leben des Perikles lernen, wie man sich durch Jahre verleugnet, um sich aber dann, zur Macht gelangt, erst zu erfüllen; unsere machen es umgekehrt. Schließlich ist sein ganzes Geheimnis: er teilt sich sein Leben ein. Erst hinauf, nur hinauf, wo ihm denn jedes Mittel recht und kein Preis zu hoch ist, er verrät die Sache der Edlen, er lügt und täuscht und trügt, er zögert nicht für das Falsche zu sein, wenn er dadurch dem Kimon schaden und sich bei den Gemeinen nützen kann; er, der will, was Kimon will, stürzt den Kimon, im Gefühl, daß er selbst es besser kann, nur muß er zuerst hinauf, nur hinauf. Dann aber, oben, da zeigt er sich und das ist so wunderbar und so ganz einzig an ihm, wie er, oben, nun beweist, daß er alle die langen Jahre her bei sich doch von den Gedanken seiner Jugend niemals abgewichen, daß er sich und seinem Hause treu geblieben ist. Er löst die Maske und sie staunen in der Stadt. Die hämischen Komiker höhnen: der olympische Zeus! Man erkennt ihn nicht mehr: er ist nicht mehr derselbe, sagt Plutarch, *οὐδ᾽ ὁμοίως χειροήθης τῷ δήμῳ*, er frißt nicht mehr wie sonst dem Pöbel aus der Hand, er nimmt das Wesen eines Edelmannes, ja förmlich eines Königs an und wie ein König über Edle will er herrschen; darum allein hat er ja doch die ganze Zeit nur gedient. Aber indem er jetzt beginnt, die alte Zeit, als man noch edel war, und ihr Wesen, dem er sich in seiner Jugend angelobt und verschworen hat, im Leben seines Volkes wieder aufzurichten, erschrickt er: denn er kennt dies Volk jetzt. Und ihm wird Angst. Er zuerst erblickt nun die attische Gefahr und ihm wird Angst, ob es noch möglich sein wird, die Griechen vor ihr zu retten, nämlich: vor ihrem entsetzlichen Talent. Dies ist fortan immer und überall sein letztes Motiv. Jetzt aber laßt mich Atem holen, denn jetzt möchte ich zum Redner geboren sein, was sonst nicht unter meine Wünsche gehört, aber wer, dem nicht willig alle Worte, die süßesten und die bösesten, brausende und geifernde, der Verführung und der Verachtung, auf den Wink gehorsam sind, darf zu schildern wagen, wie das wütende Talent der Griechen, als

ein höllischer Fluch auf dies taumelnde Volk gelegt, bis zur wahren Besessenheit gereizt, es verheert, zerstümmelt und ausgebrannt hat?"

„Was nennst du Talent? fragte der Grammatiker. Heißt mich einen Pedanten, aber mich verdrießts, wie wir gern mit solchen elastischen Worten spielen, die denn jeder nach Belieben ausdehnen oder nachlassen kann. Am Ende hat dann jeder recht und keiner ist weiter, als er anfing."

„Es sei, sagte der Meister. Stimmst du zu, wenn ich Talent die Gabe nenne, extrem zu empfinden und dies noch extremer auszudrücken?"

„Ungefähr mag es so sein, antwortete der Grammatiker. Immerhin wissen wir jetzt wenigstens, was du meinst. Menschen, die sehr empfindlich, sehr empfänglich sind, aber auch noch: die auf alles, was sie von außen empfangen, nun wieder gleich nach außen reagieren müssen, eben so stark oder vielleicht noch stärker."

„Noch stärker, sagte der Meister, darauf liegt mir der Ton. Sie nehmen nicht bloß ein, setzen um und geben wieder aus, das wäre noch nicht Talent, sondern dies finde ich darin: mehr auszugeben als man eingenommen hat, nicht bloß umzusetzen, sondern dabei noch aus eigenem hinzuzufügen. Ist es nun klar, was ich meine?"

Der Grammatiker nickte: „Gewiß. Ich würde dann freilich lieber sagen: Phantasie. Doch der Name tut es ja nicht."

„Nein, sagte der Meister, nicht Phantasie. Oder doch nicht bloß Phantasie. Phantasie gehört schon auch dazu, aber Talent ist mir mehr, nämlich die geheime Kraft mancher Menschen und ihr Trieb, was immer sie empfinden und empfangen mögen, unwissentlich und unwillentlich sogleich aus sich vergrößert zurückzuwerfen, in einer Vergrößerung, die schließlich zum Anlaß gar kein Verhältnis mehr hat. Es setzt sich bei den Griechen zusammen: aus einer unglaublichen Erregbarkeit der Sinne, welchen der leiseste Reiz, der sie trifft, genügt, alarmiert zu werden, aus der grellsten, alles sofort ins Ungeheuere verzerrenden, bis zum Monströsen steigernden Phantasie und aus einer unsinnigen Bravour im Darstellen und Ausführen, die überall nach den stärksten Ausdrücken ringt, jeden sofort noch überbietet und so sich an sich selbst bis zur Raserei erhitzt. Von der Reizbarkeit ihrer Sinne haben wir schon gesprochen, als vom Klang der Flöte für ihr Ohr die Rede war; oder erinnern wir uns, daß sie sagten, ein Trunk unvermischten Weins genüge, sie toll zu machen. Nun aber noch dazu die Gier ihrer zügellos verruchten Phantasie, die bei jeder Berührung gleich ins Gräßliche schlägt. Denken wir an die Fratzen der Inselsteine oder die Wucht des dreiköpfigen Typhon auf dem vorpeisistratischen Giebel oder erinnern wir uns der tosenden Hysterie, von der viele Gestalten der griechischen Geschichte wie besessen taumeln. Wie etwa jener Artemon, der die Kriegsmaschinen für Perikles baute, von dem Plutarch erzählt, er sei von einer so tierischen Angst vor dem Schicksal geschüttelt gewesen, daß er sich meistens zu Hause versteckt hielt, unter einem ehernen Schild, den er Tag und Nacht über seinen Kopf von zwei Sklaven halten ließ, aus ewiger Furcht, es könnte etwas herabfallen und ihn erschlagen."

„Wir brauchen gar nicht erst solche Beispiele, sagte der Planet. Als ich in Athen war, fiel mir auf, wie wenig den tragischen Griechen genügte, um sich zu fürchten. Da ist auf dem Areopag oder ebenso am Abhang des sanften Hügels von Kolonos oder auch beim Plutoneion in Eleusis, immer ist es eine kleine Grube, kaum so tief, daß sie ein Schlund heißen kann, nichts als ein Loch im rötlich-grauen Felsen, das aber ihre ruchlose Phantasie sogleich mit den Eumeniden bevölkern oder darin sogleich die Hölle sehen muß. Hätten sie in unseren Dolomiten gehaust, die blutig drohenden Schrecken ihrer Mythen wären nicht auszudenken. Man begreift kaum, wie denn ein so teuflisch träumendes Volk das Leben nur überhaupt ertrug."

„Es ertrug es auch nicht, sagte der Meister. Seine ganze Geschichte ist ein einziger Versuch, ein Ende mit sich zu machen. So lange es nun diesen Haß des eigenen Lebens noch nach außen auf die Feinde, die Perser warf, ist er es, durch den der Grieche heroisch wird. Was aber, da es nun den Feind nicht mehr gab? Nicht zu vergessen, was ich die Bravour des Ausführens genannt habe. Ich meine damit das Fieber der Griechen, alles immer gleich bis zum Äußersten zu treiben, sei es selbst um den Preis, vor lauter Ausdruck den Inhalt zu verlieren, bis am Ende von einer Sache nichts als nur die bloße Form noch übrig bleibt. Schon bei Pindar ist das so: die Sprache tobt weit über sein Gefühl hinaus noch fort, ein Adjektiv reißt das andere mit, das Wort, den Zaum des Gedankens abgeworfen, jagt leer davon. Oder gar, wenn der Athener disputiert. Worum es eigentlich geht, ist da bald vergessen, daran liegt der Kunst des Redners nichts, sie will nur sich zeigen, die, einmal aufgezogen, ins Unendliche schnurrt. Daß diese, ich möchte fast sagen: Epilepsie des Redens, die mir zum Beispiel an dem platonischen Sokrates so widerlich ist, auch dem Perikles nicht fremd war, wissen wir aus einem Klatsch, den sein Sohn, mit ihm entzweit, um ihn lächerlich zu machen, in der Stadt herum trug: er habe, als einmal einer beim Spiel durch einen Wurf unversehens getötet wurde, einen ganzen Tag mit dem Protagoras an der Frage zugebracht, wer dabei der Schuldige sei, der Speer, der traf, oder der Mann, der ihn warf, oder die Richter des Spieles. Nach den platonischen Proben athenischer Debatten können wir uns ungefähr denken, wie hier das Wort, ganz von der Sache gelöst, nur in sich selber schwelgen und an sich selber geilen mochte. Er kommt übrigens noch einmal disputierend vor, nämlich beim Xenophon, im zweiten Buche der Memorabilien, mit dem jungen Alkibiades, der sich dort den Spaß macht, so mit Worten seinen großen Vormund einzuengen, daß dieser zuletzt den Ball verliert und, in der Sache keineswegs, aber durch das Gespräch überführt, es gelassen ablehnt, indem er, mit der ganzen Verachtung, die er jetzt für das leere Talent hat, und doch dabei fast leise wehmütig sagt: Wahrlich, o Alkibiades, auch wir sind in deinem Alter sehr stark in derlei Dingen gewesen, denn auch wir trieben Solches und klügelten wie jetzt du! Worauf Alkibiades in seiner liebenswürdigen Frechheit: O wäre ich doch damals bei dir gewesen, als du darin noch am stärksten warst! Und Perikles sagt nichts mehr, aber er mochte sich im stillen erinnern, wie er sich selbst einst, noch unschuldig und ohne die Gefahr zu wissen, der lockeren

Lust am Talent überließ, während es jetzt die bange Frage seines ganzen Wirkens wird, wie denn nur sein Volk vom Talent zu erlösen und wie dieses zu binden, zu bändigen sei."

Der Arzt sagte: „Glücklicher Staat, dessen Regent keine andere Sorge hat."

„Ich weiß nicht, antwortete der Meister, ob es nicht leichter ist, wie die Unseren sollten, ein träges Volk aufzupulvern, als ein unstätes zu beschwichtigen, das sich vor Talent jeden Augenblick gierig in ein tödliches Abenteuer stürzen will. Aber nicht bloß, weil er sah, daß bei solcher Sinnesart eine Nation überhaupt nicht mehr zu regieren ist, also nicht bloß aus Angst um sich, und unaufhaltsam ins Verderben rennt, also nicht bloß aus Angst um sie, sondern er begann auch das Talent an sich zu hassen, weil er eben darin die Wurzel des Unedlen fand. Wie wir das Edle von Homer und Hesiod her und jetzt auch aus den mykenischen Gräbern und den kretischen Funden kennen, war es ja sein Wesen, angstlos und arglos zu sein. In der großen Zeit der Väter, deren Sinn wieder aufzurichten er sich vermaß, waren starke Menschen des Lebens froh, nahmen es leicht und wünschten sich nichts, fürchteten nichts. Wie die Götter, sagt Hesiod, lebten sie, unbetrübt, von keiner Sorge oder Mühe beschwert, die Gaben des Mahles genießend. Es war eine heitere, sichere, beherzte Welt. Was aber die Knechte, welchen diese Edlen geboten, was die Schlechten, wie sie damals einfach hießen, denkt an Theognis, unten empfinden mochten, darnach fragte kein Herr und keiner vernahm, wie wild es sich in solchen dumpf verstörten, tierisch stöhnenden Menschen zusammenzog, bis es dann ausbrach und die alte Macht zerstört war. So nur kann ich mir den tragischen Geist entstanden denken, der, nach der großen Wanderung, plötzlich den freudigen Sinn der Edlen verdrängt: aus der Furcht der neuen Herren, die, eben noch Knechte, die Gräuel ihrer Vergangenheit noch immer nicht vergessen können, jede Nacht aus bösen Träumen fahrend, ob man sie nicht schon morgen wieder verjagen wird, dazu der Rancune der Gestürzten, die sich nun ewig verstellen und ihren Geifer verschlucken und allen Stolz verleugnen müssen, und endlich noch der unerträglichen Qual selbst zwischen Vater und Kind, Bruder und Schwester schleichenden Verdachtes, der sich immer von Haß bedroht, von Verrat belauscht und überall umlistet fühlt. Diese tragische Stimmung, so gereizt, bis der Mensch lieber gleich in den Tod springt, um nur dem Spuk ihrer grinsenden Fratzen zu entkommen, ist es, aus der jene gräßliche Hast über das griechische Leben stürzt. Und wenn es ihm nicht gelang, sie zu stillen und sein Volk vom Skorpion dieses unstät hetzenden Talents zu erlösen, war alle Sorge so vieler Jahre verfehlt."

„Du denkst dir, sagte der Arzt, Perikles in einer merkwürdigen Situation. Er will, was du das Edle nennst, also die Gesinnung der alten Zeit. Aber die alten Menschen sind nicht mehr da, das Material jener Gesinnung fehlt. Die Herren von einst können es nicht mehr sein, sie haben die Macht nicht mehr und du denkst dir durch furchtbares Schicksal auch sie schon knechtisch tragisch angesteckt. Aber die Knechte, Herren geworden, sind knechtisch gesinnt geblieben, sie können noch

immer an das Leben nicht glauben, sie trauen ihm noch nicht, sie können sich nicht freuen. Formt er sie nicht um, so sind auch sie das Material nicht, das er braucht. Aber wie? Wie bringt man tragisch verhetzten Menschen Freude und Ruhe bei? Das, meinst du, sei sein Problem gewesen."

„Ich bin neugierig wie," sagte der Sammler.

„Laß mich, bat der Meister, erst noch ein wenig verweilen. Ich möchte, daß Ihr des Perikles Größe recht fühlt. Der gemeine Regent glaubt, die Menschen seien so, wie er sie braucht. Wer ein bißchen klüger ist, sich nicht über sie täuscht, sondern sie wirklich nimmt, so wie sie sind, verzweifelt daran, aus ihnen zu machen, was er braucht, und rechnet es sich zuletzt noch als staatsmännisch an, wenn er sich verleugnet und ihnen fügt. So jene feinen Minister, von denen es wimmelt, die uns unter vier Augen genau zu erzählen wissen, was notwendig wäre, nur daß leider das kleine Geschlecht für sie noch nicht reif ist. Diese Klugen sind schädlicher noch als jene Dummen, die in ihrer Illusion durch festen Willen doch immerhin manches wirken möchten. Der große Regent aber, der einzige, der den Namen verdient, weiß, wie die Menschen sind, weiß, wie er sie braucht, und weiß, wie jene zu diesen zu machen sind. Worin allein Staatskunst besteht; was unsere treiben, ist Polizei. Unsere sagen entweder: die Menschen sollten doch so sein, und jammern dann, daß sie anders sind; oder sie verordnen, der Mensch muß dies oder das, bei dieser oder jener Strafe, wodurch eben unser ganzes Leben so verlogen ist, weil durch Drohung doch keiner anders wird, sondern nur jeder feige so tut. Einen solchen Staatsmann, der über die Menschen klagt oder gar zur Gewalt greift, sollte man hängen lassen, weil doch dies allein gerade sein Geschäft ist, die plastische Kraft zu haben, welche Menschen formt."

„Aber wie? drängte der Sammler. Ich vermute, du willst wieder auf jene tragische Kur hinaus."

„Nein, sagte der Meister, davon haben wir neulich gesprochen. Sie gehört auch dazu. Aber Perikles faßt es anders an. Er versucht, die Stadt vom Talent zu heilen, indem er sich ihrer größten Leidenschaft bedient: der Eitelkeit. Oder ich will sagen: er kuriert die Griechen durch ihren Snobismus. Knechte, Herren geworden, sind immer Snobs. In ihrem unsicheren Gefühl nehmen sie alles an, was vornehm heißt, und vornehm heißt ihnen alles, was sie nicht sind. Knechte, frei gelassen, sind durch kein Gesetz, aber durch jedes Vorurteil zu regieren. Setzt den Tod auf das Duell, er schreckt keinen Kommis ab, so lange er glauben darf, dadurch zum Ritter zu werden, der er scheinen will. Wenn Ihr aber erreicht, daß es nicht mehr „chic" oder nicht mehr „fair" ist, sich zu schlagen, so habt ihr es ausgetilgt. Hier setzt Perikles ein. Er macht, daß für „chic" gilt, so zu sein, wie er die Athener braucht. Er „verordnet" nichts, er stellt kein „Gesetz" auf, er formt nur die Sitte, den Anstand um. Es gilt jetzt nicht mehr für „fein", unruhig und ungeduldig zu sein, jede rasche Regung zu verraten, durch das Leben zu rasen. Froh und dankbar darin zu verweilen, sein Inneres bei sich zu verwahren, sich im ruhigen Genuß zu verwöhnen, wird Lebensart. Unbeweglich schön zu sein, andächtig vor der

eigenen Schönheit und behutsam mit ihr, wie mit einem sehr kostbaren und zerbrechlichen Gefäß, ist nun „vornehm". Und indem es so Mode wird, den eigenen Körper seiner Schönheit voll bis an den Rand, wie einen schweren Becher auf zärtlich scheuen Händen, herzutragen, ängstlich, nichts zu verschütten, soll der Athener sein Talent dämpfen, den Geist beschwichtigen, die Lust an der Ruhe genießen lernen. Die Haltung, die in der eleganten Welt jetzt unerläßlich wird, ist die des emsig, fast schmerzlich um seine Schönheit bekümmerten Epheben, der kaum mehr zu lächeln wagt, aus Furcht, er möchte der stillen Linie seiner edlen Lippen schaden. Perikles, hören wir, hat man niemals lachen sehen. Lachen fing an gemein zu heißen, weil es den Mund verzieht, und der schöne Jüngling vermied, was die Seele bewegt, als Gefahr der Schönheit. Stumm in sich vertieft und um sein Antlitz bemüht, hielt er die Seele verwahrt und zeigte sie nie. Es galt jetzt für edel, nichts als seine Schönheit ernst zu nehmen. Geist zu verraten war unelegant geworden. Bis dann Sokrates kommt, der wüste Plebejer, und alles wieder zerstört und das gefesselte Talent befreit, an dem sie denn auch zu Grunde gehen."

„Woher weißt du denn das aber alles?" fragte der Grammatiker, fast bestürzt.

Die anderen lachten. Der Arzt sagte: „Es ist dir wohl noch nicht vorgekommen, daß einer mehr weiß als du."

Aber der Meister antwortete dem Grammatiker: „Aus dem Cortegiano, Lieber!"

„Wie denn? rief der Grammatiker aus. Gibt es einen griechischen Castiglione?"

„Viele," sagte der Meister.

Der Arzt schmunzelte: „Ich errate."

Der Grammatiker aber, mißtrauisch: „Ein Buch, in welchem verzeichnet wäre, was in Athen für vornehm und eines freien Mannes würdig galt —"

„Nein, fiel der Meister ein, ein Buch gab es nun freilich nicht. Mit Worten aufgeschrieben, wie der gute Balthasar, haben sie es nicht. Aber verzeichnet ist es doch: auf ihren Statuen."

„Unser alter Streit," murrte der Grammatiker ärgerlich.

„Keineswegs, sagte der Meister. Unser Streit ist, ob, wie ich glaube und du leugnest, der griechische Künstler die Begriffe der Weisen und ihre Lehren für das Leben, sei es unmittelbar nach ihrer Anweisung oder doch unter ihrer Macht, jedenfalls bewußt, durch seine Statuen ausgedrückt habe. Ich brauche dies hier aber gar nicht. Du magst es leugnen und nimm meinetwegen sogar an, der Künstler, der den Kopf eines jungen Menschen formt, habe gar nicht den eigenen Begriff von Schönheit darstellen, sondern einfach sein Modell abbilden wollen. Gut, aber das Modell wird eben anders. Das Modell, also der Mensch, der für schön gilt, ist vor Perikles mit einer wahren Gier um Ausdruck bemüht, seine Seele drängt sich ins Gesicht, er will zeigen, was in ihm ist. Seit Perikles will er es verbergen. Im alten Stil hat die strenge Athene selbst das Lächeln, von den Chiotinnen zu schweigen. Im neuen erlischt es, das Gesicht wird ernst, ja bald wird es leer,

es wird zur Maske. Wie nun willst du dies erklären, außer du denkst, gerade die größten Könner der griechischen Kunst hätten sich mit Vorliebe das dümmste Modell ausgesucht? Mir ist es jahrelang ein Rätsel gewesen, wie denn ein so hoher geistiger Ausdruck, als ihn etwa der Apoll von Thera oder jene Athene des athenischen Nationalmuseums aus zwei bronzenen Blechen oder auch der leonardeske Mund mancher Chiotin zeigt, wieder verloren gehen und es geschehen konnte, daß in der Kunst, je reifer und sicherer und freier sie wird, allmählich jedes Zeichen von Geist aus den Köpfen entweicht. Diese Köpfe, es hilft nichts, sind leer und dumm. Sie sagen nichts. Es geht in ihnen nichts vor. Der Ephebe der Akropolis hat geradezu das mürrisch nonchalante Gesicht eines eitlen, weibisch verwöhnten, weichlichen Buben, der glaubt interessant zu sein, wenn er gelangweilt tut. Junge Kutscher des englischen Adels, ausgehaltene Tenore oder manchmal die jungen Beichtväter an den katholischen Höfen sehen so aus, Menschen, deren Geschäft es ist, eine Larve zu haben, nur zu scheinen, undurchsichtig zu sein. Undurchsichtig, das ist das Wort. Als ich erkannte, daß es jetzt für elegant galt, undurchsichtig zu sein, begriff ich den Perikles erst und erriet, wie er, Herr über die Sitte und den Anstand von Athen geworden, die Gefahr einer zu hohen geistigen Spannung für sein Volk erkennend, ihm Ruhe wünschend, entsetzt, unstät einen sich am anderen entzünden und atemlos steigern zu sehen, in dieser höchsten durch den Geist bereiteten Not sich nicht mehr anders zu helfen, es nicht mehr anders zu retten fand, als indem er seine Gier auf den Ruhm der äußeren Schönheit warf, sicher, diese werde, indem sie es zur Furcht der Grimasse zwingen müsse, den inneren Tumult beschwichtigen und die Leidenschaft verstummen machen. Wem dies nicht jener Ephebe oder sein Nachbar, der stille Knabe, sagt, dem, gelehrter Freund, kann ich freilich nicht raten. Vor deiner Fakultät, allerdings, wird es nicht zu beweisen sein."

„Phantasieren ist nun einmal nicht ihr Amt, sagte der Grammatiker. Oder mutest du ihr wirklich zu, deinen Perikles ernst zu nehmen, der, um sein Volk von einer Hysterie zu heilen, die du bei den Tragikern zu finden glaubst, sich nichts Besseres als die Mode einer neuen, sehr steifen, sehr künstlichen Schönheit gewußt hätte, in welche eingeschnürt, es nicht mehr zappeln konnte? Der Dandy, der Geck als Staatsmittel! Hier läßt du den Perikles als Machiavell beginnen, dort als Brummel enden! Ich weiß nicht, was weniger griechisch ist, oder ich weiß überhaupt nicht mehr, was griechisch ist. Historie aber wie den Mythos zu behandeln mag ein guter Spaß sein, Nutzen kann ich keinen sehen."

Der Planet sagte: „Eines ist mir auch aufgefallen, ob du nämlich nicht doch deinen Staatsmann dialektischer räsonnieren läßt, als es in der Zeit war. So scharf zu folgern: ich brauche Ruhe, Talent stört sie, wie bindet man also Talent?, vielleicht durch eine strenge Schönheit, die muß ich also zur Mode machen und will mich darum an die Clubs wenden und so fort, ich muß schon auch sagen, als solchen Jesuiten kann ich mir einen Athener nicht denken."

„So gewiß nicht, fiel der Meister ein, damals wenigstens noch nicht. Später

schon, denk an den platonischen Staat. Aber Perikles hat gewiß noch nicht bewußt mit erstens und zweitens und drittens räsonniert. Sondern instinktiv: er hat einfach eines Tages angefangen, Ekel vor den Grimassen erregter Menschen und Freude an der Ruhe schön sitzender, glücklich verweilender Gestalten zu empfinden und jener wie diese sind Mode geworden. In Zeiten, die noch sinnlich denken, nicht abstrakt, werden auch die Staatsfragen plastisch, nicht logisch gelöst. Wie man die Menschen braucht, so ändert man den Mythos um. Man predigt nicht gegen das Talent, sondern erfindet, daß Athene die Flöte verwarf und daß Marsyas dem Apoll erlag, und keine Versammlung beschließt, den Geist zu ächten, der kein Maß zu halten weiß, sondern die Flöte wird aus den Spielen der freien Athener verbannt."

„So ginge die Fabel dann gar nicht auf den Künstler?" fragte der Planet.

„Nicht nur auf den Künstler, sagte der Meister, sondern auf das ganze Leben. Eine neue Zeit war da, es galt, nach ihr das Leben neu zu formen. So lange der Perser drohte, war die einzige Frage der Polis: Wie holt man die höchste Kraft, die größte Tat aus jedem heraus? Die ganze Macht der Nation war angesammelt auf einen einzigen Punkt zu werfen, um diesen Moment der letzten Not zu bestehen. Mochte sie dann zusammensinken! Der Perser ist weg, da fragt die Polis jetzt: Was können mir Menschen sein, die, jetzt zu einer außerordentlichen Tat hingerissen, dann erschöpft am Wege liegen bleiben, unfähig zu leben? Sie braucht nun die Tat nicht mehr, sie braucht das Sein. Dies prägt sie zuerst im Agonalen aus. Dort hatte es auch früher nur geheißen: wie siegt man? Nun heißt es: mühelos und leicht zu siegen, in guter Form. Und ebenso hier: mühelos und leicht zu leben, in guter Form. Zum dorischen Herakles, dem Ideal der schwer lebenden Knechte, dem Mann der Mühen, tritt nun der attische Theseus hin, der milde Held gelassener Ordnung und besonnener Ruhe. Und ein neues Wort kommt auf, das die früheren nicht kennen: *εὐοργησία, εὐόργητός*. Wir haben es im Deutschen nicht, weil wir die Sache nicht haben. *'Οργάω* heißt: von Säften feucht sein, schwellen; und *ὀργὴ* ist, was in uns treibt, wovon wir quellen; später besonders vom Zorn gesagt, aber eigentlich für jeden Affekt. *Εὐοργησία* ist also das Wohlverhalten aller Affekte, *εὐόργητὸς*, in wem sie sich ungestört vertragen, wer keinen über den anderen wachsen, keinen verkümmern läßt, wer sie so beherrscht, daß er niemals unter ihnen zu leiden hat, sondern aus ihren Gewittern zuletzt selbst doch nur immer erfrischt, gestärkt, erkühnt hervorgehen wird. Dies ist die Euorgesie und sie nur denk ich soll durch jene Fabeln von der Flöte empfohlen sein. Sie bedeuten schließlich nur eine Warnung des freien Mannes vor Taten oder Werken, die er nicht leisten kann, ohne sich vor Mühe bis zur Grimasse zu verzerren. Denn in dieser höchsten Zeit ist den Griechen das schöne Werk oder die große Tat kein Zweck mehr, sondern als Mittel nur gilt sie jetzt, das dem eigenen Wesen zur Form hilft. Sein ist mehr als alles Wirken oder Tun und das Werk, die Tat mag nur wie ein Spiegel sein, worin der freie Mann sich erblickt und an sich erfreut."

Dann sagte der junge Künstler: „Aber nun bist du ganz abgekommen. Es sollte doch auf mich gehen."

Der Meister erwiderte, lächelnd: „Ich habe dich nur schrecken wollen. Was fragst du viel, wie man damals in Athen von der Würde des Künstlers gedacht haben mag?"

Der Künstler sah den Meister an. Nach einer Weile sagte er: „Ich habe das Gefühl, daß du mich nur schonen willst. Das wäre mir nicht recht. Auch nützt es nichts, ich habe nun doch einmal den Stachel in mir."

„Wenn du so tapfer bist, sagte der Meister, und es selbst verlangst —"

„Ja, sagte der Künstler, ich bitte dich darum."

„Daran erkenne ich deinen guten Mut, wiederholte der Meister. Es ist mir lieb. Nur wollen wir uns hüten, ob denn von der griechischen Weisheit auch alles für uns paßt. Und ferner laß dir sagen, daß es dich im Arbeiten nicht anfechten soll, wenn wir etwa finden, an der Art der Arbeit in der Kunst sei heute manches wesentlich falsch. In Gedanken mag man sich über seine Zeit erheben, man bleibt ihr aber doch untertan, der einzelne kann nicht viel gegen sie. Das mag dich trösten und laß dir nur die Laune nicht verderben. Dies nämlich, wenn man das Falsche der Zeit erkannt hat, nun darum mit ihr zu trotzen und nicht mehr mitzutun, hätte keinen Sinn. Wir wollen trachten, uns bewußt zu werden, was an uns schlecht ist, wenn wir es aber nicht ändern können, weil es notwendig für diese Zeit ist, ohne falschen Stolz darin verharren. Nach uns kommen auch noch Menschen."

„Das ist mir immer merkwürdig an dir, sagte der Planet, wie du im Denken unduldsam, im Leben aber verträglich bist."

„Anders wüßte ich nicht durchzukommen, sagte der Meister. Ich beklage die Menschen, die nur lieben, was vollkommen ist. Sie müssen sich entweder anlügen oder sie haben keine Freude mehr. Ich aber, wenn ich eine Neigung für einen Menschen oder zu einer Sache habe und nun erkenne, was an ihm oder an ihr schlecht ist, meine doch: dann eben brauchen sie mich erst recht; und wenn sich gar ergibt, daß dies Schlechte notwendig dazu gehört und nicht ohne den ganzen Menschen oder die ganze Sache zu zerstören, vertilgt werden kann, bestärke ich sie wohl noch gar darin. Unerbittlich findet mich nur, wer nach seinem Wesen besser sein könnte, als er aus Dünkel, Schwäche oder Verlogenheit ist."

„Nun hast du eine lange Einleitung gemacht, sagte der Künstler, nur um mir anzudeuten, wie wenig dir meine Werke, die du zu loben bisweilen so freundlich warst, doch eigentlich sind, was ich übrigens schon längst mitunter gefühlt habe."

„Du irrst, sagte der Meister. Deine Werke gefallen mir wirklich. Das ist es nicht. Aber etwas anderes habe ich dir verschwiegen, nicht um dich zu schonen, wie du mißtrauisch meinst, sondern um dich nicht an dir irre zu machen. Hoffentlich bist du jetzt aber so weit, es zu vertragen. Nun denn: deine Werke sind mehr als du. Und ich fürchte, das sollten sie nicht. Ich kenne dich doch jetzt seit Jahren und sehe dir zu. Immer, wenn du ein neues Werk bringst, wundert es mich, wie

reifer es dich wieder zeigt. Bin ich aber dann mit dir, so finde ich denselben, der du warst. Deine Werke wachsen, du nicht. Nun kannst du sagen, das wisse doch nur, wer dich persönlich kennt; deine Werke gehen aber in die Welt zu fremden Menschen hinaus. Da fragt sich nun nur, ob es nicht auch diese merken müssen, nicht bloß wer dich kennt. Ich habe den Verdacht, daß Werke, welche mehr sind, als ihr Künstler ist, dies durch irgend einen versteckten Zug dem Kenner verraten, einen Zug von schmerzlicher Verstellung und hastiger Bemühung, an dem er ihr schlechtes Gewissen merkt. Gerade von den ganz großen Künstlern unserer Zeit weiß ich kaum ein Werk ohne diese Grimasse von geheimer Angst, als ob sie es nicht aushalten könnten und im nächsten Augenblick reißen würden. Wie dem aber auch sei, worüber wir ein anderes mal reden mögen, schlimmer noch ist für mich, daß ich sie nicht sehen kann, ohne an den Künstler zu denken und mich zu fragen: was muß der arme Kerl dazu gelitten haben! Ich weiß nicht, ob es eigentlich zur Kunst gehört, so zu wirken. Nun ist mir oft aufgefallen, wenn wir von Werken sprachen und du eines recht loben wolltest, daß du dann gern sagst, man sehe oder fühle ihm an, daß sich hier der Künstler ganz hergegeben habe. Wobei ich mir denn immer denken muß: Gibt sich ein Künstler, wie du forderst, ganz an sein Werk hin und dafür her, was bleibt denn dann aber noch von ihm? Ihr scheint dies jetzt für ein großes Lob zu halten, wenn es heißt, ein Künstler gehe in seinem Werke auf, ohne Rest, wie Ihr oft noch ausdrücklich hinzufügt. Ja, wovon lebt er dann, wenn ihn nun das Werk verläßt? Hat man je gesagt, ein Baum gehe in seinen Früchten auf? Gibt sich ein Baum an seine Früchte hin? Er gibt soviel von seiner Kraft an Früchte ab, in Früchten aus, als er entbehren und wieder aus sich ersetzen kann. Hier bleibt ein Rest: der ganze Baum nämlich. Von Euch aber, fürchte ich fast, bleibt nichts, die Werke nehmen Euch alles weg. Und wirklich sehe ich manchen durch jedes Werk nur immer ärmer und verlassener werden. Allerdings nicht nur die Künstler. Es gilt nicht bloß von der Kunst, sondern von allem Tun in unserer Zeit, von der man vielleicht einmal sagen wird, es habe ihr Wesen ausgemacht, sich zu Taten zu steigern, die den Täter zerstören."

„Du sprichst mir aus der Seele, fiel der Arzt ein. Unsereiner hätte sich das ja nie zu sagen getraut. Gedacht aber habe ich es mir schon oft. Ist es mir doch komisch ergangen. Als ganz junger Mensch, unter Schauspieler geraten, da sich im Theater meine Phantasie an ihnen entzündet hatte, war ich entsetzt, in meinen Helden zänkische liederliche Lümmel zu finden, von welchen ich mich, angewidert und enttäuscht, bald zurückzog. Doch, dadurch nicht geheilt, habe ich dasselbe bei Literaten erfahren, die ganz ebenso, in ihren Gedichten oder Romanen stolz und fein, sich im Leben als eitle habsüchtige boshafte neidische feige Gecken zeigten. Da nun aber der Mensch den Verkehr mit vorzüglichen Männern, an welchen er sich zu befestigen und erheben hofft, nicht entbehren will, ist mir dies der Reihe nach auch in der Wissenschaft und in der politischen Welt passiert und wenn Ihr mir versprecht, mich nicht zu verraten, weil es mir doch den Ruf eines kleinlichen

Pedanten bringen würde, will ich gestehen, mir kommt vor, man müsse, um erfreuliche und wertvolle Menschen, bei welchen einem wohl wird, anzutreffen, zu den kleinen stillen unbedeutenden Leuten gehen, die wir Philister nennen. Ob aber, wie du meinst, dies ein besonderes Zeichen unserer Zeit ist, weiß ich nicht. Es wird wohl immer so gewesen sein."

Der Künstler stimmte zu: „Ich wollte dasselbe sagen. Da wir schon im Bekennen sind, will ich nicht zögern einzugestehn, daß auch ich von den Künstlern gerade, deren Werke mir die schönsten Menschen versprachen, betrogen worden bin. Und daß ich es nur sage: von meinen eigenen Werken auch. Im Schaffen ist mir oft, als ob ich durch das Werk, das mich plagt, wenn mir gelingt, es auszutragen, gereinigt und erweitert und gesteigert werden müßte. Bin ich es aber los, dann, in der Ermattung, die den Wallungen folgt, scheint mich mit dem Werke meine beste Kraft verlassen zu haben und ich bleibe ausgehöhlt, ausgepumpt, erschöpft, nichtig und leer zurück, schlechter als ich war. So nun an Freunden bemerkend, daß Künstler Menschen mit irgend einem Defekt sind, und an mir selbst, daß dieser im Schaffen und durch das Schaffen nur noch zunimmt, bin ich schon mißtrauisch geworden, ob es nicht überhaupt gerade ein solcher menschlicher Defekt allein ist, der einen, um ihn auszufüllen, zum Künstler macht: ob nicht aus der inneren Not kläglicher und zum Leben unfähiger Menschen, als Surrogat für dieses, die Kunst erst entstanden ist. Gute Leute und schlechte Musikanten, sagt man und Hauptmann muß dies auch empfunden haben, da er im alten Kramer den edelsten Menschen, der nur doch die Kunst nicht kann, den jungen aber, der Genie hat, an Leib und Seele zum Krüppel schuf."

„Du könntest dich, sagte der Meister, auch auf unseren Arthur berufen, dem man auch immer mehr den Ekel vor allen Leuten der Kunst anmerkt. Zog er schon in der „Literatur" einen albernen Grafen dem Literaten sichtlich vor, so läßt er uns gar im „Einsamen Weg" doch keinen Zweifel mehr, daß ihm ein unbegabter, aber anständiger Mensch lieber ist."

„Er hat recht, sagte der Künstler. Anständige Menschen haben es eben nicht nötig, begabt zu sein. Sie brauchen die Kunst nicht, denn sie haben das Leben; darin zeigen sie sich. Vielleicht ist dieselbe Kraft in allen Menschen, nur daß die einen sie auf das Leben verteilen, die anderen aber geben sie an ihre Werke ab. Wem sich jenes ergibt und wen es erfüllt, der wird höchstens einmal durch den Wunsch, sich schön zu erinnern, zur Kunst geführt. Nur wer sich vom Leben ausgestoßen fühlt, wen es ängstigt, wer keine Macht hat, es unmittelbar zu gestalten, der versteckt sich vor ihm in der Kunst. Nur wer das Leben entbehrt, schafft sich durch Kunst seinen Schein. Wer aber das Leben entbehrt, ist schlecht. Dies hat mich oft gequält, ich habe mich nur immer gewehrt, nun aber nötigt es mir dein Marsyas ab. Nur verzeihe mir, wenn ich frage, ob es nicht unfruchtbar ist, uns damit zu peinigen. Es wird immer Menschen geben, die sich im Leben nicht erfüllen können, und so lange wird es Künstler geben."

Der Künstler schwieg. Dann fragte der Planet: „Dir sind also Phidias

oder Leonardo oder Velasquez Menschen, die sich im Leben nicht erfüllen konnten?"

„Bitte, unterbrach den Sammler der Meister. Laß mich unserem tapferen Künstler antworten. Sich so wehe zu tun, ist doch rühmlich. Wenn es nicht etwa, Lieber, nur eine List gewesen ist, um deinem Gewissen zu entkommen, das dich warnt und das du zu betrügen meinst, indem du, was es an dir tadelt, auf deinen ganzen Stand wirfst, dessen allgemeine Schuld es sei, nicht deine besondere. Wir sind getröstet, wenn wir, was uns an uns mißfällt, aufs Allgemeine wälzen können, sei es auf unsere Klasse oder unsere Nation oder die Menschheit, da niemand von uns verlangen kann, uns von ihr auszuschließen. Weshalb denn auch jeder besondere Mensch so gehaßt wird, weil er allen ein Vorwurf ist und die Ausreden nimmt."

„Was meinst du?" fragte der Künstler.

Ich meine, sagte der Meister, von deinen Reden trifft vieles sicherlich auf die heutige Kunst zu, nur tust du, als ob sie die einzige wäre. Es gibt gewiß eine solche Kunst aus Mangel, wie du sie geschildert hast. Aber es wäre doch sonderbar, wenn du nie bemerkt hättest, daß es auch eine andere gibt: aus Fülle. Wer bei sich nicht genug zu leben hat, greift nach der Kunst, ja; aber auch wer mehr hat, als er braucht. Wobei man sich billig wundern mag, daß wir für jenen höchsten Ausdruck menschlicher Not wie für diesen menschlichen Glücks denselben Namen haben. Das Gefühl, unfähig des Lebens zu sein, die Scham darüber, die Angst davor und der Wahn, das Leben ersetzen zu können, dies alles bis zu einer explosiven Beklemmung gesteigert, macht produktiv. Aber auch das Gefühl, stärker als das Leben zu sein, der Stolz darauf, die Lust, sich verschwenden zu dürfen, und die Furcht, sonst an sich zu ersticken, macht produktiv. Jenes zu Werken, welche mehr sind als ihr Mensch und diesen geschwächt zurücklassen. Dieses zu Werken, welche geringer sind als ihr Mensch, da sie von ihm nur enthalten, was ihm zu viel ist, was er, um sich zu entladen, abzugeben wünscht und wovon befreit er sich erleichtert und erfrischt fühlt. Ich möchte aber noch einmal, daß wir uns nicht in die Kunst einengen, sondern lieber alles Tun betrachten, das überall ebenso aus Schwäche, um sich daran zu steigern, als aus Kraft, um sie dadurch zu stillen, geschehen kann. Es gibt Menschen, die leer sind, und wird ihnen nun ein Reiz von außen zugeworfen, nichts haben, woran er sich aufhalten könnte, sondern selbst von ihm, indem er zurück und wieder nach außen prallt, mitgerissen werden; unfähig, sich selbst zu bewegen, fühlen sie sich im Schwunge solcher Reize erst, welchen sie für ihren eigenen halten; weshalb sie auch zu sagen pflegen, daß sie nur in ihren Werken oder nur in ihren Taten leben. Es gibt aber auch andere, welche voll sind und nun jeden Reiz, der zudringt, in sich selbst einfügen und an sich selbst befestigen können, so daß er mit ihnen verwächst und in ihnen reifend sich verwandelt, bis er zuletzt, wenn ihnen zu enge wird, abgestoßen und wieder nach außen zurückgegeben werden muß, reicher als sie ihn empfangen haben, und ihnen eigentümlich gemerkt. Was Schiller an Natalien so bewundert hat, die er rühmt, ihr sei die Liebe aus einem

Affekt zum permanenten Charakter geworden. So ließe sich denn auch sagen, daß es eine Kunst oder überhaupt ein Handeln aus Affekt, eine andere, ein anderes aus Charakter gibt, wäre nicht freilich zu fürchten, es möchte dies gleich wieder ins Sittliche hinüber mißverstanden werden, während es doch immer bloß eine Frage der inneren Verfassung ist, ob man nur in Anfällen und krampfhaft wirkt oder stetig, durch Natur. Welche Art aber mehr wert sei, ist müssig gesorgt, da beide doch im menschlichen Wesen sind, und es fällt mir nicht ein zu fordern, daß wir uns von jener, der unsere Generation ergeben war, dieser zuwenden sollten. Die Frage ist ja nie, was wir sollen, sondern was wir müssen. Darüber aber vermute ich allerdings, daß das nächste Geschlecht, das sich anschickt, uns abzulösen, wieder der Kunst oder überhaupt dem Tun aus Charakter gehören wird."

„Davon müßte es, sagte der Arzt, aber doch schon Zeichen geben."

„Ihr seht sie nur nicht, erwiderte der Meister. Ich könnte gleich auf Hauptmann oder Schnitzler zeigen, von welchen wir eben sprachen. Schon den Kramer, mehr noch die Bernd hat man zu still gefunden und manche, die es nicht erwarten können, haben darin ein Altern und Nachlassen der Kraft bemerken wollen, welche bei ihnen lärmen muß, während mir die ruhige, die sich nicht erst zu erhitzen braucht, um zu wirken, doch mehr gilt. Diese ist es auch, die mir den „Einsamen Weg" so wert macht, der es in seiner wunderbar hellen und harten Technik verschmäht, an allen Nerven zu zerren, und das Espressivo, wie die Musikanten es nennen, worin die Aufregung des Darstellers den Wert der Darstellung übertreiben soll, überall zu dämpfen weiß, vielleicht doch auch, weil es dem Dichter wichtig geworden ist, sich zu schonen, weil er jetzt den Stolz hat, sich zu verwahren, weil er sich nicht mehr in einer einzigen Wirkung verknattern und verpuffen will. Ist es aber vielleicht nur ein Zufall, wenn Hauptmann und Schnitzler jetzt die stimulierende Kunst der Konvulsionen verlassen, so hat Nietzsche dies bewußt verlangt. Sein ganzer Haß gegen Wagner geht nur auf die Kunst aus Affekt und als er mit ihm rang, war es der Zorn über sie, der ihn so grausam sich erbittern ließ. Er muß an dem, wie er einmal sagt: gemischten unreinen Charakter der Künstler furchtbar gelitten haben. Ich wüßte nicht, ruft er gepeinigt aus, warum fruchtbare Menschen sich nicht still und anspruchslos benehmen sollten; und sehnsüchtig denkt er an Menschen wie Moltke; und so widerlich sind ihm jetzt Künstler, die durch die Kunst menschlich geringer werden, daß er fast an ihr selbst zu zweifeln beginnt und auf Werke verzichten will, die der Künstler mit seinem Werte büßt: denn, sagt er, das Kunstwerk gehört nicht zur Notdurft, die reine Luft in Kopf und Charakter gehört zur Notdurft des Lebens. Und dann klagt er über das unbeschreibliche Unbehagen, welches so oft produktive Menschen um sich verbreiten, und klagt, wie sich ihre Umgebung an ihnen den Charakter und den Geschmack verdirbt, und setzt das mächtige Wort hin, das mir immer wie das Programm einer neuen Menschheit klingt: Große Menschen ohne Werke tun vielleicht mehr Not als große Werke, um die man einen solchen Preis von Menschenseelen zahlen muß. In dieser Stimmung sagt er, mißtrauisch gegen

jeden Exceß geworden, der den schaffenden Menschen verstört: Alles Ausgezeichnete hat mittlere Natur. Und als hätte er mit uns die griechische Warnung vor dem Marsyas vernommen, einmal geradezu: Der starke freie Mensch ist Nicht-Künstler."

„Der starke freie Mensch ist Nicht-Künstler, sprach der Künstler nach. Ja, darauf käme man hinaus. Darum sagte ich ja, daß es unfruchtbar ist. Denn wie wollt Ihr die Künstler entbehren? Da Ihr doch ihre Werke nicht entbehren könnt? Oder auch diese? Und der Stolz aller Kulturen wäre nur ein Vorurteil gewesen? Mich schwindelt. In mir sagt es: du hast recht, und doch bin ich zerstört, wenn du recht hast!"

„Der starke freie Mensch ist Nicht-Künstler, wiederholte der Meister. Aber vergiß nicht, dies ist im Zorne gesagt und nur Zorn ist es, der ihm in uns zustimmt. Es gilt vom Künstler unserer Zeit, von dem aus Affekt, nicht von den Anderen, aus Charakter. Und den aus Affekt, sollten wir denn den wirklich nicht entbehren können? Um seiner Werke willen nicht, meinst du. Wie aber, wenn durch diese Werke der Konvulsion nicht bloß der Künstler, nach dem wir am Ende nicht zu fragen haben, geringer würde, sondern wir dies auch an eben diesen Werken selbst fühlen und von ihnen damit angesteckt würden? Ich höre, hat Nietzsche gesagt, ich höre noch immer jedem Takte an, was für Gebrechen der Musiker hat. Ist es Euch nicht ebenso mit Bildern, mit Gedichten oft ergangen? Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, einmal frei über Hebbel zu reden. Die Nation hat lange sein Talent verkannt; es war nötig, mit Leidenschaft hinzuzeigen. Aber jetzt, wo er nichts mehr zu fürchten hat, wäre doch, um der Wahrheit willen, die dem Deutschen über Pietät geht, einmal zu fragen, ob man denn seinen Werken nicht den ängstlich verwühlten schwachen Menschen überall anmerkt, der sich darin vor sich selber aufspielt und sich zum Glauben an sich selber excitieren will? Ich begreife, daß sich der deutsche Kaiser an ihn klammert, dem offenbar auch angst wird, wenn es still um ihn ist, und der auch hofft, durch Tumult und indem er sich an seinen Wirkungen aufregt, stärker, wenn nicht zu werden, so sich doch im Augenblick zu fühlen. Menschen aber, in welchen es hell und wohlklingend ist, quält der Qualm seiner stickfiebernden Kunst, die, ein Bild zu gebrauchen, das er selbst einmal für ein trübes Dasein hat, wie ein Scheiterhaufen ist, der angezündet wird, während es regnet. Oder noch ein Beispiel: Kleist. Erinnert Euch, wie Ihr bestürzt wart, als es unserem Hofrat Burckhard vor einigen Jahren gefiel, den Prinzen von Homburg ein widerliches, nach Cäsarismus stinkendes Kommißknopfstück zu nennen. Ihr habt es mir damals sehr verargt, daß ich mich nicht mit Euch über ihn erbosen wollte."

„Ja, sagte der Sammler, weil wenn du eben jemanden einmal gern hast —"

„So dachtet Ihr, fuhr der Meister fort, ich weiß. Und wirklich, wenn ich jemanden einmal gern habe und dies wie hier nicht nur aus Gefühl, sondern aus Einsicht in eine groß geborene, sich wahr erziehende, zum höchsten entwickelte Natur, dann glaube ich, wenn er sagt oder tut, was ich nicht gleich verstehen kann,

ihm schuldig zu sein, daß ich seine Gründe höre. Ich sagte nur, so viel Artist, als die Reporter, die jetzt für Kleist trompeten, wird er schließlich auch noch sein und hat dazu, was den Ästheten fehlt: Urteil über das Menschliche. Tut mir aber den Gefallen und nehmt das Stück einmal in Ruhe durch, nicht auf die Metaphern hin oder die Energie der Darstellung, die nun freilich einzig ist, oder die Wut der Emotion, die es ausspeit, sondern indem Ihr Euch fragt, ganz einfach menschlich, wie man sich bei solchen Ereignissen im Leben fragt, ob Ihr wünschen würdet, mit diesen Menschen, die der Dichter zeigt, zu verkehren und ob Ihr nicht fürchten würdet, dadurch beschmutzt und grauslich zu werden. Stinkend hat es der Hofrat genannt und man kann gar nicht besser sagen, was, wenn man es nicht mit der kleinen Lust des Artisten, sondern an der menschlichen Empfindung prüft, so darin beklemmt: der schlechte Geruch und die verdorbene Luft eines kläglichen und krampfhaften Menschen, der vor Schwäche zappelt. Solche Werke regen auf, wie Gift. Besinnen wir uns aber und verraucht der Rausch, so wird uns im üblen Dunst und brenzlichen Dampf der ausgebrannten Explosion zum Ersticken schlecht und ein freieres Geschlecht, das nicht mehr bloß die Gier der Nerven, sich aufzustacheln, regiert, wird sie, sei nur unbesorgt, gern entbehren können. Nicht aber die Kunst, nicht jene andere Kunst, die auch Nietzsche, vom ersten Zorne erholt, noch mit neuen Hoffnungen erfaßt hat, die aus Charakter, die aus Fülle, die aus Freude reif und frei gewordener südlicher Menschen, welche er meint wenn er von der gaya scienza der Halkyonier schwärmt und beglückt die leichten Füße, den Tanz der Sterne und die Lichtschauder des Südens lobt. Und wem fiele da, wenn er das „glatte Meer" anruft, nicht „diese Tiefe bei einer ruhigen Fläche" ein, die Schiller an Goethe fand? Nein, wir brauchen an der Kunst nicht zu verzweifeln, als wären die Menschen mit ihr verflucht. Es gibt auch eine, die segnet."

Nun sagte der Arzt, pfiffig: „Es sollte mich wundern, wenn jetzt der Sammler nicht gleich toben wird."

„Warum?" fragte der Planet.

„Warum?" wiederholte der Meister.

„Hast du nicht früher, sagte der Arzt, von deiner Kunst aus Charakter oder aus Fülle sprechend, die übrigens auch ich unserer neurotischen vorziehen würde, wenn wir gleich, wir Ärzte, ihr manches Geschäft verdanken, aber hast du da nicht unter ihren Merkmalen genannt, daß ihre Werke geringer sind als der Künstler?"

„Ja, sagte der Meister, und ich meine, es sei gerade dies, was sie so lucid macht, im Scheine der immer noch ungeschwächt ausstrahlenden Künstler, während hinter den anderen ein erloschener Mensch liegt."

„Nun aber, fuhr der Arzt fort, hast du doch zu diesen Künstlern, die sich also in ihren Werken nicht völlig erreichen, auch Goethe gezählt. Soll dieser wirklich einer sein, dem es nie gelang, durch ein Werk sein ganzes Wesen darzutun? Und du springst nicht auf, Planet?"

„So war es ja wohl gar nicht gemeint", sagte der Sammler.

„Doch, sagte der Meister. Erschreckt nur nicht gleich, sondern macht einmal selbst die Probe, nehmt den Faust oder die natürliche Tochter, dann aber den Eckermann oder den Kanzler von Müller her und meßt, was er dort ist, an dem, was er Euch hier wird, wem Ihr ihn in den Gesprächen von Tag zu Tag immer reicher, immer lebendiger, immer wirksamer nach allen Seiten der Welt ins Unendliche sich entfalten seht. Glaubt Ihr mir aber nicht, so ist noch sein eigenes Wort da, von seiner höchsten Zeit gesagt, der mit Schiller, in der doch, wie er an Zelter bekennt, „im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Absichten völlig Wertes herauskommt." Warum, wird in einem Schreiben an Schiller klar. Willst du mir, bitte, die Briefe mit ihm reichen, sie sind über dir und nimm nur auch gleich den Zelter dazu."

Der Künstler brachte sie, der Meister suchte, dann sprach er: „Hier. Schiller arbeitet eben am Wallenstein und klagt, er habe jeden Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens zu büßen, durch den Anteil an seinen Gestalten leicht erschöpft und in Unordnung gebracht: „Das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich." Darauf antwortet Goethe: „Ich kann mir den Zustand Ihres Arbeitens recht gut denken. Ohne ein lebhaftes pathologisches Interesse ist es auch mir niemals gelungen irgend eine tragische Situation zu bearbeiten und ich habe sie daher lieber vermieden als aufgesucht. Sollte es wohl auch einer von den Vorzügen der Alten gewesen sein, daß das höchste Pathetische auch nur ästhetisches Spiel bei ihnen gewesen wäre, da bei uns die Naturwahrheit mitwirken muß, um ein solches Werk hervorzubringen? Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte." Schiller, der diese Furcht, das innere Wohlsein zu lädieren, aus welcher Goethe lieber einer Wirkung entsagen und sich bescheiden will, offenbar gar nicht versteht, deutet es sich auf seine Art und entgegnet: „Eine gewisse Berechnung auf den Zuschauer, von der sich der tragische Poet nicht dispensieren kann, der Hinblick auf einen Zweck, den äußern Eindruck, der bei dieser Dichtungsart nicht ganz erlassen wird, geniert Sie, und vielleicht sind Sie gerade nur deswegen zum Tragödiendichter weniger geeignet, weil Sie so ganz zum Dichter in seiner generischen Bedeutung erschaffen sind." Zelter, der nach Jahren diese Briefe liest, greift darin Goethes „eine Tragödie zu schreiben" auf, es schokiert ihn, daß man eine Tragödie schreibe: „da man nicht machen kann, was man muß geschehen lassen." Niemals hat man einfacher gesagt, was jene Kunst von dieser trennt, jene aus Affekt, die sich immer von außen erst einheizen muß, von dieser aus Natur, die ein lautloses Blühen und Fruchten ist: jene macht, diese läßt geschehen. Jene mutet sich im Taumel trunkener Stunden alles zu, diese niemals mehr, als ihre Natur trägt. Wie denn Goethe, so von Schiller als von Zelter zum Tragischen aufgefordert, es ruhig ablehnt: „Ich bin

nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur conciliant ist; daher kann der rein tragische Fall mich nicht interessieren, welcher eigentlich von Haus aus unversöhnlich sein muß, und in dieser übrigens so äußerst platten Welt kommt mir das Unversöhnliche ganz absurd vor."

Hier schwieg der Meister, aber er schien bei sich noch weiter zu lesen. Dann sagte er: „Ja, was folgt, gehört nicht mehr dazu, aber Ihr mögt es dennoch hören. Es scheint, als hätte Goethe noch mehr zu sagen, aber er beherrscht sich und schließt es mit den Worten ab: „„Ich darf nicht fortfahren, denn im Lauf der Rede könnte man doch abirren und das wollen wir vermeiden."" Bei unsern Gesprächen über Fragen, die uns bekümmern, wird nämlich auch mir oft, als kämen wir zu weit. Es geschieht leicht, daß man, um deutlicher zu sein, mehr sagt oder es heftiger sagt, als man doch eigentlich besonnen verantworten kann, und von den eigenen Worten oft über sich hinausgerissen wird. Nur freilich, wer dies scheut, schweige lieber ganz. Indem wir zu reden beginnen, fälschen wir ja schon. Was wir aussprechen, ist schon nicht mehr wahr. Was es übrigens, wenn es uns nur hilft, doch auch gar nicht zu sein braucht."

Der Meister legte die Bücher weg. Dann, um zum Thema zurückzukehren, sagte der Sammler: „Solcher Stellen sind genug bei ihm. Ich erinnere mich, daß er, auch an Zelter, der auf die neumodische „„überfüllte"" Musik schilt, einmal schreibt, alles sei jetzt ultra, im Denken wie im Tun, niemand kenne sich mehr, niemand begreife sein Element; und solcher Warnungen, niemals das Talent zu forcieren, ist kein Ende. Wie über die Brüder Schlegel, die sich zwangen, mehr zu wirken, als sie vermochten, oder über Adam Müller, den er ein recht hübsches, aber falsch gesteigertes Talent nennt. Übrigens wären mir für deine Trennung der Künste nach Affekt oder Charakter seine Namen lieber und ich würde von jener zu sagen raten, sie sei forciert, von dieser, daß sie elementar ist. Im eigenen Element zu bleiben hat er unablässig gefordert und hat keinem verziehen, der sich je vermaß, mehr aus sich zu machen, als ihm von Natur vergönnt war. Darin hast du freilich recht. Er hätte sich auch keinen Augenblick bedacht, den Marsyas zu schinden, wenn wir nun schon einmal diesen in deinem Sinne nehmen wollen."

„Siehe Kleist, sagte der Meister. Vergleicht, wie er sich gegen Eckermann oder Zelter betrug und wie gegen diesen, den ich noch einmal nenne, als Antwort auf die bösen Gesichter, die Ihr mir früher vor Verdruß geschnitten habt. Jene hat er zärtlich an sich gewärmt, diesen schroff verjagt. Er hätte ihn vielleicht retten können, aber sein „Schauder und Abscheu", so starke Worte wählt er, war zu groß und in seinem Tagebuch lesen wir einmal, was es ihn kostet, sich zu trösten „über den Kleistischen Unfug und alles verwandte Unheil". Er wäre Goethe nicht gewesen, hätte er die Grimasse ertragen können. Dagegen er jedes kleine Talent, wenn es nur züchtig war, zärtlich gehegt hat, weniger auf den Grad als auf das Wesen der Begabung sehend, die ihm nur als Echo einer innigen und einigen Natur galt. Wie er denn von Byron einmal bewundernd gesagt hat: Zu seinen Sachen kam er wie die Weiber zu schönen Kindern, sie denken nicht daran und

wissen nicht wie. Und wie ihm selbst, nach Schillers Wort, gewährt war, daß er nur leis an dem Baume schütteln durfte, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Dies aber wollen wir nicht nur an seiner Kunst, sondern ebenso an seinem Leben preisen, dessen Weihe war, daß es sich nichts ertrotzt, alles gewonnen hat."

„Gewonnen sagst du? fragte der Künstler. Gewinnen! Es klingt fast nach Lotterie."

„Die es ja schließlich auch ist, fiel der Meister ein. Setze dich ein und wenn es dir glückt, kriegst du dich tausendfach zurück."

„Wenn es mir glückt," sagte der Künstler.

„Ja dies, sagte der Meister, müssen wir nun freilich dem Schicksal überlassen."

„Und hätten, spottete der Künstler, mit verschränkten Armen, Bein um Bein geschlagen, dumpf geduldig nur zu harren, bis uns die Gunst der Götter ruft? Zu solchen Türken willst du uns machen? Um nur unsere kostbare Ruhe und das Heil der ungestörten Seele nicht zu gefährden, um uns nur nicht aufzuregen, wovor du dich plötzlich so zu fürchten scheinst!"

Der Meister lächelte: „Gleich wirst du mich jetzt zu Grillparzer und Stifter werfen!

> Eines nur ist Glück hienieden,
> Eins: des Innern stiller Frieden
> Und die schuldbefreite Brust!

Nein, so weit bin ich noch nicht, die Gesinnung der Pensionisten will ich nicht predigen. Aber: Bein um Bein geschlagen, wie du sagtest, das gefällt mir. So hat sich unser Herr von der Vogelweide geschildert, der auch kein Türke war, und dieses stille Lauschen mit gefaßtem Sinn scheint mir die Haltung, die dem wahren Künstler gebührt. Wobei mir denn wieder geschehen ist, wahr zu nennen, was ich wünsche. Aber glaube nur nicht, daß ich, alternd, undankbar gegen den Rausch geworden bin und die Lust der Wallungen nicht mehr kenne. Ich weiß das Glück der Ekstasen noch, wenn plötzlich unsere Sinne schärfer sind, unser Wille fester, unser Geist rascher, alles um uns versammelt und bereit steht und wir nun erst fühlend zu vernehmen glauben, was es mit uns und der Welt auf sich hat: die Sonne scheint uns wie zum ersten Male, die Erde glüht, der Wind riecht, ein tiefes Summen und ein helles Klingen ist um uns, in uns und große Stimmen werden laut, mächtige Zeichen glänzen. Ich erinnere mich schon noch, nur habe ich jetzt gelernt, wie furchtbar es büßt, wer nicht die Kraft hat, sich die Gnade der seligen Stunden auch zu bewahren. Ihr verliert sie, das ist Euere Kunst, die mit wilden Händen nach dem Augenblick greift und nur einen Fetzen behält. Ich aber will nichts, was ich nicht mir anzueignen stark bin. Drastisch gesagt: Ihr speit, was Euch zukommt, vor Hast gleich wieder heraus, ich verdaue, bis es mit mir verwächst und mein Blut wird. Auch ich weiß, daß, wer schaffen oder tun soll, keine Gefahr scheuen darf, wenn es die heilige Wut des Empfangens gilt, daß jeder durch das Feuer der Leidenschaft muß. Ihr aber springt über die Flamme

und habt Euch am Ende nur die Zehen verbrannt, statt ruhig darin zu glühen, bis, wenn sie verlischt, ihr Glanz und alle Glut in Euer eigenes Metall gedrungen ist. Düngt Euch mit Aufregung, ja! Dann aber steht der Bauer und harrt, bis die Erde will. Mit allen Bildern werdet Ihr es nicht erjagen, wird Euch nicht gewiß, daß es ein anderes ist: empfangen; ein anderes gebären. Ihr aber schmeißt den Samen in den Wind, der verstreut ihn, das sind Eure Werke."

„Ja, sagte der Sammler, wer nur aber immer wüßte, wie man glüht, ohne zu verbrennen."

„Da sind wir nun, erwiderte der Meister, wo ich Euch will. Am Ende kommts doch immer nur darauf an, daß einer wisse, welche Hitze er vertragen kann. Goethe hat gewußt, daß ihn der tragische Grad zerstören würde. Darum hat er sich enthalten, instinktiv gewarnt, wie denn die Natur uns immer ein Zeichen gibt, wenn sie sich bedroht fühlt. Ein solches Signal ist die Grimasse, die den Menschen, das Volk verzerrt, wenn sie sich zu Werken oder Taten, welche ihnen nicht gemäß sind, übernehmen wollen. Seht ihr ein Werk oder eine Tat um den Preis der Grimasse erkauft, so ist es immer ein Zeichen, daß der Täter daran ist, sich zu zerstören. Glaubt doch nicht, daß die Menschen die Schönheit lieben, weil sie gefällt: sie ist mehr als eine Lust der Sinne. Sie ist unser höchstes Gesetz, denn sie ist unser Maß, das zeigt, wie weit wir dürfen. Sie wacht über uns und wer sich gegen sie vergeht, hat sein Leben verwirkt. Die Grimasse ist das Zeichen des Todes. Und ob ein Mensch, ein Volk, eine Zeit zu den guten oder zu den schlechten gehören, ob sie gesegnet oder verdorrt sind, ob sie wirken oder scheinen, seht Ihr daran, ob sie die Zeichen der Natur erkennen."

„Und so wäre dir, fragte der Künstler, schön sein mehr als Schönes tun?"

„Lieber, sagte der Meister, betrüge dich doch nicht: man tut nur, was man ist. Die schöne Tat, das schöne Werk ist nur die Erscheinung des schönen Menschen. Die Form ist nur der Schatten des Wesens. Deine Hand ist leer, wird sie nicht aus dir selbst gefüllt. Wie du sie auch ballen und die Finger verkrümmen magst, es kommt doch auf. Du hast nicht mehr, als du bist. Und wen willst du täuschen? Streich dein Werk in allen Farben an, morgen springt der Lack und es kommt auf. Willst du die Natur überlisten? Sie rächt es an dir selbst."

„Aber, fragte der Sammler, scheide die Grimassen aus und wie viele Werke, wie viele Taten bleiben von unserer Zeit?"

„Willst du den Wert einer Zeit, sagte der Meister, an der Zahl ihrer Werke messen? Ist dir, wer verschwendet mehr als wer sich bewahrt? Was bleibt, was das nächste Geschlecht brauchen, wovon es leben kann, nur dieses wird gelten. Große Zeiten sparen für die Erben. Die fortwirkende Kraft, die sie hinterlassen, ist es allein, wodurch uns Zeiten und Männer groß sind. Denkt an den größten, denkt an Leonardo! Wie wenig hat er ausgeführt! Habt ihr nie nachgedacht, warum? Wir haben einen Brief des Fra Petrus Nuvolaria an Isabellen von Este, worin er bitter über Leonardo klagt, von dem, was immer er versprechen und wie hoch er es beteuern möge, nichts fertig zu bekommen sei; es scheint, sagt

der Karmeliter, er lebt nur in den Tag hinein, zum Malen hat er keine Geduld; er zieht die Geometrie vor. Glaubt ihr, wirklich? Und der größte Mensch, den wir noch kaum erraten und eine höhere Menschheit erst erkennen wird, wäre faul gewesen? Aber in der Tat: er hat das meiste nicht ausgeführt. Warum? Darüber sagt er selbst einmal das geheimnisvolle Wort: l'ordinare è opra signorile, l'oprare è atto servile. Dies heißt: wenn er künstlerisch empfing, hat er sich als Herrn gefühlt, im Ausführen knechtisch. Mit einem wahren Haß, dem man die Gefahr des Lebens anmerkt, vor der er sich wehrt, ist das gesagt, fast wie die Griechen das Geschäft des Künstlers verachtet haben. Er hat gefühlt, wie diese, daß, wer unfähig ist, sich im Tun so weit zu mäßigen, als es die Sicherheit der eigenen Natur verlangt, dies mit sich bezahlen muß. Darum, statt mit Werken zu prahlen, war er besorgt, niemals mehr zu geben, als er entbehren konnte, ohne zu verarmen. Und versteht ihr jetzt auch, was ihn anzog, solche Grimassen aufzuzeichnen? Als Warnung für sich selbst vor der Gefahr der Kunst, um sich von Werken abzuschrecken, wie sie dem Künstler drohen, von welchen er, geschwächt und gewaltsam verzerrt, zurückgelassen wird."

Der Meister schwieg, dann nahm er ein solches Blatt des Leonardo, von wüsten und schrillen Köpfen voll, und sprach zum Sammler: „Willst du mir es lassen?"

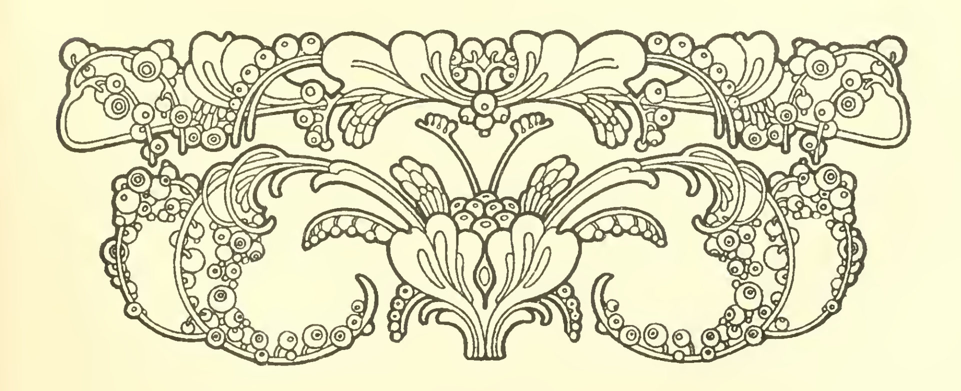
„Gern," sagte der Sammler.

Aber der Meister wendete sich zum Künstler und sagte: „Dir, Lieber, soll es gehören, für dich ist es. Ich möchte, daß du es bei der Arbeit vor dir hast. Unten aber schreibe ich dir hin, was Ovid Athenen sagen läßt, nachdem sie, aus Furcht um ihre Schönheit, vor der Grimasse entsetzt, die entstellende Flöte weit von sich geschleudert hat."

Der Meister schrieb, dann las er es vor:

„Ars mihi non tanti est; valeas, mea tibia."

Und er lächelte, sah den Künstler an und wiederholte noch ein Mal: „So viel gilt mir die Kunst nicht! Flöte, Adieu!"



Der Spielmann / Volksmärchen / erzählt von Selma Lagerlöf



Ein Spielmann geht eines Sonnabends spät nachts mit seiner Fiedel unterm Arme einher. Er ist sehr munter und fröhlich, denn er kommt von einem Feste, wo er mit seinem Spiele Alt und Jung zum Tanzen verlockt hat.

Wie er nun so geht, denkt er just daran, wie niemand sich stille halten konnte, solange sein Bogen im Gange war. Ein so wilder Tanz war durch die Stube gewirbelt, daß es ihm ein paarmal gewesen war, als tanzten Tische und Stühle mit.

— „Ich glaube doch sicherlich, daß sie niemals einen solchen Spielmann wie mich an diesem Orte gehabt haben," sagt er zu sich selbst.

— „Aber recht schwer habe ich es gehabt, bis ich ein so tüchtiger Kerl wurde," fährt er bei sich fort. „Das war kein Spaß, als ich noch ein Kind war und die Eltern mir auftrugen, Schafe und Kühe zu hüten, und ich alles vergaß und nur dasaß und an meiner Geige zupfte. Ja, und nicht einmal eine richtige Geige wollten sie mir daheim geben. Ich hatte nichts anderes zum Spielen als eine alte Holzkiste, über die ich Saiten gespannt hatte."

„Am Tage, wenn ich allein im Walde sein durfte, ging es mir ja ganz gut, aber es war kein Spaß, am Abend heimzukommen, wenn die Herde sich mir verirrt hatte. Da bekam ich's unzählige Male von Vater und Mutter zu hören, daß ich ein Taugenichts sei, und daß nie etwas aus mir werden würde."

In dem Teile des Waldes, den der Spielmann durchwandert, bahnt sich ein kleiner Bergstrom seinen Weg. Da ist der Boden steinig und hügelig, und dem Strom macht es große Beschwerden, vorwärts zu kommen. Er windet sich hin und her, stürzt sich über kleine Fälle und scheint doch nicht vom Fleck zu kommen. Der Weg hingegen, den der Spielmann wandert, versucht so schnurgerade zu gehen wie nur möglich. Er trifft so immer wieder mit dem sich schlingelnden Bergstrom zusammen und springt jedesmal auf einem kleinen Brücklein hinüber. Der Spielmann muß daher einmal ums andere den Strom überschreiten, und das macht ihm Freude. Es ist ihm so, als hätte er nun im Walde Gesellschaft gefunden.

Er geht durch die helle Sommernacht. Die Sonne ist noch nicht aufgestanden, aber es hat nicht viel zu sagen, daß sie sich ferne hält, denn es herrscht doch auf jeden Fall volles Licht. Aber richtig so wie am Tage ist es doch nicht.

Alles hat eine andere Farbe. Der Himmel ist ganz weiß, die Bäume und die hohen Kräuter im Grase sind glänzend grau. Aber alles ist ebenso deutlich erkennbar wie am Tage, und als der Spielmann auf einer der vielen Brücken stehen bleibt und in den Strom hinabblickt, kann er jedes Bläschen unterscheiden, das durch das Wasser perlt.

„Wenn ich solch einen Strom in der Wildnis sehe, muß ich mich an mein eigenes Leben erinnern," denkt der Spielmann. „Ebenso halsstarrig wie er habe ich mir

meine Straße gebahnt, vorbei an allem, was sich mir in den Weg stellte. Da war Vater: er stellte sich mir entgegen wie ein harter Fels. Und da war Mutter: sie suchte mich stille zu halten und mich gleichsam zwischen Mooshügelchen einzubetten. Aber ich schlich mich vorbei, an Vater und Mutter, und hinaus in die Welt ging es."

„Haha, jaja, ich denke, Mutter sitzt daheim und weint noch um mich, aber was kümmert das mich! Sie hätte doch verstehen können, daß aus mir etwas werden mußte, und hätte nicht versuchen sollen, mir entgegen zu sein."

Ungeduldig reißt er ein paar Blätter von einem Busch ab und wirft sie in den Strom.

— „So habe ich mich von allem daheim losgerissen," sagt er, als er sieht, wie das Wasser die Blätter forttreibt.

— „Möchte doch gerne wissen, ob Mutter erfahren hat, daß ich nun der beste Spielmann in ganz Värmland bin?" sagt er, während er weiter wandert.

Er geht mit rüstigen Schritten vorwärts, bis er wieder zu einem Steg kommt. Da bleibt er abermals stehen und sieht in den Strom hinab. Unter der Brücke schäumt der Strom in reißendem Fall und macht einen erschrecklichen Lärm. Da es Nacht ist, hört man ganz andere Laute als am Tage, und der Spielmann wundert sich gar sehr, als er stehen bleibt und lauscht. Da ist kein Vogelgesang im Walde und kein Spiel in den Nadeln und kein Rascheln im Laube. Keine Wagenräder knarren auf dem Wege, und keine Kuhschellen klingeln. Man hört nur den Bergstrom, aber gerade darum hört man ihn wohl umsoviel besser und anders als am Tage. Es klingt, als wenn alles Denkbare und Undenkbare in der Tiefe des Stromes wäre. Vor allem klingt es, als wenn jemand dort unten säße und zwischen großen Steinen Korn mahlen würde, aber zuweilen klingt es so, wie wenn Becher bei einem Trinkgelage aneinander stoßen, und manchmal hört man ein Murmeln, so wie wenn die Gemeinde aus der Kirche kommt und nach dem Gottesdienst in eifrigem Gespräch auf dem Kirchenhügel steht.

— „Das hier ist wohl auch eine Art Musik," denkt der Spielmann, „obschon ich nicht finden kann, daß es besonders weit damit her ist. Ich sollte doch meinen, daß die Weise, die ich jüngst zusammensetzte, mehr wert ist, daß man ihr horche."

Aber je länger der Spielmann steht und dem Wasserfall lauscht, desto besser und besser gefällt ihm sein Lied.

— „Ich glaube wirklich, du nimmst dich zusammen," sagt er zum Wasserfall. „Du mußt wohl merken, daß der beste Spielmann von ganz Värmland da steht und dir zuhört."

Im selben Augenblick, in dem er dies sagt, vermeint er, aus der Tiefe ein paar metallklare Laute zu vernehmen, sowie wenn jemand an einer Saite zupft, um zu prüfen, ob sie stimmt.

„Sieh da, nun ist der Wassermann selbst zur Stelle gekommen, ich höre, wie er an seiner Violine zupft," sagt der Spielmann und lacht. „Aber ich kann doch nicht die ganze Nacht hier stehen bleiben und darauf warten, daß du anfängst," ruft er gleich darauf ins Wasser hinab. „Nun muß ich weiter gehen, aber ich verspreche dir, daß ich auch auf der nächsten Brücke stehen bleiben und horchen will, ob du in Gang gekommen bist."

Er wandert weiter, und während der Strom auf seinem geschlängelten Wege in den Wald hineinläuft, fängt er wieder an, an seine Heimat zu denken.

— „Ich möchte wohl wissen, wie es mit dem kleinen Bächlein steht, das an unserem Gehöft vorbeifließt, das wollte ich gerne wieder einmal sehen. Ich sollte doch einmal heimgehen, um zu sehen, ob Mutter es dürftig und schwer hat, seit Vater tot ist, wenn ich nur die Zeit finden könnte. Aber so beschäftigt wie ich bin, ist es beinahe unmöglich. Da kann ich zu nichts anderem Zeit finden als zu meiner Fiedel, ja, es gibt ja kaum einen Abend in der Woche, an dem ich frei wäre."

Nach einem kleinen Weilchen trifft er den Strom wieder, und damit kommt er allsogleich auf andre Gedanken. Bei diesem Übergang kommt der Bergstrom nicht in einem donnernden Wasserfall herangestürzt, sondern er fließt ganz sachte vorbei. Tiefschwarz und blank liegt er unter den nächtlich grauen Bäumen des Waldes, und trägt noch hier und dort einen schneeweißen Schaumkamm von den oberen Fällen.

Als der Spielmann auf das Brücklein hinabkommt, und keinen anderen Laut vom Strome hört als hie und da ein leises Plätschern, fängt er abermals zu lachen an.

— „Ich konnte es mir ja denken, daß der Neck sich nicht bequemen würde, zum Stelldichein zu kommen," rief er aus. „Freilich habe ich immer gehört, daß er ein tüchtiger Spielmann sein soll, aber gar so weit her kann es doch nicht mit ihm sein, wenn er immer ganz stille im Bache liegt und nie etwas Neues zu hören bekommt. Er weiß schon, daß hier einer steht, der die Sache besser versteht als er, und darum will er sich nicht hören lassen."

Damit geht er weiter und verliert den Strom wieder aus den Augen.

Er kommt in eine Gegend des Waldes, die ihm immer unheimlich und gruselig zu durchwandern dünkte. Da ist der Boden von Steinen und Geröll bedeckt, und verkrümmte Tannenwurzeln schlängeln sich dazwischen durch. Wenn es etwas Verhextes oder Gefährliches im Walde gibt, sollte man wohl meinen, daß es sich gerade hier verborgen halten muß.

Als der Spielmann zwischen die wilden Steinblöcke kommt, überläuft ihn ein Schauder, und er fängt an zu bedenken, ob es nicht unklug von ihm gewesen ist, sich vor dem Neck zu rühmen.

Es dünkt ihn, daß die großen Tannenwurzeln Gebärden gegen ihn machen, so als wollten sie ihm drohen.

— „Hüte dich, du, der du mehr sein willst als der Wassermann!" scheinen sie zu sagen.

Der Spielmann fühlt, wie das Herz sich ihm vor Angst zusammenschnürt. Eine Last legt sich ihm auf die Brust, sodaß er kaum atmen kann, und seine Hände werden eiskalt. Er bleibt mitten auf dem Wege stehen und sucht sich selbst Vernunft zuzusprechen.

— „Es gibt doch keinen Spielmann im Wasserfall!" sagt er. „Das ist nur Aberglaube und Ammenmärchen. Darum ist es ganz gleichgültig, was ich von ihm gesagt habe oder nicht gesagt habe."

Wie er so spricht, sieht er sich im Walde um, gleichsam, um es bekräftigt zu finden, daß es sich so verhält, wie er sagt. Wenn es Tag gewesen wäre, so hätte wohl jedes Blättchen ihm zugeblinkt, daß es im Walde nichts Gefährliches gibt, aber nun nachts

standen alle Bäume verschlossen und stumm da und sahen aus, als bärgen sie allerlei gefährliche Heimlichkeiten.

Der Spielmann wird auch immer ängstlicher. Was ihm am meisten Schrecken einflößt, ist, daß er noch einmal über den Strom gehen muß, bevor er und der Weg sich trennen und nach verschiedenen Seiten ziehen. Er weiß nicht, was der Wassermann ihm tun wird, wenn er über die letzte Brücke geht. Vielleicht wird er eine große schwarze Hand aus den Fluten emporrecken und ihn hinab in die Tiefe ziehen.

Er hat sich solche Angst eingejagt, daß er daran denkt, umzukehren. Aber dann würde er ja wieder den Strom treffen. Und wenn er vom Wege abweicht und tiefer in den Wald hineingeht, dann muß er ihm wohl auch begegnen, sowie er sich krümmt und schlängelt.

Er fühlt solche Angst, daß er nicht weiß, was er anfangen soll. Er ist von dem Strome verstrickt, gebunden und gefangen und sieht keine Möglichkeit des Entrinnens.

Aber nun fängt er an zu laufen, so rasch ihn die Beine tragen wollen, denn es ist ihm etwas eingefallen:

„Gerade hier macht der Strom eine weite Biegung in den Wald hinaus. Der Wassermann hat bis zur nächsten Brücke einen viel weiteren Weg als ich. Vielleicht kann ich ihn überholen, ehe er noch ans Ziel gekommen ist."

Und er läuft, er läuft.

Endlich sieht er den letzten Steg vor sich. Gerade gegenüber auf der anderen Seite des Bergstroms liegt eine alte Mühle, die schon so manches liebe Jahr verlassen dasteht. Das große Mühlrad hängt regungslos über dem Wasser, die Schleuse vermodert oben auf der Erde, die Wasserrinnen sind mit Moos bewachsen, und in den leeren Dachluken wuchert Steinwurz und Moosflechte.

— „Wenn es noch wäre wie früher und es hier Menschen gäbe," denkt der Spielmann, „dann wäre ich nun aus aller Gefahr erlöst."

Aber es beruhigt ihn doch, ein Haus zu sehen, das ein Überbleibsel von Menschenwerk ist, und als er den Strom überschreitet, hat er beinahe keine Angst mehr. Es geschieht ihm auch gar nichts Gefährliches. Der Wassermann scheint ihm nichts anhaben zu wollen. Er wundert sich nur über sich selbst, daß er sich wegen rein gar nichts solche Furcht einjagen konnte.

Er fühlt sich ganz fröhlich und geborgen, und noch froher wird er, als die Tür der Mühle sich öffnet und ein junges Mägdlein ihm entgegenkommt.

Sie sieht ganz aus wie eine gewöhnliche Bauerndirne. Sie hat ein Baumwolltuch auf dem Kopfe, ein kurzes Röckchen und ein weites Leibchen, aber die Füße sind bloß.

Sie geht auf den Spielmann zu und sagt ihm ohne Umschweife:

— „Willst du mir eins spielen, so will ich dir eins tanzen."

— „Ja, freilich," sagt der Spielmann, der bei guter Laune ist, weil er seine Angst abgeschüttelt hat, „das will ich wohl. Hab doch noch nie einem schönen Mädchen, das tanzen will, nein gesagt."

Er setzt sich auf einen Stein, neben dem Mühldamm, lehnt die Fiedel ans Kinn und hebt an zu spielen.

Das Mädchen macht ein paar Schritte im Takt zum Spiele, aber dann bleibt sie stehen.

— „Was ist denn das für eine Polka, die du da spielst?“ sagt sie. „Da liegt ja keine Kraft darin.“

Der Spielmann ändert die Melodie, er versucht es mit einer, in der mehr Schwung ist. Die Dirne bleibt mißmutig stehen.

— „Nach einer solchen Schlepp-Polka kann ich nicht tanzen,“ sagt sie.

Da stimmt der Spielmann die wildeste Weise an, die er kennt.

— „Bist du mit der nicht zufrieden,“ sagt er, „dann mußt du einen Spielmann rufen, der es besser kann als ich.“

Wie er das sagt, fühlt er, daß eine Hand seinen Arm gerade beim Ellenbogen packt und anfängt den Bogen zu führen und den Takt zu befeuern.

Da entströmt der Geige eine Weise, wie er ihresgleichen niemals zuvor gehört. Es ist ein so hurtiger Takt darin, daß es ihm dünken will, ein rollendes Rad könnte ihr nicht folgen.

— „Ja, das nenne ich eine Polka,“ sagt die Dirne und fängt an, sich im Kreise zu drehen.

Aber der Spielmann sieht sie nicht an. Er ist so erstaunt über die Weise, die er spielt, daß er die Augen schließt, um besser zu hören.

Als er sie nach einer Weile wieder aufschlägt, ist das Mädchen verschwunden, aber er denkt nicht weiter daran.

Er fährt fort zu spielen, weiter und immer weiter, denn nie zuvor hat er ein solches Geigenspiel gehört.

— „Aber nun mag es wohl Zeit sein aufzuhören,“ denkt er schließlich und will den Bogen niederlegen.

Aber der Bogen fährt fort sich zu regen. Er kann ihn nicht zum Stehenbleiben bringen. Er fährt auf und nieder über die Saiten und reißt die Hand und den Arm mit. Und die Hand, die den Geigenhals umfaßt und auf den Saiten fingert, die kann auch nicht loskommen.

Der kalte Schweiß tritt dem Spielmann auf die Stirn, und er erschrickt nun wirklich.

— „Wie soll dies enden? Soll ich bis zum jüngsten Tage hier sitzen und spielen?“ fragt er sich in Verzweiflung.

Der Bogen jagt dahin und zaubert eine Weise nach der anderen hervor, stets ist es etwas Neues, und so schön, daß der Arme denken muß:

— „Er, der auf meiner Geige spielt, der versteht die Kunst. Aber ich bin all mein Lebtag ein elender Stümper gewesen. Jetzt erst lerne ich, wie Musik klingen soll.“

Für ein paar Augenblicke kann ihn die Musik so hinreißen, daß er sein unglückseliges Schicksal vergißt. Aber dann fühlt er seine Arme vor Müdigkeit schmerzen, und er wird aufs neue von Verzweiflung erfaßt.

— „Diese Geige darf ich nicht von mir legen, bis ich mich zu Tode gespielt habe. Ich merke, daß der Neck sich nicht früher zufrieden gibt.“

Er fängt an, über sich selbst zu weinen, während er immer weiter spielt.

— „Es wäre besser für mich gewesen, wenn ich daheim in dem kleinen Hüttchen bei Mutter geblieben wäre. Was ist aller Ruhm wert, wenn dies das Ende sein soll?"

Da sitzt er nun Stunde um Stunde. Es wird Morgen, die Sonne geht auf, und die Vögel singen rings um ihn. Aber er spielt, er spielt ohne Unterlaß.

Da es ein Sonntag ist, der anbricht, bleibt er ganz allein an der alten Mühle sitzen. Keine Menschen wandern in den Wald. Sie gehen zur Kirche unten im Tal, und in die Dörfer, die die große Landstraße einsäumen.

Es wird Vormittag, die Sonne steigt immer höher hinan. Die Vögel verstummen, aber es fängt an, in den langen Nadeln der Tannen zu rauschen.

Er läßt sich von der Hitze des Sommertags nicht aufhalten. Er spielt, er spielt. Es wird endlich Abend, die Sonne sinkt zur Ruh', aber sein Bogen braucht keine Ruhe, und sein Arm fährt fort sich zu regen.

— „Es ist ganz gewiß, daß dies mein Tod ist," sagt er. „Und es ist eine gerechte Strafe für all meinen Übermut."

In tiefer Nacht kommt der erste Mensch, den er den ganzen Tag lang gesehen, durch den Wald gewandert. Es ist ein altes armes Mütterchen mit gebeugtem Rücken und grauem Haar und einem Gesichte, das von vielen Sorgen vergrämt ist.

— „Das ist seltsam," denkt der Spielmann. „Es ist mir, als wenn ich das alte Weiblein kennen müßte. Kann es möglich sein, daß das Mutter ist? Kann es möglich sein, daß Mutter so alt und grau geworden?"

Er ruft sie laut und bittet sie.

— „Mutter, Mutter, komm her zu mir!" sagt er. Sie bleibt wie unwillig stehen.

— „Ich höre, daß du der beste Spielmann in Värmland bist," sagt sie. „Was hast du mit einem armen alten Weibe wie mir zu schaffen?"

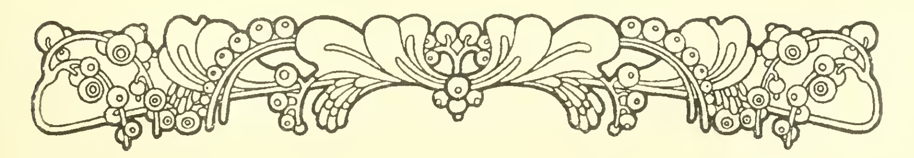
— „Mutter, Mutter, geh' nicht an mir vorbei," ruft der Spielmann, „komm her und sieh mich an!"

Da kommt sie näher und sieht, wie er da sitzt und spielt. Das Antlitz ist bleich wie das eines Toten, das Haar trieft von Schweiß, und das Blut perlt unter seinen Nagelwurzeln hervor.

— „Mutter," sagt der Spielmann, „nun habe ich mich bald zu Tode gespielt, aber sage mir noch früher, ob du mir verzeihen kannst, daß ich dich in deinem Alter einsam und arm hausen ließ?"

— „Ja, gewiß, in Gottes, des Erlösers Namen verzeihe ich dir," sagt die Mutter.

Aber wie sie dies sagt, bleibt der Bogen stehen, die Fiedel fällt aus den erstarrten Fingern zu Boden, und der Spielmann steht erlöst und gerettet auf. Denn der Zauber ist gebrochen, weil seine alte Mutter zu ihm gekommen ist und Gottes Namen über ihn ausgesprochen hat.



Im Brakwasser der Kulturen / von Alexander Ular



Wenn zur Springflutzeit sich das Meer unter dem Drang außerirdischer Kräfte hochwallend erhebt und gegen die Festländer rennt, dann erlebt man an den weiten trichterförmigen Mündungen großer Ströme ein überwältigendes Schauspiel. Die Franzosen nennen es Mascaret. Mächtig bohren sich die Süßwassermengen des Stroms weit in den Ozean hinein, allmählich nach allen Seiten im Meer zerschmelzend, ganz ruhig, ohne Widerstand, wie ein Einzelner in einer tausendköpfigen Menge verschwindet. Da naht die Hochflut. Ein dumpfes Brausen dröhnt jenseits der Rundung der Erde herauf. Es scheint den mündenden Strom wie ein tödlicher Schreck zu durchzittern. Er fährt gleichsam zusammen. Seine hinausdrängenden Massen drücken sich enger aneinander; einen Augenblick stocken sie, als wenn sie ängstlich horchten. Dann rollen sie wieder dahin, langsamer, widerwillig, fast schon ohne Kraft. Jetzt stocken sie nochmals, heftiger; sie setzen sich gegen den nachdrängenden Strom zur Wehr; eilige Strudel laufen mit Windeseile stromauf und künden den nahen Kampf. Das hilft. Der ganze Strom bleibt stehen, seinen ungeheuren Druck nur noch zur Verteidigung benutzend. Es war höchste Zeit. Hinten, wo Himmel und Wasser zusammenstoßen, erhebt sich eine haushohe düstere Wand; das ist die wütende See. Und nun schreitet es mit wahnwitziger Eile heran. Schon möchte der eingeschüchterte Strom den geschwinden Rückzug beginnen. Aber es ist zu spät. Mit rasendem Gebrüll ereilt ihn der Mascaret. Der Anprall ist schrecklich. Die riesige Mauer des Meeres, vom Widerstand überrascht, zerbricht, teilt sich, gröhlt wütend, und ändert den Angriff. Der obere Rand stürzt vor; weißer Gischt speit nieder, riesige Zungen lecken hoch über den Strom, der nun in wilder Flucht in sich selbst zurückjagt. Die Angriffswand der See ist hohl, ein ungeheurer dampfender Rachen. Und nun schiebt es von unten, stößt, drängt, wirbelt, fällt, tanzt, sticht, peitscht auf den Fluß, der sich in Todesangst hochaufbäumt, um unter furchtbaren Ohrfeigen weit zurück auf sich selbst niederzufallen. Die Schlacht ist verloren. Meilenweit läuft der Strom vor sich selbst zurück und das Meer, in majestätischer Würde über den Besiegten rollend, erdrückt ihn, durchdringt ihn weit hinauf, und vergiftet ihn mit seinem bittern Salze. Der Strom hält still, bis das Meer, noch grollend, abschwillt; dann fängt er langsam wieder an zu fließen. Doch was er nun, nach der Aufstauung, zum Ozean sendet, ist nicht sein reines Wasser; es ist das bitterliche Gemengsel der ewig feindlichen widerstreitenden Massen: der strömenden, bohrenden, kräftig zielenden, und der riesigen in unendlichen Wogenreihen in sich selbst ziellos schaukelnden; es ist Brakwasser.

So stößt im Nordosten Asiens der europäische zielbewußte Drang, getragen von russischer Tatkraft, auf den in sich lebenden Ozean chinesischen Lebens. Jenseits des Baikalsees spielt sich der kulturgeschichtliche Mascaret ab, der größte vielleicht

den die Geschichte kennen wird, da er die Entscheidung zu bringen hat über die Weltherrschaft europäischer oder chinesischer Kultur.

Das russisch-chinesische Brakwasser überschwemmt das ganze riesige Fünfeck Irkutsk-Nicolaieffsk-Pekin-Lantschou-Kuldscha, aber es ist nicht überall gleich salzig. Überaus fade ist es in der Wüste Gobi, wo zwar interessante Mongolen schwärmen, aber weder von Russen noch von Chinesen etwas zu sehen ist. Gänzlich versalzen ist es in der Gegend der chinesischen Mauer, wo der Russe im Handumdrehen in chinesischer Kultur ertränkt wird. Am würzigsten ist es, wo beide Elemente zu gleichen Teilen gemischt, mit gleich starken Organen zur gegenseitigen Verdauung Anstalten machen können. Das ist der Fall in der allbekannten Zwitterstadt Kiachta-Maimatschin, zwischen denen eine Reihe von vier hohen Holzpflöcken die illusorische russisch-chinesische Grenze zieht.

Kurz vor dem Ausbruch der Boxerunruhen stürzten wir uns in das Brakwasserfünfeck. Unsere kulturelle Zungengymnastik, die in der Kenntnis fast aller in Betracht kommenden Sprachen und Volksgewohnheiten bestand, sollte uns ungehindertes Herumschwimmen in allen Teilen des Zwittergebiets ermöglichen. Chinese mit den Chinesen, Russe mit den Russen, Buddhist mit den Buddhisten, Sträfling mit den Sträflingen, und vor allem stets Dummkopf; das mußte Vertrauen erwecken und für Erfolg bürgen. Es ist nämlich gar nicht so leicht in Hochasien vernünftig zu reisen. Die Leute, die pomphaft, mit Kosaken und Theodolithen, Maximkanonen und Konservenbüchsen, Lhassa erreichen, Völkerschaften studieren oder wohl gar „fruchtbare Beziehungen herstellen", bekommen meist weiter nichts zu sehen als kahle Berge, mürrische Gesichter, riesige Rechnungen und Flintenkugeln. Die beste Waffe bei den gutmütigen asiatischen Völkern, in China, Tibet, der Mongolei und selbst Turkestan, ist ein stählerner Magen, der nicht vor salzlosen angebrenzelten Schaffettwürfeln zum Corned Beef flüchtet, und die Kognakflasche dem furchtbaren chinesischen Chanschinschnapse triumphierend entgegenhält. Der beste wissenschaftliche Apparat seinerseits sollte nicht in Kamelladungen beunruhigender Instrumente bestehen, sondern in der vollkommenen, simulierten Stupidität gepaart mit einem ausgezeichneten Gedächtnis und einem Kodak. Alle übrigen Reiseutensilien, mit Ausnahme von Geld, sind nur vom Übel. Denn man muß von Volk zu Volk alles, Kleidung nicht zuletzt, und selbst die Art des Geldes wechseln. Vom Zylinder in die gelbe Zipfelmütze des Buddhapriesters; von der Banknote zur Scheibe Ziegeltee; vom Bratenrock in das splitternackte evening-dress, das man vor dem Feuer in den Mongolenzelten an- oder vielmehr ablegt; von der russischen Gastfreundschaft, wo man einem vorm Schlafengehen Tabak anbietet, zur tangutischen, wo einem die Frau des Hauses freundlichst zur Nachtruhe zur Verfügung gestellt wird: das scheinen ziemlich wesentliche Unterschiede, sind aber nur reine Äußerlichkeiten. Das wichtige, nämlich die verschiedene Art und Weise das Leben aufzufassen und zu gestalten, das ist zunächst vielleicht weniger auffallend, aber es zeigt sich schließlich als das kulturell einzig bedeutende, von dem alles andere nur Symptom ist.

Es war eine kalte Frühlingsnacht, als uns das erste Brakwassersymptom überraschte. Wir lagen in Pelze gehüllt in dem Tarantas benannten russischen Marterwagen und fuhren über Stock und Stein den Bergzug hinauf, der die Scheide zwischen dem sibirischen und dem mongolischen Vegetationstypus bildet, nicht sehr weit mehr von Kiachta. Unser Jemschtschik, Kutscher der kaiserlichen Post, war ein Stockrusse aus Tamboff, der uns in erhebender Seelenruhe auseinandersetzte, wie er zwei alte Weiber gemordet hatte, und dann infolge eines unbegreiflichen Fatums (er bekreuzigte sich) nach Sachalin verschickt und dort fünfzehn Jahre festgehalten worden war, obschon er energisch erklärt hatte, er wolle über die Alte-Weiber-Geschichte lieber mit dem lieben Gott als mit dem Staatsanwalt abrechnen. Bald nach dieser Erzählung gelangten wir auf den Gipfel; ein furchtbarer Südsturm kam uns entgegen; der Kutscher stieg ab und ... ich griff nach meinem Revolver. Ganz umsonst. Zur Seite des Weges pfiff der Wind durch eine aus Reisig und Ästen sonderbar zusammengehäufte Pyramide, an der viele Stofffetzen wie Fähnchen herumflatterten: ein buddhistischer Suburgan, eine Tempelpyramide, an die man als Opfer Tücher und mit Inschriften bedruckte Papierstreifen heftet, zur Beschwichtigung der Dämonen und zum Ruhme der Burchans (Buddhas). Unser Mörder bekreuzigte sich, murmelte ein russisches „Herr erbarme dich", fügte eine buddhistisch gebrummelte Formel hinzu, und knüpfte ein rotes Taschentuch am Suburgan auf. Sodann befriedigte er unmittelbar an dem Heiligtum noch einige weniger religiöse Bedürfnisse und bestieg wieder seinen Bock. Auf die Frage, wie er als rechtgläubiger Christ zu all dem käme, sagte er:

„In Rußland wäre das nicht nötig. Aber hier, zwischen den Mongolen, die an Götzen (er bekreuzigte sich) glauben, ist es doch viel sicherer so. Schaden kanns jedenfalls nicht. Und dann — wenn man mit hochwohlgeborenen Herrschaften zusammenfährt (er lüftete die schmierige Pelzmütze) — irgendwo hinter muß man sich doch stellen und außer dem Suburgan (ein Kreuz!) ist hier nichts ......"

Der alte Zuchthäusler war also die reinste Verkörperung des Zusammenwirkens von vier Kulturen: der „wilden", wo man das Recht zu morden beibehalten hat; der russischen, wo man den lieben Gott anruft und dem absoluten Fatalismus huldigt; der chinesisch-buddhistischen, wo der Ritus herrscht und man daneben alles tut, was „jedenfalls nicht schaden kann"; und schließlich der europäischen, die gebieterisch erheischt, daß man sich „irgendwo hinter stellt".

Als wir ein Jahr später an derselben Stelle vorbeikamen, fiel mir der Tambower Mörder wieder ein, und ich merkte, daß, mehr oder weniger klar, mehr oder weniger naiv, jeder der im russisch-chinesischen Brakwasser lebt, sich zu derselben verzwickten und doch so bequemen Weltanschauung erzieht, so bequem eben, weil sie gar keine ist, und unter ihrem gleichwohl undurchdringlichen Schild jede natürliche Kraft sich von jeglicher Moralinvergiftung frei, ganz ungehindert, zum Glück oder Verderben anderer betätigen kann.

Der kiachtaer Städtekomplex, der eigentliche Brennpunkt des russisch-chinesischen „Kulturkampfes", besteht im Grunde aus drei voneinander getrennten Ortschaften.

Von der russischen Seite kommend, gelangt man zunächst nach der Kreisstadt Troitzkossawsk, mit zwanzigtausend russischen Einwohnern, russischen Beamten und denjenigen kiachtaer Großhändlern die aus dem einen oder anderen Grunde sich möglichst nahe zu den Regierungsbehörden halten. Außerdem findet sich in Troitzkossawsk eine geistige Elite von politischen Verbrechern, die als Seifensieder oder Photographen ihren Unterhalt verdienen und abends mit den hohen Beamten und Offizieren Whist spielen; ein revolutionärer, aber zu Kreuze gekrochener Schuster, namens Gariainoff, der zugleich auch noch Wurst sowie Epen und Dramen humanitärer Nuance anfertigt; sowie eine Kathedrale, deren Fenster in vielen Nächten tatsächlich ganz von selbst hell leuchten. Unweit dieser Wunderkirche, in deren Hof ein wütender allzu europäisch-russischer Pöbel das einzige ortsanwesende Elektroskop zerschlug, mit dem wir die seltsame Leuchtkraft zu ergründen hofften, wohnt der gleichfalls allzu russische Gelehrte des Landes, ein schlechter Arzt, der, dem guten Aberwitz der Anthropologie verfallen, aus alten Türkengräbern Bronzegegenstände ausgräbt und sie der Steinzeit zuschreibt, und eines Tages vor Freude weinend auf fernen Felsplatten körnig gemeißelte altmongolische Inschriften entdeckte, die es mir alsbald gelang, nicht etwa zu entziffern, sondern als ... auf dem Stein festgefrorene Ziegenknödel zu erweisen. Wie es sich gehört ist dieser Mann der vorurteilslosen Wissenschaft Korrespondent der Petersburger Akademie.

Das ist der russische Teil des Komplexes. Vier Kilometer weiter liegt, eine Vorstadt von Troitzkossawsk, das eigentliche Kiachta, ein Nest, das auf zweitausend Einwohner bloß Millionäre und Bediente enthält, und zwar im Verhältnis von eins zu fünfundzwanzig. Es ist wohl der relativ reichste Ort der Welt, reich im europäischen Sinne, an produktivem Großkapital; und da er der äußerste Vorposten unserer Kultur gegen die „gelbe Gefahr" ist, so tritt dort zweifelsohne der Rettungskampf der Weißen gegen die Gelben in seiner reinsten, erbittertsten, wenn auch äußerlich friedlichen Form hervor. Die Völker Europas sollen ja nun einmal ihre heiligsten Güter wahren; in Kiachta, wo die Europäer Waffen haben wie nirgends sonst auf dem Schlachtfeld gegen die Mongolen, wo hunderte von Millionen konzentriert, Militär und Regierung des mächtigsten Staates gegen die Gelben wirtschaften können, da muß man logischerweise wohl einen herzerhebenden Einblick in die Aussichten dieses Rassenkampfes gewinnen. Und was sieht man? Die einzigen „heiligen Güter", die die Europäer überhaupt zu verteidigen wagen, sind ... die Kapitalien; und diese werden hoffnungslos, nach langem harten Kampfe gegen die chinesische Genossenschaftsproduktion, der Auflösung zerfallen, wenn sie nicht rechtzeitig nach Moskau entweichen oder in Paris veramüsiert werden.

Niemand wird dies glauben wollen, und doch ist es so. Denn dem millionenreichen Kiachta gegenüber, dreißig Sekunden entfernt, erhebt sich in schmutzige Mauern altertümlich gezwängt das milliardenstarke Maimatschin. Dort gibt es keine Millionäre, aber wohl die Agenturen der riesigen chinesischen Produktions-

genossenschaften, die, ähnlich den amerikanischen Trusts, über ungeheure Mittel und Warenmengen verfügen, aber sich nicht aus einer Oligarchie reicher Individuen, sondern einer Demokratie unzähliger, individuell armer Mitglieder aufbauen.

Und nun tobt der wirtschaftliche Kampf, der einzige ernste, zwischen dem europäischen Kapital und der chinesischen Arbeiterschaft. Und nichts ist zugleich tragischer und komischer, als die bis zu den symptomatisch schönsten Auswüchsen gediehene kiachtaer Geldmacht in den lächerlichsten Attituden gegen die Flut organisierter Arbeitermacht in unbewußter Verzweiflung streiten zu sehen.

Die kiachtaer Nabobs sind insofern die prächtigsten Vertreter unseres wirtschaftlichen Systems, als sie gar keine Persönlichkeit mehr, sondern nur noch Geld haben. Ein amerikanischer oder europäischer Milliardär bedeutet doch fast immer noch etwas anderes als ein bloßes Bankkonto; Morgan ist bekannter als erfolgloser politischer Nußknacker denn als Geldmann; Carnegie zieht aus seinen Hochöfen Volksbibliotheken; Rockefeller möchte sein Öl auf die Wunden der kranken Menschheit gießen; Rothschild kauft und verschenkt gefälschte klassische Ausgrabungsprodukte; und ich kenne einen Chicagoer Speckzar, der sich entsetzlich geniert, sechshundert Millionen Mark zu besitzen, und lediglich durch seine ausgezeichneten Arbeiten über tibetische und chinesische Kunst bekannt werden möchte. Mit einer einzigen, allerdings großartigen Ausnahme sind solche Leute mit riesigem Schaffensdrang in Kiachta nicht zu finden. Was ist ein Nemtschinoff, ein Schischmakoff, ein Moltschanoff? Ein toter Haufen Geld, aus nichts entstanden und ohne Nutzen zerfließend. Und gerade deshalb schön wie eine vollkommen entwickelte, ungehindert fressende Lepra.

Als wir in Kiachta einfuhren, stießen wir unter dem Schellengeklingel unserer Pferde, mitten auf der Millionärsstraße, auf einen üppigen Leichenzug. Man trug in einem offenen Sarge, inmitten einer ungeheuren Menge singender und brummender Russen, einen unschönen Leichnam zu Grabe. Es war der Reichste der Reichen, im Alter von achtundzwanzig Jahren an Marasmus senilis zweihundertvierzig Pfund schwer, gestorben. Sein Vater, der Gründer der Dynastie, war an demselben Leiden, aber vierzig Jahre älter, zugrunde gegangen, und gerade während dieser vierzig vorerlebten Jahre war er aus einem lumpigen Strolch der Schöpfer der Baikalflotte und der Organisator des größten Teegeschäfts der Welt geworden. Nicht durch Arbeit, sondern durch Blut und Gold. Herrlich! was bei uns höchstens noch symbolischen Wert hat, ist dort eine Wirklichkeit. Bei uns ist das Gold schlimmstenfalls ein Erbonkel, und das Blut die Gewerbskrankheit erschöpfter Arbeiter. Dort ist das Gold schuppiges gleißendes Metall, und das Blut unter Axthieben oder Messerstichen vergossener Lebenssaft.

X. war in seiner Jugend ein schmieriger Mujik, der, irgendwie nach Kiachta verschlagen, dort eine Schnapsbude eröffnete, oder vielmehr verbarg, deren Spezialität schandbare Zechgelage entwichener Sträflinge waren. Unter diesen fand X. einen treuen Freund, einen Napoleon des Gefühls, der, um seine untreue Frau

zu bestrafen, zunächst seine sechs Kinder abstach und dann seine Ehehälfte verprügelte. Diese Heldentat brachte ihn in die jakutischen Goldbergwerke am Witim, wo es ihm so schlecht gefiel, daß er fortlief und sich unter entsetzlichen Mühen durch die eisigen Wälder bis Kiachta durchschlug: nördlich vom Baikalsee hatte er an einem Zufluß der Lena ungeheure Goldlager gefunden. Der Schnapswirt X. erfuhr all dieses von seinem Freund, und die beiden beschlossen zur Hebung des Schatzes zu schreiten. X. besaß achthundert Rubel, und der andere kannte den Ort. Man verduftete aus Kiachta und grub fast drei Jahre lang das Gold. Es sollte halbpart gemacht werden. Das wurmte X.; er überlegte sich auch, daß, wenn der andere nicht da wäre, er selbst der einzige Besitzer der Goldlager werden würde. Man zog mit Gold schwer beladen zurück. Im fernen Urwald schlug X. seinen Freund mit der Axt nieder, nahm sein Gold, verkaufte einen Teil in Irkutsk, schmuggelte den Rest über die chinesische Grenze, wo der Goldpreis bedeutend höher ist, und ... wurde ein ehrlicher Mann. Er fing mit seinen sechzigtausend Rubeln eines jener Teegeschäfte an, die noch vor fünfzehn Jahren jährlich über hundert Prozent abwarfen, lernte lesen und schreiben — rechnen konnte er schon —, spekulierte in Tee, erwarb die Goldlager, entdeckte daß der Baikalsee nur im Winter begehbar ist und schuf dort eine ganze Flotte, machte die ganze Stadt öfters mit einem stilvollen Gemisch von Röderer und Schnaps betrunken, verpumpte die Rubel zu Hunderttausenden, und wurde dabei im selben Tempo wie seine Geldsäcke dicker und dicker, ganz von selbst, bis er erstickte. Der Sohn fing gleich hiermit an, und der Enkel wird es nicht einmal mehr dazu bringen, denn die Geldsäcke werden aus Mangel an Bewegung kränker und kränker und ihr Inhalt wird allmählich so faul wie ihre Besitzer.

Y., der zweite Dynast, trägt, obwohl schon neunzig Jahre alt, mit Gehrock und einem Dutzend hoher Orden geschmückt, noch stets die untrügliche Physiognomie des jugendlichen Fuhrmanns zur Schau, und behauptet noch immer, es läge an seinen Augen und nicht an seiner Hand, wenn er nicht schreiben kann. Y. fuhrwerkte im Dienste eines Chinesen kleine Schmalztonnen von Irkutsk nach Maimatschin. Eines Nachts rühmte sich ein entlaufener Dieb in einer Irkutsker Kutscherkneipe, er habe an diesen Chinesen Gold heimlich verkauft. Y. sagte sich sofort, der Chinese würde in diesem Falle das Gold nach Maimatschin schaffen, da in Rußland der verbrecherische Ursprung sofort bekannt werden und hier bestenfalls doch nur bei dem Goldkaufmonopol der Regierung ein sehr niedriger Preis zu erzielen sein würde. Aber der Goldschmuggel wird ungeheuer scharf bestraft, sowohl von der chinesischen wie von der russischen Justiz. Y. kam auf die richtige Idee. Auf der zwölftägigen Reise nach Kiachta, bohrte er alle seine Schmalztönnchen an. Es waren achtzehn: eine war voll Goldstaub. Die lud er ab und grub sie in die Erde, fuhr ruhig nach Kiachta und erklärte dem Chinesen, eine Schmalztonne sei vom Wagen gefallen und in einen Abgrund gerollt. Der Chinese konnte sich höchstens den Zopf ausraufen, aber klagen konnte er nicht, da er selbst als erster verurteilt worden wäre: er machte also gute Miene zum bösen

Spiel, ließ Y. verprügeln und setzte ihn an die Luft. Für vierzigtausend Rubel lohnte sich das. Y. brachte das gestohlene Metall allmählich in seinen Stiefeln nach Maimatschin, gründete auch ein Teegeschäft, wurde sehr reich, war aber zu dumm und zu unsicher, um den großen Herrn zu spielen, und legte es auf die einfache Würde an, gründete Kirchen, traktierte Popen und Richter, und behielt, bei seiner Scheu vor allem papiernen, gedruckten und zu unterzeichnenden Kram, sein ganzes Vermögen in Gold- und Silberbarren bei sich zu Hause: er weiß wirklich nicht, was er damit machen soll und wird immer würdiger und melancholischer.

Der alte Z., der dritte Dynast, der noch vor fünf Jahren eine Miß kommen ließ, um Englisch zu lernen, eifrigst studierte, und am Ende merkte, daß die junge Dame nicht nur seinen jungen Sohn mit den Geheimnissen der Liebe bekannt gemacht und einige fünfzigtausend Rubel dafür auf Bankkonto gelegt hatte, sondern überdies nicht aus London, sondern aus Kowno war, und ihm littauisch statt englisch beigebracht hatte, der hatte sein Grundkapital vor fünfzig Jahren in einer Syruptonne gefunden. Er war nämlich Vorkosthändler und hatte eine der Polizei unbekannte Destille in seiner Waschküche, woselbst, wie bei Y., allerlei Schmuggler, Mörder, Flüchtlinge und mongolische Pferdediebe verkehrten. Einer dieser ehrenwerten Kulturträger war von einem hohen russischen Beamten beauftragt, unter Mißbrauch der Amtsgewalt konfisziertes Gold nach Maimatschin zu schmuggeln. Ein anderer hoher Beamter aber, der eifersüchtig war, ließ den Schmuggler, der seine Stiefel und Hosen voll Gold hatte, unmenschlich von Kosaken verfolgen. Er flüchtete sich zu Z., zog eiligst seine Stiefel und Hosen aus, warf sie in die Syruptonne und lief durch die Hintertür fort. Den alsbald erscheinenden Kosaken erklärte Z., der Flüchtling sei ohne weiteres durch den Hof weitergelaufen; er wisse von nichts. Man suchte, aber natürlich nicht unter der vier Fuß dicken Syrupschicht. Inzwischen entkam der Schmuggler. Am nächsten Tag erschien er wieder und verlangte sein Gold und seine Hosen zurück. Aber die waren längst wo anders versteckt. Der Unglückliche wurde schmählich hinausgeworfen, konnte natürlich nichts tun und mußte vor Neid berstend zusehen, wie Z. in kurzer Zeit ein Teegeschäft auf die Beine brachte, das bis in die Londoner City hinein eine herrschende Rolle spielt. Z. wollte es weltmännisch machen. Er schickte seinen Sohn nach England, und hatte die Freude, daß dieser bei einer aristokratischen Zecherei drei Stock hoch aus dem Fenster fiel, worauf man an ihm eine der prächtigsten Operationen der Neuzeit mit Erfolg vornahm: er bekam ein silbernes Nasenbein und einen silbernen linken Unterkiefer, man reduzierte ihm einen hochinteressanten doppelten Beinbruch, photographierte ihn in medizinischen Zeitschriften, und ließ den Alten für diesen ehrlich erworbenen Ruhm ungezählte Tausende bezahlen; jetzt hielte er seinen teuren Sohn am liebsten unter Glas, und er hat eine Bibliothek chirurgischer Werke angeschafft, die im geraden Verhältnis zur Größe seines Stolzes steht. —

In diesen drei Fällen sehen wir, von aller christlich-erheuchelten Armutsmoral

befreit, sozusagen den Kapitalismus an sich zur Reife gelangen. Aber ein Typus fehlt noch: der religiöse. Auch er erscheint in Kiachta in reinster, geradezu erhabener Form, in der Person des nun achtzig Jahre alten M..... Dieser war nicht ein gewöhnliches Wickel-, sondern ein Christkind. Im Jahre 1823 nämlich waren die russischen Ansiedler an der mongolischen Grenze ungemein betrübt über die berechtigten Spottlieder, mit denen die eingesessenen Buddhisten die russische Kirche lächerlich machten. Die Buddhisten glauben ja an die Reinkarnation Buddhas; sie haben stets, vom Dalai-Lama herab bis zu den zahlreichen „Chubilghans", viele lebendige Götter in Menschengestalt, die sie verehren und anbeten können, während die Christen bloß tote Bilder beweihräuchern dürfen. Die tiefe religiöse Trauer über diesen Nachteil des Christentums brachte, mit Nationalstolz gepaart, eine ebenso naive wie geniale Idee zum Keimen. Man wollte den Buddhisten zeigen, was eine Harke ist. Es bildete sich eine höchst sonderbare Massensuggestion heraus und ... eines Tages entdeckte man in einem wunderschönen unverheirateten Bauernmädchen, das seiner Niederkunft entgegensah, die lebendig wiedergekommene Jungfrau Maria. Ihre Hütte ward Tempel, ihr Kindchen ein kleiner Jesus. Tausende wallfahrteten zum Ort, brachten Opfer und Gaben, schenkten Gold, Silber, Kühe und Weideplätze; mongolische Fürsten boten Salzseen als Tribut; und die russischen Beamten kamen zur Anbetung. In Petersburg war man wütend. Schließlich verbot der Kaiser bei Strafe der Zwangsarbeit den neuen Kult. Strenge Urteile wurden gefällt und bald war die Jungfrau Maria wieder die Bäuerin und das Christkind der unwissende Russe geworden. Aber die in zwei Jahren göttlicher Ehrung gebotenen Gaben waren noch da: ein großes Vermögen. Die Bäuerin ließ ihren Sohn schreiben lernen, und der Junge wurde zwar kein Gott, aber wohl ein Großkaufmann ersten Ranges. Die Legende seiner Kindheit lastet stets noch auf seinem Gemüt. Die Karriere vom Christkind zum Millionär dürfte uns Europäern als glänzend erscheinen. —

Ausbeutung der Dummheit, Totschlag, Raub und Hehlerei als Ursprung; fauler Genuß, geizige Unruhe, alberne Prätenzion und schwermütiges Erinnern: da haben wir so ziemlich das reinste, das uns die Ätiologie des Kapitalismus lehren kann — wofern ihm nicht eine starke Persönlichkeit zugrunde liegt. Aber wo soll die in Kiachta herkommen? Und gerade diese Abwesenheit innerer Kultur zeigt uns am Beispiel der Kiachtaer „Gesellschaft", die sich berlinisch oder gar pariserisch geben möchte, wie gut unsere europäische Gesittung ohne jede geistige Grundlage bestehen kann. Nur wird sie dann zu dem, was sie ist: eine Karrikatur wirklicher Sitte.

Was wir Westländer nämlich vor jenen asiatischen Jung-Europäern voraushaben, ist gar nicht unsere sogenannte höhere Zivilisation, sondern bloß unsere lange Kulturgeschichte. Man kann ruhig behaupten, daß, ebenso wie im engeren Rahmen des religiösen Volkslebens, auch im weiten Gebiete der allgemeinen Kultur, das Prinzip der steten Entwicklung nicht mehr aufrecht zu erhalten ist. Es gibt im seelischen Leben der Völker kein Auseinanderhervorwachsen, sondern nur ein

übereinanderschichten. Für die Religionen ist das sozusagen mathematisch bewiesen; mit allgemeinern gesellschaftlichen Geisteserscheinungen wird es höchstwahrscheinlich ebenso sein. Bei uns sitzt die moderne Kultur einfach auf einem anderen, natürlich unbewußt gewordenen, Untergrunde auf, als bei den frisch zivilisierten Sibiriern; und überdies sitzt sie bei uns auf dieser höchst komplizierten Basis ganz fest, während sie bei jenen auf dem bis zur Plattheit einfachen kulturgeschichtlichen Boden noch nicht genügend Wurzel gefaßt hat, um fortwährende Verschiebungen unmöglich zu machen.

Aber zeigen nicht gerade solche Verschiebungen am allerdeutlichsten, was eigentlich modern europäisch, und was aus früheren Kulturschichten emporgetaucht ist? Und wenn wir dann den Kampf zwischen den kiachtaer und den maimatschiner Kulturvorposten beobachten, müssen wir da nicht aus dieser Oberflächennatur unserer Zivilisation einen Aufschluß über die wirkliche Bedeutung der „gelben Gefahr" gewinnen?

Die gröbsten Beispiele sind bei Vergleichung von Kulturen immer die besten. Und nichts ist für unsere Gesittung typischer als die Sitten, die, einem schnöden Sprachgebrauche gemäß, für uns die Sittlichkeit ausmachen; denn da gibt es keine logischen oder auch nur ästhetisch objektiven Argumente mehr; da tritt frei von aller Philosophie und anderer seelischen Drahtseilkunst das „Anstandsgefühl" unmittelbar hervor.

Daher erbitte ich die Erlaubnis, sibirische Kulturverschiebungen erwähnen zu dürfen, die uns nur deshalb als Unanständigkeiten erscheinen, weil sie europäisch aussehen.

Zehn oder zwölf Kerzen bedämmerten den Riesenfestsaal des gebildeten Kiachtaer Nabobs. Die Wände waren kahl wie die Schädel der anwesenden Chinesen; nur ein Heiligenbild glänzte in einer Ecke unter dem Schein eines Nachtlichts. Sechzig bis achtzig Gäste hatten unerhört gespeist und die fabelhaftesten Gebräue in Menge zu sich genommen. Benedektiner in Bier, Bier in Champagner, Bordeaux in Kaffee, kunstvoll nach dem spezifischen Gewicht übereinandergeschichtete Schnäpse, aber auch heißer chinesischer Hirsebranntwein und Wodka, waren den Weg alles Flüssigen gegangen. Ein künftiger Milliardenerbe, der in Paris gemalt hatte und Landesgeck geworden war, stellte imaginäre pariser Moden zur Schau; ein blauer Frack mit kartoffelgroßen goldenen Knöpfen verzückte die Damen, und ein Dutzend obscöner Fingerringe erregte den Neid seiner Konkurrenten. Mannhafte Offiziere flirteten viel energischer als in Amerika, und manchen Damen war es, nach ihrem Augenaufschlag zu schließen, noch längst nicht energisch genug. An grünen Tischen spielten Graubärte Whist zu fünfzig Rubeln und lachten gröhlend. Mehrere Schönheiten behaupteten sie seien hysterisch und wollten absolut an Ort und Stelle von mir in Hypnose versetzt werden, da sie meinten, es sei das ein ganz besonders seliges Gefühl. Neben dem Festsaal lag übrigens ein prachtvoll eingerichtetes, sogar mit einem Teppich versehenes Schlafzimmer; man wußte zwar, daß der Hausherr meistens in eine Kamelhaardecke gerollt nicht auf, sondern unter dem

Bett schlief, aber man hielt ihm seine hohe Bildung zugute, und seinen Opfersinn für überflüssige aber stilvolle Möbel. Die Tür war natürlich offen.

Die mehr oder weniger reife Jugend zog Gesellschaftsspiele dem Tanze vor. Die lustig gewordenen Fräuleins ließen sich zur Pfandeinlösung mit Wonne zu ungezählten und nicht ganz unschuldigen Küssen verurteilen. Eine junge Witwe, eine wahre Tigerin von Temperament, von der man behauptete, sie habe ihren Mann mit Strychnin umgebracht, um die Raffinements chinesischer Liebesbezeugungen in Freiheit genießen zu können, beantragte sogar noch viel schwerere Strafen. Die Tochter des Hauses hatte zu viel Benediktiner getrunken, um ihre in einem Petersburger Pensionat erworbenen Schicklichkeitsprinzipien verfechten zu können; nur eine andere junge Dame, ihre Freundin, eine Waise, die seit zwei Jahren bei ihr lebte, schien sich nicht an ihrem Platze zu fühlen: sie war nämlich aus einem ganz unzivilisierten ostsibirischen Dorf gebürtig. Der Hausherr war glücklich, daß seine Tochter sich so herrlich amüsierte, aber plötzlich fiel ihm seine moralische Verantwortung ein. Und er rief mitten in den Lärm hinein: „Macht was ihr wollt. Bloß die hier, die ist nicht meine Tochter; die ist mir anvertraut; die laßt mir also in Ruhe." Dann schritt er im Vollgefühl des Glücks die Moral gerettet zu haben, auf mich zu und sagte mit Achselzucken: „Die Leute sind hier so ungebildet, wissen Sie."

Einige Minuten später befand ich mich, ich weiß nicht mehr wie, in Begleitung einer winzigen aber witzsprühenden jungen Dame, ziemlich isoliert in einem kleinen an den Saal stoßenden Boudoir. Ich redete, glaube ich, auf spezielles Verlangen, von tibetischer Vielmännerei, was sie höchlichst zu interessieren schien. Die sich an den erwähnten harmlosen Spielen lärmend ergötzende Gesellschaft bemerkte uns, brach in ein mir unverständliches Gelächter aus, schloß die Tür und — wünschte uns viel Vergnügen. Nie bin ich mir so dumm vorgekommen. Glücklicherweise ließ im selben Augenblick irgend jemand den Trauermarsch aus der Eroica aus einem Grammophon meckern, was mir den Mut gab, die Tür zu öffnen und so einer, wie ich meinte, peinlichen Situation ein Ende zu bereiten. Wage ich zu gestehen, daß ich seitdem in der Achtung der kiachtaer Weiblichkeit furchtbar gesunken bin, und die winzige, witzsprühende Dame mich auf der Straße nicht einmal mehr grüßte? Ich hatte sie tödlich beleidigt . . . . und bedauerte, ach, zu spät, den Grundbegriff der Galanterie nicht im geeigneten Moment rein sachlich aufgefaßt zu haben.

In der Nähe der Saaltür bildete sich ein Auflauf, wie man ihn manchmal an Straßenecken um übergefahrene Hunde anschwellen sieht. Einer meiner Bekannten, in der geistigen und körperlichen Uniform des Gymnasiallehrers, bildete seinen Mittelpunkt. Er besaß nämlich eine schöne Amatigeige sowie die makellose Gesittung eines aus dem Königsberger Seminar hervorgegangenen, lutherischen Volkserziehers. Beides hatte er zu dem schönen Fest mitgebracht beides war durchaus nicht am Platze. Die Geige lief Gefahr zerschlagen zu werden, ohne daß sie übrigens gegen das Grammophon (das doch viel moderner und europäischer ist) hätte auf-

kommen können; und die Königsberger Moral ging auch fast in Stücke. Aber er rettete beides. Seine spielverderberische Abneigung gegen den Schnaps erbitterte die anwesenden Würdenträger und die beim Pfänderspiel unvermeidlichen innigen Berührungen schienen ihm in für das schönere und jedenfalls temperamentvollere Geschlecht beleidigender Weise zuwider zu sein. Schließlich weigerte er sich sogar in das weinerliche Gegröhle eines Volksliedes mit seinem künstlerisch gebildeten Tenor einzustimmen. Jemand sagte ihm, er sei ein ungebildeter Flegel, was ihn veranlaßte, eine wohlgemeinte Kapuzinerpredigt hervorzudonnern, die insofern Erfolg hatte, als er mitsamt der Geige und der Gesittung in heller Begeisterung an die zwanzig Grad kalte Nachtluft befördert wurde.

Draußen schien der Mond mit jenem schneeig blendenden Schimmer, den er nur in Hochasien hat. In der Luft schwebten unzählige feine Eiskristalle — der letzte Rest der vom Frost zusammengerüttelten Feuchtigkeit. An ihnen brach sich der fast taghelle und doch unendlich melancholische, stille Schein. Es war wie ein bläuliches Glitzern von Diamantstaub. Die grauen Berge starrten durch das Geflimmer wie ungeheure Grabsteine. Dort, wo das flache Tal, jenseits der Grenze, in die weite tote Wüste mündet, lag, düster über die Düne gewölbt, die Chinesenstadt, einer riesigen schlafenden Schildkröte ähnlich. Von dorther stundenweit, durch die wiederhallende, alkyonische Luft geleitet, drang das schauerliche Geheul wilder Mongolenhunde, die ohne Zweifel die ausgesetzten Leichen frommer Buddhisten zerrissen....

Die Zechgesellschaft strömte geschwind in den Saal zurück. Man hatte kalt, innerlich und äußerlich. Die Herren erwärmte bald frischer Branntwein. Und die Damen verlangten gebieterisch, daß ich, im Anklang an die nächtliche Stimmung, die Mondscheinsonate vortrüge. Verzweifelt setzte ich mich an das würfelförmige Spinett, das vor fünfzig Jahren durch Schnee und Eis auf Ochsenkarren hierhin verschlagen, und seitdem niemals gestimmt war. Schon wollte ich sanftmütig in die Tasten fallen; Totenstille herrschte; ich blickte zufällig durch die gegenüberliegende Schlafzimmertür; die Gastgeberin folgte dem Blick, sprang wütend auf und rief mit meinem ersten klapprigen Akkorde zugleich:

— So ein Schmierfink!

Ich hielt inne. Sie lief zur Tür, rief mit vielfachen thersitischen Epitheten das Zimmermädchen, welches den Saal durcheilend, in das stilvolle Schlafzimmer stürzte und unter das Bett kroch, woselbst, alabasterglänzend, eines jener Rezeptakel stand, deren Existenz der Europäer hinnimmt, aber nicht gesteht.

— Schämst du dich nicht? Weg damit! rief die Hausherrin.

Und das Mädchen durchschritt, den Gegenstand ihrer Vergeßlichkeit mühsam balancierend, vorsichtig, mit Schweigen und glänzenden Uniformen umgeben, die weiten Gemächer, und gewann langsam das Freie.

— Ja, so etwas wäre bei Ihnen in Paris denn doch wohl nicht möglich, sagte unsere Wirtin. Welches Elend, in einem so unzivilisierten Lande zu leben!

Die allgemeine Entrüstung brach sich Bahn. Die ganze sattelfest gebildete Ge-

sellschaft zermalmte in den stärksten Ausdrücken die Unkultur des sibirischen Volkes. Man zählte die Sünden der mangelhaften Bildung dutzendweise an den Fingern her. Nicht einmal lesen und schreiben konnte dies Volk! Nicht einmal in die (allerdings nicht existierenden) Schulen ging es! Es war schmutzig und zerlumpt, schlief haufenweise mit allerlei Viehzeug, Ziegen, Hühnern, Hunden, Katzen, Flöhen, Wanzen, Läusen, und sogar obdachlosen Bettlern zusammen in den Waschküchen, aß und trank massenhaft, setzte mit oder ohne Sanktion des Eheregisters Kinderbataillone in die Welt, war faul, verdiente ja auch nichts, lebte in den Tag hinein, interessierte sich nur für die allerordinärsten Bedürfnisse, und war in der widerlichsten Weise mit Armut behaftet....

Kein Mensch dachte mehr an die Mondscheinsonate. Drei Chinesen saßen still an der Wand und lächelten überlegen. Meine Frau, die am selben Morgen ein vor Hunger und Schmutz zugrunde gegangenes kleines Mädchen neben seiner aus Elend schwindsüchtig gewordenen Mutter in einer jammervollen Holzhütte dicht beim Millionärpalast hatte sterben sehen, dräute Unwetter. Ich rauchte eine aus Pekin herübergeschmuggelte Feuerbrand-ähnliche kostbare Havanna. Unsere Ruhe erweckte in den Gehirnen der Gebildeten immer weitere, kräftigere Argumente. Man erbot sich, den Unterschied zwischen den Europäern und den „Schmierfinken" an Tatsachen zu demonstrieren. Einige Offiziere machten sich anheischig, das Zimmermädchen herzuschleppen und an Ort und Stelle zu verprügeln.

Aber es war fast vier Uhr. Wir dankten der Hausherrin für den psychologisch so genußreichen Abend und fuhren nach Haus, fanden uns von der Reinkultur des europäischem Kulturbacillus genugsam infiziert, hielten einen Aufenthalt in mikrobenlosem Milieu für nötig, zeigten sogar Scheu vor dem chinesischen Kulturfieber, warfen uns in Mongolenkleidung, bestiegen unsere Pferde, und jachterten noch am selben Tage in die freie Mongolensteppe, wo unter Filzzelten ein freundliches, frommes Volk im innigsten Verband mit der Natur, Rousseaus Ideal, unverdorben wie das liebe Vieh dahinlebt.

So begann unsere neue Wüstenreise gleichsam mit einer wilden Flucht. Nach vierstündigem Lauf gelangten wir — letzter Winkel der Zivilisation, der chinesischen allerdings — nach Olan-Burgaß, einer Ortschaft aus feststehenden Häusern, in der mehrere hunderte mongolischer Damen, prächtig geschminkt und bunt gekleidet, für Geld und gute Worte der Maimatschiner nur männlichen Bevölkerung je nach Tarif einfachere oder kompliziertere Liebe feil hält. Maimatschin, zu deutsch Handelskolonie, ist ja ein Ort, an dem sich nach Landesgesetz die Chinesen, mit besonderen Päßen versehen, ausschließlich zu Handelszwecken, und zwar nur drei Jahre lang aufhalten dürfen. Dann müssen sie nach China zurück und neue Päße erbitten, oder andere Vertreter ihre Stelle einnehmen lassen. Denn fast alle dort Handelnden sind von ihren Genossenschaften entsandte „Vertreter auf Reisen" und behalten ihren Wohnsitz in ihrer Heimat. Frauen gibt es deshalb in Maimatschin nicht; eine weise Regierung hat sich nämlich gesagt, daß, da die meisten

dorthingeschickten Handlungsgehilfen jung und unbeweibt sind, und deshalb das schönere Geschlecht doch stets in der verschwindenden Minderheit bleiben würde, bei der vielfachen unvermeidlichen Anschmachtung der Ehefrauen, zweifelsohne zahlreiche drei- bis hunderteckige Verhältnisse zum größten Skandal ehrwürdiger Staatsmoral in die Erscheinung treten würden. Deshalb lieber gar keine Damen. Der Effekt dieser Radikalmaßregel ist aber mittelmäßig. Die Existenz der Damenstadt Olan-Burgaß beweist es; es wäre auch ethnologisch jammerschade, wenn sie verschwände. Ebenso schade, zur Charakteristik der „gelben Gefahr" nämlich, wäre es allerdings, wenn man nicht Gelegenheit hätte, die ganz besondere Vorliebe russischer Damen aller Stände für bezopfte Anbeter zu beobachten. Wie mancher Kiachtaer Ehemann möchte sich die Haare so ratzekahl ausraufen, wie sein gelber Haus- oder Geschäftsfreund! Wie manches europäische Bauernmädchen läßt sich ins chinesische Hausinnere auf Wochen und Monate entführen, um später seine volksgenössischen Liebhaber als grobe, ungraziöse und unanständige Lümmel zu bezeichnen und die gelben Zärtlichkeiten zu beweinen. Eigenartig! alle kraftvollen Grenzrussen zittern vor der gelben Gefahr — nur die Damen finden sie nicht so schlimm. Der Schrecken Attilas und Dschinghis-Chans hat verloren.

In Olan-Burgaß trafen wir den Gouverneur von Maimatschin. Dieser sittenstrenge Landeswächter hatte nämlich einige Tage vorher durch riesige Maueranschläge die Sittenlosigkeit seiner unbeweibten Bürger gebrandmarkt und die Damenstadt in Acht und Bann getan. Jetzt kam er die Wirkung seiner Donnerkeile zu studieren. Er hatte die Genugtuung nicht nur einige vierzig seiner ehrwürdigsten Untertanen vom selben Inspektionsdrange beseelt hier anzutreffen, sondern auch spät abends in deren Gesellschaft, angeheitert zwar und mit erleichtertem Portemonnaie, aber durchaus zufrieden nach Maimatschin zurückzureisen.

Weiter hinauf nun in die leere Wildnis, an toten Salztümpeln hin und über kahle graue Dünen, wo spärlicher vor Kälte körnig gebliebener Schnee, unter den gelben Sand gemischt, aschfarbige Riesendecken über den vor Frost klaffenden Boden breitet. Der Sonnseite zugekehrt, am steilen Abhang eines Berges, der, ein riesiger Trümmerhaufen, finster zum weißen Himmel starrt, liegen weite Zeichnungen aus halb eingegrabenen Felsplatten; dort liegen seit Karls des Großen Zeit türkische Fürsten in großartiger Einsamkeit begraben ....

Irgendwo, unweit des Stromes, der Selenga, ist da eine klägliche Quelle; ihr Wasser stinkt nach Schwefel — wie das vieler Brunnen der Gobi. Ein paar Dutzend krüppeliger, von Stürmen gebeugter Kiefern fanden den Mut, hier auf dem Grunde des Sandmeers zu wachsen; gelbe schwindsüchtige Flechten überwintern auf großen Steinen. Und einige dieser Steine zeigen inschriftartige Ritzen: bekannte Züge, hebräisch ... man liest mit Mühe: „Schlomm", „Jussuf", Spuren von Bibelversen, doch nirgends Zahlen. Ein Judenfriedhof, von wann, von wo? Wie kamen die Unglücklichen bis hierher? Aus den jüdischen Kolonien in China, aus Kai-föng, aus Lan? Unmöglich, denn dort sind sie Chinesen

geworden und rufen Jehovah einsilbig an. Seit Dschingis gar, oder Khubilai, von den großen Mongolenkaisern, wie so viele andere, unbeschadet des Glaubens und der Rasse, als Beamte oder Kaufherrn ins Land gezogen? Oder einfach vor hundert Jahren von den so arisch zivilisierten Russen barbarisch über die Grenze gejagt und nach trostlosem Wüstenleben zugrunde gegangen? ...

Es erhebt sich ein leichter brennend kalter Südwind; das Datum der Nachtgleiche naht. Das bedeutet baldigen Schneesturm. Die Pferde drehen die Ohren. Wir wünschen Lueger und Drumont an diesen Ort ... bloß um ihn zu sehen. Dann jagen wir in rasendem trippelnden Trab unsrer langhaarigen winzigen Renner über die nächsten Hügel, wo unten in weiter leerer Mulde ein Mongolenuluß wintert. Da werden wir uns vorm Wetter schützen und altertümliche Märchen hören, von Buddha, Zoroaster, Alexander dem Großen, Zar Michael und allerlei Prinzen und Königstöchtern, die sich verwandeln und glücklich und vor allem dick werden. Und der Sohn, der Lama ist (einer wird es aus jeder Mongolenfamilie) wird uns tibetische Sprüche im Lesegesang fromm vorbrummen oder vielleicht gar unbekannte Tandschurkapitel oder illustrierte Anatomiebücher aus uralter Zeit vorweisen.

Der Uluß umfaßt nur ein Dutzend Jurten. Er ist arm. Zwar hat er Pferde und Schafe und sogar einige Kamele. Die Jurten sind nicht allzu schlecht ausgestattet. Aber von alledem gehört nichts den Mongolen. Alles ist längst dem schamlosen Wucher der Chinesen verpfändet, selbst die Menschen mit Haut und Haaren und ihrer Arbeitskraft. Zum Herrschen braucht der Chinese keine Kanonen, er braucht nur Geschäftsfreiheit.

Natürlich werden wir freundlich aufgenommen. Das ist ja seit Dschingis-Chan Staatsgrundgesetz. Wie sollte man auch ohne obligatorische Gastfreundschaft in der Mongolensteppe reisen können? Es ist schon ziemlich dunkel, als wir ankommen. An einen Pfosten der ersten Jurte gebunden, liegt käuend ein fettes Trampeltier. Es dient außer als Haupttransportmittel zugleich als Wachthund. Es schnuppert in der Luft herum und schreit wie eine Gans. Der Hausherr lädt uns in das Filzzelt ein. So eine Jurte ist wie ein Familienpelz. Man hat dadrin ein Gefühl des Schutzes, das der Zar nicht hinter seinen Kosakenregimentern im Keller von Zarskoje Sselo empfindet. Reine Illusion. Kreisrund und kaum zwei Meter hoch, besteht die Jurte einfach aus schwanken handtief eingegrabenen Stangen, über die der Filz gespannt wird. Oben in der Mitte ist ein großes Loch, das aber, wenn das im Zentrum unten brennende Feuer ausgegangen ist, zugemacht werden kann. Wenn es stark regnet, so selten wie bei uns Erdbeben, geht entweder das Feuer aus, oder man muß die Klappe schließen, worauf man im beißenden Rauch mehr oder weniger erstickt und jedenfalls jämmerlich weint. Klassische Ethnographen behaupten daher in ihren angesehenen Werken, die Mongolen haben nicht nur krumme Beine vom Reiten, seien klein und schmutzig, buddhistisch und unverträglich, sondern leiden überdies sämtlich an chronischer Augenentzündung, weswegen ihre stets blutunterlaufenen Augen den Eindruck

ihrer schrecklichen Wildheit noch verstärken. An Stelle dieser wissenschaftlichen, krummbeinigen Bluthunde, sahen wir nur lammfromme gottergebene arme Teufel, die von den Chinesen ausgesogen, von gewissen gleichfalls zivilisierten Krankheiten immer mehr durchseucht, nur noch das Nirvana, oder in eitler Verblendung den russischen Messias erhoffen, und in Erwartung solcher Herrlichkeit das ewige Einerlei ihres Hirtenlebens still fortsetzen, um höchstens von Zeit zu Zeit, zwar nicht in der Flasche, aber wohl im Gegohrenenpferdemilchtopf Zerstreuung und Ermunterung zu suchen.

Kumiß in jeglicher Abstufung der Stärke, der furchtbare Arch (aus zusammengegossener süßer und sauerer Pferdemilch gegohren) und auch der als Trunkenheitsakkumulator brauchbare von Chinesen zu hundert Prozent auf Kredit gelieferte Chan-schin, wirken mit dem Weihrauch der buddhistischen Eucharistie, dem Rosenkranzgemurmel, und uralten schamanistischen Teufelsängsten zusammen, um die öden Stunden zu verbringen, in denen man weder Vieh treibt, noch Ziegeltee mit Salz und Fettstücken zu gräulicher Suppe kocht, noch stinkende Schafpelze zu Mänteln näht. Wozu leben diese Leute eigentlich? Wenn sie nicht im Grunde so verteufelt gescheit wären, müßte man sagen, zum selben Zweck wie die Gobi-Antilopen, die in zahlreichen Herden bald hierhin bald dahin ziehen, ohne anderes Ziel als eben zu ziehen, bis sie den Jägern vor die Pfeile oder Flinten laufen, oder in den furchtbaren Schneestürmen der Frühlingsnachtgleiche wie schwanke Segelschiffe vorm Orkane hinrasen, blind, toll vor Angst, Dutzende von Meilen weit, um in Schnee- und Sandwirbeln erdrückt wüste Leichenhaufen zu bilden, oder über Felshänge hinab in hundertfachem Todessprunge zugleich Schutz und Ruhe zu finden.

Aber trotz aller Abhängigkeit von den einfachsten Naturereignissen, trotz Armut, Aberglauben und gänzlicher Unwissenheit in betreff unserer Kultur, sind die Mongolen, an sich, einfach als menschliche Wesen betrachtet, innerlich reichlich so durchgebildet wie unsere Bauern oder kleinstädtischen Spießbürger. Das kommt vom Buddhismus, der sich über den alten Dämonenglauben geschichtet hat, und der nun an die Stelle des niederdrückenden Kampfes gegen äußerliche, als Teufel personifiziert gedachte Unbilden, ein innerliches Ringen um Prinzipien setzt, das schließlich die Aufmerksamkeit des ärmlichen Nomadenvolks ganz von seinen äußeren Lebensbedingungen ablenkt und es auf diese Weise mehr oder weniger glücklich macht. Da haben wir in Hochasien so ungefähr die einzige Stelle auf der Erdkugel, wo die Religion nicht Unheil, sondern unmittelbares Wohlsein geschaffen hat. Man möchte fürwahr, wenigstens so lange man da ist, überzeugter Buddhist werden.

Allerdings müßte man dann auch die Überbleibsel, oder vielmehr die fortwährende Neubildung der hauptsächlichen Dämonengedanken mit in den Kauf nehmen. Naturwissenschaftlern wird das schwer, aber nervenschwache rechtgläubige Christen würden bald ganz von selbst so weit kommen. Die ganze Schwierigkeit ist nur, zu glauben, daß es körperlose Wesen gibt, und daß diese sich nach Belieben in körperliche Leiber versetzen, also re-inkarnieren können.

Der Nachtgleichenschneesturm, den wir im Mongolenuluß erlebten, hätte manchem über die Schwierigkeit weggeholfen. Die Zeltmutter hatte Brot gebacken, das heißt von Chinesen mit Wucher geliefertes Hirsemehl mit Schneewasser angerührt und den Brei in die Asche unter das auf dem Boden brennende Feuer gesteckt; auch hatte sie von einer Ziegelteeplatte ein feierlich großes Stück abgehackt, zerstoßen, und in dem gleichfalls von Chinesen verwucherten Kochtopf zu unserer Ehre nicht nur mit Schafschwanzfettwürfeln, sondern auch dem als höchsten Luxus geltenden Chinesensalz zu entsetzlicher Suppe gekocht. Aus prächtiger, altübererbter, mit abenteuerlich tibetischen Ornamenten umwundener Zinnkanne hatte sie unsere Holztassen gefüllt, und wir aßen — Anpassung tilgt Leiden, sagt Lao-tse — mit Appetit, und mit Hilfe des Löffels und der Eßstäbe, die wir, wie jeder Mongole, an Stelle von Patronentaschen stets im Gürtel trugen. Der ältere Sohn, wie gewöhnlich Stiefsohn des Hausherrn, las heilige Formeln, denn er war angehender Lama; die anderen waren still. Eine Büchse Sprotten, die wir noch mit hatten, erregte allgemeinen Abscheu. Der Hausherr redete vom Wetter und seiner Familie, die weder zu ihm noch zu dem Stamme gehört, dessen Mitglied er war. Es herrscht nämlich in der Gobi ein eigenartiges Gemisch von Patriarchat und Matriarchat. Die Kinder gehören stets zur Mutter und zum Stamm der Mutter. Das erleichtert Ehescheidungen und -neuschließungen ungemein. Die Frau kann sich vom Manne trennen; ein andrer nimmt sie mitsamt ihren Kindern. Der Vater der jungen Leute in unsrer Jurte war ein Lama gewesen, einer aus den niedrigeren Rangklassen, die nicht zum Cölibat verpflichtet sind. Aber er hatte viel studiert, wollte nach Lhassa wallfahrten und hoffte dort, kraft seiner theologischen Kenntnisse zu hohen Würden zu gelangen — die aber das Cölibat erheischen. Das Paar löste die Ehe. Ein Bekannter, unser Wirt, nahm Frau und Kinder auf, und heiratete natürlich die Mutter. Einmal im Zelt, ist dann plötzlich das Patriarchat herrschend; der Mann kommandiert die Frau und die Stiefkinder. Nie hörte ich von Zwietracht. Bei uns ginge das nicht; obwohl es sozial recht verdienstvoll wäre. Moralprediger würden ohne Zweifel die Einrichtung als verderblich brandmarken, und überdies ist es kein Vergnügen und oft genug ein spottlächelnd verpönter Kulturmangel, eine nicht einmal selbst in die Welt gesetzte Angehörigenschaar durch die Lebenssteppe zu führen. Aber die naiven Mongolen halten es für eine Ehre ein recht lebendiges Zelt zu haben... Der Hausherr redete von Weideaussichten und von der Zukunft der Kinder. Wir nahmen das absolut nötige Luftbad. Splitternackt, nur den Pelz auf den Schultern, hockten wir, Männlein und Weiblein, die Bäuche bratend, ums Feuer: ein wahrer Genuß, obwohl an keinem pariser Kamin zulässig. Letzteres vielleicht, weil die Damen nach Entfernung der komplizierten Toilette allzu wenig stolz sein könnten? Ein Russe, nicht ich, wagte einmal diese Hypothese.

Wir saßen wie die Eidechsen in der Sonne. Aber plötzlich schrie draußen das Kamel und eine Rauchwolke biß uns in die Augen. Die Klappe zu. Der Schneesturm kommt. Schnell ins Pelzwerk.

Ich trat, trotz aller Mahnungen ins Freie. Fürchterlich. Von weit her jammert es. Ein tolles Winseln miaut hinter den Bergen. Keine Wolke. Samtschwarzer Himmel. Und da, zwischen den glitzernden Sternen hindurch gleißende Blitze. Woher? Die Erde brummt unterm Donner, wie wenn tausende von Reitern über lose Brücken jachtern. Nun erhebt's sich. Ein Riesenwirbel. Was saust da durch die Luft? Ist's Schnee, Sand, Wolke, ein wilder Jäger, ein Drache? Es speit Blitz und gröhlt. Es rennt mich um, in rasendem Tanz. Ich höre Lachen, Weinen; Pfeifen quieken und schrillen, schauerliche Trommelwirbel fahren durch Mark und Bein. Ein schreckliches Stöhnen jagt mich in tolle Angst. Unter den Sternen fahren abenteuerliche Ungetüme wütend umher.

Ich denke: — natürlich, Sandwirbel; die kleinen Kiesel fliegen durch und gegen einander, reiben sich zischend, schlagen zusammen; daher der menschlich-allzu-menschliche Lärm. Nun kreist alles um mich. Der Orkan rast um sich selbst. Durch das grau-schwarze Tal tollte er gegen die Berge, ward mit Gebrüll zurück-geschleudert und fiel auf sich selbst. Nun ringt er mit sich. Ungeheure kohlschwarze Säulen, im Widerstreit aufgewirbelter Sand, spritzen zum Himmel, tanzen, und verwandeln sich in schrecklichem Schattenspiel. Ohne Helmholtz, ohne Galilei: eine Luftgeisterschlacht. Fuhrwerken nicht, auf Giraffenhälsen reitend, scheußliche Gnomen am Berge entlang? Rhinozerosse mit spindeldürren Teufeln drauf, greifen sie an. Ein Donner, ein Blitz, ein kurzes Heulen, ein Zischen, ein Wimmern wie von tausend gequälten Säuglingen, und dann — ein Trommelwirbel, noch ein dumpfes ungeheuerliches Schluchzen, der Anprall fand statt, ein riesiger Sand-haufen zeigt seine Stelle ... liegen Menschen drunter? Von der andern Seite naht's wieder. Schon schneidet etwas durch mein Gesicht. Wohl Eiskristalle. Ein tötender Windstoß. Erstickende Angst ergreift mich. Und mit unendlicher Mühe, wie unterm Albdruck mich windend, kläglich, ganz unwissenschaftlich, die Nerven von hochgespannter Elektrizität gelähmt, die Vernunft vom Teufel der Gobi geholt, krieche ich bäuchlings in die Jurte.

Ah, der Schutz! die Sicherheit! die Illusion! Der Sturm pfeift durch die Filze; das Holzgestell schwankt. Jeder von uns bindet mit Tauen die Pfähle an sich. Wir liegen und kauern, machen uns schwer. Unser Gewicht hält die Woh-nung. Sonst flöge die Jurte weit ins Leere. Das Kamel steckt den Kopf unterm Filz durch ins Zelt. Straußpolitik. Alle Wesen mit langem Hals tun dasselbe; Millevoye in der französischen Politik; Fürst Münster in der Dreyfußaffäre. Blöken die Schafe, oder jault der Sturm? Ein Ruck in die Höhe, ein Krach. Eine Schneehose berührte das Zelt. Aber es steht noch. Wir sind den Dämonen zu schwer. Es ist furchtbar kalt. Mindestens vierzig Grad. Wir schwitzen. Wohl-wollende Gottheit oder gütige Natur! Alles trägt in sich sein Gegengift, sagt ein uralter Chinese. Die Kälte ist tödlich mitsamt dem Sturm; aber sie bringt uns in Angst; die Angst wärmt uns ... und wir halten es aus. Leibnitz redet nicht von diesem Fall in Verbindung mit der prästabilierten Harmonie: das war die Idee die mir im geeigneten Moment durch den Kopf ging. Da sieht man den Wert

der Kultur. Der Mongolenvater dachte bloß an sein Vieh auf der Bergweide, und ob man am Morgen etwas zu essen und zu trinken haben würde, was sehr fraglich war, aber mich erst zu beunruhigen anfing, als ich, mehr oder weniger erschöpft von unserem stundenlangen Kampf in bewegungslosem Kauern, mich unzweideutig, obwohl vor mir selbst in der Achtung sinkend, echt europäisch nach Rußlands Branntweinflasche sehnte.

Am Morgen heulte noch der Sturm. Aber die Luft war von wunderbarer Reinheit. An den kahlen Berglehnen entlang liefen silbergraue Wellen aus Sand und Schnee. Die Sonne beizte. Wo waren die Herden? Junge Mongolen fanden sie jenseits der Bergwand. Die Pferde waren gerannt, hatten geschwitzt, und eine dicke Eiskruste bedeckte Bauch und Rücken: das beste, wärmste Winterkleid, das sie finden. Man trieb sie zum Uluß zurück. Wir wollten ausreiten. Aber in der hundertköpfigen Herde fanden wir nicht unsre Tiere. Ein kleiner Mongolenjunge führte sie uns zu. „Hier ist dein Pferd." „Bist du sicher, daß es meins ist?" „Ja, du hast doch gestern Abend drauf geritten." Der Bengel hatte uns kaum eine Minute lang gesehen; aber — Vererbung oder Erziehung — er erkennt Pferde so gut wie wir Buchstaben.

Aber es ist so kalt, daß die Pferde nicht laufen wollen, und unsere Antilopenfellstiefeln ein beängstigendes Frostgefühl nicht hindern. Wir bleiben. Am nächsten Tag kommt der Chinese, der Händler oder vielmehr Agent einer großen Gesellschaft, alias der Wucherer. Er möchte Zinsen; er ist wie ein Gerichtsvollzieher. Ziegeltee und Salz, sowie einige Töpfe waren im letzten Jahr auf Kredit gekauft, wie immer — denn ältere Zinseszinsen konnten noch nie abbezahlt werden. Münzen gibt's vier Sorten. Silberbolzen (Liang, fälschlich Täl genannt) nach chinesischer Art für große Summen; nur Chinesen haben sie und verkaufen sie mit wucherischem Agio gegen die anderen Währungen. Hattack ist die kleinste: seidene Schals in verschiedenen Farben und in verschiedener Größe und Qualität; natürlich auch aus China und nicht weniger wucherisch unter die Mongolen gebracht. Die mittlere ist Ziegeltee; das sind die mit Pressen in China zu steinharten Platten zusammengedrückten jüngsten Teezweiglein; es gibt allerfeinste und ganz ordinäre Sorten; die besten sind besser als unsere mit Gold aufgewogenen, übrigens apokryphen „Blumentees"; eine Platte wiegt ein bis zwei Pfund und kostet in russischem Geld sechzig Kopeken bis drei Rubel. Bei Reisen auf weite Entfernungen führt man oft halbe Centner im Wagen mit. Der Mongole, dem der Ziegeltee Hauptnahrung und Geld zugleich ist, kauft ihn, nach unseren Begriffen, viel teurer, nämlich mit seinen einzigen Erzeugnissen, Vieh, hauptsächlich Pferden, und bei Gelegenheit Pelzen von erjagtem Wild. Und Tiere kann man nicht stückweise verkaufen. Ein Mongole ersteht zwei Töpfe für ein einjähriges Füllen. Der Chinese läßt das Füllen da. Der Mongole hat den Nießbrauch. Im Herbst ist das Füllen nicht recht stark. Der Chinese verweigert die Annahme, aber er gibt weiter Kredit gegen Zinsen. Was für Zinsen? Ein zweites Füllen im nächsten Jahre. Sonst gibt es ja nichts. Zugleich wird neuer Tee gekauft. Schon

sind mit Zinseszinsen die ganzen Herden eigentlich verfallen. Also auf Kredit. Die nächstjährige Füllengeneration ist also schon vor ihrer Geburt verpfändet. Die Schafe, Kühe, Kamele, Kannen, Zelte, Pelze, folgen nach. Schließlich müssen ganze Ulusse nur noch zu Zinseszinszahlungen wirtschaften, d. h. jährliche Tribute liefern, die Kontrolle der chinesischen Gesellschaften erdulden, und geradezu von deren Wohlwollen leben: sie sind Sklaven der Chinesen geworden.

Warum? Weil die patriarchalische Wirtschaft, die eigentlich eine auf die Spitze getriebene Individualwirtschaft ist, unmöglich gegen die genossenschaftliche Organisation der Chinesen aufkommen kann. Es handelt sich dabei durchaus nicht um das, was wir fälschlich als eine Frage höherer oder niedrigerer Kultur bezeichnen; es handelt sich in Wirklichkeit nur um Formen der wirtschaftlichen Gliederung, denen als bloße Nebenprodukte gewisse äußere oder innere Kulturformen entsprechen. Man braucht absolut nicht Marxist zu sein, um sich davon zu überzeugen; die Chinesen, denen unsere materialistische Geschichts*theorie* so unbekannt ist wie das Wesen der Radiumstrahlung, kennen die *Sache* schon seit Jahrtausenden, und — was wir noch lange nicht durchsetzen werden — richten sich dieser Erkenntnis gemäß ein. Das ist ihre ganz ungeheure Überlegenheit uns gegenüber, die nur derjenige ungefähr ermessen kann, der in die allerintimsten Einzelheiten ihrer wirtschaftlichen Organisation praktisch eingeweiht ist.

Die Mongolen klagen und schimpfen oft genug über die Chinesen, die sie aussaugen. Fragt man sie aber, warum sie sich nicht zur Wehre setzen, so erhält man stets dieselbe Antwort.

— Wir können nicht. Wir stehen zu ungünstig. Wir haben Familien, die auch leben müssen; wir haben also allerlei Waren nötig. Die Chinesen haben aber gar nichts nötig. Sie haben auch keine Familien. Sie brauchen für niemanden zu sorgen. Im Gegenteil, ihre Vorgesetzten sorgen für sie.

Und in dieser naiven Entschuldigung unaufhaltsamen Niedergangs haben wir in nuce das ganze Geheimnis der gelben Hochflut, wie sie auch über Kiachta hinrollt und ihre äußersten Wellenschläge schon bis zum baltischen Meere treibt.

Der Chinese hat keine Familie, glaubt der Mongole, weil er sie nicht sieht, weil der chinesische Agent, wie wir wissen, seine Frau innerhalb der großen Mauer lassen muß. Aber der Chinese wird von den Vorgesetzten versorgt. Noch ein Irrtum. Der Mongole verwechselt die Beamten mit den Gesellschaftsdirektoren.

Der in der „Handelskolonie", sozusagen als wirtschaftlicher Missionär tätige Chinese, steht eben niemals allein. Er ist immer Mitglied einer Gruppe, die man geradezu als künstliche, als wirtschaftliche Familie bezeichnen könnte — Ableger der ungeheuren wirtschaftlichen Familien, die, über die Bande der Blutsverwandtschaft hinaus, im Innern Chinas tausendköpfige Gruppen zu wundervollen Produktivgenossenschaften zusammenfassen. Der kolonisierende Chinese, verfüge er nun über eigene Produktivmittel oder nicht, wird durch die Zugehörigkeit zu diesen Syndikaten aus dem einfachen sein Fortkommen suchenden Individuum das Werkzeug einer mächtigen Organisation, die ihn nicht mehr im Stich läßt, da bei der

äußerst scharfsinnig eingerichteten Arbeits- und Gewinnteilung, die ganze Genossenschaft das größte Interesse am Erfolge jedes Mitgliedes hat, ebenso wie jedes Mitglied schon aus reinem Egoismus das ebenso starke Interesse hat, der Genossenschaft nach Kräften nützlich zu sein, und insbesondere den Vorschriften der Oberleitung zu gehorchen. In der Oberleitung dieser aus kleinen Produzenten gebildeten Trusts sitzen nämlich fast immer Leute, die ich nicht anstehe, obwohl sie in Europa fast niemand kennt, als die großartigsten Organisatoren zu bezeichnen, die die Erdkruste geboren. Die großen amerikanischen Trustmeister sind doch höchstens mit Unteroffizieren zu vergleichen, die den widerspenstigen Soldaten mit groben Fäusten Vernunft, d. h. gänzliche Unterwerfung einbläuen. Die chinesischen Verwaltungsräte dagegen haben absolut keine auf Rang, Geld, Kraft oder anderes gegründete Gewalt; sie regieren rein konstitutionell; jede ihrer Entscheidungen muß so klug sein, daß sie jedem ohne weiteres einleuchtet, und jeder sich ihr ohne weiteres anpaßt; die Verwalter werden ja gewählt, und man wählt niemals die reichsten oder politisch mächtigsten Mitglieder, da man ganz richtig annimmt, daß diese die Genossenschaft zum Wohle ihrer eigenen persönlichen Ziele leiten würden.

Man könnte natürlich Bände schreiben über die innere Organisation dieser Syndikate, die wohl das Großartigste und das sozial Vortrefflichste darstellen, das es überhaupt bisher auf der Welt gegeben hat. Man sollte es sogar tun, wäre es auch nur um unserer wirtschaftlichen Barbarei mitleidig einige Fingerzeige zu geben. Denn die ganze Albernheit des Klassensozialismus, die Scheußlichkeit der kapitalistischen Produktion und Tauschweise, und auch die kindliche Beschränktheit des sogenannten wissenschaftlichen Sozialismus, töne er vom Universitätskatheder oder vom Parteithron herab — kurz, alles was wir überhaupt an wirtschaftlichen Grundtheorien haben, kann überhaupt erst einmal richtig be- oder vielmehr abgeurteilt werden, wenn die „einschlägigen" Herren den Mut werden gefunden haben, über ihren tausendjährig übererbten Europäerdünkel hinwegzuschreiten. Warum hat man denn nicht Lujo Brentano anstatt Waldersees nach China geschickt? Kautsky hätte sollen die Expedition nach Kalgan unternehmen anstatt Yorks. Kardorff könnte hinten in Ho-nan in einer Reisproduktionsgenossenschaft manch nützlich Wörtlein hören, und der Krefelder Bachem wäre durchaus im hintersten Sö-tschuan am Platz, wo er lernen würde, was Seidenindustrie ohne Religion, und Volkswohl ohne Autorität ist.

Was an der chinesischen genossenschaftlichen Produktionsweise das für uns wichtigste ist, scheint mir die Tatsache zu sein, daß man wahrhaftig nicht mehr weiß, ob man es mit Kapitalismus, kleiner Individualwirtschaft, Kommunalwirtschaft, Kommunismus oder einem komplizierten Zusammenarbeiten aller möglichen Wirtschaftsformen zu tun hat. Das Charakteristischste ist jedenfalls das Prinzip der Kooperation in der Produktion und im Konsum. Dieses Prinzip, das im wirtschaftlichen Leben (dem einzigen, das doch eigentlich außer bei Künstlern und Gelehrten äußerlich hervortritt) durchaus herrscht, erklärt uns das erwähnte Wort der Mongolen, von der Abwesenheit der Familie und des existenzstärkenden

wirtschaftlichen Schutzes bei den Chinesen. Das Prinzip der Kooperation ist sozusagen der undurchdringliche Panzer, unter dessen Schutz die organisierten Chinesen ihren Lebensunterhalt sicher haben, und deswegen auch ein reizvolles, künstlerisch im Mittel weit feiner als bei uns verschöntes Familienleben pflegen können. Und unter dem Schutze dieses Panzers, an dem notwendigerweise alle von einzelnen geschleuderten Waffen abprallen, können sie langsam, aber unwiderstehlich vorrücken. Wohin sie gelangen zwingen sie jeden, unter Vorbereitung des gänzlichen Ruins der Widerstehenden, entweder sich zum besten beider aufsaugen, oder zu Staub mahlen zu lassen, oder aber sich ... aus dem Staube zu machen.

Es sind in dieser Hinsicht die in Kiachta-Maimatschin augenblicklich zu beobachtender Konkurrenzkämpfe symbolisch von allgemeiner Tragweite. Der europäische Kapitalismus leidet, wie man dort sieht, in seiner Taktik vor allem an einem geradezu verderblichen Übelstand gegenüber der chinesischen Kooperativmethode: er hat keine Geduld, kann und darf ja auch keine haben; einerseits zwingt den Kapitalisten der im europäischen System überaus geschwinde Umsatz, um jeden Preis mit China dieselbe Schnelligkeit im Verkehr aufrecht zu erhalten, wofern er nicht auf europäischer Seite, auf den westlichen Märkten, in die allergrößten Kreditschwierigkeiten geraten will; andererseits leben alle, die für den Kapitalisten arbeiten, doch lediglich von dessen Gewinnüberschüssen, und diese Überschüsse müssen auf alle Weise erzielt werden, da kein Angestellter aus persönlichem Interesse bei ihrer Abwesenheit weiterarbeiten würde. Die chinesischen Produktivgenossenschaften dagegen haben soviel Zeit wie sie wollen, zum mindesten in ihrem Kampfe gegen das ausländische Kapital. Da jedes Mitglied persönliches Interesse am Abschluß besonders vorteilhafter Geschäfte hat, und andererseits die Existenz selbst aller Mitglieder, sogar bei gänzlicher Stockung auf Jahre hinaus durch die Produktion innerhalb der Genossenschaft gesichert ist, so können die Chinesen durch einfache Verzögerung die russischen Kapitalisten in die schlimmsten Schwierigkeiten bringen, während diese in keiner Weise Vergeltungsmaßregeln ergreifen können.

Da die Kiachtaer Firmen doch im Grunde nur als Vermittler dienen zwischen den Chinesen und dem europäischen Kleinhandel, so suchen die Chinesen mittels Unterdrückung oder Umgehung der Kiachtaer durch unmittelbaren Verkauf in Rußland, diesen ihre kolossalen Gewinnsummen abzunehmen. Weil nun aber der Kapitalist sich nicht von der chinesischen Genossenschaft direkt auffsaugen läßt, d. h. ihr beitritt und auf seinen „Ausbeuterprofit" verzichtet, so bleibt den Chinesen nichts übrig als jenen zu ruinieren oder zur Aufgabe des Geschäfts zu zwingen. So brachte es vor drei Jahren die Genossenschaft vom „Goldenen Drachen" fertig, in Kiachta eine Krisis herbeizuführen, die eine wahre Hekatombe von Millionären auf dem Platze ließ, und — wie man jetzt merkt — den Beginn des tatsächlichen Eindringens des chinesischen Großhandels in Rußland zur wohl beabsichtigten Folge hatte. Die Chinesen fanden in diesem wirtschaftlichen Kriegszug nur einen einzigen Gegner, der ihrer wert war, ein kapitalistisches Genie ersten Ranges, das

aber nur dadurch groß werden und sich verteidigen konnte, daß seine Handlungsweise stets jenseits von allem Gut und Böse chinesischer und christlicher Moral blieb. Dieser Mann, der sicher kein Bewußtsein seiner tragischen Symbolik hat, ist jetzt fast der einzige, der noch in wütendem Streit die von der gelben Flutwelle in den Deich des russischen Grenzhandels gelegten Bresche zu verteidigen wagt. Und mit welchen Mitteln! Amtsmißbrauch und wirkliche Verbrechen, Rechtsbeugung und Rechtsbruch, Beeinflussung aller Behörden und rücksichtslose Ausnutzung aller durch Geld oder Drohung eroberten Vorteile: das sind seine Mittel den Kampfgenossen gegenüber, die an seiner Handlungsweise aus sogenannten, recht deplazierten moralischen Rücksichten etwas auszusetzen haben. Dem andringenden Feinde entgegen die vollendete Unehrlichkeit in Geldsachen, die vollendete Grobheit in persönlichen Fragen, rechtswidrige behördliche Anordnungen, die den Chinesen bei ihrem Eingang nach Rußland eine . . . chinesische Mauer vorsetzen, Bestechung chinesischer Beamten zum Zweck der Schikanierung gegnerischer Unternehmungen; und über dem allen die stille wohlwollende Mitwissenschaft der russischen Regierung, die ja diesen, notwendigen, Mann nicht fallen lassen kann und darf, und sei er des Mordes überführt, da er das letzte Bollwerk gegen die gefürchtete Chinesenflut ist. Und was das wildeste ist in diesem Kampf auf Tod und Leben: der Verteidiger muß von der Regierung sogar gehalten werden, wenn er — was oft vorkommt — seine schwächeren Kampfgenossen, um Zeit oder neue Machtmittel zu gewinnen, dem Feind als Opfer hinwirft, ähnlich dem Schlittenkutscher, der, in der Steppe von Wölfen verfolgt, eins seiner Pferde losspannt und, den Tieren zum Fraß, ins Weite rasen läßt, um während der kurzen Zeit dieser gräulichen Mahlzeit sich mit dem Rest des Gespannes durch wilde Flucht selbst zu retten.

Ich muß es mir versagen, diese Vorgänge in ihrem inneren Zusammenhange darzustellen; es wäre allzu indiskret, und was in zehn Jahren zur Geschichte gehören wird, könnte heute noch als gewöhnliche Skandalanekdote aufgefaßt werden, obwohl der in dem russischen Vorkämpfer zutage tretende kapitalistische Instinkt eigentlich eine soziale und keine individuelle Erscheinung ist. Dieser Instinkt zeigt sich vor allem in dem unbewußten Bedürfnis der Konzentration aller Machtmittel in einer Hand zum Zweck kräftigeren Widerstands gegen die gelben Gegner; er ruiniert und absorbiert die Freunde um mächtiger gegen den Feind zu streiten. Im Jahre 1900 mußten z. B. die Teepreise steigen und die Chinesen waren in der Lage durch einen halbjährigen Boykott Rußlands die Kiachtaer eventuell in schreckliche Nöte zu bringen. Die Ungeschickten mußten dabei untergehen. Der Vorkämpfer wußte das, sagte sich, es sei immer noch besser, wenn er die Mittel der anderen in die Hände bekäme, als wenn alles auf dem Weltmarkt verloren ginge; er fuhr am Morgen der Mobilmachungsordre, die er früher besaß als alle anderen, zu den Chinesen, kaufte die ganzen Teelager von Maimatschin, sowie die unterwegs befindlichen Karawanen zu einem Preise, der für die Chinesen äußerst vorteilhaft war; — und verkaufte am selben Tage den größten Teil der

akkaparierten Lager an seine russischen Freunde, die unter Bankerottgefahr über größere Mengen verfügen mußten; er gewann 180000 Rubel bar, drückte dann auf den Moskauer Markt und vergrößerte sein Kapital in drei Monaten um 700000 Rubel, ohne daß er eine Kopeke bar ausgelegt hätte. Unterdes ließen, unter dem Vorwand des nichtexistierenden Boxerkrieges, die Chinesen riesige Mengen Tee unterwegs in der Mongolei verschwinden, lieferten nicht mehr, und erpreßten im voraus horrende Preise für den Wiederbeginn des Handels, Preise, die die Kleinen definitiv zugrunde richteten, während der Vorkämpfer sie durch den vorhergegangenen Gewinn decken konnte. Der Moskauer Markt war desorganisiert, da die Kiachtaer ihn im Stich ließen; und während nun diese mit Bangen auf Frieden und Verkehr warteten, während der Vorkämpfer, jetzt auch für Monate lahmgelegt, aber die Gefahr sehend, durch harten Paßzwang, Schikanen und Bestechungen, das Eindringen chinesischer Genossenschaftsvertreter noch zu hindern suchte, tauchten diese in Moskau plötzlich auf, wurden vom Markt natürlich als Retter in der Not empfangen, lieferten die Ware zu Preisen, die niedriger waren als die niedrigsten kiachtaer, und — Entsetzen — fuhren seitdem unentwegt fort auf diese Weise Kiachta zu umgehen, wo nach Durchführung dieses feinen Feldzugs ganz plötzlich der in der Wüste verlorene Tee auf dem Markte erschien und der Boykott zu Ende kam. Und jetzt sind die Chinesen nicht mehr aus Moskau herauszubringen. Was nützen Polizei, Pässe, Ausweisungen oder ähnliches? Im Notfall nimmt der Chinese russisch tatarische oder rein russische Agenten und Vertreter, bezahlt sie gut, läßt ihnen schöne Gewinnanteile und dehnt seine Geschäftskreise mächtig aus, ohne daß man es anders als an einem langsamen Siechen des nationalen Handels merkt.

Wie soll diese Flutwelle rückgängig gemacht werden? Niemand weiß es. Und von der jämmerlichen Rolle, die russischer Ackerbau, russischer Kleinhandel, und russisches Gewerbe zwischen Baikal und Dalny spielen, ist nichts zu erwarten als die entsetzlichste wirtschaftliche Niederlage.

„Man soll nicht in den Ameisenhaufen stechen," sagte mir einer der kiachtaer Ruinierten; und der wußte aus eigener Erfahrung gründlich Bescheid.

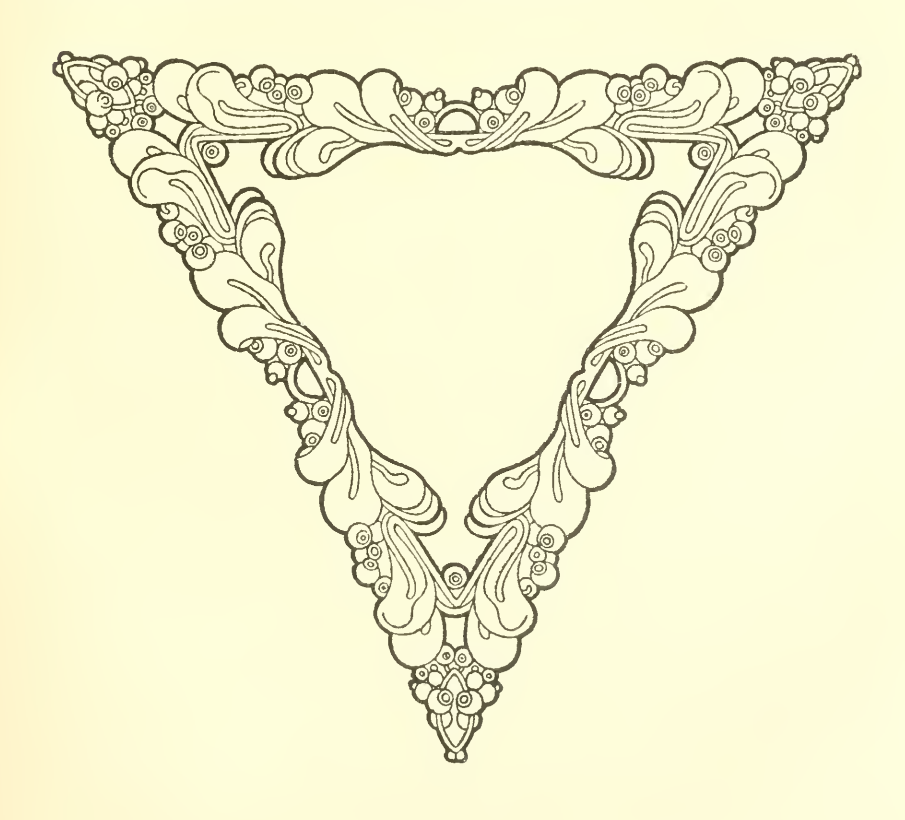
Wir unglückseligen Europäer sitzen noch immer in der Hypnose des Staatsbegriffs, der im sklavenreichen und im Grunde winzigen Athen des Aristoteles vielleicht irgend einen Wert hatte, der aber heutzutage, wo die sogenannten Staaten mehr und mehr wirtschaftliche Gebilde werden und trotz allem Chauvinismus die rein politischen und territorialen Weltfragen bloße historische, mühsam aufgewärmte „sauces piquantes" werden, eigentlich nur noch als das Substrat einer besonderen Form des religiösen Wahnsinns betrachtet werden sollte. Und in diesem Wahnsinn sitzen unsere jüngsten Schüler, die auch-Europäer-sein-wollenden Russen und Amerikaner noch viel fester als wir. Soldaten und Generalgouverneure schicken, Pässe, Geschäftslizenzen und Legitimationsschikanen einführen, Polizisten dressieren und eine sogenannte Ordnung in die Landesverwaltung bringen, das schien der ganzen russischen offiziellen Welt das A und das Ω

der siegverbürgenden Expansion, der unwiderstehliche Strom politischer, ganz unsozialer Machtmittel sollte unter hohem Gefälle tief in das chinesische Menschenmeer dringen und dorthin die Fischerboote russischen Reichtums und russischer Macht sicher tragen, bis sie, reich mit Beute beladen, den Strom zurück fahrend, ins blutleere Zarenreich kräftige Geldnahrung schleppten; Nordchina sollte ein russisches Indien werden.

Und nun ist die Flutwelle ganz unpolitischer, rein sozialer chinesischer Machtmittel gekommen, sie läuft über den Strom hinauf, jagt die noch leeren Fischerboote zurück und durchdrängt, versalzt, denaturiert, fort und fortschreitend, das verführerisch schmackhaft gewesene Süßwasser russischer Illusionen.

Jetzt langt das Brakwasser schon bis zum Baikal — dem größten aller Süßwasserseen. Und wer wüßte nicht, daß es leichter ist, das schönste Gericht zu versalzen, als aus der ärmlichsten Wassersuppe das kleinste Zuviel des bittren Geschmacks zu entfernen.

„Das Salz der Welt" — sollte es am Gelben Meere vielleicht aus dem verachteten Chinesengehirn langsam herauskristallisieren?



Der begrabene Gott/ Roman von Hermann Stehr

Erste Fortsetzung

Indessen Marie von ihrer zu Tode getroffenen Hoffnung gemartert worden war, bewegte sich der Klumpen mit der Miene eines Menschen, der ein gutes Geschäft zufriedenstellend gefördert hat und nun in behaglicher Ruhe nur noch Nebensachen erledigt, um seine Beendigung in sicherer Muße abzuwarten.

Später als sonst, aber immer noch so zeitig, daß er den Morgennebel aus den beschneiten Baumkronen schwinden sah, erhob er sich in seinem kleinen Dachstübchen. In der unteren Stube traf er seine Schwester, die das gesäuberte Geschirr vom Frühstück in den Topfschrank stellte. Sie ließ bei seinem unwirschen Gruß die Arme herunterfahren und wendete ihm ihr großes ebenes Gesicht zu, das um die Nase von vielen Sommersprenkeln entstellt und von einer Überfülle roter Kraushaare umgeben war.

„Nu, nu Karle", sagte sie dann mit einem Anflug von Spott in der Stimme, „das Schenkenbier macht eenem a Kopp schwer", und musterte ihn mit den grauen, stillen Augen.

Der Klumpen setzte sich hinter den Tisch, stieß einen ärgerlichen Laut aus und sah zum Fenster auf den Hof hinaus, wo sein Bruder eben den Ochsen an den Göpel der Dreschmaschine spannte.

Seine Schwester stellte ihm indessen den Kaffeetopf und Brot und Butter auf den Tisch. Als er sich herumwendete, fuhr sie mit den Händen an die Schürze und tat, als trockne sie sich die nassen Finger ab. „Wer war gestern alles bei der Musik?" frug sie dabei zaghaft. „Kathe!" antwortete der Klumpen und wollte damit sagen, sie solle sich um etwas anderes kümmern. Aber doch setzte er als Erwiderung hinzu: „Affen." „Nu, aber du warst doch auch?" „Jesses, ja! Und wenn du alles weest, da brauchst du dir nich erst Handschken anzuziehn! Dem Tannerauer Laps hab ichs eingetränkt und die andern habens Maul aufgerissen und der Schuster war besoffen. Nun weeßt ds und nu geh an deine Arbeit."

Mit einer stoßenden Handbewegung griff er nach dem Brot und sah nicht mehr nach ihr hin. Kathe ging einigemal durch die Stube, stellte einen Stuhl zurecht, zog den „Seeger", die hölzerne Wanduhr, auf, wischte mit der bloßen Hand über das Fensterbrett und trat, nachdem sie so dem Harten die Überzeugung beigebracht zu haben meinte, sie sei von der Grobheit beruhigt, in den Hausflur und winkte heimlich ihrem anderen Bruder. „Joseph", sprach sie leise zu ihm, als er mit langsam friedlichen Schritt zu ihr getreten war, „es is alles a so wie de Mögler Nähtern mir erzählt hat."

Der bartlose Mann schüttelte nur ungläubig den Kopf. „Nu, er raunzte mich an, wie ich von weitem davon angefangen habe." „Nee, nee, ich gleebs ja. Zuzutraun is m schon. Aber nu komm mr alle in der Leute Mäuler."

Dann sahen sie stumm eine Weile in den Hof hinaus und redeten über Wirtschaftsangelegenheiten, Worte, bei denen sich keines etwas dachte, und in der Stille ihrer Seele litten sie unter dem Scheitern ihrer Hoffnung, der Lahme werde unverheiratet bleiben.

„Aber von dem andern mit der schleschen Freirichtermagd hat er doch nischt gesagt?" frug Joseph aus dieser verschwiegenen Beunruhigung heraus in den leeren Worthandel. „Nu eben deswegen", antwortete seine Schwester noch um etwas bedrückter.

Nach einigem Nachsinnen aber ward des Bruders Gesicht wieder still und frei wie immer. „Seis wies sei. Sein ist sein. Das geht uns eegentlich nischt an. Aber reden wer ich mit'm und das glei."

Ehe Kathe noch etwas erwidern konnte, war er drinnen beim Lahmen.

Dieser empfing ihn mit einem vlämschen, gedehnten Lachen.

„Dir gehts gut", sagte Joseph darauf und setzte sich neben ihn auf die Bank. „Daß sich die Banke biegt", erwiderte der Lahme höhnisch. „Nu ja ja! Wasser haste doch ei'm Borne." „Jh freilich. Und wenn ich alles gewußt hätt, da konnt ich mir Freiwalden ersparen. Ihr kennt ja a so gut Born treten", dabei lachte er, daß aus seinem vollen Munde Bröckchen Brot fielen. „Was denn, Born treten?" „Du und de Kathe. Na, da laß se doch raus!"

Joseph sah ihn fragend an.

„Die Katze, die du ei m Sacke hast, meen ich", vollendete der Lahme in toller Lustigkeit. „Aber mir scheint, die hoppt nie, wie du sie auch verhohlen in den Schwanz zwickst. Die Maus is 'r zu groß. Am besten is, du läßt sie ganz drinne." Darauf senkte er den Kopf.

„Kümmer ich mich um Deine Rollinger Hängerei?" frug er nach einer Weile, höhnisch herauffahrend. „Ich denk halt", erwiderte Joseph kleinlaut, an seiner wunden Stelle getroffen, „wenn se mr soll, wird sich ees scheen Tags alles vo selber machen."

„Gebastel und Gedruckse!" schmälte der Klumpen weiter, „Ees scheen Tages. Haha. Der scheene Tag! Sieben Jahre dauert das schon, was?" Es war wahr. Joseph litt schon so lange an jener schleichenden Liebe, die eine Eigentümlichkeit der Bauern ist. Jede Verstimmung trieb ihn auf Monate hinter Schanzen, aber nie hörte er auf, im Grunde seines Herzens zu hoffen.

„Siehch, das sein aso komische Sachen", erwiderte er endlich mit schüchterner Überlegenheit. „Gelt, die ich nie versteh?" frug der Lahme, aufgebracht über diesen Ton.

Joseph sann ein wenig und antwortete dann lächelnd: „Verstehn. Ach, das schon; aber machen nich. Siehch och, Karle, 's beste is, ma hauts Getreede ab, wenns reif is. Bei deiner schleschen Geschichte, da is noch jeder Halmen grün."

„Kümmer du dich um Hühnermilch, daß se dr nich sauer wird." Mit diesen Worten stand der Lahme vom Tisch auf und trat in die Mitte der Stube. Dort schüttelte er stumm den Kopf und holperte der Tür zu. „Ich supp aus meinem

Toppe", mit diesen Worten, die er in steigendem Zorn sprach, kehrte er plötzlich zurück, „und die Fliegen, die mir da reinfallen, freß ich. Da brauch ich keen Schleicher. Und wenn ich eemal nausgeh aus dem Höfel dahier, da wird nischt marode wie Euer Geldsack."

Joseph sprang auf und trat ihm unter die Augen, treuherzig und ernst. „Karle, niemand will was von dir, die Kathe nie und ich nie. Sein mr denn nicht Geschwister! Daß du herbe bist, dafür kannst du nich. Aber die Leute sein dir vor nich gut und wenn du vollds anfängst und machst Dinger wie gestern abend ei dr Schenke, da. . . . ."

„Jeder Vogel pickt sei Beere," schnitt der Lahme sein gutes Wort mitten durch, „eener die roten, der andre de schwarzen. Laß mich in Ruh!" Damit war er draußen.

In tiefer Erregung machte sich Joseph an seine Arbeit. In der Haustür gesellte sich Kathe zu ihm. An ihrem Gesicht erkannte er, daß sie alles mit angehört habe und sagte tröstend: „Er hats vom Vater." Dabei ergriff er ihre Hand und sie sahen sich stumm in die Augen.

Sie ließen sich auch nicht los, als sie über den Hof der Scheune zugingen.

Der Lahme war mißtrauisch wie alle einsamen Menschen, und da er nun den leicht gesenkten Fußweg vom Fuchsloch aus nach dem Dorf hin zu schritt, bearbeiteten seine Gedanken das Vorkommnis mit Bruder und Schwester so lange, bis es die häßlichsten Formen angenommen hatte. Grau und leidenschaftlich arbeitete seine Seele. Die Vorstellung, durch die Gasse des Dorfes gehen zu müssen, an Menschen vorüber, die lachend auf ihn sahen, wurde ihm so unerträglich, daß er quer über die saure Wiese dem Walde zuschritt.

Lang und schwer atmeten die Kronen und ihre dumpfe Klage rann an den Stämmen hernieder, daß das Dämmern noch dichter ward.

Diese Luft gefiel dem Klumpen. Er suchte sich einen moosigen Stein auf, der eine bequeme Sitzfläche bot, und verfiel ins Grübeln.

Bis zu seiner Separierung mußte ihm sein jüngerer Bruder, der die väterliche Besitzung übernommen hatte, Kost und freie Wohnung geben, wofür die dreitausend Mark, die dem Klumpen testamentarisch vermacht und auf dem väterlichen Anwesen eingetragen waren, zinsfrei standen. In bedrängten Zeiten sollte er in der Wirtschaft aushelfen, die ein kümmerliches Auskommen abwarf, weil alle zugunsten des Klumpen benachteiligt worden waren.

Mürrisch griff der Lahme in der Heu- oder Getreideernte wohl mit zu, schmälte aber unausgesetzt über das „Gesprudel und Gemudel", wie er die gleichmäßig ruhige Arbeitsweise seines Bruders nannte, die so sehr von seinem wilden, leidenschaftlichen Fleiße abstach, der mehr das Gepräge eines zornigen Kampfes trug. Sechshundert Mark hat er schon geschluckt die vier Jahre für die Brotkrusten, die ich freß und die Neigel Milch, sann er, sechshundert Mark, dreißig Zwanzigmarkla! und ärgerlich schlug er den Absatz seines Stiefels in das Moos. Nun will er am liebsten noch mein Geld und meine Wirtschaft und mein sauer Erspartes, daß er so gemächlich weiter faulenzen kann.

Dieser Gedanke an sein Erspartes, das durch die schleichende Habgier seines Bruders gefährdet schien, brachte eine solche Erregung über ihn, daß er aufspringen und gehen mußte, um Atem zu bekommen.

Durch mühsame, schwere Waldarbeit hatte er sich fünfhundert Mark erworben, die er in einem Strumpf unter dem Strohsack seines Bettes aufbewahrte. Mit heißem Herzen gedachte er seines Schatzes und aus dem goldenen Scheine der Doppelkronen wob er sich seine Zukunft, den großen Bauerhof, die endlosen Ährenweiten und die Reihe feister, bunter Rinder.

Der Wald war licht; nach einigen Schritten stand er auf dem geneigten Felde draußen, über dem wie ein milchweißer Schleier das verhaltene Winterlicht lag. „Und zum Frühjahr heirat ich sie. Da wern Euch die Augen aufgehn, Ihr....!" sann er und sah mit trotzigem Auge in die müde Schönheit.

Damit war er wieder in der Festtagsstimmung seiner Frühe, und sicher und ernst näherte er sich mit rüstigem Holpern auf einem Seitenwege dem Dorfe. Nachdem er noch einmal seine Wirtschaft abgeschritten und vergnügt in den Brunnen geschaut hatte, bestellte er bei Freiwald ein Pumpenhäuschen, schön grün gestrichen, sechseckig, mit roten Deckleisten und einer ebensolchen Kugel als Krönung des Dächleins.

„Freilich, freilich, scheen muß sein," lächelte Freiwald listig, „wenn soll's 'n da losgehn?" Er meinte die Hochzeit.

„Vielleicht noch eh de Staare vor dem Neste pfeifen, denk ich," antwortete der Klumpen, duckte den Kopf und trat durch die niedrige Tür in die enge Hausflur der Hütte. Der Alte folgte ihm.

„Hast 'r denn aber auch alles gut überlegt, Karle?" frug er, ehe der Lahme die Haustür öffnen konnte. Zornig sah ihn der statt aller Antworten an.

„Du hast mit Blut geworben," fuhr Freiwald unbeirrt fort, „und das kann Euch alle mitsammen fressen, wenn du nich milde Hände kriegst.

Denn Blut is wie Feuer. A so lange es im Leibe.."

Mit einer Verwünschung trat der Klumpen aus der Haustür und ging ohne Gruß davon.

Freiwald sah ihm gedankenvoll nach. Sein Gesicht hatte den milden Ernst des reinen Alters, als er mit eingebogenem Kopfe sich wieder in sein Stübchen zurückwandte.

Die tödlichen Blitze pflegen aus dem blauen Himmel zu fallen, und oft bricht eine Wolke, die allein in der Höhe zieht, harmlos und ruhig, kaum so dunkel, daß über unser Stübchen ein leises Dämmern kommt, oft bricht diese stille Wolke plötzlich los, der Sturm springt mit der Wildheit eines Löwen auf, der in der Glut geschlafen, und in wenigen Augenblicken hat der schreckliche Guß einen Strich blühenden Landes in eine Einöde verwandelt.

Kein Grün weit und breit, wie riesige Schaufeln gruben die Fluten die Krume weg bis auf den toten Stein; die Wege verschwemmt; die entwurzelten Bäume

liegen zerpeitscht umher und selten besucht ein Vogel diesen getroffenen Ort, bald auch schwingt er sich mit einem scheuen Schrei davon. Und die Menschen finden kaum die Stelle, wo noch eben ihre Früchte der Reife entgegenwogten; ihr Hoffen zerrissen wie ihr Haus; wo ihr Herz sonst rüstig läutete, tragen sie den dumpfen Schmerz einer unheilbaren Wunde.

Ein so schnelles Wetter hatte die Seele Maries verheert, und von der ganzen Welt ihrer blühenden Hoffnung war nichts geblieben als ein dumpfes Gefühl.

Umsonst bemühte sie sich die folgenden Tage, ihre Lage zu überschauen. Sie kam dabei nicht weiter als zu einer schweren Trauer, und immer, wenn doch noch eine Kraft, die in einem Winkel der Seele zurückgeblieben war, sich leidenschaftlich aufrecken und nach Widerstand rufen wollte, sank sie in Erinnerung an ihre Flucht zurück in Schwermut. Es kam ihr nicht einmal der Gedanke, nach der wahren Bedeutung aller Erlebnisse zu fragen, sondern sie empfand nur, öffentlich beschimpft, verleumdet, entheiligt worden zu sein, wie geschändet. In Gram ging sie umher.

Der Freirichter sah ihre Gebrochenheit und stellte es ihr anheim, zu gehen, wenn sie wolle. „Wohin soll ich gehn?" sprach sie müde, „meine Geschwister sind alle im Dienst, und mei Onkel! — — — Was sollte ich da sagen, warum ich komm? Nee, nee, Herr, ich sehs, es gieht bloß auf eene Weise, daß ich rauskomm . . ."

Um sie zu schonen, hatte man sie von dem übrigen Gesinde getrennt und ihr eine einsame Arbeit in dem alten Auszugshause angewiesen. Dort schaufelte sie das in den verwahrlosten Zimmern aufgeschüttete Getreide um. Aus dem Hofe drang das tiefe Brummen der Dreschmaschine gedämpft durch die geschlossenen Fenster.

Hier war es so still, das Leben aus allen Winkeln gewichen. Verlassene Spinnennester hingen in den Ecken, zerflatterte, bestaubte Erinnerungen eines verschollenen Lebens. Ruhlos rührte ihre Schaufel in dem Getreide, der Haufen ward nicht kleiner.

So erging es ihrem Sinnen.

Zuletzt kam sie zu der Überzeugung, Gott habe ihr diese Prüfung gesendet und beschloß als gläubige Katholikin, Sonntag zu den heiligen Sakramenten zu gehen und nach der Kommunion um Erleuchtung zu beten. Sie wußte, daß in diesem heiligen Augenblicke der Ewige oft unmittelbar zu der reinen Menschenseele redet.

Wie das Wasser dem Wehr zufließt, leiser als sonst, so rüstig, daß man kaum das Zögern unter der Oberfläche bemerkt, so ging sie dem Tag der Entscheidung entgegen. Niemand wußte von ihrer Absicht; niemand sah sie in der Frühe des Sonntags davongehen.

Es war noch ganz finster, eine nasse Kälte, alles erfüllt von dichtem Nebel, dessen rauhe Feuchtigkeit binnen kurzem Gesicht und Hände mit kleinen Tröpfchen übersäte. Nur an dem Schall ihrer Schritte merkte sie die Nähe der Häuser, die noch alle dunkel dalagen.

Als sie sich einmal umdrehte, sah sie hinter sich in ferner Augenhöhe einen blassen Streifen in der Nacht, der von Zeit zu Zeit erlosch, als sei es der Atem eines trabenden Pferdes im Lichte einer verborgenen Laterne.

Sie hielt sich an der Grabenwand hin, wo sie die Stämme der Chausseebäume sah, die wie Seile aus der Höhe herabzuhängen schienen. Aber kein Trappeln, kein Pferdegeschnauf drang in dem Nebel auf, der sich lautlos aus der kalten Erde wand. Als sie sich wieder umdrehte, sah sie an jener Stelle, von wo sie das Nahen eines Gefährtes erwartet hatte, einen blassen Schein in der Luft, wie die weiße Wand eines fernen Hauses.

Nun wußte sie, daß es das Licht des untergehenden Mondes sei und fuhr fort, im Hinschreiten über die Sünden nachzudenken, die sie zu beichten hatte. —

Es war ganz finster in der Kirche. Eine kalte Moderluft erfüllte das niedrige Schiff, das in der Dunkelheit wie eine geräumige Höhle aussah. Da und dort saßen Beter zusammengesunken vor ihren kleinen Wachslichtern, und wenn der Odem ihres Mundes wie ein blasser Rauch durch den roten Dunstkreis strich, konnte man meinen, sie seien ermüdete Flüchtlinge und kauerten vor Feuern, deren winzige Flamme sie aufzublasen bemüht waren, um sich die Hände zu wärmen, die blaß, wie erfroren, dalagen. Manchmal husteten sie unterdrückt, und ihre Augen standen regungslos wie Glaskugeln in dem starren Glast der kleinen Flamme.

Der Altar lag noch ganz finster, dumpf glomm das ewige Licht durch das rote Ampelglas.

Marie ward es schläfrig und schwer, und wie betäubt sank sie in eine Bank und vergrub das Gesicht in die Hände. Als jemand laut hustete, stand sie auf und ging, als sei sie gerufen worden, nach der Sakristei, wo die Beichtstühle standen. Auf der Schwelle begegnete ihr der Kirchvater, der vorsichtig ein Kerzenstümpfchen trug, dessen Licht er mit der Hand schützte. Sie trat zur Seite, und er hob erstaunt sein friedliches Greisenangesicht zu ihr empor. Mit einer stechenden Bewegung seiner freien Hand deutete er auf den nächsten Beichtstuhl und flüsterte: „Hochwürden kommt glei!"

Dann trug er mit langsam-würdigen Schritten seine hohe Gestalt in das Dunkel der Kirche.

Marie achtete kaum auf die beiden Meßknaben, die hinter der geöffneten Doppeltür eines Schrankes sich die weißen Chorhemdchen überwarfen, trat vor das Gitter des Beichtstuhles und begann eifrig aus ihrem Buch zu beten. Während sie so hingebend Wort um Wort las von der Schlechtigkeit der Menschennatur, ihrer Ohnmacht und Sündengier, Kreuz um Kreuz schlug, war es ihr, als seien die Sätze ein monotoner Luftzug, der mit leerem Schall ihre Seele betäubte. Ihr Inneres ward eine Dämmerung.

Und sie mußte doch andachtsvoll beten, um von Gott eine glückliche Wendung ihrer Not zu erlangen.

Sie schloß das Buch, wie um sich von der dumpfen Macht dieser Blätter zu

retten, sah traurig zu Boden und bemühte sich, das Beichtgebet zusammen zu bringen. „Ich armer, sündiger Mensch . . . .“ murmelte sie in einem fort und kam nicht weiter.

Im Schiff der Kirche klangen weiche, lange Schritte auf. Der alte Bauer, der zur Ehre Gottes Kirchvaterdienste verrichtete, machte ihr ein Zeichen mit seinen eisgrauen großen Augenbrauen und sah dann scheu durch die Tür der Sakristei.

Wie ein siedender Wasserstrahl ergoß sich die Angst in Mariens Körper. Er kommt, dachte sie, und stotternd rang sie um das Gebet.

Die Schritte hielten vor dem Altar.

Gleich darauf erschien Pfarrer Rümpler eilig und unvermutet in der Kerzenzelle der Sakristei und hielt ohne weiteres neben dem Greis, der ihm die heiligen Gewänder überlegen sollte.

Der alte Bauer hob seine Hand über das Ohr, strich behutsam an den weißen Haaren hin, die dort in die Form einer Schnecke gedreht waren, und flüsterte, es sei noch wer da. Ohne zu antworten, griff Rümpler unwirsch selbst nach dem Humerale, um dem Alten damit anzudeuten, daß dazu jetzt nicht Zeit sei.

„Sie wern, Hochwirden, es is nämlich eene Magd, aus Steendorf wie mr scheint. Sie mechten woll,“ redete der Kirchvater unterdrückt.

„So!“ antwortete der Pfarrer und drehte sich nach ihr um. Er erkannte ihre Schönheit und dachte: aha, das is auch wieder eine solche. Dann legte er die Stola um.

Marie kniete vor das Gitter und wandte dem Priester ihr Gesicht zu.

Nachdem Rümpler eine Weile mit auf die Brust gesunkenem Kopfe dagesessen hatte, als bete er, richtete er sich auf und bezeichnete Marie unter Murmeln mit einem großen Kreuz.

„Ich armer, sündiger Mensch . .“ begann das erschrockene Mädchen, und weil sie das Gebet durchaus nicht konnte, stieß sie tuschelnd die Luft durch die Nase im Rhythmus der Worte, die ihr entfallen waren.

Als sie zu Ende war und mit dem Sündenbekenntnis beginnen wollte, wozu sie tief Atem holte, ermahnte sie Rümpler mit schneidender Sanftmut: „Sprich lauter!“

Marie fühlte das Mißtrauen in dieser Aufforderung und zitternd begann sie mit dem Bekenntnis ihrer Schuld. Je weiter sie damit kam, desto zwingender empfand sie, der Pfarrer müsse glauben, sie verheimliche ihm Schweres, wenn sie nur das erforschte Übel beichte. Sie erinnerte sich auch, daß kein Mensch den Zustand seiner Seele kenne. Es war ihr plötzlich, als könne sie vielleicht alle Sünden begangen haben, von denen sie je in einem Beichtspiegel gelesen hatte.

Nach kurzem Zögern, während dessen Rümpler sie mit einem harten Blick gestreift hatte, bekannte sie alle Menschenschwäche, deren ihr Gedächtnis nur habhaft werden konnte, als ihre eigenen Fehler, um sich das Erbarmen des Priesters und die Gnade Gottes zu verdienen.

Erschöpft hielt sie endlich inne und sah flehend auf den Pfarrer, der vor Zorn ganz blaß war und sie von der Seite ansah.

„Hmhm," machte er dann. „Sind das alle Sünden?"

Marie nickte.

Rümpler richtete sich auf, als sollte er ersticken und schluckte gewaltsam. „Das sechste Gebot!" sprach er dann mit krampfhafter Weichheit.

Marie erkannte die Verachtung auf seinem Gesichte und dachte: es ist alles verloren, ich muß eis Wasser.

„Das sechste Gebot. Wie heißt das sechste Gebot?" frug Rümpler wieder bebend. „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben," antwortete er endlich und sagte es in ihr bleiches Gesicht wie eine Anklage. „Wie alt ist er? — Du wirst dich doch nicht so weit vergessen haben, ein Kind zu verführen?! Antworte! Wie oft seid ihr sträflich zusammengekommen?"

Aber er bekam keine Antwort. Marie hatte den Kopf gesenkt, und der Atem seines Mundes bewegte nur die blonden Haare, die durch das Gitter quollen. Es war, als gehe ein Glanz von ihrem schuldlosen Haupte aus.

„An deinen Haaren hat dich der Teufel in den Pfuhl der Lust geschleift," fuhr er fort. „Nun verhärtete er dein Herz mit der Scham, die du ihm so leicht hingabst."

Marie hob das Gesicht und sah eine Weile starr in sein Gesicht.

„Herr Pfarr," flüsterte sie dann, „ich bin unglücklich. Das is alleene. Sonst is nischt wahr."

Ihr Atem streifte seine Wange gleich dem Brodem kochenden Wassers.

„Also verfallen bist du?" sprach er endlich kalt, weil er glaubte, sie habe sich schuldig bekannt. „Wie lange trägst du die Frucht der Sünde? ich meine, wie lange du es fühlst!?"

Maries Gesicht war auf die Brust gesunken. Ihre Haare zitterten von den Schlägen ihres Herzens. Als er in maßloser Erregung diese beiden Fragen an sie richtete, hörte er etwas fallen und sah gleich darauf ihre Hände krampfhaft in die Gitterstäbe greifen.

Aber er kannte diese „Hurenmenscher" und ließ sich von ihnen keine Komödie mehr vormachen. Er redete Marie nun ins Gewissen, wie er es bei Gefallenen gewohnt war. Er vergaß, daß er im Beichtstuhl sitze.

Der Kirchvater drängte die Ministranten in die Kirche. Bald erfüllte Rümplers Stimme die Sakristei. Er spie aus, nannte sie Dirne, verhieß ihr ein verfluchtes Leben, eine gepeinigte Ewigkeit und warf ihr endlich die Absolution verächtlich, wie einen Brocken zu. Sie hing wie ohnmächtig mit ihren Händen an dem Gitter des Beichtstuhls und rührte sich auch nicht, als der Pfarrer mit lauten Schritten zur Messe in die Kirche hinausging. Nur beim Schall des Eingangsgeläuts zuckte sie zusammen.

Der Kirchvater hatte der Gewohnheit gemäß, Rümpler bis an die Tür der Sakristei begleitet.

Dann kehrte er zurück und sah nach Marie. Die kniete jetzt in aufrechter Steifheit da und schaute unverwandt in den leeren Beichtstuhl.

Er hustete einigemal, um sie zum Verlassen der Sakristei zu bewegen.

Marie begann, mit beiden Händen das Gitter abzutasten.

Voll Mitleid trat er hinzu und sagte liebreich: „Mädla! Du, Mädla!“

Sie wandte ihm das Gesicht zu und blieb in der knieenden Stellung, als habe sie ihn nicht verstanden.

„Komm och un gieh etze nei! Horch, de orgeln schon,“ sprach er dringender.

Da erhob sich Marie, lehnte sich an die Mauer und starrte verstört den Greis an.

„Gell, er hat mich nicht losgesprochen?“ frug sie regungslos.

„Ach freilich. Er begehts blos immer aso. Laß gut sein, s hat auch noch een Herrgott, und der nimmts verleicht nich aso nette. Komm och, Mädla, komm du!“ Zitternd griff er an seine Haarschnecke und reichte ihr das Gebetbuch vom Boden herauf.

Wie gegen einen Berg schritt Marie in der Kirche hin auf ihren Platz zu; die Klänge der Orgel brausten um ihre Ohren gleich einem Toben, die Bankköpfe verschwanden immer mehr unter ihr, nun reichten sie ihr nur noch bis an die Knie. Mit hastigem Griff erhaschte sie einen und kam glücklich fallend auf einen Sitz.

Die Beter vor ihr fuhren herum und sahen sie mißbilligend an. Marie hatte keine Empfindung dafür. Eine tote Kapsel lag um ihr Herz, und alles Äußere war weit fort von ihr, ganz belanglos. Der Gesang schwoll an und erstarb, der Geistliche und die Ministranten drehten sich beim Kerzenscheine zum Schall einer Klingel vor dem Altar maskenhaft hin und her, die roten Lichtpünktchen vor den Betern schienen die Bänke auf und nieder zu hüpfen, und wenn der Kantor vom Chore herabsang, dann verschwand aller Schein und es war eine menschenlaute Nacht um sie, die mit der Gleichgültigkeit einer Verurteilten alles bemerkte und immerfort dachte: „der Pfarrer! der Pfarrer!“ drohend und anklagend.

Auf den Schall der Glocke erhoben sich viele der Gläubigen vorsichtig in ihrer Bank und wanderten der Kommunionbank zu. Marie, noch immer zweifelnd, ob sie der Absolution teilhaftig geworden sei, stand gleichwohl auch auf, ergriff mit der Rechten das Gebetbuch wie einen wurffertigen Stein, und im Bewußtsein ihrer Reinheit war sie entschlossen, dem Priester den Leib des Herrn, wenn es nicht anders sein konnte, mit Gewalt zu entreißen. Gefaßt, mit festgeschlossenem Munde trat sie an den Tisch des Herrn und neigte ihren Kopf über das weiße Linnen, das Gebetbuch krampfhaft mit den Händen umklammernd. Der Geistliche näherte sich ihr langsam von der rechten Seite.

„Corpus domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam. Amen,“ murmelte er und legte die Hostie in den Mund der Kommunikanten, die sofort nach Empfang des Geheimnisses den Kopf tief auf die Bank neigten.

Das Herz pochte ihr zum Zerspringen.

„Herr Gott, erbarme Dich meiner!“ flehte sie in einem fort.

Nun war Rümpler bei ihr.

Unnatürlich weit reckte sie den Hals auf und streckte wie lechzend ihre Zunge aus.

Die Augen glommen in starrem Glanz. Ihr Gesicht war scharf und verlangend wie das eines Hungrigen. Der Geistliche dämpfte seine Stimme, wie um den Segen der Worte abzuschwächen, und reichte ihr die Hostie.

Sofort schloß Marie den Mund über der heiligen Speise. Kaum verneigte sie sich. Die Zähne aufeinander gepreßt, ohne zu atmen, eilte sie auf ihren Platz zurück und vergrub das Gesicht in die Hände.

Die Hostie klebte an ihrem Gaumen fest, sie schien anzuschwellen, und je heftiger sie schlang, desto mehr verengerte sich der Hals.

Marie erinnerte sich an den Sünder, der, an dem Leib des Herrn erstickt wie von einem unsichtbaren Streiche gefällt, hingeschlagen war.

„Lieber, lieber Herr Jesus," betete sie und stieß endlich in Verzweiflung die Hostie mit dem Finger hinunter.

Nach wenigen Augenblicken ergoß sich Wärme in ihren Leib. Die Seele ward schimmernd, wie perlendes Licht floß das Blut in ihren Adern, ihr Herz sang. Die Augen geschlossen, die Wangen glühend in Verzückung, lag sie da und genoß das Wunder der Menschwerdung Gottes in ihrem Körper.

Lange schon schwieg die Orgel. Die Kirche war leer geworden. Nur in einer verborgenen Ecke hockte ein altes Weiblein und buchstabierte halblaut aus ihrem Gebetbuch.

Marie war es, als gingen, leise streichend, lange Gewänder weit, weit über ihr hin und obwohl sie die Augen bedeckt hielt, sah sie alles.

Die Heiligen traten aus dem Rahmen und wandelten durch die Gänge, ihre langen Locken hoben sich bei jedem Schritt.

Plötzlich ward es ganz, ganz still. Über die Leiber der Heiligen in den Gängen kam ein Bann und alle standen starr. Alle blassen Stirnen kehrten sich horchend in die Höhe. Und ferneher, aus unendlichen Regionen, kam ein Raunen und ward immer deutlicher.

Der Herr naht. — —

Wie von zögernden Winden getragen, hörte sie seine Stimme. Sie war alt und halb erloschen von den Jahrtausenden.

„Gehe hin und folge ihm nach," sprach es über sie hin.

Sie ward wie gelähmt von diesen Worten. Ein Brausen entstand vor ihren Ohren und verlor sich in den Höhen. — —

Als sie endlich ihr Gesicht zu erheben wagte, lag das graue Licht des Morgens in den Wölbungen der Kirche. Es war leer und dumpf wie immer. An nichts erkannte sie, daß der Herr durch diesen Raum gegangen sei.

Der heilige Johannes schrieb eifrig in sein Buch und lächelte dazu, während ein schwarzer Vogel zu seinen Füßen die Augen verdrehte. Dieser Heilige hatte die Hände über dem Unterleib gefaltet, und machte ein trauriges Gesicht, als quäle ihn dort etwas; jener suchte mit Inbrunst etwas in der Ferne und spitzte den Mund, als pfeife er.

Trostlos rang sie noch eine Weile im Gebete gegen ihre unheiligen Augen und machte sich dann betrübt auf den Heimweg.

Am Nachmittage gab sie, wie Gott es ihr befohlen, dem Klumpen das Jawort.

Marie war milder geworden, seit sie sich mit dem Lahmen versprochen hatte. Ihr Kampf gegen das Schicksal war kurz gewesen, mehr einem wahnwitzigen Gewaltakt gleichend, besinnungslos, unfaßbar. Ebenso jäh hatte sie die Entscheidung herbeigeführt, die sie Gott abgetrotzt hatte.

Nun hatte er ihr den Frieden der Niederlage gegeben. Das Herz lag willenlos wie ein gefesselter Sklave in ihr und ertrug die Veränderung mit regungsloser Resignation. Wie ein gespenstisches Luftgebilde sah sie das veränderte Leben um sich. Alle Morgen stieg sie hinein wie in einen Spuk. Schweigsam wie sonst verrichtete sie die Arbeit, allein ihr Fleiß war entweder müde, oder leidenschaftlich wie ein Delirium und fand plötzlich in einer Art Erstarrung ein Ende, aus der sie sich nur mit größter Anstrengung, jähzornig, aufreißen konnte.

Einst bemerkte das die mitarbeitende Magd und sprach: „Marie, wenn du dein Mann aso ansiehst, da wird m, denk ich, der Krön vergehn."

„Mann?" frug sie messerscharf, „Hm, Mann ... du, du ...."

Sie verschluckte ein Schimpfwort, und ihr Auge flimmerte in Grimm. Bald aber setzte sie müde lächelnd hinzu: „Ach, aso meenst es? Nu nee, Exner is gar ein Guder. Was denkst dr denn vo mir! Sonst hätt ich mir'n doch wohl nich genommen."

Dabei erbleichte sie und bückte sich schleunig auf ihre Arbeit nieder. Obwohl sie schwer an ihrem Schicksal trug, so hatte sie doch die Kargheit starker Naturen, das Unglück möglichst vor sich zu verheimlichen; den Stolz, jeden Mitwisser abzuweisen, und das Verhältnis zum Lahmen nicht als eine Folge überstürzter, brutaler Fügungen, sondern als eine Wahl freier Sympathie hinzustellen.

Das ward ihr besonders schwer gegen den Schuster, dem sie jetzt merkwürdig oft begegnete. Er schien in diesem Herbst besonders gute Geschäfte zu machen, denn bald lief er mit Sohlenleder, das in ein buntes Taschentuch gewickelt war, bald mit einem Paar angerichteter Stiefeln auf den Wegen dahin, und immer erspähte er ihr rotes Kopftuch auf dem Felde, schrie ihr einen scherzhaften Gruß aus der Ferne zu, um dann herbeizuschlendern, sich im Graben niederzulassen und mit ihr zu plaudern. Er half ihr das gesichelte Gras auf die Schultern heben oder entriß ihr den Karren.

Obwohl sie ihn nicht im Zweifel ließ, daß ihr das nicht angenehm sei, drängte er seine Hilfe immer wieder auf und redete rastlos auf sie ein. Am liebsten sprach er von dem Cäciliaball, wie er da mit ihr getanzt, daß alles auf die Bänke gestiegen sei, wie er den Grauen zu Tode geärgert und sie es ihm nur zu danken habe, daß der Klumpen Kurage bekommen habe. Er nannte diesen „seinen lieben eenzigen Freund" und erzählte mit Behagen Züge seiner Tölpelhaftigkeit, Härte und seines lächerlichen Mißtrauens, daß die andern Mägde „vor Lachen ganz unsinnig" wurden.

Dann aber entrüstete er sich über „die Gänse", die ja nicht glauben sollten, er wolle sich lustig über ihn machen, „denn so een Kerle wie der is, hats weit und breit nich ei der Grafschaft." Er sah Marie leiden und lachte bleich und qualvoll mit einer Freude, die etwas Grinsendes hatte. Seine Augen glommen, und wenn er ihr die Hand zum Abschied reichte, war sie welk, kalt und zitterte. Sie bekam jedesmal Beklemmungen, wenn sie den Schuster sah; aber trotz der Schmerzen, die es ihr verursachte, wenn er den Lahmen liebevoll bloßstellte, empfand sie bei dem verdeckten Schimpf gegen Exner doch eine Art Genugtuung, eine geheime Rache an ihrem Schicksal.

Das mochte der Schuster instinktiv fühlen und sein „Schabernak" ward immer offner, seine Besuche häufiger, sein Lächeln trunken, und oft ohne Veranlassung nahm er sie an den Armen und drückte sie leidenschaftlich.

Endlich erkannte Marie, wohin das alles zielte, und wies ihm den Weg. „Du bist besoffen, Guste!" redete sie eines Tages kalt zwischen seine Späße.

„Ich hab seit eener Woche noch keen gekrochen, Marie. Überhaupt der Schnaps!" antwortete er in Bestürzung über ihr unbeweglich bitteres Gesicht.

„Nee, nee, das meen ich au nie. Wo sollst du au a Schnaps hernehmen. Das Gebastel an den Krappen langt doch kaum of trockne Brot. Nee, ich ha gehärt, wenn sich a Schuster besaufen will, da riecht er ei den Kleistertopp. Das bringt ihn drnach vierzehn Tage um den Verstand und is billig." Sie war blaß und sah Klose verächtlich von oben bis unten an. „Du willst mich höhnern, weil ich arm bin?" frug er traurig und sprang im Graben auf. „Freilich will ich das," erwiderte sie noch schneidender, „sitzt er in allen Graben mit geflickten Hosen rum!" Mit diesem Ausruf wandte sie sich an die Mägde, die von der Arbeit aufgestanden waren.

„Marie!!!" schrie der Schuster dazwischen, und Tränen rollten über seine Wangen. Als er fühlte, daß er weine, bückte er sich tief und kratzte sich aufs Geratewohl an seinen Hosen. Da er sich wieder erhob, und, das Bündel fester unter den Arm drückend, sich zum Gehen anschickte, sah man es in seiner Brust stoßen, seine Wangen waren eingefallen und fahl. Plötzlich drehte er sich um und schüttelte eine Weile seine Faust in die Höhe nach Marie zu und machte Anstrengungen zu sprechen. Lange brachten seine Lippen nichts als ein Blasen hervor. Endlich sagte er tonlos, stockend, ganz leise: „Ich bin ein unglücklicher Mensch!" Sein Gesicht aber sah aus, als schreie er aus Leibeskräften.

Die Mägde lachten aus vollem Halse.

Marie rief: „Hops, Schuster meck, meck!" als er in fluchtartiger Eile den Weg hinlief.

Weil die Worte des Bedauernswerten wie ein Stich in ihre Brust gefahren waren, gerade deswegen schrie sie ihm in übermütigem Hohne nach. Bald aber verfiel sie in Schweigen, die albernen Späße der Mägde über Klose wurden ihr zuwider, unauffällig arbeitete sie sich abseits und hing einer Niedergeschlagenheit nach, die sie nicht verstand.

In derselben Nacht erwachte sie und hörte plötzlich die gepreßte Stimme des Schusters durch die finstere Stille reden. Voll unbegreiflicher Trauer begann sie verhalten zu weinen.

Von dem folgenden Morgen ab ward sie den Vorsatz, den Beleidigten zu versöhnen, lange nicht los. Aber ob sie auch unauffällig ausschaute, diesen und jenen nach ihm frug: er schien verschwunden. Niemand wollte ihm begegnet sein; nur soviel erfuhr sie, daß das Licht in seiner Hütte wieder alle Nächte bis an den Morgen brenne, und die ganze Zeit gehe er auf und nieder, von Wand zu Wand, und lache plötzlich laut auf. Sie ward immer mißmutiger und von jeder Kleinigkeit verstimmt.

Selbst gegen Wende empfand sie geheime Feindseligkeit, denn im Vorübergehen neckte er sie mit dem Lahmen, wegen der Blässe ihres Gesichtes, oder als zukünftige Bäuerin, und immer glaubte sie auf seinem papierweißen, krankhaften Gesicht einen hämischen Zug zu bemerken. Einmal konnte sie nicht an sich halten und gab ihm eine spitze Antwort. Daraufhin blickte sie der Großbauer eine Weile erstaunt an, und dann meinte er gedehnt: Marie habe wohl auch schon abgefärbt. Aber er sei nicht sein Vater und werde wissen, die Hand auf seinem Acker zu halten. Er spielte auf den notgedrungenen Verkauf jenes Teiles seines Gutes an, der Exners Wirtschaft ausmachte.

Ein andersmal sagte er scherzweise, sie werde sich künftig von der Laus auf seinem Leibe nähren, und deutete damit an, wie unbequem ihm des Lahmen Anwesen mitten in seinem Eigentum sei.

Wende fand in der Ehe, die die Folge eines Fehltrittes war, keinen Frieden. Deswegen rächte er sich an seinem Schicksal durch Nörgeleien und Reibereien, die er leidenschaftlich gern suchte und, wo es ging, zu Prozessen ausbaute.

Marie heischte von dem Lahmen keine Aufklärung über die vieldeutigen Worte des Freirichters, sondern behielt sie bei sich. Denn ihre letzte Rettung vor dem Klumpen war die Geheimhaltung ihres Innern. Aber obwohl sie so seelisch geschieden von ihm lebte und auch ferner leben wollte, konnte sie eine Verschiebung in ihrer Brust nicht hindern, vermöge deren sie sein Wohlergehen und das ihre gleichsetzte. Auch aus diesem Grunde sprach sie ihrem Verlobten gegenüber nicht von den Sticheleien Wendes.

Und jedesmal, wenn der Instinkt weiblicher Klugheit sie dazu verleitet hatte, war es ihr, als habe sie sich selbst mit einem neuen Band an ihn geschnürt. Der Spuk dieses unnatürlichen Verhältnisses entsog ihrem Leben immer mehr Blut und ward von Tag zu Tag greifbarere Wirklichkeit, als wuchere aus dem tiefen Spalt ihres verwundeten Daseins ein geiler Schwamm.

Dann half ihr auch die leidenschaftliche Störrigkeit bei den seltenen Zusammenkünften mit dem Lahmen nichts. Sie plagte ihn mit Grobheit, Sticheleien und Verspottungen und wartete mit bebender Sucht auf einen Ausbruch seiner Wildheit. Sie reizte ihn zum Stoß, von dem sie mit verheimlichter Hoffnung eine Erlösung erwartete. Aber kaum wankten die Augäpfel dieses ungefügen Mannes

bei den Worten ihrer bitteren Härte, kaum kam ein kaltes Lächeln um seine schmalen Lippen auf, er sah sie nur von der Seite an, hielt eine Weile im Sprechen inne und leitete dann mit einem gleichgültigen: „Nu ja, ja!" die Unterhaltung wieder weiter.

So ward sie an ihm irr, und es gab Momente, in denen sie den Lahmen, entgegen dem Mund aller Leute, für einen starken und stillen Menschen hielt, den nur die unverschuldete Verstümmelung zu einem Sonderling gemacht habe. Wohl hatte er an dem Cäciliaball eine Probe seiner bestialischen Wildheit gegeben, aber das war doch nur um ihretwillen geschehen.

Diese freundlichen Gedanken vergingen jedoch immer sehr schnell und langten meistens gerade für eine gütige Antwort. Jedesmal aber fühlte sie, wie dem Lahmen davon das Herz aufging und seine Seele sich in plumper Zärtlichkeit in ihr Leben zu drängen suchte.

An einem Tage, es war unter dem Schuppen, wo sie auf einem Hackklotz saß und Rüben zerschnitt, die sie in den vor ihr stehenden Spreukorb fallen ließ: Frau Wende schritt über den Hof her an ihr vorüber, die blaue Schürze mit beiden Enden heraufgesteckt und nickte ihr freundlich zu.

„Ich wer a mal sehn, ob de Hühner noch nie aufs Legen vergessen haben," sprach sie und lächelte ihr eigentümliches Lächeln, wobei ihr mageres Gesicht unter tausend Falten einsank, die lange Nase und das große Kinn noch mehr hervortraten und sich gegeneinanderschoben.

Marie holte eilig die kleine Leiter, lehnte sie an den Hühnerstall und faßte der Sicherheit halber einen Leiterbaum. Dabei sah sie die Herrin an, als wolle sie sagen: Nun können Sie ohne Sorge sein.

Frau Wende lüftete den Rock und setzte den rechten Fuß auf die ersten Sprossen, indem sie liebevoll dankte: „Du bist halt doch ein gutes Mädel!"

Plötzlich sanken Marie die Hände schlaff über die Hüften und mit gramvoller Stimme sagte sie: „Frau, ich erstick!"

Da zog die Herrin ihren erhobenen Fuß wieder zurück und drehte sich lachend um. „Na ja, das Brautfieber! Wo wär och eene, die vor ihrem Ehrentage nich weinte!"

„Frau, könn se mich leiden? Ich weeß wohl, daß ich miseldrähtig geworn bin, schon lange; aber hab ich Se geärgert?"

„Aber tummes Ding! Ganz und garnich!"

„Da wees ich nie, wie ich das verdient hab, das: Ehrentage! ...."

„Du bist halt jung und tumm."

„Jung und tumm, alt und klug! — wenn mich dr Gedanke an de Klugheet schon aso elende macht, da wunder ich bloß, warum nich jeder Weißköpfige ein Verrückter is." „Mädel, du bist vernarrt in deinen Kummer." „'s kann wohl sein; weil mei Kummer mei Leben is." „Hör och!"

„Frau, wie gern hör ich. Aber reden Se was lebendiges, nie wie de andern alle, die bloß de Zunge rührn."

„Mei liebes Kind, ein reenes Glücke ist selten wie ne weiße Kuhe. Und denk och immer an eens: Der Herrgott betrügt sogar een Lumps seltner wie ein Bruder den andern. Und deine Seele is wie ein Sonntagskleed.“ „Ja sei Bruder, aber ein Fremder!“ entgegnete Marie, die den Sinn der seltsam verschnörkelten Weisheit ihrer Herrin nicht erfaßt hatte. „Ein Fremder? is dir Exner ein Fremder? Marie, dann sag ich dir bloß was, geh und gib ihm das Wort zurücke ei seine Hand. Jetzunder is noch Zeit, dann is zu spät. Und was das is: zu spät, mei herze Marie, da kann ich och sagen, behüt dich Gott vor dem Schrecklichen.“

Frau Wende hielt inne, und ihr Atmen war schnell und kurz wie das der Kinder, die durch ein Finsteres gehen.

Als sie wieder zu sprechen begann, klang ihre Stimme trocken, abgehetzt. „Freilich mit den versprochen Gewesenen ist's so eene Sache. 's is mit ihn, wie mit der Henne, die aufm obersten Sprossen steht. Will se weiter, da kann se bloß eis Nest oder se muß a Stickel runter steigen. Machs wie de willst, wirstr gutt betten, wirste gut liegen. Aber laß das Gesinne sein. Mei Liebe, das Schicksal is uns auf den Leib gemessen. Was über uns nausgeht, macht bloß unzufrieden; aber s'hilft nischt.“

Dann stieg sie die Leiter hinauf und verschwand gebückt im Hühnerstall. Marie hob sich den Korb auf den Rücken und trug ihn ins Haus.

Lange, Tage und Nächte und wieder Tage und Nächte, versank ihre Seele in die Weisheit der Frau Wende. Es ward erst grau um sie, voll Nebel, und wenn in ihrer Erinnerung die Stimme der geprüften Herrin nicht gar so leibhaftig aufgeklungen wär, so hätte Marie wohl glauben müssen, es sei alles ein unbegreiflicher Traum geworden. Wirr und doch eine unfaßbare Sicherheit stand es um sie.

Es war, als schlafe ihre alte Seele langsam ein, und die alte Hoffnung verschwand mit ihr dahin, die brennenden Gedanken an ein herrisches Leben, an Fülle und Reichtum auf einem weiten Hofe neben einem schmucken Bauer. Aber merkwürdig, als diese süßen Stimmen nicht mehr um sie erklangen, ward sie von keinem peinigenden Schmerz heimgesucht. Kaum schauerte sie zusammen. Wie erlöst kam sie sich vor, denn nichts stand mehr hinter ihr und peitschte die Verirrte in solch unwürdige Ecken wie in der letzten Zeit. Die Bitterkeit fiel gemach von ihr. Ein weißes, stilles Licht ging aus ihrem Auge, die Nüchternheit ihrer Betrachtung tat ihr unendlich wohl nach der verzerrten Hitze.

Sie sah alle Menschen sich mühn, alle gebückt unter Lasten, in Armut und Qual oder in Wohlhaben und Gram. Ihre Herrin mit dem zerbrochenen Leben war emsig, lachte, gebar Kinder und liebte sie, trug ein schweres Los und starb nicht. Und wenn sie hinging, die hohe schmale Gestalt, mit dem blassen, gefältelten Gesicht und den stillen, weichen Augen, deren langsamer Ernst so seltsam mit der Hurtigkeit des ganzen Gebahrens kontrastierte, dann hatte Marie oft das Gefühl, als stehe diese Frau in einem unsichtbaren Lichte, und es kam ihr das erstemal die Möglichkeit eines tiefen Segens bei verfehltem Leben. Diese Ahnung einer unerbittlich ausgleichenden Macht hinter der Stückhaftigkeit alles Daseins leitete

sie zu der Erkenntnis zurück, daß doch Gott ihr Leben zu seiner Angelegenheit gemacht habe.

Da lag sie eine ganze Nacht in einer schmerzvollen Wollust, sie hatte seltsame Gesichter und als sie am Morgen erwachte, lächelte sie in ruhiger Erfülltheit.

Ohne Sorgen begab sie sich an ihre Arbeit. Wohl stieg ein Bangen in ihr auf, was werden solle, wenn ihr Vertrauen sich nicht erfülle. Aber sie erinnerte sich an Gottes große Liebe und Macht und legte den Zweifel zu der unnützen Qual ihres beendeten Kampfes. Mit stetem Schritt und sicherem Auge ging sie und „folgte ihm nach". Trotzdem trug sie die große Einsamkeit mit Gott verschlossen in ihrem Herzen, das sie auch nach der tiefgehenden Wandlung dem Lahmen nicht öffnete.

Sie schritt jetzt nur ruhiger neben ihm her, wenn sie sich trafen und nahm alle seine Worte ernst und freundlich hin. Und sah er sie erstaunt von der Seite an, dann antwortete sie mit stillem Lächeln.

Obwohl er sich dieser Veränderung freute, so fühlte er doch eine Gedrücktheit ihr gegenüber. Durch die Härte war sie seinem gewaltsamen Wesen verständlicher, näher gewesen; die geduldige Milde machte sie ihm unbegreiflich.

Aber wenn er sie anblickte, erstarkte doch seine rauhe Seele. Denn dieses in sich verschlagene Mädchen, blasser und feiner als sonst, lockte mit ihren tiefen, stillen Augen gegen seinen Willen Worte aus seinem Munde, die er noch niemand gestanden hatte, als der eigenen heimlichsten Stunde. Ihre ungewöhnliche Schönheit riß ihn über das Maß seiner Vorsätze hinaus, daß er ohne Scheu vor ihren Augen die Balken seiner gewalttätigen Pläne auseinanderfügte.

Immer nahm er sich vor, nicht zu sprechen; immer unterlag er, und nie genoß er die Sicherheit des Mitteilsamen, wenn er wieder von seiner Zukunft geredet hatte, denn nie gelang es ihm, die Glut in ihren Augen zu entzünden, die seine Seele erfüllte. Ein bitteres Lächeln, ein verlorenes Starren ins Weite, ein duldsamer Laut war alles, womit sie die Gebrochenheit an dem verriet, was der Lahme ersehnte.

Aber einmal wurden ihr des Klumpen Machtgelüste unerträglich.

„Karle, was willste denn?" frug sie schneidend, „is draußen drinne?" „Was denn drinne?" erwiderte er in leidenschaftlicher Roheit. „Freilich drinne! Alles will ich drinne haben. Achte müssen a mal of meiner Tenne dreschen; ein Hof wie der Freirichter; Kühe, Reihe um Reihe; Pferde wie de Bohlen, ich wers euch schon...! Das alles is etze noch draußen; aber es soll mir drinne sein, da verlaß dich of mich."

„Das denkste! Wer macht denn alles, he?"

„Ich, wer solls denn machen?"

Das redeten sie im Anfange des Dezember, eines Sonntags nachmittags miteinander, während sie auf einem einsamen Feldwege vor dem Wald des Rollenberges hin- und hergingen. Es war trübe und feucht, ohne Schnee. Ein blasser Nebel stieg aus fernen Flußtälern und schwebte in der Höhe dahin. Hin und wieder ganz in der Weite, tauchte das Schneegebirge auf, nur wie hingehaucht in

ein milchweißes Licht, als dämmerten die Gestade jenes trostlosen Landes herüber, in dem nach katholischem Glauben die armen Seelen auf ihre Seligkeit warten müssen.

Marie blickte hinaus mit Augen, wie ein Mensch wohl sieht, der mit dem Stock Hieroglyphen in den Sand schreibt, die niemand deuten kann, kaum sein eigenes gefangenes Leben. „Siehst du den Kirchturm da drüben?" frug sie wie im Traum. „Nee!" antwortete er mit absichtlicher Plumpheit. „.... und Bardorf dorte und Wirrwitz mit dem weißen Schlosse und Leschkowitz mit der Kirche und dem Pfarr.... weest e Leschkowitz?" „Ach Marie", antwortete er nach langem Hinsehn, „laß dich! — Ja, da siehste? — Laß dich nich auslachen, das is doch nischt wie Gewölke."

„Und doch is alles da, das große Bauern-Bardorf und Herrn-Wirrwitz und Leschkowitz mitsamt dem scheen Pfarr. Verstehste das? — Gefressen hab ich das alles in mir und wieder ausgebrochen ein mich. Deswegen is bei mir drinne, aber wie ein Traum, der nie, nie war — weil — er war. Red nie mehr davon, Karle, red nie mehr von dem wie vorhin und ofte! Wir wern uns zwee Kühe kaufen und Schweine, meinetwegen auch een Ochsen und halten, was wir haben. Das is alles. Nee, nee!"

Sie bewegte den Kopf, als schüttle sie endgültig etwas ab. Trotz der müden Worte trug ihr Gesicht den Ausdruck sicherer Überlegenheit. Sie ging aufrechter als sonst weiter und achtete lange des Klumpen nicht, der mit schwelender Seele neben ihr holperte, sie von Zeit zu Zeit verstohlen ansah und immer bitter in sich hineinredete: „Herrsche Prise, wart och!"

Endlich wandte das Mädchen das Auge auf ihn und sah, daß er ein bleiches, verwittertes Gesicht habe, gleich einem verwaschenen Stein. Sie hatten sich im Gehen gewendet, und Steindorf lag vor ihrer Stirn drunten in seiner flachen Mulde und blies aus kleinen Essen blasse Rauchfäden in das leere Geäst der Obstbäume.

„Ja, dort is s Fuchsloch?" frug Marie, um das peinliche Schweigen zu brechen und wies nach rechts. Der Klumpen nickte schweigend. „Aber ma sieht ja s Höfel nie?" „Weil dr Hübel drfür is und de Bäume," erwiederte er endlich dumpf. „Ich dächte," sagte Marie nach einigem Sinnen, „es wär Zeit, daß ich a mal dein Bruder und de Schwester kenn lernte." „Ja.... ch!"

Der Klumpen riß den Kopf herum und sah sie betroffen an.

„Sefflan und die Kathe — die beeden?... hmhm —"

„Is dir das etwan nie recht?" frug Marie, die nichts von der Feindschaft gegen die Geschwister wußte.

„Nee, nee!" erwiderte er unter höhnischem Lachen, „nachdem ich das vo dir gehört hab, is freilich auch dazu Zeit... jetze.."

Plötzlich begann der Lahme zu laufen, daß die Steine unter seinem Klumpfuß flogen. An einer Wegscheide wartete er auf sie.

Sein Gesicht war gespannt und bebte von verhaltenem Zucken.

„Na," frug die Herangekommene, „was hats denn?"

Er sah eine Weile über ihren Scheitel ins Leere. Der Ausdruck seiner Miene war schmerzvoll. „Marie," bat er stotternd, „.... siehch och.... du weeßt gar nich, was die, ... wenn ich...." Dann stockten seine Worte.

Unter leidenschaftlichen Atemzügen wartete er eine Weile und lief unvermutet wieder davon, einen tief eingefahrenen Weg zwischen hohen Mauern, dann die saure Wiese querein, und Marie folgte ihm, langsam und ruhig. An dem kleinen Hügel, der das Fuchsloch von Steindorf scheidet, an der Kreuzung der schnurschmalen Steige, hielt er wieder und als das Mädchen vor ihm stand, sagte er nach einigen kämpfenden Atemzügen mit mühsamer Beherrschung: „Da sein mr nu! Siehch Marie, das is der Weg eis Dorf und da gehts nuf zu den beeden. Dorte bin ich und dorte bin ich nich! — Jetze machs, wie de willst."

Ohne zu antworten schritt sie an ihm vorüber, dem kleinen Gehöft zu. Sprachlos vor Staunen sah ihr der Klumpen einen Augenblick nach. Dann schrie er: „Marie!" Es klang wie der Ruf des Brunsthirsches, den ein Stärkerer vom Mutterwild abgeschlagen hat.

Das Mädchen wandte sich um und sagte mit Überwindung: „Nu ha ich das Gemäre satt. Was soll denn das sein?! Jetze komm oder ich geh of der Stelle heem und dann ...." Ohne Zögern, wie geknebelt, folgte ihr der Ungefüge.

Joseph und Kathe empfingen Marie mit der Gleichgültigkeit, in die Bauersleute ihre Unsicherheit zu kleiden gewohnt sind. Die einfache Freundlichkeit und natürliche Klugheit der zukünftigen Schwägerin verwandelte die abwartende Haltung der beiden guten Menschen schnell in offenes Vertrauen.

Man ging in dem Gebäude umher, durchschritt den Hof, musterte den Viehbestand und warf einen Blick in die gefüllte Scheuer. Überall bemerkte Marie, daß rüstige Hände in frohem Fleiß, Ordnung und Sauberkeit walteten und hielt mit verständigem Lobe nicht zurück. Zuletzt saß man um den Tisch vor dem Kaffee und plauderte, als sei Marie nie eine Fremde gewesen.

Der Klumpen war einsilbig und verdrossen. In seinen Augen lag ein lauerndes Zwielicht, und hin und wieder entstellte ein hämischer Zug sein blasses Gesicht.

Als die Uhr auf neun rückte, erhob sich Marie zum Heimweg. Der Lahme folgte ihr mit der Schweigsamkeit eines mißtrauischen Wächters.

An der Hoftür fiel Kathe dem Mädchen um den Hals, küßte sie und sagte verschämt: „Marie, nimm mirs nich übel, ich bin dr manchmal gar ein böse Ding. Denk, ich dachte du bist stolz, weil du a so schön bist. Aber nu seh ich, wie de Leute lügen. Nee, ich weeß nich, wie ichs Gott danken soll."

In Liebe schieden die beiden, und Marie schritt in einer wohligen Luft hin, ihre Seele lag im Licht.

Plötzlich packte sie der Klumpen, dessen ungleiche Schritte immer hinter ihr gewesen waren, am Arm und riß sie herum. „Jetze sags, ob de mir gut bist!" sprach

er in kraftloser Wildheit und zitterte am ganzen Körper. Sein massiger Leib war ganz nahe an ihr.

Das erstemal seit dem Unglück seiner Kindheit, das seinen Leib und sein Leben verstümmelt hatte, öffnete sich sein unterjochtes Herz und schrie nach Liebe, nach Zärtlichkeit und freundlicher Gemeinschaft. „Mariela, Mariela", stammelte er, ohne zu wissen, was er sprach.

Eine Weile stand das Mädchen wie betäubt von der Sehnsucht seiner Seele. Dann sagte sie in kalter Trauer: „Du weeßts ja, daß mir aneinander geschmiedt sein."

Damit streifte sie seine kalte Hand von ihrem Gelenk ab und ging mit kurzem Gruß von dannen.

Der Lahme stand noch lange wie ein Stein an demselben Fleck.

Als sie, auf dem Rücken des Hügels angekommen, sich umwandte, sah sie ihn dem Walde zuschreiten.

Kurz vor Beginn der Fasten gingen die beiden fernen Menschen die Ehe miteinander ein. Es war eine geräuschlose Hochzeit.

Außer Joseph und Kathe nahmen nur einige Verwandte an dem gedrückten Fest teil. Der Schuster war ausgeblieben.

Marie saß in dem schwarzen Seidenkleid hinterm Tisch, still wie immer. Der Lahme aß, als dürfe nichts übrig bleiben.

„Ein scheenes Wetter a unserm Ehrentage," sagte er zwischen der unermüdlichen Kauarbeit zu ihr, „gell och, Marie! De Sonne finkelt, dr Weg eben, keen Schnee, de Luft ruh'g, ha?"

Da mußte sie alle Gewalt zusammen nehmen, nicht in lautes Weinen aus zubrechen.

Aus dem Himmel ergoß sich der Sturm; jauchzend stürzte er nieder und schüttelte den Märzschnee von den Tannen. Die Bäume taumelten wie freudetrunken, schlugen mit ihren Ästen, wie mit grünen Schwingen und sangen mit den Nadeln ein brausendes Lied.

Marie stand in der Wohnstube ihrer neuen Heimat und horchte in die frohe Unbändigkeit des Vorfrühlings hinaus. Der nahe Wald donnerte, über den weißen Sand des Fußbodens liefen Schatten und Licht. Sie sah dem stummen Spiel zu ihren Füßen eine Weile zu; dann lächelte sie, ging zum Fenster und schaute zum Himmel hinauf.

„Ach ja, jetze machts Ernst," sann sie, „ich dacht mr's wohl schon. 's brummte und begings schon vorgestern im weiten Busch draußen. — Nach, 's is auch Zeit; ich hab orndtlich Hummeln naus."

Und doch konnte sie sich gemütlich fühlen in ihren vier Pfählen. Der große, braune Kachelofen mummelte behagliche Wärme ins Zimmer. Die neue Uhr mit den roten Rosen des Zifferblattes tickte hell von der weißen Wand. Die Perlen unwiederbringlicher Augenblicke fielen klingend durch die traumhafte Stille.

Rund um den niedrigen, viereckigen Raum lief eine Wandbank aus weichem Holz, dessen Jahre man durch den gelben Anstrich sehen konnte. Ebensolche Schemel, deren steife Beine schief in das dicke Sitzbrett eingekeilt waren, standen um den großen Eßtisch, dessen weiß gescheuerte Platte eine ganze Ecke einnahm. Durch vier Fenster, je zwei in einer Wand, guckte der Tag neugierig herein, als gebe es in dem Raum etwas Besonderes zu sehen. Zwischen den beiden Fenstern der der Tür gegenüberliegenden Wand waren drei hölzerne, grobgeschnitzte Rehköpfchen angebracht. Von den Ohren und ihrem zackigen Gehörn hingen auf Zwirnfaden gereihte gelbe Zwergkürbisse. Rundumher steckte Tannenreisig. Bunte Pappbilder des Kaiserpaares und des Papstes vollendeten den Schmuck. Über dem Tische fehlte das Eckbrettchen nicht.

Eine blau und rot bemalte Muttergottes hielt ihr rotes Herz vor ihrer Brust und sah stier immer auf den Ofen. Zwei Engel knieten an ihrer Seite und erhoben in demütigem Gebet die roten Hände zu der Gebenedeiten, hinter deren Rücken aus gelbem Papier ein Heiligenschein gefaltet war. Eine winzige Ampel aus rotem Glas mit einem Schwimmlichtchen hing an einer Spakatschnur von dem Brettchen nieder. Die Balkendecke war schwarzbraun angestrichen. Düster, dräuend, wie ein Sarg, hing sie über diesem Raume, den emsige Frauenhand zur Wiege für ein frommes, still gewordenes Leben bereitet hatte. Der Stieglitz in der Mitte des Zimmers brachte es nur zu abgebrochenen, sehnsüchtigen Rufen und flatterte gegen die Drahtwände des Käfigs, dem Lichte zu, das draußen, immer verdunkelt, immer siegend, auf und nieder tanzte.

In der rechten Seitenwand, in der Nähe des massigen Ofens, war eine Tür von der Größe eines mäßigen Kleiderschrankes halbgeöffnet, sodaß Marie, die hintrat, sie zu schließen, mit einer leichten Beugung des Oberkörpers, das winzige Eckchen mit den zwei hochgeschichteten Betten unter lukenartigen Fenstern überschauen konnte. Aber, indem sie hineinsah, ward ihr Gesicht nicht von der süßen Zärtlichkeit verschönt, die sonst jede Frau überkommt, welche unbeachtet ihr Schlafzimmer mustert; mit einem hastigen Ruck schloß sie die Tür des dürftigen, lichtarmen Winkels. Der Klumpen hatte diese enge Kabine der Ruhe eingeräumt, als sei Schlaf ein lästiges Übel, das man unfreundlich behandeln muß, damit es sich nicht einniste.

Darauf ging sie in der Wohnstube umher und wischte mit der blauen Schürze über jedes Stück, mehr um es zu berühren als den Staub zu entfernen, behutsam, wichtig und stolz. Alles, was umherstand, hatte sie mit eignem Gelde gekauft, und oben in der Sommerstube, „der Bühne", wie der Landbewohner der Grafschaft sagt, standen gar ein Tisch und Stühle mit geschweiften Beinen, ein Glasschrank und ein Kleiderspind mit gedrehten Aufsätzen.

Freilich steckten in der Ausstattung die ganzen achthundert Mark, die ihr als Erbteil von dem Zusammenbruch des väterlichen Wohlstandes geblieben waren. Aber mit Wohlbehagen hatte sie alles hergegeben, um ihrem Manne deutlich vor Augen zu führen, daß es ihr ein Leichtes gewesen wäre, noch einen andern, als ihn zu bekommen.

Mit Genugtuung dachte sie des hochgeladenen, bunt bebänderten Brautfuders mit dem Butterfaß auf der Spitze, das die Pferde des Freirichters behutsam den holprigen Weg hergeführt hatten.

An alles andere, was weiter zurücklag, durfte sie sich nicht erinnern, sonst geriet in Fluß, was sie fernhin in sich gebettet und dem sie geboten hatte, zu schlafen auf Nimmerwiedersehn.

Der Holzdeckel des Ofentopfes klappte.

Sie fuhr auf und fand, erstaunt, sich an den Tisch sitzend.

Eilig lief sie zum Brunnen, holte Wasser und goß es hinein.

Während sie es tat, erscholl dumpfes Brummen vom Stalle herüber.

„Haha, de Hirsche weeß besser, wenns Mittag is", sagte sie mit einem Blick auf die Uhr, die dreiviertel auf zwölf zeigte, „wart och, Unmuß, alter, ich komm schon."

Behende nahm sie die Rüben vom offenen Herd und bereitete das Futter.

Dann verließ sie die Stube, um „im Stall zu machen".

Um ein Uhr war sie damit fertig. Die Milch stand ausgegossen im Keller, die Raufen waren mit frischem Heu gefüllt, aus dem Stall tönte das taktmäßige leise Klirren der Ketten, das der Bauersfrau die Gewißheit gibt, daß die Rinder daliegen und wiederkäuen.

Marie setzte sich nieder und aß das Mittagbrot: Schalkartoffeln, Kaffee und Butterbrot. Das Aufwaschen und andere häusliche Verrichtungen füllten den Nachmittag aus.

Sie hatte eben das Licht angezündet, als ihr Mann in die Stube trat.

„Guden Amd, Marie!" Er warf Beil, Stricke und Säge in die Ecke. Dann entledigte er sich der Jacke und schlug sie aus, daß die Tropfen in der Stube umhersprühten.

„'s regnt wohl?" frug Marie. „Geh och naus, da wirste's sehn. Ich bin bale durch. Das weecht ordntlich ei!" antwortete er unter behaglichem Ächzen, hob sich auf die Zehen und hing die Arbeitsjacke an die Ofenstange. Dann setzte er sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand.

„Was machen de Kühe, fressen se gut, git n de Schecke de Milch besser?" frug er und richtete das Gesicht nach Marie hin, die am Ofen beschäftigt war, stand schwerfällig auf, zündete sich eine Laterne an und ging in den Stall.

Nach langer Zeit kam er wieder und sagte strahlend: „Mögen se teuer sein; aber se stehn da, glatt wie de Schnecken, munter um de Hörner, wie Fische berührsam. Un de Schweinla, wie Wiesala flink sein se!" Es klang innig.

Helle Freude schimmerte noch in seiner Stimme, als er nach dem Essen sprach: „Das Buschgehn is wohl nich scheen, das kannst mir glauben." „Warum bleist de nich daheeme? Du hasts ja nich gar aso nötig", erwiderte sein Weib. „Aber, 's bringt eem doch n Behmen Geld nebenbei. Un was wollte ich eigntlich hier, wie mich auf Bänken und Stühlen rumfletschen! Zwölf Mark de Woche bringts doch, wenn ma sich au schinden muß. — Zur Saatzeit hörts so wie so auf, da

hats of m Felde zu tun, daß ee's nie weeß, wo ee'm der Kopp steht. Wie standen dr Hafer beim Freirichter fate?"

Marie dachte an die drohenden Worte ihres früheren Brotherrn, an seine Streitsucht, und im Bestreben, die Möglichkeit eines Mißverhältnisses zwischen ihm und ihrem Manne vorbauend zu bekämpfen, antwortete sie eifrig: „Gut, wie ein Filz im Anfange und wie's scheenste Korn zur Ernte. Überhaupt, verdirb dirs mit dem nich. Das is ein Bauer, wie er im Buche steht."

Da sprang der Lahme auf und holperte durch die Stube. Dann blieb er stehen und lachte höhnisch auf sie nieder: „s is halt ein Mann, wie eben jeder is." „Nu nee!"

„Kee Haar anders wie ich un alle. 's geht halt vorne rein und hinten raus, das is. Wär er mir denn een Sack vll lassen?" frug er nach langem Schweigen.

„Du mußt halt a mal zufragen," erwiderte Marie ein wenig gereizt. Nachdem sie eine halbe Stunde stumm nebeneinander gesessen hatten, nickte der Lahme mit dem Kopfe, und sie gingen schlafen.

Am andern Morgen, vor Tagesanbruch stolperte er schon wieder über die Schwelle, den grobleinenen Brotsack an der Seite, das Arbeitsgerät über der Schulter, den Knotenstock in der Hand.

Der gleiche Kreislauf der Tage hatte begonnen; arbeiten, arbeiten, arbeiten. Davon denken; mit allen Kräften ihm dienen; darüber sprechen; aus der Stube in den Stall; von dem Brunnen ins Haus; auf dem Boden schaffen; fegen und klopfen; nie sitzen, nie rasten, noch Stäubchen jagen, um Kleinigkeiten sich sorgen; nie über die Mauer sehn: ein enger, eiliger, öder Tanz, daß die Träume verschwanden, die Seele versank, das Herz betäubt wurde, die Augen nur sahen, was sie sahen, die Ohren am Laute der Dinge stumpf wurden. Die Sonne ging auf: ihr schien sie nicht; der Tag erlosch und war vergessen.

Es war geschehen, wonach sie verlangt hatte.

Sie war eingeschlafen im Taumel der Mühe.

Und während sie ruhte, war die Erde aufgewacht, aufgewacht zu dem jahrtausend jungen Traume, dem Frühling. Mit lauem, leisem Regen hatte sie sich die schmutzigen Schneeschrunden aus dem Gesichte gewaschen; in heimlichen Mondnächten die letzten Schleier abgestreift; ihre Brüste mit verjüngendem Tau benetzt, bis eines Morgens ihre Schöne ganz erfüllt war. Da stieß sie Lerchenwirbel von dampfenden Ackerschollen zum Himmel; rüttelte aus jungem Baumgrün glückbestürzte Gesänge und führte ihre Töchterchen, die kleinen Wellen, zu Tal. Die trippelten über die Steine mit hochaufgeschürzten Schaumröckchen und sangen ihr ewiges Wanderliedchen dazu, so innig, so verhalten aus tiefer Brust, daß Schneeglöckchen aufwachten und Primeln und Märzenbecher den eilenden Wassern nachsahen mit süßen Gesichtern.

In der Sonne aber schwammen die ersten Schmetterlinge, daß die Luft noch stiller ward von ihren bunten Flügeln.

Der Lahme und Marie standen eines Abends in mildem Winde vor dem Hause

und ließen die Augen über ihre Felder schweifen, um sich über deren Bestellung zu bereden. Es war ein langer, schmaler Streifen, zweihundert Manneschritte breit und tausend lang, etwa zwanzig Morgen groß, leicht geneigt, wie alle Felder Steindorfs, die auf dem Abhange liegen, der sich nach Südosten in die kleine Ebne senkt, an deren Anfange die zerstreuten Häuser Petzdorfs sich angesiedelt haben.

Die untere Lang- und die nördliche Schmalseite des gedehnten Vierecks waren von dem Walde des Freirichters begrenzt, die anderen Seiten wurden von einem Wall unregelmäßig übereinandergeworfener Rodesteine, einer Mauer, eingefaßt; durch eine Luke mündete der Zufuhrweg. An der Mauer der westlichen Langseite standen die Wirtschaftsgebäude so, daß der Ankömmling sie zur linken Hand hatte, und wenn er neugierig war, konnte er vor seinem Eintritt durch die Tür bequem zwischen Mauer und Hinterwand des Hauses an die kleinen Fenster der Schlafkammer schleichen, um verstohlen hineinzusehen.

Die Besitzung war früher Unland gewesen, das der verstorbene Freirichter in Geldverlegenheit dem Vater Exners unter einer Bedingung verkauft hatte, die, wie der jetzige Wende behauptete, es noch heutigen Tages möglich machen würde, den ganzen Handel umzustoßen. In Wahrheit aber hatte der alte Wende nur sich und seinen Nachkommen das Vorkaufsrecht gesichert.

„Jees Maria, wie sah das vor zwanzig Jahren aus," begann der Klumpen, dessen Augen mit Behagen auf der grünen Wintersaat ruhten, „dort oben sieht ma noch a paar Steene of m Wiesla am Busche. Aso un noch schlimmer sah alles aus. Brocken, wie gesät un da un dorte een Wezel Steen, groß wie ein Backofen. Dazwischen Grasbüschel, kleen wie hingespeit. Nee, das war keene gute Arbt! Aber wir mußten dran, dr Vater hat keem was geschenkt. Ei den Steen, steckt Schweeß und viel Jahre Arbt un heute — is die Mauer auch schon übrig. Nach, aber es hat sich gelohnt; 's sein gute Äckerchen, ein wenig leichte. Hält ma se gut eim Dünger, da bringen se's schon. Bloß das Niederstücke, wo ich Futter drauf säen will, das is doch ein wenig gar zu seichte, un ich weeß nich, ob ich nich besser tu, ich rode es bale noch a mal um!"

„Das wirst e ja beim Ackern sehn," meinte Marie.

Am andern Morgen begann die Bestellung des Ackers. Dünger wurde angefahren und gebreitet, dann zog der Pflug tiefe Furchen in dem Boden, der in der Sonne rauchte und überall den Duft von Fruchtbarkeit und Segen verbreitete.

Lerchen lagen auf klingender Schwinge hoch in der Luft und hinter der blinkenden Pflugschaar schritten gravitätische Krähen. Aus dem nahen Walde sang es, als sei jede seiner unzähligen Nadeln ein tönendes Schnäbelchen geworden. In allen Weiten erschollen Peitschengeknall, laute Lockrufe und frohes Singen.

„'s wimmelt überall, Gabeln blitzen un Pflüge finkeln; aso gar auf'm Eschberge haben se eingespannt," sagte Marie, die ihrem Manne folgte und den Dünger in die frische Furche hackte.

„Nuch, es is auch de höchste Zeit, ei acht Tagen is Florian," erwiderte der

Angeredete unwirsch, weil er „das Gemare" bei der Arbeit nicht leiden konnte, wandte die Kühe, kippte den Pflug und schritt bedachtsam wieder zurück.

Bald war der letzte Eckenstreich getan, der Acker „wie a Möhrenbeete" und die Einsaat des Hafers begann. Es war schöner, schwerer Hafer, und der Klumpen lobte bei sich das landwirtliche Geschick des Freirichters, dessen Vater nur ein Nagelschmied gewesen war. In stetigem Gang schritt er über das Feld, und die Körner flossen wie bleicher Sonnenschein aus seiner Hand. Er hatte keine Ahnung von der tiefen Schönheit seiner Arbeit, sondern dachte in immer neuen Wendungen an eine reiche Ernte und vieles Geld.

Die anderen Felder bestellte er mit Sommergetreide und Kartoffeln. Der Klee war schön bestockt aus dem Winter gekommen, die Rübenkörner quollen im Schaff. In aller Muße machte er sich daran, das Niederstücke umzupflügen .. Aber, obwohl er den Pflug seicht gestellt hatte, erhielt er alle Augenblicke einen derben Ruck; das Schaar saß nach wenigen Schritten immer wieder in den Steinen. Die Kühe begannen wegen des fortwährenden Anhaltens unruhig zu werden und trafen einigemal Anstalten, durchzugehen: die Hirsche hob den Schwanz, krümmte ihn, legte die Ohren zurück und brüllte wiehernd.

Der Lahme spannte aus und zog mit ihnen in den Stall. Indessen grub Marie mit dem Spaten das kleine Gärtchen neben dem Hause um, teilte es sorgfältig in Beete und bepflanzte sie mit Reseda, Majoran, Stiefmütterchen, Levkojen und Goldlack.

Der Lahme setzte auf den schmalen Streifen zwischen Mauer und Hinterwand des Hauses eine Reihe Pflaumen- und Kirschbäume.

Zu beiden Seiten der Lücke, durch welche der Zufuhrweg mündete, grub er Turmpappeln.

„Nee ha, de Pappeln kunntst r ersparn," rügte Marie und hob dann den Kopf gegen den Dorfweg hin, auf dem ein Mann und ein Knabe etwas hinter sich herschleppten. Sie sah gespannt hin, obwohl sie gar kein Interesse an jenem Vorgange hatte, weil sie durch diese auffallende Neugier die Wirkung des Tadels an ihrem Manne abzuschwächen hoffte.

Sie schien sich wirklich nicht verrechnet zu haben, denn der Klumpen legte die eiserne Schaufel aus den Händen und sah auch hinauf.

„Kannst'n sehn, wers is?" frug er nach scharfem Auslugen.

„Ich weeß nie, die fahrn was ofm Wägelchen. Jetze geht dr Mann hinten hin und stößt, irnd was Schweres . . ." antwortete Marie.

„Verleicht a Sarg, Franz Tone ofm Berge is doch gestorben."

„Gestorben? Was das für ne Rede is von dir! Gehängt hat er sich, das sollste doch wissen. Der is er zugrunde gegangen, nie gestorben. — Nee, das kanns nich sein." Marie wandte von neuem ihre Augen hin, „se fahrn ja nach Erlengrund zu, und der Mann der stößt, geht krumm."

„Das is auch alls egal," schloß der Klumpen und bückte sich wieder nach seiner Schaufel, während Marie dem Hause zuschreiten wollte.

„Halt a mal!“ rief er rauh, richtete sich auf und stieß die Schaufel in den lockeren Boden. „Wie war das, was de vorhin vo den Pappeln sagtest?“ „Ich meente, es wär nich notwendig gewesen,“ antwortete Marie mit einem begütigenden Lächeln.

„Jach! Ha, weil se dr Freirichter hat? Grade deswegen setz ich se eben!“ „Du weeßt ja, wie komisch er is, wenn ers och nich übel aufnähm.“

„Baum is Baum, wo se stehn, wachsen se und übrigens hat mich der Freirichter nich ausgebrüt!“ „Aber, Karla, meinetwegen . . .“

Allein die ruhigen Worte waren wie Öl auf die glimmende Erregung ihres Mannes, schon bei den ersten Tropfen schlug sie jäh auf. „Gar nischt Karla!“ schrie er zornig. „Was der Nagelschmiedejunge kann, kann ich schon lange! Immer dr Freirichter und dr Freirichter! Bin ich denn ein Seeger, den der bloß ufziehn kann?“

Marie antwortete nichts, nahm ein Schaff, das am Hause lehnte und verschwand um die Ecke. Der Klumpen redete noch einiges hinter ihr her und trat dann eifrig eine Regengrube um die jungen Stämmchen.

Indessen erklang das Geknarr eines leichten Wägelchens immer deutlicher. Der Lahme richtete sich auf. Da kam das Gefährt schon den Weg heruntergeholpert: ein Schuljunge führte unbeholfen seine Deichsel, Freiwald ging dahinter und hielt die Bretter, mit denen der Wagen beladen war.

„Na,“ sagte der Alte nach dem Gruß, den das Geräusch des Wagens verschlungen hatte, gab dem zurückschauenden Knaben einen Wink zu halten und streckte dem Klumpen die Hand entgegen.

Dieser ergriff sie und fragte mit einem Blick auf die Ladung: „s Bornhäusel?“

Freiwald nickte und erzählte umständlich, warum sich die Lieferung der Arbeit so lange verzögert habe, und indem er nach seiner gründlichen Manier diese Angelegenheit zu einer lehrreichen Probe der neuen Zeitrichtung vertiefte, forschte sein graues, verglänzendes Auge in dem Gesichte Exners. „Heute will eben niemand warten,“ beendete er seine Betrachtung und setzte sich langsam nach dem Hause zu in Gang. „De Menschen machen alle denselben Fehler jetzunder: ein jedes denkt, er is wegen der Arbeit da, un de Arbt is doch wegen uns da.“

Der Klumpen sah zu dem Knaben zurück, um dem Gespräch, er wußte noch nicht wie, eine andere Wendung zu geben.

Der Brunnenbauer tröstete ihn: „Er kommt schon nach,“ und fuhr dann fort: „Da wirste nu denken, das is egal, aber . . .“ „Du hast doch alles gemacht, wie ich dr s gesagt habe,“ unterbrach ihn der Lahme. Freiwald nickte: „De Füllung grün, de Deckleisten und 's Dächel rot.“

Der Lahme wühlte prüfend unter den Brettern umher.

„Sachte, sachte,“ mahnte der Brunnenbauer, „de Farbe leidet sonste. — Ma sieht ja deine gar nich?“ frug er unvermutet und fixierte Exner scharf.

„Se wird ei dr Stube sein,“ erwiderte der Klumpen gleichgültig.

Marie erschien eben am Fenster und dankte bleichen Gesichts dem freundlichen

Gruße des Greises. „Nee Maria, Exner, is die schön, die reene Muttergottes! Da halt och schon de Hände unter se."

Der Lahme lachte mit einem Anflug von Geringschätzung.

„Jaja, ich hörs schon. Du wirst dich erst müssen ans Licht gewöhnen."

„De Schindeln sein doch of meim Dache!" antwortete der Klumpen gereizt auf den ruhigen Tadeln.

„Da haste schon recht," gab der Alte zurück, „aber unse Leben is eben nich mit Schindeln bedeckt oder mit Flachwerk oder Schiefer. Das eenzige Dach für das Haus is ein gutes, sehr gutes Herze. — Da geh och etze und mach deine Arbt, wenn ich wer fertig sein, ruf ich dich."

Exner ging aus dem Bereich dieser unbestechlichen Augen, und mit ernstem Gesicht machte sich Freiwald an seine Arbeit. Gegen die Vesperzeit war er fertig. Das Brunnenhäuschen stand gleich einer geputzten Dirne am Eingange des Höfchens, dem es mit seinem lebhaften Grün und Rot einen freundlichen Anstrich gab.

Der Greis trat in die Stube und fand Marie mit den Vorbereitungen zum Vesperkaffee beschäftigt. Er tauchte seine Hand in das Weihkesselchen an der Tür und sprengte drei Prisen des heiligen Wassers auf den Boden mit dem Wunsche: „Viel Glück und Segen ei Haus und Stall."

Dann benetzte er seine Hand abermals und bekreuzte Marie auf der Stirn: „daß de Gutts denkst", auf den Mund: „das Rechte redst" und auf die Brust. Da ward der Greis überwältigt und sah lange auf den blonden Scheitel der jungen Frau, ohne ein Wort sprechen zu können. Als Marie die Augen zu ihm erhob, redete er endlich milde auf sie nieder: „Ihr Weiber tragt euer Kreuze vorne; so trags gerne, was de mußt."

In demselben Augenblicke fiel ein Strahl der untergehenden Sonne durch das Fenster, und beide standen im Licht. „Siehch, Marie, wie Gott lacht," sprach der Greis in jener tiefen Güte, die nur unter weißen Haaren blüht, setzte sich auf die Bank und schaute zum Fenster hinaus, weil er dem Weibe seine Ergriffenheit nicht zeigen wollte.

Sie schwiegen beide noch, als der Klumpen hereintrat und mißtrauisch von einem zum andern sah.

„Ja, ja, Karla, ein junges Weib soll der Mann keen Augenblick alleene lassen, denn da sein a so gar Weißköppige wie de Fliegen of a Honig."

Mit dieser Schalkhaftigkeit beantwortete er den Blick des Lahmen, der nur sein Gesicht verzog, sich an den Tisch setzte, eine Tasse an sich zog und den Brunnenbauer zum Essen einlud: „Na, da lang och etze zu."

Freiwald rückte sich zurecht, auch Marie kam heran und der Alte plauderte vom Wetter. Es werde dieses Jahr einen ungewöhnlich trockenen Sommer geben. Das Wasser stehe in den Brunnen schon jetzt tiefer, als in anderen Jahren, allenthalben sehe man schon haarige große Raupen und der Kuckuck sei eher als sonst eingetroffen, der Wind wehe beständig aus dem Polnischen und das Vieh habe

zeitig die Winterhaare verloren. Exner war anderer Meinung und versuchte sie durch allerhand Anzeichen wahrscheinlich zu machen. Es werde eher ein nasses Jahr geben, weil der Winter milde gewesen sei. Die Abende und Morgen seien ungewöhnlich kalt und dann fänden sich so viele Nachtschnecken auf dem Felde. Dabei sah er durch das Fenster.

„Du hast ja de Bretter rot angestrichen!" brauste er plötzlich auf.

Freiwald lächelte und nickte: „Die zwee aufs Haus zu, freilich. Die sein im Widerscheine und Rot verträgt den Schatten besser wie Grün. Das blättert ei dr Nässe zu schnell ab."

Dann dankte er für die Bewirtung und stand auf. „Komm och und siehch dirs an, obs nich sauber is," sagte er dabei, und als er bemerkte, daß Marie Miene machte mitzugehn, fügte er hinzu: „De junge Frau kann hinne blein, denn wenn die mich tadelt, muß ich mich zu sehr schämen."

Mit warmem Handschlag verabschiedete er sich von Marie, und der Klumpen holperte hinter ihm drein.

Draußen schritten sie um das Häuschen. Exner klopfte an die Bretter, zog an dem Dächlein, trat zurück und maß es mit den Augen. Alles war fehlerlos, keine Leiste gespalten, das Dächlein saß fest, das Ganze tadellos im Lot.

„Und nu geh a paar Schritte mit mir of m Wege nuf," sprach der Alte, der das Wägelchen mit dem Knaben vorausgeschickt hatte.

Hinter der Mauer, schon auf dem Grunde des Freirichters, blieb Freiwald stehn, sah sich genau um und richtete dann seine Augen in feierlichem Ernst auf den Lahmen:

„Nu hört uns niemand wie 's Gras und der Himmel. Da kann ich reden, wie ich soll und will. De Bretter ofs Haus zu hab ich zu Fleiße rot angestrichen. Rot is Wut und Bosheit, Schimpfen und Sakramentieren, und wenns gar schlimm is, Hiebe und Blut. Und daß de an Dir hälst und mit Milde hemmst, wenn dei Wägelchen eis Rasen kommt, deswegen hab ich die zwee Bretter angestrichen wie Blut."

„Was geht Dich mei Leben an, Freiwald?" frug der Lahme leise und trat drohend auf ihn zu. „Siehch, wie ich recht habe," sprach der Greis unerschrocken und lächelte.

„Karle, schmeiß ich dich mit Steen', wenn ichs gut meen?" „Red dr nich erst de Spucke weiß!" mit diesen Worten, die ein mißtöniges Lachen begleitete, machte der Klumpen dem Gespräch ein Ende und wandte sich ohne Gruß dem Hause zu. Der Alte tat einen Schritt, ihm nachzugehen, ließ aber kopfschüttelnd davon ab und ging in Trauer von dannen.

In der Stube angekommen, ging der Lahme einigemal auf und ab, dann hielt er dicht vor seinem Weibe: „Was hat Freiwald zu dir gesagt, ehe ich reinkam?"

„Was der alte Freiwald immer redt, Liebes und Gutes," antwortete Marie offen. „Ein Fabelaffe is er!"

Exner verließ die Stube und schlug die Tür hinter sich zu.

Das junge Weib sann den ganzen Abend nach, warum ihr Mann so ärgerlich gewesen sei. Sie war zu stolz, ihn darum zu fragen, und die Nacht schloß beiden die Augen, ehe sie sich versöhnt hatten.

Diesem schweren Tage folgten wieder leichtere, und der unausgeglichene Schatten zwischen den beiden Eheleuten schien nie gewesen zu sein. Aber er war nur in ihnen versunken, in jene unerforschlichen Gebiete der Seele hinabgetaucht, wo unser Schicksal wächst.

Dort verband er sich mit der alten Menschenfeindlichkeit des Klumpen und machte ein uneingestandenes Mißtrauen gegen Marie rege, das seine Worte betastete, ehe sie den Mund verließen, seinen Gedanken geheime Scheelsucht beimengte und in die Augen ein bitteres Leuchten brachte, wenn sie die Schönheit seines Weibes sahen.

Marie ward davon wie von einem kalten Hauche getroffen, und obwohl sie sich keine Schuld beimessen konnte, war sie doch unzufrieden mit sich.

In diesen widerstreitenden Gefühlen wurden die letzten Arbeiten verrichtet und Marie war es möglich, an dem folgenden Sonntage wieder einmal zur Kirche zu gehen.

In gehobener Stimmung, wie erleichtert, trat sie gegen fünf Uhr früh aus dem Hause. Die Sonne stieg eben über die Wälder des fernen Schneegebirges. In den Tälern drunten lagen noch weiße Nebel, Busch und Gras hingen voller Tautropfen, schlaftrunkener Vogelsang stotterte leise aus dem Walde. Ihr Schritt scheuchte die erste Lerche aus der jungen Saat, schweigend stürzte sich der unscheinbare Vogel empor und erst hoch im Blau ertönte gedämpftes Singen, das mit dem Sonnenlichte niedersank, daß man meinen konnte, die goldenen Glutfunken in der Luft hätten plötzlich von selbst zu klingen begonnen.

Diese selige Offenbarung der Natur griff so wohltuend in das Herz der einsamen Kirchgängerin, als begegne ihr unvermutet ein alter, lieber Freund, den sie lange vernachlässigt hatte.

Als sie an dem Freigute vorüberschritt, trat eben Frau Wende aus dem Hoftor und begrüßte Marie sogleich mit der ihr eigentümlichen lauten Herzlichkeit. „Das is schön! Ein guter Morgen, an dem man eine junge Frau trifft. Da darf ich gar nicht erst fragen, wies geht, ma sieht 's ja."

„Nach, ma muß Gott danken." Sie fühlte sich plötzlich zagen; zögernd und gepreßt kam ihre Antwort.

„Ach ja, ich habs wohl gemerkt, daß de gerne höher naus gewollt hättst. Aber gell ja, nu biste zufriede und bereust's nie?"

„Nee gewiß nich, gar nich, s is gut, ganz, ganz gut, ich dank s Ihn, denn Sie sein ja, wenn ich mirs recht besinne, an allem schuld."

Marie sprach in lautem Tone, in abgebrochenen Sätzen, hart und bitter und ihre Augen wurden feucht.

Frau Wende beugte sich vor und sah ihr ins Gesicht: „Aber du weinst ja!" sprach sie erschrocken.

„Nu ja, wenn ich mir alles überlege, was ich durchgemacht habe, da kann ich mr gar nich helfen, da überfällt michs."

„Ich kann mirs ja denken, aber mach dei Augen uf, so weit, daß du und dei ganzes Leben drinne Platz hast, sonste spielt dir der Schatten den Übermann und so ein Schwarzes in uns is unersättlich."

„... und der Gottsturm," fügt Marie leise hinzu. Denn in der Ferne war der Leschkowitzer Kirchturm aus dem Nebel getaucht und sein Riesenfinger drohte herüber, in das Herz der jungen, glücklosen Frau.

„Auch das, freilich," bestätigte Frau Wende.

Dann schritten sie schweigend nebeneinander hin und trennten sich in der Kirche mit ernstem Blick.

Während der ganzen Messe saß Marie mit niedergeschlagenen Augen, weil sie den bunten Putz, das Spiel vor dem Altar nicht ertragen konnte.

Von allem wurde sie betäubt, zurückgeworfen in ihr Leben, das sie nicht verstand. So bedeckte sie den Stern ihres Auges und drängte sich mit ihrem Gedankenstammeln, ihrer inbrünstigen Seele an den unbegreiflichen Schatten Gottes der ihr tiefer und lebendiger geworden war, seit sein Priester so an ihr gefrevelt hatte.

Wie sie so dasaß, fiel ihr Blick von ungefähr in das aufgeschlagene Gebetbuch und las die Worte: „Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach."

Sie erkannte, an ihrem Manne unrecht gehandelt zu haben, vom Anfange des unseligen Verhältnisses an, besonders aber an jenem Sonntage in der Nacht, da er, unfern des Gehöftes im Fuchsloch, um ihre Liebe gebettelt hatte.

Sie nahm sich vor, freundlich zu sein, sich zur Liebe überwinden zu wollen und alles zu vermeiden, was ihm unangenehm sein konnte.

So verschwand das bebende Wallen ihres Herzens und jene Regungslosigkeit erfüllte sie, der sie den Namen Frieden gab.

Um in Einsamkeit diesen gottseligen Vorsatz noch weiter zu befestigen, wartete sie, bis alle Besucher die Kirche verlassen hatten und ging dann durch den Wald des Freirichters ihrem Hause zu. Die Heide auf den Blößen grünte, die Heidelbeersträucher hingen voll von blaßroten Blütenglöckchen, im jungen, haarfeinen Wildgrase rührten sich eilige Käfer, daß die winzigen Hälmchen bebten.

Sie schritt hin ganz in Gefühl aufgelöst, von keinem Gedanken erfüllt, wie man mit geschlossenen Augen durch ein Märchen wandelt, dessen verwunschene Schönheit dennoch berauschend durch tausend geheimnisvolle Poren auf unsere Seele eindringt.

Da gewahrte sie unter glänzenden Blättern verborgen ein Veilchen. Sie bückte sich rasch und pflückte es, um sich damit zu schmücken. Indem sie sich aufrichtete und ihr Auge erhob, gewahrte sie durch die Stämme des Waldes ihr Haus, das mit seinen grämlichen Fenstern auf sie hersah. Da warf sie das Blümchen zur Erde und setzte im Weiterwandeln fest den Fuß darauf.

Unter den Fenstern auf der Holzbank saß neben ihrem Manne in eifrigem Ge-

spräche ein Fremder, in dem sie nach scharfem Hinsehn zum Erstaunen den Schuster Klose erkannte.

Hochklopfenden Herzens mußte sie anhalten, dann tat sie mechanisch noch ein paar Schritte und trat hinter eine starke Fichte, von wo aus sie unbemerkt alles beobachten konnte. Je länger sie hinschaute, desto unbegreiflicher ward ihr das Ereignis.

Klose saß jetzt unbeweglich, zusammengesunken, wie nur Gebrochene sich halten. Er trug noch den Werktagsanzug, dessen Hosen an den Knieen zerrissen waren, daß das schmutzige Fleisch hervorsah. Nun hob er den Kopf und schaute lange gerade aus. Sein Gesicht hatte die Farbe blaßgelben Leders und die Lider der leeren Augen waren gerötet. Der Schnurrbart hing wirr über die blassen Lippen.

Augenscheinliich hatte ihn ein großes Unglück getroffen, weil er seine selbstgewollte Vereinsamung aufgegeben und hierhergekommen war, wo er doch mit ihr zusammentreffen mußte, die ihm so bitteren Spott angetan hatte. Endlich trat sie hervor und ging mit freundlichem Gruß auf ihn zu.

Er riß die rechte Hand aus der Hosentasche und streckte sie ihr entgegen, indem er ihrem Blick auswich und sich zur Katze niederbeugte, die herbeigeeilt war und gebügelten Rückens um das Kleid der Herrin strich. „Nee ha, Guste, wie siehst du denn aus?" frug sie in tiefer Bewegung.

Der Schuster fuhr mit zitternder Hand über das weiche Fell der Katze und sagte mit fistelnder Stimme, ohne aufzusehn: „Mietzla, Mietzla, Mietzla!"

Plötzlich riß er sich auf und antwortete rauh: „Wie ma aussieht wenn ma nie weeß, wohi!" Dann blickte er wieder still vor sich nieder.

Nach einer Weile sagte er: „Wer heute zutage für sei Eltern sorgt, is ein ausgemachter Affe!" Seine blecherne Stimme klang höhnisch. „Aber kann ma sich helfen? Ma puckelt und zieht den Draht bis ei die Nacht durch die alten Krappen, bloß daß die arme Mutter nich gar noch hungrig sterben darf. Derweile vergißt ma, daß ma eigentlich auch ein Mensch is und wird ein Gockelsack, über den sich ein jedes lustig macht. Möchts sein! Was ma muß, soll ma gerne tun und hat mich eens jemals klagen hören?"

Er brach ab und wartete auf Antwort. Allein beide schwiegen.

Leidenschaftlich werdend, begann er von neuem:

„Aber, bin ich alleene Kind! — is de Paule nich. . . . . verflucht! — ich — siehch deswegen hab ich mich besoffen, bin in den Gräben herumgestürzt und hab im Pusche geschlafen."

Mit Augenzwinkern und Lippennagen kämpfte er gegen sich, dann schleuderte er entschlossen seine Faust, wie einen Stein hin und verlor jede Mäßigung:

„Da kommt das Mensch! — Da kommt se am Freitage heem, gerade am Freitage, als wenns bloß den een Tag ei dr Woche hätt. — Ich sitze aufm Schemel und schlage den letzten Nagel ei den Absatz vo Klenners Stiefeln, bin fertig und lang nachm Geneipe. Plotze geht de Türe uf. . . ich denk, mich streicht dr Schlag. — Steht de Paule, die eim Schleschen dient, da steht se unter dr Türe und kann nich

rein und nich naus, flerrt und lacht, lacht und flerrt, schmeißt den Packs hin, stürzt druf, hält de Hände vors Gesichte und heult, daß zum Erbarmen is. . . . nee nie, zum Fluchen. Ich wußt glei Bescheid, spring uf, of se zu, reiß se ei de Höh und schrei: ‚Vo wem hasts!‘ Da wars een Augenblick stille, stille, als wenn de Bäume Kirche haben. Dernach würgt se und würgt. . . . vo eem solchen Stoppelhengste, so eem Kerle, der selber keene Eltern hat, der bloß rumleeft und Kinder ei de Welt setzt, als obs noch zu wing Menschen hat, als obs wer weeß wie scheen wär dahier of der Erde! Und nu sag mr eener, hat s een Gott?

Ma verdient gerade so viel, daß de Mutter ein Schnittchen Brot, Kartoffeln und Kaffee hat, und da kommt se heem, jetze, wo de Arbt alle is, wo ein jeder barfuß rumleeft, der gesunde Füße hat. Kee Geld und Hunger, Elend und nich wissen wohin. . . .“

Die letzten Worte hatte er in Verzweiflung, halblaut vor sich hingesprochen. Dann ließ er den Kopf sinken und bewegte tonlos die Lippen, daß man nur den überhängenden Schnurrbart zittern sah.

„Nu, Guste, weeste nich, was du da zu tun hast?“ nahm, vor Erregung bebend, Exner das Wort, „haste kee Kurasche? Das wirst du doch wissen, was eem solchen Mensche gehört!“

Mit wildem Lachstoß riß der Angeredete den Kopf herauf: „Karle, nich wissen! ich! — Siehch, de Haare sein bloß so geflogen. Die Mutter schrie und stürzte vr Angst vo dr Banke, und ich hatte schon den Hammer in dr Hand, hol aus und denk: äh, hols der Teufel! . . . aber da trat s linde hinter mich, ich besann mirs, setzte die Mutter of de Banke, lehn se an de Wand, nahm de Mütze und ging naus. Of dr Schwelle dreht ich mich um und schrie: Nu, Zuppe, siehch wie du durchkommst!“

„Du hast se gehaun, Guste, unds Kind? Weeßte nie, daß de schon ein Mörder sein kannst?“ frug Marie bleichen Gesichts.

Der Schuster saß verstockt und schüttelte dann wie über einen eigenen kuriosen Gedanken den Kopf: „Das Kind — haha, s is zum Lachen“, redete er dumpf in sich, reckte sich auf und hielt Marie die geöffnete Hand dicht vors Gesicht: „Da, Marie, nimm dr den Ring!“

Das junge Weib sah sprachlos von der leeren Hand in sein gespanntes Gesicht und dachte, er sei toll geworden.

„Ich bin ganz gescheit, darffst dich nich fürchten,“ sagte er lächelnd, wandte die Hand nach unten, als werfe er etwas weg und trat dann mit den Füßen den Erdboden, als vernichte er einen Gegenstand. Darauf brach er in ein schreiendes Gelächter aus: „Wenns wahr is, was de vorhin vom Kinde gesagt hast, da mußte dahier auch den zertretnen Ring finden. Haha! — Aber wenns auch wär. Nach dem, was vo mir is, bückst du dich ja nich. Das stinkt, das weeß ich ja, das stinkt!“

Bleich und gramvoll sah er Marie lange an, die seinem starren Blick nicht stand halten konnte. Endlich erwachte er aus seiner peinvollen Trunkenheit und sprach voll Trauer: „Und wenn is, was nich is, ach du mein Gott, ich gleebs ja, verleicht

is mei Kopp bloß an allem schuld, das heeßt, das ganze Leben machts eem bloß vor. Nu jaja .... aber wenn so was Unsichtbares dir alles nimmt, was de vor dr siehst, dei' ganze lumpige Hoffnung un s bleibt dr nischt, bloß de Kurasche zum Saufen .... nee, das weßt du nich, wie das tut."

Nach einigem Sinnen wandte er sich wieder an Marie und als habe er sie beleidigt und müsse sie nun versöhnen, klang seine Bitterkeit weich zitternd, und in seine trostlosen Augen kam ein Glanz, der nur für sie leuchtete.

„Da sag mirs, was ich machen soll und of dr Stelle geh ich heem, halts Maul und bin, wie ich immer gewesen bin."

Der Lahme war in Gedanken versunken und hatte scheinbar auf das Gespräch der beiden nicht geachtet. Jetzt wandte er sich an Klose und frug: „Woran fehlts denn eigentlich?"

„Wenn du mich frägst, Karle: am besten fehlts."

„Nach, Guste, wenns of das ankommt, da reiß dr den Kopf nicht runter. Wenn de arbeiten willst, komm zu mir; ich wills Niederstücke umroden, da kannste mir helfen. Du kriegst of a Tag acht Böhmen und de Kost. Wenn de willst, hier is mei Hand."

Aber der Schuster ergriff Exners dargebotene Rechte nicht, sondern frug: „Ja dahier soll ich blein, aus- und eingehn ei deim Hause, an deim Tische sitzen? Nee, alles, bloß das geht nich!"

Jäh fuhr er auf. „Adje! und Dank, ich war nich dahier."

Er bebte am ganzen Leibe, und sein Gesicht war kalkweiß.

Der Lahme packte seine Hand und ließ sie nicht los:

„Guste, wach uf! Du bist wohl ungscheit geworn!"

Klose machte verzweifelte Anstrengungen, den eisernen Griff des Lahmen zu lösen und stotterte in höchster Verwirrung:

„Soll ich dich belügen, hintergehn, betrügen! — Laß mich los, laß mich, ich muß laufen, durch Büsche, über Wasser, immer an Leuten und Häusern vorbei, bis ich hinstürz mit dem letzten Odem ei dr Lunge ...." Exner war aufgesprungen, hatte ihn um den Leib gefaßt und rang mit dem Tobenden, bis dieser kraftlos in seinen starken Armen lag.

Schwer atmend ließ er endlich von dem Schuster:

„Guste, du hast Kräfte, ma sähch dirs nich an. Aber nimm och Vernunft an, ich will dir ja nischt schenken. Und da hast du een Tagelohn zum voraus, daß die zuhause nich ohne Geld sein."

Aber Klose rührte sich nicht, und der Lahme steckte ihm die Münzen in die Jackettasche; dann wandte er sich an sein Weib: „Und du, Marie, geh schnell und gib ihm einen ordentlichen Krug Milch, a Brot un a Viertelchen Butter!"

Eilig war Marie im Hause, und nach wenigen Augenblicken erschien sie wieder und hielt mit rührendem Glück im Gesicht ihm alles hin.

Klose stand wie ein Bildstock und starrte entsetzt auf das schöne, junge Weib, das schmeichelnd bat: „Guste, tu mir den Gefallen, nimms und sei nich mehr

böse.“ Errötend langte der Schuster endlich nach dem Geschenk, stammelte etwas und ging wie im Traume davon.

Sie begleiteten ihn bis zur Mauer und sahen ihm nach, wie er auf einsamen Steigen dem Dorfe zuschritt. —

Marie hatte die Empfindung, als sei mit dem Unglücklichen ein tiefes, unaussprechliches Leid von ihr gegangen. Die Weiten ihrer Seele öffneten sich wieder strahlend.

Der, dem sie sich wie einem düstern, unabwendbaren Geschick verbunden hatte, war plötzlich ein Wesen geworden, dem sie gern die Kammern ihres Innern auftat, weil er barmherzig dem Trostlosen geholfen hatte. Eine glückliche, weihevolle Stimmung überkam sie.

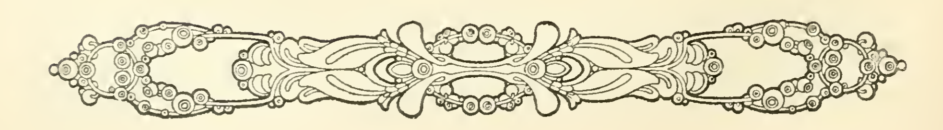
In dieser Stunde war sie im Herzen sein Weib geworden.

Noch immer standen sie zwischen den Steinwänden, die unwirtlich und öde dalagen wie ihr bisheriges, gemeinsames Leben und sahen hinaus in den Morgen. Das Licht floß über ihre Stirnen und das große, grobe Gesicht Exners schimmerte wie ein Felsen, der in der Sonne steht. Da umschlang Marie errötend den Mann, er beugte sich zu ihr nieder und sie küßte ihn auf den Mund.

Dann schritten sie Hand in Hand dem Hause zu, und Marie gab ihm freudig die Süße ihres unberührten Leibes.

Der Ungefüge trank sie, wie der heiße Sommersturm die Wasser schlürft.

Fortsetzung folgt.





Die Briefe des jungen Goethe von Hugo von Hofmannsthal

An den Schiffslieutenant E. K.



Du kommst jetzt zum Lesen, hie und da, eine halbe Stunde zwischen dem Dienst, und ich soll Dir ein Buch über Goethe schicken, am liebsten das, woraus ich einmal vorgelesen habe, wie er, ein ganz alter Mann, mit einem jungen Menschen und zwei jungen Damen nach einem Schloß hinausfuhr und während sie miteinander frühstückten, die tiefsten und rührendsten Dinge über das menschliche Dasein zu ihnen sprach, und wie er dann am Nachmittag die jungen Leute allein ließ und ins Tal hinabstieg, und sie ihm lange noch nachblickten, er aber, in seinen Mantel gehüllt, bückte sich hie und da zur Erde und schlug mit seinem Hammer prüfend ans Gestein und sie fühlten, daß es mehr als ein Mensch war, der da ihren Blicken entschwand.

Welches Buch das ist, weiß ich wohl: es sind die „Unterhaltungen mit Goethe", welche der Kanzler von Müller aus dem Gedächtnis aufgeschrieben hat, und im April 1828 war der schöne Tag und Dornburg war das Schlößchen, und Friedrich v. Müller selbst war der junge Mensch und die jungen Mädchen waren die beiden Egloffstein. Nur Namen, und alles doch so verklärt von dieser sinkenden Sonne, so brennend in diesem Widerschein, wie die letzten Fichten am Bergkamm. Wer dächte daran, daß sie gewöhnliche Bäume sind, Bäume wie alle andern, der sie hat glühen gesehen wie die Monstranz!

Aber dieses Buch ist mir nicht zur Hand. Es muß es jemand fortgenommen haben. So will ich Dir etwas über seine Jugend schicken, vielmehr nichts über ihn, sondern was aus seiner Jugend selber heraustropft, wie der Saft aus den angeschnittenen üppigen jungen Stämmen im Frühjahr. Es sind die Briefe seiner Jugendjahre. Du weißts, oder weißts nicht, man sammelt jetzt alles, was sich von seiner Hand erhalten hat, jeder Zettel, desgleichen jedes aufgezeichnete Wort von solchen, die mit ihm Gespräche hatten. Wie recht man daran tut, das zu ermessen gehört einige Reife, denn es gibt nicht wenige recht scheinbare Gründe dafür, es heftig anzugreifen. Genug, in dieser großen Weimarer Ausgabe füllen die Briefe allein 36 starke Bände. Aus diesen die vorzüglichsten, sechs Bände, gibt

ein Verlag*) heraus und davon schicke ich Dir hier den ersten. Es sind die Briefe, die er 1765—1779 geschrieben hat, also zwischen seinem fünfzehnten und seinem dreißigsten Jahr, und ist kein übermäßig dickes Buch.

Du verlangst aber auch von mir zu wissen, wie Du's lesen sollst. Lies es ohne Vorurteil. Denk, hier redet ein junger Mensch. Laß ihn nicht seinen Namen Goethe wie den Medusenschild mit sich tragen und Dich damit versteinern. Sondern laß den verspielten, den leidenschaftlichen und den weltklugen Ton seiner Rede in Dein Ohr fallen wie die Sätze eines neuen Freundes. Hast Du nicht, bei Freunden und Freundinnen, schon oft so starke Freude daran gehabt, wie einer redet? Und nicht schon Freundschaften geschlossen um eines Gespräches willen, in der Nacht, auf einer japanischen Hotelterrasse, zwischen bunten Papierlaternen, oder reitend auf Maultieren einen feuerspeienden Berg hinan, oder während einer ernsten finsteren Nachtwache, oder im Fechtsaal, oder da, oder dort? Hast Du nicht selber so viele Briefe weggeschickt, von den Bubenjahren an, hingekritzelte, spät in der Nacht, mit halbgeschlossenen Augen? und empfangen: die langen, langen, auf dünnem überseeischen Briefpapier, die von weither kamen, die fremde Ortsnamen vertraulich aussprachen, aus denen mit dem Duft eines Frauenhaars der Duft eines fernen Weltteiles herüberwehte, das settlement am stillen schilfigen Fluß, der Flug schwarzer Schwäne darüber hin, ein seltsamer Laut in der Luft, ein seltsames Singen und plätscherndes Rudern, ein Herangleiten des seltsam geformten Bootes, gehöhlt aus einem dunklen Stamm, duftend wie Sandelholz, und stärker als das alles, und verflochten diesem allen, ein Sich-begrüßen, ein Sich-gut-kennen, so schnell, so schnell, und der Hauch eines Abends, der Duft einer Wange, einer Schläfe, mit den Lippen gestreift, bis ins Mark gefühlt, einmal gefühlt und nicht wieder. Welch ein Traum in einem Traum! und doch, es gibt Briefe, in denen er fortlebt. Und jene anderen Briefe, so kurz, und deren Weg so kurz, die zwei, dreimal im Tag zwischen Liebenden hin und wieder taumeln, atemlos, und an der Hast ihres Fluges zu sterben scheinen, wie eine von ihrem eigenen Blut erdrückte Taube.

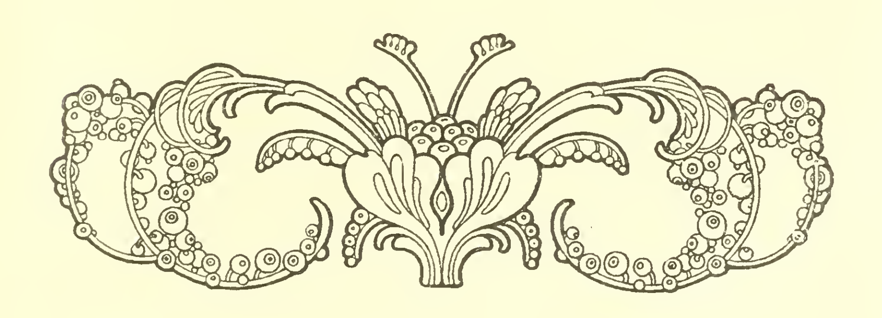
Und Briefe der Freundschaft, solche wie wir sie einander geschrieben haben, Tagebücher in Briefen, von einem zum andern gesandt, als säße man in einem Lusthaus und hätte einen Spiegel drin, der klein aber scharf und fein das Leben eines entfernten Freundes vorzaubert, sein Aufstehen und Schlafengehen, wie er rudert auf dem See, wie er ans Land springt zwischen den Büschen, einem hellen Kleide nach als wär's ein Schmetterling ... alles das, wie Du's in der Schreibtischlade selber liegen hast oder daheim in der großen Briefschatulle, so ist's hier in dem Buch, nur daß es hundertunddreißig Jahre alt ist und eine Luft durch und durchweht, eine feuchte ahnende Morgenluft — die kann ich Dir nicht vorweg beschreiben, die mußt Du fühlen.

Aber auch um uns war Morgenluft und ist es noch, an schönen Tagen, wo es uns wohl wird. So schlag das Buch auf. Wirklich, denk nicht: Goethe,

*) Cotta, 1902.

Goethe, sondern lies, denk Du kommst in mein Zimmer und findest einen jungen Menschen bei mir sitzen, der Dir auf den ersten Blick gefällt, aber nicht eben übermäßig. Wenn er einen hübschen Satz sagt, rückst Du näher. Und auf einem herrlichen Wort, einer Wendung, die einem durch und durch geht, da ruhe dann aus. So wirst Du es schon am Ende fühlen: Goethe!

Sein äußeres Leben, damit ich das erwähne, bevor du aufschlägst, war von den gewöhnlichsten. Er war wohlhabender Leute Kind, konnte sich hie und da einen gestickten Rock und schöne Manschetten anschaffen, nicht zu oft. Seine Reisen waren häufig, aber was für welche: von Frankfurt nach Kassel, nach Ems, nach Pempelfort und wieder zurück. Allenfalls über Basel nach der Schweiz, oder östlich bis Leipzig. Einmal sollte er nach Paris, kam aber nicht hin. Bekanntschaften machte er überall, mit Lust, und viele. Und eine davon, ein junger regierender Herzog, zog ihn dann dorthin, wo die weiteren Jahrzehnte seines Lebens verliefen: nach Weimar. Wie er an den schreibt, wenn er einmal über Land reitet, zu einer großen Feuersbrunst mit einem Kommando Husaren, oder einer Räuberbande nach, oder um einen Straßenbau im Herzogtum zu prüfen, und dann von seinem gnädigen Herrn, der ihn als seinen Bruder hält, ein paar Tage getrennt ist, das waren zufällig die ersten Briefe, die ich aufschlug, als ich das Buch bekam. Da ist einer: — Nein. Ich will nichts herausreißen. Und es läßt sich auch nichts herausreißen. Hier ist das Buch.





Rundschau

Sozialphilosophisches

Ludwig Stein, der bekannte Berner Sozialphilosoph, gibt in zweiter Auflage 41 „Vorlesungen über Sozialphilosophie und Geschichte" heraus, die das gesamte Gebiet der modernen Sozialwissenschaften von einem zentralen Gesichtspunkte aus zu zeichnen unternehmen. Nach einer orientierenden methodologischen Einleitung beschäftigt sich der erste Abschnitt mit dem soziologischen Material, das die Kulturgeschichte und die Ethnologie zusammengetragen haben, nämlich mit den Urformen des Gemeinschafts- und Gesellschaftslebens. Der zweite Abschnitt gibt den Umriß einer Geschichte der Sozialphilosophie von den griechischen vorplatonischen Philosophen bis herab auf Karl Marx, Lange, Dühring und Hartmann. Der dritte Abschnitt: Grundzüge eines Systems der Sozialphilosophie, versucht eine Prognose der Entwicklung auf Grund der gewonnenen theoretischen Aufschlüsse des ersten Teils und entrollt das eigene sozialpolitische Programm des Verfassers.

Das Buch muß schon durch seine Anlage imponieren. Es gibt in der Tat eine Übersicht über den Stand der gegenwärtigen Forschung auf allen Gebieten der Gesellschaftswissenschaft, sowohl der induktiven Soziologie wie auch der deduktiven Sozialphilosophie und der auf das Praktische gewandten Sozialwissenschaft. Es wird besser als irgend ein anderes mir bekanntes deutsches Werk geeignet sein, dem interessierten Laien oder dem Novizen der Wissenschaft einen ersten orientierenden Überblick über das riesenhafte Gebiet zu verschaffen, das ja im Grund nichts anderes ist als die Synthese aller Geisteswissenschaft, und das sich bereits anschickt, durch eine Verschmelzung mit den Naturwissenschaften, namentlich mit der experimentellen Psychologie, zur Zentralwissenschaft überhaupt, zur universitas literarum in einem neuen Sinne zu werden.

Dem weiter geförderten Fachmann wird das Buch nützlich sein durch die überaus reichen, sorgfältigen und des größten Dankes würdigen bibliographischen Nachweise zu fast jeder Einzelfrage. Die Quellenkenntnis Steins ist sehr bedeutend, und so wird das Werk schon als Nachschlage- und Einführungswerk in der Bibliothek keines Soziologen von Fach und keines der wissenschaftlichen Interessenten aller der Nebengebiete fehlen dürfen. Aber damit soll nicht etwa gesagt sein, daß dies der einzige Vorzug des Werkes wäre. Es enthält im einzelnen, und namentlich in den literarhistorischen Kapiteln, in denen der Verfasser als Spezialist zu Hause ist, außerordentlich viel des Anregenden und bleibend Wertvollen. In den ethnologischen und soziologischen Abschnitten dagegen wird der kritische Leser häufig die volle Vertiefung, eine allen Ansprüchen genügende Diskussion des vorliegenden Problems vermissen. Aber es wäre Unrecht, dem Autor daraus einen schweren Vorwurf zu machen. Der begabteste Mensch müßte 200 Jahre lang studieren, ehe er ein solches Werk durchaus auf Grund eigener Fachstudien verfassen könnte; und selbst dann würden alle Kapitel bis auf das zuletzt geschriebene bei der Drucklegung bereits veraltet sein. Wer daher nicht gänzlich gegen die Herausgabe solcher umfassender und allgemein orientierender Werke eingenommen ist, wird ihren Verfassern gerechter Weise vieles nachsehen

müssen; und es ist in diesem Falle anzuerkennen, daß es Stein bei alledem gelungen ist, die besten Ergebnisse moderner Wissenschaft zu kodifizieren und systematisch zu ordnen.

Wenn es mir gestattet ist, meine persönliche Meinung in diesem Zusammenhang auch da gegen das vorliegende Werk auszusprechen, wo es sich in voller Übereinstimmung mit fast allen Vertretern der modernen Sozialwissenschaft befindet, so möchte ich sagen, daß es namentlich zwei Grund- und Kernirrtümer sind, die Stein übernommen hat. Der eine Irrtum, der geradezu als die entscheidende Prämisse aller heutigen Historik und Nationalökonomie angesprochen werden darf, ist die Auffassung, daß sich die einzelnen Klassen durch ökonomische Differenzierung aus einem Zustand der Rechts- und Vermögensgleichheit heraus entwickelt haben. Davon kann durchaus keine Rede sein: ohne das Rechtsinstitut der Sklaverei resp. Hörigkeit hätte weder das primäre Eigentum an Viehherden noch das sekundäre Eigentum an Ackerland sich jemals über geringe Größenverschiedenheiten hinaus differenzieren können. Sobald man das eingesehen hat, stellt sich der historische Entwicklungsgang der Menschheit als von ganz anderen Kräften gelenkt dar, als man bisher angenommen hat, und es ergibt sich daraus natürlich auch eine andere Auffassung von der Tendenz der gegenwärtigen Entwicklung und von den Mitteln, sie zu leiten.

Dieser erste Irrtum hängt aufs Engste mit dem zweiten zusammen, der die Entstehung des Staates betrifft. Auch für Stein ist noch der Staat entstanden aus dem „Bedürfnis nach Autorität". Die Auffassung ist nicht mehr zu halten. Was uns historisch als Staat entgegentritt, ist ohne Ausnahme der feudale Staat, aufgerichtet von Eroberern über Unterworfenen, und das Recht des Staates ist ein einseitig auferlegtes Recht mit dem Endzweck, die ökonomische Ausbeutung der Besiegten durch die Herrenklasse zu sichern und zu regeln. So fallen also Staatsbildung und Klassenbildung in einen Moment und führen auf dieselbe Wurzel zurück, auf die politische Aktion zu ökonomischen Zwecken.

Damit ist nun nicht gesagt — und in dieser Prognose der zukünftigen Entwicklung stimme ich nun wieder gänzlich mit Stein überein —, daß der Staat an sich der Störenfried der sozialen Harmonie ist, wie die Anarchisten annehmen, und deshalb „abgeschafft" werden müsse. Ich glaube im Gegenteil, daß auch die völlig freie Gesellschaft der Zukunft sich eine Autorität mit Zwangsgewalt schaffen oder erhalten muß, die man wohl berechtigt sein wird, als die Fortsetzung der heutigen Staatsgewalt zu betrachten. Aber, was für die Zukunft gilt, die Organisation einer solchen Gewalt aus dem Bedürfnis der Autorität, das darf man nicht in die Vergangenheit zurückprojizieren; die Autorität, die sich ein freies Volk von Gleichen gesetzt hätte und hätte setzen müssen, hätte ganz anders ausgesehen als der Klassenstaat, den die Geschichte uns zeigt. Aber freilich ist es sehr interessant, zu beobachten, wie schon sofort nach der Begründung eines Klassenstaats aus den Gesetzen des sozialen Zusammenlebens selbst sich die Tendenz immer stärker ausbildet, nicht nur die Herren zu bereichern, sondern auch die Unterworfenen „prästationsfähig" zu erhalten; und es ist eine der reizvollsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft, zu zeigen, wie sich in diesem Prozeß des „state versus the state" der brutale Klassenstaat der Anfänge immer mehr hinein entwickelt in sein volles Gegenspiel, den humanen Bürgerschaftsstaat der Zukunft, der nicht mehr die Interessen einer Klasse, sondern der Gesamtheit seiner Eingesessenen gleichmäßig fördert.

Von diesem Standpunkt aus stellt sich dem praktischen Sozialpolitiker auch eine andere Aufgabe. Es handelt sich ihm darum, die Reste jener ursprünglichen Staatsbildung, die noch in der Gestalt von „Monopolen" d. h. von feudalen Machtpositionen im Gesellschaftskörper stecken, zu beseitigen; und er hat ein gutes Recht darauf, mit dem alten Sozialliberalismus von der Beseitigung dieser Störungen einen gesund funktionierenden Organismus zu erwarten. Von dem Standpunkt aus aber, den die gesamte moderne Nationalökonomie und mit ihr naturgemäß Ludwig Stein einnimmt, erscheint ein positives Eingreifen in den Gang des sozialen Automatismus als die einzig mögliche Maßnahme, und

da entrollt Stein denn ein reiches, die besten Vorschläge der Staatssozialisten zusammenfassendes Programm. Er will, wie das seit Samter immer stärker und lauter gefordert worden ist, das starre Prinzip des Privateigentums zwar nicht aufheben, aber durch sehr mächtige Positionen staatlichen Eigentums so viel wie möglich paralysieren. Der Staat soll nicht nur die großen Staatsverwaltungen, sondern auch Wasserkräfte und unterirdische Schätze, soweit sie noch nicht im Staatseigentum stehen, monopolisieren; ein anderer sehr interessanter, bisher meines Wissens noch nicht gemachter Vorschlag will die künftigen Erfindungen nach anständiger Abfindung ihres Urhebers zum Besten der gemeinen Kasse ausbeuten. Außerdem soll eine gar zu massenhafte Vermögensbildung durch kräftige progressive Besteuerung des Einkommens und durch rücksichtslose Erbschaftssteuern beschränkt werden.

Daneben fordert er Sozialisierung des Rechts, Anerkenntnis des Rechtes auf Existenz, d. h. auf Arbeit, staatliche Arbeitsämter, Einführung von Normalarbeitstagen, die je nach der Schwere und Gefährlichkeit der Beschäftigung abzustufen wären, und die übrigen von den Sozialreformern unserer Zeit verfochtenen Maßnahmen, alles von seinem Standpunkt aus auch für eine fernere Zukunft — und von jedem Standpunkt aus für die nächste Zukunft sehr wichtige Maßregeln. Ich persönlich glaube ja, daß eine spätere Zukunft aller dieser positiven Maßnahmen wird entbehren können, wenn nach Beseitigung der letzten Monopole die Gesellschaft in Gesundheit wird funktionieren können; und ich bekenne mich unumwunden zu der Nachtwächtertheorie vom Staate, sobald jenes Ziel erst einmal erreicht sein wird. Aber das ist eben meine Privatansicht, und es kann mir natürlich nicht im mindesten einfallen, sie dem Verfasser aufdrängen zu wollen. Wenn ich mir erlaube, meinen Standpunkt hier zu betonen, so geschieht das aus einem allgemeineren Grunde; es zeigt sich, wie hilflos abhängig alle philosophische Übersicht der großen Wissensgebiete ist und bleibt von der Detailforschung der Einzelzweige. Wenn es gelänge, z. B. meine nationalökonomische Auffassung zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, so müßte das vorliegende Werk in vielen Kapiteln völlig umgearbeitet und anders disponiert werden.

Soviel zur Wahrung meines Standpunkts. Um nach dem Trennenden auch das Einende hervorzuheben, so empfinde ich den Optimismus, von dem das Werk getragen ist, als großen Fortschritt gegenüber der bisherigen Auffassung, die im wesentlichen pessimistisch ist. Stein begründet seinen Optimismus in origineller Weise damit, daß er sich auf die bisherige Entwicklung des organischen Lebens auf der Erde beruft, die eine immanente Teleologie zeigt. Hat bisher eine Entwicklung zum Höheren, Besseren und Vollkommeneren stattgefunden, so ist das auch für die Zukunft zu erwarten; ja es ist eine starke Beschleunigung dieses Prozesses der Höherentwicklung zu erhoffen, weil jetzt an Stelle der unbewußten Teleologie die bewußte Zwecksetzung des Menschen tritt, der sich selbst höher zu entwickeln bestrebt ist. Das ist eine mutvolle und freudige Weltauffassung, die sich sehr wirksam gegen den greisenhaften Nihilismus der meisten anderen Sozialphilosophen abhebt.

Franz Oppenheimer

Poggfred

Poggfred ist die Frucht eines sechsten Lebensjahrzehnts, wie Cervantes' Don Quixote. Und wie dieser wird er das Lebenswerk seines Schöpfers heißen müssen.

Freilich spricht Liliencron selbst in den einleitenden Versen scherzend vom Abnehmen seiner geistigen Energie in dieser „zweiten Periode" seines Schaffens, von schäbigen Resten, die es höchste Zeit sei zusammenzuschaben; demnach hätte die „erste" mit den Adjutantenritten und Kriegsnovellen sein Bestes gezeitigt. Allein er tut nur so. Wohl ist unleugbar, daß jene frühere Zeit ihren besonderen Klang und Glanz hat, etwas Unmittelbares, das all und jeden gefangen nimmt; das liegt daran, daß sie die eigentlich lyrische Zeit war, in der das Menschliche, der Charme des Dichters, weiter wirkt als das Künstlerische.

Im „Poggfred" dagegen spricht nicht mehr der schneidige Draufgänger und sympathische Bruder Liederlich, sondern ein zurückgezogener und einsamer Geist, der von sich selber wenig verrät und männlich alles Persönliche aus seinem Werke ausgeglüht und ausgebrannt hat. Was hier nämlich an Persönlichem vorkommt, sein Weib und Kind und seine literarischen Feinde, das hat keine Wirklichkeitsbedeutung, sondern ist ebenso symbolisch allwertig wie irgend ein Besuch vom Mars oder Sirius und ebensosehr Sehnsuchtsgeburt wie das Wiesenschlößchen Poggfred überhaupt samt Kammerdiener und Karossen.

Von jetzt wird Liliencron der Poggfreddichter sein, wie Goethe der Dichter des Faust, wie Wagner der Dichter des Nibelungenringes ist: der Schöpfer eines Typus in der Literatur, der für sich steht und weder vorher noch nachher seines Gleichen finden kann.

Das Charakteristische dieses Typus liegt, wie wohl immer, in Form und Inhalt zugleich; in der Art wie die Phantasie die Wirklichkeit mit sich hebt, in der Art wie dem Körperlichen das Geistige entsteigt und der Geist Körper gewinnt. Das antike und das mittelalterliche Epos gab von diesem Prozesse nur das Resultat. Homer und später der orientalisch-christliche Roman bis in unsere Zeit herunter: ein Stück Phantasiewelt tritt mit dem Anspruche der Wirklichkeit vor die Sinne, und zwar in einer Form, die in sich selber sicher und wie von Ewigkeit ist. So auch Dante. Bei Dante wird allerdings schon das große Fragezeichen Ich lebendig; aber doch nur leidend, nicht handelnd, und vor allem nicht dichtend. Erst mit der Renaissance, mit der Befreiung des Individuums wird das Subjekt des Dichters frei und meistert die Form, und Ariost gibt sein übermütiges Gedicht als einen Luxus zum Besten, als ein Gericht zum Naschen nach Belieben, à la fortune du pot, wobei er selber alles in der Hand behält und wie der Regisseur eines Marionettentheaters zugleich mit seinem Vorwurf und mit seinen Hörern spielt. Noch aber bleibt die Phantasie unbeirrt am Gegenstande hangen, so respektlos sie ihn behandelt. Byron brachte zu dem Ich des Künstlers sein menschliches Ich hinzu und sprengte das Epos im „Don Juan". Hier ist der Stoff nur mehr Vorwand. Vorwand zu glänzender Entfaltung seiner Darstellungskünste nicht nur — das ist auch bei Ariost der Fall, und die Wonne jedes Künstlers — sondern Vorwand, sich Dingen hinzugeben, die nicht episch sind, Zeit und Vaterland zu geißeln und seine Leidenschaftsexplosionen ohne weiteres aus dem Herzen in die Luft zu puffen. Das subjektive Epos überschlägt sich.

Und steht wieder auf den Füßen. Es scheint als ob mit Liliencrons Poggfred jener Entwicklung Halt geboten sei. Was sich im Orlando leichter Hand emanzipierte, was sich im Don Juan gewaltsam losriß, ist hier von Anfang an als gutes Recht fundiert: der Künstler ist Herr und Meister, und den Geistern, die ihn besuchen, darf Er die Wege weisen. So sieht es wenigstens aus.

Zum ersten Male geht jetzt der Dichter vom Lyrischen aus, von der Stimmung, und kommt zum Epischen; also grade umgekehrt wie Byron. Es ist irreführend, den Poggfred ein lyrisches Epos zu nennen; er ist ein Epenschatz in lyrischer Umrahmung. Die gesamte Reihe der Kleinode dieses Epenschatzes, Visionen, Erlebnisse und historische Skizzen, sind heroischen, also echt epischen Charakters. Bezeichnender Weise sind sie so verteilt, daß im ersten Teile die Gesichte und romantischen Erlebnisse, im zweiten die Chronikengeschichten vorwiegen; es ist also noch innerhalb der Dichtung ein Erstarken des epischen Moments zu bemerken.

Wir nennens Übergang, wenn schon das Haar
Erbleichen will und dennoch Trieb und Wille
Sich oft gebärden wie ein Jünglingspaar . . .

Der Spätsommer, der den Herbst heranführt, ist die Grundstimmung des Gedichts. Abenteuer wie das mit der kleinen Fite, im Anfang fast reichlich, verlieren sich allmählich, dafür mehrt sich die Betrachtung, und der Sinn für Haus und Familie. Ausflüge in mystische Jenseitswelten, so schwindelnd dantesk im fünften und siebenten Cantus, weichen dem kühlen Berichte menschlicher Schicksale. Und während der erste Teil mit einer übermütigen Umarmung des zerrupften kritischen Gegners schließt, fährt der Dichter am Schluß des zweiten, nicht minder triumphierend, aber doch um ein Quentchen behaglicher, schneidig

in seinem Philisterheim vor bei Weib und Kind.

Die Einheit dieses kunterbunten Epos liegt nicht zu Tage. Empfindlich mangelt ein straffes Band, das sich um das Ganze spannte, eine thematische Achse für diese Suite in vierundzwanzig Sätzen. Als Ersatz muß die Persönlichkeit des Dichters, muß seine Phantasie genugen, die sich in ihrer springenden Unmittelbarkeit so wunderbar gleich bleibt, und die Einheitlichkeit der Landschaft; also mehr ideelle Kräfte. Weil dasselbe Blut in jedem Takte pulsiert, dieselbe prachtvoll starke und geschmeidige Sprache in jedem Verse vibriert wie der Stahl im Degen, so ist's doch wieder ein Ganzes. Aber die vierundzwanzig Cantusse reihen sich wahllos und beliebig aneinander, „Ihr könnt's von vorne lesen und von hinten". Beinahe wenigstens, lieber Liliencron! Ich lese es dennoch lieber von A bis Z als umgekehrt.

Auch innerhalb der einzelnen Gesänge sind oft Näte und Nieten erkennbar. Diese allerdings gehören zum Wesen der Poggfred-Form. Fast stets sind in einem Cantus mehrere Motive zusammengearbeitet, gewöhnlich zwei Hauptthemen und noch allerlei Beiwerk, wie in einem Sonatensatze. Das ist nun aber nicht mit klassischer Strenge geschehen, sondern frei nach dem unberechenbaren Fluge der Phantasie, in einer impressionistischen Manier ähnlich derjenigen in Bruckners Symphonien. Wie Bruckner oftmals abschweift und von neuem ansetzt, wiederum abbricht und erst noch ein anderes Thema erledigt, bevor er mit einem letzten großartigen Anlaufe die Coda erstürmt, so auch Liliencron; und wie Bruckner seine Hauptthemen oft durch langatmige Übergangsphrasen trennt und zugleich verbindet, durch guirlandenartige Sequenzen von träumerischer Verlorenheit, als müsse er zeigen wie entzückend Homer schläft — so liebt auch Liliencron allerlei Gedankenspiele und Guckkastenbilder lose aneinanderzuketten, die die Vorstellung leicht unterhalten, während die Seele für neue Gewitter Kraft sammeln soll.

Sehr interessant, das Werden dieses scheinbar so simpeln Gestaltungsprinzips im Dichter zu verfolgen. Es lag samt der Poggfred-Idee von Anfang an in ihm, und niemand hat dabei Gevatter gestanden als er selbst. Von der Einkleidung der Adjutantenritte darf man noch absehen. Aber der „Mäcen", dieses formloseste aller Bücher, kommt mir heute ganz wie eine unbewußte Studie zum Poggfred vor, und die jetzt erreichte Kunst rechtfertigt nachträglich jenes unverzeihlich geniale Buch: hätte der Dichter damals eine Form erzwungen, er hätte Seine Form niemals gefunden. In den neuen Gedichten tritt dann das Wiesenschlößchen schon selbst in die Erscheinung, zunächst noch einladender in dem Brief an Dehmel als in den ersten wirklichen Poggfredstrophen; diesen lockern Phantasiestücken war damals allerdings kaum anzusehen, wozu sie sich auswachsen würden — auch dem „Beppo" Byrons wird seinerzeit niemand angemerkt haben, daß er das erste ausgeführte Skizzenblatt zu einem Weltgedichte sei.

Ob Poggfred einst zur „Weltliteratur" gehören wird? Wer kann es wissen. Und was liegt daran. Der Grüne Heinrich ist noch nicht internationales Gut geworden, Sudermanns Magda längst. Für den der Poggfred kennt, ist es ein Weltgedicht. Sein dichterischer Reichtum ist überwältigend. Eine Schöpferkraft der Phantasie, eine Fülle von Erleben und Erfühlen, von Leidenschaft und von Ruhe, und eine Darstellungskunst und Sprachgewalt, man weiß nicht wo anfangen noch aufhören. Vor allem aber die Landschaft! Dieser einzige holsteinische Küstenstrich! Wir kannten die traumstille Haide und den gespenstischen Nordseedeich durch Storm; jetzt ist dieses Land in die Reihe der heroischen, der mythischen Landschaften gerückt. Es gibt Erdflecken, an denen der Geist der Erde verkörpert scheint und mit den außerirdischen Mächten Zwiesprache hält. Ich meine die biblischen Orte, den Hain Mamre und die Gegend von Sodom, und Beth El, die Stadt der Himmelsleiter; ich meine den Berg Ida und das Tal des Skamander, den Hörselberg und den Brocken. Solch ein mythisches Land ist mir jetzt auch die Poggfred-Gegend, wo Dante und Byron mit ihren Tieren auf dem Deiche wandeln, wo sich die Golgathaszene unter drei Kiefern abspielt, wo Sintflut und Götterdämmerung drohen — und ist dabei eine ganz alltägliche Gegend unweit Hamburg, und tief ist der Boden durch-

wachsen von den Erinnerungen der Jahrhunderte, dieses Land der Normannenverstecke und der Wendenkämpfe, wo Helmold seine Chronik schrieb, wo Heilwig Wohnsfleth gelitten hat und Johann der Andere von Kiel ...

Es war ein echter Geniegriff, daß Liliencron schon im Anfang des ganzen Werkes, gleich nach den ersten Einleitungsstrophen, en passant zwei kleine Bilder einflickte, die uns zeigen, an was für einer Stätte wir uns befinden. Das erste, auf dem Seitentürmchen des Schlosses:

Von jenem Turm aus sah ich diese Nacht
Die Erde, ja die ganze Erde brennen —

und wie der Engel mit der Fackel zu Gott zurückkehrt:

Der Engel naht in hocherglühtem Glücke
Und überreicht den Rest der Erdenmär ...

„in hocherglühtem Glücke"! Gott lächelt: seine Pfuscherschöpfung geniert ihn nicht mehr. Das andere Bild, draußen am Strand: heimgekehrte Nordmänner würfeln um ihre Beute, um einen griechischen Königsohn. So ist die Beziehung zur historischen Erde und zur jenseitigen Welt von Anfang an klargestellt, die beiden Grundströmungen des Ganzen fühlbar gemacht.

„Poggfred" hat Liliencron sein Buch genannt. Poggfred, die Landschaft von Poggfred, das ist der Held des Gedichtes. Nicht der Poet, der all des reichen Erlebens gewürdigt wurde, sondern der Schauplatz wo es ihm zu Teil wird, steht im Mittelpunkte. Er selbst ist nur ein Werkzeug, ein Mittel zum Zweck, ein Sprachrohr der überirdischen wie der irdischen Mächte. Der Subjektivismus, als dessen stärkster Ausdruck Liliencrons Schaffen grade hier erscheint, ist mit diesem Werke überwunden, und so sind wir ohne es zu merken dem Epos als Selbstschöpfung, dem Epos Homers und Dantes, wieder nahe gekommen.

Gustav Kühl

Kunstausstellungen.

Darüber ist kein Zweifel: so kann es nicht mehr lange fortgehen. Es ist unmöglich, daß der Ausstellungswahnwitz, der heute in deutschen Landen tobt, weiter regiert, ohne daß in kurzer Frist eine Katastrophe eintritt. Weder die Kunst noch die Künstler noch das Publikum können das auf die Dauer ertragen. Während andere Völker, die uns in der bildenden Kunst mindestens gleichstehen, wenn nicht überlegen sind, sich mit einer oder zwei Revuen der Jahresproduktion begnügen, ertönt bei uns ringsum ein Fanfarengeschmetter, daß einem die Ohren wehe tun. Es ist mit den Kunstausstellungen schon fast wie mit den Denkmälern. Sie regen niemand mehr auf, weil sie sich doch alle verzweifelt ähnlich sehen und weil der ganze Betrieb so sehr in Routine und Schablone verrottet ist, daß es nur in seltenen Ausnahmefällen gelingt, dem abgeleierten Instrument noch einen reinen Ton zu entlocken.

Nie hat sich die Sinnlosigkeit der herrschenden Zustände mit schlimmerer Deutlichkeit erwiesen als in diesem strahlenden Sommer 1904. Der Winter, der hinter uns liegt, hatte lang schlummernde Gegensätze in einem bedeutungsvollen Kampf konzentriert, und diesmal war der Lärm nicht fruchtlos, sondern als der Pulverdampf der Schlachten sich verzog, blieb als greifbares Resultat nichts weniger als eine ganz neue Organisation übrig: der Deutsche Künstlerbund. Es sah so aus, als wollte nun auch in den äußeren Kunstverhältnissen, die eine sichtbare Formel für die inneren sind, eine neue Ära anheben. Ja, „Kuchen"! In der Brutalität des deutschen Ausstellungswesens erstickten alle schönen Hoffnungen. Der Bund mußte natürlich in einer großen Heerschau beweisen, welche Fülle von Kraft und Eigenart er zusammenfaßt. Eine imposante Demonstration mußte zeigen, wieviel Gegenwarts- und Zukunftswerte heute bei uns vorhanden sind. München, die Geburtsstadt der ersten Sezession, war der gegebene Platz für diese Kundgebung. Ja, aber, sagten die Berliner, wir können doch nicht auf *unsere* Ausstellung verzichten. Lieber Himmel, riefen die Sachsen, wir haben zunächst auf Dresden Rücksicht zu nehmen. Vor allem, erklärten die Rheinländer, muß jetzt Düsseldorf gefördert werden. Es ist klar, meinten die Wiener, daß wir unsere neuesten Arbeiten vorab zu Hause aufstellen. Natürlich, lächelten die Darmstädter, machen wir uns nun erst einmal auf

der Mathildenhöhe ein kleines Vergnügen. Unsere Jubiläumsausstellung, versicherten die Karlsruher, wird nicht aufgegeben. Und überhaupt, schrien sie alle durcheinander, wollen wir alle überall vertreten sein. O Deutschland!

So blieb denn für die große Aktion in München herzlich wenig übrig. Was schließlich herausgekommen, ist eine sehr anständige Ausstellung der dortigen Sezession, etwas mehr als sonst von auswärtigen Gästen beschickt, die zumeist ältere Sachen einsandten, weil ja die neusten anderweitig versagt waren. Keine Spur von „imposanter Demonstration". Es ist gute Kunst, gewiß, und es ziehen sich auch bezeichnende Linien durch die sorgfältig gesiebte Kollektion, von Liebermanns und Slevogts moderner Temperamentmalerei zu Karl Haiders feiner Altmeisterlichkeit, von Trübners gemauerten Lichtstudien zu des jungen Otto Sohn-Rethel liebevoller Sauberkeit, von Kalckreuths reiner Empfindung zu Habermanns und Albert von Kellers angenehmen Perversitäten, vom männlich-ernsten Wahrheitsdrang Klingerscher Zeichnungen zu der zierlich-preziösen Phantastik von Julius Diez, bei den Skulpturen von Opplers handfestem Naturalismus zu der klaren Formweisheit der Gaul und Wrba und zu dem dekorativen Ulk von Th. Th. Heines Bronzesatanas. Aber wie ganz anders hätten sich die Lande ausgestalten lassen, die diese Endpunkte begrenzen! Eine köstliche Gelegenheit hat man hier leichtherzig verpaßt. Wird man sie, wenn sie im nächsten Jahre wiederkehrt, im neuen Hause der Berliner Sezession besser ausnutzen?

Man muß es den Berlinern lassen, daß sie bei der Abschiedsvorstellung in ihrem alten Heim den leisen Versuch einer Durchbrechung der üblichen langweiligen Aufreihung gemacht haben. Ein auffallend starkes Angebot an Porträts gab den Anlaß zu einer geschlossenen kleinen modernen Bildnisgalerie, die wir laut willkommen heißen. Das Porträt sei uns als Helfer in der Befreiung aus allerlei lauernden Gefahren gegrüßt. Es gibt dem Malerischen, was des Malerischen ist. Und zwingt die Herren doch, sich von den inneren Geheimnissen, die Welt und Menschheit und Natur in sich tragen, nicht allzu weit zu entfernen, über dem farbigen Abglanz des Lebens das Leben selbst nicht ganz zu vergessen. Whistlers Duret, ein Gipfelpunkt seiner sublimen Geschmacksmalerei, war ein vornehmer Führer dieses Reigens, in dem sich die jungen Berliner, Breyer, Kardorff, König, Linde-Walther, so respektabel halten. Der ganze Saal erscheint wie eine Ansprache. Kinder sagt er, ihr seht, es gibt auf der Welt nicht nur rasche Blicke über einen Fluß oder in eine Straße, drei Äpfel auf weißem Tischtuch, Interieurecken, und andere Farbenspiele, es gibt auch Menschen, gibt auch Charaktere, gibt auch Angelegenheiten des Erdgeistes, und man braucht nicht unbedingt ein Kitscher und ein Schwindler zu sein, wenn man ihnen mit dem Pinsel zu Leibe geht. Ähnliches predigt Ferdinand Hodlers prachtvolles Historienbild des Rückzugs von Marignano. Mit einem Schlage wird uns hier etwas bewiesen, was wir schon nicht mehr glaubten: daß auch unter den Lebenden das Geschichtsgemälde noch möglich ist. Es ist die machtvolle Wiedergabe eines mit der Phantasie erschauten Vorgangs in den Formen einer Kunst, die nicht Wirklichkeitsbeobachtung vortäuschen will, wo sie nur erlogen sein kann. Ein Zug schweizerischer Krieger, die blutend, in knirschender Wut, der Übermacht weichen, auf die Fläche projiziert; ein Wandbild, das wahrhaft eine Wand schmückt, nicht die Illusion einer Wandlosigkeit hervorzurufen sich müht. Eng zusammen gerückte Gestalten, ein Gedränge von Körpern und Beinen auf dem Wege, von Lanzen und Bannern in der Luft, eine eckige Gesellschaft von Rethelscher Herbheit, streng und rauh wie der Krieg selbst, keine Bühnenfiguren, vielmehr in malerischer Vision gesehene Kerle aus verklungener Zeit. Diese Lanzen und Schwerter stammen nicht von Verch und Flothow, sondern vom Waffenschmied, diese Wunden bluten. Und solche Wahrheit wird durch monumentale Abstraktion und eine seltsam zu dekorativer Wirkung verwertete lichte Helligkeit errungen, in der das Gewimmel der natürlichen Werte auf ein paar an den Fingern abzuzählende starke Hauptkontraste reduziert ist. Hommage à Mr. Hodler!

Aber so viel Reize die Sezessionen bisher auch zu bieten hatten, sie werden nun doch, da sie sich selbst für die praktische Seite ihrer

Tätigkeit durch den Künstlerbund neue Formen vorgeschrieben haben, ihr Ausstellungswesen reformieren müssen. Sie werden nicht umhin können, ihre Veranstaltungen reicher und mannigfaltiger auszubilden, besser zu gruppieren, die verschiedenen Strömungen moderner Kunstbemühung schärfer zum Ausdruck kommen zu lassen, Plastik, Graphik, Kunstgewerbe, vielleicht auch Architektur, vielleicht auch Gartenkunst, ganz anders heranzuziehen als bisher, historische Rückblicke zu werfen, die den modernen Stammbaum erhellen, auf vergessene Männer hinzuweisen, die jetzt als stille Vorläufer erkannt werden, und so fort. Denn es ist klar, daß die Sezessionen, wenn sie nun in dem weiteren Künstlerbund-Rahmen auftreten, noch mehr mit der allzu zwanglosen Art der Anordnung aufräumen müssen, die noch ein Erbe der riesigen Genossenschaftsparaden ist.

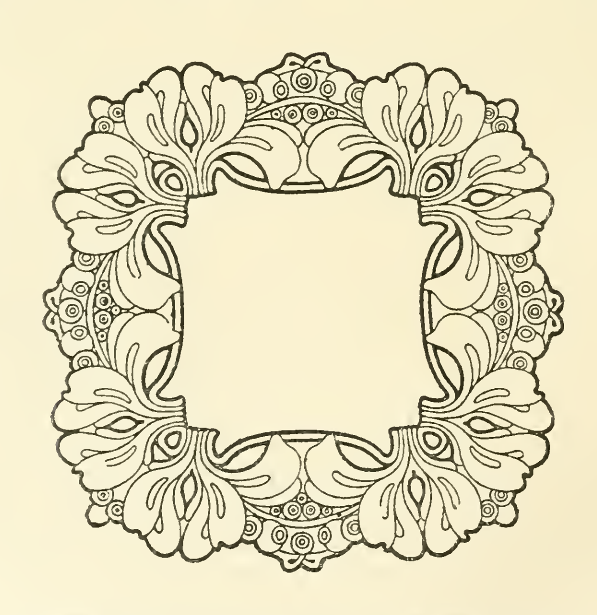
Es ist wunderlich, daß diese Unternehmungen der Genossenschaft sich gerade da am sinnlosesten und unerträglichsten entwickelt haben, wo die älteren Verbände durch das Emporkommen der Sezessionen doppelten Anlaß gehabt hätten, alle Kraft aufzubieten, um sich zu halten und sich womöglich gar durch Paralysierung etwaiger Unterlassungssünden und Einseitigkeiten der kecken Neulinge wieder eigene Verdienste zu erwerben. Die labyrinthischen Glaspaläste zu Berlin und München sind Strafanstalten für den Besucher geworden. Die Erinnerungen an sie drücken sich hauptsächlich in einem Wanken der Kniee und einem Zittern der Waden aus. Wenn auch in diesem Sommer in Berlin eine Handvoll mit Liebermann verzankter ehemaliger Sezessionisten und ein paar Neulinge, die freilich im Wust der Belanglosigkeiten versinken, die Ehre retten, wenn auch in München die Säle der Luitpoldgruppe und der Scholle, die sich in eigner Weise zu kultivieren beginnt, Oasen in der Wüste darstellen — das Resultat der Kunstgenüsse ist doch hier wie dort fast nichts als eine unbezwingliche körperliche Ermüdung und das verzweifelte Fragezeichen: wie soll das enden?...

Unfaßbar, daß in diesen beiden Hauptstädten des deutschen Kunstbetriebes das eigentliche Ausstellungswesen am meisten verrostet ist, daß die fruchtbarsten Reformen dauernd von den kleineren Zentren ausgehen. Seit 1897 predigt Dresden seine Ausstellungskunst, Wien, Düsseldorf, Darmstadt, Karlsruhe sind gefolgt — in Berlin und München bleibt alles beim Alten. Dresden zeigt in diesem Sommer wieder seine Unerschöpflichkeit in der Erfindung neuer Anziehungsmittel. Da werden die Schätze großer Privatsammlungen, wie der Berliner Ravené-Galerie, für die Allgemeinheit nutzbar gemacht und damit allerlei retrospektive Nachdenklichkeiten erweckt. Alte Schlösser werden auf die schönsten dekorativen Zeugnisse des Empire- und Biedermeiergeschmacks hin untersucht, um dem Auge einen erlesenen Genuß und modernen kunstgewerblichen Bemühungen eine feine Anregung und — eine Warnung zu bieten. Einzelne geschlossene deutsche Künstlerkreise, wie der unter Kalckreuths Führung aufblühende Stuttgarter Bund oder die sächsische Jugend der „Elbier", werden mit eignen Sälen bedacht. Eine Menzel-, eine Rodin-Kollektion wird zusammengetrieben, die Gartenkunst wird bemüht. Durch solche und andere Labetränke erquickt, verliert man auch zum Studium des minder Fesselnden nicht die Frische. Und merkwürdig die drei zuletztgenannten Belebungsmittel: Menzel, Rodin, Gartenkunst, hat man zu gleicher Zeit in Düsseldorf zu Hilfe genommen; hier sogar in erweitertem Maße, weil sie die Hauptstützen waren. Die Düsseldorfer Ehrung des kleinen Gewaltigen von Berlin ist ohne Vorgang und Beispiel. Die Rodin-Ausstellung der Rheinländer, an die eine imposante Darlegung der gesamten neueren Plastik Frankreichs geknüpft ist, bedeutet eine Tat. Hier und in Dresden, nicht in München oder Berlin, sehen wir des Meisters jüngste Arbeit in Abgüssen: den gewaltigen „Denker" vom Höllentor. In stolzer Kraft ragt die neue Welt der Form empor, die er und die Seinigen geschaffen.

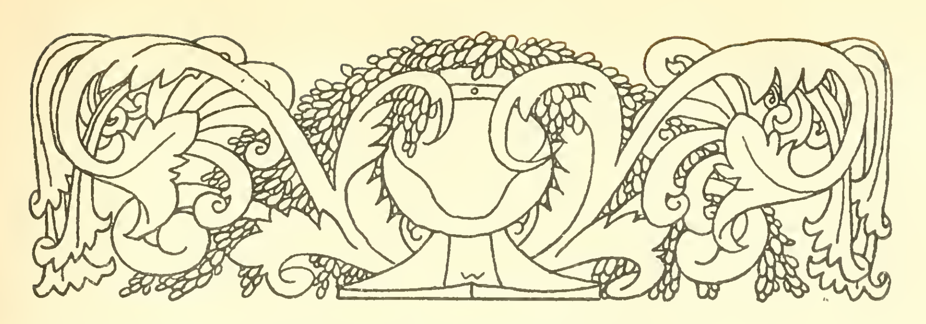
Als „Novität" aber ist die plötzliche Heranholung des Gartenbaus zu begrüßen. Allerdings, durchwandern wir die Düsseldorfer Gefilde, so sehen wir ein, wie bitter Not das tat. In einer Epoche alles überflutender dekorativer Sehnsucht haben wir dies wichtige Gebiet bis heute sündhaft vernachlässigt; das Schema des englischen Gartens herrschte

unumschränkt. Mit einem Schlage ist das Gefühl erwacht, daß hier tausend neue Möglichkeiten des Neuen und Besseren schlummern. Noch sind nur vereinzelte Versuche aufgetaucht, mit der Schablone aufzuräumen, und weder Peter Behrens' Düsseldorfer noch Wilhelm Kreis' Dresdner Vorschlag gibt hier Endgültiges, beide sind zu sehr von dekorativen Kunstgedanken und zu wenig von der Natur ausgegangen. Aber das Gestrüpp ist nun einmal niedergehauen und der Anfang des Weges freigelegt. Und die Gartenkunst wird uns auch sonst helfen. Sie wird uns aufs neue lehren, wie man das Nächste und Heimische zu pflegen hat, nicht um nun stehen zu bleiben, sondern um von diesem Ausgangspunkt aus behutsam vorwärts zu gehen; wie man aus der Eigenart des individuellen Wesens heraus konzentrisch weitere Kreise um sich ziehen kann und muß; wie aber die innige Verbindung mit dem Boden, auf dem wir stehen, nie gelöst werden darf. Sie wird in uns den heiligen Respekt vor dem Natürlichen und Gegebenen neu stärken und vertiefen und uns vom Schema befreien, von jedem Schema und jeder Schablone, nicht nur von der gestrigen, auch von der heutigen, in der Kunst wie in der Lebensgestaltung und auch — in den Ausstellungen, ohne die unser Jahrhundert nun einmal nicht mehr auskommt. Wir werden lernen, die Gottesgabe der mannigfaltigen Kunst- und Kulturmittelpunkte, mit denen Deutschland gesegnet ist, sinnvoll ausnutzen, indem wir sie zunächst als Stätten der Kunstpflege im Engern behandeln. Dann erst wird es möglich werden, die weiteren nationalen und internationalen Anregungen vernünftig, stets den Verhältnissen entsprechend, anzugliedern und nun auch in einzelnen großen und zusammenfassenden Unternehmungen das Ganze eindrucksvoll zu konzentrieren. Dann wird der gegenwärtige Zustand: daß alle Kunststädte jedes Jahr dasselbe anstreben und in unfruchtbarem Wettkampf um die gleichen Ziele ihre Kräfte aufreiben, ein Ende nehmen und unsere Ausstellungen werden vielleicht wieder in heute ungeahnter Weise Faktoren der Kunstentwicklung sein, nicht mehr zusammengestoppelte Konkurrenzmärkte.

Max Osborn



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Theodor Fontane/ Briefe an seine Familie

Meine liebe, gute Mila. London, d. 14. September 1855.

Ich kann in gar keiner besseren Stimmung an Dich schreiben; ich bin nämlich ein bißchen fißlich und lache in einem fort. Was doch ein Glas Grog alles machen kann, und noch dazu aus dem philiströsesten Menschen von der Welt! Denn im Grunde bin ich doch nur ein Philister. — Mein augenblicklicher Zustand, der eigentlich mehr auf Boxen, Tanzen, Kopfstehen usw. aus ist als auf Briefe schreiben, hat folgende Entstehungsgeschichte. Ich habe mich gestern im Prinzeßtheater (König Heinrich VIII. [Shakespeare] wurde gegeben) etwas erkältet und kam vor einer Stunde, nachdem ich an Mr. Hudson und Mr. Schweitzer geschrieben, auf den glücklichen Gedanken, Grog zu trinken. Der Oberkellner, ein kapitaler Kerl, meinte, er wolle mir ein Glas mit einem Segensspruch (der sein Privateigentum sei) zusammengießen — vor solchem gefeiten Grog risse jeder Schnupfen aus wie Schafleder. Natürlich bat ich ihn, das Seine zu tun, aber der ganze Segensspruch scheint in nichts anderm als in einer doppelten Ladung Rum bestanden zu haben und so schreit' ich denn auf dem schlüpfrigen Pfade der Besoffenheit der Genesung entgegen. O, dieser himmlische Zustand! Was wäre mir jetzt nicht alles gleichgültig? Ob ich hier eine neue Zeitung begründe oder wieder für die harmlose Westfälische von Berlin aus korrespondiere, ob ich ein berühmter Mann werde oder im großen Haufen rettungslos verloren gehe, ob ich Manteuffeln befriedige oder zur Verzweiflung bringe, ist mir alles ganz gleichgültig, und es ist in der Tat der größte Beweis meiner Liebe zu Dir, daß ich selbst in diesem meinem seligen Zustand noch eine besondere Freude an Dir habe und wohl wünschte, Du säßest vor mir und könntest Dich über diese harmlose, leider flüchtige Ausgelassenheit Deines endesunterzeichneten Mannes ärgern oder freuen, oder beides zugleich. Was macht mein kleines Georgechen? Bewundern ihn die Leute in seinem schottischen Kittel, oder ist er so ungezogen, daß alle Bewunderung aufhört? Ich denke oft an Euch, auch nüchtern, und mit herzlicher Freude, und bin ordentlich überrascht, daß Du mir doch mehr fehlst als der Junge. Du wirst an dieser Stelle vielleicht weinen und ausrufen: „Wenn er nüchtern ist, sagt er mir so etwas nie!" Aber finde darin Deinen Trost, daß in der Unbewachtheit des Rausches der eigentliche Mensch erst zutage tritt, und freue Dich über diese Geständnisse, selbst wenn

sie Dir Tränen kosten. Nun aber sei es genug. Die Tischglocke (die hier in einem großen kupfernen mexikanischen Schilde besteht, dessen Töne immer an den 1. Akt von Ferdinand Cortez erinnern) wird bald rufen, und so sei denn abgebrochen, um auf dem nächsten Bogen einer nüchternen Betrachtung Raum zu lassen. Leb wohl für heut'; Dein Theodor.

Meine liebe Frau. London, d. 17. November 1855 (Café Divan).

Die Zeilen sollen nicht viel andres als meine Freude über Deinen heut' erhaltenen Brief und die Mitteilung enthalten, daß ich wieder ziemlich auf den Beinen bin. Ich sage „ziemlich", weil mir immer noch ein Rest von Erkältung in den Gliedern sitzt, ein böser Feind, den ich im Laufe dieses Winters auch schwerlich ganz los werden werde. Ich habe soeben unten bei Simpson im Zug gegessen und, während ich eine Treppe hoch diese Zeilen schreibe, sitz' ich wieder im Zug. Wenn ich zuhause bin, muß ich im Zuge arbeiten und mich anziehn und im Zuge schlafen. Die Engländer nennen das „Ventilation"; was sie „Zug" nennen, deckt die Dächer ab und würde in der ganzen übrigen Welt Sturmwind heißen. Hätt' ich die kalten Bäder, so möcht' es gehn; aber ohne diese ist es für mich sensiblen Menschen eine harte Nuß. Was mich rettet, ist der Pelz. Mag seine Entstehungsgeschichte in Dunkel gehüllt sein wie die Geburt aller großen Erscheinungen, — gleichviel er ist da und er beglückt. Oft seh' ich ihn wehmütig an und gedenke des hartgeschmähten Lepel, der nun 'mal ein Sohn der Charitas und ein Jünger der Musen, aber freilich kein Liebling der Grazien ist. Beiläufig bemerkt, macht der Pelz hier völliges Furore, hier, wo sonst nichts Aufsehn zu erregen vermag. Ich könnte hier die erste Zeitung der Welt redigieren und niemand würde mich kennen; ich könnte mir brennende Räucherkerzchen so lange in die Nase stecken, bis ich tot wäre, und nichts würde mein Lohn sein als ein Leitartikel in der Times; aber diesem Pelz kann London auf die Dauer nicht widerstehn, und bald wird the foreigner with the fur (der Fremde mit dem Pelz) zwischen Queens Square und Strand eine gekannte Größe sein. Who is your tailor (Wer ist Ihr Schneider?) brüllte mir neulich ein Cabkutscher nach, und im allgemeinen hält man mich für einen im Bomarsund gefangen genommenen russischen Offizier, der jetzt Erlaubnis erhalten hat, sich London anzusehn.

Ob es Dir möglich sein wird, diesen Brief zu entziffern, mögen die Götter wissen. Nun, Du hast ja Zeit. Schreibe bald wieder Deinem Theodor.

Meine liebe, gute Mama. London, d. 14. März 1856.

Aus Lieschens Briefen wirst Du das Wesentliche ersehn, was seit vier Wochen hier vorgekommen ist. Ich war unwohl (überarbeitet und Brustschmerzen infolge davon) und Emilie ist es jetzt. Sie hat sich gründlich erkältet, um so gründlicher als Du ihren Eigensinn kennst, wenn man ihr irgendeinen vernünftigen Rat gibt. Heute schickt' ich zu Morris; es ist nicht bedenklich, und nach 14 Tagen, denk' ich, wird sie nicht nur wiederhergestellt sein, sondern, was auch von Wichtigkeit ist, die

Dinge hier mit freundlicherem Auge ansehn. Im allgemeinen muß ich sie loben; hundert Frauen würden sich viel schlimmer benehmen und ihrem Mann jeden Tag versichern: sie könnten hier nicht leben; es gäbe hier keinen Weißkohl und die Kartoffeln konsumierten zu viel Butter.

Daß Lieschen mitgekommen ist, ist in der Tat ein großes Glück; — es würde sonst gar nicht gehn. Ihre Ruhe, resp. ihre Pomade ist hier durchaus angebracht; auch hat sie wohl jenen Fontaneschen Charakter, der sich in alles findet, in Klugheit und Dummheit, in Noblesse und Gewöhnlichkeit, in Freundschaft und Gleichgültigkeit, vorausgesetzt, daß er selber nicht malträtiert wird und genug zu essen hat. Ich habe auch viel davon und ertrage drum die Trennung von meinen Berliner Freunden, die ich herzlich und aufrichtig liebe, viel leichter als Emilie.

Auch über Lieschens Wesen und Benehmen will ich mir erlauben, Dir ein Wort zu sagen. Vielleicht, daß Du es für richtig hältst und eine Art Gebrauch davon machst. Ich glaube nämlich, daß sie zu den Naturen gehört, die man völlig sich selber überlassen muß. Sie ist dickköpfig, rechthaberisch und kann nicht den kleinsten Tadel ertragen. Das ist ihre Natur so. Darunter versteh' ich: sie ist, sich selber und ihrem bessern Einsehn zum Trotz, leicht gereizt und braucht Zeit, ihren augenblicklich aufsteigenden Ärger durch ihr Rechtsbewußtsein zu überwinden. Solche Naturen muß man nicht ziehn wollen, und selbst die Autorität der Eltern scheitert daran. Umgekehrt, überläßt man sie sich selbst, so entwickeln sich alle jene Eigenschaften, die Dickköpfe zu haben pflegen. Sie erfassen das eine oder andre mit Eifer und lassen nicht eher los, als bis sie's überwunden haben. Sind sie vier Wochen lang faul, so lasse man sie faul sein; sie werden dafür in den nächsten vier Wochen desto fleißiger sein. Verwahrloste Menschen gibt es wenige, und gute Kräfte liegen in jedem von uns. Diese guten Kräfte werden Herren über unsre Schwächen und schlechten Eigenschaften, wenn die letzteren nicht durch Dinge, die von außen herantreten, künstlich gesteigert werden. Strenge ist gut und Tadel ist gut; aber es gibt Naturen, die beides nicht ertragen können und die der steten Aufmunterung und selbst übertriebener Anerkennung bedürfen. Was sind unsre Grundfehler, immer vorausgesetzt, daß wir nicht von Natur bösartig sind? Wir sind faul, bequem, begierig, rechthaberisch. Den einen kuriert man mit Maulschellen und er küßt einem nachher dankbar die Hand. Bon. Der andre kann diese Kur und alles, was ihr ähnlich sieht, nicht ertragen. Da muß man Zeit, Leben, Verhältnisse wirken lassen, und sie wirken allemal. Wer sich nie gewaschen hat, wird sich waschen, wenn seine Eitelkeit oder sein Talent ihn in eine Gesellschaft führt, wo es Mode ist, sich zu waschen; wer nie zur rechten Zeit aufsteht, wird die Stunde nicht verschlafen, wenn er vorhat, in die sächsische Schweiz zu reisen; wer nie eine Handarbeit gemacht hat, wird eine Börse zusammenprudeln, wenn der berühmte Liebesfrühling kommt, und wer nie Strümpfe gestrickt hat, wird sie stricken, wenn zwei kleine Jungens da sind, die Strümpfe gebrauchen. Ich könnte Dir an meinem eignen Leben am besten dartun, wie Rechtsbewußtsein, Pflichtgefühl, Eitelkeit, Ehrgeiz, einzelne (aber sehr wenige) Neigungen in Kunst

und Wissenschaft, durchaus reformierend auf meine ganze Natur eingewirkt und mich aller Faulheit usw. zum Trotz schließlich — mit der gewöhnlichen Elle gemessen — zu einem passablen Menschen gemacht haben. Wie mir aber, so ergeht es der Mehrzahl aller Menschen. Ich war auch außer mir, als ich einen Säbel und einen — Ochsenziemer zu gleicher Zeit geschenkt erhielt, und eine ähnliche Independenz steckt wohl in uns allen.

Wenn Du Liesen ruhig gewähren läßt, bild' ich mir nicht ein, daß sie plötzlich viel fleißiger und liebevoller sein wird! Aber sicherlich auch nicht weniger, und wenn man dasselbe Resultat ohne Schelte haben kann, warum nicht? Nimm dies nicht als Klugschmuserei auf. Am allerwenigsten bilde Dir ein, daß Lieschen geklagt hätte; das liegt gar nicht in ihrem Charakter. Ich schreibe es nur, weil ich au fond gegen Lieschen eingenommen gewesen bin und jetzt erprobt zu haben glaube, wie man verfahren muß, um ganz gut mit ihr fertig zu werden. Und nun leb wohl. Wie immer Dein Theodor.

Sonnabend. Ich schrieb den Brief gestern abend; in der Nacht kamen mir allerhand Bedenken, ob ich ihn abschicken solle. Emilie las ihn eben durch und meinte: Du würdest die gute Absicht nicht verkennen. Das laß mich denn hoffen. Auch glaub' ich, daß man in einem gewissen Alter solche Fragen mit seinen eigenen Eltern besprechen darf. Dein Theodor.

Meine liebe Frau. London, d. 1. November 1856.

Habe Dank für Deine eben erhaltenen freundlichen Zeilen. Sie haben mich insofern enttäuscht, als ich eigentlich gedacht hatte: es sei da. Der nächste Brief wird wohl Mutters oder Lieschens Handschrift auf der Adresse tragen; gebe Gott, daß sein Inhalt ein freudiger ist. Vielleicht wird das Kind am 4. November geboren, das ist der lang erwartete Tag, wo in Nordamerika die Präsidentenwahl stattfindet. Wenn es ein Junge ist, wollen wir ihm den Namen des Siegers als Vornamen geben; oder vielleicht ist es nobler und humaner, das Gemüt des Besiegten durch solche Huldigung wieder aufzurichten. Theodor Buchanan Fontane, wie hübsch das klingt! Ja, die Sache geht noch weiter; es paßt auch, wenn es ein Mädchen ist: der eine Kandidat heißt „Fillimore", das klingt ganz weiblich und hübsch dazu und erinnert an die reizende „Fennimore" in einem Roman der guten Paalzow. Was es also auch sein mag, für aparte Namen ist wenigstens gesorgt.

Wollte Gott, daß für alles andre ebensogut gesorgt wäre. Das bringt mich mit einem tüchtigen Sprunge von der poetischen Paalzow direkt auf den prosaischen Geldpunkt. Es steht bedenklich damit, weil ich in den nächsten zwei Monaten größere Ausgaben habe, während die Einnahmen oder richtiger die Besitzstände unverhältnismäßig gering sind. Ich muß durchaus einen dicken Rock haben; in meinem dünnen Pelissier hab' ich so jämmerlich gefroren, daß ich mich erkältet habe, und den Pelz kann ich aus allen möglichen Gründen nicht mehr tragen. Ich stehle mich mit ihm nur in der Schummerstunde durch die Straßen und bin jeden Abend einsam zu Hause, weil ich in diesem altdeutschen Ratsherrnaufzug weder

Klub noch Meeting noch Theater besuchen kann. Und ein klein bißchen Zerstreuung täte mir so wohl.

Not brauchen wir trotz der augenblicklichen Verlegenheit nicht zu fürchten. Zunächst gibt es vom 1. Januar ab mehr Gehalt. Dazu kommen die Zeitungseinnahmen. Aufsätze, die ich von hier aus schreibe, werden immer ihren Abnehmer finden. Nur leugne ich nicht, daß ich zum Aufsatzschreiben weniger Neigung habe als zum sogenannten „Korrespondieren". Früher war es gerade umgekehrt. Dieser Wechsel meines Geschmacks hat, glaub' ich, bloß im Geldpunkt seinen Grund. Ein Aufsatz, wenn er irgendwelchen neuen Gedanken enthält, will hin und her erwogen sein und kostet unverhältnismäßig viel Zeit und Mühe; ein Korrespondenzartikel ist verhältnismäßig leicht geschrieben. Man berichtet entweder eine neue Tatsache, oder man zieht Schlüsse aus gegebenen Fakten; beides macht sich rascher und ist drum profitabler. Dazu kommt noch, daß der Zeitungsbedarf ungleich größer ist als der schönwissenschaftliche; eine Zeitung, in ihrem politischen Teil, kann täglich einen Artikel von mir bringen, in ihrem Feuilleton höchstens wöchentlich einmal.

Über Dein Kommen im Mai, so Gott will, schreib' ich das nächste Mal. Ich freu' mich sehr darauf und bange doch fast ebenso davor. Es ist hier langweilig und wird es immer bleiben. Die Engländer selber finden es, und wie soll es nun gar erst einem Fremden ergehn, der (wie Du) nicht einmal die Times versteht und Zweifel unterhält über die unbedingte Berechtigung des leg of mutton. — Und nun sei Gott mit Dir und gebe Dir ohne viel Angst und Schmerzen ein gesundes Kind, aber nur eins wenn ich bitten darf. Lebt alle wohl. Viel tausend Grüße und Glückwünsche von Deinem Theodor.

Meine liebe Frau. London, d. 9. Februar 1857.

Wenn Du diese Zeilen erhältst, ist hoffentlich alles wieder in erträglich gutem Geleise. Ich wünsche Dir von Herzen, daß diese dritte Amme eine gute Person sein und die wirklich schwere Zeit endlich ein Ende haben möge, die Du hast durchmachen müssen. Du wirst Dich dann auch bald wieder erholen. Eigentlich ist es doch eine miserable Existenz, und wenn ich mir diesen Jammer so ansehe, so erfüllt er mich neben aufrichtigem, herzlichem Mitleid mit einer Art Ingrimm. Es ist alles so sehr mierig, so niederdrückend. Wenn man in schwere Not kommt, wenn ein Kind auf den Tod liegt, wenn Frau oder Mann sterben, so sind das harte Schläge, schwere Prüfung für die, die es trifft. Aber es ist etwas relativ Erhebendes darin; man fühlt: Das schickt Dir Gott. Wenn man aber dazu verdammt ist, sich mit Ammen und Dienstmädchen, Nachbarn und Hauswirten dreiviertel des Lebens hindurch zu ärgern, so erscheint das nicht wie eine Auferlegung Gottes, sondern wie ein schlechter Spaß Sr. Majestät des Deibels.

Lies aus dem Vorstehenden nicht etwa einen kleinen versteckten Hieb heraus. Im allgemeinen muß ich einräumen, daß Du von der schwarzen Karline an bis herunter zur alten Brocken immer recht gehabt hast. Aber es ist auf der andern

Seite allerdings meine Meinung, daß es irgendwo hapern muß, und ich bin mir nur noch nicht klar darüber, ob es in den Verhältnissen oder an den Frauen und ihren Forderungen liegt. Was ich an dieser Stelle sagen will, bezieht sich nicht auf die Vorfälle mit der Amme, die, wie ich nicht bezweifle, ganz gewiß ein Biest gewesen ist. Aber es hat allgemeine Gültigkeit, und ich sprech' es hier aus, weil bis auf einen gewissen Grad das Glück meines Lebens davon abhängt. Ich kann nämlich nicht leugnen, daß mich diese Stänkereien mit gemeinem Pack geradezu zur Verzweiflung bringen. Auf Kommando mit Seelenruhe Ohrfeigen austeilen und dann weiter frühstücken, kann ich nicht und werd' ich weder noch will ich es lernen. Ich kenne nur einen räsonnablen Weg, und das ist der: ich toleriere, was irgend zu tolerieren ist und wenn es endlich zu viel wird, sag' ich ohne alle Heftigkeit: packen Sie Ihre Sachen und — sich selbst. Ich weiß zwar, daß meine Bitten nichts helfen werden (denn die Menschen bleiben wie sie sind, gleichviel ob man sie bittet oder nicht), aber ich bitte Dich dennoch: mache Dir diese Regel soviel wie möglich zu eigen. Daß es schwer ist, sie immer zu befolgen, glaub' ich gern. Andre Leute haben Dienstboten fünf, zehn, fünfzehn Jahr, aber es würde sehr hart sein, auf solche Fälle hinzuverweisen und von Dir dasselbe zu verlangen. Nimm z. B. Kuglers. Ja, zur Frau Geheimrätin geht ein solcher Feger wie die Bombardierschwester gar nicht hin. Solche vornehmen Leute kriegen immer gute Dienstboten; und höheres Lohn, hübsche Geschenke und gute Trinkgelder werden Ursache, daß sie gut bleiben. Wir kriegen nur zweite und dritte Sorte, also entweder eine brauchbare, die liederlich, oder eine tugendhafte, die unbrauchbar ist. Ist sie brauchbar und tugendhaft, so ist sie heftig, und ist sie nicht heftig, so ist sie vergeßlich, dumm oder schmutzig, oder sie ist lecker, frißt Gelee oder klatscht auf der Treppe, daß sie so magere Bissen kriegt.

So wird es immer sein; die untergeordneten Verhältnisse, in denen man lebt, bringen es so mit sich. Ist man nun eine gewöhnliche Schusternatur, so wird eben gekeift, geohrfeigt, weggejagt. Hat man aber ein Anstandsgefühl, wie es ein Geh. Rat nicht besser haben kann, so ist man in einer schlimmen Lage! denn während man auf Dienstmädchen erster Klasse zugeschnitten ist, kriegt man sie zweiter und dritter Klasse. Was da tun? Da man den Schusterkomment unmöglich einführen kann, muß man sich mit Geduld wappnen, muß man die Situation begreifen lernen und dahinter kommen, daß man diese Mißlichkeiten am leichtesten trägt, wenn man sie scheinbar ignoriert und sich tagtäglich die Worte wiederholt: „es kann nicht anders sein." Wird's dann zu viel, dann rasch weg damit. Ich habe mich in dieser Kunst des Ertragens hier wieder bewährt. Unendlich vieles könnte besser sein; mein letztes Tischtuch hatt' ich sieben Wochen, und es war schon unsauber, als ich's kriegte, mal fehlt dies, mal das, die ganze Einrichtung ist nur kümmerlich und war es vor vier oder sechs Wochen noch viel mehr. Ein paarmal dacht' ich, es ginge nicht länger, — dennoch hab' ich's ertragen und ich bin herzlich froh darüber. Ich wiederhole: was irgend zu ertragen ist, das ertrage man eben und tröste sich damit, daß das Kommende leicht möglicherweise schlechter ist. In

diesem „Ertragen" bist Du kein Meister. Dein Benehmen gegen W. und was Du bei der Gelegenheit alles von mir fordertest, hat das am klarsten bewiesen. Du hattest ganz recht; es war eine harte Nuß, es war beinah' nicht zu ertragen, aber die Besonderheit der Verhältnisse ließ keinen Zweifel darüber, daß es ertragen werden mußte.

Diese lange Auseinandersetzung hat gewiß viel Lächerliches. Aber ich schreibe darüber so breit zu Deinem und meinem Besten. Es ist wahr, daß Dienstleute einem das Leben vergällen können, und so muß man's denn ordentlich studieren, wie es anzufangen ist, daß einem dieser Ärger nicht über den Kopf wächst.

Wenn Du schreibst, es sei recht gut, daß ich diese Misere nicht hätte mit durchmachen müssen, so hast Du — ich sprech' es frei von jedem verächtlichen Motive aus — darin vollständig recht. Helfen hätt' ich wenig können; wahrscheinlich hätt' ich nicht einmal Deinen berechtigten Unwillen gemindert, weil ich nicht leugnen will, daß ein bis zur Schwäche sich steigerndes Billigkeitsgefühl, das auch dem Gegner nie Unrecht tun will, mich zu einer sehr zweifelhaften Stütze in solchen Sachen macht. Mein Fernsein von allen diesen Vorgängen hat, so Gott will, wenig geschadet, aber, wenn mich nicht alles täuscht und trügt, mir Segen gebracht. Du weißt, daß ich das aufrichtige Streben habe, mir eine bescheidene Position in der Welt zu erringen — eine Stellung, die mich und die Meinigen ernährt. Dazu ist Arbeit, Tätigkeit, Lernen unerläßlich nötig, und zwar rasch und mit Aufgebot aller Kraft, weil ich verhältnismäßig alt bin und keinen Tag mehr zu verlieren habe. Ich glaube, daß ich auch in diesen letzten vier Monaten wieder Fortschritte gemacht und mich dem Ziele nähergebracht habe, das doch das beste von allem bleibt, nämlich dem: nötigenfalls auf eignen Füßen stehn zu können. Das wäre absolut unmöglich gewesen, wenn ich all' die Not, Krankheit, Sorge und den Ärger hätte mit durchmachen sollen. Wenn mir von all' diesen Sachen, wie ich nicht zweifle, noch ein gut Stück vorbehalten ist, so möcht' ich wohl, die Götter warteten damit so lange, bis ich fest im Sattel sitze und die Sachen durchmachen kann, ohne dadurch geradezu meine ganze Zukunft und Existenz gefährdet zu sehn.

Ich zweifle nicht, daß Du diese Zeilen in demselben freundlichen Sinne aufnehmen wirst, in dem ich sie schreibe.

Gebe Gott Dir nun endlich ruhigere und sonnigere Tage, das ist der aufrichtige Wunsch Deines Theodor.

Meine liebe Frau. London, d. 10. März 1857.

Dem Diktierer und Schreiber zunächst meinen Dank. Ich wünsche, daß Dich diese Zeilen wohl antreffen mögen, wohler als der ist, der sie schreibt. Ich habe mir am Sonnabend, nach länger denn Jahresfrist, die Haare schneiden lassen und habe diesen Verschönerungsakt mit einer Erkältung bezahlen müssen. Das Schicksal neckt einen mitunter auf unglaubliche Weise. Es war schönes, stilles Wetter, als ich um neun Uhr abends mit meiner langen Mähne in den Friseurladen trat, und es war kalt, naß, windig, als ich eine Viertelstunde später mit

wenig Haar und viel Pomade aus demselben Laden herauskam. Da kriegt' ich's denn. Vielleicht steckte es mir auch schon in den Gliedern. Ich war nämlich am Freitag abend bei Sch. (meinem alten Gegner) zum Tee. Es gab auch Damenunterhaltung. Mit Sch. jüngster Schwägerin (einem hübschen dalbrigen Dinge mit viel mehr Busen als Verstand) behandelte ich die üblichen Themata: Sein und Scheinen, Tugend und Genuß, Lady Rothschilds Hochzeit, Lenaus Gedichte. Krinoline, Unsterblichkeit u. dgl. m. Als es vorbei war, hatt' ich einen Schwindel. Das Sch.sche Ehepaar war sehr freundlich; nichtsdestoweniger gehör' ich nicht dahin. Ich saß da wie eine Taube im Habichtsnest. Da war Dr. Meyen, der vor ohngefähr vier Wochen gesagt hatte: „ach, was geht mich dieser Regierungs-Schweinhund an!" (Das bin ich nämlich.) Da war Dr. Herzen, von dem man nicht weiß, ob er ein verrückter Sozialist oder ein russischer Spion ist. Da war Dr. Althaus, ein lederner Gothaer, der da glaubt, daß jeder liberale Privatdozent einen kapitalen Minister abgeben würde, und da war — mit dem die Liste schließen soll — ein schieläugiger Jude, der mir auf dem Wege mitteilte: „ich habe auch das Unglück, ein Preuße zu sein;" worauf ich natürlich antwortete: „na, das läßt sich tragen."

Heut' ist der Geburtstag von Betas Frau, und morgen ist grand diner bei Mrs. Collins. Zu beiden war ich eingeladen, habe aber beiden Leuten abschreiben müssen, da ich mich nicht einer neuen Erkältung aussetzen möchte. Beta und Collins sind eigentlich zwei interessante Gegensätze: Dürftigkeit, Schlafrock, Hemdzipfel, Sauerkraut, burschenschafterliche Reste, wirkliche und eingebildete Ehrlichkeit — das ist Beta; Wohlhabenheit, Eleganz, Form, Portwein, kosmopolitische Gedanken und doch englische Gefühle, etwas Humbug, aber auch kein Pochen auf unbeugsame Gradheit und Erhabenheit — das ist Collins. Die Deutschen sind wirklich besser, aber sie fangen es dumm an und machen sich dadurch lächerlich. Ein Engländer sagt: „Für 300 £ tu ich das" und tut's hinterher. Der Deutsche sagt: „Meine Überzeugung? Nicht für die Welt." Hinterher läßt er sich handeln und tut's für zehn Reichstaler. Der Engländer erklärt rund heraus: „Ich bin ein Geldmensch"; wir aber sprechen mit Verachtung vom Gelde und reißen uns nachher um eine Summe, die ein passabler Engländer als Trinkgeld gibt. Wir haben alle den Bettelstolz, solange wir gar nichts haben; so wie wir aber mit dem verführerischen Golde in Berührung kommen, so verlieren wir die Contenance, werden ungeschickt und uns selber untreu. Die Schuld liegt nicht in uns (denn in den Deutschen steckt ein aufrichtiger idealer Zug), sondern in unsrer Armut. Mit Geld verkehren ist eine Kunst wie mit Frauen verkehren; wer es 'mal nicht hat, der lernt es schwer.

Ich freu' mich sehr, Dich wieder zu sehn. Sorge nur für klare Augen; das Rattenschwänzchen kannst Du ja unter einer Morgenhaube verstecken. Küsse Lieschen und die Kinder und sei geküßt von Deinem Theodor.

Meine liebe, gute Frau. Berlin, d. 23. Juni 1862.

Du fragst, ob Du mir fehlst? Allerdings fehlst Du mir, nicht wegen Suppe und Braten (was wirklich für halbwegs anständige Menschen ein zu spießbürger-

licher Standpunkt wäre), sondern aus allen möglichen andern Gründen. Es würde dies noch viel mehr der Fall sein, wenn ich nicht gerade in diesen Wochen wieder gesehn hätte, daß unsereins ein vollständiges Hetzleben führt und daß, wie es Frauen gibt, die sich beständig fragen: Was kochst du heute? unsereins die Fieber erzeugende Frage nicht los wird: Was arbeitest du heute? Der innerliche Mensch ist immer in einer Art Aufregung und Aktion, immer in der Angst: Wie wird das werden? Welches Buch brauchst du? An wen mußt du noch schreiben? Wer weiß etwas davon? Wie komponierst du dies, wie gruppierst du das usw. usw. Dies ist die Aufregung bei der Arbeit; aber diese Aufregung ist lange nicht das schlimmste; das schlimmste ist die Sorge: Wird es auch nicht dummes Zeug sein? Oder das bestimmte Gefühl: „So geht es nicht, das ist albern, das ist verbraucht", und infolge davon die Notwendigkeit, oft mit schon angegriffenen Nerven etwas Andres, Neues an die Stelle des Alten zu setzen.

Ich schreibe Dir über diesen Prozeß so ausführlich, um dadurch, allen Ernstes, Dein Mitleid zu erwecken. Denke Dir einen innerlich derart abgehetzten Menschen, der mit Recht verstimmt ist, weil die Sachen nicht so kommen wollen, wie er möchte, und solch' armer Kerl soll nun wegen Lieblosigkeit, Mangel an Aufmerksamkeit usw. angeklagt werden. Es ist eine wirkliche Grausamkeit, der Essigschwamm für den Durstigen. Ich versichre Dir, daß ich oft viel lieber spazieren ginge oder plauderte oder im Fenster läge. Aber es geht nicht, und ich bitte Dich, mich in Zukunft nach dieser Seite hin etwas besser zu behandeln. Jeder geistig tätige Mann, dessen geistige Beschäftigung noch dazu das tägliche Brot schaffen muß, kann seine Zeit zwischen Arbeit und Familie nur sehr ungleich teilen; die Familie wird, was Zahl der Stunden angeht, immer etwas zu kurz kommen. Man sollte sich vielleicht nur öfter Ferien gönnen und alle Monate 'mal sagen: „Nun wird acht Tage lang nicht gearbeitet." Weiß es Gott, daß mir das sehr angenehm sein würde; aber ich habe bis jetzt zu dieser ruhigen Verteilung meiner Zeit noch nicht kommen können. Auch ist es deshalb schwer, weil man innerlich eigentlich nie fertig wird und Neues gleich nachrückt (und zwar unaufgefordert), wenn das Alte abgearbeitet ist.

Ich will diese lange Abhandlung doch mit einer trostreichen Betrachtung schließen. So unbequem dies beständige innerliche Engagiertsein für mich und so empfindlich es gelegentlich für Dich ist, so ist auf die Dauer — in the long run, wie die Engländer sagen — eine solche Existenz doch für beide Teile die allein glücklich machende. Wer immer bei „Muttern" ist, wird notwendig ein Philister, ein lederner Patron, dessen Langeweile nachher viel verdrießlicher wirkt, als die Unruhe des immer Beschäftigten, der eben nur Stunden und Tage hat, wo er zur Ruhe kommt, in solchen Stunden aber auch die Ruhe und alles Glück des Familienlebens doppelt genießt. Da hast Du's! Dein Theodor.

Meine liebe, gute Frau. Berlin, d. 31. Juli 1862.

Dies werden nun also die letzten Zeilen sein, die Dich vorläufig am Ruppiner See aufsuchen.

Erlebt hab' ich in diesen Tagen wenig oder gar nichts, aber so gleichförmig die Tage waren, so abwechslungsreich waren die Nächte. Am Sonntag schlief ich noch an alter Stelle und unter den alten gesicherten Verhältnissen, wenn man ein Liegen auf Sprungfedern, die alle auf dem Punkt stehn, einem ihre Spitzen in den Leib zu bohren, noch „gesicherte Verhältnisse" nennen kann. Schon am Montag änderte sich die Sache. Der Tapezierer hatte meine Matratze abgeholt, und so zog ich denn in Dein Bett — meine Bettstelle wie einen Rahmen, in dem das Bild und das Glas fehlten, neben mir. Es hatte etwas Schauerliches, Abgrundhaftes, aber die Kute der alten wackren Matratze, in der ich sicher wie in einem Troge lag, enthob mich wenigstens des Gefühls einer drohenden Gefahr. Auch dies sollte anders werden. Am Dienstag kehrte meine Matratze zurück, ohngefähr so, wie Du von Deiner schlesischen Reise — jung und dick geworden, und Deine Matratze wanderte nunmehr den Weg des Tapeziers. So kam der Dienstag abend; ich bestieg ahnungslos mein Lager. Den Bettstellenabgrund, den ich am Abend vorher zur Linken gehabt hatte, hatt' ich nun zur Rechten, und gefahrlos, wie ich die vorige Nacht am Abgrund geschlafen hatte, hoffte ich diese Nacht wieder schlafen zu können. Aber da hatt' ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Während ich die Nacht vorher auf der alten Matratze wie in einem sichren Troge gelegen hatte, lag ich jetzt auf der strammen, neuen Matratze wie auf einem umgestülpten Troge, jeden Augenblick in Gefahr, von der Rundung herunterzukollern. Endlich stellt' ich den Nachttisch in die Höhle hinein, um eine Art Gegenhalt zu gewinnen, und so, vor dem Äußersten gesichert, schlief ich ein. Seit gestern abend ist auch Deine Matratze wieder zurück, und der Abgrund hat sich geschlossen. Die Matratzen selbst sind aber durch die neue Polsterung so hoch geworden, daß ich gestern das Gefühl hatte, ich stiege in eine Art von Hängeboden oder schliefe in einer zweiten Etage.

Georges Schule hat heut' wieder begonnen. Nach dem Tee war er eine Stunde bei mir und plauderte mit mir ganz nett, verständig und manierlich. Heut' mittag hatten wir folgendes Zwiegespräch:

George: Essen die Holländer immer holländische Sauce?

Ich: Nein. Ebensowenig wie die Braunschweiger immer Braunschweiger Wurst essen.

George: So mein' ich es nicht. Ich mein' es so: wenn die Braunschweiger überhaupt Wurst essen, essen sie dann Braunschweiger Wurst?

Diese Deduktion, um gerecht zu sein, ist für einen kaum elfjährigen Jungen allerdings ganz brillant; er fühlte sofort heraus, daß meine Erwiderung nicht genau passe und traf dann in seiner Weiterfrage sehr richtig und sehr scharfsinnig die schwache Stelle meines Vergleichs.

Lebe wohl. Auf frohes Wiedersehen! Dein Theodor.

Meine liebe, gute Frau. Heringsdorf, d. 24. August 1863.

Es sind erst zwei Tage und zwei Stunden, seit ich von Berlin fort bin, und schon habe ich so viele Eindrücke empfangen, so viele alte und neue Menschen ge-

sehn und gesprochen, daß mir zumute ist, als hätte ich den Berliner Staub und die Berliner Rinnsteine schon wochenlang hinter mir. Staub und Rinnsteine, da haben wir's. Es läßt sich gegen diese Badereiserei gewiß sehr viel sagen; in hundert kleinen Dingen verschlechtert man sich, es fehlt an Komfort und manchem andern noch, aber man hat Ruhe und frische Luft, und diese beiden Dinge wirken wie Wunder und erfüllen Nerven, Blut und Lungen mit einer stillen Wonne. Selbst in Swinemünde hatte ich am Sonnabend schon dies Gefühl, hier habe ich es seit gestern in einem sehr verstärkten Grade.

Stettin gefiel mir außerordentlich; der Sonnabend (Markt) und der Strom voller Boote von den benachbarten Oderdörfern tat das seinige, um das Bild besonders anziehend zu machen. Das Dampfschiff (der Neptun) setzte sich bald in Bewegung ($11^1/_2$), und nun ging es stromab in das Haff hinein. Es erinnerte mich sehr an die Dampfschiffahrten in Schottland; auch kann ich nicht sagen, daß wir bei diesem Vergleich, namentlich in bezug auf die Menschen, sehr zu kurz gekommen wären. Nur freilich fehlte es ganz an eigentlicher Dameneleganz, wovon man in England und Schottland wenigstens immer etwas sieht. Die Landschaftsbilder waren anmutig, aber doch durchaus nicht so schön, wie die Elbufer um Hamburg herum. Um vier waren wir in Swinemünde.

An der Stelle, wo ich (es war ein wackliges altes Fachwerkhaus, darin die Ressource war) als 14jähriger Junge, angetan mit einem blauen Bastard von Frack und Jacke, getanzt und bei „Pfänderspiel" und „Wohnungsvermieten" zuerst die Unbefriedigtheit des jungen Poetenherzens empfunden hatte, erhebt sich jetzt ein großes Hotel mit vielen Balkonen und einem Eckturm, ein Gasthaus, das in Erscheinung und Größe keinem Berliner etwas nachgibt. Auch das Geschlecht der Kellner schien aus Berlin zu sein, womit ihr Urteil gesprochen ist. Ich zog mich um und ging dann in die Stadt. Es ist alles anders geworden. Leutnants und Soldaten treiben sich in den Straßen herum, dazwischen Marineoffiziere und Matrosen „von der Flotte"; ein riesiger Leuchtturm flankiert und überragt das ganze Bild, Dampfer kommen und gehn, und zu beiden Seiten des Stroms erheben sich die neuen Befestigungswerke mit ihren Türmen und Bastionen. All' das ist neu. Aber auch die Stadt selbst hat sich sehr verändert, und in abermals 30 Jahren wird sie vermutlich den Charakter einer kleinen Schifferstadt mit Giebelhäusern völlig verloren haben. Diese Giebel, die Bäume vor den Türen und eine Art Gitter, das hürdenartig diese Bäume einschloß, waren das hübschste an der Stadt, aber alles das ist auf dem Punkt zu verschwinden. Nur der Kastanienbaum steht noch, aus dessen Spitze ich (beim Kastanienpflücken) niederstürzte, wobei einer der untenstehenden Jungens ausrief: „Donnerwetter, nu kommt 'ne große".

Dies führt mich natürlich auf das Haus, darin ich fünf Jahre lang gelebt, gelernt, gespielt, gelacht, geweint habe. Es ist total 'runtergekommen. Die Apotheke ist verlegt, und in dem Lokal, wo sonst rezeptiert wurde und wo der katholische Gehilfe dem protestantischen Kollegen mit dem Messingleuchter einen Schlag auf

den Kopf gab, ist jetzt ein schmieriger Kaufmannsladen. Der Flur, die Küche, die winklige Treppe, die Einteilung der Zimmer ist (wenigstens an der Wohnseite) unverändert geblieben; aber wiewohl es nie 'was schönes war, so hat es sich doch bedeutend verschlechtert, denn alles ist dreckig und absolut ruppig geworden. Die Hof- und Garteneinrichtung ist völlig umgestaltet. Doch steht noch der Nußbaum, der damals seine noch jungen Zweige in das Fenster von Papas Stube — da, wo sein Sekretär mit der ewig knarrenden Klappe stand — hineinwachsen ließ. Ich bin in solchen Dingen so unsentimental wie möglich, und ich kann nicht sagen, daß das alles mich tief ergriffen hätte; aber von leiser Wehmut, von einer gewissen Herbststimmung, wird das Herz doch beschlichen.

Dunkle Zypressen; —
Ring' dich nicht ab,
Es wird doch alles vergessen.

sagt Storm, und er hat recht. Immer wieder lief ich durch die Straßen der Stadt, aber ich sah kein bekanntes Gesicht; sie sind alle fort, verzogen, die meisten sehr weit. Gestern um elf nahm ich einen Wagen und fuhr am Strande entlang hierher. Das Wetter ist schlecht, gestern Wind, heute Regen, und doch muß ich sagen, es ist entzückend. Das Zimmer, das ich bewohne, ist freundlich, geräumig, das Haus selbst ganz allerliebst, der Blick durch Bäume hindurch auf das graue Meer poetisch und für Herz und Sinne unendlich wohltuend. Lepel kam bald, um mich zu besuchen. Dann streifte ich durch den Wald; auf der Rückkehr, mitten im Buchengrün, hörte ich Orgelklänge, denen nachgehend ich in die „Waldkirche" kam, die, geschmackvoll, mit ihrem rotbraunen Ziegelton aus dem Waldesgrün emporwächst. Die Kirche war aus, und die schmalen Steige fingen an, sich mit heimkehrenden Kirchgängerinnen zu beleben. Dazu die Stille, nur Waldes- und Meeresrauschen, — es machte einen überaus freundlichen Eindruck auf mich. Bald darauf ging es in großem Gasthaus zu Tisch. Drei lange Tafeln, im ganzen vielleicht 120 bis 150 Personen. Hier traf ich endlich auch Roquette, der sehr munter und sehr freundlich war. Nach Tisch zum Kaffee in die „Försterei", halber Weg nach Ahlbeck. Hier kam das ganze Convivchen zusammen.

Nun weißt Du alles. Noch ein Wort über Dein Kommen und Nichtkommen. Ich denke bei jedem schönen Anblick an Dich, und doch kann ich Dir jetzt nicht zureden: „Komm". Denn alles um mich her ist (im weitesten Sinne) doch nur für den single gentleman eingerichtet, und für Dich würde sich — bei all' Deiner Anspruchslosigkeit (die ich zugebe) — doch gleich eine Fülle von Mängeln herausstellen. Du würdest, namentlich bei ungünstigem Wetter, Dich unbehaglich und gelangweilt fühlen. Es ist aber ein großer Unterschied, ob man solche Zustände allein oder in Gesellschaft eines andern durchzumachen hat. Bis zu einem gewissen Grade hat der Mann die Verpflichtung, diese grauen Stunden abzuhalten, und kommen sie doch, so wird er dafür verantwortlich gemacht, oder glaubt doch, daß er's wird.

Nun leb' mir wohl; grüße und küsse die Kinder von Deinem Theodor.

Mein lieber Sommerfeldt. Berlin, d. 29. Oktober 1867.

Unter dem kleinen Antiquitätennachlaß unsres guten Alten wüßte ich nichts, was ich erstehen möchte. Ein paar kleine Erinnerungsstücke hab' ich ja, und die großen würden mich, bei unserm beschränkten Raum, nur in Verlegenheit bringen. Die Uhr hätte ich unter Umständen gern genommen; wie die Dinge aber liegen, trete ich auch davon zurück. Damit dies nun nicht ein wunder Fleck bleibt, halte ich es für gut mich über die berühmte Uhrfrage ausführlicher auszusprechen.

Diese Uhrfrage, wie so viele andre berühmte Fragen, hat ihre zwei Seiten.

Als einziger überlebender Sohn, der den Namen Fontane trägt, hatte ich vielleicht den nächsten Anspruch auf dies vielbesprochne Erbschaftsstück; es war, glaub' ich, in der Ordnung, daß ich den Wunsch hegte, dermaleinst bei dem Schlage derselben Uhr sterben zu können, bei deren Ticktack mein Vater und mein Großvater gestorben sind. Ich hatte sozusagen ein poetisches, aus der Geburt und dem Familiennamen erwachsendes Anrecht an die Uhr.

Das ist die eine Seite. Aber die Frage, wie schon zugegeben, hat auch eine andre Seite. Längst spiele ich die Rolle eines vorweg entthronten Kronprinzen; Du bist, ohne Palastrevolution, ohne Gift und Dolch, seit lange an meine Stelle getreten; die Verhältnisse haben das so mit sich gebracht. Du hattest von Anfang an einen Besitz, als ich noch ein „verlorener Posten" war; dazu warst Du praktisch, geschäftskundig, umsichtig, und was die Hauptsache ist, bist meiner ganzen Familie, in allen ihren Mitgliedern, praktisch genommen, immer mehr gewesen, als ich ihnen sein konnte. Und das Praktische bleibt zuletzt das Siegreiche. Ich habe, sozusagen, meine Familienbedeutung neben Dir verloren; Du bist der „Häupter" geworden, der ich eigentlich hätte sein sollen, und in dieser Deiner Häuptlingseigenschaft liegen zuletzt auch alle jene Ansprüche begründet, deren Endresultat die siegreiche Heimführung besagter Wanduhr ist. Diese ist sozusagen das Symbol Deiner Thronbesteigung*).

Über den kleinen Ärger, den ich vor Wochen darüber empfand, bin ich weg; ich gönne Dir die Uhr aufrichtig und wünsche, daß sie Dir nur gute Stunden schlägt. Aber ihr altes Gehäuse würde ich ihr lassen; nimmst Du ihr das, so ist sie nicht mehr sie selbst und eine Uhr wie jede andre.

Mit bestem Gruß an die Schwestern wie immer Dein Th. Fontane.

Meine liebe Frau. Thale, d. 21. Mai 1868.

Habe Dank für Dein liebenswürdiges Briefchen, das ich heute früh beim Kaffee erhielt. Unten spielte gerade eine Musikbande den Düppelmarsch: Triangel,

---

*) Die durch den Tod von Fontanes Vater (am 5. Oktober 1867) veranlaßte Frage, wem unter seinen Kindern die alte Familienstanduhr zufallen sollte, ist durch das Entgegenkommen seines Schwagers Sommerfeldt schließlich doch zugunsten Fontanes entschieden worden, und es ist sein Wunsch, bei deren Schlage sterben zu können, in Erfüllung gegangen.

Becken, Trommel, Posaune und Pauke. Die Pauke war rot und weiß angestrichen, und auf der Seite nach dem Publikum hin, also sozusagen auf dem dicken Bauche des Paukenschlägers, war eine große gelbe Lyra abgebildet. Dies rührte mich und einerseits mit Rücksicht auf Deinen eben empfangenen Brief, anderseits, um mich — da ich eben dichtete — der Gunst der großen gelben Leier zu versichern, warf ich dem Paukier fünf Silbergroschen hinunter. Vielleicht ist ihm dies noch nie passiert; er hatte aber Künstler-Contenance und tat so, als ob sich das alles von selbst verstünde. Mit Wehmut rechne ich mir nachträglich aus, daß Friedel mit Hilfe dieses Kapitals zwanzigmal einen Dreier hätte auf den Hof werfen können. Doch wäre meine ganze Sommernachmittagsruhe dadurch ernstlich gefährdet worden.

Der heutige Himmelfahrtstag brachte starken Fremdenbesuch. Von acht bis um eins kamen fünf Züge, im ganzen vielleicht 1000 Menschen. Wenn die Coupé-türen geöffnet wurden und alles in weißen Kleidern auf den Kies sprang (ein Perron ist nicht), so sah es aus, als würde der Sommer ausgegossen.

Die Touristen zu beobachten, war außerordentlich amüsant. Ich unterschied verschiedene Gruppen. Da waren zuerst die ganz jungen Leute, lauter „Kraftmeier". Sie stiegen aus, würdigten das Hotel, als eine Stätte der Verwöhnung, keines Blicks, rückten sich den Spitzhut, der einen Eichenzweig und bei einigen sogar einen Gemsbart trug, kriegerisch zurecht, zogen den Rock aus und nahmen die Roßtrappe sofort im Sturm.

Eine andere Gruppe bildeten die Renommisten, die See-Befahrenen, die Neunmalklugen. Sie kehrten nicht ein, aber sie sahen sich das Hotel wenigstens an, oder vielmehr, sie ließen ihren Trupp halten, um jeden einzelnen auf diese Sehenswürdigkeit aufmerksam zu machen. Diese Renommisten hatten nämlich sozusagen Offiziersrang; sie waren Rottenführer und standen immer an der Spitze eines Trupps, den sie kommandierten. Unglücklich der arme Harzer guide, der sich einem solchen Rottenführer näherte, um ihm und seinem Trupp seine Hilfe anzubieten. Mit souveränem Lachen, wie es nur der anschlagen kann, der seinen Bädeker in der Tasche führt, ging es an solchem Unglücklichen vorüber, Karte in der Hand, auf den Hexentanzplatz los.

Eine dritte Gruppe waren die Elegants. Sie standen immer als liebenswürdige Schwerenöter an der Spitze weiblicher Heerscharen. Wie man auf 500 Schritt die große Trommel hört, wenn irgendwo zum Tanze aufgespielt wird, so hörte man auf weiteste Entfernung immer nur die eine Wendung: „meine Damen". Die also Angeredeten hatten alle Ursache, sich der häufigen Wiederkehr dieser Wendung zu freuen. Diese Damentrupps, mit männlicher Führerschaft, kehrten ein und genossen ein Bierchen, Schokolade, auch Bouillon mit Ei. Wenn die Damen zum Aufbruch mahnten, so lächelte der Führer verführerisch, wie wenn er sagen wollte: „Meine Damen, was is mich Roßtrappe? Liebe, Liebe is mich nötig." Brachen sie dann aber wirklich auf, so sah man die hellen Sommertoiletten, blau und rot garniert, die Berge hinaufklimmen, und alle 20 Schritt fuhr

die linke Hand kokett nach hinten, um den jetzt modischen großen P . . . knoten zu revidieren oder wieder in Ordnung zu bringen.

Eine vierte Gruppe und mit dieser will ich schließen, waren die Dicken. Kurzbeinig, kurzhalsig, apoplektisch, rot und schweißtriefend tänzelten sie über den Kiesweg in das Hotel hinein, setzten gleich mit Sodawasser ein und erzählten von Touren, die sie vorhätten, daß einem trotz der Hitze ganz kalt werden konnte. Jeder hatte vor: „den Harz heute abzumachen"; fast alle hatten eine rote Blume im Knopfloch. Wie viele von ihnen heute bleiben werden (in jedem Sinne), steht dahin.

Heute bei Tisch aß ein alter famoser Oberstleutnant mit. Als ein Bekannter ihn fragte, wie's ihm gehe, antwortete er: „Gut genug; wenn man 33 Jahre Kavallerist gewesen ist, ohne physisch, moralisch und pekuniär absolut ruiniert zu sein, kann man von Glück sagen. Dies ist mein Fall". —

Wie immer Dein alter Theodor.

Meine liebe, gute Frau. Erdmannsdorf, d. 28. August 1868.

Du machst Dir glücklicherweise eine falsche Vorstellung von meinem Leben hier, wenn Du glaubst, ich hätte Verkehr oder sei viel in Gesellschaft; das Gegenteil ist richtig, und ich darf wohl sagen: ich schwelge in Langerweile. Zu dem Zweck bin ich ja hier, mich 'mal behaglich auszugähnen. Schade, daß das Wetter die vollkommene Durchführung meines Programmes stört. Ich gebe Dir nun zunächst einen kurzen Überblick meines Tagewerks.

Um $8^1/_2$ Uhr steh ich auf. Gustel bringt Kaffee und Buttersemmel. Dann blicke ich ein Viertelstunde lang ins Gebirge hinein und sauge Morgenluft. Mein Auge labt sich an dem Grün, mein Ohr an der Stille. Dies letztre ist ein ganz unsagbarer Genuß. Nach diesem Naturkultus eil' ich zur Kunst. Ich mach' es mir auf dem Sofa bequem, soweit das seine Bauart und zahllose Antimakassars zulassen, und lese drei, vier Kapitel W. Scott. Die „weiße Dame" hab' ich absolviert; heute hab' ich „the Heart of Midlothian" angefangen. Welch wunderbares Talent für „Einleitungen"; — das, woran sonst die Besten scheitern, gibt sich hier in einer Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit, mit so viel Grazie und Humor, daß es einem das Geplauder mit einem geliebten und geistreichen Menschen ersetzt. Doch, ich will nicht von Scott erzählen, sondern von meinem Tag.

Von 11 bis $12^1/_2$ arbeite ich; ich habe ein paar Verse geschrieben (andre als ich dachte) und im übrigen mein Kriegsbuch wieder vorgenommen. Es glückt auch, soweit Stimmung und Kraft in Betracht kommen; aber man braucht zu solcher Arbeit so entsetzlich viel Material und Beihilfen, daß mir beständig etwas fehlt, namentlich Karten. Um $12^1/_2$ zieh' ich mich an und gehe in den „Gasthof zum Schweizerhaus", um zu essen. Nach Tisch ein Spaziergang im Park, ein gelegentlicher Besuch, eine Tasse Kaffee, ein Gang übers Feld auf die Berge zu, bis ich gegen sieben Uhr wieder bei meinem guten Brey eintreffe. Nun bringt Gustel Tee und Brot; ich setze mich ans Fenster, beginne — als Pendant zu der Morgenandacht — den Vesper-Naturkultus, turne mit der Lunge wie Lepel oder

Friede, stecke schließlich meine zwei Stearinkerzen an und schreibe und lese mich ins Bett. C'est tout.

Der Höhepunkt des Tages, nach hier allgemeiner Anschauung, ist das Diner im Schweizerhaus bei Siecke. Siecke bedeutet hier etwa dasselbe, wie seinerzeit Jagor Unter den Linden, oder wie die Frères Provençaux im Palais Royal. Ihn anzweifeln — ist halb lächerlich, halb Hochverrat. Ich verhalte mich also ruhig, ganz abgesehn davon, daß gute Lebensart vorschreibt, auf Reisen nicht zu tadeln. Auf diesem Briefbogen aber darf ich mein Herz ausschütten in Lob wie Tadel. Die Sache ist eigentlich dadurch erledigt, daß man für 10 Sgr. drei Gerichte erhält. Da darf man nicht ins Gericht gehn. Ich berühre den Punkt auch nur, weil man mir schon im Coupé sagte: „Bei Siecke? ei, da werden Sie 'was kennen lernen. Er war ursprünglich Koch; sein Sohn kocht auch; ich kann Ihnen nur gratulieren." Es scheint also einfach, daß der Schlesier ein genügsamer Kerl ist. Gott erhalte ihn so, aber bewahre ihn vor Edierung von Kochbüchern. Die partie honteuse ist die Suppe, die, unter welchem Namen sie auch auftauchen mag, immer eine einfache Lungensuppe ist, 'mal mit, 'mal ohne Mohrrüben. Alle tierischen Interna aber sind mir tief verhaßt; kaum laß' ich noch die Leber gelten.

So bescheiden nun der substantielle Teil des Mahles ausfällt, so ist doch das Ganze nicht übel; die Arrangements, worauf Friede so viel gibt, sind anmutig, und man kann beinah sagen, die Schneekoppe steht wie ein Tafelaufsatz vor einem auf dem Tisch. Man ißt nämlich halb im Freien, auf dem Podium einer zwischen zwei Schweizerhäusern gelegenen, weinumrankten Veranda, durch deren offne Bogen man aufs Gebirge blickt. Im Vordergrund Wiesen, Bach, Brücke, weiße Häuser und ein Teil des Parks. All dies ist teils schön, teils lieblich, und das friedlich Heitre des Bildes wächst dadurch, daß zahllose Sperlinge — als wäre die Veranda eine Volière — darin umher hüpfen und fliegen; jeder wirft ihnen Brotkrumen zu, und so bietet sich ein immer gleiches und doch immer wechselndes Schauspiel, das ganz zu dem freundlichen Gesamtbilde paßt.

Zwei Kellner warten auf. Mit dem ältren, der der Verandakellner ist, hab ich unter Anwendung des bekannten Mittels, Freundschaft geschlossen. Wie nah wir bereits stehn, magst Du aus folgender Unterredung schließen, die ich gestern (es gab gerade Huhn mit einer weißlichen Sauce) pflog. Ich: Sagen Sie, sind hier immer so viele Wespen? Er: Nicht immer; aber jetzt in der Obstzeit. Ich: Stechen sie auch? Er: O ja, tüchtig; mich haben gestern zwei an der Hand und eine am Kinn gestochen (er zeigt seine Wunde). Ich: Öl soll das beste sein. Er: Ich nehme immer Speichel; zwei, dreimal drübergeleckt und alle Viertelstunden wiederholt, das hilft. Ich (unter Zurückschiebung des Huhns): Aber am Kinn; Sie können doch nicht .... Er (lächelnd): O, ich kann schon .... (er pinselt an seinem Kinn entlang), aber ich reib' es lieber ein. Ich: Bitte um Kaffee, aber mit einem Kognak

So vergehen einem die Tage. Von Verkehr ist wenig die Rede; ich kann nur wiederholen: glücklicherweise.

Gruß und Kuß für die Kinder. Den besten Dir von Deinem Theodor.

Meine liebe Frau. Berlin, d. 21. Oktober 1868.

Mit großer Freude erseh' ich nicht nur aus den Worten, sondern was wichtiger ist, aus dem Ton Deiner Briefe, daß es Dir besser geht. Ich will Dich nicht mit Rechthaberei quälen, aber Du tätest gut, wenn Du in allen Gesundheitsfragen mehr auf Deinen Mann hörtest. Ich darf wirklich sagen: ich habe diese Fragen gründlich studiert, und da unsre nervösen Organismen sich sehr ähnlich sehen, so weiß ich auch immer ziemlich genau, was Du tun mußt, weil ich eben genau weiß, was ich zu tun habe. Ich habe die geheimnisvolle Kraft des Luft-, Orts- und Umgebungswechsels zu oft erprobt, seinen Segen zu oft erfahren, als daß ich mich in diesen Dingen irren könnte. Ich kann natürlich nicht Pocken oder Cholera oder Magenkrebs durch Luftwechsel kurieren; aber solche Zufälle, an denen wir zu leiden pflegen, heil' ich unter neun Fällen von zehn durch bloßen change of air. Kommt dann noch so viel Liebes und Gutes hinzu, wie Dir Neuhof jedesmal bietet, so ist die Kur gemacht. Erwäge: man hat gegen sich selbst und fast noch mehr gegen andre die Pflicht, nicht mehr und nicht länger krank zu sein, als eben unvermeidlich ist; man kürzt sich und andern dadurch die frohen Lebensstunden ab und gibt gar nichts dafür. Daß es an Bangen und Sorgen im Leben nicht fehlt, dafür ist ja ohnehin gesorgt; aber nun mache man auch dies Trübsalsmaß nicht voller als nötig ist. Leicht zu leben ohne Leichtsinn, heiter zu sein ohne Ausgelassenheit, Mut zu haben ohne Übermut, Vertrauen und freudige Ergebung zu zeigen ohne türkischen Fatalismus, — das ist die Kunst des Lebens. In vielen Stücken ordne ich mich unter, aber in diesem Punkt bin ich Autorität.

Hier geht alles leidlich; die Kinder sind wohl. Mit herzlichstem Kuß Dein

Theodor.

Mit dem Worte „drum" hast Du nicht recht. Es gibt wenig Wörter, die vorweg als untunlich oder prosaisch verurteilt werden müssen; es kommt bloß auf die geschickte Hand an. Ich habe nachstehende Spielerei geleistet, die ein absolutes Nichts ist, von der Du aber sagen wirst, es klingt toll genug. Also:

Und ging auch alles um und um,
In Dir, in mir, ich lieb' Dich drum,
Ich lieb' Dich drum, weil Du mir bliebst,
Ich lieb' Dich drum, weil Du vergibst,
Ich lieb' Dich, — ach warum „Warum"? —
Und blieb' auch meine Lippe stumm,
Ich lieb' Dich drum, weil Du mich liebst.

Vielleicht findest Du es gar nicht so schlecht; das würde nur ein Beweis sein, wie erfolgreich man mit dem bloßen Klang operieren kann, auch wenn gar nichts dahinter steckt.

Meine geliebte Frau. Berlin, den 15. Oktober 1869.

Das ist das höchste Glück:
Alte Liebe kehrt täglich neu zurück;

Es bleibt beim alten —
Auch die Worte, die Du im Ohr behalten.

Diese vier Zeilen sind freilich nur eine Kadettenleistung gegen die berühmten sechs Zeilen, die Freund Storm seiner Konstanze über einen Brief schrieb; aber wenn Du bedenkst, daß Storm auf diesem Gebiete first rate ist und ich höchstens second class bin, außerdem aber von vier Zeilen nur 2/3 so viel wie von sechs verlangt werden kann, so schneid' ich möglicherweise noch ganz passabel ab.

Heute vor 19 Jahren hatten wir unsern Polterabend. Was ist seitdem alles ins Land, was ist alles zur Ruh' gegangen! Es lebt kaum noch die Hälfte von denen, die damals zugegen waren. Tante Liese trat als ein entzückender Backfisch ins Leben ein, heut' tritt sie aus; Freund Sch. zog damals in raffinierter Keuschheit einen großgeblümten Kattunvorhang zwischen seinem und seiner Lisbeth Lager, jetzt erklärt er mir (ich zitiere wörtlich): „über 40 hinaus gewähre die Ehe keine sinnliche Befriedigung mehr." Man könnte fast annehmen, er habe den Kattunvorhang wieder aufgespannt.

In weitere Betrachtungen will ich mich nicht einlassen; ich will Dir lieber sagen, was Dir das liebste sein wird, daß ich mich glücklich schätze, Dich zu besitzen, und daß ich ganz glücklich und ganz zufrieden sein würde, wenn Du gleichmäßiger wärest und Macht über Deine Stimmungen hättest. Dieses Manko ist für mich betrüblich, mitunter sehr betrüblich; da es aber erheblich besser damit geworden ist, so will ich weiter hoffen und wie mit 18 Jahren denken: die goldne Zeit sie kommt noch.

Nur noch wenige Notizen. Einen Brief von George, der inzwischen seine erste Unteroffizierwache getan, und einige Zeilen von Luise leg' ich bei. Wie fein und angenehm lesen sich die letzteren und wie verschwinden daneben solche Machwerke wie die von Fräulein v. R. und Fräulein Emma K. Man könnte beinah' sagen: es ist doch furchtbar, gebildet zu sein. Wenn man nicht über eine gewisse Stufe hinauskommt, so ist es doch wirklich fast besser, man fängt gar nicht erst an zu klettern und zu steigen.

In der nächsten Woche will ich noch 'mal wieder meine „Wanderungen" aufnehmen; wenn Du kommst, gönn' ich mir dann acht Tage, — ich habe sie mir in diesen Wochen ehrlich verdient.

Nun leb' mir wohl meine geliebte Frau und habe morgen einen glücklichen Tag. Am Abend um neun Uhr rufe Dir das Bild vor die Seele, wie ich mit der Würde eines Burgemeisters zum erstenmal in den grauen, rotgefütterten Schlafrock fuhr, mich niedersetzte und laut an zu lachen fing. Das Pappstoffliche war doch nie unsre Force. Nochmals Ade!

Tausendmal Gruß und Kuß von Deinem Theodor.

Meine geliebte Frau. Berlin, d. 4. Dezember 1869.

Nicht auf 1000 Meilen wäre mir eingefallen, daß das Reiseprojekt nach Sonnenaufgang hin Dich eine Minute hätte ernsthaft beschäftigen können. Ich

sehe daran wieder so recht, daß Du viel mehr witzig und geistvoll als klug bist, und daß ich Dir nicht in Tugenden und höheren Anlagen, sondern in ganz gemeiner Lebensprosa, im Einmaleins des täglichen Brotes erheblich überlegen bin. Du hast brillante Einfälle und bist scharfsinnig im Erkennen der Menschen, besonders im Erkennen ihrer Schwächen, ihrer Eitelkeiten und Lächerlichkeiten; aber das nüchterne Erkennen der Situation war nie Deine Force und ist es auch heute nicht. Alles, was Du über meine Stellung zur Zeitung schreibst, ist richtig und ist sogar noch viel richtiger, als Du wissen kannst; man ist eine bloße Sache, man hat den Wert eines Maschinenrades, das man mit Öl schmiert, so lange das Ding überhaupt noch zu brauchen ist, und als altes Eisen in die Rumpelkammer wirft, wenn die Radzähne endlich abgebrochen sind. Aber so gewiß ich das Brutale schmerzlich empfinde, so hab' ich doch nun nachgerade einsehen gelernt, daß es hier zu Lande, in den gesegneten Gauen des Norddeutschen Bundes, überall so ist, und daß man nur so lange Wert hat, als man tagtäglich und immer aufs neue seine Brauchbarkeit beweisen kann. Du weißt, daß ich im vorigen Winter vier bis sechs Wochen lang nachmittags grippekrank zu Bette ging und doch keinen Vormittag auf der Zeitung gefehlt habe, und ich sollte auf sechs oder acht oder zwölf Wochen nach dem Orient reisen, nachdem die Wunden noch bluten, die Gödsche und Heffter durch ihre Abwesenheit der Zeitung und unserm Dr. B. geschlagen haben? Natürlich gibt es Menschen von einem so himmlischen Kehr-mich-nicht-dran, die lachend erklären würden, daß ihnen sämtliche Beutnersche Wunden Schnuppe seien; aber dieses dicke Fell hab' ich nie besessen und kann es mir nun auch nicht mehr anschaffen. Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, noch einmal in die Welt hinaus zu kommen und Rom, Konstantinopel und Jerusalem zu sehn, die drei Punkte, an denen die Welt hing; aber das ist alles erst möglich, wenn die Kreuzzeitung hinter mir liegt. Solange ich an diese angeschmiedet bin und dankbar sein muß für die Kette, an der zugleich mein Brot hängt, sind solche poetischen Allotria unmöglich. Ich kann, nach menschlicher Berechnung, nur durch zwei Dinge frei werden: durch irgendeine Verwendung im Auswärtigen Amt (die ich, gerade jetzt, nicht für unmöglich hielt) oder dadurch, daß mir ein großer literarischer Erfolg, etwa ein in sieben Auflagen erscheinender Roman, eine vollständig freie Bewegung wiedergibt. — Treten diese Fälle nicht ein, so bleibt mir nichts übrig als auszuhalten, mich nach der Decke zu strecken und Gott zu bitten, daß es nicht schlimmer wird.

Du solltest doch nun nachgerade die Menschen kennen! Die Kinder in der Schule lernen meine Gedichte, Frau Jachmann donnert meinen Archibald Douglas und in der Literaturgeschichte von Heinrich Kurz hab' ich mein Kapitel; aber wenn ich heute noch Bote beim Kammergericht würde, mit 30 Taler Fixum Monatsgehalt und 10 Taler zu Weihnachten, so würden manche sagen: nun, er ist jetzt in königlichem Dienst, er hat ein Fixum, kann sich Bewegung machen und seiner Frau eine jährliche Pension von 40 Talern hinterlassen. Lehre mich die Menschen kennen. Solange man sie nicht braucht, sind sie gut; wenn man sie aber braucht,

so nimmt man mit Schrecken wahr, daß sie das Schlechteste gerade gut genug für einen halten. Zum Glück verdrießen mich diese Dinge nicht, im Gegenteil, ich lache dazu; aber sie rufen einem wenigstens zu: halte fest, was Du hast, gefährde nicht durch Prätention Deine Position, wiege Dich nicht in Illusionen.

Wie immer Dein alter Orientale Theodor.

Geliebte Frau. Berlin, d. 29. April 1870.

Am Montag früh kam Dein Brief vom Freitag. Ich hatte eine große Freude daran. Gott sei Dank, daß ihr heil übers Wasser seid, daß kein Unglück und kein Ärger Eure Reise gestört hat, daß ihr nicht geprellt worden, vielmehr der schönen Gotteswelt, des Frühlings und der alten Kulturstätte froh geworden seid. Daß sich meine Mete so tapfer gehalten, hat mich sehr gefreut; ich hatt' es übrigens nicht anders erwartet; gib ihr einen Kuß.

Deine Bemerkungen über Land und Leute hab' ich mit voller Zustimmung gelesen; dennoch (Du deutest es auch selber schon an) sind sie einseitig. Man kann alle Reisenden in zwei Charakterklassen teilen: in freundliche Sanguiniker, die überall sehen und auch sehen wollen, wodurch sich die Fremde vorteilhaft von ihrer Heimat unterscheidet, und in leberkranke Nörgler, die sich zu Hause eine Vortrefflichkeitsschablone zurecht gemacht haben und über alles verstimmt sind, was davon abweicht. Wir gehören zur ersteren Klasse, wofür Gott gedankt sei; aber sie bleibt doch sehr an der Oberfläche hängen und ist hinterher um so verstimmter, wenn sich zeigt, daß auch nicht alles Gold ist, was glänzt. Zudem spielt das Glück auch hier mit. Es gibt unter den vielen Glücks oder Glücken auch ein ganz bestimmtes Reiseglück; manche haben's nie, andre immer.

Zu wehmütiger Betrachtung stimmten mich jene wenigen Zeilen, wo Du die „Klippe von Dover" und wenige Stunden später die Türme, die Umrisse der Riesenstadt vor Dir auftauchen siehst und Dich eine Art Sorge anwandelt: Werd' ich das alles bezwingen können? Ich bin gewiß nicht sentimental, aber wie unser lieber, kleiner Merckel zu erzählen pflegte: „Als ich Heidelberg wiedersah, weint' ich wie ein Kind; ich stand wie am Grabe meiner Jugend", so beschlich es mich auch, als Deine Zeilen mir diese Prachtstücke meiner Erinnerung, das Schönste und jedenfalls Großartigste, was ich gesehn, wieder vor die Seele riefen. Damals an der Schwelle des besten Lebensabschnittes, jetzt auch wieder; aber an der Tür gegenüber. Und was ist das Resultat der achtzehn Jahre, die zwischen heut' und damals liegen! Ich will es nicht unterschätzen; in mancher Beziehung reicht es bis an meine Hoffnungen heran oder übertrifft sie selbst, aber sich durch ein mutiges, arbeit- und mühevolles Leben nichts als Sorge für das Alter errungen zu haben, ist doch, nach der Seite äußern Erfolges hin, zu wenig.

Genug davon. Hinter allem Ernst klingelt ein Clown her, und ein solcher machte denn auch, zwei Stunden später als Dein Brief, bereits seine Aufwartung. Ich bekam eine Zuschrift aus Dresden, deren Adresse ganz kurz lautete: „Dem deutschen Dichter Th. Fontane, Berlin." Ich erwartete den Anpump eines

„Kollegen" und fühlte mich bereits um einen Taler leichter; es war aber das Anschreiben eines „deutschen Lehrers" (natürlich alles deutsch und immer unterstrichen), der mich um eine Gabe „aus meiner Dichtermappe" ersuchte; die lieben Kleinen, die Herzen „deutscher Jugend" verlangten nach echtem Brot. Kurzum, er will auf andrer Leute Kosten eine Gedichtsammlung herausgeben. Unerträgliche Phraseurs.

Sonst hat sich nichts Bemerkenswertes ereignet. Gruß und Kuß meiner Mete, den herzlichsten Dir von Deinem alten Theodor.

Geliebte Frau. Berlin, d. 11. Mai 1870.

Seid beide schön bedankt, Du und Klein-Martha, für Eure Briefe, die ich heute rechtzeitig erhalten habe. Es interessiert mich alles; Deine Urteile und Vergleiche sind sehr gut, Du anerkennst freudig, ohne Dich verblüffen zu lassen, und so muß alles räsonnable Urteil beschaffen sein.

Die Hälfte unserer Trennungszeit ist nun um, und der Zeitpunkt ist gekommen, den ich mir gleich festgesetzt hatte, um Dich in unsre Geheimnisse einzuweihn. Ich habe meine Kreuzzeitungs-Stelle aufgegeben. Falle nicht um! Eh' Du noch mit diesem Briefe zu Ende bist, wirst Du hoffentlich sagen: er hat ganz recht getan. Vielleicht (und das wäre das Beste) sagst Du's auch gleich und hast das Vertrauen zu mir, daß ich nicht so gehandelt haben würde, wenn ich nicht überzeugt wäre: es war so am klügsten und besten. Einiges Gewicht muß es doch vorweg für Dich haben, daß ich meinen Entschluß und meine Handelsweise in diesen drei Wochen noch keinen Augenblick bereut habe. Im Gegenteil, ich freue mich jeden Tag darüber.

Nun historisch. Am Ostersonnabend hatte ich den Ärger. Dr. Beutner sagte mir etwas über „Skandinavien" (lächerlich in sich), sprach artig, aber sehr kühl und zog Parallelen mit Hesekiel; ich kriegte das Zucken um den Mund, stand auf und empfahl mich. Noch eh' ich an dem Portierknopf unsres Hauses zog, war ich entschlossen, das Redaktionslokal nicht wieder zu betreten. Ich wollte, bevor ich meinen Absagebrief schrieb, nur Deine Abreise abwarten. Um 3/49 Uhr reistest Du ab; Du warst noch nicht in Brandenburg, als Dr. B. schon meinen Brief hatte. Alles was nun folgte im Detail zu erzählen, würde zu weit führen. Hesekiel, in B.s Auftrag, suchte einen Ausgleich herbeizuführen. Ich fand dies freundlich, aber kindisch; im Guten und Nicht-Guten ganz Beutner, ganz die kleine Luckenwalder Natur, die einen tapfern, reellen Entschluß nicht begreifen kann. Ich schrieb noch 'mal an ihn, dankte ihm in aller Aufrichtigkeit für vieles Gute und Freundliche, das er mir erwiesen, bat ihn, meine alten Beziehungen zur Zeitung, Mitarbeiterschaft statt Redaktion, fortbestehen zu lassen und empfahl mich. So sind die Dinge geblieben.

Dir brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß die Ostersonnabend-Szene weiter nichts war, als der Tropfen, der das Glas zum Überlaufen bringt. Du weißt, daß ich längst entschlossen war, in dieser Weise zu handeln, und daß ich die Brutalität, die darin liegt, unsre Freiheit und unsre geistigen Kräfte auszunutzen, ohne vorsorglich und human an unsre alten Tage zu denken, — ich sage, daß ich diese

Brutalität nicht mehr ertragen kann. So oft ich an diesen Punkt denke, empöre ich mich, und zwar nicht das Schlechte in mir, sondern das Gute. Es ist gemein, beständig große Redensarten zu machen, beständig Christentum und Bibelsprüche im Munde zu führen und nie eine gebotene Rücksicht zu üben, die allerdings von Juden und Industriellen, von allen denen, die in unsern biedern Spalten beständig bekämpft werden, oftmals und reichlich geübt wird. Dieser Punkt war für mich der entscheidende. Aber auch hier folgte ich nicht dem Gefühl berechtigter Bitterkeit, sondern ich behandelte die Sache nüchtern wie ein Exempel. Ich sagte mir: Wenn man dir solche kühle Standrede jetzt zu halten wagt, wo du, zugestandenermaßen, eine Zierde, ein kleiner Stolz der Zeitung bist, wie wird man nach zehn Jahren zu dir sprechen, wenn du ihr vielleicht eine Last geworden bist? Man wird dann eine Sprache führen, die du einfach nicht ertragen kannst, und mit 60 Jahren wirst du arm und stellungslos dastehn. Diese Situation ist beinah unausbleiblich, sie kehrt in allen Lebensverhältnissen wieder. Fasse dir also ein Herz, antezipiere die ganze Situation. Jetzt bist du noch elastisch genug, um sie mit Gottes Hilfe siegreich überwinden zu können; dir kann sich noch absolut Neues, Glückliches erschließen: der Moment dazu ist gut gewählt. Erschließt sich etwas Neues, Glückliches dir aber nicht, nun, so ist auch noch nichts verloren. Entweder trittst du dann wieder in Stellungen ein, die im wesentlichen nicht schlechter sind, als die bei der Kreuzzeitung, mitunter auch besser, oder du stehst im schlimmsten, Gott sei Dank nicht anzunehmenden Falle vor einer Katastrophe, vor der du früher oder später doch gestanden hättest. Und lieber jetzt, als nach zehn Jahren.

Hier hast Du die inneren Motive, die meine Handelweise bestimmt haben und vielleicht auch dann noch in derselben Richtung mich bestimmt hätten, wenn die ganze äußre Situation viel ungünstiger läge als sie liegt. Wir werden vom 1. Juli 1870 bis zum 1. Juli 1871 in runder Summe 2200 Taler einnehmen, so daß wir pekuniär eher einem sehr guten als einem schlechten Jahr entgegengehn. Ich bitte Dich dringend, dabei von der Ansicht ablassen zu wollen, als rechnete ich wieder falsch. Ich rechne gut und richtig; aber mein Schicksal hab' ich natürlich nicht in der Gewalt, und die Striche, die einem dieses mitunter durch die Rechnung macht (mir bisher, Gott sei Dank dafür, sehr selten), entscheiden nicht darüber, ob man falsch oder richtig gerechnet hat. All' das liegt auf einem andern Brett. Was ich durch Abmachungen und Kontrakte belegen kann, hab' ich ein Recht, in Rechnung zu stellen. Werden diese Kontrakte aber gebrochen, oder wirft mich Gott statt der üblichen zwei Monate zwölf Monate aufs Krankenbett, so ist meine Rechnung freilich falsch. Das nennt man aber nicht „falsch rechnen", das nennt man Heimsuchung, der man sich unterwerfen muß wie dem Tod.

Und nun lebe wohl. Cheer up! Immer Dein alter Th. F.

Geliebte Frau. Nancy, d. 2. Oktober 1870.

Ich traf gestern mittag bald nach ein Uhr hier ein. Beinah der erste Mensch, den ich sah, war Graf Eberhard Stolberg, an dem die einzig störende Eigenschaft

die ist, daß man nie recht weiß, ob man ihn Herr Graf oder Erlaucht oder Exzellenz anreden soll. Dazu kam es nun glücklicherweise überhaupt nicht; er schien mich zu erkennen, ein leises „was will denn der hier" schien durch seine Seele zu ziehn und entzog ich mich durch ein geschicktes Halblinks der Möglichkeit dieser Frage.

Ich rückte mit einem jüdischen Manne hier ein, den ich anfangs für einen christlichen Rittergutsbesitzer gehalten hatte, bis er sich mir als Produktenhändler entpuppte. Von Station zu Station schlich ich mich mehr und mehr in sein Vertrauen ein. In der Gegend von Luneville erfuhr ich, daß sein früheres Geschäft darin bestanden habe, in Frankfurt a. M. große jüdische Hochzeiten à Kuvert 10 Taler auszurichten. Er sei aber zu sehr Künstler dabei gewesen. Zwei dieser Kunstwerke hätten ihn nahezu ruiniert: das eine wäre ein in einer großen Kristallschüssel serviertes Trüffelkalb mit zwei Köpfen gewesen, das andre ein Champagner-Pudding, der derartig architektonisch aufgebaut worden sei, daß auf dem dunkleren Geleepostament der Brautvater als Büste, an den Ecken des Postaments aber die vier Töchter desselben gestanden hätten. Ich fragte: antik oder bekleidet? worauf er ruhig antwortete: bekleidet, aber alles durchsichtig, alles in Gelée. So weit waren wir in Luneville. Eine Meile hinter Blainville erfuhr ich, daß er es versucht habe, durch ein Café chantant die Ausfälle, die ihm durch jene Skulpturleistung erwachsen waren, wieder zu decken. Er habe auch Herrn Charles Schmidt, der vor dem Rosenthaler Tore in Berlin die größten Erfolge gehabt habe, engagiert, Primadonnen seien aber teils nicht aufzutreiben gewesen, teils hätten sie ihn im Stich gelassen; er habe sich von der „moralischen Unzuverlässigkeit" dieser Personen überzeugt. Seitdem sei er Produktenhändler geworden, und er ginge nun als Armeelieferant nach Nancy, wo bereits ein Transport von 2000 Speckseiten lagere. Diesen — übrigens ganz manierlichen — Mann hatt' ich zur Seite, als ich des Grafen Eberhard ansichtig wurde; Du wirst also doppelt begreifen, daß ich ausbog. Wir leben hier in der größten Einigkeit, die von der Seite meines Genossen sich bis zum Attachement steigert. Dasselbe wurzelt in zweierlei, zum kleineren Teil in meinem blauen Orden, zum größeren Teil in meinem Französisch! Unglaublich, aber wahr. Es wird jetzt hier ein parler français geleistet, woneben selbst ich auf einer schwindelnden Höhe stehe. Ich bitte Dich vor allem, daß Du Wangenheims von dieser enormen Tatsache, die sich den unglaublichen Erfolgen dieses Krieges ebenbürtig anschließt, in Kenntnis setzt. Wären mir übrigens alle sprachlichen Exerzitien nicht zu trist, öde und langweilig, so würd' ich es wohl in einem halben Jahre ganz gut, soll heißen ganz leidlich, lernen können. Lepel hat eigentlich recht, daß man mit 200 richtig gewählten (darauf kommt es an) Vokabeln das Nötige immer bestreiten kann.

Nancy, als Stadt seiner Bürger, ist ziemlich trivial; was dem Dinge einen in der Tat imposanten Charakter gibt, ist beinahe ausschließlich eine Schöpfung des Stanislaus Lesczinski, der, wie Du nicht wissen wirst, König von Polen und Herzog von Lothringen war. Es ist vielleicht die glänzendste und großartigste Leistung, die das Zeitalter des Louis quinze aufzuweisen hat.

Heute nachmittag geh' ich nach Toul, wo ich den Wall sehen will, von dem ein 27er eine Rose für seinen Brigadier (Zychlinski) pflückte, und die Gartenmauer, hinter der George mit seinem Bataillon gelegen hat. Wenn irgend möglich, mache ich, von Toul aus, einen Ausflug nach Vaucouleurs und Domremy.

Den Kindern und Dir die herzlichsten Küsse von Deinem Th. F.

Geliebte Frau. Toul, d. 4. Oktober 1870.

Wieder sitze ich an einem Wackeltisch, um an Dich zu schreiben; alle Tische scheinen hier wacklig, wie das Land selber. Welche falsche Vorstellung haben wir von diesem Lande gehabt! Wir hielten es für reich, blühend, äußerlich prosperierend, schön in der Erscheinung seiner Städte. Von alledem ist wenig vorhanden, wenigstens sieht man nichts davon. Es ist möglich, daß in den Banken, in den Truhen und Kästen ein Reichtum zu finden ist; in dem, was sichtbar wird, ist nichts davon zu bemerken. Wo immer man in Deutschland reist, hat man den Eindruck des Fortschritts, der ascendance, hier überall den des Rückschritts, des Verfalls. Man hat sich um die Welt draußen nicht bekümmert und ist von dieser total überholt worden. Selbst Österreich, soweit ich es kenne, macht nicht so sehr den Eindruck der Stagnation, wie dieses moderne Frankreich. Man empfindet deutlich, daß sie unterliegen mußten; alle Kraft, alle Frische, alle Strebsamkeit, alle Umschau haltende Intelligenz ist auf unsrer Seite. In den Beobachtungen, die ich mache, kann ich mich kaum irren, denn ich trage keine Vorurteilsbrille und habe auf den vielen Reisen, die ich in meinem Leben gemacht habe, in der Regel den entgegengesetzten Eindruck gehabt: den, daß man uns in äußerlichen Dingen voraus sei. Gut hab' ich bis jetzt nur die Betten gefunden; im übrigen von Luxus, Komfort, Eleganz keine Spur. Natürlich existiert das alles, aber wenn man fast acht Tage in einem Lande ist und zum Teil in guten Hotels und Cafés sich bewegt hat, will man doch auch etwas davon gesehn haben. Das Essen ist gut, das Frühstück erbärmlich; der „Tischwein" das Schrecknis aller Deutschen.

Seit gestern nachmittag bin ich hier. Mit meinem Eintreffen in Toul bin ich in den poetischen Kreis der Jeanne d'Arc eingetreten, ohne daß ich sagen könnte, bis jetzt poetisch-romantisch berührt worden zu sein. Meine ersten Erlebnisse hier standen sogar in einem eklatanten Gegensatz zu aller Poesie. Ich brach natürlich gleich auf, um der berühmten Kathedrale meinen Besuch zu machen; eh' ich aber noch eintreten konnte, empfand ich ein solches Rumoren in mir, daß ich es für klug hielt, einen eiligen Rückzug in mein Hotel anzutreten. Ich erreichte es auch glücklich, aber bald mußte ich mich überzeugen, daß damit wenig gewonnen sei; denn die Korridore auf und ab laufend, konnte ich jene Lokalität nicht finden, die in der Regel durch eine Türe in kleinerem Format kenntlich ist und an deren Überschriften sich die Dezenz der Menschheit so mannigfach versucht hat. Aber weder Tür noch Überschrift war zu finden. Es blieb mir endlich nichts andres übrig, als die Glocke zu ziehn. Richtig, alle meine Ahnungen gingen in Erfüllung. Statt einer jener Strickstrumpffrauen, mit denen man sich auf den deutschen

Bahnhöfen so schnell und gemütlich einlebt und von denen ich jede einzelne in diesem verzweifelten Augenblick mit einem Franken belohnt hätte, erschien die Tochter der Madame Millot, stellt sich mit einem gewissen patriotischen Schmerzensausdruck, der ihr gut stand, und den ich gleich bei meinem Kommen beobachtet hatte, in die geöffnete Tür und sagte ernst: „Monsieur, vous avez sonné“! Die Situation war furchtbar! Ein kurzer Kampf tobte in meiner Seele; endlich siegte, wie immer, die gemeine Menschennatur, und in einem Ton, in dem sich Determiniertheit, Scham und Vertraulichkeit wunderbar mischten, fragte ich: „Oh, Mademoiselle, le cabinet où est-il donc“? Sie blieb ganz sie selbst; dem Ausdruck ihres Patriotismus noch den einer stillen Verachtung zulegend, machte sie eine klassische Armbewegung, etwa wie die Jachmann, wenn sie die Iphigenie spielt und sagte einfach: descendez! Dann schritt sie voraus, öffnete einen Hof, der die Form und die Größe jener Triangelschlafstuben hatte, denen man mitunter in Berliner Häusern begegnet und verschwand mit einem „c'est ça“ vor meinen Augen. So schlimm nun alles gewesen war, so kam doch noch das Schlimmere. Die Örtlichkeit hatte ganz den südländischen Charakter, ein Engländer hatte nie seine reformatorische Tätigkeit hier begonnen, und so begann denn jener Schauer- und Scheuerakt, dem ich vielleicht erlegen wäre, wenn mich nicht die souveräne Rücksichtslosigkeit meiner alten Kreuzzeitungskollegen seit zehn Jahren daran gewöhnt gehabt hätte, mir diesen wichtigen Platz des Lebens Tag um Tag durch meiner Hände Arbeit zu erkaufen.

Toul ist eigentlich nur ein Nest, etwa wie Spandau vor 30 Jahren; freilich entbehrt Spandau der schönen aus Quadern aufgeführten Kirchen, aber das ist auch alles. Mitunter blickt man durch ein Portal hindurch in einen grünen, gartenartigen Hof hinein, auf dem in verschwiegener Stille ein villenartiges Wohnhaus liegt, aber die Straßen selbst sind schmutzig und ohne jeden architektonischen Reiz.

In etwa einer Stunde will ich von hier nach Vaucouleurs und Domremy fahren. Nun Gruß und Kuß Euch allen von Eurem, resp. Deinem Th. F.

Liebe Frau. Berlin, d. 31. Juli 1876.

Die Briefe von George und Mete, die ich gestern zur Post gab, wirst Du heute früh erhalten haben. Sie waren beide in ihrer Art ausgezeichnet. Wie treffend, wie allerliebst in Metens Brief der Vergleich zwischen Doberan und Warnemünde; wie fein, wie bescheiden und doch wieder wie selbständig Georgens Urteile über die Goetheschen Dichtungen. Ich habe mich gleich hingesetzt und ihm den ganzen Bogenhaufen geschickt, der meine eignen Aufzeichnungen über Wilhelm Meister enthält. Sonderbarerweise haben Vater und Sohn den Roman zu gleicher Zeit gelesen.

Das Briefschreibetalent der Kinder ist insoweit nicht verwunderlich, als sie es ebensogut von Mutter- wie Vaterseite her haben können. Über Deinen heut' erhaltenen Brief hab' ich mich sehr gefreut. Wenn Du doch diese selbständigen Gedanken, dieses gerechte Urteil auch im alltäglichen Leben und bei Würdigung dessen

hättest, was ich tue oder lasse. Das Schlimme ist, daß Du Dich nicht daran gewöhnen kannst und auch nicht gewöhnen willst, mich für einen verständigen und auf meine Weise ganz praktischen Menschen anzusehn. Du läßt mir alle möglichen Vorzüge, betrachtest mich aber wie ein poetisches Kind, das jeden Augenblick auf dem Punkt steht, sich als Familien-Enfant-terrible aufzuspielen. So liegen aber die Dinge durchaus nicht; ich weiß auch, daß man Miete und Steuern bezahlen muß und daß man von der Luft nicht leben kann. Am wenigsten ich. Es ist auch nicht richtig, wenn ewig von meiner Lieblosigkeit gesprochen wird. Ich beobachte mich seit längerer Zeit auf diesen Punkt hin, und ich kann mit gutem Gewissen sagen: es trifft nicht zu. Egoistisch bin ich, aber nicht lieblos. Das ist ein großer, großer Unterschied. Ich könnte ein hohes Lied schreiben über die Erhabenheit, die Herrlichkeit, die Wonne, die Wunderkraft der Liebe, und zwar nicht Phrasen, die ich hasse, sondern Empfundenes. Aber freilich, was sich so gemeinhin Liebe nennt, diese ganze Reihe niedrigstehender, beleidigender, zugleich mit wuchtigster Prätention auftretender Bourgeois-Empfindungen — und dieses Bourgeoistum ragt in alle Stände hinein — für diese Sorte Liebe hab' ich nur Spott und Verachtung. Ich liebe Liebe, aber ich gucke sie mir an und prüfe sie auf ihre Echtheit; vieles, was sich in gutem Glauben dafür gibt, ist nicht weit her. Die bloße persönliche, aus leidlicher Begriffsverwirrung geborene Überzeugung: „ich liebe" ist noch lange keine Legitimation.

In der leidigen Sekretärangelegenheit bin ich so weit gegangen, vor etwa zwei Wochen schon an L. zu schreiben, daß — wenn man mein Verbleiben wünsche — ich meinerseits kein Hindernis mehr entgegenstellen würde. Weiter aber kann ich und werde ich nicht gehn. Es hat mich bei diesem Schritt sehr meine Liebe zu Dir mitbestimmt, weil ich Dich glücklich sehn und den heißesten Wunsch Deines Lebens — den ich nicht in gleichem Grade teile, aber völlig verstehe und respektiere — Dir riesig gern erfüllen möchte. Für mich persönlich bleibt es im übrigen bestehn, daß die Stelle, auch in rein pekuniärem Betracht, nicht das gelobte Land ist, von dem Du träumst, und daß ich, wenn ich sie nicht wiedererhalte, als freier Schriftsteller gerade so gut leben kann, wie als Sekretär der Akademie. Deinetwegen wünsche ich aber aufrichtig ein Wiedereinklingen. Die nächsten Wochen müssen endlich die Entscheidung bringen; ich bitte Dich schon heute, weder über „ja" noch „nein" den Kopf zu verlieren. Es wird gehen, gleichviel ob momentan die 6 oben liegt oder unten. Jeder Tag ist ein neues Würfelspiel, und die Zahlen und Werte wechseln. Ich habe das wieder recht in diesen bitterschweren Monaten erfahren.

Wie immer Dein Th. F.

Liebe Frau. Berlin, d. 15. August 1876.

Heute früh erhielt ich Deine Zeilen — die freundlichsten, die ich in diesen fünf Wochen empfangen habe — und danke Dir dafür. Du schreibst: „alles verwöhnte Dich dort, nur von hier aus würdest Du knapp behandelt". Dem Zusammenhange nach, kann sich dies nur auf mein Briefschreiben beziehn, und da gehört denn diese Bemerkung wieder zu jenen rätselhaften Äußerungen, in denen Du, wenigstens

zu Zeiten, groß bist. Ich habe das gute Gewissen, Dir ganze Manuskripte geschickt zu haben; zweimal hab' ich drei, vier Tage vergehen lassen, ohne zu schreiben, aber lediglich aus Verstimmung über den Ton Deiner Briefe, oder doch aus Verstimmung über einzelne ganz ungehörige, mich kränkende Bemerkungen. So auch in Deinem längeren Briefe, der Deinen Besuch bei Schwester Liese schilderte. Was soll es heißen, wenn Du mir in bezug auf eine aus drei Personen bestehende Gesellschaft, in der noch nicht zwei Flaschen Medoc Cantenac à 12½ Sgr. getrunken wurden, kurz und feierlich schreibst: „so hatte ich mir unsre Zukunft gedacht". Was soll ich mit solchem Satze machen? Möglicherweise ist es nicht böse gemeint gewesen, aber ich will den sehen, der aus einem solchen Satze Humor oder Harmlosigkeit herauslesen kann. Ich bilde mir ein, mich auf beide zu verstehn.

Meine liebe Frau, es ist im großen und kleinen das alte Lied. Du reizest mich bis aufs Blut und wunderst Dich hinterher, wenn ich heftig und bitter werde; Du machst ein böses Gesicht und wunderst Dich, wenn ich Dir aus dem Wege gehe; Du verhältst Dich ablehnend und wunderst Dich, wenn ich nicht zärtlich bin. Natürlich bin ich auch zu Zeiten unzärtlich, ohne vorher einer Nüchternheit begegnet zu sein; aber das ist nicht zu ändern, weil es ebenso in der menschlichen Natur wie ganz besonders in unsern Lebensverhältnissen liegt. Wenn ich bei einer Arbeit nicht von der Stelle kann oder das Gefühl des Mißlungenen habe, so bedrückt das mein Gemüt, und aus bedrücktem Gemüt heraus kann ich nicht nett, quick, elastisch und liebenswürdig sein. Aber das müßtest Du auch, wenn Du Dich ein bißchen auf meine Art verstündest, gar nicht von mir fordern. Daß ich Dich liebe, weißt Du; daß ich es Dir tausendfältig gezeigt habe, wirst Du nicht wohl bestreiten können. An diesem schönen Bewußtsein müßtest Du genug haben und als kluge Frau wissen, in 24 Stunden ist das alles vorüber. Statt dessen zeigst Du Deine ganz und gar unberechtigte Verstimmung, die mich nun erst wirklich verdrießlich und aus dem tristen Tage eine triste Woche macht. Wenn Du doch all dies einsehn, wenn Du Dich doch nicht in der Vorstellung verblenden wolltest, daß Du eine arme, zurückgesetzte Kreuzträgerin wärest. Es ist ja alles bittre Torheit; Du bist eine durch Deinen Mann, Deine Kinder, Deinen Lebensgang und Deine Lebensstellung unendlich bevorzugte Frau. Es gibt wenige, die es so gut getroffen haben. Daß Du das Glück nach der Zahl der Goldrollen bemessen solltest, für so inferior halte ich Dich nicht, habe auch keine Ursache dazu.

Wenn Du morgen über acht Tage kämest, so bist Du gerade sechs Wochen fort. Ich erwarte Dich mit alter Liebe, die ich immer für Dich in meinem Herzen habe, auch wenn ich Dir die bittersten Dinge sage, Dinge, die ich leider auch heute nicht zurücknehmen kann. Denn die Zuneigung ist etwas Rätselvolles, die mit der Gutheißung dessen, was der andre tut, in keinem notwendigen Zusammenhange steht. Natürlich wird es bei gebildeten Menschen immer dahin kommen, daß die Gutheißung den natürlichen Herzenszug unterstützt, und umgekehrt, wenn sie konsequent ausbleibt, diesen Herzenszug auswurzelt und tötet.

Du wirst bei Deiner Rückkehr mir gleich zeigen können, ob ich noch wieder auf

friedliche, glückliche Tage rechnen kann oder nicht. Meine Angelegenheit hat sich mittlerweile entschieden. Am 2. August, am Tage vor der Akademiefeier, erhielt ich die amtliche Mitteilung, daß der Kaiser meine Entlassung genehmigt habe und daß ich nur noch die Ernennung eines Nachfolgers abzuwarten hätte. Im ersten Augenblicke war es mir Deinetwegen leid; ich hatte mich seit fünf, sechs Wochen derartig eingearbeitet, daß ich es für möglich hielt, die Sache auszuhalten, und in der äußren Lebenssicherheit ein Äquivalent für das erblickte, was ich, auch im glücklichsten Falle, hätte begraben müssen, ein Äquivalent für mein aufzugebendes Schriftstellertum. Aber was ich seit 14 Tagen nun wieder erlebt, zeigt mir, wie richtig meine ersten Eindrücke waren. Ich sehe ganz klar, wie es geändert werden könnte, aber zu dieser Änderung wird es so bald nicht kommen. Ich ersehne den Moment, wo ich aus diesem wichtigtuerischen Nichts, das mit Feierlichkeit bekleidet wird, wieder heraus sein werde. Dinge, Personen, Zustände sind alle gleich unerquicklich. Ich passe in solche Verhältnisse nicht hinein und will mich lieber weiter quälen. Eine gute Theaterkritik, um das Kleinste herauszugreifen, ist viel, viel besser als diese Reskripte-Fabrikation, bei der ich noch nichts Erfreuliches habe herauskommen sehn. Übrigens spreche ich über diese Dinge zu niemand, am wenigsten in diesem Ton. Die Welt verlangt nun 'mal ihre Götzen. Meinetwegen, wenn ich sie nur nicht mit anzubeten brauche.

Akademie lebe wohl! Aber, enfin, es muß auch so gehen. Eine Fülle neuer Arbeiten ist angefangen, und mir ist nicht so zumute, als würde ich mit nächstem in den Skat gelegt werden. Im Gegenteil. Die Unsicherheit bleibt allerdings — es wäre lächerlich, sie fortdemonstrieren zu wollen — aber sie erschreckt mich nicht. Unsicher oder nicht, der Satz bleibt schließlich bestehen, daß ein Mann von Talent und Wissen, der fleißig ist und zu schreiben versteht, imstande ist, sein täglich Brot zu verdienen. Hat er es 'mal knapper, nun, so muß es knapper gehn; aber immer werden auch wieder hellere Tage kommen, die für Ausgleich sorgen. Es ist bisher gegangen, gut gegangen, und ich sehe nicht ein, warum es nicht weiter gehen soll. Die einzige Gefahr liegt bei Dir. Nimm mir die Stimmung und ich bin verloren. Ich beschwöre Dich, daß Du dessen eingedenk bist und das Deine tust, mich schwimmfähig zu erhalten. Dein Th. F.

Meine liebe Frau. Berlin, d. 3. Juni 1878.

Es ist eine schlimme Zeit zum korrespondieren: das Große und Allgemeine nehmen einem die Telegramme und Zeitungen vorweg, und das Kleine und Besondere interessiert weder den Schreiber noch den Empfänger. „Die Zeit ist aus den Fugen" sagt Hamlet, und „Ich verstehe die Welt nicht mehr" sagt der alte Tischlermeister in Hebbels Maria Magdalene. Freilich, zu verstehn ist es schon. Massen sind immer nur durch Furcht oder Religion, durch weltliches oder kirchliches Regiment in Ordnung gehalten worden, und der Versuch, es ohne diese großen Weltprofoße leisten zu wollen, ist als gescheitert anzusehn. Man dachte in „Bildung" den Ersatz gefunden zu haben und glorifizierte den „Schulzwang" und

die „Militärpflicht". Jetzt haben wir den Salat. In beiden hat sich der Staat, ja mehr denn das „die Gesellschaft" eine Rute aufgebunden: der Schulzwang hat alle Welt lesen gelehrt und mit dem Halbbildungsdünkel den letzten Rest von Autorität begraben; die Militärpflicht hat jeden schießen gelehrt und die wüste Masse zu Arbeiterbataillonen organisiert. Gewiß, der Versuch mußte gemacht werden, aber Rousseau hat recht behalten, der schon 1750 schrieb: „Künste und Wissenschaften zwingen es nicht". Nun soll der Brunnen zugemacht werden; ein Reaktionsregiment wird beginnen, und der Notschrei „Religion, Religion" wird überall laut werden, sogar in den Bourgeoishäusern, die ernstlich anfangen, für ihren Geldbeutel besorgt zu werden. Aber es wird nichts helfen. So 'was läßt sich nicht „besorgen". Es muß kommen, das Erscheinen großer Geister muß den Volksgeist umgestalten. Aber dürfen wir darauf rechnen? Mit Gesetzesparagraphen und langweiligen Pastoren zwingt man's nicht.

Hier alles munter. Ergeh' es auch Dir gut. Dein Th. F.

Meine liebe Frau. Berlin, d. 10. August 1878.

Besten Dank für Deine freundlichen Zeilen vom gestrigen Tage. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß Du auf eine eigentliche Festbeschreibung verzichtet hast; dazu gehören ruhige Stunden, viele Bogen und bessere Tinte. Vorläufig genügen die 500 Kuchen. Da ich mir denke, daß es teils Kirsch- und Besing-, teils Kaffeekuchen mit Zucker und Zimmt und gelbe Butterkuchen gewesen sind, so läuft mir das Wasser im Munde zusammen. Ich hätte nur gern ein paar Worte über diese Doppelausgabe der „promessi sposi" gehört. Übrigens bin ich persönlich gegen alle Zusammenmanschung, auch gegen die von Festen. Jeder muß sein Fest allein haben.

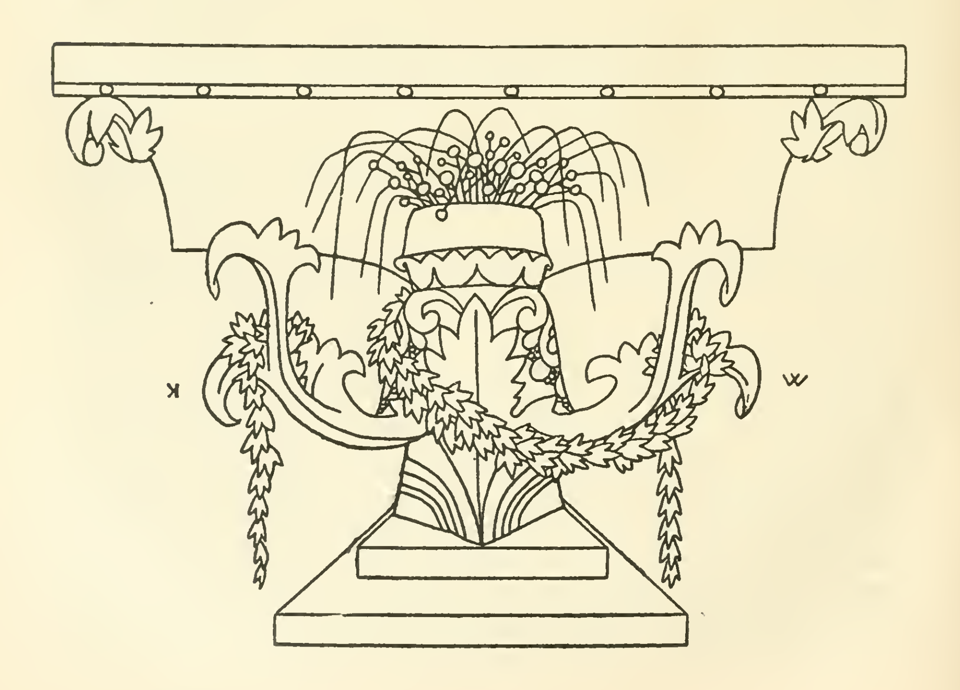
Hier passiert glücklicherweise wenig; ich bin bis 9 Uhr zu Hause, gehe dann eine Stunde spazieren, trinke Tee, lasse zwischen Zeitunglesen und im Fenster liegen Mitternacht, auch eins und zwei herankommen und trete dann meinen Rückzug ins Allerheiligste an.

Am Mittwoch kam ein mächtiges Paket aus Leipzig, am Donnerstag ein kleineres aus Fehrbellin. Jenes enthielt mein Romanmanuskript*); mit eigentümlichen Empfindungen hab' ich es auf den Boden schaffen lassen. So wird man auch selber 'mal beiseite geschafft, Müh' und Arbeit liegen zurück, und niemand kümmert sich mehr drum. Auch nur einen Augenblick darüber traurig sein zu wollen, wäre lächerlich. — Das Fehrbelliner Paket kam natürlich von meinem Hakenberger Kantor und enthielt sechs dicke blaue Hefte, aktenartig, in denen die Fehrbellinfeier (1875), Denkmal, Kügeln und sonstige historische Reliquien, alles ausführlich beschrieben sind. Dazu die mit den Behörden geführte, endlose Korrespondenz. In der Regel um einen Nasenp .... Ich hatte zunächst einen unangenehmen Eindruck davon und sah recht deutlich wieder, daß die Pflege des „Patriotischen" in unserm

*) „Vor dem Sturm", mittlerweile im „Daheim" zum Abdruck gelangt.

Lande Sache der Stümper, der Bedienten, der armen Teufel ist. Es hätte dies unter Umständen 'was Erfreuliches; aber überall guckt das Eselsohr der Eitelkeit, der Wichtigtuerei, der Ordenssucht heraus. Auch wohl eine Art Bettelei. Und aus den prinzlichen „Schatullen usw." werden dann von einem Hofrat zwei Taler geschickt. Alles unsagbar miserabel. An ein paar Stellen amüsieren mich diese langweiligen Aktenstücke aber doch; dem Kantor war wirklich „der Adler zum Hausorden der Hohenzollern" zugebilligt worden, und dem Fehrbelliner Superintendenten ging Ordre zu, dem zu Dekorierenden diesen „Adler" feierlich zu behändigen. Über die Art und Weise, wie diese Feier in Szene zu setzen sei, wechseln nun der Fehrbelliner Superintendent und der Hakenberger Prediger Briefe, die von Spott und Verdruß eingegeben sind und in denen der zu feiernde Kantor immer nur der „patriotische Kugelsucher" genannt wird. Ich würde ganz auf Seiten der beiden Schwarzröcke stehen, wenn nicht Neid und Hochmut der „Studierten" zu sehr hervorträten.

Außer den beiden Paketen sind mir noch zwei junge Damen ins Haus gekommen. Jede blieb zwei Stunden. Ich muß für die „älteren Semester" oder für die, die schon mit jüngeren Jahren im höheren Alter stehn, etwas Anziehendes haben. Und dabei beide grüne Rouleaux 'runter; eine wahre Tempeldämmerung rings umher. Aber freilich, wenn ich meine eigenen Empfindungen frage, so war es Diana- oder Vestatempel. Und nun lebe wohl. Herzlichste Grüße allerseits; Dir den besten von Deinem Th. F.



Der begrabene Gott/ Roman von Hermann Stehr

Zweite Fortsetzung

Am grauen Morgen erwachte Exner, wie wach gerüttelt. Das erste Licht sank über die aufgelösten Blondhaare seines Weibes, deren Kopf auf dem untergeschobenen entblößten Arme ruhte. Ihr Gesicht war gegen die Stube gekehrt, in tiefem Schlaf und schimmerte in der schlaffen Schönheit einer befruchteten Blume.

Der Klumpen lächelte geringschätzig über ihre Müdigkeit, kleidete sich hastig an und verschwand ziemlich geräuschvoll aus der Schlafkammer. Jeder Mann steht gestärkt vom Mahle der Liebe auf und greift herzhafter in die Speichen der Pflicht.

Für den Lahmen war es ein Peitschenhieb gewesen, und ungeduldig wie ein Roß nach der Rennbahn drängt, ging er an sein Werk, noch ehe der erste Hahnenschrei verklungen war.

Dunstig wie ein Federbett lag der Himmel über der Erde. Taulos standen Gras und Busch in der stillen, stockigen Wärme. Der Kuckuck rief undeutlich, wie durch die hohle Hand jemand aus der Weite redet.

Mißmutig begab sich Exner auf einen Rundgang um die Felder. Da und dort bog er die Saat auseinander und sah, ob sie sich bestocke. Dann schüttelte er jedesmal den Kopf und schaute über die Breiten hin, auf und ab, aber er ward nicht froher. Jeder Halm, fein und durchsichtig, trug regungslos das kleine Büschel krankhaft grüner Blättchen. Die Felder lagen da wie vergilbende Gewänder.

Exner stieß im Weiterwandeln immer wieder den Fuß durch das kurze Gras und murmelte:

„Wieder keen Tau, wieder nich een Troppen," und hob den Kopf lange nicht.

Als vom Erlengrund herüber die Sägemühle zu heulen begann, trat er wieder ins Haus. In der Stube stand Marie vor dem kleinen Spiegel und steckte sich die schweren Flechten auf. Als Exner unwirsch die Tür öffnete, war sie gerade fertig, ließ die Arme sinken, ging ihm froh entgegen, ergriff seine herabhängende Hand und sagte, sie pressend:

„Na guten Morgen, Du Ausreißer!"

Seinen starren Blick mißverstehend, errötete sie tief, wandte sich jäh ab, dem Ofen zu und sprach im Hingehen mit liebem Schmollen: „Da ruft ma und ruft, derweile stiefelt er wer weiß wo 'rum." Er drehte den Kopf nach ihr hin und entgegnete unfreundlich: „Ja, rum. Wärste lieber mit ufgestanden, da wärste nich aso gepatzig tun. Dir würde's Lachen vergehen, wenn Du den Hafer sähst!"

„Na, Karla, a so schlimm is doch nich!" antwortete sie begütigend.

„Da hast Du Dein Freirichter! Das is ein Filz, das Haferla!" Er hatte sich auf die Bank gesetzt. Nach einem rauhen Lachen sah er halb zum Fenster hinaus, gewahrte die Blutbretter des Brunnens, gedachte der friedlichen Stille, in der er sein Weib und Freiwald getroffen und der Wetterprophezeihung des letzteren.

Und als habe durch zu große Freundlichkeit gegen den Greis Marie eine Schuld an dem trockenen Wetter, sprach er bitter:

„Immer kriech Du 'n hinten rein, dem Freirichter und dem Freiwald. Du wirst ja sehen, wohin das führt."

Dann stand er auf und ging einigemal durch die Stube. Marie versuchte, durch ruhigen Zuspruch und durch Scherz seine Grillen zu vertreiben, es gelang ihr nicht. Er ging immer hin und wieder und sah sie von der Seite an. Zum Schluß sagte er: „Red, was Du willst. Eemal hab ich Dir gefolgt und nich mehr, merk Dirs!" Damit verließ er wieder die Stube.

Sein Weib sah noch auf die Tür, als sie sich lange hinter ihm geschlossen hatte und das Handtuch daran ganz ruhig hing. Endlich wich der tiefe Ernst auf ihrem Gesicht einem sonnigen Lächeln.

„So ein Mann is doch, meiner Seele, zu komisch," sagte sie kopfschüttelnd und hantierte am Ofen hurtig weiter.

Denn sie glaubte, er sei in den Angeln ihrer süßen Gewalt. Allein, auch als der Lahme mit den Kühen den Pflug zum Acker schleifte, waren seine Züge noch verdrossen, seine Augen eingekniffen. Ungeduldig spähte er nach dem Schuster aus und als die Zugtiere in etwas lebhaftere Gangart verfielen, hieb er sie mit dem Peitschenstiel über die Nasen.

Endlich kam der Erwartete. Das Leiden und der Kummer lagen wohl noch deutlich auf dem Gesichte, aber an seinem Barte nahm man wahr, daß die Verzweiflung nicht mehr so mächtig in ihm wirkte. Er hing nicht mehr so wirr wie gestern über die Lippen, sondern war sorgfältig in der Mitte geteilt und aufgedreht.

Mit halblautem Gruß trat Klose heran und sprach auch darnach noch undeutlich, wie mit geschlossenen Zähnen.

Der Klumpen verbarg seinen Ärger durchaus nicht, wenn er auch keine Erklärung dafür gab. Der Schuster nahm gar keine Notiz davon. Schweigend begannen beide die Tätigkeit.

Die unfreundliche Stimmung wich stundenlang nicht. Mit Ausnahme kurzer Fragen, ebensolcher Anweisungen und abgerissener Ausrufe wurde nicht gesprochen.

War der Pflug in die Steine festgefahren, so hob man ihn vorsichtig heraus, schlug mit der Spitzhaue die Felsstücke los und drückte sie mit hölzernen Hebebäumen zur Seite.

Der schwächliche Schuster, dem diese Arbeit ungewohnt war, zog nach kurzer Zeit seine Jacke aus und trocknete sich den Schweiß. Gegen die Mitte des Vormittags war er so kraftlos geworden, daß seine Spitzhaue schon unsicher niederging und oft umkippte.

Exner aber wurde immer aufgeräumter. Da er sah, welche Gewalt er über die Steine hatte, war er nicht mehr so mutlos über die trüben Ernteaussichten, die böse Hitze, über den Freirichter, über Freiwald und die geheime Sympathie seines Weibes mit beiden. Sie sollten nur kommen! Je größer die Felsbrocken waren, gegen die er loshieb, desto lustiger war er: „Ja'ch, a Spitzhäckla is halt kee Pech-

draht!" rief er seinem Freunde einmal zu, der sich vergeblich bemühte, einen Stein loszuschlagen.

Sonst wäre Klose eilig mit einer treffenden Antwort bei der Hand gewesen, jetzt aber verzog er nur das Gesicht zu einem müden Lächeln und schwieg. Oft hielt er auch mitten im Gang inne und sah ratlos hinaus. Auf den Zuruf Exners fuhr er erschrocken aus seiner Betäubung und schlug mit der Haue irgend wohin.

So ging die Arbeit nur langsam vor sich, und der Klumpen sagte mürrisch: „Du mußt a wen'g besser zupacken, Guste, aso gehts ja gar nich vom Flecke!" „Nu ja, ja!" entgegnete dieser und fuhr sich verlegen durch die Haare. „Kurasche, Kurasche!" murmelte er sich dann ermutigend zu und sein Gesicht nahm einen unendlich schmerzvollen Ausdruck an.

Nach dem Feierabend des zweiten Arbeitstages bat er den Lahmen um vierzig Pfennige Vorschuß.

Am andern Morgen erschien er singend auf der Arbeitsstelle. Von weitem riß er die Mütze vom Kopfe und schrie: „Nu kanns losjehn, nu woll mr aber tüchte buddeln!"

Von nun an schritt die Arbeit wirklich schnell vorwärts. Der Schuster griff nicht nur wacker, nein, leidenschaftlich zu, sondern zeigte sich unerschöpflich in derben Witzen und schnakischen Redewendungen. Der Klumpen wurde von seiner Heiterkeit angesteckt und war sogar so ausgelassen, zu dem Liede, das der Schuster zum besten gab, mit seinem unförmlichen Baß irgend welche Töne als Begleitung zu singen.

Versiegte des Armen Humor und begann die krankhafte Glut aus seinem bleichen, knochigen Gesichte zu weichen, so verschwand er hinter einer Dornhecke, und nach einer Weile war er wieder übermütig geworden.

„Na 'ch," sprach er am Abend zum Klumpen, als er vor dem Fortgehen einen Augenblick im Hausflur mit ihm geplaudert hatte, „hatte ich heute kee Kurasche?" „Nee heute warste wie vom Bändel los!" „Da mußte halt wieder Vierzig reißen!" Mit Lachen gab ihm der Lahme das Geld und bald war der Schuster pfeifend unterwegs.

Es ward nun zur Regel, daß er sich jeden Tag denselben Betrag auf einen „Knorpel", wie er den Schnaps spaßhaft nannte, herauszahlen ließ. Beide machten sich jedesmal darüber lustig; vor Marie versteckte der Schuster die Schnapsflasche.

Einst aber beim Mittagessen, als Klose eine Schnurre zum Besten gab und zur Illustrierung aufstand und sich über den Tisch neigte, kam er Marie so nahe, daß sie seinen Atem roch.

„Guste," unterbrach sie ihn ernst, „Du hast wohl Schnaps getrunken?" „Ach nee, Mariela, 's riecht nach Pfefferminzkichla, weeßte, ich habs ei a Zähnen." Die beiden Männer wechselten einen Blick und lachten unbändig. Marie beruhigte sich scheinbar bei der Antwort, behielt aber den Schuster im Auge.

Am Nachmittage sah sie ihn taumelnd über das Höfchen gehn. Sofort eilte sie hinaus und stellte ihn: „Guste, Du bist besoffen!" „Nee, bloß angeheitert. Nach, und sauft nich a jeder Vogel?" frug er mit der täppischen Betulichkeit der Trunkenen.

„Warum läßt Dir denn bloß de Flasche gar kee Ruh?" Das junge Weib war näher getreten und sah mit Mitleiden über seine Verwahrlosung hin.

„Steck die Flasche schnell wieder ein, das is ein gar böser Pfennig, den de da ausgibst." Klose kehrte sich mit einem Lachen ab und wollte davongehen.

„Nee, Du bleist!" beharrte Marie, „he! — Mit der Paule wird's doch nie anders, wenn de auch nie nüchtern wirst!"

Der Schuster kehrte die paar Schritte, die er während dessen nach dem Schuppen zu getan hatte, zurück und frug dicht vor ihr haltend: „Was scheert denn Dich das eigentlich! — Is denn noch nie genug, solls etwan noch schlimmer weren?"

Das sagte er in Zorn zu ihr. Aber bald machte der Haß in seinem Auge einer blicklosen Stumpfheit Platz. „De Paule, haha, da haste schon ganz recht! Aber das war bloß de Axt; geschlagen hat jemand ganz anders, nich etwan der Trasperschreiber und cetra pee, nee!"

„Guste, wenn de aber amal allen Willen zusammennähmst...."

„Was weeßt Du von den Worten, die ei Deim Munde warm wern! Nu hör, ich brauch Kraft, ich muß een hellen Kopp behalten, deswegen sauf' ich. Wehe dem Tage, an dem ich einmal nüchtern bin! Un außerdem hats noch viel! viel! Wenns erst regnet, kommen die Troppen von allen Seiten."

Marie schickte sich zu einem neuen Einspruch an, der Schuster schnitt ihn zum Voraus ab: „Gieb dr keene Mühe! Bei mir is Oberleder ratzekahl vo dr Sohle geplatzt. Da nutzt kee Nagel mehr was."

Er ging in den Schuppen und ließ sie stehen. Von der Stube aus sah sie ihn bald darauf, mit einem neuen Hebebaum beladen, vorübergehn.

Marie hatte wohl die Anklage aus den vieldeutigen Worten des Trinkers herausgehört. Das peinliche Gefühl, mit verantwortlich an dem Hinabgleiten des armen Menschen zu sein, wurde durch reines Mitleid so verstärkt, daß sie den Klumpen ohne Zögern bat, dem Schuster weitere Vorschüsse zu verweigern. Aufmerksam hörte ihr Mann zu, sah sie groß an und verließ ohne jede Erwiderung die Stube. Am Abend gab er vor ihren Augen seinem Freunde wieder das Trinkgeld. Darauf wiederholte sie dringender ihre Forderung und wies ihm nach, daß er durch seine Starrköpfigkeit mit verantwortlich an der Verlumpung Kloses werde.

Wiederum wartete Exner ruhig, bis sie all ihre Gründe auseinander gesetzt hatte. Er schaute gegen die Diele und verfärbte sich. Dann, als wolle er gegen sie losfahren, riß er sein Gesicht herauf und sah sie wild an, mäßigte sich jedoch und erwiderte nur: „Nee, das bild dir nicht ein! Mann bleib ich."

Allein, war es die Wirkung der Worte Maries für sich, war es die Folge der stillen Wachsamkeit ihrer Augen: auf Tage wüster, arbeitsamer Trunkenheit des Schusters folgten Zeiten strikter Nüchternheit, in denen er wie umgewandelt erschien: wortkarg, reizbar, seine Hände trödelten absichtlich, er schlug mit Fleiß die Schärfe der Haue an den Steinen zu schanden und redete bittere Worte von Geiz und Nichtgenugkriegen, wenn der

Lahme darüber ungehalten war. Glaubte er sich unbeobachtet, so maß er seinen Freund voll Haß.

Dem jungen Weibe begegnete er in diesen Tagen in demütiger Scheu, war dankbar für jeden Blick, erfreut über jedes gute Wort.

Nach vier Wochen war endlich das Feld aufgebrochen. Mit großen und kleinen Steinen wie übersät, glich es einer verlassenen Arbeitsstelle der Steinmetzen.

Die trockene Hitze hatte all die Zeit angehalten. Die Sommersaaten standen sehr schwach, der Winterroggen hatte verblüht, war kurz und feinhalmig, das Gras auf den Wiesen „kroch immer mehr in den Boden". Die Heuernte mußte beginnen, denn die Schwingel der Gräser streuten schon den Samen aus. Während der Lahme in den frühen Morgenstunden mähte, sann er über sein Geschick nach. Ein alter Aberglaube der Landleute der Grafschaft besagt, daß das erste Jahr der Ehe ausschlaggebend für das Glück eines Paares sei. Exner hatte damit eine unparteiische Begründung seines Mißgeschickes gefunden. Warum, wenn es nichts zu bedeuten gehabt hätte, warum fiel dieser Mißwachs gerade auf das Jahr seiner Verheiratung?

Nach dieser Offenbarung begann er, Marie den Einblick in seine Pläne und Entwürfe zu versagen, um sich ihres unheilbringenden Einflusses nach Möglichkeit zu erwehren. Immer schroffer äußerte sich diese Wendung seines Wesens. Es war eigentlich keine Wendung. Der Vorgang stellte sich als die notwendige Bewegung einer Feder dar, die durch irgend einen äußern Druck aus ihrer Lage gebracht, sofort in sie zurückspringt, wenn der Einfluß dieser gegenwirkenden Gewalt nachläßt.

Wie nach einer langen, unnötigen Abschweifung gelangte er allmählich wieder ganz in das einsame Geleise seines früheren Lebens zurück. Der Anflug von Milde und Sanftmut zerfloß in ihm und wohlig wühlte er sich in die dumpfen Triebwolken seiner Vergangenheit. Damit stand in direktem Zusammenhange ein engerer Anschluß an den Schuster.

Mürrisch wie er die Heuernte begonnen hatte, beendete er sie. Die drei Fuder trockenen Grases füllten kaum den dritten Teil des Bodens. Darum machte er sich mit Klose eilig an das Abräumen des Niederstückes, um darauf wenigstens noch Futter anzubauen und so den Ausfall etwas zu decken. Exner zerschlug die größeren Steine mit einem eisernen Pürdel und der Schuster fuhr sie in einem Kastenkarren über ein langes Brett auf die Mauer und schüttete sie, oben angekommen, aus. Jenseits des Rodewalles zog sich ein dem Freirichter gehöriger schmaler Wiesenstreifen an einem Roggenfelde hin. Der Lahme duldete nicht, daß die Steine auf seine Seite geschüttet wurden, weil er sonst einige Fußbreiten Acker verloren hätte. Ebensowenig erlaubte er seinem Freunde, den Karren auf dem Rücken des Steinwalles zu leeren.

„'s soll mir wohl noch vollends alles verdämmern! Schütts of de andre Seite!"

„Nee, das leidt dr Freirichter nie!" antwortete Klose, der wieder seine trockene, widerspenstige Periode hatte.

„Freirichter! Was Ihr mit dem Freirichter alle habt! Als wenn's dr Herrgott wär. Steht a Grenzsteen droben?“ „Nee aber die Mauer is doch da.“

„Zeig mir den Grenzsteen!“ rief der Klumpen aufgebracht, warf den Pürdel hin und stieg mit langen Schritten über die Mauer. „Den Grenzsteen will ich sehn!“ schäumte er fortwährend über dem Hinaufklettern.

Sie untersuchten jeden Stein, der aus dem Wiesenstreifen des Freirichters hervorragte: keiner trug ein Kreuz. Der Schuster nahm diesen und jenen noch einmal in Augenschein. Es war wirklich nicht anders, ein Grenzstein war nicht vorhanden und auch auf Exners Seite fehlte ein solcher.

„Wenn ich sage, es hat keen, da hat's keen. Merk dirs. Und der Freirichter soll mir bloß kommen, Pflug und Egge schmeiß ich auf den Nagelschmied.“

Trotzdem weigerte sich Klose entschieden, die unrechtmäßige Arbeit zu vollziehen. Sie tauschten die Beschäftigung. Der Schuster zerprüdelte die Steine und der Lahme schaffte sie fort.

Nun kollerten die Brocken lustig den Rodewall hinunter ins Gras der freirichterlichen Wiese, und der Lahme gab seinem Karren jedesmal einen derben Schwung, daß große Sandsteine bis nahe an das Roggenfeld rollten. Dabei lachte er übermütig und schrie ihnen zu: „Grüßt mr a Herrn Freirichter schön!“

Die Hitze der Erregung nam erst ein wenig ab, als der letzte Karren seinen Inhalt auf den jenseitigen Boden ergossen hatte.

Dann ging er nach Hause mit dem wohltuenden Gefühl in der Brust, etwas sehr gutes vollbracht zu haben.

Am andern Morgen trieb er schon zeitig seine Zugkühe mit den Eggen über den Acker. Er knallte in einem fort mit der Peitsche und schrie aus purem Mutwillen die Tiere bei jeder Kleinigkeit laut an. Dann und wann lachte er laut hinaus: „Haha, Wendla, komm och!“

Und da stand er schon auf der Mauer und hatte den höhnischen Ausruf des Dahinschreitenden gehört, und sein papierweißes Gesicht verkroch sich vor Grimm noch mehr in den pechschwarzen Vollbart.

„Guten Morgen Exner!“

Der tat, als ob er nichts gehört habe, begann mit seinen Kühen laut und anhaltend zu schreien und nahm einen langsamen schlendernden Gang an. Endlich war er am Ende des Ackerstückes angekommen, wandte die Kühe und tat erstaunt, als ob er Wende erst jetzt bemerke: „Ach, sie seins, Herr Freirichter? Ich dachte, es blöckt da rum wo a Öchsla.“

Der Verspottete schien die Anzüglichkeit nicht gehört zu haben und schrie in herrischem Tone herab: „Wer hat ihn erlaubt, auf meinem Grund und Boden die Steine abzuladen!“

„Wer erlaubts ihn, a so was zu fragen!“

„Wer? Wissen sie nich, daß das meine Wiese is?“

„Nee, da möcht man gar! — Wo stehn denn de Grenzsteene?“

„Die Grenzsteine! Hier ist die Mauer, hier ist die Grenze.“

„Ja 'ch! Ich dachte, sie hättn se ei dr Tasche und wölltn mr se zeigen. — Unter der Mauer sein se! Nee, was so ein Freirichter nich klug is!"

Da war es mit der Beherrschung des Großbauern vorbei.

„Ich geb ihn acht Tage Bedenkzeit, von dato angefangen. Sind die Steine dann nicht weg und hab ich dann nicht die Entschädigung für das zertretene Gras, dann werden wir uns wo anders sprechen."

Die letzten Worte waren in höchster Wut gesprochen, sie kamen zischelnd und brodelnd wie kochendes Wasser aus seinem Munde.

Aber nun geriet auch der Klumpen in Raserei, warf die Leine hin, drehte die Peitsche um und machte sich unter den greulichsten Verwünschungen auf, dem Freirichter zu Leibe zu rücken. Ohne die Beweise des Wilden abzuwarten, machte sich der Schwarzbärtige auf den Marsch, der in eine regelrechte Flucht ausartete und erst auf dem Kommunikationswege zu halbwegs ruhigen Schritten kam.

Der Lahme schimpfte noch, als Wende schon lange nicht mehr zu sehen war, schirrte die Kühe aus und band sie an einen Baum. Bei seinem Eintritt kam ihm Marie schreckensbleich entgegen. Er glaube, sie wolle ihm Vorwürfe machen, drohte, sie zu erschlagen, stürmte in die Stube, hieb auf den Tisch und schrie fortwährend wie besessen:

„Zeigen wer ichs 'm, zeigen wer ichs 'm. Aber das kommt alles davon, wenns Weib nich an eim Stricke mit eem zieht. Mei Recht will ich, mei Recht und wenns mei Wirtschaftl kostet, mei Leben."

Dann stürzte er wieder zur Tür hinaus und begab sich an die Arbeit.

Am andern Morgen trat der Schuster in die Stube, bleich und nüchtern wie seit Tagen schon. „Was machen die Pappeln?" frug er mit argem Lächeln.

„Was wern se machen, Schaf, stehn thun se!"

„Meenste, Karla? Nu 'ch, da komm och und siehch dr se an."

Sie gingen hinauf. Beide Bäumchen waren von frevler Hand mitten durchgeschnitten und ihre Kronen lagen auf dem Wege.

„Aha? — das is de Antwort of de Steene! Meenste nich?"

Klose zuckte gleichgültig die Achseln in die Höh und bückte sich, nahm eine Krone auf und betrachtete den Schnitt, der mit einem sehr scharfen Messer geführt war, glatt und sicher durch das Stämmchen, das die Stärke eines kindlichen Armgelenkes hatte.

„Der hats gekonnt," sagte er dann, trat an das Stämmchen zur Rechten und hielt den abgeschnittenen Teil auf den Stumpf. Er paßte genau. Der verderbliche Schnitt an dem andern Baume zeigte zwei Wülste. Der Frevler mußte zuerst die rechtsstehende Pappel gefällt und dann, schon geschwächt und beunruhigt, sich an die andre gemacht haben.

Das entzifferte der Schuster, und der Lahme gab ihm nach einigem Besinnen recht. „Freilich, wo sollte er denn die Kraft hernehmen."

Darauf untersuchte der Schuster die Entfernung des Schnittes vom Erdboden und prüfte sie an der Größe des Lahmen. Es war leicht einzusehen, daß der

nächtliche Schädiger von mittlerer Figur gewesen sein und den Schnitt von unten geführt haben mußte. „Deine Größe hat er gehabt!"

Der Lahme maß seinen Freund mit den Augen, und Klose lachte mit geschlossenem Munde dazu.

„Und hier unten, mit dem Rücken nachm Hause hat er gestanden, denn der Schnitt is of a Born zu," setzte der Schuster seine Untersuchung fort und war offenbar vergnügt über seine Findigkeit.

„Er muß verdammt sicher gewesen sein," nahm er nach einer Pause den Faden der Mutmaßungen wieder auf und weidete sich sichtlich an der Verblüffung des Klumpen, der sich aufrichtete und nach einem schweren Atemzuge nichts hervorbrachte als ein beschwörendes, qualvolles Wort:

„Schuster!"

„Ich kann dr nich helfen, es is durchaus nich anders."

„Da biste wirklich dr Meinung, es is ein anderes gewesen. Guste, überleg Dirs genau!"

„Was weeß ich, mit wem du alles Streit gehabt hast. Ein Feind vo dir is gewesen oder eens, das dich höhnen oder dir een Schabernack spielen wollte, cetera pee. Das ist deine Sache!" Das alles sagte er mit einer herzlosen Sachlichkeit. Seine Züge waren tief gefurcht.

Der Klumpen starrte ratlos auf ihn.

„Da siehch, überzeug dich selber, Karla, und von unten rauf is er sogar gekommen. Denn da und dort, rund um die Wassergruben, is of de Mauer zu das Gras zertreten. Bist du so eefältig zu meenen, er is im Wege runtergegangen und hat sich dann pee a pee umgedreht, daß du'm bequem vo hinten an den Kragen gekonnt hättst. Da siehch!"

Exner beugte sich nieder und sah Fußtapfen in dem betauten Grase, die halbverwischt waren durch aufgerichtete Halme. Seine große, braune Hand zitterte, wie sie so durch das Grün fuhr. Dann wühlte er wie geistesabwesend in den abgefallenen Baumblättern. Plötzlich knitterte etwas, und als er hinsah, zerdrückten seine Finger mechanisch einen weißen Zettel. Er richtete sich auf und starrte auf das Papier, aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen.

„Was is das?" frug gepreßt Klose.

„Da lies och amal," antwortete der Lahme mit mühsamer Beherrschung. Mit verstellter Handschrift, in lauter Großbuchstaben stand darauf:

„Zum Freirichter Exner."

„Lies noch a mal," mahnte der Verhöhnte stockend und sein Gesicht sank in Schrecken ein.

„Es stimmt alles, alles, zu gut, zu gut stimmts . ." murmelte er dann. „Was denn?" frug Klose.

Exner schwieg, nahm ihm den Zettel ab, sann einige Augenblicke, zerriß ihn dann und wandte sich zum Gehen. Er stieß mit dem Klumpfuß oft an die Steine des Weges, den Kopf kraftlos auf die Seite geneigt, hinkte er auf den Schuppen zu.

Klose wollte zur Haustür hinein.

„Wohin gehst Du?" frug der Lahme zurückschauend.

„Ich wills Deiner sagen."

„Meiner — Meiner? — ich dächt', Meine wüßt's schon."

Alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen; er versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht.

Im Schuppen ging er wie betäubt umher, stellte ein Kartoffelhäckchen zehnmal wo anders hin, schlug mit einem Spaltscheitchen trommelnd gegen die Bretterwand und begann dann einen Stoß Knüppelholz umzusetzen. Das alles tat er hastig, als werde er angetrieben. Endlich erbrach sich seine Seele. Verächtlich schleuderte er das Holzscheit, das er gerade in der Hand hielt, von sich. Sicher schoß es vor seinen Augen zusammen. Marie hatte von Anfang an der Vergrößerung seines Besitzes widersprochen, nie recht zu ihm, ihrem Manne, sondern immer zu andern, vor allem dem Freirichter gehalten. Sie war sogar vor dem ersten Zank nicht zurückgeschreckt, um aus Rücksicht auf Wende die Anpflanzung der Turmpappeln zu verhindern.

Der Schuster, vor dessen vorurteilslosen Augen sich die Deutung des Frevels so zwanglos vollzog, hatte trotz seiner Sympathie mit Marie ohne Wissen niemand als sie mit dem Verdacht der Täterschaft beladen. Vorsichtig und langsam stellte der Klumpen den zerstreuten Holzstoß wieder auf und ging in die Stube. Die Essenszeit war herangekommen. Er dachte, daß es vier Stunden im Schuppen gedauert habe, und beobachtete unauffällig Marie, die mit unsicherer Hast, bleicher als sonst, ab und zu ging und vermied, mit ihren Augen den Blicken ihres Mannes zu begegnen, die sie auf sich ruhen fühlte.

„s is Dir schon recht, zerstoß Dir meinetwegen de Beene," sann der Lahme, ihre Unsicherheit bemerkend, und langte nach dem Löffel, als der Schuster eintrat.

„Na komm," sagte er zu dem Eintretenden, „setz' Dich her und iß. Wir habens verdient, wir halten zusammen."

Trotz aller Lustigkeit in der Zustimmung, merkte er seinem Freunde auch eine Frostigkeit, eine Gedrücktheit an. Das war ihm unbegreiflich, und nachdem er gedankenvoll einige Löffel Suppe geschlürft hatte, sprach er in das taktmäßige Klappern der Blechlöffel:

„Guste, was is Dir denn? Du tust ja grade, als hätt'st Du heut' nacht dei Messer durch Pappelholz gezogen!"

Des Schusters Augen hafteten an der Schüssel, er schwieg und verzog dann das Gesicht zu einem Lächeln.

Um das Gespräch auf ein ruhigeres Gebiet zu führen, begann Klose die jüngste Schmugglergeschichte des krummen Rathmann Bene vom Berge zu erzählen. Der Lahme hörte mit halbem Ohre zu, blickte in der Stube umher und schaute dann zum Fenster hinaus, sah die Blutbretter am Brunnen, warf den Löffel auf den Tisch und schrie unbekümmert um des Schusters Erzählung in dumpfem Zorne:

„Da soll man milde sein und sanfte, wenn eem so was passiert ei seim Hause!"

Marie ward rot und blaß, der Löffel in ihrer Hand zitterte. Sie öffnete den Mund zum Reden, brachte aber kein Wort über ihre Lippen.

Klose trat ihn mit dem Fuße und machte ihm mit den Augen ein Zeichen, sich zu mäßigen.

„Karla,“ begann endlich Marie, „Guste hat mir gesagt, um was es sich handelt....“

Sie wurde von dem Eintritt des Postboten unterbrochen, der einen Brief vor den Lahmen legte und eilig verschwand.

Exner erbrach das Schreiben, sah eine Weile hinein, und da er des Lesens nicht recht kundig war, reichte er das Papier dem Schuster. Dieser machte Miene, es Marie zu geben.

„Du liest!“ rief Exner mit einer Leidenschaftlichkeit, der sich Klose fügen mußte.

Der Schuster las: „Steindorf, den 17. Juni 1893.

Dem Feldgärtner Herrn Karl Exner zeige ich hierdurch an, daß binnen acht Tagen die Steine von meiner Wiese durch ihn oder seine Leute weggeräumt sein müssen, widrigenfalls ich gerichtlich gegen ihn vorgehen werde. In derselben Zeit sind von dem oben Genannten an mich zehn Mark zu entrichten als Schadenersatz für vernichtetes Gras auf eben dem Felde.

Joseph Wende, Freirichtergutsbesitzer.“

Der Lahme saß eine Weile wie starr, riß dann mit rauhem Lachen den Brief aus den Händen Kloses und steckte ihn ein.

„Nach, Marie, biste denn nu endlich zufrieden?“ frug er und sah sie mit verhaltenem Grimm an.

Dem jungen Weibe stürzten die Tränen in die Augen. Sie stand auf und taumelte hinaus.

Der Lahme stieß den Tisch von sich und begann in der Stube erregt auf und nieder zu holpern.

Der Schuster war aschfahl geworden und stierte regungslos auf seine Hände, die vor ihm auf dem Tisch lagen, dabei kaute er an dem Schnurrbarte.

Plötzlich, wie auf einen unvorhergesehenen Stoß, sprang er auf, riß die Mütze an sich und lief wie gehetzt davon.



Seit diesem Vorkommnis wurde der Schuster Klose nie wieder nüchtern, kam nicht mehr in das Haus seiner Mutter und mied auch das Gehöft des Lahmen. Er war wie von einem bösen Geiste besessen.

In Stuben benahm er sich scheu, als seien es Gefängnisse; vor allen Leuten mit geregelter Lebensweise hatte er einen Abscheu, wie wenn sie geheimen Verbrechen ergeben seien. Immer ging er gesenkten Hauptes einher, murmelte Unverständliches vor seine Füße, blieb oft stehen und begann unter leidenschaftlichen Armbewegungen mit einem Unsichtbaren Streit, den er mit reuevollen Schlägen vor die Brust beendete, wie der Christ seine stille Andacht schließt.

Er hatte die halberloschenen Augen eines angeschossenen Wildes, und sein Ge-

sicht erschütterte trotz der Verwahrlosung, denn es war ganz mager geworden, erdfarben und tief gefurcht, wie das Antlitz eines fanatischen Büßers.

Sobald er angetrunken war, verfiel er in einen Paroxysmus der Selbstpeinigung, schlug sich mit Fäusten, raufte sich die Haare, rannte durch Dornhecken und saß dann weitab von allen Menschenwohnungen auf dem einsamen Felde, weinte, weheklagte und flehte zu Gott um Gnade mit weithinschallender, beschwörender Stimme, um dann wohl plötzlich aufzuspringen, durch die Gassen der Dörfer zu laufen und die Schaar der Neugierigen um Lästerungen, Steinwürfe und Anspeien zu bitten.

In einer bewölkten Mondnacht wollte der alte Förster Knölle gesehen haben, wie er in weitem Bogen unter näselndem Selbstgespräch um das Höfchen des Lahmen geschlichen sei.

Alle hielten ihn für verrückt, und einige meinten, die andauernde, außergewöhnliche Hitze sei viel schuld an dieser plötzlichen Verwirrung seiner Seele.

Denn Tag um Tag schwammen die Waldberge der Grafschaft in zitternder Glut. Sie sahen aus wie Riesenlasttiere, die, halb von grauem Sand verschüttet, fern durch eine endlose Wüste schreiten; immer in Bewegung, immer an einen Platz gebannt; kein Lufthauch der Kühle; der Himmel aschfarben, von vertrocknetem Blau. Die Sonne sah wie durch eine abgestorbene, zerstörte Unendlichkeit auf die Erde. Nur hin und wieder hob dorrender Ost seine Schwingen und flog durch die Windungen des Warthapasses mit seinem feinen Sausen herein, das klang wie das Pfeifen schneidender Sensen, dann sank das wenige Gewölk wie gemäht dahin und zerfloß am Himmel zu einer kochenden Flut.

Von den Obstbäumen fielen die unreifen Früchte welk und gelb in das ausgebrannte Gras.

Der Wald heulte im Nachwind auf wie ein verschmachtender Löwe.

In den kleinen Rinnsalen lag Staub, die reichsten Quellen gaben das Wasser in Tropfen.

Die Hitze ging knisternd durch das notreife Getreide. Die Türme läuteten um Regen. In den Kirchen knieten zu allen Stunden Menschenhaufen und riefen in furchtsamem Glauben endlose Litaneien. Die Bildstöcke und Kapellen der Felder und Kreuzwege waren mit Kränzen behangen, Weiber kauerten auf Steinen davor und hoben die Hände empor, die Männer gingen vorüber und bekreuzigten sich. Der Geistliche trug das Allerheiligste in den Fluren umher, sprengte das geweihte Wasser aus und sprach in das Rauschen der bunten Kirchenfahnen den uralten Wettersegen: es war alles umsonst.

Die Erde klaffte in breiten Rissen, als schreie sie zum Himmel um Hilfe; die dürren Blätter fielen dichter, der Wald lag grau auf den Höhen und stöhnte von Zeit zu Zeit, als liege er in den letzten Zügen; die körnerlosen Schwingel des Hafers flatterten wie winzige Bettlersbeutel; den Vögeln war das Lied in der Kehle vertrocknet; die Hoffnungslosigkeit saß an den Wegen; in den Häusern webte die Verzweiflung und scheu begab man sich an die Ernte, als gälte es nicht

Segen, sondern Fluch einzuheimsen und auf den Böden aufzuschichten, damit er des Lebens Speise werde.

In diese schwere Zeit fiel der Beginn des Prozesses, den der Freirichter gegen den Lahmen angestrengt hatte, weil sein Brief ohne Antwort geblieben war.

Exner lachte über die ersten gerichtlichen Zustellungen unbändig und quittierte dem Postboten den Empfang, als sei es eine wichtigtuerische Kinderei. Das sah dem „Nagelschmiede" ähnlich. Mit solchen Papierfetzen wollte er ihm bange machen, ihm, dessen Arme im Walde das schwerste Klotz ins Rollen brachten!

Guten Mutes trabte er zum ersten Termin und dachte unterwegs an seinen kurzen siegreichen Kampf mit dem Grauen. Das steigerte noch seine Zuversicht. Wie zu einem fröhlichen Faustkampf, dessen glatter Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte, stieg er die breiten Stufen zum Amtsgerichte empor.

Aber nach einer halben Stunde war in der kahlen Gerichtsstube sein strotzendes, heißes Recht arg mitgenommen. Die Feder des Schreibers durchstach es, von endlosen Reden ward es dünn gewalzt, von hinterhaltigen Finten beschmutzt. Es nutzte nicht viel, daß er es immer wieder trotzig aufstellte. Der Richter verwies ihm endlich sein ungebührliches Betragen und drohte mit Einsperrung, wenn er weiter durch beleidigende Ausfälle die Würde der Verhandlung verletzte. Dann nahm das verwirrende Fragen und Reden seinen Fortgang. Am Ende war sein Recht ein Schemen geworden, und nur die Schlauheit des Rechtsanwaltes hatte ihn von einer vollständigen Niederlage errettet.

Zum ersten Mal in seinem Leben griff eine fremde Hand rücksichtslos in die Zirkel seiner Begierde. Er mußte sich dem Spruche Dritter fügen, die sich um ihn so viel wie um jeden anderen kümmerten. Und als er auf dem Heimwege sich die Einzelheiten der Verhandlung ins Gedächtnis zurückrief, fand er, daß alles von Willkürlichkeiten und Verdrehungen nur so strotzte. Da kam er in einen wahren Rausch des Zornes und der Rache, der erst nach Tagen in eine Schwüle überging, die sich über sein ganzes Fühlen und Denken breitete und jener dumpfen Hitze sehr ähnlich war, welche seit Wochen die ganze Erde ausdorrte. Es war ein verborgenes Fieber, eine geheime Krankheit seiner gewalttätigen Seele. Er schritt in Haus und Feld umher mit Augen, die von beständigem Lauern glommen, mit einer Stirn, die wegen wilder Gedankenarbeit ihre Wulsten nie verlor. Die schmalen Lippen des unschönen Mundes bebten beständig von verhaltenen Schimpfwörtern, die Haare wirr, die ganze Haltung zerknüllt in Verdrossenheit: so ward er von der eingedämmten Wut ruhelos auf seiner Scholle umgetrieben.

Seine Sucht nach Rache vermengte sich mit der Hoffnung auf Regen, und es hatte sich in ihm der Glaube herangebildet, daß sein äußeres und sein inneres Mißgeschick unauflöslich verkettet seien.

„Wenn's och regnete," sagte er oft zu sich, wenn er am Fenster lehnte und nach dem Himmel um Gewölk ausschaute. Aber die Entladung seiner Seele kam unvermutet.

An einem Abende stand der Lahme in der Mitte des Zimmers und hörte aufmerksam auf den Ton des Windes. Es war ein tiefes, ruhiges Rauschen, in dem sich die erschlafften Zweige der Bäume schaukelten, als hörten sie tröstenden Zuspruch. Manchmal trieb der Wind gegen die Scheiben, daß es prickelte, als regne es.

Marie saß an dem Tische vor einer kleinen, offenen Petroleumlampe über eine Näharbeit gebeugt.

„War's nich, als ob's regnete?" frug Exner dumpf.

Das junge Weib hob den Kopf und lauschte:

„Nee, es treibt Sand gegen die Scheiben," antwortete sie und fuhr fort, emsig zu nähen.

„Da sitzste und stichelst in den Fetzen rum!" sagte er vorwurfsvoll.

Dann herrschte eine entseelte Stimmung in dem Raume. Auf der Ofenbank kauerte die Katze, und ihre grünschillernden Augen stierten regungslos auf den kleinen Lichtkreis, die Uhr pendelte in zähen, ruckweisen Schlägen.

„Ein glücklich Jahr, das muß man sagen, ich kann zufrieden sein. Meenste nie?" frug der Lahme in Bedürfnis nach Zank.

Marie war ihrem Manne gegenüber zu der unveränderlichen, herben Geduld gekommen, mit der starke Naturen ein unverschuldetes Geschick auf sich nehmen.

Sie schwieg eine Weile, als sinne sie nach, und antwortete dann mit der ruhigen Gegenfrage: „Kocht's über unserm Felde alleene?"

„Als wenn ma mehr hätt', wenn andre au nischt han!" Der Lahme lachte gereizt.

„Red' nich also, daß uns Gott nich noch schlimmer heemsucht! Denk lieber, was sollen die Armen machen!"

„De Armen! Die! Wer nischt hat, kann nischt verliern. Du bist mir ein sauber Weibla!"

„Tu ich etwa noch zu wen'g? Da sieh meine Hände!" Das junge Weib hielt ihm ihre Handflächen hin, die rauh und rissig wie Baumrinde waren.

Der Klumpen lachte roh auf, drehte sich um und verschwand unter Verwünschungen in der Schlafkammer.

In leidenschaftlichem Eifer riß er sich förmlich die Sachen herunter, warf sich auf sein Bett, kehrte das Gesicht gegen die Wand und nicht lange, so war die Finsternis vor seinen Augen ganz rot vom Zorn der Seele. Die Gestalten seines Handels mit dem Freirichter liefen auf und ab vor ihm, und er redete zu ihnen von der Kommission, die in den nächsten Tagen eintreffen und die Begrenzung untersuchen sollte. Er redete zu ihnen kochende Worte, wilde, haßerfüllte Laute. Allmählich kam ein Schaukeln über ihn, aus dessen Stößen Schatten quollen, die langsam alles verhüllten. So schlief er ein. Da war es ihm, als nähere sich von ferne das satte Rauschen, das dem Regen vorhergeht, und es kam näher und hörte sich an, als sei manchmal das Klatschen fallender Tropfen darunter. Er tat das Ohr seines Traumes ganz weit auf und überzeugte sich, daß er sich nicht getäuscht habe. Ganz deutlich rieselte das Rauschen über sein Dach, und die

Tropfen fielen durch das trockene Geblätter, erst einzeln, dann schneller und häufiger, bis sie jenes Summen hervorbrachten, mit dem ein gut eingerichteter Landregen herniedergeht. Und wie er voll Glück doch zweifelte, um wieder eigen hinhören zu können, vernahm er lang gedehntes Klagen, wie es dem Munde von Kindern entströmt, die schon müde vom Weinen sind. Es wandelte wohl jenseits der Mauer auf und nieder, manchmal von den Stößen des wuchtenden Windes verschlungen, manchmal deutlich vernehmbar, wenn auch nicht stärker.

Der Instinkt der Furcht riß den Halbwachen in die Höhe und setzte ihn aufrecht ins Bett. Gespannt, eine halbe, betäubende Ahnung in der Seele, lauschte er hinaus.

Alles vollständig still. Kein Regensummen, kein Tropfenfall, kein Rauschen über dem Dachfirst. Es war alles Täuschung gewesen.

Exner schüttelte verwundert den Kopf darüber, daß der Mensch so deutlich träumen könne, und war eben im Begriff, sich wieder in die Kissen zu legen, als dieses eigentümliche Klagen wieder begann: wie verschmachtend, im Zittern großer Angst verloren, dann schluchzend, als schlürfe ein Ertrinkender Wasser, und dann in wirren Lauten der Verzweiflung hinbrodelnd. Wahrhaftig .... nun stand es gar unter seinem Fenster, und die seltsamen Töne strebten an den Scheiben empor, wie vibrierende blasse Geisterfinger.

Darauf entfernte es sich.

Nun wimmerte es in der Stube, nun auf der Stiege zur Sommerstube, nun über ihm auf dem Boden. Dabei war es, als schlürften weichsohlige Schritte auf und nieder. Dem Lahmen pochte das Herz. Er sank um, vergrub das Haupt in den Kissen, drückte die absterbenden Fäuste an die Schläfe und murmelte in kalter Angst. „'s Klagemütterla. Das is 's Klagemütterla. Was wird's och bloß noch alles haben ei meim Hause."

Der graue, rätselhafte Geist, an dessen Dasein noch so viele Grafschafter glauben, hatte sich bei ihm eingestellt. Sein Wimmern verkündet Verlust, Krankheit, Tod, alles Elend. Mit langen Gewändern angetan, das Gesicht verhüllt, schlürft es auf und ab. In die Höhen, aus denen es stieg, entschwebt es wie ein Schatten, der entsteht und vergeht, und läßt nichts zurück als unsichtbare Gleise, denen das vervehmte Menschenleben zur Qual unrettbar verfällt.

Lange lag der Lahme in eisiger Betäubung, über seinen Körper liefen Schauer.

Ein milder Laut, der aus der Wohnstube drang, brachte ihn jäh zur Besinnung. Ohne sich anzukleiden, sprang er auf und riß die Tür auf. Die Petroleumlampe war ausgelöscht, dafür brannte das Ampelchen vor dem Muttergottesbilde in der Ecke. Sein rötlicher Schein floß nieder und breitete sich wie erstes Morgenglühen über sein Weib hin, das auf den Knieen davor lag und die Hände zum Gebet erhoben hatte.

Sie kehrte ihm ihr bleiches Antlitz zu und sah ihn mit schimmernden Augen fragend an.

Der Klumpen bot einen wilden Anblick: seine Haare hingen wirr in das Gesicht,

das noch entstellt war von dem Schrecken, sein Auge flammte. Marie konnte den Anblick nicht ertragen und wandte ihr Gesicht ab.

„Hast Du's gehört?" frug er bebend. „Was denn?"

„Du willst noch streiten!" „Ich weeß vo nischt; ich hab' gebet't, du siehst ja."

„Du — Du — erst steckste mit 'm Freirichter unter eener Decke, darnach —"

„Ich!" „Ja, Du! Was brauchst Du vrm Freirichter Angst zu haben, wegen den Pappeln und solche Zettel schreibste!" „Ich, een Zettel schreiben!" „Du hast den Zettel geschrieben „Zum Freirichter Exner" Du, sonst niemand."

Da sprang das junge Weib auf und trat vor ihn hin. „Du bist mei Mann und ich sollte Dich schlecht machen?"

„Dei Mann? Der Klumpen bin ich dr, über den Du Dich immer lustig gemacht hast. Ich bin kee Zaunpfahl, wenn de mich geschnitten hast, ich hab' wohl geblut't."

Nun sagte er den Grund seines Mißtrauens gegen Marie.

Diese senkte schuldbelastet ihr Auge.

Das stumme Geständnis eiferte den Zornigen noch mehr an.

„Das haste all's getan!" schrie er. „Und jetze kniest hin und betest mir's Klage-mütterla of a Hals! Runter mit der Tocke vom Brette, runter, bale räumste alles naus!"

„Das bleit, das is mei Gott!" Marie trat dem Wütenden fest entgegen und breitete ihre Arme schützend aus.

„Dei Teufel is!" Er stieß sie zur Seite, daß sie gegen den Ofen taumelte.

„Ich bin Mutter, Karla!" schrie sie und raffte sich von dem Falle wieder auf.

Der Lahme aber ließ sich nicht hindern, ergriff seinen Knotenstock, sprang in die Ecke und hieb mit einem Schlage Eckbrett, Muttergottes, Engel und Lämpchen unter den Tisch.

Nachdem er so die Mächte in Trümmer geschlagen hatte, mit denen sein Weib im stillen gegen ihn im Bunde war, redete er auf das leise Schluchzen in die Nacht hin: „Und daß ich das nich mehr seh' ei meiner Stube!" und kehrte in die Schlafkammer zurück.

Marie rührte sich nicht, auf der Ofenbank, wohin sie gesunken war.

Sie hatte die Hände vor das Gesicht gepreßt, um nicht zu sehen, und heiße Tropfen quollen zwischen den Fingern hervor. Trotz einer wirbelnden Betäubung, die auf ihr lag, sah sie unverrückbar in der Finsternis vor sich eine häßliche, drohende Männergestalt mit langen, mageren Beinen, Armen, die bis weit über die Hüften hingen, einen unförmlichen Kopf, in dessen Gesichtsrunzeln blinzende Äuglein wie giftige Kröten krochen. Lange, spärliche Haare hingen über hüglige Schläfe.

Sie rang gegen das Bild des Lahmen, das ihre mißhandelten Nerven verzerrt vor sie hinstellten; aber hartnäckig schuf es die Phantasie von neuem, wenn es der Wille kaum unterdrückt hatte.

Da glitt sie zu Boden auf ihre Kniee und betete:

„Ach Du mei himmlischer Gott, zerschlagen liegste eim Staube, aber mei Herze

trägt Dich wie a linde Tüchla. Du strafst mich harte. Ich wollte Glücke und Geld und a gutes Leben; aber ich weeß wohl, durchs Elende kommt ma zur Freede. Zerbrich mich wie ne Schale, bloß über mei Kindla erbarm Dich." —

Dann rutschte sie unter den Tisch und sammelte die Muttergottesfigur und die Engel in ihre Schürze. Sie küßte jedes Stück. Darauf tastete sie sich vorsichtig zur Tür hinaus, über die Stiege, auf den Boden und vergrub sie in das Heu.

Aber die verzerrte Männergestalt wich nicht aus der Finsternis vor ihr. Wie sie auch dagegen kämpfte, im Banne ihrer Häßlichkeit stehend, starrte ihre Seele immer darauf hin, und dieses geheimnisvolle Mark des Lebens, von dem alles ausgeht, prägte sich die Formen der Wahngestalt unter Qualen ein.

Der würzige Duft des Heues betäubte endlich ihre Sinne, daß sie einschlief.

Exner ging einige Tage unter dem Einfluß, den das Erscheinen des Klagemütterchens auf ihn ausgeübt hatte, wie zerschlagen umher. Wenn er zur Arbeit schritt, so sagte er sich, es nutzt nichts, es geht alles verloren. Dann fiel ihm jede Bewegung schwer, als liege auf der Last, die er zu heben hatte, unsichtbar eine noch viel größere.

Aber diese tiefe Mutlosigkeit hielt doch nicht lange bei ihm an. Sie verließ ihn bald, denn trotz der trüben Ahnungen wendete sich alles zum Besseren.

Der Regen, auf den alles verzweifelt wartete, bereitete sich vor. Gewölk ballte sich über den Kämmen, aus den Löchern stieg Kühle, die Sonne lag von dem langen Brande wie erschlafft in der Höhe, die Blutfinken stießen lange, klagende Rufe aus, die Schwalben schnellten dicht über der Erde hin, und als es endlich regnete, klang es allen wie das Kichern des Glücks.

Dann wurde das Wetter wieder milder.

Auch der Fortgang des Prozesses stimmte den Lahmen wieder zufriedener. Der Lokaltermin war ergebnislos verlaufen; man hatte keine Grenzsteine gefunden. Auch auf dem Katasteramte konnte man keinen Bescheid geben, weil seinerzeit auf der Flurkarte die Abtrennung der Exnerschen Parzelle von dem Freigute nicht vermerkt worden war.

Das Gericht schlug den streitenden Parteien einen gütlichen Vergleich vor, nach welchem Exner die Steine auf die Mauer räumen und Wende auf die Schadloshaltung verzichten sollte. Die entstandenen Kosten waren von beiden zu gleichen Teilen zu tragen.

Da kam man schön bei den Hartköpfen an. Wende lachte nur heiser, der Klumpen polterte von: Nicht einen Finger breit nachgeben; für immer ein Ende machen; nicht einen Dantus geben, und verließ die Versammlung.

Nach einiger Zeit erhielt er ein gerichtliches Schreiben, worin er aufgefordert wurde, die ganze Steinmauer fortzuschaffen, da das Vorhandensein von Grenzmarkierungen unter dem Rodewalle durch Zeugen auf das Entschiedenste behauptet werde. Es fand abermals ein Termin statt. Das Zeugnis der beiden alten Männer, welche von der Existenz der Grenzsteine wissen wollten, wurde von

dem Rechtsanwalt Exners als befangen angefochten, weil sie Zeitarbeiter auf dem Freigute waren. Nach manchem Hin und Her übernahm endlich der Freirichter die Beseitigung der Mauer mit der ausdrücklichen Bedingung, daß Exner die Kosten dieser Arbeit tragen solle, wenn Grenzsteine unter dem Walle gefunden würden.

Der Lahme stimmte sehr gern ein, denn er war sicher, daß man Beweise ehemaliger Grenzregulierung nicht finden würde, und hoffte schon im stillen, den schmalen Wiesenstreifen dann auch in Besitz nehmen zu können.

Am meisten litt sein Weib unter dem Streit. Auch nachdem er sie ihres Gottes beraubt hatte, ward er nicht sanfter. Allen Grimm, den er bei einer unangenehmen Wendung des Prozesses in sich aufsteigen fühlte, und doch über die nicht ausschütten durfte, die ihn hervorgerufen hatten, ließ er an seinem Weibe aus. Sie mußte in der Nacht aufstehen, um Flur und Stube zu fegen. Er warf Teller und Schüsseln zu Boden, wenn ihm das Essen nicht mundete. Nun ging sie ihm zu gefirre, nun zu lahm, nun sollte sie lachen, nun nicht so mukfsch tun. Bald trug sie das Haar zu städtisch, bald war sie zu bleich. Jeden Blick, jeden Schritt, der anders ausfiel, als er sich dachte, empfand er als Äußerung der Widerspenstigkeit, wozu sie wegen ihrer Machinationen gegen ihn doch wahrlich kein Recht hatte.

Die Leute, denen das Schicksal Maries nicht verborgen blieb, schüttelten die Köpfe, daß der herbe Stolz dieses jungen Wesens so plötzlich in das Gegenteil sich verkehrt hatte.

Sie ließ sich nirgends sehen, mit niemand suchte sie zu reden, selbst Joseph und Kathe, diese beiden immer guten Menschen, mied sie, wie um ihrem Manne nicht Anlaß zu neuen Bedrückungen zu bieten. Sie kam nach Beginn des Gottesdienstes, betete, ohne das Haupt zu erheben, und verließ entweder vor Beendigung der heiligen Handlung, oder hinter dem letzten Gläubigen die Kirche, damit niemand sie anrede. Rief ihr jemand zu, so schrak sie sichtlich zusammen. Dann aber sah sie mit ihren blauen Augen auf, die noch größer geworden waren und einen krankhaften Glanz trugen. Sie blickte wie aus einer fremden Welt. Nie kam eine Klage über ihre Lippen, hartnäckig steuerte sie jedes Gespräch von bedeutsamen Dingen ab und sprach über Alltäglichkeiten mit einer ernsten, wie hinschwebenden Stimme, und obwohl ihre Worte fest und bestimmt klangen, so fühlte man ein Zittern darin, wie die Bewegung trockner Grashälmchen.

Aber wo sie ging und stand, rüttelte ihre Seele an dem Geschick des Lebens. „Warum hast du mich zu ihm getrieben? Willst du etwa, daß ich so leide?" frug sie Gott in ihrem Herzen.

Der Unbegreifliche antwortete mit neuen Qualen durch ihren Mann. Da schrie sie auf, jenen seelischen Schrei, in dem das Herz wie durchbohrt stockt und die Gedanken wie im Irrsinn wirbeln. Aber niemand hörte ihr Verzweifeln. Es ward ihr nur dunkel vor den Augen, sie aß nicht, sie schlief nicht und arbeitete wie in Raserei. Dabei lächelte sie immerfort. Das war ihr Schrei.

Als sie wieder zu sich kam, war das Antlitz Gottes verwandelt. Aus dem

sicheren Manne ihres kindlichen Bekenntnisses war eine unbegreifliche, unermeßliche Macht, ein Meer geworden, auf dem ihr Leben wie ein losgelöstes Blatt umhertrieb. Da sah sie arg um sich und bemerkte, wie das Leben der andern, an unverrückbare Seile gekettet, dahinglitt. „Warum mir das, diese unendliche Not, nach deinem Befehle, Ewiger?" Und je länger sie auf ihr Schicksal schaute, auf dieses notwendige Verknoten wirr einhergehender Fäden, machte sich eine unfaßbare Sicherheit in ihr auf, eine Furcht, die in der letzten Tiefe eine Süße war. Sie glitt in die blühende Dämmerung einer mystischen Gottnähe, die aus jedem Zweifel eine neue Inbrunst gebar, aus jeder Lockerung eine festere Verknüpfung; jede Not ward die Verheißung einer Freude. So wuchs die Sicherheit in ihr, von der Vorstellbarkeit wie durch ein dunkles, bodenloses Wasser getrennt, in dem alle Konturen erlöschen, alle Farben sich auflösen. Manchmal war es, als tauche ein Gesicht aus den Abgründen in ihr auf. Aber wenn sich ihre Seele bückte, es zu deuten, zerfloß es, und sie ging wieder einher, doppelt bedrängt von dem Elend ihres Lebens und der dumpfen Schwermut der Schwangeren.

Dann fühlte sie mehr als je sich jeden inneren Haltes bar und sah darin die gerechte Strafe dafür, in jener wilden Nacht der Vertreibung Gottes durch ihren Mann nicht mit dem ganzen Leben gegen die Untat gerungen zu haben. Mit dem Schatten dieser Stunde stieg das fratzenhafte Wahngebilde in ihrer Erinnerung auf, das in jener Nacht sie so gefoltert hatte. Es stand nicht deutlich vor ihr. Alle Gänge der Seele waren vielmehr mit seiner Verzerrtheit behaftet, schimmerten in dem blöden Lichte seiner Augen und hallten wieder von den trägen, zähen Lauten seines unschönen Mundes, als sei es nicht mehr eine Bedrängnis von außen, als habe es die Wiege ihres Wesens verunreinigt.

In dieser Zeit der Niedergetretenheit ward sie auch oft die Beute tierischer Sinnlichkeit. Jeder höhere Gedanke erlosch. Als habe sie Scham nie gekannt, drängte es sie unter Mißachtung der persönlichen Würde nach Genuß bis zum Ekel.

Am Ende blühte jedoch immer wieder aus den schaurigen Gründen, erst scheu und zitternd, dann in heißer Sieghaftigkeit die Süße ihrer mystischen Gottverbundenheit.

Um dies innere Glück einmal ungestört ganz auskosten zu können, wußte sie es mit unauffälliger Schlauheit dahin zu bringen, selbst das Brotgetreide zur Mühle tragen zu dürfen.

Diese lag im nächsten Dorfe. Von den zwei Wegen, die dahin führten, wählte sie den längeren Fußsteig durch den Wald des Freirichters, an Steinmauern vorüber, über einsame Felder. Die schönen Tage schienen an die Erde festgebunden zu sein, der Sonnenschein spielte versunken um die bunten Büsche, die weißen Wolken lagen regungslos, daß sie wie ferne Gebirge aussahen, und fiel ein Blatt, so tanzte es so selig durch die goldne Luft, als habe es der Mund eines verborgenen Kindes vom Strauche geblasen.

Marie ging hin dann, den Kopf zur Seite geneigt, und als wieder einmal ein Blatt herabtaumelte, ward ihr Sehnen Gesicht und ihr Kindchen erschien an der linken Seite, das niedliche Mädchen, blondhaarig und blaugeäugt, lächelte und hüpfte neben ihr hin, ohne den Boden zu berühren.

„Gell och, du bist mei Kindla, mei's, mei Engelchen, mei's ganz alleene. Komm, komm du och! ich weeß wohl vo wem daß du bist; solche Guckala hat bloß dr Himelvater," flüsterte das junge Weib im Rausch hoher Freude.

Nein, nicht sein Kind war es, Gott hatte es ihr geschenkt, als Lohn für die treue Ausführung seines Gebotes. Ihr Mann war doch nur ein Werkzeug in Gottes Hand gewesen, die auch aus Felsen Blumen hervorbringt. Das stand fest, seine Hand sollte die Zauber ihrer Hoffnungen nicht zerstören. Bei ihm, doch abseits wollte sie sich mit ihrem Kinde eine Welt bauen, wo ihr gedemütigtes Leben sicher, frei und glücklich werden sollte.

Plötzliche Müdigkeit, stechendes Prickeln, das ihre Beine starr machte, trieb sie, einen Sitz zu suchen. Weil der Petzdorfer Bildstock nicht weit von ihr war, setzte sie sich nicht in den Graben, sondern schleppte sich vollends bis zu den zwei geköpften Linden, vor denen eine Lattenbank eingerammt war. Schweratmend kam sie hin, ließ die Bürde zu Boden gleiten, setzte sich und senkte den Kopf, um die abgebrochene Gedankenreihe weiter zu spinnen.

Da erinnerte sie sich, vor einem Heiligtume zu sein, drehte sich heftig um und sank vor dem Bilde in die Kniee. Es war auf Leinwand gemalt und in einen schwarzen Rahmen gezwängt, der von zwei Eisenhaken an dem Stamme der einen Linde festgehalten wurde. Die dargestellte Scene war sehr einfach. In einer nur andeutungsweise gegebenen Landschaft, über der ein ultramarineblauer Himmel lag, kniete ein Bauer, die Hände im Gebet erhoben. Sein langschoßiger Rock war schwarz, sein Gesicht blaß. Dem unbekannten Maler war es gelungen, etwas von der dumpfen Bauernseele in seine Züge zu legen. Die Augen des Mannes richteten sich verzückt auf eine Muttergottes, die, links oben, im Himmel schwebte. Nicht weit von ihr, in gleicher Höhe mit der göttlichen Erscheinung hing ein Vogel in der Luft, den man für einen Hahn mit ausgerupftem Schwanze hätte halten müssen, wenn seine Raubfänge nicht gewesen wären. In diesen trug er ein schwarzes Etwas, aus dem eine Menge ockergelber Käschen fielen, deren erstes dicht über der Nase des bäuerlichen Beters angekommen war.

Darunter stand die Erklärung:

„Zu schwedischer Kriegszeit lebte ein Bauer, Georg Tiffe, welcher sein Vermögen, einige Dukaten, in einem hohlen Baume vergrub. Wie er sein Geld erheben will, war alles weg. Was tat er? Vor Angst fiel er auf seine Kniee, gelobte der schmerzhaften Muttergottes, ihr Bildnis zu bekleiden, wo er sein Geld findet. Da er so betete, kam ein Rabe geflogen, brachte das Geld im Schnabel und ließ es bei dem Männlein fallen. Der Mann erhob das Geld und brachte den anderen Tag einen Dukaten dem Herrn Pfarrer, Hochwürden Wendelin Kasper zu Alt-Walsdorf, der dafür dies Bild stiftete. Alt-Walsdorf, den 2. März 1645.

Geh, o Krist, nicht an diesem Bildt vorüber! Bete, Marie hat geholfen und wird auch dir helfen in allen Nöten." Von ihrem Mutterglück ganz eingenommen, konnte sie zu keinem Gebet kommen. Als Ersatz betrachtete sie das bekannte Bild genauer als sonst und las die Erklärung dazu, langsam, Wort für Wort. Die Anrufung am Schluß sprach sie halblaut und fügte aus eigenem Herzen noch ein Stoßgebetlein hinzu: „Ach, du mei Gott eim Himmel, barmherzige Mutter ...."

Trockenes Lachen, ganz in der Nähe, ließ sie abbrechen und erschreckt aufsehen.

Schräg hinter der Bank saß ein Mann auf einem Steine, vom Gesträuch verborgen. Nun sie schwieg, bog er sich auch vor und schaute auf sie hin. „Klose?" sprach sie in sein verwildertes Gesicht und fühlte, wie sich ihr Herz in Erbarmung zusammenkrampfte.

Der Schuster bewegte bestätigend den Kopf und rührte seine verschwimmenden Trinkeraugen nicht von ihr.

„Ma sieht dich ja gar nich mehr, Guste?" frug sie, setzte sich an das Ende der Lattenbank und rückte ihre Bürde heran.

Er zog sich wieder hinter den Strauch zurück und ließ abermals dies trockene Hohnlachen erschallen.

„Du!" rüttelte sie um Antwort. „Ich bin ja immer d'rheeme," entgegnete er endlich gleichgültig. „Ach nee, ich denk', Du läßt Dich gar nich mehr bei Deiner Mutter sehn." „Ebens deswegen bin ich immer d'rheeme." „Schuster, was redst Du denn eigntlich!"

Er erhob sich, trat entfernt vor sie hin, damit sie ihn betrachte, und sagte dann: „Nu, da bin ich d'rheeme, wo ich auch bin."

Sein Rock war zerrissen. Ein zerknüllter Hut saß auf staubgrauem Haar, das über den Kragen herabhing.

Als er jetzt Maries Augen auf sich fühlte, ward er unsicher und ordnete sich die Halsbinde, die ein buntes Taschentuch war und lachte wieder.

„Warum hast Du denn vorhin gelacht?" frug Marie, weil ihr vor Mitleid nichts anderes einfiel.

Klose trat hinzu, hob die Bürde auf die Bank, legte sie zwischen das junge Weib und sich und nahm am anderen Ende mit den Worten Platz: „Wenn D'rs nischt verschlägt und Du bist nicht böse, da setz' ich mich a weng."

„Warum, ja, ja, immer setz' Dich, aber was ich fragen will, warum läßt Du denn den Packs nich liegen?"

Der Trinker starrte lange auf die Erde und sagte dann:

„Heiliges Mädla — heiliges Mädla," sah sie an, fuhr mit dem Kopf wieder herunter und wiederholte noch einmal „heiliges Mädla".

Darnach richtete er sich auf und antwortete:

„Kleen is groß und groß kleen. Ein gutes Herze, hat keen Kopp; aber 's steckt doch schon in dei'm Auge! Ja, ja! — 's is zum Lachen! Nehmen wr an, 's regnt, oder dr Wind geht oder ein Feuer kommt übers Haus, in a Busch, cetera pee.

Nich wahr? — Gut. Du kniest hin und hebst die Hände ei die Höh'. Nach? Hahaha!"

Er sah sie überlegen an, stand auf, trat hin und her und setzte sich endlich wieder, mit einer wegwerfenden Handbewegung.

„Hahaha! Haben wir alls gemacht, noch mehr! Gleichsam mit'm Geneipe mitten druf zu: Gesungen, geschlagen, ausgefrorn, gehungert, bis de Haare a so viel wußten wie dr Kopp, hahaha! aber nich locker gelassen, immer druf, immer druf, mitten rein . . ."

Kopfschüttelnd brach er ab und griff mit den mageren Fingern verzweifelt in einander und vollendete dumpf:

„'s regnt weiter . . . . . 's regnt weiter . . . . . deswegen heeßt's wohl auch: dr Teufel is manchmal ein Ziegenbock! Je mehr Dich wehrst, je mehr a stößt. Laßt mich zufriede!"

Er spuckte aus, stützte sich auf die Knie und starrte zu Boden, als sei er ganz einsam.

„Aber Guste, dr Herrgott, denk' och! . . ."

Klose rührte sich nicht; er sah aus, als sei er zu einem Ballen verschrumpft. Die Arme herabhängend, handverschlungen, zwischen die Knie geklemmt; der Kopf in die Achseln gedrückt; der Rücken gekrümmt, wie ein krankhafter Auswuchs. Lange hörte Marie nichts, als den keuchenden Atem, der Verwachsenen eigen ist.

Dann kamen Worte, stier, als rühre ein dürres Stäbchen im Leeren.

Er schien sie wieder ganz vergessen zu haben und nur mit seinem Schicksal zu reden, zog sich unter widerwilligen Lauten auseinander, saß eine Weile in steifer Starrheit und begann dann, dumpf auf seine Fußspitzen zu reden, die er auf- und nieder wippen ließ:

„Aber 's is noch nich gut . . . nee, nee! ich spürs . . . es läßt nich locker . . ." gramvoll richtete er sein Auge zum Himmel und redete Gott selber an:

„Das is a Müller! eh nich s letzte Stäubla raus is, läßt der nich locker. Siehst Du, wer ich eigentlich bin?"

Mit dieser Frage wandte er sich plötzlich wieder an Marie.

Dem jungen Weibe traten die Tränen in die Augen, da sie in dies gepeinigte, erdfahle Antlitz sah, und sie brachte kein Wort hervor.

„Marie! Siehst Dus nich?" Seine Stimme zitterte in Angst.

„Ein guter Mensch bist Du . ." antwortete sie mitleidsvoll.

Über den Trinker kam eine tiefe Erregung, er stand auf und atmete, als sollte er ersticken, schickte sich an, zu entlaufen, sah sie verstört an, kam zurück und sank stöhnend auf seinen Platz nieder.

Das junge Weib glaubte, Klose sei plötzlich wahnsinnig geworden, wagte aber nicht, sich zu entfernen, weil sie fürchtete, daß er sie dann anfallen und ihr ein Leids antun könne.

„Gell, er stößt Dich, daß De hinschlägst?" stotterte der Unglückliche vor sich nieder. Marie aber fühlte, daß er sie frage, „er treib' Dich nachts ausm Bette, schmeißt Dirs Essen of a Hals?"

Marie zuckte mit keiner Wimper.

„Alls weeß ich, alles!" endete der Schuster, als er aufgesehen und keine Zustimmung in Maries Gesicht wahrgenommen hatte.

„Haha und da willst Du sprechen, ich wär' ein guter Mensch! Heilges Mädla.... aber, laß gut sein, es mag gehn, a so lange es geht, a mal kommts über mich ganz, ganz, und ich hab eene starke Hand und lösch alles aus..."

Seine Stimme war voll geworden, ein singendes, junges, süchtiges Schweben. Er hatte die Hände in einander geschlungen und nickte leise vor sich hin.

Marie erkannte, daß er wieder bei Besinnung sei, erhob sich geräuschlos und nahm die Bürde auf den Rücken.

„Behüt' Dich Gott," sagte sie, „und wenn Du nich weeßt, wohin, unse Haus is hinterm Busch," und ging davon.

Der Schuster regte sich nicht. Erst als sie schon weit fort war, erhob er sein Auge und sah ihr lange sinnend nach.

Das stille Licht des Herbstes rann über sein Antlitz, und es war, als lächelte er in seliger Gewißheit.

Sechs Wochen waren vergangen, die Kirmes von Alt-Walsdorf vorüber. Man befand sich im letzten Drittel des Oktobers. Der Lahme hatte wieder einmal seinen guten Tag: er lehnte schon früh müßig am Brunnenhäuschen, nagte an der Unterlippe und kratzte mit dem Klumpfuß auf dem Bretterbelag. Es mochte gegen halbacht Uhr morgens sein, denn man hörte den Lärm der zur Schule gehenden Kinder von dem Kommunikationswege herüber und sich gegen den Erlengrund zu verlieren. Aus dem Walde stiegen Nebel und spannen sich in schwankenden Streifen zum Himmel auf, dessen schweres, einförmiges Gewölk sich immer mehr senkte, bis nur noch ein dünner Strich gelben Lichtes über der schwarzen Masse des Waldes lag. Bald war auch dieser spärliche Trost des Oktobertages verschwunden, und das Gewölk rann zur Erde wie trübes Spülwasser. Die Bäume auf dem Felde verschwanden, und die verborgene Sonne, die man zuletzt über dem Hedwigsteine gesehen hatte, als gehe jemand mit einer Laterne die Berge hin, verbreitete eine bleiche Helle, gleich dem kümmerlichen Lichte einer Krankenstube.

Der Lahme sah sein Haus undeutlicher werden, es war, als dringe aus allen Poren der Wände schwacher Rauch. Vor ihm und rechts der Wald des Freirichters, verschwommene, dunkle Wände.

Wenn das Scheunen wären, sann Exner, und Ställe und Schuppen, was für ein Hof das sein müßte. O, es ließe sich wohl etwas machen.

Nach einer Weile kam es ihm ein, das sei Tagedieberei, das Dastehen und Sehen, und er setzte sich langsam in Bewegung. Er ging an der Haustür vorüber, um im Schuppen Holz zu spalten. Da stand plötzlich der Schuster vor ihm, wie aus dem Boden gewachsen. „Na, läßt du dich wieder amal sehn! Wo kommste denn her?" frug der Lahme erstaunt.

Klose senkte verlegen sein verschlafenes Gesicht, stotterte etwas und ging dann vorüber. Exner sah ihm hohnlachend nach, und weil in demselben Augenblicke Marie auf der Türschwelle erschien, rief er spöttisch: „Siehch och, wir haben Besuch gekriegt."

Der Trunkenbold lächelte das junge Weib an, trat an den Brunnen, pumpte sich Wasser in die hohle Hand und begann sich zu waschen, wobei er mächtig sprudelte und pustete. Exner war zu seinem Weibe getreten und frug sie: „Was will da der Lumpen?" „Ich weeß nie." „Solche Brüder haben alle was an sich, die Kratze, die Läuse, oder was."

Marie bewegte die Achseln.

„Wo mag er denn geschlafen haben?" fuhr der Lahme fort zu reden. „Daß er mir ausm Hause bleit; ich brauchte vrm Winter grade so een.."

Er konnte nicht vollenden, denn aus dem Nebel auf das Niederstück zu erscholl vielstimmiges Geschrei:

„Gewonnen .... da is er .... haha! Fränzla, hurrah, hurrah!"

Mehr konnte man nicht verstehen. Zum Schluß wurde einigemal in die Hände geklatscht.

Der Schuster hatte beim Beginn des Lärmes seine Mütze vom Boden aufgehoben und schnell das Gesicht hineingetrocknet. Seine verwirrten, nassen Haare standen in Strähnen in die Höhe. So stand er da und horchte. Als alles still war, blickte er fragend zu den Beiden zurück. Exner rief ihm zu: „Geh und siehch, was das für a Gepäcke is! Aber tu wie Tulpe. Ich schick dich nich."

Der Angeredete gehorchte wortlos.

Marie nahm den Eimer, den sie niedergesetzt hatte, und ging in den Stall.

Um die Mundwinkel des Klumpen spielte ein böses Zucken, und gespannt horchte er hinaus.

Da hörte er übermütiges Lachen, woraus er schloß, daß der Schuster bei den Knechten angelangt sei.

Einen Augenblick glaubte er, sie machten sich über ihn lustig. „Ich wers 'n anstreichen!" sprach er und stürmte einige Schritt vor.

An dem Brunnenhäuschen aber machte er halt und horchte wieder voll Erregung hin.

Auf einmal wich der Nebel zurück und das Feld lag klar da. Der Schuster stand mit gesenktem Kopf vor den drei Knechten, die eifrig auf ihn einsprachen. Dann hoben sie den Kopf und sahen herüber. Sie mußten ihn erblickt haben, denn wie auf Kommando schrieen alle:

„Haha, gefunden! Hurrah!"

Exner fluchte knirschend und rührte sich nicht.

Als er den Kopf wieder etwas vorzubeugen wagte, sah er nichts mehr, denn der Nebel hatte alles verdeckt.

Dann kamen stolpernde Schritte.

Der Schuster stand vor ihm und sprach: „Nuch, die wern gleich trinken, Schnaps,

zwee Liter. Die Knechte han gewett! Und Fränzla, dr Elfer, hat se verbüßt. Er wollt's nie glauben, abers seinr da, zwee, ich hab se gesehn."

„Was denn?"

„Steene."

„Steene?" Der Lahme widerholte es mit verhauchender Stimme.

Aber schnell besann er sich wieder und lachte verächtlich:

„Steene! haha! Nu ja, Steene! Da brauchten se nich zwee Monden fahren. Oben druffe hats genug."

„Ach nu, Karla, was ich dr sage, Grenzsteene!" entgegnete Klose. „Ich wer doch Grenzsteene kenn'; 's hat Kreuzla droffe, richtige Kreuzla."

Exner trat dicht an den Säufer heran und sah drohend zu ihm nieder. „Guste, geh nei ei die Stube, iß, trink und wärm dich. Aber das rat ich dir, daß rat ich dir, verstehste mich? Se haben keene gefunden." Damit ließ er ihn stehen und ging ins Haus.

Der Schuster blieb zurück und sagte nach langem Sinnen leise vor sich hin: „Nu, ja ja. Aber mags sein. 's hat 'r eigentlich doch."

Rings begann das Geläut von Glocken. Das Gewirr von Kinderstimmen lief nicht allzuweit vorüber.

„'s is Mittag, de Kinder komm' aus dr Schule," murmelte er dann, schüttelte sich vor innerm Frost und ging zögernd dem Lahmen nach. Er fand ihn hinter dem großen, weißen Ecktisch vor einer dampfenden Schüssel sitzen und mit dem Löffel klappern.

„Komm' un setz dich," sagte Exner und fuhr in seiner Beschäftigung fort.

„'s wird Schnee aus dem Nebel kommen," mit diesen schüchternen Worten nahm Klose Platz.

Der Lahme hob den Kopf. Aber der Blick seiner Augen war ausgelöscht, sein Gesicht blaß und leidend, von Zeit zu Zeit kam eine wilde Entschlossenheit darin auf und machte die groben Züge kantig.

„Hat du der Schenke den Rathmann-Rappen wirklich gekauft?" frug er und starrte vor sich nieder. „Ich weeß nich," antwortete der Trinker und strich an seinem Schnurrbart. Der Lahme lachte böse auf.

Endlich hob er den Löffel auf und begann begierig zu suppen.

„Iß, Schuster! Franke bleit zeitlebens ein Esel," sprach er zwischen dem Schlucken zu Klose, der mit abgewandtem Gesicht dasaß und nun trödelnd und widerwillig auch zulangte.

Der Lahme aber warf den Löffel wieder hin, klemmte die Hände zwischen die Knie und verfiel in Grübeleien.

Das folgende Gericht, gekochte Klöße in irgend einer Sauce, rührte er nicht an.

Als ihn sein Weib schüchtern aufforderte doch einmal zu kosten, richtete er sich auf, sah an ihr vorbei und redete rauh zum Schuster hinüber: „Guste, iß dich satt, a so viel, wie de kannst. Drnach gehste ei a Schuppen und hackst Holz kleen."

Der Angeredete nickte stumm, schluckte schnell alle dargereichte Speisen hinunter, dankte kaum hörbar und machte sich auf. An der Tür drehte er sich um und frug: „Aber, Marie, wenn ich dir noch soll was machen, da brauchst de 's bloß zu sagen."

„Nee, Schuster, nee, geh och."

Nach einer Weile scholl träges Schlagen vom Schuppen her.

Der Lahme stand auf, ging erregt in der Stube auf und ab und warf verstohlene Blicke auf Marie.

Als sie mit dem Melkgerät das Zimmer verlassen hatte, blieb er stehen und horchte. Nun fiel die Klinke der Stalltür in die Haspe. Er wartete noch eine Weile, dann schlich er leise zur Tür hinaus, an der Wand hin, in den Schuppen.

Dort setzte er sich auf einen Holzklotz.

Der Schuster drehte sich um, schlug das Beil ins Scheit und steckte die Hände in die Hosentaschen. „Willst mr helfen?" frug er und ließ sich auf dem andern Holzklotz nieder.

Exner atmete tief.

„'s wird ein kalter Winter wern, Schuster," sprach er nach einigem Sinnen und sah zum kleinen Türchen hinaus. „Ja, ja 's kann sein, a trockner, denn 's sackt nischt wie Nebel raus." „Wirste nich heemgehn?" „Was sollte ich'n dorte!" „Essen und schlafen." „Nu ja, satt essen, a warm Stübla han, derheeme sein .... siehch och, das is etzunder fr mich noch nischte. Es is no nich reif fr mich. Ich ha etz noch ander zu tun."

Dann trat langes Schweigen ein. Klose sah traurig vor sich nieder.

In des Lahmen Gesicht arbeitete es. Darauf begann er mit leiser Stimme:

„Möchst dr een andern Rock kaufen. De Hosen sein au zerlumpt. Aus a Stiefeln guckt 's Stroh." „Ja, woher nehmen un nich stehlen." „Ach, wer redt denn vo stehlen." „Oder rauben, derschlagen." „Das alls nich."

Wieder trat eine Pause ein. Dann begann der Lahme abermals gedämpft: „s hat Dich geforkelt, armer Kerle. Aber ich bin Dei Freund."

Plötzlich wurde er erregt. „Bin ich ein schlechter Kerle, zahl ich nich meine Steuern, laß ich mei Weib hungern, ha ich nich Kühe wie de Bohlen ... Schuster, bin ich nicht ordentlich, scharf un gerecht?!"

Er war unwillkürlich laut geworden.

Die Stalltür knarrte. Dann hörte man Schritte auf dem Hofe.

„Schuster, hack, schlag, hau zu!" eiferte er.

Dieser griff langsam nach dem Halme.

Aber die Tritte verloren sich im Hause.

Beide nahmen ihre vorherige Stellung wieder ein.

„Karla," frug der Schuster, als alles wieder still war, den Lahmen, „is denn a Weib nich wie ne Katze?"

„Da haste recht, wie ne Katze!" bekräftigte Exner, und in sein Gesicht gruben sich Falten einer bitteren Wut.

„Ich meen', ma muß scheen' tun mit'r, wenn se eem Freede machen soll," ver-

wies es ihm Klose, senkte aber sogleich unter dem bohrenden Blicke des Lahmen verwirrt seine Augen.

„Was willst 'n Du damit sagen, he?" frug der Klumpen, und seine Stimme bebte in Zorn. „Kümmer ich mich etwa um Dein Lumpenklaft oder Dei Schwester, die Stoppelhengstpaule?" Dann saß der Ungefüge lange unbeweglich und seine Augen lagen brütend im Leeren.

Der Schuster hockte wie gezüchtigt auf seinem Platze.

Endlich sah er den Lahmen unterwürfig an.

Von diesem Blick ward die Stille zwischen den beiden leichter, und der Lahme nahm das Gespräch wieder flüsternd auf:

„Sieh 'ch, Guste, ich bin dei Freund, ein richtiger Kerle — is nich a so? Da mußte mit solchem Zeuge nich noch of mich neistoßen, nee! Sieh 'ch, 's hat bei mr Platz, ich schmeiß Dich nich naus und wenn Du den ganzen Winter nich fortgehst. Kriegst essen, zu trinken, ich ha noch a gut Röckla, 's hat au noch Hosen und Stiefeln ... Du machst a paar Handgriffe ..."

Der Schuster ward blasser, die Falten seines Büßergesichtes furchten sich einen Augenblick tiefer, dann bekam es den Schimmer von einer Seele, die ihre tiefste Sorge los wird.

„Karla," stotterte er, „wenns een Gott eim Himmel hat, der lohn' Dirs. Verleicht, wenn's Frühjahr is, bin ich alls wieder los und laß den Draht fliegen."

„Nu aber sei vernünftig und verlaß Dich nich wie ein Bock bloß of de Hörner. Verstehste, all's, was ich gesagt hab, bleit. Guste, warn das Grenzsteene, die Freirichters Knechte gefunden han, warn das Grenzsteene? Wenn Du mich noch weiter ärgerst, ich weeß nich, was ich mache, ich erwürg Dich."

Exners Stimme zitterte; er war aufgestanden und hatte sich dem Schuster langsam genähert. Nun schüttelte er seine große Faust vor des Trinkers Gesicht und seine Mienen entstellte eine tödliche Verzweiflung.

Entsetzt wich der Säufer zurück. In Angst verwirrten sich seine Gedanken. Ohne daß er es wollte, hatte er schon geantwortet:

„Nee, Karla, nee! Keene Grenzsteene, Steene wie alle andern, die der Herrgott wachsen läßt."

„Na siehste, das wußt' ich ja, Du Narrnsack! Is das etwan 'ne Sünde, wenn ich een Krappen vo Steen hierhin schmeiß oder dorthin, is Steen nich Steen? Könnten für die Klumpen nich andre dorte stehn? Haha! — 's is Nacht — dr Nebel steht — die Hacke geht leise — hinter dr Mauer gehn Leute, aber niemand sieht was — raus de Brocken, raus! — ei a Born — 's Wasser gluckt, siebzig Ellen tief — ma hört nischt fallen — ei a so eem Loche sehn drei Brillen nischte. De Spitzhacke lehnt hinterm Bornhause, wo de Blutbretter sein. Wenn dr Hahn kräht, is alles vrbei."

Der Lahme sprach fliegend; in seinen Augen lag eine bohrende Wildheit, so kalt, so entschlossen, daß des Verkommenen Seele davon betäubt wurde. Er sah nichts vor sich, in seinem Innern lag es wie summender Nebel. Eine dumpfe Empörung

gährte in ihm, aber sein Wille war nach allen Seiten zerstoben. An seiner statt wirkte ein fremder Drang, unerbitterlich, starr.

Schwer, wie im Zwang eines drückenden Traumes verloren, ließ er seine Hand in die dargebotene Rechte des Lahmen sinken.

Als er sich umsah, war er allein.

Er erhob sich eilig, zu entfliehn, kehrte vor dem Türchen um, ging zurück, setzte sich, stand auf, drückte das Beil aus dem Scheit, hob es, um zuzuschlagen, warf es hin und starrte lange auf das Holzklotz ... „'s is Nacht," murmelte er willenlos, „dr Nebel steht — de Hacke geht leise — de Brocken raus — 's Brett is locker — dr Born is tief — ma hört nischt fallen ...." er bebte, sein Herz gefror, aber sein Bewußtsein drehte sich, als sitze er auf einem sausenden Karussel, und wie er die Augen seiner hilflosen Seele über dies Tanzende, Graue schickte, tauchte eine Lichtgestalt aus der trostlosen Weite in ihm auf, kniete nieder, hob die Hände bittend und sah ihn aus großen Augen angstvoll an. Ihr Leib war von Züchtigung und Gram entstellt. Es war dasselbe Bild, vor dem seine arme Einsamkeit in Büßerqual, in peinvoller Inbrunst so oft stammelnd gelegen hatte.

Noch einmal sah er hin in sich. Da wußte er, daß das, was er sollte, jenes war was er wollen mußte.

Bereit setzte er sich auf den Holzklotz, stützte den Kopf in die Hände und wartete. — — —

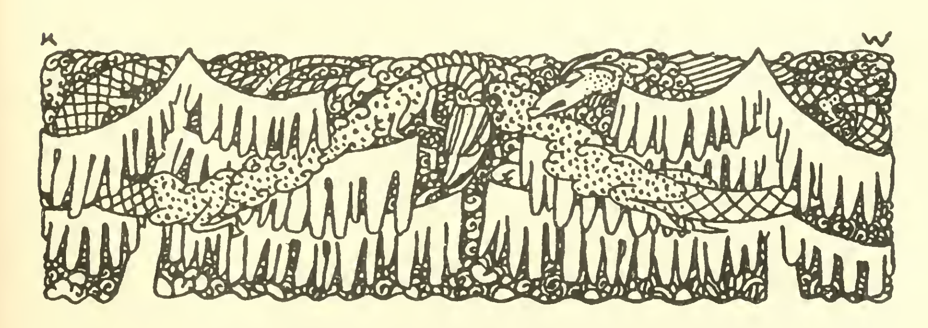
Da rauschte der Wald auf. Nebel flog zur Tür herein: es dämmerte.

Er hob den Kopf, sah prüfend hinaus und ließ ihn dann wieder sinken: es war noch zu licht dazu.

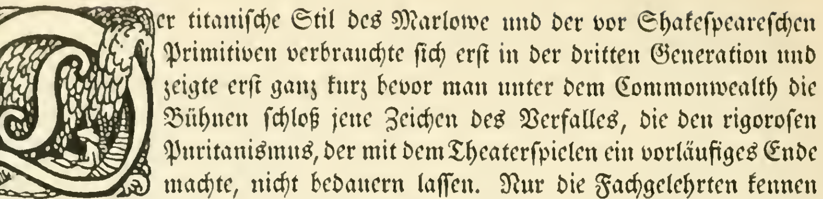
Neben ihm, im Stall, begannen die Kühe zu stampfen, die Schweine rannten quiekend gegen die Bretter des Kobens. Dann sprach begütigend eine weiche, Stimme. Darauf hörte er gleichmäßig die Milch in die Blechgelte plärren. Einigemal gingen noch die Türen. Der Lahme holperte in den Hof und kehrte gleich wieder ins Haus zurück. Dann war alles still, ganz still.

Nur ein leises Rieseln in der toten, tiefen Nacht und vom Walde her ein wühlender Laut, als rühre sich ein Schlafender in seinem Bett.

Der Schuster stand auf, fuhr sich unter einem tiefen Atemzug durch die Haare und schlich dann vorsichtig aus dem Schuppen. Schluß folgt



Thomas Otway / von Franz Blei



Der titanische Stil des Marlowe und der vor Shakespeareschen Primitiven verbrauchte sich erst in der dritten Generation und zeigte erst ganz kurz bevor man unter dem Commonwealth die Bühnen schloß jene Zeichen des Verfalles, die den rigorosen Puritanismus, der mit dem Theaterspielen ein vorläufiges Ende machte, nicht bedauern lassen. Nur die Fachgelehrten kennen die Namen der Späten und Letzten, der Cartwright, Thomas May und andern, deren Komödien rüde Späße und deren Tragödien wilde Gräuel sind, und die einen Stil über sein natürliches Leben hinaus mit einer Karikatur verlängern. Man kann dieses Theater kaum mehr lesen und gibt der sogenannten klassischen Reaktion Recht, wenn wir auch heute an Waller so wenig Geschmack finden, wie an Malherbe, der diese Reaktion in Frankreich, oder an Opitz, der sie in Deutschland einleitete. Als nach hundertundfünfzig Jahren mit der großen Revolution der Barock zu Ende war, fanden die neuen Dichter Worte genug, diese vergangene Zeit als die der allererbärmlichsten Poesie zu verdammen — man lese z. B. in Keats' Sleep and Poetry die herrlichen Verse gegen die ‚ill-fated, impions race', die sich die klassischen Dichter nannten, da sie sich bei Horaz, Ovid und Martial die Muster holten. Doch — ohne sich dabei um die objektive Pose des Literarhistorikers zu bemühen — diese Klassiker hatten Recht, denn sie drückten ihre Zeit aus. Und die verspäteten Romantiker des Dramas waren unzeitgemäß in dem üblen Sinne des Epigonentums; sie redeten von Dingen, die es nicht mehr gab und davon in einem Tone, der nicht ihr eigener war. Es handelt sich hier wie man sieht um künstlerische Dinge und sollte man so zuerst von den artistischen Änderungen sprechen, die sehr radikal sind. Aber es sind die Zeiten nicht so geläufig und man muß deshalb zuerst an sie erinnern. Die Renaissance war vorüber und es gab keine Abenteuer mehr. Der Palmenwald, der Rußland von Peru trennt und die stürmische böhmische Küste beschäftigen nicht mehr die Phantasie eines Volkes, das einen König köpft und die Republik erklärt. Warburtons Koch machte ruhig Herdfeuer mit Tragödienmanuskripten. Man gab sich mit der Politik und der Theologie ab, kümmerte sich um Wissenschaften und Bildung. Und sehr deutlich dissoziiert sich ‚das Volk' oder ‚die Nation' in ‚Volk' und ‚Gebildete'. Das Volk kam als Publikum nicht mehr in Betracht; das Publikum der Dichter waren die Dichter und die ‚Gesellschaft'. Das Volk verstand kein Wort von dieser neuen Kunst, die sich lyrisch vor allem äußerte, nicht nur weil man die Theater schloß, sondern weil fürs Theater zu schreiben ein gemeines Handwerk geworden war, das jeder treiben konnte und trieb. Die Dichter aber — es waren die ersten Berufsdichter — hielten auf Ordnung, Bildung, Regel. Eine bestimmte Klassenzugehörigkeit wird ganz deutlich. Sie erlauben sich nicht mehr gemein und einfach von Äpfeln und Kirschen, von Rosen und Klee zu sprechen, sie zieren das eine in

‚Flora's vernal wreath', das andere in ‚the treasures of Pomona', nennen ein Pferd ‚the impatient courser' und ein Weib eine Nymphe. Nicht daß man das auch so sagen konnte, man mußte es so sagen, und so echte Dichter wie Herrick fügen sich wie die schlechtesten Pedanten ohne den kleinsten Seufzer in diese Form. Die Gesellschaft dieser Zeit war noch barbarisch genug, was die Dichter sich nur noch stärker mit diesem gebildeten Dichtapparat beschäftigen ließ, der erst bei Pope und im 18. Jahrhundert diese Konvenienz bekommt, die wie Natur ist: nun decken sich gesellschaftliche und poetische Formen völlig.

Man führt diese englische Änderung auf den französischen Einfluß zurück, der den aus Italien abzulösen begann, dessen Erfindung zu Ende war und verbraucht. Aber die Gleichzeitigkeit dieser klassischen Reaktion, auch in Ländern, die wie Deutschland oder Holland keine romantische Vergangenheit hatten, spricht gegen eine solche doch sehr enge literarische Erklärung der Sache. Auch daß Milton, der wohl leicht einen solchen Einfluß hätte paralysieren können, in England ohne Wirkung noch Schule blieb, spricht dagegen, und eine Menge anderer Dinge, die mit Namen und Jahrzahlen zu nennen die Sache aber nur verwirren würde. Daß eine künstlerische Energie, die kaum ein halbes Menschenalter zurück sich noch so bedeutend und eigentümlich im romantischen Drama geäußert hat, sich jetzt schon so völlig verbraucht haben und nun mehr und mehr in Nachahmung eines Fremden sich äußern sollte, ist nicht wahrscheinlich. Daß diese neue englische Kunst in der gleichen französischen sich gern bestätigte, ist natürlich; und dieser neue Stil entsprach am stärksten der französischen Rasse, die so auch die besten Dichter dieses Stiles hatte und die man in England verehrte. Was noch äußere, politische Umstände fördern.

Die Royalisten, die 1660 mit dem Stuart aus Frankreich nach England zurückkamen, waren von vornherein überzeugt, daß die französische Kunst der englischen durchaus überlegen sei und das englische Drama gegen das französische überhaupt nicht in Betracht komme. Man kennt die berühmten Worte zwischen Charles II. und dem Dichter der neuen Schule, Waller, der den Stuart mit einer Ode begrüßt, auf die der König bemerkt, er finde sie bedeutend weniger gut als jene, die Waller zwanzig Jahre früher auf Cromwell gemacht habe. Worauf Waller: Sir, uns Dichtern glückt es mit der Wahrheit nie so gut als mit der Erfindung. Doch das betrifft Politik und das Gedicht auf den Cromwell ist wirklich besser. Aber für das englische Drama hatten die Royalisten Recht. Und dabei kannten sie Molière noch nicht. Denn als der im Herbst 1659 mit seiner Truppe nach Paris kam und den Etourdi spielte, waren die Royalisten mit ihrem König schon an der holländischen Küste und schauten nach England. Das Castigat ridendo mores der französischen Komödie lag auch nicht in der Disposition der vielbeunruhigten restaurierten Stuarts, die nun ihre Ruhe genießen wollten und die Sitten lassen wie sie waren. Auch gegen Corneille und die anderen Tragiker bestand das englische Theater schlecht, das inzwischen die Oper bekommen hatte, deren gereimte Verse und paradenhaften Pomp es in der Tragödie nachmachte, so sehr, daß man auch

den Shakespeare in gereimte Couplets brachte, wozu sich kein geringerer als Dryden hergab. Aber es war ein Atemholen; oder wie die festgestaute Menge eine Weile unbeweglich bleibt, da schon die Türen zum Theater geöffnet sind. Zehn Jahre spielt man wieder und die übelsten Dinge, daß man schon meint, es sei mit dieser Kunst zu Ende, da entfaltet sich auf einmal, für eine kurze Weile von ein paar Jahren, die reiche Nachblüte des englischen Dramas; fremd und sonderbar ist ihre Pracht mitten in der Wüste. Ein Name und eine Tragödie überragen: Otway und ‚Venice preserved'.

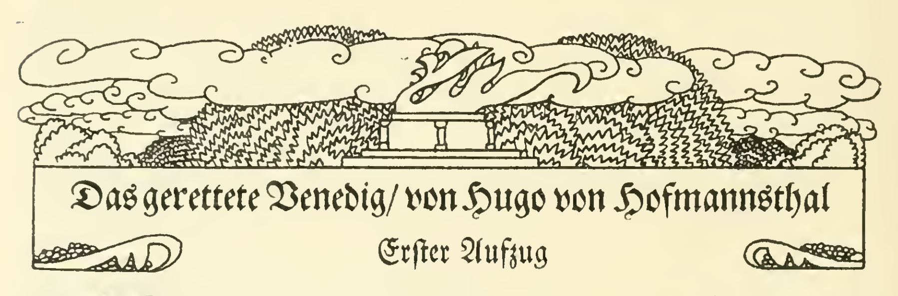
Man weiß nicht viel von der Biographie. Otway ist aus Trotton in Sussex und da während des Bürgerkrieges im März 1651 von guten Eltern geboren. Nach zwei Jahren auf Christ Church College in Oxford bekam er Lust, Schauspieler zu werden, und der hübsche zwanzigjährige Otway debütierte in Dukes Theater, sehr unglücklich in einer Tragikomödie der Aphra Behn in der Rolle eines steinalten Königs. Alles lachte und man trug den ohnmächtig Gewordenen von der Bühne, die er als Schauspieler nie wieder betrat. In Oxford, wohin er zurückkehrte, blieb er nicht lange: 1675 ist er wieder in London, ohne akademische Grade und ohne Beruf. Eine Fähnrichsstelle in einem Reiterregiment verkaufte er wieder. Solange das Geld reichte lebte er ein ausgelassenes Leben mit seinen aristokratischen Freunden von der Schule her und mit den Theaterleuten. Er schrieb sein erstes, schlechtes Stück, das Alcibiades heißt, und ohne andern Eindruck als den größter Langweile im Drury Lane gespielt wurde. Ein besseres folgte, Don Carlos, durchaus französisch in deklamatorischen gereimten Versen, aber ein sehr gutes Theater in deutlicher Zeichnung von Charakter und Vorgang. Die pompösen gereimten Verse waren — in der Tragödie — modern, der Don Carlos hatte die schönsten und das Stück hatte einen großen Erfolg. Otway verdiente eine Menge Geld damit, einmal in seinem Leben, das kein glückliches war. Er zeichnet zwei Charaktere in seinen Tragödien mit typischer Gleichmäßigkeit: den Helden — Don Carlos, Castalio, Jaffier — zögernd, unentschlossen, weich, in die Liebe ganz unglücklich verloren, unfähig aus sich selbst zu handeln, kein ‚Held'. Was man von Otways äußerem Leben weiß, läßt glauben, daß er in diesem Typus ein Porträt seines inneren Lebens gab, wie er in den Heldinnen — die Königin, Monimia, Lavinia, Belvidera —, diesen süßen, gütigen, unbewußten Geschöpfen seine Sehnsucht malte und den Wunsch, daß doch seine Geliebte so wäre, die eine schöne grausame Schauspielerin war, die Otways Heldinnen spielte, und deren Geliebte mindestens Barone sein mußten; den unglücklichen Otway platonisch erhörte — er schrieb ihr Rollen! — um ihn vor seinen Augen faktisch mit verkommenen Debauchées wie dem Lord Rochester zu betrügen. Bis er es einmal nicht mehr ertrug, Theater und alles aufgab und als Soldat zur Armee nach Flandern ging. Als er hin kam, war Frieden geschlossen, die Soldaten wurden entwaffnet und mußten sich ohne Sold durchschlagen. Krank und verhungert, in Lumpen und Läusen tauchte Otway wieder in London auf. Er machte das Stück ‚The soldier's Fortune' aus seinem Erlebnis, die tolle Komödie eines Verzwei-

felten, der sich mit einem ausgespienen Fluch aufgibt. Man wird viel in dieser Farce zum Leben Otways finden, mehr als was Zeitgenossen und Spätere davon berichten, die äußeren Schicksale meine ich. Wie es schon aber früheren Dramatikern unter Elisabeth und Jakob erging, so auch den späteren: man achtete diese Leute nicht. Schreibt doch ein Memoirist der Zeit, er hätte Shakespeare, Donne, Johnson, Webster gekannt und mit ihnen verkehrt, aber er stünde nicht dafür, von ihnen etwas zu sagen und schwätzt dann von toten Dingen. Das Wenige, aber das ihn ganz Bestimmende, das man aus Otways Leben weiß, ist seine Liebe zu dieser Schauspielerin, — man findet sie in Hoffnung und Verzweiflung auch immer in seinem Werke wieder. Als er im Jahre 1680 den schönen Prolog zu seiner Tragödie ‚The Orphan' schrieb, war der junge Rochester, der seine Geliebte besaß, am Delirium gestorben und Otway naht voll Hoffnung. Er sagt es in der Fabel dieses Drama's, wie er, der Geliebte, in Sturm und Nacht vor der verschlossenen Tür seiner Braut steht, die drin ein anderer besitzt, dem er selbst in dunklen Erregungen dazu half. Seine Geliebte spielte die Braut und Otway behängt sie, die er voll unschuldiger Unbewußtheit malt, mit den prachtvollsten Geschmeiden seiner Worte; den ganzen, nicht großen Reichtum seiner Bilder verschwendet er an diese rührende Monimia, wie an die Belvidera seines großen Werkes, des ‚Geretteten Venedig', das er zwei Jahre später schrieb. Diese Frau war was man ein Luder nennt und nach allen Berichten spielte keine wie sie die unbewußte Unschuld, das sich in tiefer Einfalt opfernde Herz. So schrieb ihr Otway die Rollen. Nicht so ganz die Briefe, von denen sechs erhalten sind: in den ersten beiden spricht er von den schrecklichen sieben Jahren, die er ihr unglücklich dient. Wein und alle Ausschweifung hätten nicht vermocht, ihn ihr Bild vergessen zu lassen. Der Brief macht das Schicksal bis ans Ende bestimmt. Der dritte, vierte und fünfte Brief ist voll Wut und zynischer Beschimpfung. Der ganz kurze sechste Brief schreibt voll Trauer, sie sei nicht wie sie versprochen hatte zur verabredeten Stunde gekommen, sie solle ihm ein letztes Zeichen geben, „ob ich Euer verhextes Geschlecht segnen soll oder für immer meiden". Die Antwort entschied für Meiden oder sie entschied nichts — für Otway war sie das Ende seiner Kunst, das er nicht lange überlebte. Er verkam und bettelte auf der Straße mit dem Spruch: Ich bin Otway der Dichter. Ein Lord schenkte ihm einmal einen Sovereign und Otway starb an dem Brot, das er nach drei Hungertagen in Gier verschlang, am 14. April 1685, vierunddreißig Jahre alt.

Sein Leben ist mit der Tragödie vom Geretteten Venedig, die er aus der Tiefe von Hunger und Elend dichtete, unsterblich; man wird sich ihrer in der deutschen Umdichtung von Hofmannsthal in diesem Winter erinnern. Ein auf das Literarische gerichteter Geschmack wird in dem andern Werke des Dichters die Schönheiten lieben können, die es mehr schmücken als füllen: Details. In dem Geretteten Venedig steht alles Einzelne unter dem Ganzen, das mehr als merkwürdig, das groß ist wie nur eine der Shakespeare'schen Tragödien, an die allein man erinnert wird. Aus manchem und diesem zuerst, das in dieser späten Tragödie

diese große Linie ist, die aus einem Einzelgeschick in das gemeine Menschengeschick führt und doch dem Einzelnen alles Eigentümliche läßt, daß sich nichts in ein leeres Symbol verliert. Und so ist es nicht etwa im Wort gegeben, das sich als ein beziehungsreiches geflügelt zitieren ließe; nicht vergoldete Nüsse, die an der Tanne da aber auch dort hängen können. Jaffier, Pierre, Priuli, Belvidera leben alle ihr eigenes Wesen ab und reden nicht schön und nichts sonst als ihr Leben und Schicksal. Aber man wird es sehen, und ich will auch nicht die Fabel erzählen, wie solche bei den Engländern keiner mehr nach Otway erfunden hat und vor ihm nur einer.

Ich mußte eingangs von den klassischen Lyrikern und dem Zustand des englischen Theaters etwas sagen, weil Otway ist was man ein Phänomen nennt, eine Erstaunnis und Verwunderung. Er hat in der poesielosen Zeit der illfated race die letzte englische Tragödie geschrieben. Nach ihr kam nichts mehr, das Blut aus der großen Zeit hatte. Und konnte wie Otway stehen und betteln.



Das gerettete Venedig / von Hugo von Hofmannsthal

Erster Aufzug

Jaffiers Wohnung. Ein geräumiges Zimmer, um ein paar Stufen tiefer gelegen als die Straße, so daß die Ausgangstür und das kleine Fenster, beide rechts, beträchtlich über dem Boden. Zur Tür führen Stufen; um das Fenster zu erreichen, steht ein Stuhl dort. Links Tür in eine Kammer. Im Hintergrund, mehr links, ein Alkoven, verhängt. Vermischt ärmlicher und besserer Hausrat.

(Belvidera steht links, an sie gedrückt die beiden Kinder. — Der Gerichtsvollzieher, hinter ihm die drei Gerichtsdiener, alle vier die Mützen auf dem Kopf, in der Mitte des Zimmers.)

Vollzieher (die Vollmacht in der Hand):
Wohnt hier Messer Jaffier, ein Edelmann
aus der Provinz Treviso, Untertan
der Republik, doch ohne Würde, Amt
oder Beruf, und dessen Ehefrau,
gewes'ne Tochter des gebietenden
Senators Priuli?

Belvidera: Gewes'ne Tochter?
So ist mein Vater tot?

Vollzieher: Vielmehr ganz wohl.

Er präsidierte gestern dem Gericht
und diese Schrift trägt seinen Namenszug.

Belvidera: Wie dann gewes'ne Tochter?

Vollzieher: Fragt euch selbst
und stört nicht.

Belvidera: Sprechen die so rauh zu Armen
und stehn so frech und mit bedecktem Haupt!

Vollzieher (liest): Weswegen und auf Grund des obigen mit diesem der Gerichtsbeschluß ergeht zugunsten obgenannter Gläubiger auf den gesamtbeweglichen Besitz gedachten Jaffiers und zwar, nominatim, Einrichtung seiner Wohnung, Silberzeug, Juwelen, Teppich', Spiegel, Truhen, Vorrat an Kleidern, Leinen, Spitzen oder Stoffen — mit Ausnahme der unentbehrlichsten Geräte, die zur Lebensfristung dienen, als: Kochgeschirr, Bettzeug und nötige Kleidung — Beschlag zu legen. (Zu den Dienern): Vorwärts! so wie immer. (Die Diener schleppen den Hausrat auf die Straße.)

Gerichtsdiener: Vier Leuchter.
(Weist sie vor.)

Der Knabe: Mutter, sind das Räuber?

Vollzieher: Nein, Bursche, das sind Herren vom Gericht,
die einen säumigen Zahler strafen kommen.

Der Knabe: Die Sachen aber sind des Vaters, den
darfst du nicht strafen!

Belvidera: Ruhig! siehst du nicht,
daß ich ganz still bin.

Gerichtsd.: Ein prächtig Bett ist da aus teurem Holz,
zweischläfrig, drüber auf geschnitzten Säulen
ein ganzes Zeltwerk aus Damast, das Ganze
so schwer, daß es nicht von der Stelle rückt:
ein rechtes Lotterbett!

Vollzieher: Nehmt's auseinander.

Der Knabe: Mutter, sie wollen dein und Vaters Bette
zerschlagen!

Belvidera: Still!

Das Mädchen: Ich fürchte mich.

Belvidera: Sei still!
(Gerichtsdiener lachen.)

Vollzieher: Fort mit dem Spiegel!

Belvidera: Ja! und fort mit dir!

Vollzieher: Was? Hütet euch! Beleidigt nicht mein Amt!

Belvidera: Das tut ihr, wenn ihr schändlich es vollzieht.

Vollzieher: Da sind zwei Ringe.

(Weist die Gerichtsdiener auf ihre zornig ausgestreckte Hand.)

Belvidera (reißt die Ringe herab und wirft sie hin): Fort damit!

Vollzieher (umherspionierend): Und da
ein Kettchen!

Belvidera: Wo?

Vollzieher: Hier! hier! Am Hals des Kindes!
(Zieht es hervor.)

Belvidera (vor sich): Das ist von meiner Mutter. Eh' sie starb,
hing sie mir's um.

Vollzieher: Legt's zu dem andern dort.
(Es schauen Leute bei der Tür herein: alte Weiber, ein alter Mann, Kinder, ein junger Mensch, eine geschminkte Dirne.)
Packt an und helft, ihr Leute, dem Gericht.
(Geht ab. Die Gerichtsdiener schleppen das Bettgestell aus dem Alkoven, und anderes.)

Der Knabe: Gelt, Mutter, wär' der Vater dagewesen,
der hätte sie geschlagen und verjagt?
(Die Nachbarsleute haben den Gerichtsdienern geholfen, die Möbel zur Tür hinauszutragen. Bei Belvidera, die mit den Kindern links steht, bleibt nur eine fette angejahrte Frau zurück; sie ist nicht ohne Spuren von Schminke; ihr Anzug ist vernachlässigt, ihre Frisur übertrieben, desgleichen Ohrringe und Armbänder.)

Die Nachbarin: Brav, brav, junger Herr! Das ist die Sprache für den Enkel eines Senators! Ein rohes Volk! Einer Dame so mitzuspielen, einer Dame! einer Dame, die nur den kleinen Finger auszustrecken brauchte, um einen Beschützer zu finden? Einen? nein, zehn an jedem Finger!

Belvidera (nur mit den Lippen, man hört nicht, was sie sagt): Was ist denn das?
(Sie tritt zurück, zieht ihre Kinder dicht an sich.)

Die Nachb. (sich umsehend): Es dreht sich einem das Herz im Leib um, wenn man diesen Jammer sieht und bedenkt, daß es Senatoren gibt, die es sich zweihundert Dukaten im Monat kosten lassen, eine Kreatur, die der Teufel nicht mit der Feuerzange anrühren möchte, in Seide und Spitzen zu wickeln. — Wenn aber einer wüßte, daß er eine solche Hand küssen dürfte, eine Hand wie Wachs, eine Hand von Zucker, eine Hand wie diese ... (Sie ergreift Belvideras Hand, die sie ihr schnell entzieht; sie hat aber schon einen Kuß darauf gedrückt. — Wie für sich, in Ekstase:) Nur ihn hereinführen, wenn ich dürfte! Einen so gut aussehenden Herrn: einen so konservierten, reichen, noblen Herrn! ein standesgemäßer Verkehr sozusagen für eine Senatorstochter. Und verliebt ist er in euch! Wenn ich ihm von euch spreche, zittern ihm die Knie, anhalten muß er sich am Kamin, und

mit einer Glut und einer Leidenschaft packt er mich bei der Hand — da so — (Sie will Belvideras Hand fassen.)

Belvidera (leichenblaß): Hinaus! hinaus! hinaus!
(Auf einmal sind an der Tür wieder ein paar Gestalten, dann werden es sieben oder acht.)

Nachbarin (rot vor Zorn im Gesicht): Was denn? wer hat euch was getan? wer hat sich vergangen gegen euch? Ich? ich vielleicht? Das ist der Dank, den man für seine Güte hat.

Belvidera: Hinaus aus diesem Zimmer! fort mit euch!
(Von denen an der Tür stehen nun vier oder fünf neugierig lungernd im Zimmer, darunter ein junger Bursch, halb lakaienhaft, halb verlumpt, am Arm einer nicht mehr jungen Person, die in einen braunen Shawl gewickelt ist, bleich aussieht, mit übermäßig viel Haar um das hagere Gesicht, mit roten Flecken auf den Wangen.)

Die Nachb. (mit immer frecherer Komödie, ermutigt durch die Zuhörer): Was da passiert ist? Ja, wahrhaftig, das möchte man glauben, daß da etwas passiert ist! So umzugehen mit einer honetten alten Frau, die an Asthma leidet! Wär' euer Mann zu Haus, er würde euch zur Räson bringen! Entschuldigen würde er sich tausendmal, die Hand würde er mir küssen! Zorzi! gib deiner Mutter den Arm! hier her! (Der Bursch tut nichts dergleichen.) Was ich ihr getan habe? Meinen Beistand angeboten! unter die Arme hab' ich ihr greifen wollen, der hochgebornen Hungerleiderin! Man sollte glauben, eine junge Person könnte so etwas von einer erfahrenen Frau mit kniefälligem Dank annehmen! Da, schau' sie dir an, Zorzi! Du warst ja in ihren Häusern: du hast ja einige solche große Damen in in der Nähe gesehen! Du warst ja Leiblakai, du hast ihnen ja die Schokolade ins Bett servieren dürfen zum Frühstück! Benehmen sie sich so? ich glaube nicht. Ich glaube, so benimmt sich hochmütiges Bettelvolk, mit Respekt zu sagen! Daß aber so etwas, eine solche Beschimpfung, eine solche Roheit der Tod für eine alte Frau sein kann, die an Asthma leidet, das weiß Gott! (Sie stürzt ab; der Bursch läßt nun doch die Dirne aus und läuft der Mutter nach.)

Belvidera (bleich bis in die Lippen): Fort mit euch andern! fort mit euch!

Die Dirne (sie war schon im Begriff zu gehen): Wo Platz für den, da ist auch Platz für mich —
Jetzt aber geh' ich schon, ich gehe, gehe —

Der Knabe (fast so blaß wie seine Mutter, mit geballter Faust): Geht fort! die Mutter will nicht, daß ihr da seid!

Belvidera (zieht ihn an sich, drückt die Köpfe beider Kinder eng an sich).

Die Dirne (dreht sich um und weist Belvidera und den Kindern bös die Zähne): Tut ihr das wegen mir, daß ihr den Kindern die Augen zuhaltet?

damit sie mich nicht sehen sollen? Ja? Bin ich die Antwort nicht wert? Seht nicht so durch mich durch, als wär' ich leere Luft. Ich bin aus Fleisch und Bein gemacht wie ihr! Arme Leute essen aus einer Schüssel mit einander, und ihr habt nun einmal keinen Türsteher! Ihr habts nicht, daß ihr euch an mir die Schuhe abwischen dürft! auch nicht mit den Blicken! Da lebt ihr — und da leb' ich, da schlaft ihr, mit wem es euch gefällt, und hinter der Wand schlafe ich, mit wem es mir gefällt, und spreizt ihr euch weg und drückt ihr euch in der Hausflur zur Seite, um nicht an mich zu streifen, ihr dürft euch nicht dünken, daß ihr was anderes seid, — ihr h a b t s nicht, ihr h a b t s nicht! Ihr seid blank und bloß hinten und vorn, und wenn ihr wollt, daß eure Kinder wo sitzen sollen, wo kein Wind ungebeten hereinbläst und kein Nachbar ohne eure Erlaubnis hereinschaut, so müßt ihr sie wieder hineinnehmen in euren Leib! Hier außen sind sie, was andrer Leute Kinder sind und müssen anstreifen an jede Kreatur, die Gottes Sonne bescheint. (Sie fährt den Kindern übers Haar.) Bekreuzt ihr euch vor mir, bekreuz' ich mich vor euch, zeigt ihr mir die Zähne, zeig' ich sie euch, und gegen jeden Fingernagel, der sich euch zusammenkrallt, hab' ich auch eine Kralle, denn ihr habt nichts vor unsereinem voraus, nicht s o viel, nicht s o viel!

Der junge Mensch (auf der Schwelle): Komm endlich.
(Sie hat ihn in ihrem Keifen nicht gehört. Er tritt ins Zimmer. Zu Belvidera, halb lakaienhaft, halb unverschämt.)
Soll ich euch Ruh verschaffen? Sprecht ein Wort.
(Es sind unterdessen auf der Schwelle wieder ein paar Figuren erschienen.)

Belvidera (regt sich nicht).

D. j. Mensch (als hätte sie ihm geantwortet): Gemacht. Ab. Marschiert. Packt euch.
(Er nimmt die Dirne am Handgelenk mit sich.)

Die Dirne (sich sträubend:) Da seht ihr ihn vor der Senatorstochter sich spreizen!
seht den Lumpen, der von mir sich füttern läßt!

D. j. Mensch (bringt sie durch die Tür hinaus): Still, oder —
(Es ist niemand mehr im Zimmer, niemand auf der Schwelle, niemand an dem Fenster.)

Der Knabe (läuft von Belvidera weg): Ich hör' den Vater kommen!
(Läuft hinaus, ist aber gleich wieder zurück.)

Belvidera: Wie? war's nicht der Vater?

Der Knabe (dicht bei ihr, ängstlich): Der Vater will nicht mit mir sprechen, Mutter!
Er hat mich fortgestoßen, er ist böse!
(Jaffier kommt, den Hut ins Gesicht gedrückt.)

Belvidera (ihm entgegen): Ah! du, du, du? (Erstarrt.) Wie?

Jaffier: Nichts.
Belvidera (angstvoll): Wie?
Jaffier (gegen die Wand): Frag' mich nicht.
(Er wird die Verwüstung gewahr.)
Da, was ist das? Ich frage, was ist das?
Belvidera (tonlos): Die waren da.
Jaffier (bleckt die Zähne gen Himmel): Gottlob!
Belvidera: Wie?
Jaffier: Nun ich sage
Gottlob!

(Pause.)

Belvidera: Du hast nicht mit ihm sprechen können?
Jaffier: Doch, doch.
Belvidera: (starrt ihn angstvoll an): Sprich doch zu mir.
Jaffier (mit erkünstelter Kälte): Dein Vater ist ein
(knirschend)
— Senator.
(Er kehrt sich gegen die Wand.)
Belvidera (flehend): Sprich zu mir.
Jaffier (ohne sie zu achten): Warum, du Himmel,
hast du mich so geschaffen, wie ich bin!
Wozu denn Zartheit mir! Gefühl! Geschmack!
Wozu aus feinem Stoff den Prügelknaben
des Schicksals? warum keinen Klotz aus mir,
mit eines Lastträgers Gehirn und Nerven,
der Wucht zu trotzen, die du auf mir lädst!
War das gerecht?
Der Knabe (ängstlich): Mit wem spricht da der Vater?
Belvidera: Geht da hinein und spielt. Antonio, still!
Nur vor den Kindern still! sie hören dich.
(Sie schiebt die Kinder in die Kammer links und schließt die Türe.)
Jaffier: Die Kinder werden sich gewöhnen müssen!
Denn es wird schlimmer kommen, und sie werden
den Vater öfter weinen seh'n —
Belvidera: Antonio!
Jaffier: Und wenn sie's nicht ertrügen, oder 's fiele dir
zu hart, so müßte man sich eben trennen —
Belvidera: Wie trennen?
Jaffier: — Und ich müßte irgendwo
in fremdes Land allein, da wird sich schon
für diese Hände eine Arbeit finden
und wär's Holz hacken —

Belvidera: Sprich nicht: du allein!
Ertrügest du es denn, von mir zu geh'n?
Jaffier: Ertrügest du's, mit mir zu geh'n, du armes
Geschöpf?
Belvidera: Mit dir!
Jaffier: Ja, ja; doch wenn das Fürchterliche kommt,
das Häßliche! wenn wir im fremden Land,
umhergetrieben zwischen rauhen Menschen,
gejagt vom Sturm der bitterkalten Nacht,
in einem Bett von Stroh zusammenkriechen
und, schaudernd, mit den hartgeword'nen Lippen
einander nicht mehr spüren! wirst du dann
so zu mir sprechen? so dich an mich schmiegen?
Belvidera: O dann erst recht! und wenn mich die Vernunft
verließe und mein Sinn zerrüttet würde,
so kämen Stunden, wo mein Herz sich los
aus allem Wahnsinn machte, und zu dir
käm' ich gekrochen, und wär' nackte Erde
dein Bette, machte ich aus diesem Arm
ein Kissen dir. Und wenn du finster lägest,
schwer atmend, bitt're Not auf deiner Brust,
so hauchte ich auf meinen Knie'n bei dir
mein ganzes Ich in dich, gleich einem Balsam,
bis daß du schliefest, und dann hätt' ich dich
in meinem Schoß, und dankte uns'ren Göttern
und wachte bis zum Morgen über dir.
Jaffier: Wie du das sagst!
Belvidera: O könnt' ich's mehr als sagen,
könnt' ich dir's geben, es in dich hinein
mit meinen Augen drängen —
Jaffier (zur Seite tretend, den Blick gesenkt): Als ich dort
vor dem — Senator stand, war alles fort.
Aus meinem Innern alles ausgelöscht.
Mir war, als wäre alles nicht mehr wahr,
was ich von dir und uns'rer Liebe sprach.
Ich sprach ihm von den Kindern und ich konnte
sie gar nicht denken. Unter seinem Blick
in seinem Vorsaal stand ich, rings umstellt
von Wänden, wie ein Tier, wie eine Ratte,
die nicht ihr Loch kann finden, sich zu bergen.
Nur Mauern, Mauern rings — wo warst da du?
Ich war allein, so grauenvoll allein —

Belvidera (atmet schmerzlich).

Jaffier: Merk nur! er ließ mich nicht ein in sein Gemach:
Im Vorsaal hießen sie mich warten, lange!
umlauert von den höhnischen Bedienten.
So stand ich da, bis der Senator kam.
Und langsam kam er, sprach noch in der Tür
mit einem, der sich neigte, und dann — endlich! —
als hätt' er nur dem Hunde nachgeseh'n,
der mit hochmüt'ger Neugier mich beroch —
fiel einmal der verachtungsvollen, halb-
geschloss'nen kalten Augen Blick auf mich.

Belvidera: Dafür ist seiner Tochter Seligkeit,
auf ihren Knien deine Hand zu küssen!

Jaffier: Er stand nicht, mich zu hören, was ich sprach:
fortwährend ging er nur an mir vorüber!
Der Hochmut seines Mantels streifte mich,
Und ich, mit kleinen Schritten seitwärts tretend,
folgt' ich ihm so und bettelte! o Hölle!

Belvidera: Dafür ist seine Tochter Tag und Nacht,
ob du ihr winkst, ob nicht des Blicks sie würdigst,
mit Leib und Seele deines Willens Sklavin!

Jaffier: Und als er in die Gondel stieg und zehn
dienstfert'ge Schufte, ihm den Mantel raffend,
mich von der Treppe fast ins Wasser stießen,
und dies: „Ich habe keine Tochter mehr",
dies letzte Wort so in der Luft vor mir
stahlhart herblinkte wie die Hellebarde
an seiner Gondel, und ein lässig Zeichen
von seiner Hand, auf der die Ringe blitzten,
mich mit dem Ufer rückwärts bleiben hieß,
indes der Hund zu ihm sprang auf die Polster,
da — neigt' ich mich vor ihm! ich neigte mich
vor ihm! zugleich mit den Lakaien bog
ich meinen Rücken. Lachen möchte man
darüber — oder weinen:

Belvidera (aufschreiend): Mein Geliebter!

Jaffier: Ich neigte mich vor ihm.

(Pause.)

Jaffier: Ich möchte mich
verkriechen. Warum starrst du mich so an?
Seh' ich verändert? ja? Es könnte sein,
daß dieses Äuß're nicht mehr länger heuchelt

und zeigt, wie's innen zugeht.
(Er geht an die Zwischenwand vor dem Alkoven.)
Wie, der Spiegel
auch fort?
(Er reißt den Vorhang vor dem Alkoven auf.)
Da alles fort?
(Sieht sie an; sie schweigt.)
vor deinen Augen?
Du ließest es gescheh'n?

Belvidera (zuckt traurig die Achseln).

Jaffier: Und ich nicht da!

Belvidera (tonlos): Was hättest du —

Jaffier: Ich hätte, o ich hätte, —
ich hätte, beim lebend'gen Gott, noch Mittel
und Wege noch gefunden, dieses Letzte
zu wehren, wär's mit Zähnen und mit Nägeln.
Der Bettler hätte um sein Bett gekämpft
und um die Decke, nachts sich einzuwühlen.

Belvidera (tonlos): Die ließen sie.

Jaffier: Und du, du standest da
und ließest es gescheh'n!

Belvidera (stumpf): Ich war allein
da mit den Kindern.

Jaffier: Ah! vor deinen Augen!
Du sahest, wie sie's auseinanderrissen,
das Bett, darin du mir zum ersten Mal
dich gabst, das Bette uns'rer süßen Nächte!
wie war dir denn?

Belvidera (unfähig, ihn so reden zu hören): Du hast es ja gewußt.

Jaffier: Gewußt? Man weiß gar viel. Doch wenn es dann
in scheußlich wirklicher Gestalt hereinbricht,
dann, ja dann zeigt sich, ob man aus dem Stoff,
der taugt, auf den Galeeren an ein Ruder
geschmiedet auszuhalten —, oder ob man
aus dem verfluchten Stoff, der nicht geschaffen,
es auszuhalten — o, ich will nichts sehen!
(Er kehrt sich gegen die Wand.)

Belvidera (heftet den Blick auf ihn, geht dann heftig, mit jähem Entschluß, an die Tür links).

Jaffier: Wo gehst du hin?

Belvidera: Die Kinder bring' ich fort.

Jaffier: Ja, wohl. Die müssen fort. Die dürfen nicht

dabei sein, wenn wir unsren finstern Weg
antreten. O, wir müssen uns verstellen:
auf ihre zarten Seelen darf der Schatten
nicht fallen. Wenn's um uns her noch so finster
wie Kerkermauern lastet, muß für sie
ein Widerschein von irgend einer Sonne,
die Gott weiß wo, Gott weiß für welche Menschen
erstrahlt, zu sehen sein, siehst du, wie dort
der gold'ne Glanz auf dieser alten Mauer.
Allein wohin mit ihnen! ja?

Belvidera: Ich weiß,
wer mir sie nimmt.

Jaffier: Du weißt?

Belvidera: Die alte Anna.

Jaffier: Wer?

Belvidera: Sie war meiner Mutter Kammerfrau
vor langen Jahren ......

Jaffier: So bring' die Kinder zu der alten Anna.
Ich will indes hier sitzen und das Grab
von unsrem Glück behüten.

Belvidera: (fieberhaft): Nein, du wirst
so tuen, wie du gestern Abend sagtest:
in alten Briefen suchen, die du hast:
du hattest manchen Freund, da oder dort
lebt einer in den fremden Ländern etwa,
im Bündischen, in Frankreich, wo auch immer,
der ein Geschäft treibt oder sonst sich fortbringt:
der kennt das Leben in der fremden Stadt
und hilft uns auch. Hab' ich doch oft gehört,
der Anfang nur von allem Neuen sei
das Schwere. Einen findest du, ich fühl's.
Ja. Denn eh' wir zusammen waren, weiß ich,
kamst unter vielen Menschen du herum
und viele hingen sich an dich und vielen
warst du der liebste Mensch. Als du Soldat warst
und Fähnrich dann, da war auf deinem Schiff
so mancher, hast du mir erzählt, der nachts
für dich die Wache hielt, ja einer war
verliebt in dich, daß er um deinetwillen,
wie um ein Weib, den andern, den Wallonen,
lahm schlug, wie, oder schoß?

Jaffier: Ja, das war Pierre.

Das war mein Freund Pierre. Wie kommst du auf den?
Was bringt dich heut' auf den?

Belvidera: Was, Lieber?

Jaffier: Diesen
Pierre hab' ich heut' gesehen. Heute. Jahre,
ich weiß nicht wie viel, aber viele Jahre
sah ihn mein Auge nicht. Und heute, heute,
als ich dort stand, die Hölle in der Brust,
dort unter den Lakaien, dort wo er,
dein Vater, in die Gondel war gestiegen,
dort, wo er mir, — ich will's nicht denken! will nicht!
was er für Worte mir und wie sie hinwarf!
dort fühlte ich auf meinen Leib, der brannte
und schauderte zugleich vor Schmach und Wut,
dort fühlte ich Pierres Blick auf mir. Ich fühlte
den Blick, der oft und oft mich eingehüllt,
nachts auf dem Deck, wenn wir im Monde lagen
und ich was sang, und wiederum im Lager
über das Feuer hin traf mich der Blick —
und oft war's die Trompete nicht, es war
der Blick, der früh mich weckte: dann stand Pierre
an meinem Bett ... und wie ich lag am Tod
an viertägigem Fieber, die Baracke,
die andern, die dort starben, alles and're
ist mir entschwunden, nur den Blick, den seh' ich,
der auf mir brütete, und fühle noch,
wie Pierre ein frisches Kissen mir, ein kühles
unter den Nacken schiebt. Was Pierre zu mir war,
das gibts vielleicht nur im Soldatenstand.

Belvidera: Und heute meintest du —?

Jaffier: Nicht, daß ich's meinte:
Er war's. In einer kleinen Fischerbarke
fuhr er langsam vorbei, und mit dem Hut
die Augen sich beschattend, sah er starr
auf mich und bog sich lange noch zurück.

Belvidera: Und du?

Jaffier: Was sollt' ich tun?

Belvidera: Du mußt ihn suchen.

Jaffier: Und mich an ihn mit meinem Elend hängen?
Er ist ein armer Kerl. Ich denk', er haust
mit den Holländischen und andern Fremden,

die der Senat entlassen hat, die draußen
in den Kasernen lungern.

Belvidera: Such' ihn doch,
da er dein Freund.

Jaffier: Ja, das wahrhaftig war er.
Und morgen, oder wann ein Weg mich hinführt,
will ich ans Arsenal und nach ihm fragen.

Belvidera (öffnet die Tür zur Kammer links):
Kommt, Kinder, nun. Ihr geht zur alten Anna.
(Die Kinder kommen heraus. Sie schleppen ein altes Kissen.)

Der Knabe: Wir spielen böse Männer vom Gericht.

Belvidera: Kommt her und laßt euch kämmen.

Jaffier: Ja, ihr Kinder!
Wenn ihr 'nes Schurken Kinder wärt, so trügt ihr
Kleider von Genuesersammt und rolltet
auf dicken seidnen Kissen euch umher!
Anständigkeit! das ist das Prunkgezelt,
das du aufrichtest! das die golddurchwirkten
Tapeten, die du aushängst!
(Er schlägt mit der flachen Hand an die Mauer.)
das dein Bette!
Es gibt so viele Wege, die heraus
aus diesem Kehricht führen: pfui dem Esel,
der stutzig wird und keinen treten will!

Belvidera: Die fürchten sich! — Der Vater macht nur Spaß.

Jaffier: Kein Spaß! Entsinnst du den Jeronimo?

Belvidera: Den alten tückischen? der an den Vater
verriet, daß wir uns schrieben? der das Ärgste
uns angetan? Ich wollt', ich könnte ihn vergessen!
ihn und das and're! Doch vor allen ihn!
Die fürchterlichen Tage waren das,
da meine Mutter starb. Drin lag die Mutter
und da stand ich und horchte, und du immer
in meiner Näh', mit deinem Blick so angstvoll
auf mich geheftet, und da warst du noch
so wie der Sohn im Haus, und dann auf einmal
wußte der Vater alles und sprach weiter
zu mir, wie wenn nichts wäre, aber dich
beachtete er nicht, doch standest du
drei Schritte nur von ihm, da fühlte ich:
mein Vater hatte zwischen sich und dir
den Abgrund aufgetan, der meinen Vater

von seinen Dienern trennt. Und dann warst du
nicht da, auf einmal über Nacht warst du
weg aus dem Hause und ich hatte nicht
den Mut, zu fragen; da schlich dieser Mensch,
dieser Jeronimo, mir nach: im Haus,
im Garten, ja er war da hinter mir,
wenn ich vor der Madonna auf den Knien
in der Kapelle lag — da war er, da
und hatte Worte, hatte einen Blick! —
und sprach von dir, und wollte wissen, wollte
wissen — und ich in meiner Angst um dich,
in meiner gräßlichen Verlassenheit,
ich ließ ihn reden, ah! das Tier, den Lumpen,
den schmutzigen Bedienten ließ ich auf
zwei Schritt' vom Leibe, halb und halb vertraulich
im Flüsterton sich zu mir neigen, ließ ihn
die Hand mir küssen, und er legte etwas
von Nähe, von Vertraulichkeit, ich weiß nicht,
von was! in seinen Handkuß —

Jaffier: Der alte Narr!

Belvidera: (so blaß in der Erinnerung wie früher, als das Gesindel wie eine Meute sie umstellt hielt):
Warum trittst du nicht mit dem Fuß nach ihm!
Man muß sie jagen! ihre Tiergesichter
voll gieriger Gemeinheit sind zu frech,
wenn nicht von Zeit zu Zeit einmal der Brand
auf eins gedrückt wird, und mit ihrem Atem
geh'n sie zu nah an uns heran, wenn nicht
die Peitsche immer da ist, sie vom Leib
zu halten! O, daß man auf die Galeeren
sie koppelt, daß man sie in schmutzige Kerker
zusammenpfercht, das braucht die Welt! das ist
das einzige, was sie nötig hat, sonst muß
man ja ersticken!
Und du sprich nicht, du
sprich nicht mit einem wie Jeronimo!
Sie sind wie trunken, diese Bestien, wenn sie
begreifen, daß wir arm sind, ihre Frechheit
läßt sie dann denken, wir sind ihresgleichen —
sprich nicht mit ihm!

Jaffier: Ich spreche nicht mit ihm.
Meinst du, daß ich vergesse, wer ich bin

und wer er ist? Er schleicht um mich herum.
Wenn ich im Dämmern zu den Juden ging,
ein Stück versetzen, da ist er zuweilen
in einem finstern Gäßchen neben mir,
und kehr' ich ihm den Rücken, hängt er sich
an mich, geht hinter mir, dicht wie mein Schatten,
und flüstert mir ins Ohr —

Belvidera (verächtlich): Was? was?

Jaffier: Es drücke
das Herz ihm ab, daß er an unserm Unheil
teilweise schuld sei. Darum hab' er auch
des Vaters Haus verlassen.

Belvidera: Weggejagt
hat ihn mein Vater!

Jaffier: Und er sieht dich öfter
von weitem, und es martert ihn, wie elend,
wie abgehärmt du aussiehst. Wenn er denkt,
wie du's zuhaus gehabt! wie sie dein Bad
aus weichem Wasser mit den zartesten
Essenzen mischten in der schönen Wanne — — —
Und ich, was für ein Herr ich könnte sein,
mit welcher Miene meinen Degen tragen,
in jeden Laden treten und befehlen,
und Bilder kaufen, wenn sie mir gefielen,
und Schmuck für dich — —

Belvidera: Wozu denn alles das?

Jaffier: Ich wiederhole nur, ich wiederhole,
was ich anhören muß: denn alles das
zu haben oder nicht zu haben, hinge
von meinem Willen, einzig und allein
von meinem Willen ab.

Belvidera: Von deinem Willen?

Jaffier: Was er da meint? er meint, daß fünfundzwanzig
von hundert, die in hübschen Häusern wohnen,
auf schönem Silber essen, Diener halten
und Stickerei auf sammt'nen Röcken tragen,
aus eigenem Vermögen ungefähr
so ausseh'n, wie wir ausseh'n, und das andre
aus einem Zuschuß, einer Art Pension
bestreiten, die aus der geheimen Kasse
der Republik so reichlich als wie lautlos
in tausend Hände fließt —

Belvidera: Für Dienste doch?
Jaffier: Gewiß für Dienste. Nur daß es der Dienste
verschied'ne Arten gibt, von denen mancher
beinah' kein Dienst, so leicht und mühelos.
Belvidera: Ich weiß nicht, was du meinst.
Jaffier: Ich meine gar nichts,
es ist Jeronimo, der meint, und ich
erzähle, ohne Wort für Wort zu glauben,
was er behauptet. Eines allerdings
weiß ich: es gibt mehr Leute in Venedig,
die fleißig im Besuchemachen sind,
als sich mit bloßer Freude an Gesellschaft
erklären läßt.
Belvidera (sieht ihn an).
Jaffier: Und von den vielen, vielen
zuweilen zweifelhaften Edelleuten,
Domherren, Juden, Schreibern, Kupplern, Händlern,
die aus und ein in der Gesandten Häusern,
im Haus des Nunzius und bei den Patriziern,
deinen Herrn Vettern geh'n, in den Gasthöfen
an jeden fremden großen Herrn sich hängen,
zu jedem Offizier und Söldner sich,
an jeder Kurtisane Bett und jeden
Spieltisch sich drängen — nun von diesen mein' ich,
steht es so ziemlich fest, wer sie bezahlt.
Belvidera: Für das, was sie dort reden?
Jaffier: Nein, für das,
was sie dort reden hören.
Belvidera: Pfui, wie häßlich!
Jaffier: Allein sehr wichtig, wie es scheint, dem Staat.
Belvidera: So wichtig?
Jaffier: Was? viel wichtiger als alles!
Dem Staate teurer weit als alle seine
Botschafter und Gesandten. Wichtig ihm
als seines Lebens feinste, tiefstverzweigte,
geheimste Nerve — —
(Flüsternd)
Glaubst du, daß die drei Staatsinquisitoren
nicht jeder noch im Haus der beiden andern
seine Spione hat? Glaubst du, es sind
Patrizier nicht darunter? nicht die Frauen

von Senatoren? nicht die schönsten Namen
des Adels? nicht, was weiß ich! — —

Belvidera: Doch wozu
das wissen, da es häßlich ist, und doch
nicht nützt, wenn man es weiß.

Jaffier: Ich wüßte auch wahrhaftig nicht, wozu
es nützen könnte, derlei schmutziges
Gerede viel zu achten. Kommst du bald?
Komm mir bald wieder.
(Er küßt die Kinder. — Belvidera mit den Kindern ab. Jaffier, allein, will zum Spiegel, erinnert sich, daß der Spiegel fort ist, verzieht das Gesicht. Zieht einen Taschenspiegel heraus, richtet sich das Haar. Betrachtet finster den Alkoven, das zerstörte Bett.)

Pierre (sieht durch's Fenster herein, ruft herein):
Wohnt hier ein Herr Jaffier?

Jaffier (dreht unwillig den Kopf; wie er Pierre erkennt, breitet er beide Arme aus):
Mein Pierre! mein Pierre!

Pierre (eintretend): Dein Pierre, mein Jaffier — wenn du ihn noch willst.
Was treibt, der meines Herzens Freund einst war?
was denn?

Jaffier: Ich denke nach, wie die verdammte
Gewohnheit, die wir Ehrlichkeit benennen,
sich in der Welt festsetzen konnte.

Pierre: Wie?

Jaffier: Setz' dich, wenn du noch einen Stuhl wo findest.
Ich bin gepfändet.

Pierre: Hm. Ich sah dich heute
am Morgen. Du warst sonderbar beschäftigt.

Jaffier: Ha, mußtest du das seh'n? Die Scham erwürgt mich.
Das war mein Schwiegervater. (Lacht gewaltsam.)
Eine Szene
unter Verwandten.

Pierre (nickt).

Jaffier: Hätte ich ein Gift,
daran sie alle alle wie die Ratten
verreckten! O, auf jedem Düngerhaufen
Sollt' ein Senator faulen!

Pierre: Ja? du auch?
du auch, mein sanfter Jaffier! O, das klingt
mir süß. Hast du es endlich auch
gelernt zu hassen, dies Geschlecht von Schurken,

gebläht von Hochmut, tückisch, ohne Herz,
für die ein anständiger Mensch nichts and'res
als ihrer Füße Polster ist! die Hunde,
die nur mit diesem Stichwort: ehrenwert
uns arme Teufel, mit dem ganzen Blendwerk
von Ehr' und Treue und Gesetzlichkeit,
wohin sie wollen, an der Nase führen,
indessen sie mit dem was wir erwerben
sich mästen, mit verderbter Polizei,
Gesetzen, nur zu ihrem Spaß ersonnen,
uns niederhalten, und zu unsern Weibern
ins Bette kriechen. Uns'resgleichen hat
in einem Staat, verderbt wie dies Venedig,
nicht Schutz noch Fried' noch Eigentum noch Atem:
Gerechtigkeit ist blind zugleich und lahm
und das Gesetz nichts weiter wie das Werkzeug
verdammter feiger tückischer Tyrannei! (Er speit aus.)
O mir nichts mehr von Ehre und Gewissen!

Jaffier: Doch hast du beides, wett' ich.

Pierre: Ich, Jaffier?
Kann sein, die Menschen glauben das von mir!
Allein sie täuschen sich. Ich bin ein Schuft,
so gut wie sie. Ein dreistgestirnter Schurke,
so wie du mich da siehst. Zwar meine Schulden
bezahl' ich, möcht' auch keine Gurgeln schneiden,
um Zutritt mir zu eines großen Herrn
Brieftasche oder einer Dirne Bett
auf die Art zu erkaufen; meinen Freund
verrat' ich nicht, um ihn vom Platz zu drängen;
verschmäh' es auch, geschwoll'ner Schurkerei
zu schmeicheln und auf einen armen Teufel,
der unter mir, zu treten: und trotzdem
bin ich ein Schurke.

Jaffier: Du ein Schurke?

Pierre: Ja!
und ein gewaltiger! Daß ich das Leiden
so vieler Mitgeschöpfe anschau'n kann
und nenn' mich einen Mann; daß ich zusehe,
wie der Senat das Volk mit einem Anschein
von Freiheit narrt, die niemals es verkostet;
daß ich's ertrag' und meine Suppe löffle,
indessen Tag um Tag haarsträubende

zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit
sich breit macht; daß der Bissen mich nicht würgt,
daß ich auf's Bett mich abends werfen kann,
taub für den Schrei verstümmelter Natur:
die dieses und dergleichen mehr ertragen,
sind Schurken, und ich einer ihrer größten,
daß ich auf tausend Rufe meines Bluts
nicht auf mich raffe und ein Ende mache
dem Treiben, das ich seh'.

Jaffier: Du hast's gekostet!

Pierre: Du weißt's? du weißt, das ich die Gründe hab',
und Antrieb!

Jaffier: Deine schöne Aquilina!

Pierre: Gestohlen mir! gestohlen und beschmutzt!
Du weißt's! du weißt das Ganze, mein Jaffier?

Jaffier: Ich stand manchmal auf dem Rialto, wenn sie
darunter hinfuhr, ihren alten Narren
zu ihren Füßen, schöner als der Morgen.

Pierre: Nicht wahr? es liegt etwas, Jaffier, auf diesem
Gesicht, wie ein durchsicht'ger Schatten, etwas
das so unsagbar schön ist, nicht wahr, Jaffier,
ich bin kein Narr?

Jaffier: Ich weiß kein schön'res Weib.

Pierre: Du kennst mich doch. Ich bin nur ein Soldat.
Es ist nicht viel an mir. Erziehung hab' ich
so gut wie keine. Was ich Beff'res, Schön'res
da drinnen hab', daran bist an dem meisten
du schuld. Du. Du. Es kam so, daß du mir
das Größte, Meiste einmal bist geworden,
in diesen Jahren damals. Damals ging
das Herz mir gegen dieses ganze Leben
zum ersten Male auf. Und damals fand ich
die Aquilina.

Jaffier: Sie war damals kaum
so schön wie heut'.

Pierre: Sie war schon schön genug,
und ich hing so mein Herz an sie, Jaffier,
daß ich nichts and'res dachte, nichts begehrte,
als nur mit ihr, die meine einz'ge Lust,
mir meine künftigen Tage anzufüllen.
Wie ich dann fort war, hatt' ich eine Art,
bei Tag und Nacht und wo ich ging und stand

in diese Zukunft mich hineinzuwühlen,
daß wer's nicht teilt es mag für Wahnsinn halten.
Da — in der Reifestunde meiner Hoffnung,
da meine Wünsche hoch wie niemals geh'n
und schon auf sie, die schäumenden, sich zitternd
mir niederstürzen wollen, sie umwinden:
da finde ich in meinem Neste hocken
dies faule Nachtgeflügel, diese Eule,
dies Aas eines Senators, dies Geschöpf
des Ekels!

Jaffier: Pfui, ich kenn' den alten Burschen.

Pierre: Was? ihn bei ihr — nein, ärger! sie bei ihm!

Jaffier: Du jagtest ihn?

Pierre: Mit Stoß und Tritten trieb ich
das alte Tier hinaus. Das alte Tier
erhob vor seinesgleichen seine Klage.
Ich wurde eingezogen. Ich lag fünfzehn,
hörst du mich? fünfzehn Wochen im Verließ.

Jaffier: Um was?

Pierre: Um schweren Bruch des Privilegs,
begangen an geheiligter Person
eines Senators, bis sich mir am Morgen
des hundertneunten Tags eine Tür
auftat und ich entlassen war, zu leben
oder zu sterben, wie es mir beliebte,
verlustig jedes Anspruchs auf Belohnung
für alle Dienste, die ich in sechs Jahren
zu Lande und zur See, in vier Kampagnen
der Republik erwiesen, ebenso
verlustig meines Anteils an der Beute
der türkischen Expedition, bei der ich
mit meinem Schiff dem Feinde zwei Galeeren
verbrannte, zweie nahm und eine Festung
auf Cypern stürmte. Von der Stunde an
eracht' ich mich der Bande frühern Dienstes
für ledig und bin frei, ihr Feind zu sein,
so sehr als jemals ich ihr Freund gewesen.
Genug, und schon zu viel! Zu dir, mein Guter.
Wie steht's mit deiner Frau? wo ist sie?

Jaffier: Pierre,
sprich nicht von ihr, willst du nicht schwach mich seh'n.
Allein hab' ich ein Herz um jede Unbill

des Schicksals zu ertragen; aber muß ich
sie leiden seh'n, muß ich ihr zartes Herz
die Bitternis des Elends kosten sehen,
dann werd' ich schwach, dann weiß ich zwischen mir
und einem Feigling nicht den Unterschied,
dann mußt du mich ertragen, wenn ich weine
und wie ein Bube mich an deinen Hals
mit Schluchzen hänge und mit meinem Jammer
dich überschwemme.

Pierre: Hör'. Solang ich Blut hab'
und Atem, soll's den Deinigen und dir
an Hilf' nicht mangeln. Über dies mein Herz
gebiete, denn du bist der Herr davon.

Jaffier: Laß! es liegt ein geheimer Stolz darin,
sich zu verkriechen und zugrund' zu geh'n
ganz im Verborg'nen.

Pierre: Ratten kriechen so
in Löcher, um zu sterben, Hunde schäumen
und werden toll, doch Männer wissen, mein' ich,
ein bess'res Mittel gegen ihren Jammer
und mit den Göttern haben sie's gemein:
Vergeltung ist sein Name.

Jaffier: Wüßt' ich Flüche,
die töten!

Pierre: Dolche töten! Dolche! Dolche!

Jaffier: Ja —

Pierre: Dolche! Dolche!

Jaffier: Doch wo sind sie, Pierre?

Pierre (pfeift eine Fanfare):
Kann sein, man wüßte sie zu finden.

Jaffier: Ach,
ich habe keinen Freund, der einen Dolch
in diese Hand drückt.

Pierre: Keinen?

Jaffier: Ich muß fort
und schnöden Dienst in fremdem Land mir suchen.
Ach, wäre ich allein auf dieser Welt!

Pierre: Geh, deine Frau wird noch das Lächeln lernen.

Jaffier: Doch nicht mit mir.

Pierre: Mit dir. Wir alle werden
noch mit einander fröhlich sein. Indessen
nimm dies. (Gibt ihm eine Börse.)

Jaffier: Was soll das?

Pierre: Nimm, ich bitte dich.
Es ist ein Nadelgeld. Der Ehestand
ist kostspielig.

Jaffier: Almosen, Pierre?

Pierre: Nichts, nichts.
Denk', es ist nicht von mir. Denk' dir, es kommt
aus deines Schwiegervaters Kasse.

Jaffier: Scherze!
Mein Schwiegervater ist —

Pierre: — ein Hund. Erschieß' ihn.

Jaffier: Von Herzen gern. Heb' die Gesetze auf
für eine Nacht.

Pierre (faßt Jaffier's beide Hände):
Hör' mich. Es könnte sein,
daß du mehr Freunde hast und beff're Freunde
hier in Venedig, als dir ahnte, Freunde,
die dein erlitt'nes Unrecht dir zu Freunden
gemacht hat.

Jaffier: Ach, wo wären die!

Pierre: Sie sind!
Freunde, des Namens wert. So wahr du der bist,
den ich mir aus dem Wust der ganzen Welt
herausgeklaubt als meines Herzens Bruder,
schwör', daß du treu sein willst, treu in den Tod
dem, was nun über meine Lippen kommt!
Und daß, wenn ich dir anvertraut, was Göttern
und wen'gen göttergleichen Männern nur
bewußt ist, dir kein Wechsel des Geschicks
es jemals reißen wird aus deiner Brust!
Still! jemand öffnet! (Sie horchen. Stille.)

Jaffier: Nichts. Wir sind allein.

Pierre (dicht vor ihm):
Ich will dir was verraten: es sind Geister
am Werk, zu jeder mitternächt'gen Stunde.
(Geht wieder von ihm weg.)

Jaffier: Du spielst mit mir.

Pierre: Wüßt' ich, ob du ein Mann —

Jaffier: Steht was vom Schurken, Narren oder Feigling
in dem Gesicht?

Pierre: Wahrhaftig, nein, mein Lieber.

Jaffier: Wenn nicht, so wage ich zu hoffen, Pierre —

Pierre: So schwör', —

Jaffier: Bei was?

Pierre: Bei deinem lieben Selbst — —
schwör' nicht, umarme mich! O straf' nicht Lügen,
was in mir für dich spricht und jeden Schwur
mich dir erlassen heißt. (Leiser.)
In einem Haus
wird diese Nacht ein Rat gehalten werden,
dess' Gegenstand — kennst du die höllischen Strafen, Mensch,
die in Venedig steh'n auf Hochverrat?

Jaffier: Ich kenne keine schlimm're Qual, als leben,
wie ich jetzt lebe.

Pierre: Uns'res Rates Tagung
geht auf Vernichtung dieses mächtigen Staats.
Du zitterst —

Jaffier: Vor Begierde, mehr zu hören.

Pierre: In diesem Rat, erhabener als je
noch ein Senat, führ' ich vielleicht einmal —
vielleicht einmal dich ein.

Jaffier (nach einer betroffenen Stille, wie aus dem Wasser auftauchend, keine Luft in der Brust):
Mein Bruder Pierre!
Was aber wird aus uns, wenn es gelingt?
Wenn's in der ersten Nacht gelingt, was dann?

Pierre: Denkst du schon weiter? Ich hätt' lieb gehabt,
wenn du dein Denken nur so weit geschickt,
bis wo auf seines Hauses blutiger Schwelle
der alte Priuli mit off'ner Kehle
daliegen wird, indessen du, mit uns,
lautschreiend, über hingestreckte Leichen
zu neuem Morde springst und deine Frau
in sicherem Versteck, vor Lust erzitternd
die off'nen Arme dir entgegenstreckt,
wenn Feuerschein und Blut zum Gott dich färben!
(Er schweigt einen Augenblick verdrossen.)
Gleichviel. Der Handstreich geht auf Rechnung Spaniens.
Spanien hat Mailand, Spanien hat Neapel
und wird auch dies Venedig noch verdauen.
Allein zuvor — und das ist ausbedungen —
zuvor wird Stadt und Inseln und Geschütze
an Spanien übergeben, wofür Spanien
jedwedem uns'rer Brüder ein Kommando

in seinen eignen Heeren oder Flotten
zusichert, — hörst du mich? — zuvor, mein Bruder,
sind wir drei Tage und drei Nächte Herren
in diesem Nest, so ist es ausgemacht.
Du kennst Geschichte, hast du nicht gelesen,
wie der Soldat von Zeit zu Zeit einmal
den Maulkorb, dran wie einen zahmen Bären
sie ihn die Landstraß' zerren, losbekommt?
weißt du, wer in dem römischen Altertum
die Peitsche über'm Kaiser schwang? ja? weißt du,
vor wem der Papst Clemens der Siebente
sich in die Engelsburg verkroch? ja? weißt du,
wem das Gestirn, das über dies Jahrhundert
regiert, das Regiment der Welt verheißt?
Dem da! (Er schlägt auf seinen Degen.)
Genug. Du bist der einzige Mensch,
der mich um Auskunft angehn darf. Doch hoff' ich,
du hast nun Auskunft. Ja?

Jaffier: Mit dieser Stunde
jag' ich aus meiner Brust jedwede zarte
von einer schwachen Mutter eingesog'ne
und süße Regung, mache meinen Blick
hart wie des Basilisken und will nichts
bei meiner Frau mehr suchen als der Mörder,
der gut gedung'ne, der an seinem Opfer
den Fleck sich schon ersehen hat zum Stich,
beim Becher Branntwein sucht: ein Frösteln zu vertreiben,
bis ihn die Mitternacht ans Werk befördert.
(Ein Geräusch an der Tür. Sie sind still.)

Jaffier: Meine Frau. (Belvidera kommt zurück.)

Jaffier: Dies ist mein Pierre, von dem wir sprachen, Liebste.

Belvidera (errötet, neigt sich).

Pierre (sieht sie ernst an):
Wenn ihr so gut als schön seid, seid ihr wert,
von dem die Frau zu sein.

Belvidera (verlegen): Die Kinder lassen
dich küssen.

Pierre (zu Jaffier, abseits):
Sie hat wundervolle Arme,
das sind der Liebe stärkste Ketten; wirst du
in denen mir nicht schwach sein, mein Jaffier,

wenn ich dich ruf', und wär's um Mitternacht
zu einem großen Werk?

Jaffier: Ruf mich, wohin
du willst, ich komme.

Pierre: Einen Zettel schick' ich,
der abends oder nachts dich hinbestellt,
wo wir uns uns'erm traulichen Gespräch
ganz geben können. (Er drückt Jaffiers Hand an seine Brust.)
Und jetzt laß' ich euch.

Belvidera: Nicht länger? ich vertreibe euch?

Pierre: Für heute
so kurz. Bald aber hoff' ich euch auf länger —
nicht wahr, Jaffier, es gibt so viel, worüber
zwei alte Freunde einer in des andern
verschwieg'ner Brust die schönste Tröstung finden. (Er geht.)

Jaffier (geht auf und nieder, murmelt, lächelt).

Belvidera: Wie glücklich, daß er kam. Du siehst so anders.

Jaffier (murmelt):
Dolche! (Er blickt Belvidera an.)
Ja, Kleinmut ist's, der Hunde aus uns macht.
Doch laß den Hund an einem göttlichen
Gedanken lecken, so wirst du ihn schnell
zurückverwandelt seh'n und kriegt er mehr
von dieser Speise — wird er ein Genosse
der Götter wieder sein.
(Er setzt sich, zieht Belvidera auf seinen Schoß.)
Bin ich ein Schuft?
ein niedriger Verführer, ein Bedienter,
der seinen Herrn bestahl —

Belvidera: Laß mich den Mund
verschließen, der das auszuatmen wagt.

Jaffier: O Belvidera!
ich hab' einen himmlischen Gedanken
gekostet, der mir meine ganze Mannheit
wiedergegeben hat. Ich bin nicht länger
die Maus, für die dies herrische Venedig
die Falle ist. O nein! Mir sind auf einmal
verborg'ne Hintertüren aufgesprungen,
auf die mein Geist mit einer eig'nen Lust
hier aus- und einfliegt. Und ich hab' Gedanken,
die Könige unter ihresgleichen sind.

Belvidera: Laß' mich sie wissen.

Jaffier: Sie sind noch zu stolz
für Worte, Kind. Sie blitzen mir im Hirn
wie große Sterne, trächtig mit dem Glanz
und Purpur uns'rer Zukunft.

Belvidera: Also will ich
die Stirn mir küssen, hinter der sie wohnen!

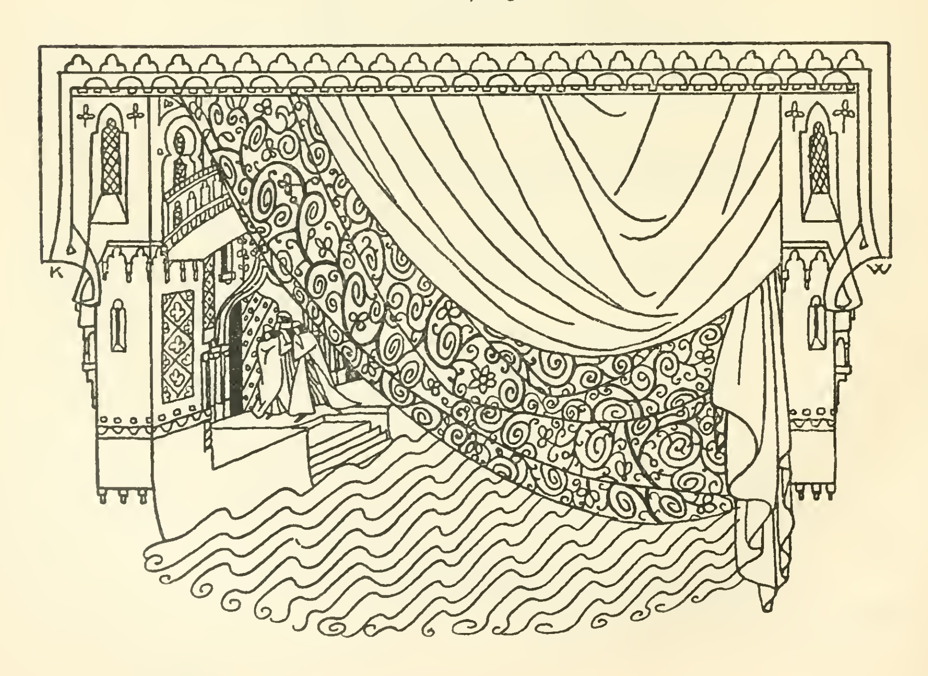
Jaffier (drückt sie an sich): Und glücklich?

Belvidera (ihn sanft abwehrend): Still, ich möchte beten: Gib,
daß ich anschauend diese kahlen Wände,
beraubten Truh'n, dies weggeriss'ne Bette,
die Spuren rings, womit gemeine Hände
zu foltern meinen, und den Sitz des Glücks
so wenig treffen als ein Wütender,
der mit dem Dolche sticht in leere Luft —

Jaffier (preßt sie heftig an sich, sie verwirrt sich.)

Belvidera: Laß' mich zu Ende beten: gib, daß ich
(Ihre Stimme erstickt in Zärtlichkeit.)
mich des zu großen Glücks nicht überhebe.
(Sie hebt noch einmal den Kopf.)
Laß' deine Lippen zu den meinen kommen,
daß sie's zusammen beten ....

Vorhang



Die Zukunft Rußlands/ von Albrecht Wirth

Bei einer übergroßen Nilüberschwemmung kann man zweifelhaft sein, ob sie mehr Nutzen oder Schaden stiftet. Die Bauern brauchen Nilschlamm, ihre Äcker zu düngen, aber die trüben Fluten spülen ihnen ihre Häuser und ihr Vieh weg. Ein Ausbruch des Vesuv vernichtet blühende Gärten, aber die zerbröckelnde Lava liefert den fruchtbaren Boden, auf dem die köstlichen lacrimae Christi wachsen. So der jetzige Krieg. Er bringt ungeheure Vernichtungen, aber er kann auch befruchten und den Grund zu einer neuen Epoche legen. Freilich, was überwiege, Segen oder Verderben, das ist schwer zu sagen.

Vor allem wird der Gegensatz des Russentums zu allem Orientalentum schärfer werden. Es hat bisher Leute gegeben, sehr scharfsinnige und sehr patriotische wie den Fürsten Esper Uchtomsky, weiland Freund des Zaren, die sich für eine Verschmelzung der Slaven und Asiaten ins Zeug legten, da sie in einer solchen die heilige Aufgabe des Zarenreiches erblickten. Uchtomsky, in dessen Adern Tatarenblut fließt, stellte die Russen als Erben und Nachfahren der Hunnen hin. Chinesischer Fleiß und russisches Schwert, die konservative Zähigkeit des Muschik und die abenteuerfrohe Tatenlust der Tscherkessen, eine derartige Vereinigung deuchte ihm das Ideal. Europa dagegen war ihm und seinen Gesinnungsgenossen ein Greuel, war der Feind par excellence. Durch eine Macht, die sich von der Weichsel bis zum Jangtsekiang oder gar zum Sinkiang erstreckt, selbst Europa zu bezwingen und die ganze Welt in Schach zu halten, das war das zu erstrebende Ziel. Mit diesen Träumen und Bestrebungen wird der gegenwärtige Krieg gründlich aufräumen. Haben doch die Russen selbst jedermann, der es hören wollte, erklärt, sie seien die Vorkämpfer der westlichen Kultur gegen die Barbarei des Orients. Auch hat der Ingrimm, den schließlich jeder Krieg erzeugt, notwendig den Rasseinstinkt der Slaven verstärkt; der grauen Theorie trat die schroffe Wirklichkeit entgegen. Kuropatkin hat ja allerdings Tscherkessen und Dhagestaner unter sich, allein deren Zahl ist gering und ihr Typus weicht von dem arischen nicht zu sehr ab. So dient unzweifelhaft der Krieg dazu, den Gegensatz zwischen dem Herrscherstamme des Zarenreiches und den Ostasiaten klarer zum Bewußtsein zu bringen, zumal die Chinesen, auf deren Gefolgschaft Uchtomski und seine Freunde ohne weiteres gerechnet hatten, sich immer enger und immer offner den Japanern anschließen.

Anerkennung der Grenzen führt zu besserer Festigung im Innern. Die Auseinandersetzung mit den Ostasiaten muß, so sollte man denken, die Nationalisierung des russischen Reiches befördern. Hier meldet sich jedoch das erste Bedenken. Das Reich ist mosaikartig aus einer bunten Reihe der verschiedensten Völkerschaften zusammengesetzt. Ein derartiges Sammelsurium wird nur durch die starke Faust

zusammengehalten, daher denn auch der Despotismus die einzigmögliche Regierungsform für Rußland ist. Alles aber gerät in Frage, sobald das Land Niederlagen erleidet, sobald das Prestige der Zentralgewalt sinkt. So war es im alten Rom, so bei Byzanz, so jetzt bei Österreich. Und so wird es auch bei einem Rußland sein, dessen Feldherrn von auswärtigen Gegnern geschlagen sind. Wenn das Heer des Zaren nicht völlig die bisherigen Schlappen auszuwetzen versteht, so wächst sofort die Gefahr vor den Feinden im Innern, die nicht die Loyalität, sondern einzig und allein die Furcht an Rußland fesselt. Und an Feinden fehlt es dem Zaren wahrlich nicht! Daß die Polen immer noch unversöhnt sind, weiß jeder. Daß der Kaukasus keineswegs befriedigt ist, zeigt das Wachsen dortiger Räuberbanden, zeigt die Nichtachtung, mit der das Verbot des Waffentragens überall von den einheimischen Stämmen behandelt wird. Daß die Turkestaner nicht übermäßig zufrieden sind, beweist der Aufstand von Andischan und die fortwährenden Unruhen an der afghanischen und persischen Grenze. Nicht genug damit, ist auch noch seit 1899 Finnland zur schärfsten Opposition gegen den Zarenstaat und seine Beglückungsmaßregeln angestachelt worden, und ganz kurz vor dem Ausbruch des Krieges hat man es für nötig gefunden, den ganzen Kirchenschatz der Armenier, im Werte von einer viertel Milliarde Mark zu säkularisieren und dem hungrigen Reichsfiskus zuzuwenden. Die Armenier haben ihren christlichen Brüdern und Obherrn nicht nur Gelehrte, Kaufleute und Verwaltungsbeamte, sondern auch tüchtige Generale geliefert, wie Bagratian (eigentlich Bagratuni), der, einer der ältesten Familien Europas entstammend, die sich bis auf das sechste Jahrhundert zurückführt, Oberbefehlshaber der Russen gegen Napoleon wurde, und Loris Melikoff (Melikian), der 1881 zum Diktator des ganzen Russenreiches erhoben wurde. Jetzt, nach der Brüskierung ihres Patriarchen, dürfte man von armenischer Freundschaft und Hilfsbereitschaft weniger hören. In ähnlichem Falle befinden sich die Juden. Von ihnen ist ebensowenig wie von den Armeniern eine bewaffnete Revolution zu erwarten; aber eine politische Gefahr stellen sie doch dar. In zweierlei Hinsicht. Erstlich stellen sie ein beträchtliches Kontingent zu den Sozialisten und überhaupt zu den Unzufriedenen aller Parteien, und dann gibt die Behandlung, die sie, zum Teil durch eigene Schuld, sich von seiten der russischen Regierung zugezogen haben, ihren auswärtigen Glaubensgenossen Veranlassung, jener Regierung den Kredit zu versagen und bei jeder Anleihe ihr Schwierigkeiten zu bereiten. Die Liste der inneren Gegner, der Reichsfeinde, könnte noch weiter vervollständigt werden. Ich erinnere nur noch an die baltischen Deutschen, die keinen Grund haben, der zarischen Regierung besonders dankbar zu sein, und an die Rumänen in Bessarabien, die einen glühenden Haß gegen alles russische Wesen empfinden.

Es war vom Kredit Rußlands die Rede. Man darf es ein Wunder nennen, daß derselbe noch nicht erschüttert ist. Isajeff und Rohrbach haben scheinbar doch die Finanzmacht und die gewaltigen Hilfskräfte des Riesenreiches unterschätzt. Sie prophezeiten den Staatsbankrott und zwar in kürzester Zeit. Sie prophezeiten ihn lange bevor man an den Krieg auch nur dachte. Und nun steht das finanzielle

Gebäude noch immer, obwohl der Baumeister, Witte, lange von seinem Posten zurückgetreten ist. Noch immer stehen die Aktien der Besiegten besser als die der Sieger, im Durchschnitt 90 gegen 75. Ob da vielleicht nicht die Zukunft einen erheblichen Wandel schaffen wird? Ich glaube es bestimmt. Der Krieg wird noch lange dauern, und wer sich erinnert, wie trotz einer Reihe von Siegen die Staatspapiere der amerikanischen Nordstaaten und auch des Norddeutschen Bundes fortwährend sanken, der darf sich nicht wundern, wenn eine ununterbrochene Reihe von Niederlagen zuletzt den Erfolg hat, den Kurs erheblich zu erniedrigen. Jedenfalls wäre es ein Verbrechen, die Emission einer neuen russischen Anleihe in Deutschland ins Werk zu setzen und den Ankauf russischer Titres unsrem Publikum zu empfehlen.

Die wirtschaftliche Zukunft Rußlands ist ohne Zweifel für die nächsten Jahre äußerst trübe, jedoch für später möchte ich eher an einen großen Aufschwung glauben. Ein absoluter Verlust ist häufig ein relativer Gewinn. Wieso? Weil er die Tatkraft anspornt. Es kann einer kümmerlich von den Zinsen von 60000 Mark leben, ohne zu arbeiten. Geht nun dies Kapital irgendwie verloren, so muß er sich aufraffen, und gewinnt vielleicht eine Stellung, die ihm 6000 Mark im Jahre einbringt. Er ist also noch besser daran wie vorher. Ähnlich möchte es Rußland ergehen. Das große Unglück, der ungeheuere Verlust an Kapitalien und beweglicher wie unbeweglicher Habe muß seinen Erwerbssinn, seinen Unternehmungsgeist aufstacheln, muß seine latenten Fähigkeiten wecken. Man hat überall das Phänomen bemerkt, daß nach einem Kriege das ganze Erwerbsleben eine Hochentwicklung erlebt, gleichwie auf den blutgedüngten Schlachtfeldern die neue Saat doppelt üppig emporsprießt. So war es bei uns nach 1870, in Japan nach 1894, in Nordamerika nach 1898. Die Erklärung ist offenbar in dem geschilderten Anstoß zu suchen, den der Wille zum Leben einer ganzen Nation durch den Krieg erhält. Allerdings ist dieser fruchtbare Anstoß nur auf siegreiche Kriege erfolgt. Bei Rußland indes kann er um so weniger ausbleiben, als er dort durch eine Reform der Handelsverträge und der ganzen Wirtschaftsgesetzgebung unterstützt werden wird. Haben sich schon vorher die maßgebenden Leute in Petersburg bemüht, den Verkehr mit dem Ausland auf jede Weise zu erleichtern und dem Einzuge fremden Kapitals zur Anlage industrieller Unternehmungen den Weg zu ebnen, so wird es später den leitenden Staatsmännern noch mehr am Herzen liegen, fremde Experten und fremdes Kapital ins Land zu ziehen. Das Einströmen westlicher Intelligenz aber wirkt wiederum anregend und befruchtend auf die erhöhte Leistungsfähigkeit der einheimischen Unternehmer und Arbeiter an. Es kommt dazu die elementare Macht eines Vorgangs, dem sich heutzutage kein Volk der Erde mehr entziehen kann. Vor hundert Jahren und früher schon begann die Industrialisierung Englands. Amerika, das bis zum Bürgerkrieg ganz überwiegend Agrarstaat gewesen, wandelte sich seitdem allmählich zu einem Industrie- und Bergwerksstaate um. In Deutschland, wo in der Zeit Napoleons die Ackerbauer noch fast neun Zehntel der Bevölkerung ausmachten, sind gegenwärtig die landwirt-

schaftlichen Betriebe gegen die industriellen in das Hintertreffen geraten; ebenso stellen in Belgien die Bauern eine Minderzahl gegenüber den Arbeitern dar. Ähnliches ist, in abgeschwächter Form, auch im Orient, in Indien und in Japan zu beobachten. Wie denn auch selbst Japan bereits seine Sozialdemokraten hat. Rußland ist nun immer, zu eigener Kultur unfähig, den westlichen Einflüssen erlegen. Es nimmt sie später an, als Deutschland, als Polen, aber es nimmt sie. Und je länger es gewartet, desto überstürzter ist nicht selten die verspätete Einführung. Die Hochflut des Industrialismus, die unter Witte auf den nordischen Bären niedergegangen, konnte derselbe nicht vertragen. Er verdarb sich den Magen an der Überzahl und der überfeinerten Zubereitung moderner Gerichte. Ein großer Krach kam, unter dem nicht nur die Einheimischen, sondern auch belgische und französische Industriellen schwer zu leiden hatten. Der Niedergang, der seit rund 1900 zu verzeichnen ist, kann nur vorübergehend sein. Er wäre auch schon überwunden, wenn nicht der Krieg dazwischen gekommen wäre. In Zukunft aber müssen notwendig viele neue Werkstätten, Hochöfen und Fabriken erstehen, schon um die Einbuße an Kriegs- und sonstigem Material zu decken, muß die Industrialisierung des Landes ihren weiteren Fortgang nehmen.

Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten,
So mußt du sein: du kannst dir nicht entfliehn!

Die spätere Entwicklung des wirtschaftlichen Prozesses kann aber, ebensowenig wie in den westlichen Ländern, nicht verfehlen, die Gesellschaftsordnung auch im Osten umzuwandeln. Der erste bedeutsame Schritt zu der Umwandlung war die Befreiung der Leibeigenen. Es war auch das vielleicht eine Übereilung. Denn ähnlich wie man in den Vereinigten Staaten die Emanzipation der Schwarzen, die so ungeheure Opfer erfordert hat, innig bedauert und die Neger gern auf ihren früheren Standpunkt zurückdrücken möchte, so hat auch in Rußland die Aufhebung der Leibeigenschaft schwere Mißstände im Gefolge gehabt. Die Bauern, die früher mit Gewalt zur Arbeit gezwungen werden mußten, haben sich vielfach aufs Faulenzen und den Trunk gelegt. Des Druckes, zugleich aber aber auch der Aufsicht entledigt geben sie sich leicht ungebundener Zügellosigkeit hin. Darin und nicht, wie parteiische Beurteiler meinen oder zum mindesten nicht allein in dem übermäßigen Anziehen der Steuerschraube ist die Ursache der schrecklichen Hungersnöte zu finden, deren Häufigkeit grade seit jenem Aufhebungsakte in unheimlicher Weise wächst. Andrerseits ist allerdings das Selbstbewußtsein der Bauern gestiegen. Viele ehemalige Leibeigene haben sich aus dürftigen Umständen emporgearbeitet und sind, wie ein bekannter Zuckerindustrieller in Kiew, vielfache Millionäre geworden. Wenn solche Leute in prächtigen Palästen wohnen, während heruntergekommene Fürsten sich gelegentlich mit dem dritten Stocke in einem Hinterhause begnügen, so muß das notwendig auf die gesellschaftliche Wertschätzung einwirken. Etwas andres kommt hier aber noch dazu. In ihrem Übermute, so erzählt der alte Chronist Nestor, zwangen die Avaren die Töchter der böhmischen Slaven ihnen zu willen zu sein. Die Söhne, die aus solchen Verbindungen entsprossen, erbten

den Herrensinn ihrer Väter. Sie lehnten sich gegen die Avaren auf und verjagten sie. Die stolzen Bojaren gesellten sich häufig zu Töchtern ihrer Leibeigenen; nach festlichen Gelagen kam es oft vor, daß eine Anzahl von Dorfschönen auf den Edelsitz zur Unterhaltung der Gäste befohlen wurde. Die Folgen davon zeigen sich jetzt in dem erstarkenden Selbstgefühl und den revolutionären Erhebungen der einst geknechteten Bauern. Die so entstandene Gährung wird durch das Umsichgreifen sozialistischer Ideen befördert. Während nun die niederen Stände emporstreben, sinkt, ebenfalls infolge der Bauernbefreiung, der Adel. Für ihre Leibeigenen wurde den Grundherren eine bestimmte Ablösungssumme ausbezahlt. Die Summe wurde törichterweise mit einem Male den Empfängern ausgehändigt, die dann meist nichts Eiligeres zu tun hatten als das schöne Geldchen möglichst rasch zu verjubeln. Die Folge war Verarmung der Grundbesitzer und, da diese in ihrer Not sich zum Staatsdienst, zu Beamtenstellen drängten, eine Vermehrung und Verstärkung der Bureaukratie. Über den russischen Adel sind übrigens seltsame Vorstellungen im Umlauf. Man trifft sogar auf die Meinung, als ob es einen solchen garnicht gäbe, als wenn nur gefällige Journalisten dem Namen vornehmer Besucher von Osten ein de voranstellten. Unter Nikolaus I. teilte sich der Adel in die Bojarenfamilien, deren Alter wenigstens ein Jahrhundert hinaufging; sodann in den Kriegsadel, ferner in den sog. Robben- oder Acht-Klassen-Adel, in den ausländischen, in den betitelten (eine Art ministerialen), endlich in diejenigen Sippen, die zwar ihren Adel, jedoch nicht dessen Ursprung beweisen können. Zu dem betitelten Adel gehören außer Fürsten, Grafen und Junkern auch die After-Vasallen von Edelleuten und Bischöfen. Am dehnbarsten ist die Acht-Klassen-Gruppe. Sie begreift die Offiziere vom Feldmarschall und „Generaladmiral" bis zu den Majors in sich, außerdem Schiffsbaumeister, was jedenfalls auf ihre Wertschätzung seitens Peters des Großen zurückgeht, und Gouvernementsräte, welch' beide zur letzten oder achten Klasse gezählt werden. Diese Anordnung hat sich durch die Aufhebung der Leibeigenschaften schon deshalb vereinfacht, weil für mehrere Adelsprädikate, so z. B. die der Aftervasallen, der Besitz leibeigener Bauern Vorbedingung war. Nur eins ist bis heute geblieben: die geflissentliche Hervorhebung des Staatsdienstes und der Würde, die er verleiht, gegenüber dem Vorrecht der Geburt. Ein Fürst, der kein Amt bekleidet, steht niedriger als ein bürgerlicher Staatsdiener der achten Klasse. Trotzdem hätte sich der Adel gegenüber der steigenden Bedeutung des Tschinownik gar wohl behaupten können, wenn eben nicht der selbstverschuldete, wirtschaftliche Niedergang ihn gelähmt hätte. Die Regierung selbst war ursprünglich gegen den Adel. Iwan der Schreckliche hatte Zeit seines Lebens sich mit den Bojaren herumgeschlagen. Peter der Große mußte den Aufstand der Strelitzen dämpfen. Nikolaus I. war bei seiner Thronbesteigung von der Verschwörung der Dekabristen bedroht. Wie in Preußen und Japan, so suchte auch in Rußland die Krone die Unterstützung des Volkes gegen den Adel. Jetzt aber ist der mehrfach berührte Niedergang des Adels so offenkundig, und ist andererseits die Zuverlässigkeit des Volkes so

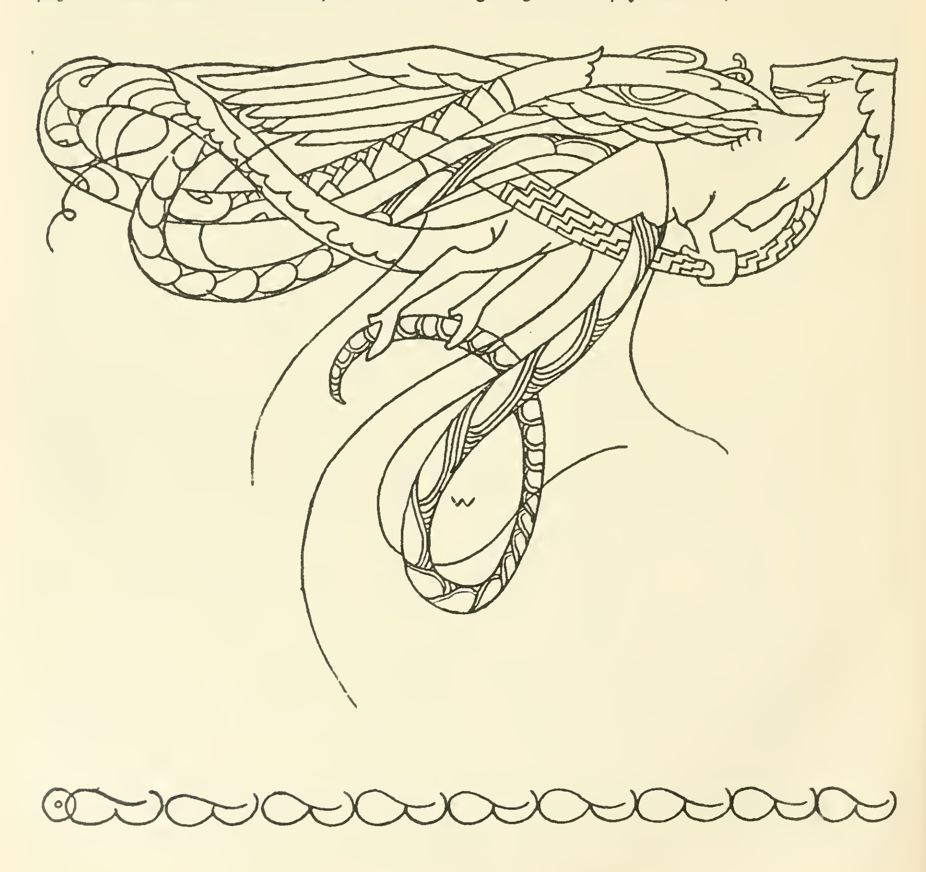
zweifelhaft geworden, daß sich die Regierung veranlaßt sah, ihre Politik zu ändern. Seit einigen Jahren bemüht sie sich der zunehmenden Verarmung der Großgrundbesitzer zu steuern und so den Stand wieder zu heben. Sie hat vor allem die Adelsbank geschaffen, bei der gegen mäßige Zinsen Hypotheken aufgenommen werden können. Sie hat ferner den Provinzialverbänden der Ritterschaft, die unter einem selbstgewählten Adelsmarschall stehen, größere Bewegungsfreiheit verliehen und eine nachdrückliche, gemeinsame Interessenvertretung bei ihnen anzuregen gesucht. Beide Maßregeln hatten freilich nicht den gewünschten Erfolg. Sei es aus Leichtsinn, sei es aus Mangel an wirtschaftlicher Fähigkeit, gerieten die Grundbesitzer durch die Darlehen nur immer mehr in Schulden und konnten sogar die Hypothekenzinsen nicht bezahlen. So mancher Adelsmarschall aber wendete sich gegen die Regierung selbst und gebrauchte die ihm verliehene Freiheit, um Regierungsmaßregeln auf wirtschaftlichem, politischem und sogar religiösem Gebiete aufs Herbste zu tadeln. Die Gegenströmung blieb nicht aus. Das System Plehwes folgte und schob der Freimütigkeit einen Riegel vor. Allein Plehwe wurde ermordet. Es brechen jetzt wieder neue Zeiten an. Die Bedeutung des Adels und damit die Selbstverwaltung der Gouvernements wird wieder steigen. Durch jeden Krieg gewinnt zudem der militärische Stand an Bedeutung. Da nun die höheren Offiziersstellen in Rußland fast ausschließlich mit Adligen besetzt werden, wie man denn auch dort die Kommandeure von Linienregimentern fast ausnahmslos der Garde entnimmt, so wird durch den Krieg der Einfluß des Adels eine Steigerung erfahren. Zugleich wird die Macht des Tschinownik, dessen bodenlose Nachlässigkeit und Unfähigkeit die schweren Schicksalsschläge während der ersten Epoche des Krieges wesentlich mitverschuldet hat, eine ganz gehörige Einbuße erleiden.

Das Wort ist gefallen: Rußland hat keine Vergangenheit, es hat nur eine Zukunft. Das mag kulturell richtig sein. Aber der Volkscharakter ist lediglich an seiner und durch seine Vergangenheit gewachsen. Was waren denn die Russen, ehe Rurik kam? gar nichts, ein Haufen slavischer Horden ohne Ordnung, ohne Zusammenhalt. Erst allmählich wurden sie zusammengeschweißt, erst allmählich bildete sich bei ihnen ein Selbst-, ein Volksbewußtsein. Die Taten gegen die Byzantiner, gegen Chazaren und Petschenegen gaben die Grundlagen dazu. Dann zerbrach alles durch den Ansturm der Mongolen. Von neuem erhob sich das Russentum, erhob sich durch die Befreiungskämpfe gegen seine tatarischen Zwingherren. Man hatte Erfolg gegen Litauer, Polen, Schweden und Osmanen, man eroberte weite Striche an der Wolga und jenseits des Urals, unaufhaltsam erweiterte sich das Reich, unbesiegbar schien das stets sich mehrende Volk, das zuletzt alle seine Gegner verschluckte. So erstand jenes unbändige National-, das weite Lebensgefühl, das den Russen beseelt, erstand zuletzt die Überzeugung von einer heiligen Mission. Alles dies als ein Abglanz leuchtender Taten, als eine Frucht der Vergangenheit. Sobald die Taten und ihr Erfolg sich ändern, da wird auch der Volkscharakter Veränderungen erleiden. Hat sich doch auch unter

dem Joch der Tataren russische Art wesentlich umgewandelt, hat doch auch westliche Zweifelsucht den einfältigen Kinderglauben der vorpetrinischen Zeit zersetzt und vielfach in sein Gegenteil verkehrt. Es handelt sich bei der jetzt bevorstehenden Änderung natürlich nicht darum, daß funkelnagelneue Eigenschaften entstehen, sondern nur daß solche, die bisher latente waren, jetzt zur Oberfläche emportauchen.

Ob das freilich bessere Eigenschaften sind, wie die bisher zur Entfaltung gelangten, kann billig bezweifelt werden. Die Westkultur ist ein starker Trank. „Trinken wir, sind wir begeistert". Andere aber bemeistert der Genuß. Die Köpfe der Russen sind dem Elixir der modernen Kultur kaum gewachsen. Es wird in ihren Reihen eine große Zerstörung anrichten, dann aber werden, wie einst die Carpet-baggers in den Südstaaten der Union nach dem Bürgerkrieg, die kommen, die nach modernsten Methoden das Volk ausbeuten. Nicht die alten Tugenden, sondern die neuzeitlichen Laster werden die Überhand gewinnen. Im Grunde ist das den Russen nichts Fremdes, denn ähnlich war der Ursprung des heutigen Zarenstaates. Weil es den Mongolen zu mühselig war, selbst überall die Steuern einzutreiben, so erbot sich der Großfürst von Moskau zu diesem Schergendienst. Dazu mußte er eine Truppenmacht haben, und bildete eine Art stehenden Heeres aus. Wozu der Khan der goldenen Horde ihm sogar einige Hundert Tataren stellte. Natürlich trieb er nicht nur für den Khan die Steuern ein, sondern auch für sich selber, und benutzte so mit Schlauheit die neuen Verhältnisse, um sich so mit Hilfe von Heiden unter den Christen ein Reich zu gründen. Genau so mußte unter Peter dem Großen westliche Art dazu herhalten, um für das zarische Autokratentum frische Grundlage zu liefern. Beide Male ist der gewünschte Erfolg zwar eingetreten, aber der Zwiespalt, der Mongolenherrschaft und Ariertum, der konservative Orthodoxie und Westkultur scheidet, ist bis heute noch lebendig. Es gibt immer noch eine einflußreiche Gruppe in Rußland, die die ganze Wirksamkeit Peters des Großen für verderblich erklärt. Der Krieg aber wird den Einflüssen des Westens noch weiter Tür und Tor öffnen, und der Zwiespalt, der das Volkstum durchzieht, wird in Zukunft noch schärfer werden. Durch diesen Zwiespalt, sowie die nach österreichischem Muster zu erwartenden Nationalitätenhader, werden, so möchte ich glauben, die festigenden, die nationalisierenden Elemente mehr als paralysiert werden. Das schadet, wie wiederum Österreich beweist, durchaus nicht dem wirtschaftlichen Aufschwunge. Umso merklicher werden sich die Folgen der Zersetzung im staatlichen Leben enthüllen. Der Zersetzung steht allerdings ein starkes Element entgegen, die ungeheure Zähigkeit der Russen. Eine Eigenschaft, deren Offenbarung ja auch jedermann in dem gegenwärtigen Kriege von ihnen erwartet, eine Eigenschaft, in der sie zweifellos ihren Feinden überlegen sind. In Japan ist es z. B. vorgekommen, daß eine Deputation von Schülern ihren Lehrer folgendermaßen anredete: Sie haben uns bisher von Karl dem Großen und Friedrich dem Großen und anderen Helden der deutschen Geschichte erzählt; wir wissen jetzt genug davon, und bitten Sie, uns nun von den Fortschritten in der Her-

stellung der Luftballons zu unterrichten. Se non è vero .... Jedenfalls werden die Japaner leicht müde und besonders, wenn ihnen nicht gleich alles glückt. Der Russe dagegen hat eine Beharrlichkeit, die viele seiner Fehler wett macht. Freilich, Beharrlichkeit ist nicht alles. Was nützt es schließlich, wenn sich ein ganzes Karrée wie bei Zorndorf mit stoischer Beharrlichkeit niedermetzeln läßt? Oder wenn eine Schildwache so beharrlich auf ihrem Posten bleibt, wie der berühmte Soldat auf dem Schipkapasse, der, obwohl er wissen konnte, daß seine Truppe längst den Paß geräumt hatte, doch sich lieber verhungern und erfrieren ließ als seinen Posten zu verlassen? Es steht mit der Beharrlichkeit so wie mit der großen Volksmenge. Nihil valet multitudo in bello, sagt Jordanes, und zwar gerade von den Slaven. Widerstand konnten und können die Russen leisten, aber erobern nur da, wo ihnen, wie bei den Schweden, eine vielmal geringere Zahl, oder, wie bei den Polen, ein in sich zerrissenes Volk, oder endlich, wie bei Tscherkessen und Turkmenen, Halbwilde mit primitiven Waffen gegenüberstanden. Und jetzt vollends wird es mit ihren Eroberungen gründlich zu Ende sein.



Lebenserinnerungen/ von Georg Brandes



Zu den Sommervergnügungen gehörten Landpartien. Sie wurden einigemale im Laufe der schönen Jahreszeit unternommen. Wenn das Wetter vertrauenerweckend schien, wurden einige Landauer für die Familie, Verwandten und Freunde gemietet, und an einem Sonntag Vormittag wurde in jeden Wagen das Magazin voll guter Sachen gepackt. Tischtuch und Servietten wurden mitgenommen, ebenso Brot, Butter, Eier und Lachs, Wurst, Braten und Kaffee, außerdem ein paar Flaschen Wein. Dann fuhr man zu irgend einem Forsthause, wo man für Geld und gute Worte warmes Wasser auf die Maschine bekam, und da wurde die Mahlzeit des Tages gewürzt durch den guten Appetit, den die Waldluft gab.

An eine dieser Touren knüpfte sich für den Knaben, als er klein war, eine peinliche und lehrreiche Erinnerung. Am nächsten Tage sagte seine Mutter zu ihm: „Du hast dich gestern recht dumm betragen und zum Narren gemacht." — „Wodurch?" — „Du gingst die ganze Zeit vor den Großen her, die spazierten, und sangst aus vollem Halse. Erstens hättest du nicht an der Spitze gehen, zweitens hättest du die andern nicht durch Singen stören sollen." — Diese Worte machten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn, weil er sich bewußt war, daß er sich in keiner Hinsicht hatte geltend machen oder wichtig tun wollen. Er konnte sich nur dunkel entsinnen, daß er gesungen hatte; er hatte es zu seinem Vergnügen getan, nicht um aufzufallen.

Er erfuhr dadurch, daß man ohne unartig oder eingebildet zu sein, einen äußerst schlechten Eindruck machen konnte, begriff, daß die anderen, an die er nicht gedacht, ihn mit unfreundlichen Blicken angesehen, ihn lästig und lächerlich gefunden hatten, besonders seine Mutter, und empfand eine tiefe Demütigung bei dem Gedanken.

Allmählich wurde es ihm klar, daß es keinen Menschen gab, dem man es so schwer zu Dank machen konnte, als seine Mutter. Keiner geizte mehr mit seinem Beifall, als sie, und alle Empfindsamkeit war ihr ein Gräuel. Sie trat ihm als der überlegene Verstand entgegen, ermahnte und erzog ihn durch Satire. Den Tanten konnte man imponieren, ihr niemals. Die tiefe Scheu, die sie davor hegte, Gefühle zu verraten oder über sie zu schwatzen, die Klugheit, die hinter ihrer Stirn wohnte, das durchgeführt Kritische, Scharfblickende in ihrer Natur, der spöttische Humor, der, besonders in ihrer Jugend, bei ihr so stark hervortrat, bewirkten, daß der Knabe ihr gegenüber eine Empfindung hatte, die den Charakter stärkte, nämlich, daß sie nicht nur das Herz einer Mutter für ihn hatte, sondern daß zwei kluge und prüfende Augen eines guten Kopfes auf ihn herabblickten. Rationell, wie sie durchweg war, begegnete sie seinen schwärmerischen Neigungen, den religiösen wie den philosophischen, mit unerschütterlicher Vernunft; und verleitete ihn zuweilen die Überschätzung, die unbedeutende Menschen seinen

Fähigkeiten zu teil werden ließen, dazu, diese auch seinerseits zu überschätzen, so war sie es, die mit unbeugsamer Festigkeit die Überzeugung von der Begrenzung seines Wesens geltend machte. Nichts was schwaches in ihm war, gedieh in der Nähe dieser Mutter.

Hierin lag es, daß er in den Jahren des Überganges vom Knaben zum Jüngling, den Jahren, in denen es den Knaben mehr nach Entgegenkommen als nach Kritik und mehr nach Verhätschelung als nach Überlegenheit verlangt, bei einer etwas jüngeren Schwester seiner Mutter ebensoviel Verständnis suchte und fand wie bei der Mutter selbst. Diese seine Muhme war lauter Herz. Sie besaß einen feurigen, begeisterten Sinn, große Zärtlichkeit und Güte, die lebhaftesten Gefühle für alles, was Mitgefühl verdiente, und nicht zum wenigsten für ihn, und es fehlte ihr an dem kritischen Verstand seiner Mutter. Ihre Urteilskraft konnte von der Hitzigkeit umnebelt werden, sie konnte sich zuweilen zu unklugen Schritten hinreißen lassen; es mangelte ihr das Gleichgewicht der Mutter und ebenso deren Satire. Sie eignete sich also vortrefflich zur Vertrauten eines großen Knaben, dem sie zu verstehen gab, daß sie ihn für hervorragend begabt hielt. Als diese wenigen Übergangsjahre um waren, nahm seine Mutter wieder ganz und voll ihren Platz in seinem Bewußtsein ein, und das Verhältnis zwischen ihnen blieb in allem Wesentlichen das alte, selbst nachdem er ihr an Kenntnissen sehr überlegen und sie in diesem und jenem seine Schülerin geworden war. Es machte deshalb einen starken Eindruck auf ihn, als nach langen Jahren sein jüngerer Bruder mit einer gewissen Wehmut zu ihm sagte: „Kommt es dir nicht auch so vor, daß Mutter anfängt, alt zu werden?" — „Nein, keineswegs," antwortete er. „Woraus schließest du das?" — „Ich glaube, Gott steh' mir bei, sie fängt an, uns zu bewundern."

Dem kleinen Jungen hatte sich, wie allen andern Kindern, das große Problem von dem Geheimnis der Entstehung aufgedrängt. Er begnügte sich nicht länger mit der Antwort, daß die Kinder vom Storch gebracht wurden, oder mit der nächsten, die mit größerem Ernst ausgesprochen wurde, daß sie in Kästen angeschwommen kämen, die aus dem Peblingesee gefischt wurden. Er quälte, als er klein war, seine Mutter mit Fragen, woran man sehen könne, für wen jeder einzelne Kasten bestimmt sei. Daß die Kästen numeriert wären, gab nicht viel Klarheit. Daß sie mit Adressen versehen waren, klang merkwürdig. Wer hatte die Adressen geschrieben? Er mußte sich da mit der Versicherung begnügen, daß dies etwas sei, was zu verstehen er noch zu klein wäre; das würde man ihm erklären, wenn er größer würde.

Seine Gedanken waren nicht auf das andere Geschlecht gerichtet. Er hatte keine kleinen Mädchen zu Spielkameraden und kannte wenige, da er keine Schwester hatte. Als er so acht, neun Jahre alt war, begannen die Reden eines einzigen und recht verdorbenen Schulkameraden sich in häßlichen Ausdrücken und noch

häßlicherem Geiste um die Geschlechtsfrage zu bewegen. Der Knabe wurde verhöhnt, weil er nicht wußte, wie die Tiere sich fortpflanzten, und daß die Menschen sich wie die Tiere fortpflanzten.

Er antwortete: „Meine Eltern haben sich jedenfalls nicht so betragen."

Da schritten die Kameraden mit der Schamlosigkeit der Kindheit zu den unzüchtigsten Mitteilungen, die nicht wiederzugeben sind, nicht nur von einem krankhaft entwickelten Triebleben, sondern von förmlichen Verbrechen gegen die Natur und die elementaren Gesetze der Gesellschaft. Man gab mit andern Worten dem Knaben die widerwärtigste, empörendste Vorstellung von allem, was Geschlechtsverhältnisse und Fortpflanzung betraf.

Wahrscheinlich wird den meisten Knaben in einer größeren Schule das große Naturmysterium schon im zarten Alter von Roheit und Laster besudelt. Während im griechischen Altertum das Mysterium heilig war und der Mensch mit frommem Sinn die Naturmacht ohne übertriebene Scham und ohne Schamlosigkeit verehrte, ist dieses Verhältnis unmöglich geworden in einer Gesellschaft, in der durch tausend Jahre die Natur selbst von der Religion entwürdigt, mit Sünde und Teufel in Verbindung gebracht, als etwas Unerwähnbares und am liebsten Verleugnetes abgestempelt worden ist, und die Roheit sich deshalb eine um so fürchterlichere Rechtfertigung und Rache verschafft. Da die Erwachsenen niemals von der Naturmacht auf eine reine und einfache Art gesprochen hatten, so war sie für die Kinder das Verborgene geblieben. Einzelnen Kindern, bei denen sich der Trieb zeitig eingefunden hatte, war die Kenntnis von dem Wesen dieser Naturmacht von rohen Menschen vermittelt worden, und sie hatten diese Kenntnis mit kindlicher Frechheit aufgefaßt. Diese Kinder füllten nun die Ohren ihres Kameraden mit Unzüchtigkeiten.

An dem Knaben prallten die Unzüchtigkeiten ab. Nur wurde er insofern von dem Ton der anderen Schüler angesteckt, als er von ihnen lernte, daß es flott sei, gewisse häßliche Worte zu sagen. Zwölf Jahre alt, wurde er eines Tages von seiner Mutter überrascht, als er allein auf einer Treppe stand und diese Worte vor sich hinrief. Er wurde dafür zurechtgewiesen und tat es nicht mehr.

Kleine Mädchen traf er fast nur auf Kinderbällen, und keines hatte ihn in jenen frühen Kinderjahren beschäftigt. Aber, zwölf Jahre alt, empfand er den ersten starken Schimmer jener Grundmacht des Daseins, zu deren Verehrer für Lebenszeit er geweiht war, nämlich der Schönheit.

Sie offenbarte sich ihm zum ersten Male in der Gestalt eines kleinen schlanken leichtfüßigen Mädchens, dessen Name und Person in aller Stille durch mehrere folgende Jahre in seinem Hirn spukte.

Einer seiner Onkel wohnte in dem Sommer in Amerikavej, wo es damals ganz ländlich war und von wo man einen schönen Spaziergang über das Feld machen konnte bis zu einem Orte, der das Signal hieß, wo der Zug von Kopenhagens

ältester Eisenbahnstation vorbeikam, die nicht auf der Seite von Vesterbro lag, auf der die jetzigen Stationen liegen. Hier wohnte in der Nähe eine Familie, deren jüngste Tochter fast täglich zu Onkels Villa hinübergelaufen kam, um mit den Kindern des Hauses zu spielen.

Sie war zehn Jahre alt, braun wie eine Zigeunerin, flink wie ein Reh, und von ihrem Kindergesicht, von all diesem Braunen — Augen, Haar und Haut, strahlte, klang und schlug dies Überwältigende, bisher Unbekannte, die Schönheit, ihm entgegen. Er war zwölf Jahre alt, sie war zehn. Ihr Verhältnis bestand im Zechspielen, nicht einmal allein, sondern gemeinsam mit anderen Kindern; er sieht sie noch im Lauf vor sich herjagen, während die langen Flechten gegen ihre Taille schlagen. Doch obwohl dies alles war, was zwischen ihnen vorging, hatten sie beide ein Gefühl, durch ein geheimes Band verbunden zu sein. Köstlich war es, wenn man sich sah. Sie spendete ihm eine Nelke. Sie schnitt ihm eine Herzdame aus einem Kartenblatt und gab sie ihm; er bewahrte sie in den nächsten fünf Jahren auf wie ein Heiligtum.

Darin bestand ihr ganzes Verhältnis, und mehr wurde nie daraus, auch nicht, als sie, zwölf Jahre alt, eines Tages auf dem Kinderball dem Vierzehnjährigen gestand, daß sie alles aufgehoben habe, was sie von ihm erhalten hatte — Gaben von ähnlichem Range wie die ihren. Aber der Schönheitseindruck erfüllte ihn.

Jemand hatte ihm ein paar ausgestopfte Kolibris geschenkt, die auf lackierten Zweigen unter einer Glasglocke saßen. Er betrachtete sie immer, wenn er in der Kinderstube saß und las; sie standen auf dem Bücherschrank, der ihm gehörte. Diese Vögel mit ihrem herrlichen, leuchtenden, bunten Gefieder vermittelten ihm den ersten Eindruck exotischen Farbenglanzes. Alles, was er lieben sollte, mußte lange Zeit womöglich etwas dergleichen an sich haben — etwas Fremdes und Fernes.

Das kleine Mädchen war freilich der Sprache nach dänisch, aber im übrigen weder von väterlicher noch von mütterlicher Seite recht dänisch; auch ihr Name war undänisch. Sie sprach zu Hause englisch und wurde beim Onkel Mary genannt, obwohl die Eltern sie mit einem anderen Namen riefen. All dies erhöhte nur noch ihre Eigenart.

Einmal im Jahre traf er sie auf dem Kinderball; da hatte sie ein weißes Kleid an und unterschied sich für ihn wesentlich von allen anderen kleinen Mädchen. Eines Vormittags nach einem solchen Ball war ihm, dem Vierzehnjährigen, ganz eigenartig zu Mute, und mit Staunen und Andacht gegenüber dem, was er unternahm, sich im Banne einer höheren, unerklärlichen Macht fühlend, schrieb er die ersten Verse nieder, die er jemals geformt hatte. Sie lauteten:

Holde, junge Maid, die du im Reigen
weißgekleidet schwebst mit mir dahin,
schüchtern muß mein Mund es dir verschweigen,
wie so heiß ergeben ich dir bin.

Von dieser himmlischen Poesie gab es noch ein Teil Strophen.

Gerade weil er sie so selten traf, gab es ein leichtes Erdbeben in seinem Leben, wenn es geschah. Er hatte sich an eine solche Anbetung ihres Namens gewöhnt, daß sie für ihn fast der Wirklichkeit entrückt war.

Aber als er, sechzehn Jahre alt, sie von neuem auf einem Ball von Halberwachsenen traf, war der Zauber plötzlich gewichen. Ihr Äußeres hatte sich verändert, entsprach nicht mehr seinem Traumbilde. Wenn sie sich im Tanz begegneten, drückte sie seine Hand, und dies empörte ihn als etwas Unkeusches. Sie war keine Elfe mehr. Sie hatte volle Schultern, einen keimenden Busen, warme Hände, eine jugendliche Koketterie, etwas, das ihm wie erotische Erfahrung erschien. Bald verlor er sie ganz aus den Augen. Aber er bewahrte ihr eine Dankbarkeit für den Eindruck, den er ihren zehn Jahren schuldete, diesem natürlichen Übernatürlichen, der frühesten Schönheitsoffenbarung.

Die Person, die den Mittelpunkt für die Aufmerksamkeit der Schüler bildete, war natürlich der Direktor der Schule. Für die ganz Kleinen war der Direktor bloß mächtig und väterlich, über dem Ganzen erhaben. Sobald die Kritik erwachte, machte sie sich bei den Übelwollenden ganz besonders mit ihm zu schaffen, boshaft und kleinlich wie sie war, und wurde unselbständig wiederholt.

Da der Direktor ein voller, kräftiger, schöner, überlegener Mann war, der ein gewisses Gepräge von Daseinsfreude und unschuldigem Wohlleben an sich hatte, versicherten die tonangebenden Boshaften, daß er nur für gutes Essen und Trinken lebte. Sodann gab die altmodische Art der Bestrafung, der Spanischenrohrschläge, die vom Direktor selbst in seinem Bureau ausgeteilt wurden, viel Anlaß zur Mißstimmung. Es waren freilich nur äußerst faule und verhärtete Knaben, die auf diese Weise bestraft wurden, für die besseren kam sie gar nicht erst in Betracht. Aber wenn jene Ordre erhielten, sich nach Schulschluß im Bureau einzufinden und der Schulvorsteher sie dann zwischen seine Beine nahm, durchfuchtelte und sie dann gleichsam tröstend mit der Hand liebkoste, so setzte dies böses Blut, und die Würde des Vorstehers litt darunter. Lag in dem Verdruß, den dies erregte, einige Vernunft, so lag in gewissen anderen Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben wurden, gar keine.

Es herrschte die unschöne Sitte, daß die Knaben am ersten jeden Monats selbst ihr Schulgeld mitbrachten, worauf mitten in einer beliebigen Stunde der Vorsteher in die Klasse kam, auf dem Katheder Platz nahm und flott und flink die Fünftalerscheine in seinen großen weichen Hut und von da in seine Taschen schob. Eine Unannehmlichkeit hierbei war die, daß die ganz vereinzelten armen Schüler, die Freischule hatten, an diesem Tage als diejenigen gezeigt wurden, die nichts mitbrachten, was sie als Demütigung empfanden. Sodann erregte der Anblick des vermeintlichen Reichtums, in dessen Besitz der Vorsteher so kam, Unwillen und Spott. Es wurde üblich, ihn den Knabengroßhändler zu nennen, weil die Schule, die in ihrer Glanzzeit an sechshundertundfünfzig Schüler hatte, so stark besucht

war. Der außerordentliche Zustrom, der doch vernünftigerweise als ein Beweis für den Ruf der Schule angesehen werden mußte, wurde als ein Zeugnis für die Geldgier ihres Vorstehers betrachtet.

Es sei noch hinzugefügt, daß er in seiner Haltung, die augenscheinlich und mit gutem Grunde darauf berechnet war, zu imponieren, allerlei an sich hatte, das scharfblickenden Knaben mit einigem Recht als Unnatur erscheinen konnte. Er kam immer plötzlich angestürmt; er rief stets mit Stentorstimme, und wenn er den älteren Knaben Unterricht in Latein gab, so fand er sich wohl aus Bequemlichkeit immer ein gut Teil zu spät ein, begann aber dafür, als gelte es, keine Sekunde zu versäumen, seine Fragen schon auf der Schwelle herauszuschleudern. Er liebte Pathos und war sicherlich ein Mann von natürlicher Wärme. Wäre man ihm menschlich nahe gekommen, so würde er viel Ergebenheit gewonnen haben; denn er war ein kluger Mann und seine Gestalt munter und licht. Da die Anzahl der Schüler so groß war, wirkte er nurmehr von weitem.

Zu Hause war nie von einem Glaubensbekenntnis die Rede gewesen. Keiner der Eltern stand in einem Verhältnis zur israelitischen Religion; keiner von ihnen besuchte jemals die Synagoge. Da man im Hause seiner Großmutter mütterlicherseits sich an die israelitischen Speiseregeln hielt, verschiedenes Geschirr zu Fleisch und Butter und besonderes Geschirr für die Osterzeit hatte, so mußte das rechtgläubige Judentum dem Knaben als eine Sammlung schnurriger alter abergläubischer Vorurteile erscheinen, die sich ganz besonders auf das Essen bezogen. Die Poesie des Judentums war ihm ein Buch mit sieben Siegeln.

In der Schule, wo der Knabe nur als Zuhörer dem Religionsunterricht beiwohnte, hörte er das Judentum stets als ein bloßes Vorstadium zum Christentum und die Juden als Überreste eines Volkes erwähnen, das zur Strafe für die Ermordung des Welterlösers über die Erde verstreut war. Die heutigen Israeliten wurden als Menschen dargestellt, die in hartnäckigem Widerstand und Trotz mit übrigens beinahe unfaßlicher Verhärtung sich an ein längst überwundenes religiöses Ideal des strengen Gottes im Gegensatz zu dem liebenden anklammerten.

Wenn er selbst versuchte, sich dies klar zu machen, quälte es ihn, daß die Juden nicht zu Jesus Stellung nahmen, der doch so augenscheinlich den Fortschritt innerhalb der Religion bedeutete, die er erweiterte und unfreiwillig sprengte. Jesu übernatürliche Persönlichkeit erschien ihm übrigens nicht glaubwürdig. Der Anspruch auf Glauben, die Forderung, daß die Vernunft gefangen genommen werden solle, weckte seinen dumpfen Widerstand, und dieser Widerstand wurde genährt durch den festen Rationalismus der Mutter, ihr unbedingtes Abweisen jedwedes Mirakels. Als er infolge des Staatsgesetzes konfirmiert werden sollte, war er soweit, daß er auf das Bevorstehende wie auf eine ausschließlich lästige Zeremonie herabblickte. Die Person des Rabbiners flößte ihm nur Unwillen ein; seine deutsche Aussprache kam ihm widerwärtig und lächerlich vor. Das schreckliche Dänisch, in

dem das Lehrbuch abgefaßt war, empörte ihn, der von Natur aus ein feines Ohr für die dänische Sprache hatte.

Die Mitteilung von altjüdischen Gebräuchen und Festen prallten an seiner modernen Erziehung völlig ab. Die Konfirmation bestand nach seiner spöttischen Zusammenfassung des Eindruckes im wesentlichen darin, daß man sich einen Zylinder vom Hutmacher borgte und ihn am nächsten Tage in gesegnetem Zustand zurücksandte. Es herrschte nämlich die törichte Gewohnheit, daß die kleinen Knaben im Zylinder antraten, so wahnsinnig er sie auch kleidete. Mit diesem auf dem Kopf sollten sie — nachdem sie abgehört worden waren — die Treppe zu einer Balustrade hinaufgehen, auf der sie der Priester erwartete, ihnen ein paar bewegliche Worte von Eltern oder Großeltern ins Ohr flüsterte und segnend die Hand auf den Zylinder legte. Als der Knabe das Glaubensbekenntnis im Chor mit den andern ablegen sollte, stimmte er zwar in das erste Ja ein, das sich auf den Glauben an einen Gott bezog, schwieg aber auf die Frage, ob er glaube, daß Gott sich Moses offenbart und durch seine Propheten gesprochen habe. Er glaubte nichts davon.

Im übrigen war er schwankend und außerstande, zur Klarheit zu gelangen. Was ihn verwirrte, war die verlogene Art, in der der völlig theologische Geschichtsunterricht erteilt worden war. Der Geschichtslehrer erzählte z. B. nicht nur, daß, als Julianus Apostata den Tempel in Jerusalem wieder aufrichten wollte, Flammen aus der Erde herausgeschlagen waren, sondern dies wurde als ein Wunder ausgelegt, das den göttlichen Willen ausdrückte.

Entsprach dies der Wahrheit, — und er vermochte es ja nicht zu widerlegen, — so hatte Gott ja ausdrücklich gegen das Judentum und die Juden als Volk Partei genommen. Dieses Volk schien also wirklich von ihm verflucht. Indessen schreckte das Christentum den Knaben gründlich ab durch seine Sagengeschichte, seine Dogmatik und seine kirchlichen Gebräuche, die unbefleckte Empfängnis, die drei Personen in der Dreieinigkeit; besonders die Sakramente des Abendmahls wirkten auf ihn wie Überreste der niedrigsten Altertumsbarbarei.

Unter diesen Umständen flüchtete seine junge Seele in ihrem Drange nach etwas, das sie verehren konnte, von den Gottheiten Asiens zu denen Europas, von Palästina nach Hellas und klammerte sich mit lebhafter Begeisterung an die griechische Schönheitswelt und ihre Göttersagen. Seine ganze gelehrte Erziehung hatte für ihn dies eine Ergebnis: Schwärmerei für das alte Hellas und dessen Götter, die seine Götter waren, wie sie die Julians gewesen. Apollon und Artemis, Athene und Eros und Aphrodite wurden Mächte, die ihm in ganz anderm Sinne Glauben und Freudigkeit verliehen als irgend ein auf Sinai oder in Emaus geoffenbarter Gott. Sie standen ihm nahe.

Und unter diesen Umständen wurde der Antikensaal zu Charlottenborg, wo er als Schulknabe Höyen's Vorlesungen hörte, eine Stätte, die er mit Andacht betrat, und Thorvaldsens Museum sein Tempel, so unvollkommen er auch den religiösen und heroischen Bewußtseinsinhalt der Griechen wiedergab. Aber er hatte in jener Zeit keinen andern und bessern Zugang zu der antiken Götterwelt, als ihn das

Museum darbot, und Thorvaldsen und die Griechen schmolzen im Alter von vierzehn, fünfzehn Jahren für ihn in eins zusammen. Das Thorvaldsen-Museum war ihm eine strahlende Illustration zu Homer. Hier waren seine Kirche, seine Götter, hier war die wahre Heimat seines Geistes.

Er war mehrere Jahre lang Primus in seiner Klasse gewesen, als ein Knabe in die Klasse kam, der volle drei Jahre älter als er und mit dem ein Wettstreit unmöglich war, so hoch stand der neue Ankömmling in bezug auf Kenntnisse und Reife über ihm. Bald ordnete das Verhältnis sich so, daß der neue Knabe beständig Primus, er selbst unweigerlich No. 2 wurde.

Er empfand dies jedoch bei weitem nicht als eine Unannehmlichkeit; dazu beschäftigte Sebastian ihn allzusehr. Die Bewunderung, die er früher für die Knaben empfunden hatte, die sich durch Muskelkraft auszeichneten, kam nun der Überlegenheit in Kenntnissen und Intelligenz gegenüber zum Ausbruch. Sebastian war groß, mager, aber etwas schlenkrig von Körperbau, mit großen blauen Augen, die Güte und Verstand ausdrückten. Er war in allen Schulfächern durchaus tüchtig und verstand, an Jahren reifer, das Richtige herauszufinden, wo er es nicht positiv wußte. Der Grund, weshalb er seine Studien erst so spät hatte beginnen dürfen, mußte sicherlich in den kleinen Verhältnissen seiner Eltern gesucht werden. Sie hatten geglaubt, nicht die Mittel zu haben, ihn den Weg einschlagen zu lassen, den seine Fähigkeiten ihm anwiesen. Aber nun hatte ihm der Direktor, wie sich an den Zahltagen herausstellte, Freischule gewährt. Unter den Kameraden, die Jacken anhatten, ging er mit langen Röcken herum, deren Schöße ihm um die Beine schlugen.

No. 2 mußte No. 1 bewundern um der Sicherheit willen, mit der er sich in den griechischen Aoristen tummelte, in deren Labyrinthen er selbst sich so oft verirrte, und um der Fertigkeit willen, mit der er mathematische Probleme zu lösen verstand. Außerdem war seine Lektüre auf dem Gebiete der schönen Literatur eine sehr umfassende und sein Geschmack in der Lektüre fast der eines erwachsenen Menschen, zu einer Zeit, da der jüngere erst bei der Bewunderung für P. Ps. Romane angelangt und außer stande war, das Unkünstlerische und Unechte in dieser populären Rechenschaft über die Taten der Seehelden zu entdecken. Sobald ihm die Augen dafür aufgingen, wie fortgeschritten der andere war, erschloß er ihm sein Herz, schenkte ihm sein volles Vertrauen und fand in diesem Freunde eine Quelle der Entwicklung und Kenntnisse, zu der er gern täglich flüchtete.

Als es sich am Ende des Schuljahres herausstellte, daß die Klasse infolge eines Zustromes von Neuangemeldeten zu groß wurde und also eine Teilung wünschenswert erschien, empfand er es als einen förmlichen Schlag, als Sebastian und er durch die Teilung, wie sie zwischen Schülern mit geraden und ungeraden Nummern vorgenommen wurde, verschiedenen Klassen angehören mußten. Er unternahm sogar den ungewöhnlichen Schritt, sich an den Schulvorsteher zu wenden mit der Bitte, in Sebastians Abteilung zu kommen, wurde aber abschlägig beschieden.

So leicht findet sich indessen die Kindheit in eine neue Situation, daß er während des folgenden Jahres, in dem er selbst recht lebhafte Fortschritte machte, nicht nur keinerlei Entbehrung empfand, sondern den älteren Kameraden vergaß. Und als bei Beginn des neuen Schuljahres die beiden auf gleicher Stufe stehenden Klassen infolge einiger Abmeldungen wieder zusammengetan wurden, er sich also wieder als No. 2 mit dem früheren Freunde an seiner Seite fand, stellte es sich heraus, daß das Verhältnis zwischen ihnen sich ganz und gar, ja so gründlich verändert hatte, daß die Rollen vertauscht waren. Hatte früher der Jüngere an den Lippen des Älteren gehangen, so hing nun der Ältere an denen des Jüngeren. War früher der Ältere dem Jüngeren mit dem Interesse eines halberwachsenen für ein Kind begegnet, so war nun der Jüngere allzusehr von sich selbst erfüllt, um in dem Älteren mehr als einen Zuhörer zu suchen, wenn er die vermeintlichen Reichtümer seines Innern und die weitausschauenden Zukunftspläne darstellte, in denen sich sein Ehrgeiz als grenzenlos verriet. Er brauchte jetzt nur einen Freund in dem Sinne, in dem der Held in den französischen Tragödien einen Vertrauten braucht, und wenn er sich jetzt wie früher ganz und vollständig an den anderen anschloß, so geschah es aus diesem Grunde. Freilich hatte dieser Andere immer noch einen bedeutenden Vorsprung an Kenntnissen, so daß es in nicht wenigen Dingen bei ihm Aufklärung zu holen gab; sonst hätte die Freundschaft sicherlich nicht gehalten; aber die Bedeutung dieses Vorsprungs war verschwindend, insofern als Sebastian sich von nun an freiwillig durchaus unterordnete, ja durch seine bereitwillige Anerkennung der Fähigkeiten des Jüngeren mehr als irgend ein anderer dazu beitrug, ihm diese Fähigkeiten zum Bewußtsein zu bringen und ein Selbstgefühl zu bestärken, das allmählich außerordentliche Formen annahm.

Dieses Selbstgefühl hatte bei seiner Unreife einen doppelten Charakter. Es war in erster Linie nicht etwa ein Glaube, im Besitz ungewöhnlicher Kräfte zu sein, sondern kindlich, ein Glaube daran, der Auserkorene zu sein, derjenige, dem aus geheimnisvollen Gründen alles glücken müsse. Der Glaube an einen persönlichen Gott war allmählich ganz bei ihm verblaßt, und es kamen Zeiten, wo er sich mit Knaben-Überzeugung dem Freund gegenüber als Atheisten bezeichnete; sein Verhältnis zu den griechischen Göttern war ja nie etwas anderes gewesen, als eine Personifizierung der idealen Mächte, die er mit Schwärmerei umfaßte. Aber an seinen Glücksstern glaubte er. Und er hypnotisierte den Freund mit diesem seinen Glauben, steckte ihn an, so daß dieser sprach, als ob er sein Leben dem Dienste des anderen weihe, und so weit sich dies für einen Schuljungen tun ließ, ausschließlich für den Freund lebte und atmete, der nun seinerseits Befriedigung darüber empfand, den zum unbedingten Gläubigen zu haben, den er seinerseits von allen Menschen, die er kannte, am höchsten stellte, dessen Gesichtskreis ihm am weitesten vorkam, und dessen Kenntnisfülle am größten war; denn sie übertraf auf manchen Gebieten sogar die der Lehrer nicht wenig.

Unter diesen Umständen wurde, als er fünfzehn, sechzehn Jahre alt war, sein Inneres von einem Buche ergriffen, von dem man glauben sollte, daß es für sein Alter noch viel, viel zu hoch war: Lermontows Ein Held unserer Zeit in Xavier Marmiers französischer Übersetzung. Sein Inhalt, sollte man meinen, wäre wohl so ungeeignet wie nur möglich für einen Schulknaben, der nie etwas erlebt, was mit weltmännischen Erlebnissen auch nur die geringste Ähnlichkeit hatte, am wenigsten mit denen, deren Ergebnisse die den Roman erfüllenden Stimmungen bilden. Gleichwohl versetzte dieses Buch sein Inneres in Aufruhr. Zum erstenmal in seinem Leben traf er in einem Buche eine Hauptperson, die nicht schlechthin ein Held — Kriegsheld oder Seeheld — war, den man bewundern und womöglich nachahmen mußte, sondern in dem er mit ungeheurer Gemütsbewegung sich selbst wiederzufinden glaubte — sich selbst!

Allerdings hatte er nie gehandelt wie Petschórin oder sich in ähnlichen Situationen befunden wie dieser. Nie hatte ihn ein Weib geliebt und noch viel weniger hatte er ein Weib für die Liebe zu ihm mit Leiden büßen lassen. Nie war ihm ein alter Freund beim Wiedersehen freudig entgegengekommen und dann durch Gleichgültigkeit und Kälte von seiner Seite schmerzlich daran erinnert worden, wie wenig er in der Existenz des Freundes bedeutete. Petschórin war mit dem Leben fertig; er hatte noch nicht zu leben begonnen. Petschórin hatte den Becher des Genusses geleert: er hatte noch nie einen Tropfen daraus gekostet. Petschórin war blasiert wie ein glänzender russischer Gardeoffizier — er erwartungsvoll wie ein unansehnlicher Schuljunge in Kopenhagen. Nichtsdestoweniger hatte er die verwirrende Empfindung, zum ersten Male in seinem Leben sein innerstes ihm selbst noch unbewußtes Wesen getroffen zu haben — erläutert, wiedergegeben, vergrößert in diesem unharmonischen Werk des russischen Dichters, der in so jungen Jahren hinweggerafft worden war.

Allerdings fand sich in dem Verhältnis zu dem älteren Freunde (in dem Tausch der Rollen und dem so neuen Überlegenheitsgefühl dem anderen gegenüber) das erste Element, aus dem die Phantasiegestalt emporgewachsen war, die er bei Lermontow wiederzufinden glaubte. Das wesentliche hierbei war indessen nicht die verhältnismäßig zufällige Gestalt, in der der Knabe sich selbst wiederzufinden glaubte, sondern der Umstand, daß das was man damals die Reflexion nannte, in ihm erwacht war, die Selbstbetrachtung, das Selbstbewußtsein, die ja einmal erwachen mußten, wie alle anderen Triebe erwachen, wenn ihre Zeit da ist. Diese Selbstbespiegelung war jedoch keineswegs eine natürliche oder bleibende Form seines Wesens, sondern im Gegenteil eine Form, in der ihm nicht wohl zu Mute war, und die er bald verabscheuen sollte. In dem Maße, wie die Grübelei über sein eigenes Selbst in diesen Übergangsjahren bei ihm stieg und stieg, fühlte er sich unglücklicher und immer unsicherer. Sie erreichte naturnotwendig ihren Höhepunkt, als es galt, sich für eine äußere Lebens-

stellung zu entscheiden, und eher für eine Zukunft vorzuarbeiten als einem Berufe zu folgen. Aber solange diese Selbstbetrachtung andauerte, hatte er die peinliche Empfindung, sein eigenes Auge wie ein fremdes beobachtend auf sich ruhen zu fühlen, die Empfindung, Zuschauer seines eigenen Auftretens, Zuhörer seiner eigenen Rede zu sein, ein wirklicher Doppelgänger, der doch einmal zu einer einzigen Person verschmelzen mußte, wenn er lebensfähig sein sollte. Nachdem er mit einem Kameraden einen Besuch bei Kaalund abgelegt hatte, der damals Gefangenenlehrer in Vridslöselille war und den jungen Menschen das Gefängnis und dessen Zellen zeigte, wandte er gern im stillen auf seinen Zustand das Bild an, daß er wie der Gefangene in der Zelle leide, der das spähende Auge hinter dem Guckloch in der Tür sieht. Er hatte früher im Gefängnis zu Malmö bemerkt, wie die Gefangenen mit einer Art Raserei versucht hatten, diese Gläser zu verschmieren oder zu überkratzen, daß man an mehreren Stellen unmöglich durchsehen konnte. Er war dazu angelegt, naiv, unwillkürlich, aus seinem ganzen Wesen heraus zu leben und zu handeln. Die Spaltung, die das Selbstbeschauen voraussetzt, war ihm deshalb ein Entsetzen, alle Spaltung, aller Dualismus ihm von Grund aus zuwider, und es war so kein Zufall, daß sein erstes Auftreten als Schriftsteller ein Angriff auf eine Spaltung und Doppelheit in der Lebensanschauung und der Titel seiner ersten Schrift selbst ein Stempeln und Abweisen eines Dualismus wurde. Deshalb fühlte er erst die Ruhe in sein Gemüt wieder einziehen, wurde erst er selbst, als die Selbstbetrachtung und damit die innere Spaltung endlich aufhörte.

Und so intensiv der hier angedeutete geistige Zustand auch war — von Dauer war er nicht. Kindlich und kindisch war der Knabe ja, infolge seiner Jugend; die reiferen Ausdrücke, die hier auf den Zustand angewandt werden, sind immer in Gefahr, dessen Erscheinung zu entstellen. Der Glaube an seinen Glücksstern hielt sich kaum ein paar Jahre unangefochten. Dieser Glaube war in seiner Kindlichkeit mächtig gestärkt worden, als der Knabe, fünfzehn Jahre alt, beim ersten Teil des Abgangsexamens in allen Fächern ein Ausgezeichnet erhielt, und hatte eine fürchterliche Einbuße erlitten, als der Prüfling siebzehn Jahre alt, nur in fünf Examenfächern sehr gut erhielt, also das Gesamtzeugnis Ausgezeichnet gerade mit knapper Not erreicht wurde. Die Ähnlichkeit mit Petschórin entglitt ihm, sobald er, nachdem er eine unharmonische und unfruchtbare Halb- oder Viertelverliebtheit überstanden, die er knabenhaft unter eingebildetem und erkünsteltem Grübeln zerpflückt hatte, die Grundeinfachheit seines eigenen Wesens entdeckte und die fremde Physiognomie wie eine Maske abschüttelte. Der Glaube endlich an seine eigene unbegrenzte Überlegenheit und der Ehrgeiz ohne Maß und Ziel, in dem dieser Glaube seine Entladung gefunden hatte, fielen plötzlich zusammen, als er achtzehn Jahre alt, zum ersten Male selbständig seinen Weg suchend und die Geister prüfend die wirkliche Geistesüberlegenheit bei großen Schriftstellern kennen lernte. In dieser Hinsicht

bedeutete besonders die früheste Lektüre von Kierkegaards Hauptwerken ein entscheidendes Lebensereignis für ihn. Er fühlte, von Angesicht zu Angesicht mit dem ersten großen Geist, der ihm gleichsam persönlich begegnete, seine ganze wirkliche Unbedeutendheit, begriff plötzlich daß er bisher weder gelebt noch gelitten, weder gefühlt noch gedacht hatte und daß nichts ungewisser war als die Frage, ob er einmal mit der Zeit Fähigkeiten an den Tag legen würde. Das Gewisse war, daß sein gegenwärtiger Status sich auf nichts zu belaufen schien.

In jenen Knabenjahren schwelgte er jedoch noch in Vorstellungen von zukünftiger Größe, die noch keinen Stoß bekommen hatten. Und er war keineswegs im Zweifel darüber, auf welchem Gebiet er sich als Erwachsener auszeichnen würde, alle seine Instinkte zogen ihn zur Literatur. Die dänischen Aufsätze, die in der Schule aufgegeben wurden, beschäftigten seine Gedanken von Woche zu Woche; er gab sich die größte Mühe mit ihnen, übersetzte die Fragen von so vielen Seiten, wie er nur vermochte und bestrebte sich, seinen Aufsätzen eine gute Form zu geben. Unbewußt suchte er Ausdrücke, die schlagende Gegensätze enthielten; er suchte nach malenden Worten und wohlklingendem Satzbau. Obwohl er das Wort Stil bisher einzig in der Bedeutung kannte, die es in der Zusammensetzung Stilebog*) hat, strebte er einen gewissen Stil an und war nicht weit davon entfernt, aus lauter Unerfahrenheit in Manier zu verfallen, so daß ein satirischer Lehrer ihn zu seinem Kummer eines Tages an J. L. Heibergs Worte erinnerte: „Der Gedanke, der halbe, dick beschmiert mit des Ausdruckes Salbe."

Hand in Hand mit der praktischen Einübung in die Behandlung der Sprache ging in den dänischen Stunden die Darstellung der Geschichte der Nationalliteratur, und diese wurde verständig und ganz lehrreich von dem Lehrer Herrn Driebein gegeben, der freilich zu den vielen Heibergianern jener Zeit gehörte, ohne sich jedoch deshalb auch nur im geringsten von dem zu entfernen, was man die Orthodoxie der Literaturgeschichte nennen könnte. Der Protestantismus bekam Recht gegenüber dem Katholizismus, der junge Oehlenschläger gegenüber dem älteren Baggesen, die Romantik gegenüber dem Rationalismus, Oehlenschläger als nordischer Dichter Recht gegenüber einem gewissen Björnson, der, wie es hieß, nordischer sein wollte als er.

Keine anerkannte Größe wurde in Herrn Driebeins Darstellung Gegenstand der geringsten Anfechtung. Und in seinem Kursus wie in Thortsens Literaturgeschichte blieb die Literatur, die als der Geschichte angehörig betrachtet werden konnte, bei dem Jahre 1814 stehen.

Die Ordnung, in welcher der Knabe in seiner privaten Lektüre die Werke der Literatur kennen lernte, war: Ingemann, Oehlenschläger, Grundtvig, Poul Möller,

---

* Stile-bog im Dänischen Aufsatz-Heft (Buch).

von denen er zu Weihnachten und den Geburtstagen viele Bücher geschenkt bekommen hatte. Bei dem Großvater verschlang er außerdem bald Heibergs Vaudevilles. Er las als Kind selbstverständlich ohne Kritik empfangend und genießend. Aber als er nun in der Schule von Baggesens Auftreten gegen Oehlenschläger hörte, also erfuhr, daß es zu jener Zeit verschiedene Richtungen in der Literatur gegeben hatte, sowie verschiedene Ansichten darüber, welcher der Vorzug gebühre, las er mit Leidenschaft einen Band ausgewählter Gedichte von Baggesen, die er Weihnachten bekommen hatte, und die Sprachbehandlung hier fesselte ihn im höchsten Grade durch ihre Geschmeidigkeit und den leichten Plauderton. Als er nun eines Tages auch Hertz' Gespensterbriefe in die Hände bekam und ihm der Vortrag hier fast noch mehr zusagte, merkte er es erst im stillen, später mehr bewußt, daß es ihn zur Formschule in der dänischen Literatur hinzog, und genoß die Empfindung, sich in diesem Punkte als Ketzer zu fühlen. Denn Wohlwollen für diejenigen zu hegen, die sich an Oehlenschläger selbst vergriffen hatten, hieß, es mit Loke gegen Thor zu halten. Poul Möllers Gesammelte Schriften hatte er zu seiner Konfirmation bekommen und immer wieder mit einer solchen Schwärmerei durchstudiert, daß er fast die Seiten zerlesen hatte und auch nicht eine Zeile der für ihn doch recht unleserlichen philosophischen Partien übersprang. Aber ebensoviel Freude wie Poul Möllers Verse bereiteten ihm Hertz' lyrische Gedichte, als er sie in einem geliehenen Exemplar kennen lernte. Und es kamen ein paar Jahre, wo das Geschmeidige und Anmutige, die vollkommene Beherrschung von Sprache und Versform für ihn das Kostbarste wurden, bis als er ins siebzehnte Jahr trat, mit einer heftigen Reaktion das Wuchtige, Machtvolle, Großartige ihm allein Wert zu haben schien. Von Hertz bewegte sich seine Sympathie dann zu Christian Winther, von Baggesen zu Homer, Aeschylos, der Bibel, Shakespeare, Goethe. Eine der ersten Beschäftigungen, die er als Student vornahm, war, die Bibel auf dänisch und die Odyssee auf griechisch von Anfang bis Ende durchzulesen.

Doch noch waren die Jahre der beginnenden Reife nicht gekommen und sein Seelenleben persönlich, nicht sachlich. Es wurde deshalb ein Element der Gährung in sein Gemüt geworfen, als er eines Tages ein Exemplar von Heines Buch der Lieder geliehen erhielt. Was ihn hier bezauberte, war zunächst die Verschmelzung von Schwärmerei und Witz, dann die kurzgefaßte, bündige Form, ferner die Stellen, in denen geschildert wird, wie der Dichter und seine Geliebte, außerstande die Scheu zu überwinden, die ihre Zungen lähmt, unfreiwillig miteinander Versteck spielen und einander verloren gehen; denn er fühlte, daß auch er nicht imstande sein würde, den natürlichen und schlichten Ausdruck für seine Gefühle zu finden, falls es mit ihm so weit käme. Über Heines Persönlichkeit, die historische Stellung, politische Richtung oder Bedeutung des Dichters wußte der Knabe noch nichts; er suchte in diesen Liebesgedichten besonders die Verse auf, in denen heftiges Selbstgefühl und blasierte Überlegenheit über die jedesmal gegebene Situation sich ausdrücken, weil dies zu dem

Petschorinton paßte, der seit der Lektüre von Lermontows Roman in seinem Innern vorherrschend war. Wie er es in jenen Jahren gewöhnlich tat, als er noch nicht daran denken konnte, die Bücher zu kaufen, die ihm gefielen, schrieb er aus dem Buche der Lieder alles ab, was ihm am besten gefiel, um es wieder lesen zu können.

Gegenüber diesem ganzen Leben in künstlerischem Verlangen und Suchen, in Eindrücken von außen, die mit der Frische und Leichtbeweglichkeit eines Knabensinnes aufgenommen wurden, aber besonders in Selbsterforschung und Selbstentdeckung, bildete der ältere Kamerad den aufmerksamsten Zeugen und durch seine ganze Haltung mehr als einen bloßen Zeugen. Er kam mit Ausdrücken und Wendungen, die dem Jüngeren zu Kopf stiegen und ihn eingebildet machten. Sebastian konnte zu ihm sagen: „Nicht um deiner Gaben willen — um deiner Begeisterung willen schätze ich dich. Alle anderen Menschen, die ich kenne, sind Maschinen ohne Seelen, höchstens mit affektierten Floskeln ausgefüllt, über die jeder, der hinter die Kulissen geguckt hat, lachen muß; aber in dir steckt eine Fülle der Idee, die zu groß ist, als daß du glücklich werden könntest." Eine Fülle der Idee, das war der damalige Ausdruck für einen äußerst vortrefflichen geistigen Inhalt. Kein Wunder also, daß der Jüngere sich geschmeichelt fühlte.

Und der ältere Freund besaß den Scharfblick für den geistigen Zustand des jüngeren, der durchschauend dessen Unreife einsah, und (was ihm trotz seines Hochmutes bei dem zu finden not tat, der ihn am besten kannte und ihm am sichersten an Bildung überlegen war) den felsenfesten Glauben an eine Zukunft für ihn. Als der jüngere eines Tages dem Kameraden mitgeteilt hatte, daß er sich nun „reifer und über sich selbst mehr im klaren fühlte", antwortete ihm dieser mit vollkommener Sicherheit, daß dies ja höchst erfreulich sei, falls es sich wirklich so verhielte, aber leider ahne er, daß der Freund im Irrtum sei und sich in einer Illusion befände. „Deswegen," fügte er hinzu, „bin ich nicht weniger überzeugt davon, daß du bald in eine Krise kommst, alle Hindernisse überwinden und das für die heutige Zeit fast gigantische Ziel erreichen wirst, nach dem du strebst." Dieses Ziel war übrigens ziemlich unbestimmt, lief im allgemeinen darauf hinaus, sich kräftig geltend zu machen und große Veränderungen — ungewiß von welcher Art — in der Welt des Geistes herbeizuführen.

Indessen wurde, in dem Maße als die Freunde sich der Zeit näherten, da sie Studenten werden sollten und der Jüngere sich also dem erwachsenen Alter näherte, dem der Ältere trotz seiner bescheidenen Stellung als Schüler lange angehört hatte, Sebastian immer unglücklicher. Er hatte, wie er sich ausdrückte, es sich in den Kopf gesetzt, der Melanchthon des anderen zu werden. Aber jetzt fühlte er infolge eines inneren Zusammenbruches, den der Jüngere nicht begriff, daß die Zeit vorbei war, wo er seinem Freunde etwas sein konnte; er glaubte, die Erwerbung der dazu erforderlichen Kenntnisse und Bildung versäumt zu haben und machte

sich deswegen lebhafte Vorwürfe. „Ich bin für dich nicht im Entferntesten das gewesen, was ich hätte sein können", rief er eines Tages aus, und ohne es zu zeigen, litt er unter der Eifersucht und dachte mit Angst und Unruhe an die Zeit, da sich dem Freunde durch die Aufnahme an der Universität ein größerer Kreis eröffnen und er selbst überflüssig werden würde.

Die Furcht war übertrieben, insofern, als der Jüngere, naiv in seiner Eigenliebe wie in seinem Zutrauen, ihm auch fernerhin sein volles Vertrauen schenkte und als Entgelt dafür stets seine Hilfe suchte, wo er auf philologische und mathematische Schwierigkeiten stieß, über die er nicht allein hinwegkommen konnte.

Aber kaum war der Jüngere nach seiner ersten Reise ins Ausland, mit einem vierwöchentlichen bewegten Aufenthalt in Göteborg, nach Kopenhagen zurückgekehrt, kaum hatte er vier Wochen als Fuchs philosophische Vorlesungen gehört und an dem kameradschaftlichen Zusammenleben der jungen Studenten teilgenommen, als das bedrohte Verhältnis der beiden so ungleichartigen Freunde einen Wendepunkt erreichte. Die Veranlassung war unbedeutend, ja erbärmlich.

Eines Tages, als der Jüngere mit einigen Kameraden im Hörsaal stand, eilte ein Fuchs auf sie zu und fragte: „Ist es wahr, was Sebastian sagt, daß Sie von allen Menschen auf der Welt ihn am höchsten achten?" — Die Antwort lautete: „Sagt er das selbst?" — „Ja." Und im Verdruß darüber, daß der andere eine solche Äußerung, die wohl im Vertrauen gefallen sein konnte, gebraucht hatte, um vor Wildfremden damit Staat zu machen, fuhren ihm die Worte heraus: „Er ist ja verrückt", ein Ausruf, in dem angesichts der unter jungen Menschen üblichen Redeweise, der Ausdruck „verrückt" sicherlich nicht dem Wortlaut nach aufgefaßt werden sollte, der aber selbstverständlich schlecht gewählt war.

An demselben Abend, an dem jene Äußerung gefallen war, erhielt der Jüngere von dem Älteren einen kurzen Brief, in dem ihm, wenn auch in äußerst höflichen Formen, der Gehorsam aufgesagt wurde; der Brief, in dem die Anredeform Sie das gewohnte Du abgelöst hatte, war unterzeichnet: Ihr „verrückter" und „alberner" aber ergebener Sebastian.

Der Eindruck auf den Empfänger war äußerst peinlich; aber ein bei ihm frühzeitig entwickelter Hang, eine Entscheidung stets gutzuheißen, und ein leidenschaftlicher Unwillen dagegen, irgend ein Verhältnis aufzunehmen, das seitens des anderen Teiles mit festem Vorsatz abgebrochen worden war, bewirkten es, daß er keinen Augenblick daran dachte, den hier kundgegebenen Entschluß zu erschüttern und das Billett ohne Antwort ließ.

Hiermit war die Sache indessen nicht zu Ende, und die nächsten Monate brachten ihm nicht wenige unleidliche Augenblicke, ja Stunden, indem Sebastian, dessen Existenz so lange die seine umkreist hatte, und der jetzt augenscheinlich außerstande war, ihn ganz aus den Händen zu lassen, bei jeder Gelegenheit seinen Weg kreuzte und sich in seiner Nähe aufpflanzte, ja eines Abends bei einem Studentenfest sich sogar einen Stuhl außerhalb der Stuhlreihe am Tisch verschaffte, sich ihm gegenübersetzte und einen Teil der Nacht damit zubrachte, ihm unverwandt ins Gesicht

zu starren. Wie es begreiflich war, fühlte der andere sich dadurch im höchsten Grade gereizt.

Drei Monate waren verstrichen, als eines Tages ein Brief von Sebastian kam, und diesem folgten in einem Zwischenraum von Wochen oder Monaten verschiedene andere. Es waren ergreifende, mit einer Art Galgenhumor glänzend geschriebene Briefe, die Leidenschaft ausdrückten und der Verzweiflung Luft machten. Zum allerersten Male trat hier dem jungen Menschen die Leidenschaft entgegen, aber eine Leidenschaft, die ohne ein naturwidriges oder sensuelles Element zu haben, doch als von einem Wesen gleichen Geschlechts stammend, seinen lebhaften Unwillen, ja Widerwillen erregte. Sebastian schrieb: „Ich empfand es als einen Betrug, soviel von dir zu empfangen, ohne dir etwas wiedergeben zu können; es schien mir eine Niederträchtigkeit, mit dir zu verkehren; ich glaube also, vollkommen richtig gehandelt zu haben, indem ich mit dir brach. Doch freilich, ich hätte es nicht zu tun brauchen, Zeit und Umstände hätten wohl bald den Bruch bewirkt." Und in dem Gefühl, daß sich ihre Wege nun teilten, fuhr er fort:

Hic locus est, partes ubi se via findit in ambas.
Dextera, quae Ditis magni submoenia tendit,
Hac iter Elysium nobis; at laeva malorum
Exercet poenas et ad impia Tartara mittit.

Ich kann mich im Augenblick nicht selbst totschlagen; sobald es mir möglich ist werde ich es tun."

Oder Sebastian schrieb: „In der letzten Zeit unseres Verkehrs war ich nicht recht klug, wenn ich mit dir sprach; es fehlte mir dir gegenüber an jedem Gleichgewicht; denn ich war mir bewußt, daß du deine kostbare Zeit verschwendetest, indem du dich mit mir unterhieltest, und war zugleich niedergedrückt vom Kummer darüber, daß wir uns trennen mußten. Ich versuchte dann, dich zu erzürnen, indem ich tat, als ob ich an deinen Gaben zweifelte, indem ich Gleichgültigkeit und Hohn affektierte; aber das war das Gekläff des Hundes gegen den Mond. Ich mußte uns so trennen, wie es geschah. Daß ich so kindlich sein sollte, mir aus einer Beleidigung von deiner Seite etwas zu machen, glaubst du wohl selbst nicht. Ich kann es eigentlich nicht bereuen; denn ich konnte dir nichts mehr nützen; der Ansicht bist du auch gewiß selbst; aber ich kann dich nicht entbehren; meine Liebe zu dir ist das einzige lebenskräftige in mir; dein Leben hat in dem meinen pulsiert."

Zuweilen endigten die Briefe mit Ausdrücken einer Art verzweifelten Humors, z. B. „Vale! Fanfare! (Purzelbäume von Bajazzo!)" Aber ob nun Sebastian den ernsthaften oder den desparaten Ton anschlug, es war jetzt seinem so langjährigen Kameraden unmöglich, den Verkehr mit ihm wieder aufzunehmen. Er konnte nicht über das Geschehene hinwegkommen, und er konnte keinen Freund haben, der eifersüchtig war, wenn er mit anderen sprach. Seit seinem Erwachen als geistiges Individuum war alle Eifersucht ihm ein Abscheu geworden; aber Eifersucht bei einem männlichen Wesen auf ein anderes männliches Wesen empörte ihn förmlich. Er sah Sebastians große Vorzüge ein, ehrte seinen Charakter, be-

wunderte die Fülle seiner Kenntnisse, aber er konnte nicht mehr mit ihm verkehren, nicht einmal neben ihm die Straße entlang gehen. Alle die innigen und schönen Briefe prallten an diesem Unwillen ab. Etwas in seinem Innern war steinhart geworden, wie eine Pflanze, die plötzlich in Mineralwasser versteinert wird.

Es vergingen sechs Jahre, ehe die Jugendfreunde einander wieder trafen. Sie begegneten sich dann in einfacher und aufrichtiger Ergebenheit. Die alte Leidenschaft bei Sebastian war längst ganz und gar vorbei; er begriff sie selbst kaum mehr. Und wenn auch von weitem, ohne nähere Verbindung, blieben sie einander wohlwollend gesinnt und tauschten hie und da ihre Gedanken aus, bis der Tod nach wenigen Jahren den älteren fortriß, ehe er noch das volle Mannesalter erreicht und eine einzige der Versprechungen erfüllt hatte, die seine hochbegabte und arbeitsame Jugend gegeben.

Seine zweite Schuljungen-Liebe befiel ihn in den letzten Monaten, ehe er zur Universität gehen sollte. Sie war natürlich genug als Ergebnis der Sehnsucht nach dem anderen Geschlecht, die im Gemüt des Knaben lebte, ohne bisher Nahrung gefunden zu haben; aber sie zeichnete sich im übrigen nicht gerade durch Natürlichkeit aus. Sie hatte ihre Ausgangspunkte teils in seinem Drange nach Erlebnissen, teils in seinem Hange, seine Kräfte zu erproben, war aber als Liebe wurzellos, insofern als sie weder in seinem Herzen noch in seinen Sinnen Wurzel geschlagen hatte.

Der Gegenstand war wiederum ein junges Mädchen aus einem anderen Lande. Ihr Name und ihre Person waren ihm seit seinem dreizehnten Jahre bekannt gewesen. Die beiden Kinder hatten sogar Grüße ausgetauscht, einander mit Neugierde umfaßt, ja, eines hatte sich eine Locke von des anderen Haar gewünscht. Ihre erste Begegnung hatte also einen romantischen Hintergrund. Als er erfuhr, daß sie nach Dänemark kommen würde, war er, wie zufällig, auf dem Zollamt anwesend und sah sie im Augenblick der Ankunft.

Sie war genau ebenso alt wie er, sah, ohne eigentlich hübsch zu sein, sehr gut aus, und hatte selten schöne Augen. Durch Verwandte von ihr, mit denen er bekannt war, suchte er Annäherung und kam ohne weiteres mit dem jungen Mädchen in Berührung. Das Anerbieten, ihr die Kopenhagener Museen und Galerien zu zeigen, wurde gemacht und angenommen. So wenig Zeit er auch unmittelbar vor dem Abiturium übrig hatte, diese neue Bekanntschaft erfüllte ihn so sehr, daß es ihm gar nicht darauf ankam, wieviel von dieser kostbaren Zeit er ihr opferte. Als das junge Mädchen im Sommer in der Nähe von Charlottenlund wohnte, während seine Eltern ihren Landaufenthalt in viel größerer Nähe der Stadt verlegt hatten, ging er fast täglich zum Walde hin und wieder zurück, in der ungewissen, doch selten trügenden Hoffnung, sie zu Gesicht zu bekommen. Manchmal ruderte er sie in einem Boot im Sunde umher.

So einfach und geradezu die Anziehung scheinen könnte, die er empfand, so wenig einfach war der unreife Roman, den er darauf erbaute.

Es waren, wie gesagt, nicht seine Sinne, die ihn zu ihr zogen. Zersplittert und geteilt, wie er es gerade damals war, schien eine rein geistige Verliebtheit ihm ganz natürlich; man konnte sich sinnlich in ein ganz anderes Weib verlieben. Er begehrte nicht einmal einen Kuß, noch weniger eine Umarmung, war überhaupt zu unerfahren, um an dergleichen zu denken. Aber es war auch nicht sein Herz, das ihn zu ihr zog; er empfand keine Zärtlichkeit, nicht einmal eigentliche Ergebenheit für sie. Sie beschäftigte einzig seinen Kopf.

Bei der knabenhaften Selbsterforschung, in die er gerade damals geraten war, wurde dieses Verhältnis zu einem neuen Gährungsstoff und zwar dem bisher stärksten, in der Selbstprüfung. Instinktiv wünschte er, ihre Phantasie zu beschäftigen; aber durch sie stand er unablässig mit seinem eigenen Selbst in Verbindung. Was er wollte war weniger, ihr gefallen, als sie beherrschen, und da nur sein Kopf von ihr erfüllt war, gebrach es völlig an jener freiwilligen und frohen Selbsterniedrigung, die ein Element der wirklichen Liebe ist; es verlangte ihn freilich mit aller Macht danach, sie zu fesseln; aber er wollte doch besonders sich selbst behaupten, Unterwerfung vermeiden, seine Unabhängigkeit bewahren. Sein Knabenstolz verlangte dies.

Das junge fremde Mädchen, dessen Weltkenntnis nicht viel größer war als die seine, war in der kurzen Zeit seines Lebens sicherlich nicht mit einem so absonderlichen Phänomen in Berührung gekommen; das gab gar manches zu denken. Sie fühlte sich zwar angezogen, war aber nach weiblicher Art auf ihrem Posten. Sie war eine ruhige liebenswürdige Natur, unschuldig kokett, hatte Anlagen zu gesunder Vernunft und liebevollem Wohlwollen, nicht zu den Purzelbäumen der Leidenschaft, war außerdem weiblich praktisch.

Sie sah auf den ersten Blick, daß dieser erwachsene Schuljunge, der sie mit seiner Beredsamkeit, seinen Kenntnissen, seinen wilden Zukunftsplänen fast in Verwirrung setzte, kein Freier war, daß also seine Annäherungen nicht ernst zu nehmen waren. Sodann entdeckte sie mit sicherem weiblichem Spürsinn die unfruchtbare Machtbegierde in ihm. Und hier setzte sie sich erst unwillkürlich, dann bewußt zur Wehr. Es fehlte ihr nicht an Verstand. Sie bezeigte ihm allerdings ein starkes Interesse, begegnete ihm indessen mit der Selbstbeherrschung einer kleinen Dame, manchmal mit Kälte, ein einziges Mal mit treffendem Spott.

Es hätte sich zwischen ihnen der regelrechte Krieg der Geschlechter entwickelt, wenn sie nicht alle beide halbe Kinder gewesen wären. Wie er inmitten seines in den Einzelheiten schon im voraus entworfenen Schlachtplans um die Herrschaft über ihr Seelenleben sich ab und zu völlig vergaß und den Drang, in ihrer Nähe zu weilen, verriet, der ihn fast täglich zu ihrer Tür trieb, so kamen auch Augenblicke, wo sie aus ihrem erkämpften Gleichgewicht geriet und wie im Fieber ihre Gemütserregung offenbarte. Aber bald darauf war er wieder belagernd, sie wieder auf Posten, und nach Verlauf von vier Monaten trennten sich denn ihre Wege, ohne daß zwischen ihnen jemals ein Kuß oder ein inniges Wort gewechselt worden war.

Bei seiner krankhaften Selbstverdoppelung war er in all der Zeit damit be-

schäftigt gewesen, sich alles einzuprägen und zu protokollieren, was er zu ihr und sie zu ihm gesagt hatte, die Tragweite und Wirkungskraft der gefallenen Worte zu überlegen und zu untersuchen, Pläne für die Art seines Vorgehens zu entwerfen, sich vermeintliche Siege und Niederlagen zu merken, stets über diese Leere grübelnd, über all diese Unnatur gebeugt, wie ein Stratege, der über die Karte gebeugt mit Nadeln Truppenbewegungen, Einnahme oder Aufgabe einer befestigten Stellung bezeichnet.

Dieses frühzeitige, unbefriedigende, nur im uneigentlichen Sinne erotische Erlebnis hatte nun die merkwürdige Wirkung, daß er für die nächsten sieben Jahre der Erotik gegenüber unempfindlich und gleichgültig blieb, sodaß er ungestört von Frauen und Leidenschaften sich ganz in die Welt verschiedenartiger Forschung vertiefen konnte, die sich ihm nun offenbarte.

Ein Schulkamerad, der lebhaftes Interesse für die Astronomie hegte und ihn beim Anschauen des Nachthimmels angeleitet hatte, zeichnete in diesen Tagen für ihn eine sehr große und gute Sternkarte. Mit Hilfe der Karte fand er die Sterne wieder, die er kannte, und erweiterte seine Kenntnisse.

Derselbe Kamerad nahm ihn mit auf das Observatorium zu dem alten Professor d'Arrest — einem weisen und feinen Mann — und er sah zum ersten Male den Sternenhimmel durch das Fernrohr. Er hatte freilich in der Schule Unterricht in der Astronomie erhalten, es fehlte ihm aber an allen Fähigkeiten, um zur Einsicht zu gelangen. Nun gewann er die Sternbilder und gewisse einzelne Sterne lieb; sie wurden nächtliche Zeugen seiner Sorgen und Freuden sein Leben lang; ihr Anblick tröstete ihn zuweilen im Gefühl der Verlassenheit, wenn er sich, einsam, in einem fremden Lande befand. Die Leier, der Schwan und der Adler, die nördliche Krone und der Bootes, der Kutscher und die Hyaden und Plejaden und unter den Bildern des Winters der Orion, all diese funkelnden Gruppen, die das Menschengeschlecht Jahrtausende hindurch mit seinen Augen gesucht hat, — auch ihm wurden sie ferne Freunde. Und die Gedanken, die der Anblick all der zahllosen Welten unwillkürlich und unabweislich einflößt, wurden auch in seinem Innern geboren, Gedanken von der Kleinheit der Welt in unserem Sonnensystem und der Kleinheit des Sonnensystems in unserem Weltall, von ungeheuren Abständen, — so groß, daß Sterne in unserer Kindheit zugrunde gegangen sein können, deren Strahlen mit der Schnelle des Lichtes jetzt unser Auge treffen — von ungeheuren Zeitmaßen, in denen ein Menschenleben, ja, die Lebenszeit eines ganzen Volkes, wie ein Tropfen im Meere verschwindet. Und während er in der Schule nur Astronomie als Fach von der mathematischen Seite gelernt hatte, erfuhr er nun die Resultate der Spektralanalyse, die ihm zeigte, wie menschliche Genialität bei Bunsen und Kirchhoff den Abstand zwischen Erde und Sonne zunichte gemacht hatte und sah gleichzeitig ein, wie unwahrscheinlich es sei, daß die Ausbeute der irdischen Kultur sich jemals anderen Erdkugeln mitteilen ließe, wie ja auch die Erde noch nie Kulturmitteilungen von einem Stern empfangen hatte.

Dieser Umstand im Verein mit der Gewißheit von der gradweisen Abkühlung und dem einst bevorstehenden Tode der Erde hinterließ in ihm den entscheidenden Eindruck von der Endlichkeit alles Erdenlebens und der Bedingtheit jedes Fortschrittes.

In dem Gefühl, daß die auf einem Gottesglauben errichteten Religionen vor dem Fall standen, hatte Europa lange zu der Religion des Fortschrittes als der letzten geneigt. Nun sah der Jüngling, der seinen Blick zum Sternenhimmel erhob und sich an seinen Lieblingssternen, dem Sirius im großen Hunde oder der Vega in der Leier oder dem Altair im Adler erfreute, daß sie versagte, auch diese letzte Religion.

In der Schule hatte der Knabe an zwanzig Gleichaltrige gekannt und unter ihnen notwendigerweise wenige gefunden, die ihm etwas waren. Zu den Annehmlichkeiten, welche die freie Stellung als Student mit sich brachte, gehörte auch die, daß man auf einmal mit Hunderten gleichartig ausgebildeter Gleichaltriger in Berührung kam. Die jungen Menschen machten in Vorlesungen oder auf Festen miteinander Bekanntschaft, näherten sich einander oder fühlten sich abgestoßen, und Wahlverwandtschaft oder Zufälligkeiten verbanden sie dann miteinander, auf kürzere oder längere Zeit.

Ein Jüngling, in dem das Verlangen nach geistiger Bereicherung die Hauptleidenschaft war, mußte sich notgedrungen mit vielen der Gleichaltrigen einlassen, um sie kennen zu lernen, um äußerlich und innerlich so viel wie möglich zu erleben und sich dadurch selbst zu entwickeln.

Bei vielen der Kameraden genügten wenige Gespräche, um zu beweisen, daß sich kein fruchtbarer Verkehr anknüpfen ließ. Mit einer ganzen Anzahl glatter oder kühler junger Studenten kam er in flüchtige Berührung, ohne daß ihr Wesen in irgend einer Weise in das seine oder sein Wesen in das ihre eingriff. Aber dann waren da auch einige, die ihn verschiedene Monate hindurch stark beschäftigten.

Der erste war typisch für die damalige Studentenwelt. Vilsing war aus Jütland, groß, brünett, weder hübsch noch häßlich, auffallend dadurch, daß er beredt war wie kein anderer. Er verdankte seine allgemeine Beliebtheit dem Umstande, daß er bei den Studentengelagen aufstehen und jederzeit mit reißender Schnelligkeit eine, wenigstens scheinbar, ganz unvorbereitete Rede halten konnte, eine Ulkrede, wie man sie nannte, in der lustige Verdrehungen, lyrische Aussprüche, spitze Seitenhiebe nach rechts und links, überraschende Einfälle und forsche Ausfälle zu einem Ganzen zusammengewoben waren, das in seiner Überlegenheit den gesunden Menschenverstand auf unterhaltende Weise herausforderte.

Den Ausgangspunkt bildete z. B. irgend eine Travestie von Sibberns schnurrigen Begriffsbestimmungen des Lebens, die man damals alle zum Examen auswendig kennen mußte. Sie lautete:

Das Leben überhaupt ist eine aus einer inneren Quelle kommende und mit einem inneren Triebe sich durcharbeitende, produzierende und in einem ewigen Stoffwechsel reproduzierende, organisierende und individualisierende Tätigkeit, sowie ein Tätigkeitsprozeß, der, indem er sich vermittelst eines gewissen Materials

oder Substrates ein gewisses Äußeres konstituiert, in dem er sich offenbart, zugleich sich selbst als das in diesem seinem Äußeren subsistierende Wirken und Streben konstituiert, das die weitere Frage offen läßt, inwiefern man sagen kann, daß darin eine Seele lebe und subsistiere, als das in einem solchen Leben hervortretende lebende Wesen.

Man kann sich leicht vorstellen, zu welchem entzückenden Unsinn dieses barbarische Schema Veranlassung geben konnte, wenn das Gelage oder die Liebe, das Weib oder die Trunkenheit in diesem Stil definiert und lustige Angriffe auf frühere weniger kecke Redner damit verbunden wurden, die nach Vilsings Ausdruck an das sanfte Vergißmeinnicht erinnerten, insofern als in ihren Mienen zu lesen war: Vergißmeinnicht — auch ich war ein Redner.

Seitens Vilsings, der schon einige Jahre lang Student gewesen, war es einem Fuchs gegenüber schon eine Aufmerksamkeit, wenn er mit ihm bekannt zu werden wünschte und seine Gesellschaft suchte. Er war im Studentenverein zuhause, stand zu den Tonangebenden in kameradschaftlichem Verhältnis, war ein gern gehörter Redner. Es war eine Art Herablassung von ihm, einen eben von der Schule losgelassenen Burschen zu suchen, der in die Erde gesunken wäre, hätte er eine Rede halten sollen, und der im Kreise der Älteren keine einzige Bekanntschaft hatte.

Vilsing war ein in Stimmungen aufgelöster junger Mann, der, wie viele damals, wie der Albrecht, der in Schandorphs Roman Ohne Mittelpunkt die Hauptperson bildet, an einem einzigen Vormittag in allen Farben des Regenbogens schillern konnte. Er gab sich hin und zog sich zurück, zeigte sich herzlich, innig, vertraut, von zärtlicher Besorgnis um den jüngeren Freund erfüllt und beim nächsten Zusammentreffen so flüchtig und kalt, als entsinne er sich kaum, ihn vorher gesehen zu haben; denn inzwischen hatte ihn der Ärger über seine allzugroße Zuvorkommenheit gepackt, und er wollte sich behaupten, als jemand, der sich seines eigenen Wertes recht wohl bewußt war.

Er imponierte seinem jüngeren Zuhörer, indem er sich zwar nicht gerade als Weltmann, aber als der stark gesuchte Gesellschaftsmensch offenbarte. Er erzählte, wie oft er eingeladen würde, und wie er von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Ball zu Ball ginge — was dem Jüngeren mit seiner Sehnsucht nach Erlebnissen beneidenswert vorkommen mußte. Aber in größeres Staunen versetzte es ihn doch, was Vilsing von der Beliebtheit erzählte, die er beim anderen Geschlecht genoß. Mit einem jungen Mädchen — einem reizenden Mädchen! — war er verlobt, eine andere liebte ihn und er liebte sie; doch das war noch der bescheidenste seiner erotischen Triumphe; überall, wo er sich zeigte, siegte er. Und es waren Beweise dafür vorhanden. Denn eines Tages, als er den jüngeren Freund mit sich auf seine Kammer hinaufgezogen hatte, blendete er ihn, indem er vor seinen Augen ein Gewimmel gestickter Sophakissen, Schlummerrollen, Zigarrenfutterale, Streichholzbehälter, gehäkelter Börsen, gestickter Westen usw. ausschüttelte, Gaben von den verschiedensten weiblichen Wesen. In jedem Schubfach, das er aufzog, lagen solche Geschenke; über Stühlen und an Haken hingen sie.

Der Jüngere war jung genug, um eine gewisse Achtung vor einem Mann zu empfinden, der derartig vom schönen Geschlecht begehrt war, wenn er ihn auch ein bißchen sehr schwatzhaft fand. Das erste, was diesem Gefühl einen Grundstoß versetzte, war jedoch nicht etwa ein Zweifel an der Wahrheit der Erzählungen oder der Echtheit der Gaben, sondern der Umstand, daß seine Kameraden, einer nach dem andern, wenn die erste Kühle der Bekanntschaft überwunden war, unweigerlich einen günstigen Augenblick zu der vertraulichen Mitteilung fanden, daß — sie konnten es sich selbst nicht erklären, aber es war eine Tatsache — wo sie sich auch zeigten, alle Frauen bei ihrem Anblick von einem eigenen Zauber ergriffen wurden; sie müßten etwas an sich haben, das sie eroberte, ohne daß sie selbst es wüßten. Als endlich eines Abends der buckligste seiner Kameraden, ein Junggeselle, dessen blonder Schnurrbart, unregelmäßig keimend, am meisten einer alten abgenutzten Zahnbürste glich, dem Freunde anvertraute, auch er, er wisse nicht, woran es läge, worauf es eigentlich beruhe, — aber er müsse etwas an sich haben usw. — da ging der Glaube an Vilsings Eigenartigkeit in die Brüche.

Vilsing war nun im übrigen weit davon entfernt, sich als einen sinnlichen Teufel zu betrachten. Er gab sich nicht als kalt und frech, sondern als innig und seelenvoll. Er studierte Theologie und hegte nur den einen Wunsch, als Prediger zu enden. Er schwankte stets zwischen Zerknirschung und Selbstgefälligkeit, Übermut und Reue, genoß das Gefühl, ein sehr guter Kopf, ein unwiderstehlicher Herzensbrecher und ein wahrer Christ zu sein. Er glaubte in dem Fuchs, den er aus dem Gewühl herausgehoben und dem er einen Platz an seiner Seite gegeben hatte, einen gleichwertigen oder noch besseren Kopf zu finden, und dies zog ihn an. Er begegnete bei dem anderen einer Unerfahrenheit und Unweltlichkeit, so groß, daß seine Unterlegenheit an Geistesgaben, die er zu empfinden behauptete, reichlich aufgewogen wurde durch die Überlegenheit, die er bei sich selbst sowohl in gesellschaftlichen Fertigkeiten, wie in der Gabe, die Frauen zu behandeln, genoß.

Es schien also, als ob verschiedene wesentliche Bedingungen für einen dauernderen gegenseitigen Anschluß zwischen den beiden vorhanden waren. Aber bei dem ersten Gespräch zwischen ihnen, in dem der Ältere geruhte, sich für die Lebensanschauung des Jüngeren zu interessieren, bekam das Verhältnis einen Sprung, der sich zu einem Spalt ausdehnte. Entsetzt sprang Vilsing zurück, als er erfuhr, wie dieser Grünschnabel Leben und Menschen ansah und was er als sein Recht betrachtete: „Du bist dem Bösen verfallen, und dein Verlangen geht auf das Böse; ich habe weder Zeit noch Lust, jetzt eine ganze Christologie zu entwickeln, aber was du verwirfst, ist das Ideal; was du hochhältst, ist der Teufel selbst. Mein Gott, mein Gott, wie besorgt bin ich um dich; ich würde mein Leben hingeben, dich zu retten. Doch genug davon, im Augenblick habe ich keine Zeit; ich muß zur Mittagsgesellschaft bei Assessor Lassen."

Das war ihr letztes ernsthaftes Gespräch. Der Jüngere wurde nicht gerettet. Der Ältere gab nicht sein Leben hin. Er machte im Sommer eine Ferienreise, mied bei seiner Rückkehr den Jüngeren, und bald sahen sie sich nie wieder.

Die Grundanschauung, deren Andeutung Vilsing dermaßen in Schrecken versetzte, trug in ihrer Form das Zeugnis einer solchen Unreife, daß sie nur auf einen Jüngling Eindruck machen konnte, dessen Unreife trotz seiner Jahre noch größer war. Sie klar darzustellen, ist kaum möglich; dazu war sie an und für sich nicht klar genug. Aber es hing mit ihr folgendermaßen zusammen:

Die Selbstbetrachtung und energische Selbstvertiefung, denen sich der Schüler in den letzten Jahren hingegeben hatte, wurden noch hartnäckiger bei seiner Befreiung vom Schulzwange und dem freien Heraustreten unter die Erwachsenen. Er benutzte seine Freiheit in Kopenhagen und auf den kleinen Reisen, die er unternehmen durfte, in der Weise, daß er seinen heftigen Lebensdurst durch intensives Fühlen und immerwährendes Durchgrübeln des Gefühlten löschte, dann so, daß er sich in eifrige und aufmerksame Lektüre all der schönen Literatur aus den verschiedensten Ländern und Zeiten stürzte, von der er gehört hatte, die er aber noch nicht aus eigener Anschauung kannte.

Durch all das, was er lebte und las, beobachtete und empfand, stand er stets zu sich selbst im Verhältnis, in dem Sinne, daß er dadurch vor allem Klarheit darüber suchte, was für eine Art Wesen er in seinem eigenen Ich vor sich hätte. Er fragte sich, wer er sei. Er suchte das geheimnisvolle Wort zu finden, das den Zauber der Unklarheit löste, in dem er sich befand und ihm die Grundfrage beantwortete, was er sei. Und hier schlug ihm aus seinen Grübeleien und seiner Lektüre endlich das Wort entgegen, das er für das treffende hielt, obwohl es heutzutage kaum gehört werden kann, ohne ein Lächeln hervorzurufen, das Wort: dämonisch.

Dämonisch war er, und wenn er sich diese Antwort gab, kam es ihm vor, als habe er sein Wesen beleuchtet. Er meinte damit, wie er es sich selbst erklärte, daß es für ihn keine Wahl zwischen Gut und Böse gäbe, wie für andere, denn das Böse interessierte ihn nicht. Für ihn galt es keine Wahl, sondern eine Entfaltung seines Ich, das seinen Rechtsgrund in sich selbst hatte.

Das, was er das Dämonische nannte, war ihm zum ersten Male, außer in seinem eigenen Innern in Lermontows Helden entgegengetreten. Petschórin mußte seiner Natur gemäß handeln, wie besessen von seinem eigenen Wesen. Er selbst fühlte sich in gleicher Weise besessen. Bei Platon hatte er das Wort Daimon und Daimones getroffen; Sokrates beruft sich darauf, daß unter Dämonen Götter oder Kinder der Götter zu verstehen sind. Er selbst fühlte sich, auch er, als ein Kind der Götter. In all den großen Sagengestalten aus dem Mittelalter stieß er auf den Zug göttlicher Besessenheit, besonders in den beiden, die die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts völlig bezaubert hatten, Don Juan und Faust. Der erstere war das Sinnbild der Zaubermacht über die Frauen, der letztere das Symbol des Wissensdurstes, der zur Herrschaft über die Menschenwelt und die Allnatur wird. Bei den Kameraden, bei Vilsing, bei den anderen, selbst bei dem Buckligen mit dem verunglückten Schnurrbart hatte er erfahren, wie der Don-Juan-Typus, der ihnen die Köpfe verdrehte, noch heutigen

Tages die Gedanken der Jugend beherrschte; er selbst begriff sehr wohl den Zauber, den dieses Schönheitsideal elementarer Unwiderstehlichkeit ausüben mußte; doch der Fausttypus stand ihm bei seinem Wissensdurst näher. Aber die Hauptsache für ihn war, daß er in den ersten großen ganz modernen Dichtern, die er kennen gelernt hatte, — Byron und dessen geistigen Nachkommen, Lermontow und Heine, — gerade den Grundzug wiederfand, den er dämonisch nannte, den Kultus des eigenen Ich als rücksichtslose Freiheitsliebe.

Stets brütete er über diesen Begriff vom Dämonischen, der ihn erfüllte. Er legte seine Gedanken darüber nieder in seiner ersten größeren Abhandlung (die übrigens verloren gegangen ist) Über das Dämonische, wie es sich im menschlichen Charakter zeigt. Lächerlich erschien es ihm, als eines Tages ein Gleichaltriger, ein guter Kopf, diese Arbeit von der Behauptung aus kritisierte, daß es überhaupt nichts Dämonisches gäbe. Er ahnte damals nicht, daß 25 Jahre später Relling in der Wildente dem Kameraden mit folgenden kernigen Worten recht geben sollte: „Was, zum Teufel, heißt das, dämonisch sein! Das ist ja nur so ein Gerede!"

Auf Rechnung des Dämonischen mußte um diese Zeit auch die gemischte Anziehung gesetzt werden, die ein fremder junger Student auf ihn ausübte, und der Verkehr, der sich zwischen ihnen entspann. Kappers war irgendwo in Westindien geboren, der Sohn eines wohlhabenden deutschen Fabrikanten und in einer norddeutschen Stadt erzogen worden. Ungewiß aus welchem Grunde, wünschte der Vater, daß er an der Kopenhagener Universität studieren und dort sein juridisches Examen ablegen solle. Es war farbiges Blut in seinen Adern, wenn auch stark verdünnt, wohl zum achten Teil oder so. Er war groß und schlank, in Haltung und Gang ein wenig schlottrig, von blasser Farbe mit dunklen Augen und Negerhaar. Das Gesicht war nicht schön aber außerordentlich klug, und dieser Ausdruck täuschte nicht, denn der junge Mensch war erstaunlich intelligent.

Er war bei einer hochangesehenen Kopenhagener Familie in Pension gegeben worden, bei einem hervorragenden Gelehrten, gutmütig und unpraktisch, der sich nicht zum Mentor eines so regellosen Jünglings eignete. Von den einheimischen Füchsen stach er durch seine elegante Tracht und seine weltbürgerliche Bildung stark ab und lernte so leicht, daß er nach einem Aufenthalt von einigen Wochen ein fast fehlerloses Dänisch sprach, nur mit ausgeprägt fremder Betonung, die indessen dem was er sagte, eine gewisse Anmut gab. Sein außerordentlicher Verstand überraschte weder durch Umfang noch durch Tiefe; aber er arbeitete schneller als irgend ein anderer Verstand, und er war so scharf, daß er sich ausgezeichnet für die Jurisprudenz zu eignen schien.

Kappers brachte fast den ganzen Tag auf den Straßen umherschlendernd im Gespräch mit Kameraden zu; stets war er zu einem Spaziergang bereit, nie sah man ihn arbeiten oder hörte man ihn von seiner Arbeit sprechen. Nichtsdestoweniger meldete er, der Ausländer, der kaum der Sprache mächtig war, sich nach

nur einem halben Jahre — ohne also die Vorlesungen zu Ende gehört zu haben — zum philosophischen Examen und bestand es mit Auszeichnung in allen drei Fächern; ja, Rasmus Nielsen, der ihn in Propädeutik examinierte, geriet über die schnellen und klugen Antworten dieses Fremden in solche Begeisterung, daß er ihm Besonders ausgezeichnet gut gab, eine Zensur, die nicht existierte.

Ebenso hervorragend erschien seine Begabung auf dem juridischen Felde. Wenn er sich mit dänischen Studiengenossen des morgens beim Repetitor einfand, so konnte er wohl zuweilen etwas müde und schlaff sein, aber öfter zeigte er ein natürliches Geschick in der Behandlung juridischer Fragen und eine Virtuosität, die verschiedenen Seiten einer Frage hervorzuziehen, die bei einem Anfänger höchlichst verwundern mußten.

Er war eine rein formelle Begabung von ungewöhnlicher Stärke, besaß gerade die Fähigkeiten, durch die im Altertum die Sophisten Eindruck machten. Er war selbst ein junger Sophist und gleichzeitig ein wahrer Komödiant, der sein Auftreten ganz nach dem richtete, mit dem er sprach, den Betreffenden gewann, indem er dessen Ton anschlug und die Seite seines Wesens hervorkehrte, mit der er den anderen am besten gefallen konnte. Ausgestattet mit der Gabe, seine Umgebung zu mystifizieren und zu blenden, äußerst scharfsinnig, geschmeidig und leer, verstand er es, Gedanken in Bewegung zu setzen und durch lebhafte, vorurteilsfreie, oft paradoxale Unterhaltung zu fesseln. Bald war er kälter, bald vertraulicher; er wußte Herzlichkeit nachzuahmen und durch scheinbare Bewunderung zu schmeicheln. Gegenüber einem jungen Studenten, mit dem er täglich verkehrte, der eben aus der Schule gekommen, in allem weltlichen Leben und besonders im Kapitel „Weib" ganz unerfahren war, bei dem er aber gute Anlagen und einen hochgespannten Idealismus verspürte, affektierte er asketische Lebensgewohnheiten. Gegenüber anderen Kameraden zeigte er sich als der überaus leichtsinnige, ausschweifende Sohn reicher Leute, der er war; ja einzelne der harmlosesten und jämmerlichsten führte er zu seinem Vergnügen in die armseligen Höhlen des Lasters ein und ließ sie dort auf seine Kosten sich gütlich tun.

Geistig interessiert, kam er gleich nach dem ersten Zusammentreffen mit dem Vorschlage, man müsse einen „wissenschaftlichen" Verein gründen, bestehend aus ganz wenigen Füchsen, die bei wöchentlichen Zusammenkünften eine Abhandlung vorlesen sollten, die einer von ihnen verfaßt hatte, worauf zwei Mitglieder, die die Abhandlung im voraus durchgelesen, sie jeder einer vorher niedergeschriebenen Kritik unterwerfen sollten. Darauf allgemeine Erörterung des Themas. Alles, was die geplante Gesellschaft anbetraf, wurde in echt Kapperscher Weise mit einer Geheimniskrämerei betrieben, als gälte es eine Verschwörung, und mit Formen, als handelte es sich um eine diplomatische Aktion.

Es wurden Statuten für die Gesellschaft ausgearbeitet, trotzdem sie nur aus fünf Personen bestehen sollte, und über ihre Zusammenkünfte ausführlich Protokoll geführt. Unter den Mitgliedern befand sich der später als Redakteur und Schriftsteller bekannte V. Topsöe, damals ein vorsichtiger und impertinenter Fuchs, dessen

Wahlspruch war: Wir Menschen müssen von der Protektion leben. Er las in der Gesellschaft eine Abhandlung vor Über das Äußere, die sich damit beschäftigte, wie man sich kleiden, bewegen, das Haar kämmen und frisieren sollte, die Beobachtungsgabe und leicht satirischen Hang verriet. Zu denen, die leidenschaftlich gern aufgenommen sein wollten, es aber nie erreichten, zählte ein junger Student von hübschem Äußeren und nicht geringer Wißbegierde, aber aufdringlich und dumm, der dem einen der jungen Leute, der in Lermontows Petschórin stets sein Abbild erblickte, heftige Verachtung einflößte aus dem absonderlichen Grunde, weil er ihn in allen Stücken an Petschórins törichten und eingebildeten Widersacher, Gruchnitzki, zu erinnern schien. Einer, der zur Beteiligung an den Bestrebungen der Gesellschaft aufgefordert wurde, aber ablehnend antwortete, war Vilsing. Was ich gegen derartige Vereine habe, sagte er, ist die Selbstgefälligkeit, zu der sie Veranlassung geben; der einzige Stoff, den ich zu behandeln Lust hätte, wäre, wie der moderne Don Juan zu denken ist; aber das kann ich nicht, da ich so vieles aus meinem eigenen Leben behandeln müßte.

Diese Gesellschaft war es, in der die Abhandlung über das Dämonische vorgelesen wurde, und Kappers war derjenige, der mit seinem entwickelten Verstande die Existenz von irgend etwas derartigem nicht zugeben wollte.

Die regelmäßigen Zusammenkünfte hielten sich indessen nur ein halbes Jahr; der Apparat war zu groß und beschwerlich im Verhältnis zur Ausbeute. Doch wurde der Verkehr zwischen Kappers und seinen nächsten Kameraden deshalb nicht schwächer. Wohl an anderthalb Jahre im ganzen blieb der glänzende Westindier bei seinen juridischen Studien und setzte sein lustiges Leben in Kopenhagen fort. Aber allmählich gerieten die Studien ins Stocken, während das flotte Leben mehr Zeit in Beschlag nahm. Er wohnte nun für sich allein in einer Wohnung, die anfangs recht elegant war, aber allmählich öder wurde, je nachdem die Möbel verkauft wurden oder zum Pfandleiher wanderten.

Auf die Möbel folgten die Bücher, und als auch die Sammlung der Verordnungen zu Geld gemacht worden war, hörte das juristische Studium von selbst auf. Als der Bücherschrank geleert war, folgten das Kleider- und Wäschespind, bis eines Tages im Herbst 1861 ein Abgesandter des Vaters, den dieser nach Kopenhagen geschickt hatte, um den wirklichen Status des Sohnes herauszubekommen, den jungen Mann im Hemde, ohne Rock oder Hose, in seinem eleganten Pelz auf dem Fußboden seines Salons sitzend vorfand, wo nicht einmal ein Stuhl übrig geblieben war. Auf die Frage, wie es so weit mit ihm gekommen sei, antwortete er: Das ist der Fluch, der die farbige Rasse verfolgt. So wurde also ein Anzug für Kappers junior eingelöst, worauf er auf schnellstem Wege nach der Stadt Deutschlands entführt wurde, wo der Vater ansässig war, und wo der Sohn nun jedem, der es hören wollte, erzählte, daß er Kopenhagen etwas sehr plötzlich verlassen mußte, „auf Grund eines Duelles mit einem sehr hochstehenden Herrn".





Rundschau

Vom Konzil zum Kongreß

„Die beste Badereise, die unsereiner machen kann," — hörte ich einmal einen namhaften deutschen Gelehrten den Besuch eines internationalen Fachkongresses einschätzen. Für neutrale Eingeweihte wird es immer ein ergötzlicher Anblick bleiben, wenn sie unter dem Büffetzelt eines Kongreßgartenfestes zwei Celebritäten, die sich schwarz auf weiß wie Hund und Katze gegeneinander benommen haben, mit schäumenden Champagnerkelchen an der Brüderschaft herumhantieren sehen. Dieses unverkennbare Bedürfnis nach Dämpfung und Ausgleich der Federfehde durch den rein menschlichen Verkehr, — auf jeden Fall ein Symptom für humane Regungen in der heutigen Gelehrtenwelt — hat den nationalen wissenschaftlichen Tagungen und den internationalen Kongressen nachgerade zu einer beinahe epidemischen Ausdehnung verholfen. An und für sich müßte es für ein triviales Unterfangen gelten, über das Kongreßwesen und -unwesen sich zu ereifern, da es sich dabei um eine ebenso untilgbare Notwendigkeit unserer heutigen Kulturverhältnisse handelt, wie bei der Presse, als deren mündliche Ergänzung solche Massenversammlungen mit vollem Rechte gelten können. So selbstverständlich es nun aber auf den ersten Blick erscheinen mag, daß es in der Flut der Kongresse auch solche geben wird, die sich mit Religion befassen, so läßt sich immerhin darüber ein beschauliches Wort verlieren; denn wenn man so wollte, dann hätten diese Veranstaltungen, die doch unter den jüngsten ihrer Art rangieren, vor allen andern ein Anrecht auf Anciennität; aber, bei einigem Zusehen, eben doch nur scheinbar. Von altersher haben Konzilien und Synoden und in neuerer Zeit Katholiken- und Protestantentage sich mit der Religion als ihrem ausdrücklichen Verhandlungsgegenstande abgegeben, jedoch immer nur unter dem unerläßlichen Vorbehalt der bekenntnismäßigen Parteinahme.

Ein gleiches läßt sich trotz allem auch von dem jüngst in Rom abgehaltenen Freidenkerkongreß sagen; es handelte sich da eben um ein Nein-Bekenntnis, das dem kirchlichen Ja-Bekenntnis entgegentrat. Die Funktion als solche, mit ihrem lärmenden Apparat der Brusttöne und Schlagworte, ist konstant geblieben. Die Betrübnis, die diese Veranstaltung im Vatikan verursachte, einst dem Sitze des letzten im alten Sinne katholischen, das heißt universalen Konzils, war insofern unnötig, als man es wirklich hier nicht mit dem Vorstoß der echten Kultur gegen die Kirche zu tun hatte; denn gerade diejenigen Gewohnheiten und Unarten, an denen eine wirklich moderne Denkweise Anstoß zu nehmen hätten, kehrten da als dieselben wieder, höchstens noch verwaschener, abgedroschener. Dagegen läßt sich der grundsätzliche Fortschritt „vom Konzil zum Kongreß" noch an einer andern auch erst kürzlich (30. Aug. bis 2. Sept.) getroffenen Veranstaltung erörtern, um so eher, als sie sich ebenfalls in einer ehemaligen Konzilstadt abspielte; ich meine den zweiten internationalen Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte in Basel. Also eine Versammlung, die es mit der Religion zu tun hat, die jedoch, im ausgesprochenen Gegensatz zu jenem, ihr sie aus-

zeichnendes Merkmal darin findet, sich jeden konfessionellen Charakters zu entkleiden. Es handelt sich auch nicht darum, daß zu friedlichem und entgegenkommendem Meinungstausch Vertreter der einzelnen Religionen sich untereinander ins Einvernehmen setzen, worauf es seinerzeit der „Religionenkongreß" auf der Weltausstellung von Chicago abgesehen hatte. Ob der Teilnehmer zur Religion gläubig oder ungläubig sich verhält, kommt gar nicht in Frage; einzig die Wißbegierde nach der Religion als einer menschlichen Kulturfunktion und die Mitarbeit an der methodischen Erforschung religiöser Erscheinungsformen bildet das einigende Band.

Nun ist es nicht von ungefähr, daß der erste Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte — vor vier Jahren aus Anlaß der Pariser Weltausstellung — in der Heimat Voltaires zusammentrat; denn im letzten und hintersten Grunde, als Zeiterscheinung aufgefaßt, handelt es sich um ein unmißverständliches Merkmal der zunehmenden Rationalisierung und Entgötterung der Religion im Laufe der Zeiten. Indessen, welchen Instinkten ein religionsgeschichtlicher Kongreß dem Begriffe nach auch seine Entstehung verdanken mag, der diesmalige zweite trat unter einem nichts weniger als freigeistigen und himmelsstürmenden Anstrich auf. Schon daß eine evangelisch-theologische Fakultät beinahe vollzählig dem Vorstande angehörte, ferner daß an der Spitze der allgemeinen Vortragsliste eine Erörterung über den Wert der Religionsgeschichte für den christlichen Theologen angesagt war, und daß sogar die sonst jährlich stattfindende schweizerische Predigerversammlung ihre diesjährige Begegnung als überflüssig ausfallen ließ, offenbar weil sie sich wie eine Dublette zu dem religionshistorischen Unternehmen vorgekommen wäre — dürfte über die beibehaltene Fühlung der Religionsforschung mit der geglaubten Religion hinreichend beruhigen. Das hat aber wieder seinen tieferen Grund in der vielgerühmten wiedererwachenden Religiosität unserer Zeit, die man öfters im Vergleich mit den technischen und humanen Fortschritten als die bei weitem größere Errungenschaft unserer Kultur preisen hört. Der deutsche Protestantismus hat insofern hierin den Vortritt, als die moderne Theologie seinem Schoße entsprungen ist; aber vereinzelt steht er damit keineswegs da.

Vielmehr handelt es sich um das durchgehende, in unseren Tagen so ziemlich allen Kulturreligionen sich aufdrängende Problem der Aussöhnung des angestammten Glaubensbesitzes mit dem immer rebellischer sich gebärdenden modernen Wissen, und das evangelische Basel durfte sich in der Tat selbst mit seinen katholischen, mohamedanischen, buddhistischen und jüdischen Gästen insofern eins wissen, als wohl die Mehrzahl von diesen ihre religionsgeschichtlichen Interessen demselben Bestreben verdankt: nämlich die Religion der Väter wenigstens ihrem Kerne nach mit den Ansprüchen moderner Bildung in Einklang zu behalten. In Deutschland konnte der Kongreß nicht stattfinden; er war auch von Deutschland aus nur schwach besucht; denn trotzdem die sogenannte moderne deutsche Theologenschule in der Popularisierungspropaganda religionsgeschichtlicher Forschungsresultate das Menschenmöglichste leistet, sind sogar in ihrem eigenen Schoße die Ansichten geteilt; die zur Zeit namhaften Kirchenhistoriker halten dafür, die Geschichte des Christentums vereinige alle typischen Züge einer Religionsentwicklung lückenlos und die angestrebte Ergänzung durch das Studium andererer Religionen sei somit entbehrlich. Auf deutschen Universitäten wird denn auch allgemeine Religionsgeschichte wieder als das selbständige Lehr- und Prüfungsfach geführt, das sie in den staatlichen Unterrichtsanstalten Frankreichs, Englands, Hollands, Skandinaviens, der Schweiz und Nordamerikas längst ist. Und doch erfährt die religionswissenschaftliche Fragestellung mit ihre bedeutendste Förderung von deutschen Gelehrten, die neben ihrem offiziellen Lehrauftrage her diese ihre Beiträge als spezialistische Liebhaberei betreiben. Dieser Lage der Dinge entsprach Basel als Festort aufs beste: seit Jahrhunderten eine Hochburg des Protestantismus in seinen wechselnden Spielarten und bis zur Stunde ein Schauplatz nachdrücklicher Religionsäußerungen im kirchlichen Alltagsleben und in periodischen Missions- und Vereinsfesten, dazu eine uralte Universität, die ihrer wissenschaftlichen Traditionen wegen

unbeschadet der politischen Grenze mit den kleineren deutschen genannt zu werden pflegt. In diesem Zusammenhange darf es auch nicht unangedeutet bleiben, daß der Basler Theologenfakultät noch immer Bernhard Duhm angehört, der eigentliche Wortführer und Bahnbrecher einer religionsgeschichtlichen Systematik, der große Feinhörer für religiöse Lautgebung jeder Form und jeder Zeit. Das Interesse war jedenfalls aufs beste vorbereitet.

Nach dem positiven Arbeitsergebnis solcher ephemeren Beratungen braucht man nicht lange zu fragen, wenn die symptomatische Bedeutung so offenkundig und lehrreich in die Augen springt: wirklich eine Zwischenstufe zwischen dem historischen Konzil mittelalterlicher Observanz und einem zur Zeit noch imaginären, aber doch wohl zukünftigen Philosophenkonvente, der von dem Phänomen der menschlichen Religionen als einem historischen will sagen einem veränderlichen und vergänglichen Objekte in ganz anderem Maße würde handeln müssen, als das heute überhaupt schon der Fall sein kann. So mischten sich denn mit den zahlreichen Teilnehmern an dieser allgemeinen Religionsbesprechung gläubige und kritische Motive noch willkürlich und unkontrollierbar zusammen und nur deshalb kam es nicht zu einer babylonischen Sprachverwirrung, weil durch die Natur des Gegenstandes gesetzgeberische Regungen ausgeschlossen waren und weil gerade bei derartigen Verhandlungen jeder Zuhörer aus dem Gewirre ausgerechnet diejenige Sprache heraushört, die er selber spricht und aus der er seinen Wortschatz bereichern kann. So kam denn durch gar manches Neben- und Hintertürchen das anpreisende Bekenntnis, dem das Hauptportal verschlossen blieb, ungeniert wieder in den Saal hineinspaziert; schon die Eröffnungsrede hob hervor, jede ernsthafte Religionsbetrachtung könne schließlich auch eine religiöse Wirkung ausüben, dann lobte sich der in den Keilinschriften beschlagene deutsche Pastor sein Christentum, der Rabbiner sein Judentum, der Türke seinen Islam; dazwischen aber die eine oder andere stramme Philologensitzung, in der mit solider, trockener Methode nicht einem pathetischen Be-, sondern eben der Erkenntnis gehuldigt wurde, oder aber ein so von Grund aus fachmännischer allgemeiner Vortrag wie der über die religions- und dennoch harmlosen Naturkinder von Ceylon und Celebes durch den Basler Forschungsreisenden Sarasin. Ferner gab eine von kundigster Hand organisierte hagiographische Ausstellung, zu der die schweizerischen und oberdeutschen Klöster und Museen ein überreiches Material beigesteuert hatten, einen prächtigen Einblick in die Geschichte des katholischen Heiligenwesens, sodaß auch derjenige auf seine Kosten kommen konnte, der von dem Kongreß keinerlei Bestätigung höherer Gewißheiten verlangte. Jedenfalls sind religiöse Fragen ihrem hohen Alter zum Trotz in unserer Zeit auf eine so neue und eigenartige Weise wichtig geworden, sie treten uns, eben infolge der sich ihrer bemächtigenden, vergleichenden Forschung so verjüngt und verlebendigt unter die Augen, daß wir für eine fortschreitend konzilsferne Zukunft uns gerne die Religionskongresse vormerken als ein sich zusehends verfeinerndes Organ für das Religionsverständnis innerhalb der Kultur.

C. A. Bernoulli

Wie Bettine es sieht

Das Bilderbuch der Romantik geben die Briefe der Bettine. Die bunten Maskenzüge ihrer Laune gaukeln neu vor uns in der Sammlung, die der Inselverlag jetzt herausgab. Der Inhalt jener Mappe mit der Aufschrift „Die Günderode“ wird hier in zwei zierlichen Taschenbüchern dargeboten.

Man sollte sie nicht pedantisch hintereinander lesen, sondern sie spielender genießen, in freier Willkür sie aufschlagen. Überraschender werden dann ihre Gaben, ihre blühenden Verwandlungen, ihre Feerie der Einfälle.

Ein Ballett der Stimmungen in künstlerischer Magie schlingt sich vor uns in immer wechselnden Figurationen. Ein Nebelschleier spinnt sich um die Dinge, die Elfen der Phantasie huschen durch die Straßen der Wirklichkeit.

Diese Bettinenphantastik fühlen wir heute wieder ganz nah. Sie hat jene verwandelnde

Kunst des Schauens, die mit allem Irdisch-Sichtbaren schwingt, elementar vertraut, und die dabei den Wolken so nah ist wie der Erde. Das Alltägliche wird Bettinen voll Wunder, und das Wunderbare umgibt sie, wie andere das Alltägliche.

Es ist, als ob sie in einem Garten unter einem Märchenbaum steht und bei jeder Bewegung rieselt Blütenschnee über sie. Mit beiden Händen fängt sie die Fülle.

Von solchen Erlebnissen erzählt sie dann, sie komponiert daraus keine Geschichten, ihre wirbelnde Unrast hat dazu keine Stäte und keine Geduld. Sie braucht eine Form, in der sie mit einer jubelnden Freude an der Freiheit den Augenblick und sein Glück feiern kann, ohne an die Entwicklungskette einer Begebenheit oder an die strengere Notwendigkeit einer menschlichen Schicksalsdarstellung gebunden zu sein. Solche Form findet sie in der zwanglosen Sammlung von Briefblättern. Briefe werden ihr ein gefälliger, gefügig jedem Wink nachgebender Spiegel, um sich vor ihm im hellen Sonnenlicht oder im Nebelglanz des Mondes in Tanzträumen zu wiegen. Feste des Momentes sind das, und Bettine weiß dem Moment eine zauberische Tiefe und Ferne zu geben und ihn von unendlichen Melodien widerhallen zu lassen.

Die Bürger dürrer Zeiten sahen in Bettina nur die große Lügnerin, die mutwillig mit den Bildern der Menschen schaltete, und gar auf die Knie des marmornen Goethe sprang, der alle Erscheinungen der Welt und des Lebens nur dazu da zu sein schienen, daß sie ihnen das Gesicht mit keckem Übermut nach eigenem Gefallen veränderte.

Falsche Einschätzung war das. Die Briefe der Bettine sind freilich keine Dokumente, sondern freie Capriccios über Motive und Themen erlebter Ereignisse und erlebter Menschen. Mißverständnis wäre es, sie um Tatsächlichkeiten zu befragen. Hier bedeutet der schmückende Einfall höhere Wahrheit als die korrekte Wiedergabe. Solch Federspiel des Temperaments, die fröhliche Subjektivität, die allen Lebensstoff nur als Ton für die bildnerischen Hände ansieht, ist es, die unsere Empfänglichkeit neu reizt und uns diese alten Blätter jung erhielt und wir merken, wie sich feine Gefühlsfäden zu Künstlern unserer Tage, zu den Gebilden Ricarda Huchs und Hofmannsthals schlingen.

Bettine spricht einmal in diesen Briefen an die Freundin, das Stiftsfräulein Karoline von Günderode, davon, daß sie die Menschen „wie Schäferspiele" ergötzen. Darin spricht sich die Art ihres Schauens aus. Die Welt führt vor diesen Augen immer Theater auf, nicht Ifflandsche Bürgerlichkeiten, sondern so verschwebende, verklingende, hinter Schleiern ziehende Abbilder von Lebensgefühlen, wie es Hofmannsthal meinte, als er sein Buch „Das kleine Welttheater" nannte.

Abglanz der Dinge im eigenen Licht.

Dies Licht spielt in mannigfachen Farben und die Schauspiele sind voll gleitender Stimmung, lyrisch, grotesk, phantastisch, idyllisch und oft, das ist dann echt Bettinisch, verschweben alle diese Stimmungen schillernd in Regenbogenfarben zu eins.

Und dies Gefühl kramt nie in Worten, es erreicht wunderbar sicher immer den restlosen Ausdruck. Bettine ist eine Finderin seelischer Worte, die erwecken und gestalten. Worte lebendiger Existenz, mit Atem und Nerven, stellen sich ihr ein. Was sie empfängt, gibt sie tausendfach mit lächelndem Verschwenden von Bildern und Zeichen zurück, des Lebens Überfluß umwallt uns in ihrer Atmosphäre.

Stille Nachtstunden malt sie, wenn der Mond scheint, daß die Stube klingt. Abenteuer der Vorstellung erlebt sie, wenn sie zwischen den Bergen abends allein herumstreift mit dem Hund, der am Hals die kleine Blendlaterne trägt, und der Nebel hin und her wogt und in den Mond dampft und das Lichtlein oft verschwindet und aus Weiten dann wieder auftaucht, — sie und der Hund allein in der Geisterwelt über Felsschluchten und Bergwänden.

Alle Eindrücke werden ihr transparent und besonders, und ohne daß sie etwas hinzufügt, nur durch die Beleuchtung, bekommen sie einen tief dämmernden ahnungsverhangenen Hintergrund.

Wie sie das Bild der Großmutter malt: „es war gar wunderlich, wie sie unter einem großen Kastanienbaum mir gegenüberstand am Kanal, in den der Mond sich spiegelte,

mit ihren großen, silberweißen Locken, ihr ums Gesicht spielend, in dem langen, schwarzen Gros de tour Kleid mit langer Schleppe, noch nach dem früheren Schnitt, der in ihrer Jugendzeit Mode war, lange Taille mit einem breiten Gurt."

Wie sie jene seltsame Geschwisteraufführung in Frankfurt fühlte und beschreibt: „am heißen Tag, das leere Haus mit den offenen Logentüren, durch die Tag hereinschien, und der Zugwind kam und mit den lumpichten Dekorationen spielte, und die Frau Rat in ihrer Loge saß, immer laut mitsprechend und die Schauspieler anredend, gerade als spielte sie mit." Wie Bettine das Gespenstische, Unheimliche darin vernahm in „dieser Leere, dieser Stille, diesem Theater bei offenen Türen, zwischen Tages- und Lampenlicht, zwischen den Goetheworten und dem Mitsprechen der Frau, die ihn geboren."

Auch Drolerien gibt es. Bettine kann nicht einen Schritt tun, ohne daß ihr irgend etwas Sonderliches begegnet. Sehr möglich freilich, daß sie etwas Regie führt, oder in der Wiedergabe aus artistischer Freude an den Wunderlichkeiten etwas dazu flunkert. Ein Paradestück solcher burlesker Erlebenslaune ist ihr Sonntagsbummel am Main, der so hoffnungsvoll mit dem Einkauf des großen, grünseidenen Parapluis anhebt, und über mancherlei Abenteuer mit der Rückkehr ohne das kostbare Dach endet. Dafür trägt sie aber jetzt ein flaches Gemüsekörbchen mit Blumenkohl auf dem Kopf und hinter ihr toben als Gefolge alle Hunde der Stadt, die Joli mit blauseidenem Halsband, die Spitze und der Renommierhund, die englische Dogge mit siebzehn Jungen.

Liebevoll empfangene Alltagsbilder zeichnet Bettine: das altmodische Küstergärtchen mit der weißen Wand, an der Rosenbüsche mit Trauben sich verflechten, mit Buchsbaumhecken und Großmutterblumen, Levkojen, Ranunkeln, Rittersporn und Lavendel, dem hölzernen Bänkchen an der Mauer, auf dem sich die Bettine zu der alten Frau kauert und mit ihr schwätzt. Mit dem Gärtner spricht sie, bevor sie zum Tanz fährt, und einen Kranz von Aschenkraut — weil sie traurig ist, daß sie zum Tanz gehen soll, — läßt sie sich binden. Diese Szene in ihrer gewissen koketten Melancholie — Bettine fühlt die Nuance sehr gut — ist wie ein federleichtes Zwischenspiel. Bettine genießt die Rolle und den Stil der Situationen mit einer artistischen Feinschmeckerei.

Wie sie für lyrische Stimmungen solch szenisches Gefühl hat, wie sie etwas in der Beleuchtung schwebender Intermezzi aus einem Shakespeareschen Lustspiel empfindet, so gruppiert sich ihr auch das Groteske gleich zu einem stilisierten Bühnenbild. Eine Komödienszene in Gozzigeschmack, oder noch richtiger, in der Art, wie ein Stil-Amateur die Gozziweise variieren würde, ist ihr Bild des höfischen Thees: wie sie versteckt hinter Bäumen an ihrem Fenster auf die Terrasse sieht, wo sich die Gesellschaft zum Tee, bei der Kurprinzessin von Hessen versammelt, der krebsrote Kammerherr, der hin und her läuft und den Frauen allerlei in die Ohren zischelt, der Herzog von Gotha im leberfarbenen Rock mit langen Beinen, rotem Haar und sehr melancholischem Gesicht, ein großes, weißes Windspiel zwischen den Knien und die Damen mit aufgeblähten Hauben, „als wärs die Flotte von Nelson mit aufgeschwellten Segeln, wenn zwei mit einander parlierten, das war gerade, als ob einzelne Schiffe handgemein würden, bald brüstete sich das Schiff, dann thront es wieder, dann streckte es seinen Schnabel in die Höhe" ...

Des artistischen Mediums, in dem Bettine ihre Eindrücke empfängt, ist sie sich dabei wohl bewußt, aus ihrer Äußerung: „ein Wort aus der Ferne, wenns auch an sich unbedeutend ist, ist immer anregend wie eine Komödie" geht das hervor. Wie sie Situationen als Bühnenszenen aufnimmt, so fixiert sie Erscheinungen von Menschen als Bilder, und bunt ist ihre Bildergalerie von jenem patriarchalischen Juden, dem „Weisen aus dem Morgenland", im schwarzen Kleid, weißem Kragen und spiegelglattem Bart an bis jener Groteske des anderen Juden, der zwischen ihr und der Günderode die Briefe trägt und wegen des Laubhüttenfestes sich versäumte: „der Kerl sah so närrisch aus, aus seinem Sack guckten lange Palmzweige über seinen Kopf, mit der einen Hand hielt er seinen langen Bart fest, mit der andern stellt er seinen langen Stab

weit von sich und schwört immer bei seinem Bart und keuchte unter der Last. Ich ließ ihn eine Weile stehen, so gut gefiels mir, ihn anzusehen."

Alle Eindrücke der Außenwelt erregen den Spieltrieb ihrer Vorstellungen und lassen Einfälle klingen. Skurril und burlesk sind sie oft, wie jene echt brentanosche Spaßlaune in Pockennarben Kresse zu säen, daß ein grüner Bart daraus sprieße, sie steigert sich aber auch zu den delikatesten Geschmackswerten und führen zu einer Ecriture artiste der Bilderschrift, wenn sie von der großen Brabanter Spitze spricht, die die Spinne um den Altan gewoben, wenn sie in Betrachtung einer verdorrten Pflanze mit einem an Ruskin gemahnenden Allheits-Kunstgefühl sagt: „dies Blumengerippe war so schön, wie die Blume gar nicht ist. In ihrer Einfachheit kann diese Pflanze nicht größeren Anspruch machen, als andere Feld- und Waldblumen, aber ihr feines Gerippe ist wie ein gotisches Kunstwerk." . . Bettines Bilderbücher sind nicht welk geworden . . .

F. P.

Kind und Kunst

Wie ist das eigentlich mit der neu erstandenen Kinderkunst? Seien wir einmal ehrlich. Das Kind ist das einzige Wesen unter all den Individuen, die man mit der neuen Kunst bedachte, welches sie nicht gewünscht hat. Die Kunst des Kindes ist viel ewiger und viel zeitloser, als diese kleinen Moden, die uns Erwachsene beschäftigen. Das Kind hat eine unermeßliche Phantasie, wenn es ein Messerbänkchen für eine Eisenbahn und einen Stuhl für einen Luftballon nimmt. Das Kind hat nicht den geringsten Stil nötig, um sich seine Illusionen schmackhaft zu machen. Es hat eine Kunst, die älter ist als Homer und länger dauern wird als die Märchen des Andersen und die Essais der Key. Es bekam diese neue Kunst aufgedrängt von den wankelmütigen und beschränkten Großen, die jetzt, nachdem sie die Stile der Vergangenheit auf ihrem Kunsttheater erledigt haben, anfangen die Stile des Lebens in derselben unterhaltenden Manier durchzuführen: den Stil des Reifen, der sich alte Kulturen zurückgewinnt, den Stil des jungen Mannes, der für frische Persönlichkeiten schwärmt, den des Mädchens, das für zarte und abgestimmte Harmonien eingenommen ist, und den des Kindes, das die Wirklichkeit unter einem breiten, fast plakatmäßig stilisierenden Schema und mit dem offensten Eingeständnis jeder Phantasieregung genießen soll! Unter diesen Stilen des Lebens ist der Kinderstil der freimütigste. Kaum kontrolliert vom Kinde selbst, schafft sich der Erwachsene in ihm eine Welt der Rückerinnerung, die nicht so sehr der Spiegel des Kindes, als vielmehr der Spiegel der Meinung über das Kind ist. In dieser Kunst schafft er sich eine Art praktischen Paradieses oder pädagogischen goldenen Zeitalters, das er selbst mehr braucht, als das Subjekt, dem er es einredet.

Man darf das nicht als einen Vorwurf verstehen, sondern nur als eine sehr interessante, ja wichtige Erscheinung. Wir lesen im „Jerusalem" der Selma Lagerlöf mit Entzücken, wie der Bauer Bo und die Schulmeisterstochter Gertrud im heiligen Lande nach des Heilands Wunsch „zu Kindern werden" und sich einen Bezirk der Illusion schaffen, der sie wieder lebensfähig macht: sodaß Gertrud, indem sie die Erzählung Bo's vom Brunnen des Paradieses für Wahrheit nimmt, ihr Fieber mit einem Schluck desselben gewöhnlichen Wassers stillt, das sie in nüchternem Zustande verschmähte. Jetzt ist es für sie das Wasser des Paradieses. Jetzt ist für uns alle, indem wir neue Märchen erdichten, neue Spielzeuge schaffen, neue Kinderfriese zeichnen und mit Mackintosh aus den phantastischen Dachkammern Kinderstuben mit mysteriösen Balken und Beleuchtungskörpern im Stil der Telegraphenstangen bauen, die Möglichkeit gegeben, an der Wurzel der neuen Kunst unsere Einbildungskraft zu verkindlichen und mit dem Kinde in uns selbst paradiesisch zu spielen. Das ist ein Vorteil für die Großen und jedenfalls kein Nachteil für die Kleinen.

Man wird uns erlauben, unter diesem Gesichtspunkte auch die neue Zeitschrift zu begrüßen, die als literarisches Produkt aus der

weitverzweigten Kinderkunstbewegung hervorgegangen ist: die Monatsschrift „Kind und Kunst" im Kochschen Verlage. Da gibt es Bilder mit Familienleben, Lithographien mit Sonntagskindern, Madonnen und Rübezahle, Brunnen und Schaukeln, Kinderzimmer und Engel, die aus Gießkannen regnen, Märchensilhouetten und Tierzeichnungen, rustikale Stickereien und Buchstabenbücher, Photographien, illustrierte Erzählungen und die famosen Spielzeugfiguren der Dresdener Werkstätten, aus denen sich die Arche Noah, die Schwarzwälder Mühle, ein Dorfidyll mitsamt Automobil, das Märchen von Hänsel und Gretel, ein ganzes Theaterstück zusammensetzen läßt. Wie reizende stilisierte Tiere haben diese Kinderkünstler geschaffen, wie nette Dampfschiffe und Segelboote und Rokokodamen. Das Plakat brachte einst die gesamte Wirklichkeit auf eine Reklamesprache, die die innersten industriellen Interessen der Dinge frech stilisierte. Dieses Spielzeug setzt seine Kunst fort. Er stilisiert die innersten spielerischen Eigenschaften der Dinge und trifft damit eine Karikatur auch der ernstesten Beschäftigungen, wie sie nur ein intelligenter Großer fertig bringt, der sich von dem Pathos des Lebens auf einige Kinderstunden erlösen will. Die Abbildungen aber werden gefüllt von den weisesten pädagogischen Aufsätzen, die dieses Pathos nicht überwinden dürfen, sollte ihr guter Zweck nicht in die Brüche gehn. Oder etwa spiegeln auch sie oft das Kind unfreiwillig im Autor? Doch davon will ich nichts sagen.

Ich möchte mit all diesen schönen Kindersachen spielen und mich in ihnen vergessen, um mich zu entdecken. Was der kleine Rudi neben mir dazu sagt, ist mir nicht gleichgültig. Ich brauche ihn ja, um durch ihn mir diese Kunst zu sanktionieren. Sollte er Gefallen daran finden, es wäre nur zu meinem Vergnügen. Darum verehre ich ihn, richte mich ganz nach seinen Orakeln und mache ihm ordentlich die Kur: wie die Inschrift lautet, die über dem modernsten Kinderbazar Europas, den Hallen des belgischen Seebades Westende zu lesen ist: O parents, soyez faibles envers les enfants!

Ach ja, ich möchte mit all diesen Sachen spielen. Da ist das große Kriegsschiff, es ist ein Japaner und geht gegen Port Arthur, das trotzig auf einem Felsen liegt, mit Erbsenkanonaden vor. Dichte Soldatencarrés stehen auf dem Lande. Von Zeit zu Zeit knallt eine Tischplatte, hebt sich dampfend hoch und die Soldaten fallen alle um, daneben sitzt ein Automat, der einen Künstler mit Samtjacke und Haarlocke vorstellt, und immer wenn die Tischplatte sich hebt, sagt er: „Das ist großer Stil". In Port Arthur selbst aber sind viele schöne Häuser, die von Puppen bevölkert sind. Da sieht man einen Mann, der etwas betrunken ist und immerfort auf seine Frau schimpft, weil sie ihm nicht gut ist. Dann zwei Leute, die sich an einem Brunnen entsetzlich verhauen, bis der eine hineinfällt und unten in einer Schublade wieder herausgezogen werden kann. Dann wieder einen Mann, der einer Frau immerfort nachläuft, aber sie drehen sich ununterbrochen im Kreise herum. Ein Dichter sitzt daneben und schreibt das alles auf, weil er ein Theaterstück daraus machen will. Dann sieht man das Rathaus mit einem prächtigen Saal, in dem die freie Gemeinde auf niedlichen, kleinen Ledersesseln eine Beratung pflegt. Da es nicht genug Puppen im Talar gibt, nimmt man einige denkende Pferde von einer Kanone weg und setzt sie daneben. Alle sitzen ganz still und denken über die Zukunft des Staates Lippe nach. Nebenan ist der Palast mit einem herrlichen, reichgeputzten König, der soeben von einem Segelboot abgestiegen ist und jetzt einen Mann im Gehrock empfängt, der ein Kunsthistoriker ist. Dieser hat am rechten Arm einen Draht, mit dem man ihn aufziehen kann. Damit zeigt er immerfort auf den Fries mit der Arche des Noah, der oben rings um das Zimmer läuft und den ganzen zoologischen Garten darstellt. Aber der König schüttelt mit dem Kopf und ist so böse auf den Kunsthistoriker, daß er den Saal verläßt. Vier Diener in Livree bücken sich hinter ihm, bis ihnen die kleinen Hosen platzen. Doch das macht nichts, Mama näht sie wieder und hängt sie fein an Bügeln auf, in dem großen sezessionistischen Schrank drüben in der Puppenstube, wo alle Shlipse, Stiefelböcke und Hemden mit festen Manschetten sauber geordnet sind. Es ist eine ganz moderne Puppenstube mit Miniaturmöbeln neuesten

Stils, bürgerlichen Empiretapeten und Bildern von Schwindt. Im Papierkorb liegt der Struwelpeter, auf dem Kanapeetisch die Neue Rundschau. Eine entzückende Versammlung modischer Puppen in den Kostümen aller Zeiten ist darin aufgestellt und wartet auf mich, da ich mit ihnen am liebsten spiele. Ich spiele „Kultur". Die Kavaliere müssen über das Parquet gleiten, die Damen graziös lächeln, ferne Zärtlichkeiten schweben von dem Einen zum Andern hinüber, einige sind von jener müden Zartheit, wie sie sich bei vornehmen Geschlechtern in den letzten Erben vorfindet, andere haben bewegte Gesten, in denen das „Leben" ist, einige zeigen die blasierte Linie der perversen Schamhaftigkeit von Prärafaeliten und die buntesten erinnern an die revolutionären romantischen Jünglinge, wie sie Theo Gautier schildert. Man kann sich tagelang mit ihnen amüsieren. Endlich aber schlägt die Stunde für Port Arthur, dessen Erbsen verschossen sind. Die Japaner erobern die Stadt und ziehen durch eine Siegesallee bis Europa. In Europa ist ein großes Varietétheater, in dem die siegreichen Japaner jeden Abend als Seiltänzer und Akrobaten auftreten, die Lulu mit den durchbrochenen Strümpfen, Schigolch mit dem gelben Überrock, Rodrigo Quast mit den geschwollenen Muskeln und der Privatdozent Hilti mit dem großen Kalabreser — bis es Zeit zum schlafen gehen ist. Der Schutzmann kommt und steckt sie alle in die Pandorabüchse.

O. B.



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Seelische Hemmungen/ von Carl Ludwig Schleich



icht ohne Verwunderung werden Einige, welche vielleicht schon hier und da meinen Namen in irgend einer Beziehung zu chirurgischen Dingen nennen hörten, die Ankündigung meines Vortrages über ein Kapitel aus der Seelenlehre vernommen haben. Aber es scheint bei näherer Betrachtung doch auch gerade der Chirurg unter den Ärzten alle Veranlassung zu haben, sich mit dem Wunder aller Wunder, der Menschenseele, recht eingehend zu befassen. Welch ernste Beziehung von Seele zu Seele, wenn ein leidender Mensch ohne Bangen und Zagen dem Wundarzt seiner Wahl Leib und Leben vertrauensvoll für Augenblicke höchster Gefahr in die Hände legt, in Hände, an deren Können und Vollbringen sich oft genug das Schicksal hängt! Wer müßte wohl mehr lernen, das leise und laute Bangen der Seele zu beschwichtigen und von irgend einer geheimnisvollen, vielleicht oft gefährlichen Macht der Persönlichkeit Gebrauch zu machen, als der menschlich fühlende Operateur? Wer sähe öfter die Menschenseele in ihrer echten Heldengröße und in ihrer zitternden Unzulänglichkeit frei von aller konventionellen Maskerade, als ein Chirurg mit offenen Augen und lebhaftem Anempfinden! Eins aber qualifiziert meiner Ansicht uns Chirurgen mehr fast als alle anderen Mediziner zur Psychologie, sofern wir nur wollen, das ist das psychologische Experiment im großen Stil, welches wir täglich anzustellen von Berufs wegen gezwungen sind: die Narkose, die gewaltsame Betäubung der Seele. Ja, ein psychologisches Experiment allergrößten Stiles nenne ich es, wenn wir durch Verabfolgung von flüchtigen Gasen die Seele zwingen, alle ihre fühlenden Polypenarme Schritt für Schritt zurückzuziehen, damit sie bis in die Tiefe eines selbst traumlosen Schlafes sich selber unbewußt verharre im schwankenden Gleichgewicht zwischen Sein und Nichtsein so tief und so lange, wie es dem Operateur gefällt. Wer tausende von Malen aufmerksam den zu Betäubenden in die Fensterchen der Seele, in die Pupillen geblickt hat, der sollte doch wohl auch etwas wissen und sagen können vom Labyrinth der Brust und von den Träumen, die der Seele auf dem Wege in die Ewigkeit kommen mögen. Eine Narkose ist ja wie eine Ouvertüre zur Tragödie des Todes, wenn Gott sei Dank auch nur selten das Stück bis zu Ende gespielt wird! Was Wunder aber, wenn bei diesem, ich möchte sagen brutalen Eingriff in ein Getriebe der Seele, gegen welches das Zauberwerk eines Präzisionsinstrumentes aus Menschenhand ein jämmerliches Stümperding ist, so leicht der filigranene Schleier nervöser Spinngewebe, um welche die Seele schwebt, zerreißt und zerflattert! Was Wunder aber auch, wenn gerade dem Chirurgen immer wieder der Gedanke sich aufdrängt, daß hier ein Mechanismus vorliegt in dem Vorgange des künstlichen Einschläferns

in wenigen Minuten, oft in Sekunden, welcher dem Einschnappen einer Bremse, eines Contrestromes, einer Hemmung in sehr wesentlichen Zügen gleicht.

Es ist mir natürlich nicht fremd, daß es unter den Psychologen eine mächtige Gruppe gibt, welche die mechanische Analyse jeglicher Gehirntätigkeit im Prinzip ablehnt und ich will an die Spitze dieser Auseinandersetzungen das Geständnis stellen, daß ich nicht der Meinung bin, daß jemals die Physiologie uns den letzten Aufschluß über das Wesen der Seele und des menschlichen Bewußtseins geben könne. Das vermag sie ebensowenig, wie etwa die Physik das Wesen der Schwerkraft zu enträtseln im Stande ist; aber sie kann auf dem Wege des Experimentes und der Beobachtung immer eindringlicher die Bedingungen beschreiben, unter welchen dieses oder jenes psychische Ereignis eintreten kann oder muß. Durch diese Einschränkung will ich mich von vornherein gegen den Vorwurf eines anmaßlichen Materialismus verwahren. Ich möchte um keinen Preis diejenigen, welche erkenntnis-theoretisch tiefer in diese Materie eingedrungen sind, als ich, verstimmen; mit der Aufdeckung eines Mechanismus ist ja aber nicht zwingend eine materielle Deutung verbunden. Für mich ist der Mechanismus der Seele, wie der Mechanismus überhaupt, als Weltanschauung gedacht, eine ideale Betrachtungsweise. Durch Kenntnis des Contrapunktes und der Harmonielehre ist der Genius eines Beethovens nicht beleidigt. Gott und seine Werke sind nicht weniger erhaben, wenn man nach Gesetzen spürt, unter denen sie sich offenbaren. Bei dem Wunderwerk der Seele kann unmöglich eine Betrachtungsweise erschöpfend sein und wie ein tiefer Bergsee gleichsam in jedem Lichte neue Zauber kund gibt, so verträgt es wahrlich das Geheimnis der „fünfzehnhundert Millionen Ganglien" geduldig, ob man von dieser oder jener Ecke des Gelehrtenschreibtisches aus die Brille darauf einstellt. Frei über die Seele reden, kann ja schließlich doch nur der Künstler, der in der glücklichen Lage ist, dazu keiner Worte zu bedürfen oder doch nur ein von Begeisterung und Ehrfurcht Durchrauschter! Vielleicht gelingt es dem Thema auf eine kurze Spanne Zeit die verschiedenen philosophischen Richtungen unter Ihnen* zu vereinigen und ich will mich jedenfalls bemühen, Sie möglichst ohne Fachlupe gleichsam mit bloßem Auge heranzuführen an das Tatsächliche meiner Feststellungen, die ich mir erlaubt habe unter einem einheitlichen Gesichtswinkel zu gruppieren.

Welche ungeheure Rolle spielt in der gesamten Erscheinungswelt, in dem Spiel der Kräfte die Hemmung, der Widerstand! Ein Weltgesetz könnte man daraus formulieren; zu einem philosophischen System könnte man ihr Walten, die Idee von ihr ausgestalten!

Ist nicht jede Form ein Resultat der Bewegung der Materie gegen einen Widerstand? Was ist die Anpassung anders, als Wirkung von Hemmung und Widerstand auf das vorwärtstreibende Leben? Was ist der Rhythmus anders, als die periodisch gehemmte Bewegung! Was ist Bewegung anders, als die durch einen

---

* Der Vortrag wurde in der „Berliner psychologischen Gesellschaft" gehalten.

Widerstand in bestimmte Bahnung gezwungene Kraft! Und wie anders wäre Kraft zu erforschen und wirksam zu machen, als durch künstliche und bewußte Einschaltung von spezifischen Widerständen! Vielleicht können wir überhaupt niemals etwas wissen von dem Wesen der Kraft, sondern lernen und studieren nur immer feiner die Widerstände und die Hemmungen, welche die Urkraft zwingen in so verschiedener Form in Erscheinung zu treten. Wer rief die Elektrizität in die Erscheinung, wenn nicht die Einschaltung geeigneter Widerstände (Isolation)! Würde das Licht ohne Existenz eines Äthers übertragbar, ohne das brechende Medium analysierbar sein? Wird es nicht sichtbar am Widerstand unserer Nervenmaterie? Was sagt das Newtonsche Weltgesetz anderes, als daß die rätselhafte Eigenbewegung der Gestirne durch Anziehung und Abstoßung in bestimmten Bahnen dauernd gehemmt ist? Vollenden nicht auch Sonnen ihre „vorgeschriebene Reise"? Wohin wir sehen: Kräfte, Eigenschaften, Bewegungen, die wir noch nicht, ja niemals verstehen können und Hemmungen, Widerstände, die wir erforschen, ja willkürlich verändern können. Nur das Studium der Hemmungen enthüllt die Gesetzmäßigkeiten. Erst die Herrschaft über die Widerstände gibt dem Menschen die scheinbare Gewalt über die Kräfte oder übermittelt die Ahnung von ihrer Gesetzmäßigkeit.

So hat sich denn auch bei der rätselhaften Natur der seelischen Kraft für die Psychiatrie und die Psychologie der Gedanke an das Walten der Hemmung in der Seele als überaus dankbar erwiesen; liegt doch in dieser Betrachtungsweise eine kluge und fruchtbare Beschränkung. Ich möchte sagen, daß erst mit der weiteren Ausbildung der Hemmungslehre ein neutraler Boden geschaffen werden wird, auf dem Philosophen jeder Richtung miteinander verhandeln können, ohne sofort bei der Frage nach der Natur der Seele in einige Dutzend feindlicher Heere gespalten zu werden. Wer die Hemmungen, unter denen sich die seelische Kraft äußert, studiert, präjudiziert ja nichts über das Wesen, über Göttlichkeit und Unsterblichkeit der Seele, nichts über Geisterwesen und Transzendenz, sondern, da er das Bild nicht zu entblößen vermag, begnügt er sich an dem Studium der Schleier, welche die Himmlische umwallen, und hofft vielleicht durch leises Betasten der dunklen Hüllen ihre Formenschönheit zu ahnen. Freilich würde die bisherige Annahme der Physiologie, wonach die Hemmungen im Nervensystem eingeschaltet würden gleichsam durch Contreströme wiederum nervöser Natur, nicht viel Terrain gewinnen lassen, weil wir ja dann wieder angewiesen sind auf das Studium nervöser Kraft, die wir eben nicht enträtseln können. Wenn wir uns das Gehirn des Menschen oder besser sein gesamtes Nervensystem vorstellen als einen Sternenkomplex von Milliarden kleinster schwingender Sonnenstäubchen, die durch ein unnennbar feines Maschennetz von leitenden Fädchen, den Ganglien und ihren Fortsätzen, miteinander verbunden sind, (wobei wir denken müssen, daß dieses Milliardensystem im kleinen Raume des Schädels wunderbar zusammengefügt ist) und wenn wir annehmen, daß es Ströme und Erzitterungen elektroider Bewegung sind, welche Empfindungen, Begriffe, Handlungen auslösen — so ist

es klar, daß niemals alle diese kleinen Sinnesspulen, Begriffstaster, Telephone und Markoniapparate sämtlich zu gleicher Zeit auf und niedergehen und sich die goldenen Eimer reichen, sondern wir müssen annehmen, daß immer nur eine oder sehr wenige Bahnen frei sein können; alle anderen müssen im Augenblicke des Erklingens einer einzelnen Gruppe ausgeschaltet, gehemmt sein. Das ist genau so, als wenn ich an meinem Telephon nur dann mit einem anderen Teilnehmer sprechen kann, wenn alle übrigen tausend Nummern des Anschlusses für mich beraubt sind. Nur immer ein Gedanke ist zeitlich frei, die Milliarden anderen gleichzeitig gehemmt. Alle unsere Wahrnehmungen, Gedanken, Bewegungen, Willensimpulse sind aus zeitlich nacheinanderfolgenden Aktionen zusammengesetzt, und in dem schnellen Wirbel des Ablaufens der Gedankenspule folgt doch immer die Tätigkeit eines Systems der eines anderen, wenn auch mit Blitzesschnelle. Was wir die Konzentration des Gedankens nennen, ist in die Sprache der Hemmungslehre übersetzt Ausschaltung aller Systeme bis auf eine Gruppe. Es leuchtet ein, daß also der Ingenieur, welcher unter dem Dache der Intelligenz sitzt und welcher die Systeme ein- und ausschaltet, der eigentliche Herr unserer Seele ist. Nimmt man nun mit der allgemein gültigen Lehre an, daß auch dieser Maschinenmeister nervöser Natur ist, so kommen wir mit unserer Assoziationslehre, mit der Lehre, daß Seelenleben eine Kette von Ganglienzellenbewegungen bedeutet, meiner Ansicht nach in die Brüche. Dann ist nicht das Ganglienystem, nicht das Gehirn der eigentliche Sitz der Seele, sondern dann ist der eigentliche Spiritus rector animae nur der Teil der Nervensubstanz, welcher der Hemmung vorsteht, dann sitzt der eigentliche Präsident unserer Seele in den übrigens hypothetischen Hemmungszentren und es wird noch rätselhafter, woher denn eigentlich gerade diese kleinen Bezirkskommandos ihre die ganze Armee beherrschende Überlegenheit beziehen. Solche Seelenquartiere über der Seele, solche Überseelen vermehren also meiner Meinung nach nur die Rätsel, statt sie zu vereinfachen. Das wäre ein Spiel von Seelentätigkeiten, bei welchem man niemals klar wird, wer nun eigentlich die Trümpfe in der Hand hält, wer einschaltet und wer ausschaltet, dann gäbe es nur eine gänzlich verborgene mystische Einheit, und jegliche mechanische Analyse der Seelentätigkeit würde zu einem zwecklosen Spiel mit Worten. Ich muß es mir leider versagen, an dieser Stelle des Weiteren die Unhaltbarkeit der Lehre vom Strom und Gegenstrom in unserem Gehirnapparat darzutun und muß mich neben diesen kurzen Andeutungen damit begnügen, auch auf den Mangel aber Analogie aus der Elektrizitätslehre hinzuweisen: erklärt man die Gruppenerzitterungen der Ganglienzellen als das Wesen der seelischen Vorgänge, so kann man nicht ihre Hemmung als einen analogen Vorgang auffassen, ohne gleich noch eine Seele über der Seele zu fordern und ohne zu behaupten, daß der in das Gehirn eindringende Reiz gleichzeitig zur Erregung und Ertötung der Nervenströme dient. Dann müßte also dieselbe Ursache auch den Grund ihres Nichtseins darstellen. Das ist meiner Ansicht nach nur die Maskierung eines metaphysischen Prinzipes mitten in einer mechanistischen Analyse. So unbefriedigt

mich nun die bisherige Form der Hemmungslehre, wonach also ein Nervenstrom den anderen aufhebt, gelassen hat, so fruchtbar erwies sich mir eine andere Betrachtungsweise, welche die hemmende Tätigkeit einem ganz anderen System nicht nervöser Natur überweist, nämlich dem an den Ganglien vorüberkreisenden Blute.

Daß das Blutwasser tatsächlich stromhemmende Kraft hat, kann man, wie wir noch sehen werden, direkt beweisen und es muß nur aufgezeigt werden, in welcher Weise es an die Gangliensysteme herangelangt. Dazu bedarf es des Nachweises eines besonderen Apparates, der an das Blutsystem angeschlossen, den Blutsaft gegen die Hirnzelle bewegt. Dieser wichtige Apparat, welcher nach meiner Auffassung die Rolle isolierender, zwischen die Ganglienzellen eingeschobener feuchter Platten spielt, ist der Lymphapparat des Gehirns und Rückenmarks, die Neuroglia. Bisher war man der Meinung, daß dieses feine Maschennetz bindegewebiger Fasern, in welchem die nervösen Apparate im Gehirn und Rückenmark aufgehängt sind, eben ein Stützapparat sei, um welchen sich die Ganglienketten wie Schlinggewächse, wie etwa Winden um Drahtschlingen stützend ranken, ein Gitterwerk, das gleichzeitig die Bahnen der ernährenden Blutgefäßchen trägt. Die Neuroglia sei, wie die Wissenschaft sich ausdrückt: Stütz- und Nährgewebe. Dagegen spricht mancherlei: vor allem die höchst komplizierte und differenzierte Form dieses Abkömmlings des Bindegewebes. Stütz- und Nährgewebe finden wir überall im Körper: es gibt ebenso, wie es ein knöchernes Skelett gibt, ein bindegewebiges. Der Leib ist, wenn man alle spezifische Organmaterie hinwegdenkt, ein geformter Bindegewebsschwamm, d. h. alle Organe, Muskeln und Weichteile sind aufgehängt gleichsam in fasergewebigen, zähsträngigen Maschen und Netzen, gleichwie das Fleisch einer Orange hängt in einem harmonischen Gitterwerk der Fasern. Überall in jedem Organ ist die feine Struktur dieses Gewebes dieselbe: nur im Gehirn und Rückenmark ist dieses Stützgewebe von unerhört kompliziertem Bau. Die Hirngefäße, und nur sie, umspinnt eine feine geschlossene Drainage und Röhrenmasse von Geweben, in welchen Blutwasser von den Gefäßen durchsickernd und gleitend gelagert ist; von diesen muffartigen Gefäßräumen gehen unzählige Kanälchen an alle Gangliensysteme und liegen in sternförmigen Umhüllungen, genau den Formen der vielgestaltigen Ganglienzellen angepaßt um die kleinen, elektrischen Zentralkörper, etwa wie ein allseitig geschlossener Handschuh um die Finger. Diese Strahlen und Sterne begleiten Fasern und Kugeln der Nervensubstanz und sind füllbar und entleerbar von dem plasmatischen Blutsaft wie Milliarden kleiner Schwämme und rispenartiger Futterale. Meine Annahme gipfelt nun darin, daß diese Neuroglia Das ist, was in der Elektrizität das umhüllende Seidengespinnst um einen elektrischen Draht, was die Isolierung der Kabel und Akkumulatoren darstellt, daß ihr funktioneller Füllungsgrad mit Blutwasser den Kontakt der Ganglien verhindert und daß ihr wechselndes Leersein das Überspringen der Seelenfunken begünstigt. Mittels des Blutgefäßsystemes also vollzieht sich das, was wir vorher Ein- und Ausschalten des Seelenstromes genannt haben.

Es sei mir gestattet, hier auf den feineren anatomischen Nachweis der Möglichkeit einer solchen Funktion der Neuroglia, welche ein absolutes Novum in der Medizin ist, zu verzichten, ich habe in meinem Buche „Schmerzlose Operationen" diesem Nachweise genügend Raum gegeben, hier will ich mich an die Probe auf das Exempel machen, nämlich die Anwendbarkeit dieser Anschauung auf einige besondere Bewußtseinsformen zu prüfen.

Wäre also der gewissermaßen gefilterte Blutsaft von einer solchen Beschaffenheit, daß seine Anwesenheit zwischen den Ganglien ihre Kontakte aufhebt, so müßten, wenn meine Anschauung richtig wäre, die Vorgänge, welche Blutwasser im Gehirn plötzlich und ohne Ausgleichmöglichkeit anstauten, unweigerlich Bewußtlosigkeit zur Folge haben. Denn, denken wir uns überall um die Ganglien eine Flüssigkeitsschicht, welche stromhemmend wirkt, aussickern, so müssen ja die Associationen unmöglich werden, weil nirgends Erregungsströme kommunizieren können. In der Tat: das ist der Fall. Dr. Jordan hat in einer Arbeit über ein auf der Insel Java von den Eingeborenen geübtes Narkoseverfahren berichtet, welches darin besteht, daß von rückwärts her den Kranken am Halse beide großen Drosseladern fest zugedrückt werden. Dann ist der Abfluß des gesamten Blutes vom Gehirn gehemmt und es entsteht das, was am Finger nach einer festen Umschnürung mit einem Gummiring sich bildet: ein Übertritt von Blutwasser in die Gewebsmaschen. Der Finger wird taub und nicht anders ist es im Gehirn, es wird auch taub unter dieser gewaltsamen Vollpressung mit Blutwasser, es verliert die Fähigkeit seine Apparate spielen zu lassen, bewußt zu sein: der Betroffene liegt fühllos und bewußtlos, wie narkotisiert. Aber es gibt noch andere Möglichkeiten zur Überstauung des Gehirns.

Stürzt Jemand so unglücklich, daß ein erheblicher Bluterguß sich zwischen Schädelkapsel und Gehirn ansammelt, so verhindert das sich bildende feste Gerinnsel in ähnlicher Weise den Abfluß des Gehirnblutes aus der Ader des Galenus und aus den Drosselvenen; die Folge ist wieder Überschwemmtwerden des Gehirns mit Hemmungssaft, Aufhebung des Ganglienkontaktes, Bewußtlosigkeit! Nicht anders, wenn ein Gehirngefäß, verkalkt und brüchig, unter einer plötzlichen Wallung beim sogenannten Schlaganfall birst, und nun das pressende Blutgerinnsel in ganz gleicher Weise von innen her den Abfluß hemmt; es entsteht wiederum die tiefe und langdauernde Bewußtlosigkeit, die so lange währt, bis der Abfluß reguliert ist und die Ganglien durch Fortfall der umklammernden Hemmung anschlußfähig geworden sind, wobei die reparierbaren Lähmungen auf Rechnung der direkten Aufwühlung von Hirnsubstanz kommen. Die Mediziner werden mir gleich zurufen: Halt! es gibt doch Bewußtlosigkeiten ohne gehemmten Blutabfluß! Sehr richtig! Es gibt aber auch zwei Formen von Bewußtlosigkeit, welche theoretisch und praktisch gerade auf Grund dieser Anschauungen ganz scharf von einander zu trennen sind. Wenn in den erwähnten Fällen das Bewußtsein schwindet, weil eine komplette Überschwemmung mit hemmender Blutflüssigkeit die Ganglien festbannt und ruhigstellt, so ist es klar, daß auch noch auf eine andere Weise gerade unter Fortfall

der Hemmungsfunktion eine Bewußtlosigkeit denkbar ist, nämlich die, bei der sämtliche Ganglien mit einem Male gleichzeitig miteinander in Kontakt stehen. Das wäre so, als wenn plötzlich in einer Telephonzentrale alle Meldeglocken gleichzeitig erklängen; auch dann würde die Seele der Station, das Meldefräulein wahrscheinlich jegliche Fassung verlieren. Im Krankenhausdienst konnte ich nicht genug auf diese Form der Bewußtlosigkeit, welche sich also unter einer vollständigen Entleerung aller Hemmungsmaschen vollzieht, aufmerksam machen. Unter dem Anprall des Schädels gegen eine harte Unterlage entsteht bei der Gehirnerschütterung, ohne direkte Verletzung der Substanz des Gehirns ein nervöser Shok der Blutgefäße, sie erblassen, werden krampfartig ausgepreßt und die Folge ist eine reflektorische Starre der Gefäße, völlige Leere, Volumenverminderung des Gehirns und Massenkontakt aller sich nahe berührenden Ganglien. Bewußtsein ist nicht möglich, weil alle Walzen gleichzeitig schnurren und die ganze Hirnorgel in allen Registern und Pfeifen gleichzeitig erbraust ohne Rhythmus und ohne Melodie. Diese Harmonielosigkeit ist eben Bewußtlossein unter Neurogliakrampf und völliger Blutleere des Gehirns. Wie mit einem Schlage erhellt sich uns nun das ganze Gebiet der Bewußtlosigkeiten, vom Schwindel bis zur Ohnmacht, die bei Hirnerschütterung, beim Shok und bei allen erheblicheren funktionellen Blutdruckschwankungen auftreten, und bei denen die ganze Symptomengruppe direkt entgegengesetzt ist jenen Formen der Bewußtlosigkeit durch Behinderung des Abflusses. Während bei den Formen der Bewußtlosigkeit durch Blutleere (beim Verbluten, bei Ohnmacht durch Schreck und Schmerz) Krämpfe und Herzflattern, flache Atmung und Gesichtsbläße, weite Pupille und Muskelzittern das Bild vervollständigen, sehen wir bei der Bewußtlosigkeit durch Hemmungseinschaltung Regungslosigkeit und Herzturgor, tiefe, schnarchende Atmung, blaues Gesicht und Pupillenenge in Erscheinung treten. Mangelndes Bewußtsein aber in beiden Fällen: einmal, weil alle Ganglien gehemmt, das andere Mal, weil alle zugleich u n gehemmt sind. Wie wunderbar stimmen zu dieser Anschauung die Ergebnisse des Experimentes! Albert, einer der bedeutendsten österreichischen Chirurgen, hat in seinen berühmten Hämmerungsversuchen am Schädel trepanierter Tiere nicht eher Bewußtlosigkeit auftreten sehen, als bis die Blutgefäße in Krampf und Entleerung durch Reflex gerieten. Und Deutsch in Wien sah bei einem Kinde mit traumatischem Schädeldefekt und freiliegendem Gehirn bei jedesmaligem Eintritt von Schlaf die Hirnrinde tiefblau werden. Viele Chirurgen behaupten auf Grund direkter Beobachtung während der Operation, daß das Gehirn in der Narkose blutüberfüllt sei, andere behaupten noch heute das strikte Gegenteil. Mit einem Schlage wird durch meine Annahme der Widerspruch guter Beobachtungen aufgehellt: es gibt eben zwei Formen der Bewußtlosigkeit: eine hyperämische mit komplettem Blutüberschuß und eine anämische mit komplettem Blutmangel.

So kann auch in meinem Sinne mit Leichtigkeit eine Theorie des Schlafes und der schlafähnlichen Zustände gegeben werden, welche befriedigen dürfte. Der Schlaf ist ein aktiver Vorgang der Neurogliatätigkeit, eine rhythmisch-periodische

Funktion der Neuroglia ursprünglich ausgelöst durch Sonnenuntergang und normal unterbrochen durch Sonnenaufgang. Er besteht in einer Abblendung des Bewußtseins für Raum und Zeit, in einer Aufhebung des Orientierungsvermögens für unsere Umgebung und vollzieht sich durch eine Blutfüllung der Hirngefäße und der Neuroglia auf reflektorischem Wege, gleichsam durch eine Dehnung des Gefäßherzens, durch einen Akt der Gefäßmuskeln, welche sich erweitern und damit buchstäblich die hemmende Tarnkappe über die Ganglienysteme stülpen.

Es leuchtet ein, warum, wenn diese Grundanschauungen richtig sind, der Schlaf keine völlige Aufhebung des Bewußtseins erzwingen kann. Da nur die jüngsten Sprossen des Gehirnstammes, die Zonen des assoziativen Denkens, nachweislich anatomisch von solchen komplett füllbaren Neurogliamaschen umhüllt sind, kann sich die Schlafhemmung nicht bis auf die tiefen, unterbewußten und automatischen Gebiete unseres Gehirnlebens, welche durch starres Bindegewebe definitiv isoliert sind, erstrecken. Mein Ichbewußtsein ist im Traum völlig wach, meine Erinnerung ist lebendig, meine Phantasie steht in völlig von der Logik ungefesseltem Spiel und ist im Traum deshalb um so beweglicher, als alle Arten von Außenweltreizen, ein bellender Hund, eine schlagende Tür, ein Schuß, ein Ruf, ein Lichtschein durch meine Lider einfallend, zeitweise und ruckartig imstande sind, die Hemmung zu durchbrechen und unter dem Spiel zwischen Aktion und Ausschaltung das Kaleidoskop des Traumes immer von neuem zu schütteln. Ein ewiger Strom von Lebensreizen flutet auch unter dem Zeltdach des Schlummers durch die Gemächer unserer Seele. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist im Psychischen ebenso deutlich wie im Physischen. Ströme, die mit aller Gewalt, wie starke Affekte, unsere Harfe in der Seele durchtoben, Erregungen, die im Laufe des Tages ihren Ausgleich erzwingen in entschlossenem Willen und Handlungen, sind gemeinhin nicht Gegenstände unseres Traumlebens. Die feinen schnell verrauschten Motive, welche der brausende Strom des Lebens leicht für den Augenblick übertönen kann, sind es, welche sich im Netz der sinnenden Seele bei Tage fangen wie Schmetterlinge, die sich in den Falten der Gardine verlieren, und nun des Nachts ihre luftigen Schwingen heben. Ein tiefer Schmerz, ein Ereignis, das uns laut aufschluchzen oder jauchzen läßt, ist gewöhnlich kein Traummotiv, aber wenn wir uns belauschen, die kleinen, die verlorenen, die nur gestreiften Dingelchen sind es, die bei Nacht der Bildnerin Phantasie die bunten Fädchen reichen.

Sie webt nun im Gegensatz zur registrierenden Logik des wachen Bewußtseins in einer unter dem Teppich der Hirnhemmung wühlenden, umgekehrten Richtung die Ganglienbildchen aneinander, flickt dieses Glied an jenes, aus allen Tierreichen Torso an Torso, bis Wunderwesen mit Flügeln und Flossen, Schuppen und Höckern entstehen, bis gespiegelte Taten und Erreignisse sich reihen zur sinnigsten Unsinnigkeit. Nur wer ganz tief schläft, träumt nicht, natürlich: weil die Hemmung zu fest die Tasten niederdrückt, als daß ein Heinzelmännchen der Idee über die Klaviatur hintippen könnte.

Während also im Wachezustande die Registerzüge und Stimmentaster unserer Hirnorgel in ewigem Wechsel bald tausend Gruppen dieser Gangliensysteme bald jener vom Strom seelischer Erregungen erklingen machen, wobei der Rhythmus des pulsenden Herzens zugleich mit dem so empfindlichen Spiel der Gefäßverengerer und -erweiterer das eigentliche Schwungrad des Betriebes abgibt, flackert in der Stille des Schlafes nur hier und da ein leiser Akkord unter dem Sordino der Hemmung auf. Während dem wachen Gehirn die Reize von außen in tausend Gruppenmeldungen und Erzitterungen der Ganglien zugeführt werden und sich in elektroiden Anhäufungen zu Vorstellungen und Willensaktionen verdichten, wobei jedem eindringenden Reiz sein seelisches Äquivalent entspricht, entstehen im Schlafe die Gedanken als Bewegungen gleichsam verschluckter Spannungen, und kreisen ohne Ausgleich, wie gefangene weiße Mäuschen im Gehege und Gitterwerk der feinen Nervenlabyrinthe. Wo eine Lücke, ein Spalt von der Hemmung freigelassen ist, dahinein geht der Strom der Träume immer vor und zurück stets in der Richtung des geringsten Widerstandes. Denn wie jede Bewegung, gehorcht auch der Gedanke dem Gesetz der Richtung gebenden Macht des Widerstandes. Nehmen wir an, daß der Hemmungsfortfall in der zuckenden Neuroglia diese Richtung bestimmt, so sind wir in einem psychologischen Irrtum befangen, wenn wir davon sprechen, daß *wir* unsere Aufmerksamkeit auf irgend etwas konzentrieren; in Wahrheit konzentriert dieses Etwas uns. Das, was wir „bewußt aufmerken" nennen, ist das Gefühl von dem Zug und Zügel, welches die Dinge an unseren Nervenfädchen ausüben.

Auf den feinsten Nervensaiten
Prüft ein Spielmann sein Gedicht,
Wohl fühlst Du die Töne gleiten,
Doch den Spielmann siehst Du nicht!

Dieser große Spielmann kann ebensowohl ein transzendentes Wesen sein, wie die unfaßbare und unentwirrbare Summe der Wirkung aller Weltendinge auf uns. Denn alles wirkt auf alles und in jeder Entfernung, ob mit, ob ohne Draht und Nervenfädchen. Die Seele des Menschen gleicht einem Prisma, einer frei im Raume getragenen Marconitafel, in denen sich die Weltenstrahlen brechen; dieses Medium, in welchem sich Sonnenlicht, Ätherwelle und jeder Reiz transformiert, ist einzig Objekt wissenschaftlicher Analyse. Wir studieren auch hier nur die Hemmungen, welche meinethalb den Schwingungen einer Weltseele in unserem Leibe wie in den Saiten einer Äolsharfe entgegengespannt sind und können nur in uns hineinlauschend den Anprall des Odems der Natur zu einem ahnungsvollen Liede vereinen. Die Reizbarkeit, welche die Monade besitzt, indem sie einem Körnchen Sand ausweicht, gilt es nachzuweisen auch in den höchsten seelischen Funktionen, die Widerstände aufzufinden, unter welchen die Seele dieses tut und jenes läßt, das ist einzig, ohne vermessen auf den Grund des Lebens zu langen, Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschung. Warum und wodurch diese Reizbarkeit zu Geist wird, kann nur Der beantworten, welcher der Erfinder und Schöpfer dieses Weltsystems ist.

Für mich ist also der Schlaf die Folge eines periodischen Außerbetriebsetzens unsrer gesamten Orientierungsapparate, welche wir Ganglien nennen. Ein Dämpfer wird eingeschoben, eine Hemmungskurbel gedreht und der wesentliche Lenker dieses Hemmungsmechanismus ist der Fortfall des Reizes des Sonnenlichtes und seine periodische Wiederkehr. Die diesen Reiz übermittelnden Nervenfasern gehören nicht zum Zentralnervensystem, sondern sie gehören zu dem Sonnengeflecht des Sympathikus und zu seinen Abkömmlingen, welche überall die Gefäße vom Herzen bis in die feinen Ästchen des Lebens umranken. In den Ausläufern des Hirngefäßsystemes kreist aber der hemmende Saft, der besonders dazu gebildetes Gewebe durchtränkend die Ganglien an gegenseitigem Kontakt verhindert. So wird endlich einmal klar, warum der, entwicklungsgeschichtlich gedacht, früheste Nerv, die erste in der Tierreihe auftauchende Andeutung eines nervösen Apparates, der Sympathikus, der Seele Erstgeborener, an Weichtieren zum ersten Male zu einer Zentrale der Reaktionen ausgestaltet, auch im Gottmenschen des Genies selbst der Herr des Lebens bleibt. Auch die feinsten und erhabensten Gedanken eines schöpferischen Gehirns werden in Schranken gehalten von der gleichsam das gesunde Wachstum der Ideen garantierenden und schützenden Faust des eigentlichen Lebensnerven, des Sympathikus! Hier liegt die einzige, anatomisch begründete Grenzscheide zwischen Genie und Wahnsinn. Denn, Wehe! wenn seine Wurzeln erkranken und damit die Hemmungen fortfallen, welche der lebenfördernden Harmonie der seelischen Erregungen übergeordnet sind. Die Psychiatrie weiß genug zu berichten von der Entgötterung der menschlichen Seele, die Platz greift, wenn der Hemmungsmechanismus fehlerhaft funktioniert. So hat mir diese Anschauung auch Aufschluß gegeben über die Natur des Temperamentes, in dem danach sehr wohl eine geringere oder stärkere Hemmungsfähigkeit des Blutsaftes des Individuums und ganzer Nationen die Ursache für die größere oder geringere Schnelligkeit der Auslösungen seelischer Kontakte maßgebend sein kann. Ja, diese Anschauung versöhnt einigermaßen die Wissenschaft mit der tief in allen Völkern lebenden Vorstellung vom „guten und schlechten Herzen" als einem Teil seelischer Tätigkeit. Das Herz ist danach nicht so unbeteiligt am Gemüts- und Seelenleben, als man gemeinhin denkt. Nicht nur, daß seelische Erregungen sich nachweislich dem Herzen mitteilen, sondern auch die Tätigkeit des Herzens und die Beschaffenheit des Blutes, hat danach verständlichen Einfluß auf unsere Allgemeingefühle. Die sprachliche Wendung: „das liegt ihm im Blute" ist also nicht so sinnlos, wie sie scheint, wie überhaupt die Sprache ja oft für den Hellhörigen die alleinige Verräterin tiefster, geheimnisvoller Vorgänge im Getriebe des Gehirns ist, was ja nicht Wunder nehmen kann, da sie ja eine Art Projektion zentraler Mechanismen ist. Wie ungeheuer groß ist das Kapitel vom Zusammenhang seelischer Zustände mit der krankhaften Veränderung der Blutsäfte! Schritt für Schritt können wir in der Pathologie verfolgen, wie der Gemütszustand direkt in Abhängigkeit steht von der Beschaffenheit der Blutmischung. Wie fein reagiert das Nervensystem auf die geringste Abweichung des Mischungs-

verhältnisses der einzelnen Komponenten! Die Vorgänge dabei sind viel zu plötzlich und reflexähnlich, als daß sie allein durch eine chemische Alteration erklärt werden könnten. Eine leise Verstimmung des Magens, eine Obstipation kann uns tief melancholisch machen und eine große Freude reißt mit der Erhöhung des Blutdruckes im Gefühlsystem und der Beschleunigung des Blutstromes ohne weiteres die Trauerschleier vom Antlitz unseres vergrämten Gemütes. Der Gefäßnerv (Sympathikus) und die durch ihn erzwungene wechselnde Fülle der Neurogliazotten läßt eben die Assoziationen in allen Graden erleichterter oder erschwerter Kombination vorsichgehen.

Die Beteiligung des Herzens, des Blutdrucks und der Neurogliafüllung in Form eines ein- und ausschaltenden Isolationsmechanismus gibt auch einen Schlüssel, warum unsere Seele gleichsam auf eine rhythmische Natur gestimmt ist. Konnte doch Hans von Bülow durchaus nicht nur in musikalischem Sinne ausrufen: Im Anfang war der Rhythmus! Der Urgrund, warum der Mensch ein tief innerliches Grundgefühl für Rhythmus und Gegensetzlichkeit, für Dualismus, für die Zweiseitigkeit aller Dinge auf Erden hat, ist eben in dem rhythmischen Ein- und Ausschalten unserer Wahrnehmungsapparate, der Ganglien, gegeben, da sie ursprünglich vom Pulse diktiert werden. Das Gehirn pulsiert ja sogar sichtbar, wenn man es frei legt, selbst an kleinster Stelle. Flutet die Blutwelle mit der Zusammenziehung des Herzens hemmend zwischen die kleinen Seelentelephone, so werden sie abgestellt, um beim Nachlaß und Abströmen des hemmenden Mediums schnell nacheinander wieder bahnfrei zu werden. Die Aufeinanderfolge der einzelnen Systeme wird dabei reguliert vom Spiel der Gefäßnerven, welche, das muß immer wieder direkt betont werden, einem ganz eigenen Nervenkomplex, dem Sympathikus angehören, der einen gleichsam zwischen Hirn- und Rückenmark eingeschalteten, automatischen Stromregulator darstellt. Auf allen den Millionen Pfaden der Sinnesstraßen strömen unaufhaltsam und ununterbrochen Reizwellen zum Gehirn. Sie alle werden gestaut in den unzähligen Reizakkumulatoren und Transformatoren des Gehirns, den Ganglien, und erst wenn die feuchte Platte der Neuroglia stromdurchlässig wird, springt die Blitzkette der Entladungen von System zu System immer die Lücken erhaschend, welche die geschwächte Hemmung offen läßt. Das ist die Bahnung, die Übung, die Einschleifung in meiner Auffassung. Darin, daß die Öffnung und Schließung dieser Bahnen rhythmisch erfolgt, liegt der Grund für die Rhythmik unseres Tuns und Denkens, der Grund zur Rhythmik der Arbeit, zur Hebung und Senkung unserer Sprache, zum Verse, zum Liede, zur schönen Linie, zur Architektur, genug zur Gesamtästhetik. Denn im Grunde ist alles das meinen Sinnen wohlgefällig, was ihrem natürlichen Rhythmus von seelischer Ein- und Ausschaltung sich einfügt und unlustgebend Dasjenige, welches ihm widerhaarig ist. Daraus folgt auch, daß der ästhetische Geschmack darum so verschieden ist, weil der Rhythmus etwas durchaus Persönliches an mein Temperament, an meine Apperzeptionsfähigkeit in einer gewissen Zeiteinheit nämlich der zwischen Systole und Diastole des Herzens Gebundenes darstellt. Ich kann

hier natürlich nur andeuten, wie aus der durchschnittlichen Einheit von 60 Schlägen in der Minute der Mensch sein Zeitbewußtsein hergeleitet hat, in dem ja in ihm eine wirkliche Uhr, das Herz von Anfang an sein Tick-Tack schlug, genau so, wie er den Fuß und das Fingerglied zum Raummaß und die fünffache Strahlung der Hand zum Dekaden-Zahlsystem ausbaute. Da nun, wie experimentell nachweisbar unser Herzrhythmus unter den allerverschiedensten Einflüssen schwankt, wie die Wirkung von Mensch auf Mensch direkt am Pulse meßbar wird, so versteht man besser als sonst, warum in der Kunst ein so starkes Moment der Auffuggerierung eines persönlichen Rhythmus zur Geltung kommt, welches den Zuhörer oder Beschauer völlig in den Bann des Schöpfers schöner Rhythmen zwingt. Das Hingegebensein des eigenen Seelengetriebes an ein mächtiges, fremdes die Seele neu erfüllendes Durchwogen und Durchglühen ist eben die Quelle jedes echten, ästhetischen Genusses, nach dem sich ein bewegliches Herz dauernd sehnt.

Habe ich damit die mechanische Seite der Suggestion gestreift, so ist von hier bis zur Analyse der Hypnose auf mechanischem Wege nur ein Schritt. Wenn nach unserer Anschauung die Sonne in ihrer rhythmischen Beleuchtung und Verdunkelung der Erde, resp. die Erde sebst in ihrer rhythmischen Abkehr und Neigung zum Licht einen periodischen, naturgegebenen Hebel zum Ein- und Ausschalten des Bewußtseins abgibt, so muß es ja auch auf andere Weise durch Reflexhyperämie im Gehirn möglich sein, Schlaf und schlafähnliche Zustände zu erzeugen. Nun, das Streicheln, das Wiegen, das Kämmen, das Fixieren, das Zählen, das Ticken der Uhr — das alles sind deshalb schlaffördernde Mittel, weil vermöge der gleichmäßig das Gehirn treffenden Reize die Neuroglia um so leichter Übergewicht über die Zellaktion erhält, jemehr durch Konzentration auf einen Punkt die Hemmung an Macht gewinnt. Gerade, wie im Alkoholrausch der dionysische Schwärmer schließlich immer dieselbe Geschichte erzählt, ehe sein müdes Haupt sich zum Tisch oder unter den Tisch neigt, so läßt der Hypnotiseur auf dem Wege reflektorischer Hemmungsverstärkung das Bewußtsein seitlich ringsumstellen und von den Häschern flüchtiger Gedanken umgeben. Alle Vorgänge eben, welche geeignet sind, dauernd die Neurogliazotten in Erweiterung und Füllung zu halten, bringen Kontakthemmung und bei längerer Dauer den Schlafzustand, also auch die reflektorische Gefäßweite. Wie anders wollte man z. B den Winterschlaf der Tiere erklären, als durch eine solche langdauernde Hemmungseinschaltung, die eben anpassungsgemäß als eine Funktion des Sympathikus erworben ist und wie sehr läßt hier die Ermüdungstheorie oder die Theorie der physiologischen Schlafmuskelgifte im Stiche. Wo produziert das winterschlafende Tier sein eigenes Dauermorphium und woher bezieht das neugeborene Kind seine Muskelermüdungsstoffe, da es sich doch weniger bewegt als ein Wurm und nur deshalb so dauernd schläft, weil die Neuroglia ein so kollossales Übergewicht an Masse gegen die noch unentwickelten Ganglienkugeln besitzt. Der Neurastheniker aber, der Maniakalische, der ruhelose Greis, der übermüdete Muskel- und Kopfarbeiter schläft gar nicht oder sehr schlecht, trotzdem Er gerade reichlich Gelegenheit hat Ermüdungsgifte in jeder Menge zu

produzieren. Nein! alle schlafähnlichen Zustände können auf mechanische Weise einheitlich erklärt werden, selbst Morphium und Chloroform wirken zunächst nur als Entfalter einer durchaus physiologischen Funktion des Gehirns, in dem sie ebenso wie der Alkohol im Beginn Gefäßverengerung, damit Erregungen, Exzitationen, leichte Anschlüsse, spielende Gedankenflucht über alle Problemhöhen und -tiefen, und mit der Leichtigkeit der Auslösung von Ganglienfunktionen eine hohe Steigerung des Ichgefühls hervorbringen, erst dann mit der allmählichen lähmenden Erschlaffung der Gefäße, in welchen das Gift kreist, die Einengung und Abblendung des Bewußtseins zuwege bringen, sodaß der künstliche Schlaf so auf ein Haar dem natürlichen gleicht. Man hat eine allzu übertriebene Hochachtung vor der Dauerhaftigkeit der feinsten Hirnstruktur, wenn man meint, daß z. B. eine Auslaugung des Fettes aus den Hirnzellen durch das strömende Chloroform der eigentliche Grund der Narkose sei, wonach also das Bewußtsein ausgewischt würde etwa wie ein Fettfleck durch Benzin. Träte wirklich das Gift ohne diesen segensvollen Maschenfilter der Neuroglia jemals an die Zellen direkt als chemisch aktive Substanz heran, so wäre stets eine direkte Verleimung des Gehirns, die Zertrümmerung der Apparate die Folge. Nur deshalb ist die Narkose in Wirklichkeit kein so brutaler Eingriff, weil man niemals mehr Gift im Körper kreisen zu lassen braucht, als gerade genügt, damit das Spiel des auch im natürlichen Schlaf tätigen Mechanismus ausgelöst werde.

Eine schlafbringende Ursache will ich noch erwähnen, welche allen Schlaftheoretikern große Mühe gemacht hat, das ist die Schlafsucht beim Erfrieren. Soll hier, während ein vor Frost erstarrender Organismus langsam in Schlaf versinkt, sich gerade aus dem daniederliegenden Stoffwechsel ein Schlafgift produzieren? oder soll die sonst doch so frisch und wach machende Abkühlung der Haut hier ausnahmsweise höchste Müdigkeit erzeugen? oder ist es nicht vielmehr im schönsten Einklang mit unseren Vorstellungen, daß durch allseitige extremste Verengerung der Blutgefäße in Haut und Gliedern die inneren Organe blutüberfüllt und damit die Neuroglia zur totalen Hemmungseinschaltung gezwungen sein muß? So nur verstehen wir die frisch machende Wirkung kurzdauernder Abkühlungen, die Erleichterung der Assoziationen im Nervensystem durch Kaltwasserkuren ꝛc., wenn wir annehmen, daß die der Abkühlung schnell nachfolgende Blutfülle in der Haut die Hemmungsfilter im Gehirn entleert und so die Ganglien erregungslustiger macht. So auch begreifen wir, warum man im dauernd kühlen Zimmer besser schläft als im überhitzten, ja sogar, warum wir beim Umwälzen der Bettdecke von der Kühlung der Haut die Wiederaufnahme eines unterbrochenen Schlafes erhoffen. So auch erklärt es sich, daß die Inanspruchnahme großer Blutmengen zur Verdauung bei überfülltem Magen das Gehirn blutärmer und darum aufgeregter und ruheloser macht und daß irgend eine dauerndere Ablenkung von Blutmengen aus dem Gehirn unruhiges Träumen zur Folge hat.

So lernen wir aber auch verstehen, warum die ganze Skala der Giftwirkungen immer zwischen Erregung und Lähmung hin und her schwankt, weil diese beiden

Funktionen vornehmlich gebunden sind an die Tätigkeit der Neuroglia, welche wie ein schützendes Filter vor den feinsten Teilen des eigentlichen Räderwerkes ausgespannt ist. Wäre die pathologische Anatomie nicht allzu sehr im Banne von der Stütznatur der Neuroglia, sie hätte schon längst vielleicht näheren Aufschluß über die Funktionsstörungen als Folge primärer Neurogliaerkrankungen geben können. Wenn Füllung, Ausschwitzung, Gerinnung, Verfettung, Verkalkung rc. in ihr erst auf ihre eventuellen funktionellen Folgen geprüft sein werden, dürfte auch für die Heilung von Geisteskrankheiten mit ihrer vielfachen Beziehung zur Blutmischung diese Anschauung fruchtbar werden können. Ich will nach dieser Richtung nur ganz entfernt die Möglichkeit der direkten Durchspülung der Neuroglia vom Blutgefäßsystem, die Wirkung des Aderlasses, die eventuelle chirurgische Entlastung des Hirnödems, der apoplektischen Blutungen rc. andeuten. Die Möglichkeit, daß man durch Einverleibung von verschieden prozentigen Kochsalzlösungen in das Venensystem, mit der Schaffung einer künstlichen Plethora zusammen mit dem nachfolgenden, energischen Aderlaß überall im Körper also auch im Gehirn sehr wirksame Resorptionsvorgänge anregen kann, steht für mich schon heute außer allem Zweifel.

Dieser langen Auseinandersetzungen bedurfte es, um einigermaßen im Rahmen eines geschlossenen Vortrages meine Anschauung zu entwickeln unter Rücksichtnahme auf diejenigen, welche nicht genügend Physiologen sind, wodurch meine Definitionen leider schwerfällig und unbeholfen werden mußten. Ich kann mich dafür aber mit dem zweiten Teile meiner Ausführungen um so rascher abfinden.

Bei der Frage nach der Natur des Schmerzes muß meiner Meinung nach jede Beantwortung beide Formen schmerzhafter Empfindung, die seelischen, wie die körperlichen in Betracht ziehen, weil nur auf diese Weise eine Definition wirklich erschöpfend sein dürfte und weil beide Formen der schmerzhaften Bewegungen in unserem Körper eine große Fülle von rein physischen Berührungsflächen darbieten; ich erinnere nur an die mimischen und sekretorischen Begleiterscheinungen des seelischen und körperlichen Schmerzes, an das Weinen und Gesichtverzerren, ferner an die Beteiligung der Atmung, an Schluchzen und Schrei, an Pupillenvergrößerung in seelischer und körperlicher Angst und an andere gemeinsame unerfreuliche Wirkungen der Unlustzustände, um die Notwendigkeit einer gemeinsamen mechanischen Begründung zu betonen. Was nützt es zum Beispiel in dieser Richtung, wenn wir, wie jetzt viele Neurologen mit der Ansicht uns begnügen wollten, daß der Schmerz eine ganz spezifische Sinnesenergie vorstelle, daß also in unseren seelischen Orientierungsapparaten ganz bestimmte Einrichtungen gleichsam Wächterdienste gegen die herannahende Gefahr bei Verletzungen aller Art übernehmen? Abgesehen davon, daß man auf diese Weise notwendig zu dem tief pessimistischen Prinzip einer Schöpfungstheorie kommt, die den Schmerz als ein von Anbeginn dem Menschen aufgeladenes Kreuz darstellt, wozu die Legende aus der Bibel vom verlorenen Paradiese und dem Fluch des Erzengels einige Berechtigung gäbe, abgesehen von dieser kühnen und gefährlichen Meinung als sei jedes Lebewesen

eigens dem Schmerz ausgeliefert und vorbestimmt, läßt die Lehre von der Spezifität der Schmerznerven eben den psychischen Schmerz völlig in der Luft schweben. Aber auch sonst läßt sich vieles gegen eine solche Anschauung vorbringen. Als schlagendstes Argument gegen den Bestand bestimmter, nur Schmerz leitender Nerven — spezifisch schmerzleitend in dem Sinne, wie z. B. der Sehnerv nur Licht leiten kann — will ich eine Beobachtung anführen, welche ich als Erster bei Operationen unter meiner örtlichen Schmerzlosigkeit gemacht habe und welche später häufig, so namentlich von Lenander in Stockholm bestätigt ist. Als ich am Bauchfell operierte ohne Narkose bei vollem Bewußtsein des Patienten unter Anwendung nur örtlicher Betäubung, bemerkte ich, daß das normale, blasse, nichtentzündliche Bauchfell auch ohne Einspritzungen ohne Empfindung gegen Stich, Schnitt und Hitze ist, daß aber nach wenigen Minuten an den der Manipulation ausgesetzten Stellen nach vorheriger Rötung Schmerz auch gegen leiseste Berührung auftritt. Ist der Schmerz ein nur auf spezifischen Bahnen geleitetes Spezialgefühl, wie ihn die moderne Neurologie zu definieren geneigt ist, so müssen in einer Spanne Zeit von wenigen Minuten Schmerznerven wachsen können, denn Körperzonen, die eben noch nicht empfindlich waren, werden es gleichsam unter den Händen. Hier ist mit der Annahme, daß der Schmerz nur auf vorgebildeten Bahnen geleitet werden kann, Nichts anzufangen; denn es fehlen im Bauchfell gänzlich solche vorgebildeten sensiblen Bahnen und doch gewinnt es bald die Fähigkeit zu schmerzen. Wer spezifische Schmerznerven annimmt, muß sich vorstellen, daß diese Leitungsdrähte des Wehgefühls innerhalb der Bündel der hinteren Rückenmarksnerven zusammen mit den anderen Strängen für das Tast-, Wärme- und Muskelgefühl verlaufen und müßte eigentlich die zentralen Ausstrahlungen dieser besonderen Bündel auch als eigentliche Schmerzzentren im Gehirn nachweisen. Hier aber gerade hat diese Theorie ein arges Loch: nicht nur fehlt jede Spur eines Nachweises von Schmerzzentren im Gehirn, welches doch gerade die Neurologen so ausschließlich als den Sitz der allgemeinen seelischen Apperzeption hinstellen, sondern es ergibt sich aus vielfachen, auch eigenen Beobachtungen, daß das Gehirn selbst absolut ohne Schmerzempfindung ist. Der berühmte Kopfschmerz ist entweder Schmerz der Hirnhäute oder Schmerz des weitverzweigten Nervus Trigeminus, der nicht mehr dem eigentlichen Gehirn angehört. Es würde also bei diesen gewichtigen Einwenden gegen die Theorie von der Spezifität der Schmerznerven eine andere, welche dieser Spezifität nicht bedürfte und doch alle bekannten Phänomene des Schmerzes verständlich zu machen vermöchte, entschieden den Vorzug verdienen.

Eine solche Theorie glaube ich auf Grund meiner Anschauung von dem Hemmungsmechanismus geben zu können.

Der Schmerz ist ein Allgemeingefühl der Unlust. Ist der gleichmäßige und harmonische Ablauf der gesamten Körperfunktionen die Quelle vom Gefühl der Gesundheit und der Lust, so muß bei den Unlustempfindungen dieser im naturgegebenen Rhythmus schwingende Gleichklang aller Kraftströmungen im Organis-

mus gestört sein. Schon das besondere rein funktionelle Bemerkbarwerden eines einzelnen Organsystems, etwa der gefühlte Pulsschlag des Herzens oder der Arterien kann dadurch, daß er die seelische Orientierungsspannung von der Außenwelt weg auf eine Lokalität des Körpers zurückzulenken zwingt, Störungen des Allgemeingefühls im Sinne der Witterung einer Gefahr veranlassen. Das Gefühl der Fülle im Leibe, die Spannung in einem Muskelsystem, Steifigkeit in den Gelenken, kann schon ohne jede Schmerzempfindung starke psychische Beunruhigung hervorrufen. Auch jedes Flimmern vor den Augen, jedes Summen im Ohr, Kribbeln in der Haut, kann bei längerer Dauer mit dem Gefühl der Unbehaglichkeit bis zur Qual verbunden sein d. h. jeder Funktionsstörung ist der Gedanke an eine nahende oder doch mögliche Gefahr assoziiert. Wenn ein Sehnerv, welcher eben nur für Licht empfänglich ist, exzessiv gereizt wird, etwa bei Verletzung oder Durchschneidung, so wird zwar dadurch kein Schmerz erzeugt, aber die auftretende Flammengarbe von Lichtempfindungen verursacht einen tiefen seelischen Stoß, auch ohne direkten Schmerz. Also auch die spezifischen Sinnesorgane können wie jedes Organsystem alarmierende Meldungen im Gehirn und Rückenmark auslösen, Schmerz aber vermögen nur die Nervenbahnen zu leiten, deren Berührung an sich normaler Weise Tastgefühle auslöst. Das sind die sensiblen Nerven und der Sympathikus, deren Ausbreitung zu Endkolben und Endgeflechten in allen nervösen Häuten und der Körperhülle Platz gefunden hat. Wann entsteht nun z. B. von der Haut her Schmerz? Immer nur dann, wenn das Gehirn durch die abnorme, gehäufte Art der Reizung nicht mehr in der Lage ist, Summenmeldungen und diffuse Kontakte zu differenzieren, wenn die Meldungen nicht mehr streng innerhalb der gegenseitig durch die Nervenisolation gegebenen Bahnen bleiben, sondern wenn durch gewaltsame Annäherungen und Sprengungen, durch seitliches Überspringen und Defektwerden der Nervenscheiden transversale Massenkontakte ausgelöst werden. Der Schmerz ist ein Kurzschluß elektroider Spannungen im Nervensystem. Drücke ich gewaltsam eine Hautfalte zusammen, so presse ich unzählige Tastkörperchen seitlich aneinander. Die Folge ist zunächst Kribbeln und Jucken, das auch schon beim Streichen und Kitzeln durch Vibration der Hautzottenleisten entsteht; dann folgt bei gewaltsamem seitlichen Druck und in ganz gleicher Weise bei Ätzung und Brand ein Defektwerden der Bindegewebshüllen der Nervenapparate, welche hier genau der Funktion der Neuroglia im Gehirn entsprechen, d. h. ich störe den Isolationsmechanismus, so daß seitlich elektroide Funken überspringen. Die Folge sind massenhafte reflektorische Alarmsignale, d. h. gleichzeitige und aus den Bahnen geworfene Gruppenmeldung in einer Form und Intensität, auf welche normaler Weise die Seele nicht eingestellt ist. Diese Alarmsignale mit dem Charakter der Bedrohung und Gefahr, dieses Anzeichen der beginnenden Läsion der peripheren Nervenstrombahnen, dieses Verwirrungsgefühl auf unerhörtem Wege geleiteter Reize im Getriebe des Nervenmechanismus nennen wir „Schmerz". Dieser Kurzschluß der seitlichen Entladung bei verletzter

Nervenisolation ist um so intensiver, je mehr Apparate gleichzeitig lädiert sind oder je dicker der Sammelstrang ist, an welchem die Nervenhülle defekt wird ganz gleich auf welche Weise. Hierdurch, wenn also plötzlich in der Zentrale turbulente Feuermeldungen gleichzeitig ertönen, entsteht eine Unfähigkeit des Gehirns sich schnell zu orientieren und die Unlust, welche jeden exzessiven Reiz begleitet steigert sich zusammen mit den Wirbeln von Überstrahlungen, welche in gänzlich ungewöhnlicher Richtung ausbrechen zu Angst und Raserei, zu planlosen Abwehrbewegungen, zu Affekthandlungen oder wenn diese selbst übertönt werden zur Ohnmacht und zum Kollaps. Jeder Schmerz trifft also zum erstenmal völlig jungfräulichen Boden und es spricht gewiß für meine Auffassung, wenn seine Wiederkehr nicht mehr so sehr erschreckend wirkt, weil das Gehirn zum zweiten Male nicht mehr so ganz unorientiert über das, was nun kommen wird, ist. Denn die Furcht vor dem, was folgen könnte, ist oft größer, als die Klage über den Augenblicksschmerz allein ausfallen würde. Wäre der Schmerz eine spezifische Nervenenergie, so wäre nicht abzusehen, warum schon selbst ein heftiger Anfall eines sich wiederholenden Schmerzes relative Gewöhnung bei Wiederkehr auch nach längerer Zeitpause beobachten läßt, was man weder vom Ton noch vom Licht noch von anderen spezifischen Sinnesenergien behaupten kann. Auch, daß man von zwei Schmerzen stets nur den stärkeren wahrnimmt, spricht gegen die Theorie der spezifischen Schmerzleitung, denn ich kann z. B. von einer Farbe alle Nüancen gleichzeitig wahrnehmen. Die große Summe der entwicklungsgeschichtlich eingeübten und koordinierten Reflexe einer schnellen und unvermuteten Reizung zur Atmung, zur Herzbeschleunigung, zur Pupillenerweiterung, zur Darmbewegung, zur Lockerung der Schließmuskeln aller Arten beweist, daß die plötzliche Überladung gewisser Zentralen des Gehirns nach einem schnellen und ebenso plötzlichen Ausgleich der psychischen Spannungen mit rasanter Flugbahn drängt: ein Schrei, ein Stoß, ein starrer Blick, die fahle Blässe des Gesichts, sie alle sind der Beweis für das Bestehen einer blitzschnellen, kurzschlußartigen Entladung des Gehirns, auf welche der harmonische Betrieb der Seele physiologisch nicht eingestellt ist. Jede Bedrohung hat Beziehung zum Atmungszentrum, schon plötzliche Abkühlung, durch die Dusche etwa bringt tiefe Atemzüge und Neigung zu Stimmbandschluß und stoßartiger Respiration, d. h. die Inanspruchnahme auch aller Hilfsmuskeln der Atmung, einschließlich der Mund- und Nasenöffner, womit der mimische Anteil an der Schmerzwirkung erklärt wird. Jede Gefahr, jede Angst, ja jede Erregung läßt die Pupille weit werden, um dem vielleicht hilfreichen Licht die ganze Retina frei zu geben und ein schnell pulsendes Herz jagt das Blut wahllos in alle Systeme, um jede Funktion gleichsam sprungbereit durch Heranwälzen der Jonen des Sauerstoffes auszurüsten.

Ich würde nicht wagen mit solcher Sicherheit auch hier den gestörten Hemmungsmechanismus für die Natur des Schmerzes in Anspruch zu nehmen, wenn ich nicht einen Trumpf in der Hand hielte, der die absolute Stichhaltigkeit dieser Anschauungen mir täglich aufs neue zu beweisen geeignet ist.

Die Form der Schmerzlosigkeit zu operativen Zwecken, welche man die Infiltrationsanästhesie nennt, ist direkt eine Frucht dieser Anschauungen. Eine Hypothese aber, welche ein so stolzes, nunmehr überall anerkanntes Resultat gezeitigt hat, darf immerhin einige Berücksichtigung auch seitens der Theoretiker beanspruchen. Die Lösung, mit welcher ich örtliche Schmerzlosigkeit erziele, ist eine Flüssigkeitskomposition mit der ausgesprochenen Absicht, die Isolation, die Hemmungen zwischen den seitlichen Nervenkontakten im Gewebe zu verstärken, ohne die Nerven selbst etwa durch Gifte leitungsunfähig zu machen. Ein anästhetischer Mückenstich, wie ich ihn mit meinen ungiftigen Lösungen in der Haut anlege, läßt die einzelnen Nerven durchaus tastleitungsfähig, hebt aber den Schmerz absolut sicher auf in jeder Schicht, weil er dazu bestimmt und erfunden wurde, um das, was den Schmerz macht, den seitlichen Kurzschluß der Nerven durch Hemmungsverstärkung unmöglich zu machen. Ich schiebe zwischen die Nerven einen Dämpfer, ein Sordino ein, was Professor Bier in gleicher Weise am Rückenmark direkt mit bewunderungswürdiger Kühnheit wiederholt hat, ohne daß wir die Nervensaiten selbst irgendwie lädieren oder gefährden. Es wird für mich stets ein Triumph folgerichtigen Schlusses sein, daß ich diese Form der schmerzlosen Operationsmethode fand einzig auf Grund der Deduktion, auf Grund der lebendigen Anschauung von dem Bestehen eines Isolations- und Hemmungsmechanismus im Betriebe des Nervenlebens. Professor Bier in Bonn hat auch den Nachweis geführt, daß in der Tat das Blut den von mir behaupteten schmerzisolierenden Einfluß auf die peripheren Nerven hat und ich selbst habe schon früher angegeben, daß Übertritt von Blutwasser in die Gewebe (beim sog. Ödem) unter Umständen genügt um die Nerven sämtlich für Schmerz leitungsunfähig zu machen. Alle diese gewichtigen Tatsachen lassen kaum eine andere, als die von mir gegebene Deutung zu, und wir haben nur nötig, diese an der Peripherie des Körpers gewonnenen Erfahrungen auf das Gefüge der Zentrale im Nervensystem zu übertragen, um gleicherweise eine Einsicht in das Geschehen beim psychischen Schmerze zu gewinnen.

Auch in der Seele gibt es einen Kurzschluß elektroider Spannungen. Auch hier enthält die unsere Seele brutal überfallende maximale Anspannung, die nach dem Äquivalenzgesetz der Kräfte ebenso materiell wirksam sein kann wie eine äußere Gewalt am Leibe, übergroße Ladungen im Gebiet der Vorstellungen, d. h. die in umgekehrter Richtung zu den Apperzeptionen schwingenden Gangliengruppen durchsprengen explosionsartig die einbettenden Hemmungen. Das typische Beispiel für solche Explosionswirkungen im motorischen Zentrum ist für mich diejenige Form der Epilepsie, welche durch eine materielle Bindegewebsnarbe im Gehirn gegeben ist. Vor dieser Narbe finden periodische Akkumulationen von nicht auslösbaren Spannungen statt, nicht auslösbar, weil die narbig verdickte Neuroglia auch gewaltigen Ansammlungen nervöser Kraft die Hemmung entgegenhält. Steigt aber diese aufgespeicherte Spannkraft zu einer Höhe, daß sie den Wall durchbricht, so brausen in die unvorbereiteten Systemgebiete hinter der Narbe die Fluten der elektroiden Wellen verheerend ein und der Krampfanfall löst sich aus verstärkt

durch den Shok der Gefäße, der seinerseits allein, wie wir sahen, das Bewußtsein schwer zu alterieren vermag.

Das ist das Bild auch der seelischen Schmerzauslösung, wenn wir eine Kette von deprimierenden Ereignissen oder ein einziges tief an unsere Lebenshoffnung, an den Glauben an unser Glück greifendes Moment erleben. Die Spannungen in der Phantasie, welche schließlich stärker sind, als jedes vorangegangene, seelische Erlebnis, werfen uns unter der Analogie einer geistigen Epilepsie in einen Strudel von Unorientiertheit und brennender Hilfslosigkeit, durchfluten uns mit dem Gefühl des Vernichtetseins, und in gleicher Weise, wie bei der physischen Obstruktion des körperlichen Schmerzes findet die Entladung in Schluchzen und Tränenstrom, in Affekthandlung, in Herzangst und Pupillenklaffen ihren Ausgleich, wenn nicht die mit dem Willen aufgebrachte gewaltsame Hemmung den Affektströmen einen Damm entgegenwölbt. Aber die Faust der die flammenden Blitze erstickenden Neuroglia kann endlich auch erlahmen und dann eine Affekthandlung resultieren.

Beim seelischen Schmerz mag so das Gehirn wechselnd buchstäblich erröten und erblassen.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen und schließe mit Zagen, daß ich es gewagt habe, ein so gewaltiges Thema, wie es das Gebiet der seelischen Hemmungen umfaßt, in einem geschlossenen Vortrage zu erledigen. Vielleicht aber ist es mir doch gelungen, wenigstens die Hauptzüge dieser, wie ich zugebe kühnen und gewagten aber ergiebigen Hypothese zu entwickeln, und die Anwendbarkeit derselben auf fast das gesamte Gebiet des Seelenlebens wenigstens andeutungsweise vor Augen zu führen.



Der begrabene Gott/ Roman von Hermann Stehr

Schluß



er Lahme hatte eine peinvolle Nacht.

Wie — wenn der Schuster zu zeitig an die Arbeit ginge und seine Frau erwachte! Wenn in dieser stockfinsteren Nacht jemand vom Wege abkäme und auf seinem Irrwege den ahnungslosen Säufer zufällig ertappte! Was dann? Ihm wurde heiß, und vorsichtig streifte er das Deckbett etwas nieder, hob den Kopf eine Handbreit über das Kissen und lauschte gespannt. Aber nichts rührte sich. Durch die Pflaumenbäume vor den Fenstern ging ein streichendes Geräusch. Die Uhr in der Wohnstube verkündete die elfte Stunde. Oder, wenn der Schuster schlief, anstatt ihn zu retten, wenn er, der „Gelitterte, mit allen Hunden gehetzte" das Weite gesucht hätte und dann umherginge und allen, die es hören wollten, von seinem Anschlage erzählte. — — —

Bei diesem Gedanken erblindete seine Seele in Wut.

Aber nein! Jetzt wurden schlürfende Schritte laut, hielten einige mal an und verloren sich in der Ferne.

Nun ist er fort.

Exner war es, als sei die Finsternis um ihn siedend geworden; aber er rührte sich nicht.

Nach langer, langer Zeit nahten sich die Schritte wieder. Doch nun waren sie langsam und schwer, wie belastet. Vor dem Hause hielten sie an. Nach einer Weile entfernten sie sich wieder.

Der Lahme überlegte: Die Steine müssen nicht leicht sein; er ertrug sie nicht beide auf einmal. Freilich nicht, er ist ausgemergelt vom Suff.

Nun schlichen die Schritte abermals heran, schwer, zögernd — ganz wie vorher.

Exner atmete auf. Gott sei Dank, nun war es bald vorbei! Dann sollte jemand auftreten! er hatte Recht gehabt, nun lag es klar am Tage, daß .. Plötzlich! Poltern von hohlliegenden Brettern. Ein banger Schrei — — Er fuhr, alles vergessend, in die Höh und schrie: „Der Hund!"

Sein Weib erwachte: „Karla, was is dir'n!"

Voll Schreck sank er leise zurück und begann laut und immer lauter zu schnarchen.

Marie wälzte sich noch einigemal hin und her, dann erklangen wieder ihre gleichmäßigen, tiefen Atemzüge: sie schlief.

Dem Horchenden schoß es durch den Kopf: Vielleicht glitt ihm der Stein aus der Hand und fiel auf die Bretter. Ja, anders konnte es nicht sein. Aber der Schrei! Es war ein Schrei . . . und dann: keine Tür hatte sich nachher gerührt. Klose mußte doch unter Dach schlafen; er konnte doch nicht im Freien nächtigen!

Diese und andere Zweifel bestürmten ihn.

Endlich machte er ihnen ein Ende: „Hol dich der Teufel, Esel! meinetwegen

schlaf unter der Erde! Das beste wärs. Du hast nicht mehr verdient und ich wär dich los."

Er drehte sich gegen die Wand, schloß trotzig die Augen und schlief auch ein.

Bald jagten furchtbare Träume durch seinen Schlaf. Er ging fortwährend zu Grunde. Aus einem Tode fiel er in den andern. Bald stürzte er von einem Eisenbahnzuge, und die Räder zerfleischten ihn; bald versank sein Haus in einem Abgrunde, Flammen schlugen daraus hervor und er verbrannte; bald war er auf der Flucht vor einem bleichen, schrecklichen Riesen, der mit einer Schlinge hinter ihm herlief, um ihn zu fangen. Denn er war ein Hagel gewesen und hatte das ganze Land verwüstet, eine Pest, die Tausende umgebracht hatte, eine Hungersnot, eine furchtbare Dürre. Dafür sollte er sterben. Alle Bäume, an denen er vorüberjagte, streckten blutrote Zungen nach ihm aus und langten mit den Ästen nach ihm. In Todesnot flog er auf die Berge, klammerte sich an die Sterne, setzte sich auf den Sturm, kroch in Höhlen. Aber der Riese fing ihn, warf die Schlinge um seinen Hals und schleifte ihn hinter sich her. Doch er starb nicht. Als die Steine des Weges schon alle von seinem Blute rot waren, raffte er sich auf, warf sich verzweifelnd auf den Entsetzlichen und rang mit ihm. Der Schweiß rann rauschend von seinem Leibe nieder, die Augen traten ihm aus den Höhlen. Zuletzt siegte er und zerstampfte den Ungeheuren mit seinen Füßen. Dann wuchs er, wuchs als Baum, als Stein, sah sich um, fand sich in seiner Stube am Walde und sprach dumpf zu sich: „Ich bin in der Hölle."

Da erwachte er, strich sich den perlenden Schweiß von der Stirne und schüttelte die grausen Bilder von sich. Doch kaum war seine Seele hereingewandelt und hatte ihren Vorhof, sein irdisches Bewußtsein, wieder erhellt, als er auch schon die Not seiner Lage sah.

Er raffte die Kleider vorsichtig vom Stuhle vor seinem Bett, beugte sich über sein Weib, um zu sehen, ob sie schlafe, schlüpfte im Hemd in die Wohnstube und kleidete sich hier an. Dann trat er vor das Haus.

Im Westen hing der Mond. Sein rotes Licht wurde von einer weißen Dunstschicht gedämpft, die über den ganzen Himmel gebreitet lag. Es sah aus, als glühe verlöschendes Feuer durch lichte Asche. Die Bäume des Waldes waren von dickem Reif überzogen, der in dem trüben Lichte glitzerte. Von allen Gegenständen gingen leichte, zerfließende Schatten aus, die ihre Wirklichkeit in einen Spuk verwandelten.

In diesem Lichte tastete sich Exner nach dem Brunnenhäuschen und sah zu seinem Staunen den Born offenstehen und die Rodehaue daneben liegen. Geräuschlos brachte er das herausgehobene Brett in seine frühere Lage und verbarg die Haue im Schuppen.

Dann machte er sich auf den Weg, um zu sehen, ob die Grenzsteine auch wirklich verschwunden seien.

Klose hatte alles besorgt. Es standen Steine da, wie alle andern, die Gott erschaffen hat.

Beruhigt begab er sich in sein Haus zurück, denn die Helle im Osten hatte zugenommen. Auf dem Wege nach Erlengrund erklangen Schritte, und er sah einen Männerkopf im Takt des Ganges hinter der Steinmauer auf- und niedertauchen. Der Sicherheit halber kauerte er sich in den Graben. Die Schritte setzten auch einen Augenblick aus, dann strebten sie gleichmäßig weiter und verloren sich im Rauschen des Frühwindes, das ganz leise einsetzte, als wandle es schlaftrunken aus großer Ferne herbei. In der Wohnstube brannte Licht; sein Weib war also auch schon wach. Er guckte verstohlen hinein und fand das Zimmer leer.

„Wo wird se sonst sein, wie bei der Tocke!" murmelte er und meinte damit, sein Weib habe wieder heimlich ihren Gott aufgesucht. Wo aber mochte der Schuster sein?

Exner suchte die Scheuer, den Schuppen, den Stall und, als er sein Weib wieder im Hause hantieren hörte, auch den Heuboden ab. Nirgends eine Spur von ihm. Wieder und wieder durchstöberte er jeden Winkel, jede Ecke. Der Gedanke, Klose habe sich absichtlich verborgen, um ihm Angst einzujagen, führte ihn dazu, nach dem Verschwundenen zu fahnden, als sei er kein Mensch sondern eine Nadel, ein Stock oder eine Feder. In der Scheuer hob er einen Spreukorb und stieß mit einem Stock unter die Pleuder; im Schuppen begann er die Reisigbündel wegzuräumen, obwohl zwischen ihnen und der Wand kaum eine Handbreit Raum war. Er rief in allen Schattierungen nach dem Schuster: neckisch, drohend, gleichgültig. Die Ecken blieben stumm, kein unterdrückter Atem keuchte aus dem Dunkel.

Da kam ihm eine furchtbare Mutmaßung.

Er warf das Reisigbündel hin, das er in der Hand hielt, eilte an den Brunnen und starrte auf die Bretter.

Nein, das war schon die pure Tollheit.

Wenn man eines derselben heraushob, so entstand ein Spalt von anderthalb Fuß Breite. Ja, aber .... wenn man auf das lose Brett tritt, dann kippte es vielleicht ..... in Bangen trat er zurück, begab sich in die Stube, setzte sich an den Tisch, klemmte die Hände zwischen die Knie und begann, den Kopf tief gesenkt, zu sinnen. Aber es war ein Wühlen in einer formlosen Masse.

Endlich rettete er sich wieder in seinem Trotz: „Ist er weg, so ist es für mich das beste; ich bin mein eigener Zeuge, und das Geld bleibt mir, die Hosen und der Rock."

„Was hast'n du mit'm Rocke?" frug seine Frau vom Ofen her.

Um Marie irre zu führen, kniff er die Augen ein, sah mit pfiffigem Lächeln auf und frug: „Na rat, was für'n Rock!"

„Ja, das weeß ich nich!" „Nee, nee, Mariela, Rätsel raten kannste nich, da biste doch nie gescheide genung."

Dazu lachte er beißend.

Nachdem er diese unvermutete Gefahr abgewendet hatte, stand er auf und verließ, seinem Weibe einen höhnischen Schlag auf den Rücken versetzend, das Zimmer. Eine Art Zuversicht war über ihn gekommen und es fiel ihm leichter, an das zu

glauben, was er sich vorschrieb: Der Schuster sei aus Angst vor der Entdeckung seines Frevels fortgelaufen, werde sich bis zum glücklichen Ende des Grenzhandels verborgen halten und dann wieder, wie aus dem Boden gewachsen, im Hofe stehen. Aber die Unruhe wich doch von dem Lahmen nicht; ausgestoßen vom Willen, wühlte sie in den Tiefen seines Wesens.

In den Wänden der Holzhäuser schrotet der Holzwurm, leise und träge. Im Lärm der Arbeit und des Tages hört man sein Graben nicht. Aber in dem Frieden der Nacht tönt sein schwaches Ticken. Wenn die Leute es vernehmen, erschrecken sie und sagen: „Die Totenuhr geht."

Marie nahm keine Veränderung an ihrem Manne wahr, denn ihr Herz hing in den Blütenzweigen ihrer Träume und sang Kinderweisen und Wiegenlieder.

In der Nacht, die diesem unruhigen Tage folgte, überzog sich der Himmel mit schweren Kuppelwolken: es fiel Schnee. In der Kälte des Morgens ließ das Schneien nach, und als es völlig Licht geworden war, ging ein dünner Regen feiner Eiskörnchen nieder, die gegen die Fenster prickelten. Als Exner das sah, war er sehr vergnügt und trat gleich nach dem Ankleiden auf den Hof. Alles war weiß, jede Spur verwischt. Er schlenderte an die Hausecke, lugte nach der Straße, die nach Erlengrund führte und pfiff wie er wohl sonst zu tun pflegte.

Dann ging er zurück und rief seiner Frau, sie solle Wasser holen. Marie trat gehorsam heraus.

„Immer geh hin und tritt of die Bretter!" rief er ihr zu, und als sie, verwundert über diese unnötigen Worte, ihn ansah, fügte er lachend hinzu: „Nee, nee, die sein feste. Ha och kee Bange nich, da kippt kees."

Die Schritte Maries polterten auf dem Belag, das Wasser quoll aus der Röhre, klar und lebendig und füllte beide Gefäße.

„Na, du kindsche Meste!" rief er froh, als er all das gesehen hatte. Lange blieb er dann stehen und betrachtete das Brunnenhäuschen, als könne sich doch Unvorhergesehenes damit ereignen. Aber es stand immer regungslos da und der rote Knopf hielt auf dem kleinen Dächlein wackere Wacht wie je.

Da schüttelte er lachend den Kopf und murmelte: „Was will ich denn noch mehr! Ha ichs nie gesehn! Ma is schon manchmal wie mit m Pürdel vernitet".

Der Schuster mußte ja kommen; aus dem Walde, dem Graben, der Schenke, der Scheuer, irgendwoher. Es gab doch keinen Menschen in Steindorf und der ganzen Umgegend, der etwas anderes erwartete. Er atmete erleichtert auf, als ihm dies einfiel. Seine schwere Sorge schlüpfte in die fleckenlose Erwartung anderer, die nichts wußten von der häßlichen Nacht und von dem Ahnen, das aus ihr wie eine lastende Wolke in seine Seele gestiegen war. Und plötzlich war es ihm, daß sein verborgenes Spintisieren an allem schuld sei und daß noch manches Unangenehme seines Lebens unterblieben wäre, wenn er nicht von jeher „solch verrücktes Zeug im stillen getrieben hätte".

Er tat daher, was alle kleinen Wirtschafter so des Wintertags früh tun, ging

in die Scheuer, warf Garben auf die Tenne und breitete sie, die Ähren gegen die Mitte, in zwei Reihen auf.

Ferne Schritte auf der halbgefrorenen Erde ließen ihn aufhorchen. Schnell warf er die Arbeit hin, ergriff ein Seil, damit es aussehe, als sei er tief beschäftigt und ging über das Höfchen an die Ecke des Hauses. Da sah er, seiner Vermutung gemäß, den Freirichter daherkommen und der Stelle zuschreiten, wo die Mauer gewesen war. Jetzt bog er ab und eilte, um den Weg abzukürzen, querfeldein.

Der Lahme zog die Mütze und rief: „Guten Morgen, Herr Freirichter!"

Der Mann mit dem braunen Barte und dem papierweißen Gesicht gab keine Antwort und strebte eilig dem Orte zu, wo die Grenzsteine stehen mußten, die die Knechte bloßgelegt hatten. Er scharrte den Schnee mit den Stiefeln fort, bückte sich und schüttelte den Kopf.

Als Exner das sah, rief er hinüber: „s is kalt, a ganz hübsch Schneela; aber er wird wieder weggehn. Dr Eschberg is schlimmer dran, druba Hennig Seffe hat gewiß schon de Pudelmütze offe."

Der Freirichter verstand wohl keines seiner Worte, mußte aber glauben, der Klumpen verspotte ihn, richtete sich auf und drohte mit der Faust herüber: „Ich wer Ihn schon kriegen, Freundchen!"

Exner lächelte freundlich, als habe sich der Freirichter nach seinem Befinden erkundigt, und nahm mit einem Gruß die Mütze abermals ab, da der Großbauer sich anschickte, den Rückweg anzutreten.

Am liebsten wäre er ihm nachgelaufen, um zu fragen, wo wohl der Schuster geblieben sei. Er sann unschlüssig, ob er gehen solle oder nicht, bis sich sein Denken in gestaltloses Hinbrüten verlor. Er mußte über etwas klar werden und konnte nicht finden, über was.

Die Stimme seines Weibes erlöste ihn von diesem unfruchtbaren Bemühen. Sie forderte ihn auf, das Wasser zu kosten, welches sie vorhin aus dem Brunnen gepumpt hatte. Ohne weiteres nahm er ihr die Kanne ab, tat einen tiefen Schluck daraus, wischte sich den Mund mit dem Handrücken und sprach ruhig: „Wie de Kresse a so frisch un süße wie Mandelkern. Was soll's denn sein?"

„Was sein soll! Nu, ma hört doch manchmal, 's fällt was ei a Born, a. . . ."

„Ja'ch, ja'ch!" höhnte er, „nee ha, was du a so für ein gescheides Weib bist. Was fällt'n a so nei, ei de Borne?"

„Nu a Katze oder irn'd was."

„Oder ne Kuhe, was? oder, a Mann, was? Verleicht dr Schuster, meenste, weil er seit gestern fort is. Gell och un durch de Bretter, was?"

„Warum wirst'n bleech?"

„Weil ich lach."

„Un du brauchst doch nich mit den Augen a so zu finkeln!"

Exner maß sein Weib mit glühenden Blicken, sein Atem begann zornig zu rauschen; dann zerriß Wut die Maske seiner vorsichtigen Mäßigung! Stoßweise, grollend, immer lauter schrie er:

„Mei Auge finkelt. Mei Hand wird lose, un' gehst du nich glei, da liegt se dir eim Gesichte. Du! Was willst du denn vo mir? Du hast mich schon genung geschindt. Nu soll ich noch fürs Bornwasser kenn! Da geh und frag lieber deine Tocke. Die is ja gescheide genung".

Niedergeschlagen ging Marie davon.

Aber auch den Lahmen hatte dieser Ausbruch nicht aufgerichtet.

Er verfiel in eine heißhungrige Arbeitslust, hackte Holz, drosch allein in der Scheuer, daß alles bebte, grub Abzugsgräben auf dem gefrorenen Felde, spaltete Steine. Ja, er tat völlig Zweckloses. So schob er mit langen Stangen den Schnee von dem Dache, besserte den Weg, obwohl der Schnee schon fußhoch lag, nur, um gegen sein Schicksal zu ringen. Einen geistigen Kampf, ein seelisches Auseinandersetzen gab es für ihn nicht. Er glaubte seine Untat zersägen, mit dem Pürdel zerschlagen, mit dem Beile töten zu können.

Aber die Bilder seiner Furcht wichen nicht von ihm und am Ende der Woche fühlte er sich verlorener als am Anfange.

Indes so der Lahme auf enger Scholle gegen sein Geschick kämpfte, spann sich in Steindorf und nach und nach in der Umgegend ein Netz von Vermutungen.

Das Verschwinden des Klose-Schusters reizte die Neugier der Leute am meisten, die, durch die Kälte in engen Wohnungen zusammengepfercht, gemeinsam an der Entwirrung des Rätsels arbeiten konnten.

Es bildeten sich die verschiedensten, widersprechenden Gerüchte: er sei im Walde erfroren, er sitze wegen Landstreichens im Gefängnisse. Diese Meinungen tauchten anfangs auf und waren einfach und natürlich. Aber sie vermochten das Interesse nicht dauernd zu fesseln, und da sich nichts Neues ereignen wollte, so begann man, das Ereignis immer verwickelter zu erklären. In irgend einem Dorfe war irgend was von irgend jemand gestohlen worden, ohne daß man dem Dieb auf die Spur gekommen wäre. Damit brachte man den Schuster in Verbindung und meinte, er habe sich auf Nimmerwiedersehen mit dem Raube über alle Berge gemacht. Bald war man auch dieser Erklärung überdrüssig und gestaltete ein dramatisches Gerücht. Leise, daß es niemand erfahre, erzählten sich alle, der Lahme halte den Schuster gefangen, nachdem er ihn halbtot geschlagen, denn er sei beim Ausgraben der Grenzsteine von ihm ertappt worden. Ein Mann vom Eschberge wollte in der Frühdämmerung, da er nach seiner entfernten Arbeitsstelle ging, gesehen haben, wie Klose von dem Lahmen am Genick über das Feld geschleift worden sei. Er habe, hinter der Mauer stehend, alles genau gesehen, sei aber aus Angst vor dem Klumpen eilig davongegangen.

Die Abenteuerlichkeit dieser Version zog alle an und jeder fand Gelegenheit, in ihren weiten Maschen noch eine oder die andere Variante anzubringen. Als das Gerücht einigemal die Runde durch alle Stuben gemacht hatte, war es zu einem Roman angewachsen, an dem niemand mehr zu zweifeln wagte.

Jeder erinnerte sich plötzlich einer Grobheit und Roheit des Lahmen; alle fühlten sich bedroht und beunruhigt, das mißhandelte Rechtsbewußtsein forderte Aufklärung.

So stellte sich vierzehn Tage nach dem Verschwinden Kloses seine Schwester Pauline, Paule genannt, auf dem Höfchen, am Freibusche ein, um nach ihrem Bruder zu fragen. Sie traf Marie allein in der Stube.

Dem Mädchen hatte die Kälte arg zugesetzt, und ihr Körper bebte unter der ärmlichen Bekleidung. Die heikle Mission, welche sie unternommen hatte, um zu sühnen, was sie durch ihren Fehltritt am Bruder gesündigt, verstärkte die Schauer, welche von Zeit zu Zeit ihren Leib schüttelten. Nur das abgehärmte Gesicht, das in der ersten Jugend wohl einmal nicht unschön gewesen sein mochte, war leicht gerötet.

Zögernd trat sie ein, grüßte und schlug die Augen nieder.

Marie nötigte sie, auf der Bank Platz zu nehmen, und ließ sich selbst auf einem Stuhl ihr gegenüber, nieder.

Da der Besuch, welcher Marie ganz unbekannt war, keine Miene machte, zu sprechen, sondern seine großen Augen neugierig und ängstlich durch den Raum gehen ließ, frug das junge Weib: „Na, was bringen Se denn scheenes, Jungferla?'

Paule wurde verwirrt, senkte die Augen und antwortete dann feindselig: „Sie kenn mich wohl; aber Se tun natürlich an, als wenns nich wahr wär."

„Un was sollte denn nich wahr sein?" „Ich bin de Paule." „Ja, warum sollte denn das nich wahr sein? Wenn Sie's sagen, da wird's wohl stimmen." „Ach, Sie verstehn mich nich. Vo mei'm Bruder...."

Sie brach ab und sah Marie aufmerksam an.

„Ihr Bruder.... ja wer is'n das?"

„Da sieht ma s, daß alls wahr is! Mein Bruder kenn Se nich, Gustau, a Schuster, der de da aus- und eingegangen is? — Ma siehts. Aber verlassen Se sich of mich, ich geh nich ehnder, bis ich a nich gesehn hab!" Sie nahm die blaue Schürze herauf und hielt den Zipfel vor den Mund.

„Ja aso!... Ihr Bruder is der Klose Schuster... hmhm..."

Marie wußte nicht, wie es kam, daß sie unsicher wurde. Aus den großen Augen vor ihr, die eben noch feucht gewesen waren und nun so entschlossen zu leuchten begannen, da sie stotternd abgebrochen hatte, sprach der feste Wille, ein Rätsel zu lösen, das auch sie nun schon seit Tagen verfolgte. Das Verschwinden des Schusters kam ihr plötzlich auch geheimnisvoll vor, daß sie sich darüber wunderte, wie sie bisher hatte so gleichgültig bleiben können.

Das ging in ihr vor, indem sie einige Sekunden zögerte. Dann setzte sie gewandt ihre Entgegnung fort:

„Mein Gott, wer wundert sich groß, wenn Ihr Bruder fort is! Der is doch bale da, bale dort; er war am, um a zwanzigsten vergangnen Monat bei uns, hat mit zu Mittag gegessen, is naus gegangen und dann hab ich'n nich meh gesehn."

Paule sprang auf, und indem sie an den Tisch trat, schleuderte sie mit bebender Stimme Marie den Verdacht ins Gesicht, den Steindorf und die ganze Umgegend hegten.

„Ha'ch," beendete sie, „Ihrem Manne is alls zuzutraun! Dem is egal, ob der eene Katze oder een Mensch halbtot schlägt."

Da erscholl Räuspern aus rauher Männerkehle.

Erschrocken kehrten sich die Frauen um.

In der Tür stand der Lahme. Ein Krampf ging durch seinen Körper. Die Arme hingen straff am Leibe herab, als trage er schwere Gewichte an seinen Fäusten, die fest geschlossen waren, daß die Knöchel weiß schimmerten. Sein Gesicht war fahl, die Augen lagen tief in den Höhlen, um seine schmalen Lippen stand ein regungsloses Lächeln, mehr eine starre Verzerrung.

Leise und bedachtsam schloß er die Tür, leise und langsam, den Kopf etwas seitlich geneigt, kam er näher.

Marie klopfte das Herz vor diesem furchtbaren Anblick. Sie wußte, daß er sich im nächsten Augenblick auf das Mädchen stürzen würde.

Aber es geschah nicht.

Etwa zwei Schritte vor ihr machte er halt und sah sie lange stumm an mit seinen kalten, bohrenden Augen. Dazu lächelte er verzerrt und stumm.

Paule öffnete den Mund, um zu sprechen, allein sie war so in der Angst, daß sie nicht ein Wort hervorbringen konnte. Mit offenen Lippen starrte sie ihn an, und Tränen traten in ihre Augen.

Der Lahme weidete sich noch eine Weile an ihrem Schrecken; dann sprach er anfangs mit tiefer Stimme, deren Wanken ihr einen weichen Klang verlieh:

„Ich hab alles gehört. 's is gut. Aber — sag's nich mehr ein zweites Mal. Setz Dich, Paule, sag's nich mehr! Siehch Dir meine Hände an. Sag's nich mehr!!!"

Die Drohungen waren immer wilder geworden; aber er begleitete sie mit einem freundlichen Zug im Gesicht, dessen man ihn nicht fähig gehalten hätte.

Dann frug er: „Is Guste nich mei Kamerade vo dr Schule her?" Niemand antwortete.

„Wer hatm unter de Arme gegriffen, wie Du, Paule, am Frühjahre ei dr Schande heem kamst? Ei der Schande, ohne'n Böhmen Geld, zu Deiner armen Mutter ei dr Schande! Was?"

Dem Mädchen strömten die Tränen über das gequälte Gesicht, und sie mußte die Zähne aufeinander beißen, um nicht laut aufzuschluchzen. „Ja un da sollte ich Dein Bruder haun! Weshalb ich denn?"

Exner lachte nach diesem Ausruf schreiend, rüttelte die erhobenen Arme nach der Seite und wurde noch bleicher.

Jetzt wagte es Paule, zu antworten:

„'s heeßt, weil er un hat zugesehen, weil Du . . ."

Es ging doch über ihre Kraft, dem Lahmen die Beschuldigung direkt ins Gesicht zu sagen, und sie bückte sich auf ihren Fuß, als sei da etwas zu ordnen.

Exner lachte wieder, aber es war, als sitze sein Hals in einem Schraubstock. Der Schweiß brach aus seiner Stirn, und er trocknete sie mit zitternder Hand.

„Nu," antwortete er dann, „ich weeß alls, was a Steindorfer Leuten de Köppe mit solchen Madenfliegen füllt. Haha, Ihr, Ihr! ausgemachte Esel seid'r alle, sonst nischt. Wenn Guste wird wiederkommen, da wird er's euch sagen, ob ich an eem

Steene gerückt hab. Ich mich wegen eem so eem Stückel Acker ei's Zuchthaus bringen, da müßt ich Hörner han und Muh schrein. — Wo soll er denn stecken? Ihr müßts ja wissen, wenn 'r's ausgeheckt habt! Komm, Paule, zum Spaße wer ich Dich hinführn, wo De hin willst: ei den Keller, ei den Stall, of a Boden. A Staub aus a Stüben blasen kannste, wenn De willst! — Soll ich etwan de Dielen ufreißen? Haha. — Oder — oder willste ei a Born steigen?"

Er hatte es sagen müssen; eine unwiderstehliche Gewalt hatte ihn dazu gedrängt, als sei das Verfluchte fort von ihm, wenn er es ausspreche. Nun aber seine Stimme, fremd und sicher, wie die eines Anklägers, der neben ihm stehe und alles wisse, in sein Ohr geklungen hatte, fühlte er einen Druck sich auf sein Hirn legen, der zunahm und so stark wurde, daß es war, als schrumpfe sein Kopf zusammen.

Vor seine Augen legte sich eine immer mehr verdunkelnde Wolke. Er mußte die Ofenkante krampfhaft hinter dem Rücken mit den Händen fassen. Alle Gegenstände in der Stube verschwanden, als wollten sie in die Luft aufschwanken.

Endlich war die Schwäche vorüber, und Exner sah wieder ganz deutlich den bunten Stieglitz im Käfig umherspringen. Das machte ihm ein so großes Vergnügen, daß er lachte und lachte, bis ihm die Tränen in die Augen traten.

Schließlich zwang er sich zum Ernste und sprach trocken:

„Na, Paule, komm, wir wern suchen gehen."

Das Mädchen erhob sich und folgte ihm ins Haus. Dort drückte sie sich an dem Klumpen vorbei, sprang flüchtend zur Haustür hinaus und rief herein: „Adje, Exner! Mich fängste nich!"

Der Lahme sah ihr nach und lachte wieder, aber nun klang es, als flattere ein geständertes Huhn zur Erde. Jäh brach er ab, sah sich erschrocken um und ging mit ernstem, bleichem Gesichte wieder in die Scheuer. Marie saß unbeweglich in der Stube und sah mit weitgeöffneten Augen starr auf die Diele, als stehe dort eine unsichtbare Schrift, die sie ganz genau zu lesen vermöge, deren Inhalt aber so entsetzlich war, daß sie von einem Taumel erfaßt wurde.

Warum war ihr Mann nicht aufbrausend gewesen? Warum hatte er sich, entgegen seiner Gewohnheit, in ein langes Gespräch eingelassen? Warum hatte er so grauenvoll gelacht?

Die Antwort stand dort auf der Diele zwischen den Reihen schwarzer Nagelköpfe.

Ueber das Glück, das sie in sich trug, legte sich ein Schleier, der die schönen Bilder ihrer Hoffnung einhüllte und still entführte. Wie ein abgeerntetes Feld war ihre Seele, und hinter dem schwankenden Grau, das die Träume abräumte, blieb eine wüste, leere Fläche zurück, gleich dem umgebrochenen Stoppelfelde, das aussieht wie ein Friedhof, mit unzähligen, frisch aufgeworfenen Hügelchen.

„Alle meine Zukunft ist tot," sann sie, „begraben und beginnt zu verwesen." Ja, und plötzlich nahm sie wirklich jenen süßlichen, beklemmenden Geruch wahr, der

von Leichen ausgeht. Hastig holte sie Atem, aber es verhielt sich so. Nun schmeckte sie ihn auch.

In Angst aufspringen, die Tür aufreißen und im Hause atmen war eins. Der Geruch lag auch hier.

Sie hielt den Atem in gespannter Brust an und das Herz mitten im Schlage, trat vor die Haustür und öffnete den Mund, um draußen in der frischen Winterluft diese schreckhafte Sinnestäuschung loszuwerden. Aber kaum hatte der kalte Strom ihre Zunge berührt, so rief sie mit gellender Stimme: „Karla! — Karla!!"

Sein großer Kopf kam zögernd aus der niederen Scheuntür heraus. Auf seinem Gesicht malte sich verzweifelte Erwartung. Als er niemand als sein Weib sah, wollte er sich still wieder zurückziehen.

Allein Marie rief in höchster Aufregung: „Karla, komm raus und riech!"

Er überlegte einen Augenblick, zwang dann ein Lächeln auf sein Gesicht, trat heraus und roch in die Luft. Er wollte einen Spaß machen; die Worte blieben ihm aber wie eine Rinde auf der Zunge sitzen. Mit Mühe zerrte er endlich die Frage hervor: „Wonach solls denn riechen?"

„Nu, riechst Du nischt? 's riecht nach Toten!"

Dem Lahmen war es, als solle er umfallen. Doch in namenloser Anstrengung lächelte er immerzu, der Schweiß trat aus seiner Stirn, und hilflos ruhte sein erlöschendes Auge auf Marie. Die Zähne im Munde schlugen aufeinander, und gehaucht, als sage es seine Seele, ohne sich der Sprechwerkzeuge zu bedienen, kam es über seine Lippen: „Der Schuster fault."

Niemand hatte es gehört, selbst sein Ohr nicht. Aber an seinem Herzen war das Bekenntnis nicht spurlos vorübergegangen. Und merkwürdig, dieses Selbstgeständnis ward eine Befreiung. Der Taumel fiel in ihm zusammen, der Schreck verschwand, kein Hämmern auf den Nerven, sein Auge kalt und still.

Er warf seinem Weibe einen geringschätzigen Blick zu und kehrte, ohne weiter ein Wort zu sprechen, in die Scheuer zurück.

Dort legte er sich aufs Stroh und genoß die Wandlung seiner Natur. Das Gefühl unbeschränkter Sicherheit kam immer stärker über ihn. Er stand unerreichbar über allen Menschen. Hatte seine Seele früher nur eine undeutliche und sehr verschrobene Ansicht über Gut und Böse gehabt, so war dieser Unterschied jetzt ganz ausgelöscht. Nicht, als ob der Lahme das gewußt hätte; es zeigte sich nur, wie er darüber nachsann, den Verfolgern zu entgehen, die ihn umringten und deren Zahl täglich wachsen mußte. Ohne die geringste Scheu begann er jetzt über seine Lage nachzusinnen.

Er hatte, wenn auch ohne die Hand zu rühren, den Säufer in den Brunnen getrieben. Anstatt sich darüber Vorwürfe zu machen, geriet er in einen Zorn über den Dämlack, der durch eine Ungeschicklichkeit ihn in eine solche Klemme gebracht hatte. Was mußte zunächst geschehen? Wie wärs, wenn er die Leiche herausholte und irgend wo im Walde verscharrte! — Das ging nicht. Seiner Frau konnte es kaum verborgen bleiben, wenn er in der Nacht herunterstiege, und dann

die Gefahr für ihn. Ein Fremder? Nein, das hieße den Kopf bald in die Schlinge legen.

Das Beste war, die Sache drauf ankommen zu lassen. Er schlug sich alle Bedenken aus dem Kopfe. Was hatte er auch zu befürchten! Niemand konnte beweisen, er habe den Tod des Schusters verschuldet, oder den Menschen getötet, oder die Grenzsteine vernichtet. Aber indem er das sann, stieß er auf einen Umstand, der ihn doch besorgt machte! —

Die Grenzsteine! — Wenn durch irgend einen Zufall Klose im Brunnen gefunden würde, so mußte man auch die Grenzsteine dabei entdecken.

Das war wirklich die einzige Gasse, auf welcher das Verderben ihn erreichen mußte.

Er wühlte sich tiefer ins Stroh, nahm einen Halm zwischen die Zähne und grübelte, wie er dieser Gefahr entrinnen könnte.

Es kostete ihn anfangs Mühe, die Möglichkeiten scharf zu erwägen und auseinanderzuhalten, weil er die geistige Arbeit gar nicht gewöhnt war. Allein die unausgesetzten Qualen der letzten zwölf Tage hatten seinen Geist auf einen Punkt zusammengerissen und geschärft. Es zeigte sich, daß er gar nicht der beschränkte Klumpen war, für den ihn die Leute hielten. Durch sein frühes Unglück am Aufflug gehindert, in eintöniger Umgebung und seinem trotzigen Vorsatze verkümmert, war er geistig zurückgeblieben. Dafür hatte sich sein Wille übermächtig entwickelt. Mit dieser unbeugsamen Hartnäckigkeit bestand er nun auf seiner Rettung. Nach langen Stunden war der Plan dazu fertig.

Er wollte Steine herbeischaffen und in den Brunnen schütten. Immer unter zwei Kastenkarren mußten ein oder zwei verwitterte Grenzsteine vermischt werden, die er auf einem fremden, entfernten Felde oder im Königlichen Walde nächtlicherweise heraushob und ungesehen im Sack nach Hause trug. Damit wurde die Entdeckung der Leiche des Schusters, konnte er seine Frau zur Verschwiegenheit bringen, vereitelt. Stieg die Polizei, die bei der Aufregung der Umgegend dem Verschwinden des Schusters nachforschen mußte, dennoch in den Brunnen, nun, so fand man eben den Toten und er konnte ruhig hundert Eide schwören, daß er sein Unglück nicht verschuldet habe. Gleichzeitig mußte das Vorhandensein so vieler Grenzsteine die Begebenheit des Grenzfrevels vollkommen verwirren. Und wenn er sich nicht gar zu tölpelhaft stellte, konnte er hoffen, wenn auch nicht ungerupft, noch einmal aus der ganzen Verwicklung herauszukommen. Befriedigt richtete sich Exner auf. Freilich würde seine Frau sich über die ganze Steinfahrerei wundern und, mißtrauisch, wie sie schon einmal war, ihn mit allerhand Verdächtigungen quälen. Da wollte er ihr denn sagen, daß das teilweise Anfüllen des Brunnens mit großen und kleinen Steinen notwendig sei, um das Wasser von der schlammigen, faulen Sohle weiter zwischen dem Gestein heraufzutreiben, damit es auf diesem Wege seine erdigen Beimischungen absetze und den schlechten Geschmack verliere.

Diese Erklärung konnte er auch der Polizei gegenüber gebrauchen.

Nachdem er so mit sich ins Reine gekommen war, lachte er befriedigt, rieb sich die Hände, zog den Kopf zwischen die massigen Schultern und trat durch das kleine Türchen in den Hof. Der Himmel glühte in einem schimmernden Blaugrün, in dem lange, ausgefranzte, brennend rote Streifen lagen. „Verknucht, 's is ja Abend!"

Noch hatte er seit dem Frühstück nichts gegessen.

Er stellte sich, als habe er geschlafen. Seine Augen reibend trat er in die Stube und verlangte unter Gähnen, zu essen.

Sein Weib saß am Tisch, ihr Gesicht der dämmrigen Stube zugewandt. An ihrer Stimme erkannte man, daß sie geweint habe; es war, als klebten die Worte aneinander.

„Ja, du willst essen?" frug sie in schmerzlichem Verwundern.

Der Lahme ließ sich schwer auf die Bank fallen und antwortete gutgelaunt: „Nu'ch, ich ha doch keen hölzernen Magen. Wenn ich au geschlafen hab; der Hunger is doch gekommen."

„Du hast geschlafen, du?" „Nu, darf ich denn nich?"

„Ach dürfen schon, aber können!"

„Können, ich dächt, daß ichs kann," und der Klumpen begann laut zu schnarchen.

„Karla, wenn ich nich of dr Stelle verrückt wern soll, hör of zu schnarchen!" rief sie verzweifelt und begann zu schluchzen.

„Ihr Weiber könnt eben nischt wie flerrn un Kinder kriegen."

„Soll ma da etwan noch tanzen! Draußen eim Borne liegt der Schuster. Un ich weeß nich, erschlag mich ofm Flecke, du bist schuld."

Der Lahme saß eine Weile stumm da, den einen Ellenbogen auf den Tisch gestützt, und sah vor sich hin. Dann lachte er verächtlich hinaus. „Haha, mußt du denn au verrückt sein, wenn de Steindorfer Leute um a Verstand komm', durch de Banke, alle mitnander."

Sie schüttelte den Kopf und weinte leise weiter.

„Wenn der Schuster nundergefallen wär', da hätt doch müssen der Born offestehn," fuhr Exner zu reden fort; es klang, als fertige er eine müßige Belästigung ab. „Denn durch de Bretter kann er doch nun eemal nich fallen. Un warum ei aller Welt hätt ich den Schuster, der mr nischt getan hat, ei den Born schmeißen sollen! Gefimper, nischt wie Weibergefimper!"

Marie schüttelte wieder den Kopf.

„Aber Karla, der Geruch, der Leichengeruch!"

„Das is das schlechte, faulige Wasser, was de jetze vom Berge herzutritt und der Lehm, of dem's steht. Hättste och geschmeckt, kaum wie dr Born fertig war, wie Freiwald de erschte Flasch vll raufbrachte, genau wie Jauche. Der scheene Freiwald! Jetze is derselbe Geschmack. Ich wer halt müssen eenige Fuhren Steene neifahrn, daß's ruffömmt aus dem Morast. Und Das glei, ehs harte und feste gefriert, zentrum. Was? Meenste nich au Marie, das wär's Beste."

Marie schwieg. Sie hatte den Kopf gesenkt und schien etwas zu überlegen.

Dann fuhr sie auf, zündete am Ofen ein Licht an und trat an Exner dicht heran, daß sein Gesicht hell erleuchtet wurde. —

„Sieh mich an, ganz, mach de Augen weit uf!" sprach sie mit tiefernster vibrierender Stimme.

Der Lahme blinzelte ins Licht und dann wieder auf sein Weib, aber er hielt den Blick dieser blauen, verzweifelten Augen nicht aus.

Als das junge Weib das wahrnahm, begann ihr Arm zu zittern, daß sie den Leuchter auf den Tisch stellen mußte.

„Steh uf vo dr Banke — und tritt her zu mir — vors Licht."

Ihre Stimme war leise, doch von einer seltsamen Tiefe.

Exner ward es unbehaglich, aber lächelnd gehorchte er.

„Schwör mir beim Lichte un bei dr Sonne, daß du nich schuld bist, wenn dr Schuster ei'm Born liegt, schwör mirs beim Himmel und allen Heiligen. . ."

„Mit allen Sechsen, wenn De willst."

Er unterbrach sie und hob bereitwilligst die Hand.

Aber sie zog seinen Arm nieder und fuhr fort:

„Und daß der Herr uns alle trifft, wenns nich wahr is und verflucht, zerreißt un ei alle Winde treibt die Menschen, das Haus, das Holz samt den Steinen!"

Den Fluch sprach sie mit psalmodierender Stimme, feierlich getragen. Dann setzte sie mit einem tiefen Atemzuge aus und sah ihm forschend ins Gesicht.

Keine Fiber rührte sich darin; es war mürrisch wie ein Astknorren.

„Nach, soll ich etze?" frug er endlich.

Marie rührte sich nicht; sie stierte ins Licht, und langsam rannen Tränen über ihre blassen Wangen.

Dann sagte sie tonlos: „Laß — laß sein — nee, nee — lieber nich —" und verwandte den Blick nicht von der Flamme.

Der Lahme setzte sich schweigend, und auch sie kehrte an ihren Platz am Fenster zurück, wo sie hockte, wie zusammengedrückt, mit demselben Blick ins Leere. Plötzlich erhob sie sich leise und ganz langsam, wie Träumende im Bett sich aufrichten in banger, beängstigender Mitternacht, und mit suchendem Schritt, als gehe sie durch dichte Finsternis, bewegte sie sich zu ihrem Manne hin, hielt vor ihm und streichelte ein paarmal seinen Scheitel. Schweigend und ihre eiskalten Hände bebten dabei.

Darauf begab sie sich wieder an die andere Seite des Tisches, saß da, hatte die Hände gefaltet und bewegte lautlos die Lippen, bis sie in eine schmerzensstarre Haltung verfiel und mit ihrem blassen Gesicht einer jener Statuen leidender Büßerinnen glich, die uns in dem Dämmer katholischer Kirchen das Herz mit so dumpfem Weh beladen.

„Karla" sprach sie schüchtern.

Der Lahme hob den plumpen Kopf.

„Laß mich meine heilge Mutter und de Engale hulln. Karla, gell och, du hast nischt dawieder?"

Ihre Stimme hatte einen Klang rührender Liebe.

Exner fuhr unwirsch in die Höhe, weil „bei der ganzen Geschichte wieder nischt als Weibergefimper" herausgekommen war, tat einige lange Schritte in der Stube hin und antwortete dann gleichgültig: „Jees ja, freilich. Weger mir, immerzu," und verließ eilig das Zimmer. Nach einigen Minuten stand die Muttergottes mit ihren zwei Engeln wieder auf dem Eckbrett über dem Tisch und sah mit starren Punktaugen nieder in den Raum, in dessen Dunkel das kleine Licht an tausend verschmachtenden Glühfäden hing.

Gegen acht Uhr, nach dem Abendbrot, suchten beide das Bett auf.

Marie versank bald in Schlaf und träumte von blühenden Lichtbergen, aus deren Gebüsch geflügelte Kinder niederflatterten.

Der Lahme lag lange mit offenen Augen da und ließ den Tag an sich vorüber ziehen, stieß endlich einen verächtlichen Laut aus, wickelte sich ins Bett und schlief auch ein.

Draußen aber spielte der Nachtwind mit dem Atem des Todes.

Doch ehe der Lahme mit der Gewinnung alter Grenzsteine und dem Verschütten des Brunnens beginnen konnte, fingen die Steindorfer auf eigene Faust ein Ermittlungsverfahren gegen ihn an. Späher umlauerten Tag und Nacht sein Gehöft. Pischkewill um Pischkewill, wie man die Schmähbriefe hier nennt, klebte an seiner Tür, dem Brunnenhäuschen oder flatterte, von ungesehener Hand geworfen, vor seine Fenster. Die zur Schule gehenden Kinder standen schreiend auf der Mauer, wiesen erregt nach seinem Hause und liefen, wenn er sich sehen ließ, mit dem Rufe: „A kimmt, a kimmt!" eiligst davon. Und als er sich aufraffte, dem Gerücht die Stirn zu bieten, mit einem derben Stock bewaffnet durchs Dorf schritt, im Gasthaus saß, Passanten unter nichtigem Vorwand auf dem Wege zu einem Gespräch preßte, da mußte er die Wahrnehmung machen, daß er von den Meinungen und Absichten der Leute nichts erfahren konnte. Man stahl sich von ihm, um aus gesicherter Weite eine Drohung nach ihm hinzuschrein, auszuspeien, oder ihm die Faust zu zeigen. Störrisch zog er sich in das Netz zurück, das ihre feige Emsigkeit um ihn gesponnen hatte und lag auf der Lauer, wie er listigerweise doch noch zur Ausführung seines Planes kommen könnte. Allein es gelang ihm nichts, als in einer finstern Nacht einige Grenzsteine von der fernen Gemarkung Petzdorfs unter großen Schwierigkeiten herbeizuschaffen und im Schuppen unter den Reisigbündeln zu verbergen.

Dabei mußte er ängstlich sein Weib hüten, damit sie mit niemandem zusammenkomme. Er besorgte alle Einkäufe selbst und war immer auf der Jagd nach den vermaledeiten Pischkewillen.

Marie klagte nie und verdächtigte ihn mit keinem Worte. Nur vor seinen plumpen Zärtlichkeiten, mit denen er sie nun häufig verfolgte, floh sie entsetzt. Sie ging mit langen, festen Schritten umher, ihr Gesicht trug einen gespannten Ernst. Mit harten, überwindenden Bewegungen, wie ein Mensch in großer Kälte arbeitet, rührte sie sich bei ihrem Tagewerk. Schlug der Wind irgendwo eine Tür zu

oder klang ihres Mannes Schritt unvermutet von dem Hofe her, so fuhr sie zusammen, lief mit erbleichendem Gesicht ans Fenster und spähte lange den Weg hinauf, um dann stumm und versunken, gleich einer Verschollenen, weiterzuschaffen.

Nur die Ampel vor der heiligen Mutter auf dem Eckbrett brannte ohne Unterbrechung, selbst am hellen Tage und in gar mancher Nacht, wenn der Lahme durch ein schreckhaftes Gesicht aus unruhigem Schlaf gerissen, nach ihrem Lager griff, fand er das Bett kalt und leer und hörte durch die Tür ihr monotones, leises Gebet.

Aber sie vermochte nicht den rollenden Stein der Vergeltung aufzuhalten.

Infolge einer anonymen Denunziation stellte sich eines Morgens der Wachtmeister Stief aus Malsdorf auf dem einsamen Höfchen am Freibusch ein, um den Klumpen über das Verschwinden der Grenzsteine und des Schusters zu verhören und das Haus samt seiner näheren Umgebung einer peinlichen Untersuchung zu unterwerfen.

Exner war ehrerbietig, freundlich, spielte den Gebückten, aus gekränkter Ehre Kummervollen, wurde brutal, tat tölpelhaft, sprach Lügen mit unbefangener, blöder Miene, redete Wahrheiten mit jener unsicheren Stimme und jenen ausweichenden Blicken, welche die Notlüge charakterisieren, überlistete den Wachtmeister vollständig, der, je aussichtsloser sich das Verhör gestaltete, immer mißvergnügter wurde und zuletzt nur noch auf dieser und jener Nebensächlichkeit herumritt, um den Lahmen gehörig zu stäupen. Marie lief es heiß und kalt über den Rücken, als sie ihren Mann in solch glatter Verachtung der Wahrheit mit dem Hüter des Gesetzes umspringen sah. Mehrere Mal öffnete sie den Mund zum erlösenden Schrei; aber Exner zwang sie, ihre Aussagen auf der Linie seines Zeugnisses zu machen. Endlich traf der Wachtmeister Stief Anstalten sich von seinem Sitze am Tisch zu erheben.

Er ließ seinen stöbernden Blick rund um die Stube laufen, strich, zur Erde sehend, seinen schwarzen Schnurrbart und kommandirte dann: „Nu woll mr mal nachsehn!"

Dienstbeflissen sprang der Lahme hinzu und öffnete die Tür. Im Hinausschreiten herrschte Stief ihn an:

„Machen Sie keine Dänste! Wo haben Se die Steine hingeschafft?"

Exner versicherte zum hundertsten Male, daß er ihm darauf keine Antwort geben könne, weil er mit den Grenzsteinen nichts zu schaffen gehabt habe, und bat ihn, sich doch die Mühe zu nehmen, sein ganzes Haus und alles, was drum und dran hänge, zu untersuchen, damit endlich der ärgerliche Verdacht von ihm genommen werde.

Stief ließ sich nicht irremachen und wenn er sich auch von der Haussuchung nichts versprach, so hatte er doch Gelegenheit, den Hartgesottenen nach allen Regeln der Kunst zu bearbeiten, weich zu machen und hoffte dies oder das zu finden, das seiner festgefahrenen Kombination einen neuen Weg wiese. Er stieg treppauf und treppab, schnurrte mit klapperndem Mundwerk überall umher, setzte

ihm mit immer stärkeren Drohungen hart zu, klopfte ihm endlich in einem dunklen Winkel auf die Achseln und flüsterte ihm herzlich zu, nun könne er es ihm sagen, sie seien unter vier Augen, er habe auch ein Gemüt und werde zu schweigen verstehen. Als sie im Schuppen an dem Stoß Reisig standen, kam dem Lahmen wirklich der Gedanke, ob es nicht besser sei, dem Wachtmeister zur Auffindung der gestohlenen Grenzsteine zu verhelfen, denn er hatte eine unbestimmte Hoffnung, dadurch den Gang der Untersuchung auf einen toten Weg zu leiten und begann tatsächlich, Bündel um Bündel herabzuwerfen.

„Was machen S'n da?" frug barsch der Behelmte.

„Sie sollen sehn, ob die Steine dahinter sein," antwortete Exner und warf Stief ein andres Bündel vor die Füße.

„Sie — Sie — Astloch, haha! Stief sucht nach seiner Nase, verstehn Se mich," rief der Wachtmeister verächtlich und kroch durchs Türchen ins Freie.

Exner hatte ihn bis zum Brunnenhäuschen begleitet, machte abermals eine ungeschickte Verbeugung und wollte ins Haus.

Plötzlich spuckte Stief aus und schrie: „Pfui Teifel! was is das für ein Gestank in Ihrem Hofe. Wie in einer Leichenhalle!"

„Das is das Wasser, Herr Wachtmeester, da, sehn Se, da hat ma siebzig Ellen gegraben, das scheene Geld hamfelweise ei de Erde geschmissen, un nu hat das Wasser een Geschmack, daß Mensch und Vieh krank drvo wird. A so gehts eem armen Manne. Wollen Se emal kosten? s is nich zum trinken!"

Stief sah ihm unverwandt ins Auge.

Der Lahme fühlte, wie sich ein Häutchen über seine Augäpfel zog, und hob die Hand, um es fortzuwischen.

„Komm Se mal her zu mir!" befahl ihm Stief mit unheilschwangerer Stimme.

Nach einem kurzen Zögern gehorchte der Lahme; aber nun war es ihm, als hüpfe das Brunnenhäuschen auf und nieder und den Wachtmeister sah er wie erlöschen.

„Ja, ja," sprach er dann noch und ging auf den grauen Punkt vor ihm los.

Gott sei Dank! Er hatte es getroffen. Drei Schritte vor der blankknöpfigen Brust war alles wie sonst und mit gut geheuchelter Einfalt sah er Stief an.

„Wissen Sie was?" frug dieser drohend und zeigte auf den Brunnen: „Wissen Se was? — Ich wer . . ."

Er unterbrach sich aber, griff rasch in die Tasche und schrie: „Die Hände her!"

Der Lahme warf einen Blick auf den nahen Wald und sah, wie die Bäume auf ihn zuzumarschieren begannen, die Erde donnerte unter ihnen und Rauschen erfüllte die ganze Luft. Er erkannte, daß kein Entrinnen möglich sei, und streckte mit irrem Lächeln seine Arme aus.

Stief aber hatte sich plötzlich eines anderen besonnen, versenkte die Handschellen wieder in seine Hosentaschen, sah auf die Uhr, pfiff, blinzelte Exner an und mit den Worten: „Ach was, da is gar nich dran zu tippen," machte er Kehrt und ging davon.

Er hatte die Absicht gehabt, den Lahmen zu verhaften, weil es ihm unabweis-
lich sicher schien, die Leiche des Schusters liege im Brunnen. Im nächsten Augen-
blicke war aber durch den Gedanken an eine Blamage, wenn eine Katze, ein Hund
oder gar nichts im Loche da unten gefunden würde, seine sensenscharfe Sicherheit
verschwunden, und er machte sich mit dem Vorsatz auf, erst die Veranlassung des
pestilenzartigen Geruches zu erforschen, und dann mit zwingender Berechtigung zu
tun, wozu ihm seine Hand zuckte. Zudem war es elf, sein Magen leer und seine
Kehle von dem vielen Sprechen rindetrocken. Mit eiligen, langen Schritten
steuerte er der Schenke zu. Sein Säbel schlug an die Schäfte der langen Stiefeln.
Allmählich verlor sich das klirrende Klatschen in der Weite.

Der Lahme wagte nicht, sich zu rühren. Der weggeschaufelte Schnee kauerte
wie eine Schar lauernder, weißer Katzen um ihn, die bei jedem Schlag des Säbels
aufsprangen, wild durcheinanderquirlten und sich wieder hinhockten. Wie die
Schritte mit dem Geklirr immer undeutlicher wurden, beruhigte sich der Schnee,
und als es ganz still war, lagen die tausend weißen Schaufelbrocken regungslos
um ihn und glotzten zu ihm hinauf wie die Totengesichter bis an den Hals
eingegrabener Menschen. Exner hatte eine Zeitlang die Gewißheit, daß sie alle
anfangen müßten zu schreien, wenn er nur den Versuch mache, sich zu rühren.

Endlich wagte er sich umzudrehen und gewahrte Marie am Fenster stehen, das
verfallene Gesicht an die Scheibe gedrückt, so, als sei sie längst gestorben, von
einem Unbekannten aufgehoben und gegen das Licht gelehnt worden. Er wußte,
sie sei vor dem Schließeisen des Wachtmeisters so erschrocken, und um ihr zu zeigen,
daß das Erheben und Hinstrecken seiner Hände vorhin keinen andern Grund, als
den einer schrullenhaften Gewohnheit von ihm gehabt habe, hob er die Hände aber-
mals gegen den Brunnen und besah sie sich genau, als wisse er gar nicht, daß sein
Weib ihm zusehe. Dann begann er, mit der Rechten den Schwengel zu bewegen
und streckte die Linke unter das Ausflußrohr, damit es den Anschein habe, er
wasche sich die Hände. Es kam kein Wasser. Er pumpte mit zwei Händen. Die
Röhre blieb trocken. Nun riß er den Schwengel in wilder Hast auf und nieder.
Das Brunnenhäuschen schütterte, die Kolbenstange ächzte auf und ab. Das
Wasser blieb aus. Darum stellte er sich nach ein paar heftigen Schwüngen dicht
an das Häuschen, und wusch sich die Hände in der Luft, trat zur Seite, schlug sie
sich trocken, ging in die Stube, faßte Marie um den Leib und setzte sich auf die
Bank an den Tisch.

Marie sagte kein Wort, sondern sah in der Richtung ihres Gesichtes gradeaus.

Dem Klumpen war es gar nicht mehr zweifelhaft, daß auch sie wisse, alles sei aus.

Nachdem er eine Weile mit zwischen die Kniee geklemmten Händen gesessen hatte,
waren ihm drei Pläne gekommen. Er mußte Steine in den Brunnen werfen,
um seine Untat zu verbergen, es war notwendig, selbst die Auffindung des Schu-
sters zu betreiben, um den Verdacht der Täterschaft von sich abzuweisen; er mußte
ohne Auf- und Umsehen alles stehen und liegen lassen, um nur sich in Sicherheit
zu bringen.

Er erhob sich und schritt unverzüglich an die Ausführung.

Im Schuppen warf er den Reisigstoß vollends auseinander, trug die vier gestohlenen Grenzsteine heraus und zerschlug sie mit dem eisernen Pürdel in kleine Stücke. Diese lud er in einen Kastenkarren und fuhr sie zum Brunnen. Dort ließ er sie stehen, hob eine Feuerleiter vom Dach und band beide mit Stricke aneinander. Darauf trat er ins Haus, zog sich um und ging ins Dorf, kalt und steinern, wie ein harter Mann, in unaufschiebbarem Geschäft einherschreitet.

Er fand den alten Freiwald bei seiner Winterarbeit, der Fabrikation von Wirtschaftsgeräten. Als der Klumpen in die kleine Stube eintrat, erhob sich der Greis betreten, rückte die große Brille auf seine Stirn hinauf und bot ihm einen Stuhl an. Kurz, ohne Umschweife trug Exner ihm seine Bestellung auf: der alte Brunnenbauer solle morgen früh einmal zusehn, was es für eine Bewandtnis mit seinem Born habe. Seit Tagen sei das Wasser ausgeblieben. Er, Exner, könnte ja den Brunnenbauer aus Petzdorf holen, aber Freiwald habe nun mal den Born getrieben und werde darum die Sache gründlicher machen als irgend ein anderer. Die Feuerleitern seien aneinander gebunden, alles liege parat, er selbst könne nicht zugegen sein, weil er Termin habe.

Freiwald machte diese und jene Einwendungen. Der Lahme beschränkte sich darauf, seinen Auftrag zu wiederholen, gab dem Alten freundlich die Hand und ging.

Auf halbem Wege, unter den Erlen eines Tümpels stand plötzlich sein Bruder Joseph vor ihm. Er trug einen halben Sack Brotgetreide auf der Schulter und wollte zur Mühle.

Nach der Begrüßung frug der Jüngere: „Na, Karla, wohin willst'n Du?"

Der Lahme war versucht, seines Bruders weiche, hohe Stimme spöttisch nachzuäffen, unterdrückte aber den Drang und antwortete:

„Zu Dir. Du wirst wohl wissen, wie's mit Meiner steht, und da ich morgen in de Stadt zum Termine muß . . ."

„Jach, wie weit is'n, wie stehts'n mitm Freirichter?"

Ohne auf seine Unterbrechung zu achten, fuhr der Lahme fort:

„Da möcht ich Marie nicht allene lassen, denn ma weeß immer nich, was mitr wird. 's is schon zu nahe."

„Nu denk, 's wird nich gut gehn, jedoch aber . . ."

„Jedoch aber," fiel der Klumpen ein und stieß ein häßliches Lachen aus. „Was denn, jedoch aber! Ha ich amal jedoch aber gesagt, wenn de Zinsen nich zum Punkte kam'?"

„Nu, Karla, siehch och, mir han selber een kranke Kuhe, un drnach muß ich eigentlich morgen nach Rolling. Endlich is doch aso weit."

„Ich bin kee Leiermann, und was geht mich Dein Rollinger Geschichte an!"

„Du brauchst doch nich schon wieder wilde zu wern."

„Nach, was is Dir lieber, Du gibst mir zu Johanni de tausend Taler oder de Kathe kommt morgen un bleibt bei dr Marie."

„Aber, Karla, wir sein doch Brüder. Müß mr denn immer Prügel reden.“

„Brüder! Ich kenn Dich! Dir wärs am liebsten, ich hinge morgen schon am Galgen.“

Plötzlich bemächtigte sich seiner eine nicht zu bemeisternde Angst. Mit erlöschender Stimme bat er:

„Joseph, um Himmels, Maria Christi willen! Tu mr den eenzigen Gefallen und schick mr de Kathe morgen. Du weeßt nischt, und ich kann Dir nischt sagen.“

Dann wurde es grau um ihn, er hörte und sah nichts mehr.

Als er wieder aufschaute, saß er mutterseelenalleine auf einem Steine und hielt einen Ballen Schnee in der Hand, den er mit steifen Fingern knetete. Ein leiser Wind blies da und dort Schleierchen aus der Schneedecke, die wie stumme Vögel eine Strecke hinflogen und sich dann wieder niederließen. Es war ein eiliges Huschen rund um ihn.

„Kommt och, immer kommt“ murmelte er drohend auf das Spiel des Schnees hin, „immer kommt!“

Nachdem er das dreimal gesagt hatte, fiel es ihm ein, sich seinem Bruder gegenüber verraten zu haben. Nun blieb ihm weiter nichts mehr übrig als sofort zu fliehen. Durch den Waid eilte er nach Hause, warf sich auf die Radwer, fuhr sie ins Feld und überschaufelte sie mit Schnee. Dann band er die Feuerleitern auseinander. Den letzten Knoten konnte er nicht lösen, ließ alles liegen, lief auf die obere Stube, steckte das Sparkassenbuch in die Rocktasche und ging dann noch einmal auf den Heuboden, um zu sehen, wie lange er mit dem Futter reichen werde. Das Mondlicht hing durch die Dachluke, und bei dem Winde war es, als werde ein weißes Tuch von draußen hereingeblasen. In dem ungewissen Scheine bückte er sich und griff in dem Heu umher. Je länger er in den raschelnden Halmen wühlte, desto unfaßbarer wurde es ihm, alles zu verlassen: die Kühe, die Schweine, das Haus, den Acker, das Geld. Nur dieses ärmliche Buch rettete er von allem. Er, der ganz Steindorf unterjochen wollte, den Freirichter gängeln, er, der alle zusammenhauen konnte wie ein Taschenmesser, wenn er wollte! Wie ein Hund sollte er über die Straße laufen, gehetzt, verarmt.

In Wut raffte er mit beiden Händen das Heu auf und warf es gegen den Mondschein. „Hunde!“ schrie er, „Brut!“

„Mei Geld! mei Geld! mei Haus! mei Acker!“ er röchelte nur mehr.

Plötzlich fühlte er, wie der Fußboden sich hob, Knistern lief durch die Schindeln, Trommeln hämmerten in den Wänden unter ihm. Alles begann zu kreisen, brausend drehte es ihn, er erhielt einen Schlag gegen den Kopf. Alles um ihn stand in spritzendem Feuer. Dann brach er zusammen.

Gepolter und Kuhgebrüll trieben ihn zeitig früh aus der Betäubung, in der er die ganze Nacht gelegen hatte.

Er setzte sich auf, um einen klaren Gedanken zu fassen. Zuletzt hatte er es beisammen, was unbeweislich war. Er wollte nach Landeck, das Geld auf der Sparkasse erheben und dann über die böhmische Grenze entweichen. Stumpf,

trotzig, erhob er sich, bahnte sich einen Weg durch das Heu und stieg hinunter in die Stube.

Sie war eiskalt. Das graue Licht der ersten Frühe hing darin. Niemand war zu sehen. Die Betten in der Schlafkammer unberührt.

Endlich entdeckte er sein Weib vor dem Tisch liegend, zusammengeringelt wie ein Tier. Er rüttelte an ihr.

Sie stand auf, taumelte, ging am Tisch hin, ließ sich auf die Bank nieder und starrte auf den Boden.

Dann hob sie das Auge, ließ es über ihn gleiten und sagte tonlos: „Es bleibt Dr nischt anders übrig." Der Lahme nickte stumm.

Wie sie wieder emporsah, bemerkte sie, wie er bleich wurde, erdfahl. Immerfort nickte er mit dem Kopfe und schlang, daß sie das Drucksen des Kehlkopfes hörte.

Scheu streckte er ihr endlich die Hand hin. Sie schüttelte das Haupt.

Er ließ den Arm sinken und ging, den Kopf auf die Seite geneigt, holpernd zur Tür hinaus, ohne sich umzuwenden. Im Hause stand er einen Augenblick still, hustete einigemal pfauchend und verließ mit schweren Schritten das Gehöft.

Dann war nur noch das Picken der Uhr lebendig.

Marie wandte starr den Kopf und sah zum Fenster hinaus. Der Wald stand wie eine undeutliche Wand in den Nebeln der Frühe. Ein dunkler Ballen bewegte sich darauf zu. Das war ihr Mann. Nun tauchte er unter wie ein böser Spuk. — „Etze is er fort," murmelte das junge Weib und sank schluchzend zusammen.

Die Hand ihres Gottes lastete schwerer als je auf dem armen Weibe. Während sie so lag und schluchzte, kam ihr der Gedanke, ob es nicht besser sei, aus dem Leben zu gehen. Wies nicht Gott selber sie deutlich nach dem Tor des Todes hin, da seine Heimsuchungen nicht von ihr ließen? Vielleicht war ihr Leben ein Widerstreben gegen seinen Willen, eine Sünde und darin zu verharren nichts als Vermessenheit.

Das Haupt aufgerichtet mit unverwandtem Auge sah sie in diese Tiefe. Aber, war sie allein? Riß sie ihr schuldloses Kind, das so nahe vor der Geburt stand, nicht in die ewige Verdammnis?

Eben jetzt, da sie betäubt den grausen Weg hinsah, wie Erschöpfte das Haupt gegen den Sturm lehnen, kämpfte das Neugeborene in ihrem Leibe, wie ein Lamm wider den Strick dessen ringt, der es zur Schlachtenbank führen will.

Ohne weiter zu überlegen, wischte sie die Tränen aus den Augen und gehorsam, willenlos, ließ sie sich von der Faust Gottes weiter stoßen auf dem Wege, den sie nicht erfaßte. Sie entzündete das Feuer in dem Ofen, stellte ihr Frühstück auf und versank demütig in ihrer Not. Ohne dem Denken ins Gesicht zu sehen, ging sie einher. „Wie Gott will, halt still," und „Gott schlägt mit einer Hand und vergilt mit hundert," diese und ähnliche Sprüche geheiligter Altenweisheit beruhigten sie in ihrer Seele, daß ihr wilder Schmerz sich in jene dumpfe, fiebernde Gelassenheit verwandelte, mit der Verurteilte aus dem dunklen Kerker auf alle Geräusche draußen lauschen.

Der Wintertag war klar geworden. Der Nebel hatte sich in die Höhe gezogen. Sein weißes Licht wandelte still durch die Fenster, und alle Gegenstände sahen aus, als flösse intensiver Mondschein darüber. Manchmal fiel eine große Schneeflocke durch die Luft, langsam und unentschlossen, wie wohl in der stehenden Stille eines Maitages weiße Blütenblätter säumend zur Erde wanken. Dann war wieder nichts als das Wogen dieser milchweißen Helle vor dem ferneren Walde zu sehen.

„Du?" frug Marie in die schöne Gestorbenheit hinein ihren Gott und ihr Schicksal, „du? ... du? ..." erstickend, hilflos.

In der Ferne klangen Schritte auf, die sich hastig dem Höfchen näherten. Marie trat vom Fenster zurück in die Mitte der Stube, um möglichst unauffällig den Ankömmling mustern zu können und sah gleich darauf Kathe, ihre Schwägerin, eilig an dem Brunnenhäuschen vorüber, der Haustür zustreben. Sie trug einen Korb am Arme, war sonntäglich gekleidet und ihre Wangen waren von dem schnellen Gange gerötet. Marie hatte kaum Zeit, an den Herd zu treten und, einen Quirl ergreifend, sich den Anschein zu geben, als sei sie in emsiger Tätigkeit, als das Mädchen auch schon vor der Stubentür angelangt, sich den Schnee von den Füßen stieß und dann geräuschvoll hereinkam. Weißer Dunst wie ein Wolf quoll vor ihr her, wälzte sich über die Diele und verschwand, als verkrieche er sich unter der Bank.

Im Augenblick wußte Marie, daß sie Kathe nichts von dem Vorgefallenen merken lassen durfte, um größeres Unglück zu verhüten, und launig erwiderte sie auf den Gruß des Mädchens: „Ja, ja, die Kälte macht schnelle Füße!"

Dabei verfolgte sie Kathe, die mit ihrem Korb nach der Bank hinging, mit totblassem, mißtrauischem Gesicht und dachte: was wird nun werden?

„Da haste recht, das beißt ja orndtlich unter de Nägel," sprach das Mädchen und legte, ohne sich umzuwenden, eifrig alte Kleider aus dem Korbe. Dabei redete sie hastig.

„Gell, immer wunder Dich, eine ganze Lade bring ich mite. Nu ja, ma kann doch nie aso durchs Dorf gehn. Du kennstn wohl noch nicht, nu nee, 's kann ja auch nich sein. Er is doch erscht zu Michaeli vo a Soldaten heem gekommen, Schreiber Gusta Seffa. Ach, was ma a so dumm is! Aber Dir kann ichs doch sagen ..."

Endlich gab sie es auf, sich hinter Worten zu verstecken und sah zu Marie zurück.

„Gell, Karla ist herbe zu Dir?" begann sie mitleidig. „Nu, Ihr wißt's ja alle ..."

„Un mit dem verdammten Gerichte immerfort." „Auch das."

„Wenn is'n heute dr Termin?"

So, so. Da hatte sich also Marie getäuscht. Er war aufs Polnische zu.

„Ja, hat er das gesagt?" frug sie gleichgültig. „Mir nich, aber Seffan."

„Nee, nee, Kathe. Dir kann ichs ja sagen. Er is nach Landeck und erhebts Geld vo dr Sparkasse."

Sie hatte die Empfindung, ausgesucht schlau gewesen zu sein.

„Wie is Dr denn?“ „Ganz gut.“

„Fühlst Dich nich schwach?“ „Ach Gott, nu ja.“

So redete sie eine Weile leere Worte, indessen ihre Seelen heimlich zitterten wie Grashalme, die im Winde eines Abgrundes stehen.

Plötzlich schrie Marie auf: „Nee!“ riß sich empor und trat an den Tisch. Draußen ging der alte Freiwald vorüber.

„Hasts gesehn?“ frug das arme Weib und faßte hart des Mädchens Hand.

Da trat der Greis auch schon über die Schwelle und wünschte mit heller Stimme guten Morgen. Marie ergriff schnell seine Hand und frug:

„Nu Freiwald, auch schon da?“ um zu zeigen, daß sie alles wisse.

„Wohl nie schon!“ Freiwald legte seine Pelzmütze auf den Tisch und strich sich seine spärlichen Haare über den Kopf. „Er is doch schon fort. Hhm. Nee, nee, nie schon. Ich sollte doch um siebne da sein un ette is schon halb achte. Nach, is och gut, daß a nie da is. — Aber was habt ihrn 'm Borne gemacht? 's is ja ei höllscher Gestank um das Häusel.“

„Ach deswegen,“ fuhr es Marie durchs Hirn, und es überkam sie eine namenlose Angst.

„Marie! Marie! Was is Dr denn!“ riefen beide fast zu gleicher Zeit.

„Nischt. 's is schon gut. Mir wur bloß weech.“

Kathe und Freiwald wechselten mitleidsvolle Blicke. Der alte Brunnenbauer glaubte daraus zu entnehmen, das Mädchen meine, man tue am besten, gleich an die Arbeit zu gehen.

Indem er die Joppe ablegte, dies und das umständlich ordnete, zupfte und legte, wie ein greisenhaftes Leben es nur immer säuberlich tun kann, redete er aus dem gemütvollen Unterstrom seiner Seele zu jedem Handgriffe in Absätzen, die er mit einem Schmecken verband:

„'s is eigentlich a ganz schlechte Zeit zu der Arbt. — Weil ette im Winter dr Erdgeist de Oberhand hat über a Wassergeist. — Gegen de starken Queller, na, da kann er ja nischt ausrichten. — Nie zu viel. — Aber de Faden, de armen kleen Fadenla! An die macht er sich schon. — Un Euer Born hat den Zug noch nich, a pfeift, ma mecht sprechen, noch nich of'm rechten Loche. — Jedoch aber; de Hauptsache; ich find den Puls, — drnach helf ich'm schon.“

Die Frauen aber standen, hörten ihm zu und folgten seinem Trödeln mit aufmerksamem Auge.

„Ja, ja, ihr Weibla, da hats Euch a so Sachen!“ damit wandte sich der Greis den beiden zu und lächelte liebenswürdig. „Zum Beispiel der Gestank. 's kann een e Katze sein, irnd a Zeug, was de vrbeigangen is un nundergestürzt. Ma muß ja de Bretter manchmal heben, ma muß se; das is ganz ei der Ordnung. Ja, ja. Aber merschtenteels is dochs Wasser allene, was de fault und stinkt. Denn das Wasser is auch lebendig und springt und stißt, alls. Sterbt auch und fault auch wie alls, was da etze is und etze nie is. Dazwischen is de Verwandlung.“

Er hatte eine Prise Tabak genommen und ging frohen Mutes der Tür zu: „Na, da kommt och ei Gotts Namen!"

„Ja, ja, 's is gut. Kommt. Was nutzt alles!" sprach Marie aus einer Betäubung heraus und wandte sich mit gewaltsamer Anstrengung auch dem Ausgange zu. Allein, kaum stand sie in der Hausflur, als sie hastig umkehrte:

„Geht och! Ich bin glei bein Euch ... oder wartet — oder geht. — Aber kommt ja mr nich nach."

Ihre Stimme flutete aufgelöst, verwirrt, trotz ihres Bestrebens, gleichmütig zu erscheinen.

Der Greis sah starr auf die Tür, die sich huschend geschlossen hatte und wiegte den Kopf bekümmert hin und her.

„Kathe, paß of die uf, da is nich alles, wie's sein muß. Die wird mangolsch oder is schon," flüsterte er dann.

„Ach, 's is zwar mei Bruder, aber ..." bitter brach das Mädchen ab.

„Ich darf mr keen Vorwurf machen. Dr alte Freiwald tut, was er muß," sagte der Brunnenbauer zu sich und verfiel in Sinnen.

Nach langer Pause hob er den Kopf, und als er zur Haustür hinausgesehen hatte, begann er wieder mit gedämpfter Stimme: „'s is ein häßlicher Tag worn! Grau und alls eigesackt. Siehch och, wies schneit, als wollt alls begraben!"

Dieser geflüsterten Unterhaltung wurde ein Ende gesetzt, da Marie wieder unter der geöffneten Tür erschien. Sie schritt aufrecht, gestärkt; ihr bleiches Gesicht trug die Züge verklärten Ernstes, wie Krieger aussehen, die von der Einsegnung weg, dem Kampf entgegengehen. Der Greis und das Mädchen hatten auf den Laut der aufgehenden Tür sich nach dem Ausgange zu in Bewegung gesetzt. Marie folgte ihnen.

Als dann die zusammengebundenen Leitern in dem Brunnen standen und der Alte im Begriff war, hinabzusteigen, schickte Marie ihre Schwägerin auf den Heuboden nach Futter.

Sie selbst wollte in die Stube zurückkehren.

Der Greis nickte ihr zu, kehrte ihr dann den Rücken, schlug ein Kreuz und hob den rechten Fuß auf den ersten Sprossen. Davon wurde sie tief und schreckhaft ergriffen, daß ihr Herz ganz laut zu schlagen begann. Sie hatte nicht die Kraft, sich zu rühren, und die Erinnerung, sie stehe auf demselben Flecke, auf dem gestern ihr Mann seine Hände nach dem Schließeisen des Wachtmeisters hatte ausstrecken müssen, vermehrte ihre Furcht, daß es ihr war, sie sinke unter Summen in den Boden.

Freiwald verschwand in der Tiefe.

Regungslos starrte das arme Weib auf die Öffnung zehn Schritt vor ihr, aus der die grauen Leiterbäume heraufstarrten. Um nicht hinfallen und an ihnen in wahnsinniger Angst rütteln zu müssen, wandte sie ihre Augen auf die fallenden Flocken. Sie flohen einander und nahten sich und jedesmal, wenn sie sich berührten, war es ihr, als explodierten sie unter Geknister und Blitzen. Alles um sie zischte und zuckte und glomm in Milliarden grauer Pünktchen.

Sie heftete ihren Blick wieder auf die Leiterbäume vor ihr. Fast unmerklich glitten sie hin und her.

Der Alte war noch unterwegs. Jetzt standen sie ruhig. Er war auf dem Grunde.

Plötzlich fuhren sie mit scharfem Ruck zur Seite und ein murmelnder Laut quoll aus der Tiefe. Marie packte mit beiden Händen ihre Brust. Nun!!! — —

Immer deutlicheres Knirschen steigender Schritte. Keuchen. Die Mütze des Mannes. Endlich sein runzliges, schreckentstelltes Gesicht.

Marie reißt es die Arme in die Höh.

Mit dem aufgeschleuderten, schrillen Schrei: „dr Schuster!" bricht sie zusammen und liegt da wie ein Häufchen abgetragener Kleider.

Der alte Freiwald strich sich mit bebender Hand den kalten Schweiß von der Stirn und trat voll Grauen von dem offenen Brunnen weg. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, schützte er sich vor dem Einfluß des Toten, spuckte unter Murmeln dreimal in den Brunnen, kehrte sich dann um und warf mit Anrufung der drei göttlichen Personen drei Hand voll Schnees hinter sich. Bei dieser Tätigkeit traf ihn die herbeigeeilte Kathe, die fassungslos von dem ohnmächtigen Weibe zu dem zitternden Greise sah.

Endlich war sie imstande zu sprechen. „Nu, aber Freiwald!" „Da drunten". „Wer?" „Der Schuster!" „Un tot?" „Verfault."

Dann sanken in Schrecken ihre Blicke ineinander.

Plötzlich fuhren sie, von dem gleichen Gedanken erfaßt, zusammen und traten an Marie heran, die regungslos dalag, das bleiche Gesicht in den Schnee gedrückt.

Umsonst bemühten sie sich, durch Zurufe, Rütteln und Aufrichten, das Bewußtsein in dem welken Leibe zu erregen, griffen darnach an, Freiwald unter den Armen, Kathe zu Füßen und trugen die anscheinend Leblose auf das Bett in die Schlafkammer. Dort begannen sie, mehr aus Angst als Berechnung, den Körper zu reiben, den sie von schnürenden Kleidungsstücken befreit hatten. Lange lag Marie, als sei sie wirklich von dem Tode hinübergerissen worden. Dem Mädchen fielen große Tropfen aus den Augen und mit dem rührendsten Klang in der Stimme, wie lebendige Herzen nur nach Verblichenen rufen können, bat Kathe Marie ins Leben zurück:

„Marie! — Marie! — Mei allerliebstes Mariela, wach uf, noch a allereenziges Mal wach uf, daß ich drs sagen kann, wie ich dr gut bin."

Endlich wich das fahle Blau der Lippen leisem Rot, und die Schlagader des Halses rührte sich unter der weißblauen Haut wie ein aus der Erstarrung sich lösender Wurm. Auch die Brust begann auf- und abzuwanken. Sonst lag die Kranke totenstill.

„Mir wern se ruhig schlafen lassen. Das is etze das Beste," flüsterte der Greis.

Die Kranke riß die Augen auf, öffnete auch den Mund und dann, wie unter einem Peitschenhieb, krümmte sich der Leib zusammen, die Augäpfel drehten sich in die Höhlen zurück, den Kopf stieß es in die Kissen. Mit einem langgezogenen Schrei endete der Krampf.

„Um Himmelswillen, Freiwald, was soll'n das sein?" frug Kathe verzweifelt.

Der Greis betrachtete die Kranke, die mit geschlossenem Munde stöhnte und die Hände ins Bett grub und erwiderte dann: „Mir scheint, die stößt de Mutter."

„Nee ha, da bis och scheen gebeten und lauf bale."

Sogleich stapfte der Alte davon.

Nach einer langen Stunde, während welcher das Leben Mariens oft nur noch schwach vor den Gruben des Todes aufgeflackert war, rang sich die Frucht ihres Sehnens von ihrem Leibe los.

Es war ein Knabe. Die junge Mutter lag schwer atmend im durchwühlten Bett.

Als die Hebamme, ein vierschrötiges Weibsbild mit einem Mannsgesicht, das Kind gegen das Licht hielt, um es auf seine „Richtigkeit" zu prüfen, schloß sie die Augen und legte es kopfschüttelnd in die Wickel. Denn es war häßlich, gleich dem entstellten Bilde eines wüsten Traumes. Ein grimmiger Fußtritt Gottes schien es aus dem Nichts ins Leben gestoßen zu haben.

Der breitgedrückte Kopf, zwischen die Schultern gekeilt, unförmig groß, mit einem runzligen Greisengesicht, kleinen Augen unter roten Wülsten, saß fast unmittelbar auf dem kurzen Leibe, der die Proportionen eines halbwegs viereckigen Steines hatte. Arme und Beine spinnenlang, an den Gelenken knotig aufgetrieben. Die Finger fleischlose Vogelkrallen. Alles aber mit langen vereinzelten Haaren bedeckt, ähnlich denen, die verborgener Moder heraustreibt. Von Zeit zu Zeit stieß das kleine Ungeheuer einen schnarrenden Laut aus....

„Warum habt'r denn nich de Patzelten aus Walsdorf gehult?" frug endlich die Hebamme das Mädchen, und ihr ohnehin verdrossenes Gesicht ward zornig.

„Warum denn?" entgegnete nichtsahnend Kathe.

„Weil's a Wechselbalg is", sagte das Mannweib und warf einen richtenden Blick auf die Kranke.

Draußen füllte sich der Hof mit Neugierigen, meistens Männern, die umherstanden, heftig gestikulierend einander in die Ohren redeten, wie zufällig an die Fenster traten, mit scheuer Neugier in die Stube zu sehen, vigilierend über das Höfchen sich zerstreuten, um dann wieder angestrengt und gründlich in den offenen Brunnen zu starren. Die Ankunft des Wachtmeisters Stief schnürte sie in eine Reihe. Er sprengte in höchster Aufregung auf den Hof, stieg rasch vom Pferde, warf einem Diensteifrigen die Zügel zu, trat an den Brunnen, sah lange und mit Kennermiene hinein und kraute sich überlegend hinter dem Ohr. Nach kurzem Anschauen riß er das Taschenbuch unter dem Rock hervor, schrieb irgend etwas hinein und erschien dann sporenklirrend in der Stube. Die Hebamme hatte sich in die Schlafkammer geflüchtet und die Tür hinter sich verschlossen, sodaß Kathe dem Eifrigen standhalten mußte. Seine Fragen prasselten auf das furchtsame Mädchen nieder, als würfe er ihr Sand ins Gesicht. Sie wurde so verwirrt, daß sie über die einfachsten Dinge nicht Bescheid wußte. Unter größter Mühe ging ihm die Tatsache auf, daß der Lahme heut morgen um sieben Uhr sich in der Richtung nach Landeck entfernt habe, um dort wahrscheinlich Geld auf der Sparkasse zu

erheben. Mit mißvergnügtem Knurren über das dickfellige Bauernpack stand er endlich auf.

„Wie heißen Sie?" „Katharina Exner." „Beschwindeln Sie mich nich, sonst loch ich Sie auf der Stelle ein." „Katharina Exner aus'm Fuchsloche." „Ich denk, Sie sind dahier?" „Nee." „Nu verdammt, das Weib wohnt doch beim Manne." „Ich bin nich verheirat." „Was, Sie wollen leugnen, daß Sie verheirat sind?" „Herr Wachtmeester, ich bin doch de Schwester vo dem." „Was denn ‚vo dem'?"

Sie brach in Weinen aus und schluchzte endlich; „Ich kann doch nich drfür, wenn mei Bruder aso is." „Achso, Sie, hmhm, na das konnten Sie doch gleich sagen. Rein vernagelt! Lassen Ses gut sein, den kriegen mr schon."

Klirrend war er draußen. Der Schnee stob unter den Hufen des Gaules. Weg war er.

Nach einer halben Stunde trat er wieder mit dem Amtsvorsteher in die Stube. Mit „Jawohl, Herr Amtsvorsteher", „Gewiß, Herr Amtsvorsteher" stand er stramm, stampfte auf und zu, schrie in den Hof und gab dann wieder lange Berichte über sein planvolles Ermittlungsverfahren. In dieser Unruhe schritt das Protokoll des Amtssekretärs Dorn langsam vorwärts.

„Wissen Sie was, Stief", mit diesen Worten unterbrach sich der Amtsvorsteher, hob den Kopf und lächelte milde, wie es seine Gewohnheit war. „Jawohl, Herr Amtsvorsteher."

„Ja," Herr Hoffmann strich sich gedankenvoll den schwarzen Schnurrbart.

„Was befehlen der Herr Major?" „Die Hauptsache ist doch, daß wir.... treten Sie mal ab — wie heißen Sie doch....

„Katharina Exner," knurrte Dorn.

„Richtig, also, ja. Freilich, Sie mein ich! Rausgehn sollen Sie! Herr Gott noch mal!"

Kathe verließ wie betäubt die Stube, stolperte über die Treppe hinauf und sank in der Sommerstube an den Fenstern in die Kniee. Durch die Decke hörte sie das Gespräch der Männer wie das Brummen einer fernen Dreschmaschine. Dann brach es ab. Sie erhob sich und lehnte die Stirn an die Scheiben. Da stob Stief wie ein Wirbel über den Schnee. Fortgeblasen verschwand er hinter einer Mauer. Einigemal blitzte noch sein Helm auf. Dann rieselte wieder nur der Schnee vor dem regungslosen Walde.

Dorns Stimme rief sie nach unten. Das Verhör nahm seinen Fortgang. Endlich war alles aufgeschrieben. Der Amtsvorsteher erhob sich und schüttelte mit beiden Händen die Kopfschuppen von seinem Rockkragen. Dorn klemmte den Aktendeckel unter den Arm. Beide sahen sich noch einmal mißtrauisch in der Stube um und gingen, ohne die Tür ganz hinter sich zu schließen.

Am andern Morgen erwachte Kathe und fand sich, ein Bündel Kleider unter dem Kopfe, neben der Ofenbank liegen.

Die Hebamme kauerte noch schlafend auf der Bank am Tische. Drinnen in der Kammer wimmerte es leise.

Das Mädchen weckte die Hebamme, und beide gingen hinein.

Der blasse Glanz des ersten Lichtes lag auf dem blassen Gesichte Maries, das heraufgekehrt in den Kissen lag, die Lider geschlossen.

„'s war doch hinne," sprach Kathe mit einem Blick auf das leblose Antlitz, und zögernd legte sie ihre Hand auf die weiße Stirn.

Da begann die Kranke kraftlos zu schluchzen. Kathe warf sich über sie und sprach unter Tränen ihr Trost ein. Sie redete noch in Liebe, als Marie schon wieder in Ohnmacht lag.

Nach einer langen Weile schlug das arme Weib die Augen auf. „Is vorbei?" hauchte sie furchtsam.

Die Klassen nickte, beugte sich lächelnd nieder und strich der Mutter die blonden Haare aus dem Gesicht: „Alls, alls, mei herzes Weib". „Was is n?" „A Jüngla."

Maries Antlitz sank in schmerzvoller Enttäuschung noch mehr ein. Dann wandte sie es schweigend gegen die Wand. Als sie es den beiden wieder zukehrte, standen ihre schönen, blauen Augen voller Tränen.

„Is'n richtig?" frug sie dann. „Ja. Aber jetze darfst dus nich sehn. Du bist noch zu schwach." „Gott sei Dank!"

Erschöpft schloß sie die Augen, und während die Lippen sich im stummen Gebete eilig rührten, kam eine immer tiefere Seligkeit in ihr Gesicht. Lange lächelte sie so, lange.

Derweil erfüllte sich der Tag. Alle Dinge wurden nach und nach sichtbar, als schwebten sie aus Fernen herbei. Und mit ihnen lief alles in die Seele des geprüften Weibes, was vor den Schrecken der Geburt gewichen war, stand an ihrem Bett, sah sie an, begann zu reden und frug: „Was nun?"

Da ward Marie sehr angst. Sie betete; es wich nicht. Sie schloß die Augen, da ward es größer. Weil sie sich keinen Rat wußte, rief sie nach Kathe. Als diese aber in der Stube erschien, erkannte Marie, daß sie nicht imstande sei, nach ihrem Manne und den Folgen der Auffindung des Schusters zu fragen. Sie sah ihre Schwägerin tief an und bemerkte verhaltenes Glück in ihrem Auge.

„Lacht er'n schon etwa?" frug sie endlich.

„Ach, freilich lacht er schon, und wie," antwortete Kathe und stand und kämpfte mit sich. Dann ward sie übermannt, warf sich auf die Kniee an das Bett, nahm den Kopf Maries in die Hände und bedeckte das blasse Gesicht mit heißen Küssen.

Als das Mädchen von ihr gelassen hatte und wieder an dem Türpfosten lehnte frug die Kranke gramvoll:

„Kathe?..." aber es würgte sie und die Worte konnten nicht über die Lippen. Verzweifelt schaute sie zur Decke.

„Nee, nee," sagte sie dann, sich fassend, „ich nehm dirs nich üvel. Gell, es is a scheener Tag?"

„Wie meenst'n das?"

Das Mädchen blickte bekümmert auf Marie. Diese sah sie noch einmal lang an und nickte unter Tränen. Da ward Kathe rot und weinte, weil die Kranke die Freude ihres Herzens erkannt hatte.

„Gell, es is schlecht vo mir?" stotterte sie.

Marie langte aus dem Bett und drückte ihre Hand und entließ sie mit den Augen. Ehe sich die Tür hinter ihr schließen konnte, bat sie, man möge den Eingang zur Schlafkammer angelweit offen lassen und das Körblein mit dem Kinde auf die Ofenbank setzen, wo sie es vom Bett aus sehen könnte. Das Mädchen tat alles und nahm sich unter ehrlichem Kummer über ihre Sündhaftigkeit vor, nichts mehr von ihrer Liebe merken zu lassen, sondern sie zu unterdrücken.

Marie aber lag in ihrem Bett und erkannte, wie einsam sie in ihrem Unglück sei. Es ward ihr schwarz vor den Augen, und wenn sie zu sich kam, suchte ihr erster klarer Blick immer den kleinen Korb. Dann nahm sie sich vor, stark zu sein, um sich ihrem Kinde zu erhalten, und aß tapfer und schlief, tat alles was die Hebamme angeordnet hatte. Am zweiten Tage klang Schellengeläut in den Hof. Kathe trat ans Fenster, wischte den Schweiß von den Scheiben und sah hinaus.

Jesus Maria! Im Schlitten saß ihr Bruder, neben ihm der Gensdarm, das Gewehr in den Händen. Der Lahme, die Unterlippe eingekniffen, blaß, den Kopf leicht zur Seite geneigt, die Augen starr hin, die Hände gefesselt. Ein zweiter Schlitten folgte mit Geklingel. Eine Anzahl feingekleideter Männer stieg daraus. Voran ein Geduckter, ein einziges Glas in das zuckende Auge geklemmt. Kathe sank auf die Bank, riß sich aber im nächsten Augenblick auf und schloß die Tür zur Schlafkammer, die schwachen Worte Maries überhörend. Dann lief sie einigemal in der Stube auf und nieder. Als Schritte in die Hausflur kamen, kauerte sie sich aufs Geratewohl auf die Bank und drückte sich an den Seegerkasten. Gleich darauf traten die Herren schon ein.... Der hastig Fahrende voran. Hinter ihm ein Hinkender mit einem gelben, ausgetrockneten Gesicht, der über die angelaufene Brille die Augen prüfend durch den Raum gleiten ließ und beim Anblick des großen Tisches befriedigt nickte und mit seinem großen blauen Bogen gleich daran Platz nahm. Während der Amtsvorsteher von Erlengrund, Major Hofmann, und ein Mann mit einem zweiteiligen Barte eintraten, hatte der Geduckte, der offenbar der Oberste von allen war, den Raum gemustert und sagte zu dem weißbärtigen Herrn:

„Macht einen guten Eindruck, was, Herr Sanitätsrat?"

„Sehr propper, vollkommen einverstanden, Herr Staatsanwalt", erwiderte dieser mit tiefer dienerischer Verbeugung.

Der Hinkende am Tische aber entgegnete: „Eine loyale Wohnung, durchaus loyal" und tauchte dann verlegen ins Tintenfaß, weil ihn der Staatsanwalt deswegen fest ansah.

„Steindorf, den 5. Dezember 1893" sprach er dann eintönig und ließ die Feder übers Papier fliegen.

„Ach was, Denzel!" unterbrach ihn der Staatsanwalt, drehte sich um und sah das verängstigte Mädchen am Seegerkasten.

„Wer sind Sie?" frug er milde in das verzweifelte Gesicht Kathes, die glaubte, man werde sie einsperren, und über die unvermutete Freundlichkeit so glücklich

war, daß sie die Antwort vergaß und unter Tränen lachte. Herr Hofmann gab an ihrer Statt Bescheid, und dann entstand ein erregtes Gespräch unter den Männern, das in abgebrochenen Sätzen, mitunter im Flüstertone geführt wurde und von dem Staatsanwalt mit den Worten geschlossen wurde: „Also, bitte, meine Herren!"

Dann eilten alle hinaus. Sie hörte die Leiter in den Brunnen schütten, entrüstete Ausrufe, die Schuppentür knarren, die schwachen Hilferufe Maries. Wie lange es dauerte, wußte sie nicht. Nun kamen wieder alle herein, der Sanitätsrat im eifrigen Gespräch mit dem Staatsanwalt.

„Bei der vorgeschrittenen Verwesung", sagte er, „läßt sich leider nichts anderes konstatieren. Sechs Wochen, wie gesagt."

Und in der Mitte der Stube hielt er eine lange „Rede", wobei er sich den Bart strich, während der Hinkende eifrig am Tisch alles niederschrieb. Auch der Amtsvorsteher wurde gefragt. Dann war es ihr, als schliefe sie ein. Es ging noch allerhand um sie vor, aber sie begriff keine Gebärde, kein Wort mehr. Einmal glaubte sie, gewaltsam an den Augen reißend, ihren Bruder vor dem Tisch stehen zu sehen, und wollte schreien, vermochte es aber nicht. Sie saß in einem lethargischen Zustande, wie wir im Schlaf einen grausen Traum erleben und nicht genau wissen, ob wir wach sind.

Da riß man sie am Arme. Sie kam zu einer krankhaft scharfen Besinnung und erkannte in den Gesichtern aller, die sie umringten, eine drohende Entschlossenheit.

„Wo ist Ihre Schwester?" frug der Staatsanwalt verdutzt über den Ausdruck der Feindseligkeit in ihrem Gesichte.

„Herr Staatsmann oder wie Se heißen," antwortete sie fest, „da drinne. Aber gehn Sie nich nei. Die sterbt, ich kann Ihn sagen, die sterbt."

Drohend vertrat sie ihm den Weg in die Schlafkammer.

Man drängte sie zur Seite. Aber zur Hilfe Maries das Äußerste zu wagen, folgte sie den Hineinschreitenden auf dem Fuße.

Von den polternden Schritten war Marie aufgewacht. Sie öffnete die Augen unnatürlich weit und versuchte zu lächeln.

Man frug sie viel.

Ihr Gesicht wurde starrer, blasser. Die Hände auf dem Bett schlossen sich. Ihr Mund schwieg.

Da kniff sich der Staatsanwalt das Glas fester ins Auge, beugte sich nahe an ihr Ohr und frug ganz laut und langsam: „Haben Sie mit dem Schuster Klose in einem unerlaubten Verhältnis gestanden?"

Die Kranke rührte sich nicht. Endlich lange darnach, stöhnte sie fast unhörbar: „dr Schuster . . . d . . . e . . r Schus . . ." ihre Augensterne hingen schreckhaft in den Höhlen. Dann sanken die langen Wimpern langsam darüber hin, das Elend barmherzig bedeckend.

Denzel strich sich mit zitternder Hand durch den Bart. Der Amtsvorsteher schüttelte sich die Kopfschuppen vom Rockkragen und wandte sich bleichen Gesichts

der Thüre zu. Der Sanitätsrat bemühte sich um die Arme und erklärte, daß nichts zu machen sei. Die Frau habe aus Schwäche und wegen Blutverlustes einen tiefen Ohnmachtsanfall; Gefahr für ihr Leben sei indes nicht vorliegend.

Darauf traten alle wieder über die Schwelle in die Stube und der Staatsanwalt rief Kathe an den Tisch.

„Wissen Sie, ob Ihre Schwägerin in verbotenem Verkehr mit dem Schuhmacher August Klose aus Steindorf gestanden hat?" frug er sie, ein beschmutztes Papier entfaltend und vorsichtig die unzähligen Knitter desselben niederstreichend.

Kathe hatte sich indessen von ihrem Schrecken erholt und verneinte.

Ob sie die Schrift des Schuhmachers zufällig kenne, frug sie weiter der Staatsanwalt, und als sie erwiderte, daß ihr außer einer Rechnung nichts von seiner Hand zu Gesicht gekommen sei, schob er ihr den verdrückten Fetzen hin und forderte sie auf zu lesen, was auf diesem Papier stehe, das man in der Westentasche des Toten gefunden habe. Sie wollte es näher an sich ziehen, aber die weißen Hände des Beamten ließen nicht los. Der vergriffene Zettel war mit lauter großen Buchstaben bedeckt, die fast alle verlaufen waren. Mit vieler Mühe entzifferte sie die Worte: „...lerliebste Marie .... mein Leben .... gehe zu Grunde .... Liebe zu dir ... doch ... Aug ... Klose." Als sie das gelesen hatte, fühlte sie den Boden unter ihren Füßen wanken. Sie stützte sich, um nicht umzufallen, mit steifen Armen auf den Tisch.

„Das is nich wahr!" schrie sie dann überlaut, und da der Staatsanwalt milde noch weiter in sie drang, doch ja der Wahrheit die Ehre zu geben, erwiderte sie ein paar mal dumpf: „Nischt... Nischt... Nischt."

Die Männer erhoben sich unter erregter Unterhaltung und verließen die Stube. Kathe ging, ihrer Grüße nicht achtend, und ließ sich auf die Bank fallen.

Das gleißende Weißlicht der Wintersonne fiel durch das Fenster neben ihr.

Sie erhob die Augen gegen den Glast.

Da sah sie ihren Bruder davonfahren, den Kopf tief in die Brust geduckt, zusammengekauert.

Bis das Wispern des entfernten Schellengeklingels in der Stille untergegangen war, starrte sie in das kalte Licht. Dann erhob sie sich unter gewaltsamem Auffahren und trat in die Schlafkammer.

Marie lag mit offenen Augen da, achtete ihrer nicht, sondern fuhr in Versunkenheit fort, mit dem Zeigefinger der Rechten die Knöchel der andern Hand zu betupfen, als gälte es, Unfaßbares zusammenzuzählen. Endlich winkte sie Kathe zu sich und gab ihr einen langen Kuß auf die Stirn, dann bat sie mit erschöpfter Stimme, ihren Knaben wieder so zu stellen, daß sie ihn durch die offne Tür sehen könne, und lag da und verwandte kein Auge von dem Körbchen.

Wir können uns gegenseitig nicht helfen. Die natürlichste Bemühung um das Wohl anderer besteht in dem ehrlichen Streben nach dem Besten unseres Lebens.

Marie lag da und schwieg. Niemand sagte sie von den Vorgängen in ihrer

Seele. Auch Kathe berührte mit keinem Wort das Unglück des Hauses. Die Aussprache der Beiden, die wie ausgeschlossen in der Waldeinsamkeit hausten, bestand in einem tiefen Blick, einer Gebärde, einem Kuß, einem Handdruck. Maries Genesung setzte unverkennbar ein, und auch Kathe sank tiefer in ihr Leben, als endlich die letzte grauenvolle Beängstigung von ihr genommen und der schwarze Sarg mit den leiblichen Überresten des Schusters aus dem Höfchen geholt worden war.

Es erfüllte sie Kraft und sogar eine Art frohen Mutes. Alle Geschäfte glitten ihr glatt durch die Hände, und wenn ihr Bruder Josef kam, so spannen sich die Fäden geheimen Hoffens weiter. Der Gute traute sich nun schon, vorsichtig auf den Zehen in die Stube, während er in den Tagen des schwersten Dranges nach einigen flüchtigen Worten im Hausflur mit ermutigendem Handschlag von ihr gegangen war, den Weg um die Scheuer nehmend, damit das arme Weib bei seinem Anblick nicht an frühere, bessere Zeiten erinnert würde. Er sah wenigstens einmal in der Woche „zum Rechten". Wenn die beiden Geschwister gründlich die Führung des Hauswesens beraten hatten, saßen sie eine Weile still bei einander, bis Josef den Kopf hob und schalkhaft lächelnd schöne Grüße „vo eem justen Menschen" an Kathe ausrichtete, der ihm zufällig auf dem Wege begegnet sei. In dem Geplänkel, das die Verschämtheit des Mädchens dann hervorbrachte, konnte er auch von der glücklichen Wendung seines langjährigen Liebeshandels sprechen. Er hatte nun doch den Mut gefunden, um das Rollinger Mädchen anzuhalten. Zwar bedrückte es ihn gar sehr, daß alles zu seinem Unglück ausschlagen könne, weil die Werbung auf den Tag der Auffindung des Schusters gefallen war, aber die zwei frommen Menschen beruhigten sich bald bei dem Gedanken an ihre Schuldlosigkeit und Gottes Gerechtigkeit; und wenn Josef nach allem dennoch immer Zweifel an der Berechtigung zur Liebe inmitten eines so schweren Schicksals äußerte, so machte ihn Kathe darauf aufmerksam, daß beide diese Liebe nicht gesucht hätten, daß sie vielmehr als ein Fingerzeig gnadenreicher Fügung zu betrachten sei, bei der unglücklichen Schwägerin in Mitleid auszuharren, und so schieden sie allemal mit dem gegenseitigen Versprechen, alles der Vorsehung anheimzustellen und indessen nichts zu versäumen in Stall und Stube, in Scheune und Schuppen.

Ging Kathe nach dieser langen Abwesenheit zu Marie in die Schlafkammer, so sah die Kranke das Mädchen unter Kopfnicken mit einem bitteren Lächeln an, als wolle sie sagen: ich nehme dirs nicht übel. Kein Drängen aber vermochte sie zu einer Erklärung dieses Gebahrens zu bringen, sie bat nur, man möge doch ja die Tür offen lassen, damit sie ihr Kind mit den Augen besuchen könne.

Das hatte man in aller Stille taufen lassen, nachdem von der jungen Mutter durch List sein Name erkundet worden war. Die Hebamme hatte dazu geraten, weil zu erwarten stand, daß das heilige Sakrament der Taufe einen heilsamen Einfluß auf die Seele und das Leben des Kleinen ausüben würde.

Allein er blieb, auch nachdem er in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen war, so stumpfsinnig wie vorher. Meistens lag er mit geschlossenen Augen da.

Auf kurze Augenblicke öffnete er die wulstigen Lider und blinzelte umher. Nach beendeter Mahlzeit schnurrte er vor Behagen wie ein Kater.

Durch nichts belohnte er Kathens sorgsame Pflege. Nein, er wurde immer häßlicher. Der moderweiße Flaum über dem ganzen Körper war dichter geworden. Sein Kopf bedeckte sich mit einem Haarbusch, dessen Strähnen über die Stirn hinwuchsen. Das Mädchen sah den Kobold oft furchtsam von der Seite an und dachte mit Schrecken des Augenblicks, da sie ihn in die Arme der Schwägerin würde legen müssen.

Unter allen nur erdenklichen Kniffen hielt sie Marie hin, deren mütterliches Verlangen mit der Zunahme der Kräfte immer hartnäckiger wurde und durch allerhand kleine Listen sich den Anblick des Kindes zu verschaffen suchte. Als letzten Grund, wenn der Vorrat der Ausflüchte erschöpft war, führte Kathe die Schwäche Maries und das ausdrückliche Verbot der Hebamme ins Treffen und erreichte damit immer die Beruhigung der Aufgeregten, die dann alle Stunden nach Nahrung verlangte, um sich schneller zu kräftigen und so die Tage der marternden Sehnsucht abzukürzen. Man hatte in letzter Zeit das bevorstehende Weihnachtsfest als den Tag festgesetzt, an welchem Marie das erste Mal aufstehn und zu dem Knaben geführt werden sollte. So war von nichts anderem als von der Feier dieses heiligen Abends die Rede, wie man die Stube schmücken wollte, den Christbaum, das Kind und ob der Kleine wohl schon nach den Lichtern sehen würde.

Aber wir Menschen halten doch immer nur die Fäden in den Händen, das Schicksal aber webt, wie es will, und der Tag, an dem die sehnsüchtige Mutter zu ihrem Kinde hinlief, kam über die Schwelle, ohne daß Kathe ihn erkannte.

Sie stand am Bette Maries und nahm die geleerten Teller fort. Das junge Weib sank lächelnd zurück und begann von dem Knaben zu sprechen.

„Lacht er'n schon?" frug sie. „Nu, er fängt jetze an. Wenn ich'n streichel, da rafft er schon manchmal an den Lippen." „Wem is er'n ähnlich?" „Das ... du weeßt ja, das sieht ma bei den Alter noch nie genug." „Aber die Augen." „Nee, ich sag nischte. Du wirst ja sehn." „Jetze! Du, allerliebste Kathe, tu mir den Gefallen." Das Mädchen schüttelte ernst den Kopf. „Marie blei liegen. 's sein doch bloß noch Stunden. Er leeft dr ja nich fort."

Marie streifte die Decke von ihren Armen, die sich schon rundeten, und hob sie triumphierend in die Höh: „Siehch och, nich aushalten! — Kathe!" Dann faltete sie die Hände und sah sie mit Augen an, in denen man ihre knieende Seele schaute.

Das Mädchen stellte den Teller auf den Stuhl und beugte sich zum Schmerze ihres Mitleids über die arme Mutter:

„Mariela, gell och, du wartst noch a bissel. Siehch och, de Klessen muß doch erscht kommen."

Sie küßte sie, und wider den Willen traten Tränen in die Augen. Voll Sorge drückte sie ihr Gesicht seitwärts in die Kissen, um die Verräter des Elends zu verbergen. Aber wie ihre Stirn sich hinschob, mußte ein heißer Tropfen auf das Gesicht Maries gefallen sein. In hartem Stoß schob die beängstigte Mutter

die Weinende von sich ab und sah ihr scharf ins Gesicht. „Kathe .... Kathe! .... warum .... warum flerrst du denn?" frug sie dann stockend, überlegte einen Augenblick und fuhr dann dumpf fort:

„Denkt ihr denn, ich seh nich das und jes eim Tage und ei der Nacht Dinger, daß mir de Haare ge Berge gehn, un mei Herze sich harte knüllt wie ein Steen! du! Hach! Wenn ich mein Gott nicht hätt, vo dem ich mehr weeß wie ihr alle .... Kathe, sag du's ruhg, mir schadt nischt, mich hat mei lieber Herrgott richtig uf d'r Hand."

Kathe hatte schon die Tränen aus den Augen gerissen und lachte rührend: „Mariela, da soll eem nich weech ums Herze wern, wenn eene Mutter aso um ihr Kind betteln muß. Siehch, wegen mir hättst's schon lange. Aber was tät's nutzen? 's wür dich packen, daß dich's mitnähm. Wer weeß denn? Nach und was sollte denn das arme, liebe Jüngel ohne Mutter?" Eine Weile lag Marie und sah mit großen blicklosen Augen, indessen es an ihre Seele griff mit den tiefen verschwommenen Lauten eines fernen unruhigen Wassers.

Mit tiefem Atemzuge schüttelte sie es ab, streckte den Arm aus und preßte Kathes Hand mit innigem, dankbarem Drucke:

„Du hast recht, was wär mei Jüngel ohne mich! Siehch, ich wer nischt nie meh sagen, 's wird wohl kommen. — Ach und wenn ich gesund bin .... 's wird alles wieder wern, denn siehch, dr Himmel is mei Zeuge, wenns mir nach gegangen wär .... was red ich denn! — Geh und sing mr a Wiegenliedel: „Heia popeia Windelkind" oder „Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du." Du hast noch nich eemal gesungen.

Kathe ging.

Bald darauf schwangen die Bogen der Wiege, man hatte den Knaben seit Tagen aus dem Korb genommen, knarrend über die Diele. Das Mädchen sang dazu leise, mit leidbebendem Munde. Der verhaltene Schmerz verlieh den Tönen eine ergreifende Tiefe. Endlich zerfloß das Bild in der Stille, und Kathe schlich leise in den Schuppen, um Holz zu holen. Das Einklinken der Thür störte Marie aus ihrer seligen Versunkenheit. Sie wandte den Kopf. Das Lied verstummt. Die Stube leer. Die Uhr pickte in die Stille: „Komm, komm, komm, komm." Lockend wie ein silbernes Stimmchen.

Da übermannte sie die Sehnsucht nach ihrem Kinde. Der Wind murmelte im Schnee draußen dumpfe Drohungen. Aber Marie fühlte sich aufgehoben. Schon berührten ihre Füße den Boden. Ihre Augen maßen die Entfernung bis zur Wiege. Sie stand bebend am Ofen. Ein weißes Linnen lag über das schlafende Kind. Einen Augenblick dachte sie noch an Kathe, die durch ihren Ungehorsam beleidigt sein werde.

Aber nur einen Blick darauf werfen! Nur einen einzigen Kuß! Und hob das Linnen. Schnell, schnell! Kathes Schritte!

Einen Kuß ....

Sie erblickte den Wechselbalg, riß das Linnen in den Mund und brach stumm zusammen. — — —

Kathe fand einen Menschenleib neben der Wiege, starr, langhinliegend, auseinandergereckt von der Folter des Elends. Sie faßte Marie in den Achselhöhlen und schleifte sie über die Schwelle, die Fersen schlugen wie totes Holz auf. Dann lag die Fühllose endlich auf ihrem Lager. Aber das Linnen ließ sie nicht los aus ihren kalten Fäusten, zwischen den zusammengebissenen Zähnen.

„Das wird dei Tod sein, armes Weib," sprach Kathe tonlos. In ihrer Hilflosigkeit kniete sie neben das Bett und betete.

Da schlug Marie die Augen auf, riß mit einem Ruck das Linnen aus dem Munde und starrte verständnislos darauf. Dann sah sie mit stierem Blick auf Kathe.

„Was soll nu das Beten, hahaha!!!"

Mit knirschend-wundem Lachen drehte sie sich von Kathe ab, schaute auf die weiße Wand und rührte sich nicht.

Schaudernd ging Kathe hinaus und schloß in Furcht die Tür hinter sich. Nach einigen Minuten hörte sie ihre Schwägerin wieder schreiend, leer und hart lachen. Das erschütternde Lachen der Verzweiflung.

Nachdem Kathe ein wenig gelauscht hatte, wagte sie es, die Tür einen Spalt zu öffnen, weil es ganz still geworden war.

In Angst schlug das Mädchen auf den Drücker, daß er grell schnappte. Marie rühre sich nicht. Mit gegen die Wand gekehrtem Gesicht, den rechten Arm straff aufs Bett gestreckt, die Hand zur Faust geformt, lag sie wie im Starrkrampf. „Marie! Marie!"

Und dann, als sie ganz nahe stand, und den dringenden Ruf lauter erhob, nahe an dem blutlosen Ohr, schob das Weib endlich den Kopf herum und sah sie starr an, mit regungslosen, kalten, großen Augen. Lange und wortlos. Ihr Gesicht war wie eine Wand, ohne jede Seele. Alles was das Mädchen in Barmherzigkeit zum Trost reden wollte, erstarb vor dem Grauen, das dieses todessteife Antlitz einflößte.

„Gott sei dr gnädig," mit diesem Wunsche ihres Herzens schlich sich Kathe ratlos auf den Zehen über die Schwelle. Marie sah, als sie wieder alleine war, eine Weile starr zur Decke. Dann kehrte sie langsam, daß kaum eine Falte des Bettes sich rührte, ihr Gesicht der Wand wieder zu.

Sie redete nichts mehr, was Kathe auch sagen mochte, verweigerte die Annahme jeder Nahrung und lag in gleicher Starrheit, mit abgewandtem Gesicht einen Tag, zwei Tage. Durch die einfachen Fenster der kleinen Lucken drang die Winterkälte herein, aber sie zog den nackten Arm nicht ins Bett. Ihr Empfinden schien ausgelöscht, da sie den Schmerz nicht fühlte. Am vierten Tage war der Arm bläulich und welk. Kathe konnte den Kopf der Armen hin- und herbewegen, wie bei einer Toten. Mit Gewalt wollte sie ihr einen Löffel Suppe einflößen. Der Mund blieb trotzig geschlossen, und die Augen sahen durch einen Spalt verächtlich auf sie.

Kathe weinte, bat, drohte. Die Zähne der Todsüchtigen ließen nicht von einander.

Am Abende stellte sich Josef ein. Eine Magd folgte ihm, mit Vorräten beladen.

„Alls is alle, Seffe, alls. Ach du mei Himmel!"

Der milde, stille Mensch stand noch auf der Schwelle, als Kathe ihm das entgegenrief, ohne auf seinen Gruß zu antworten. Dann erzählte sie alles.

„Das derf nich sein. Das wär ee Mord of a andern, das derf nich sein," sagte er hastig nach einem Zuhören, das durch Ausrufe und erschreckte Gebärden noch eindringlicher geworden war. Sie gingen auf eine Verständigung durch die Augen an das Bett der Armen und redeten mit dringenden, bittenden Worten auf sie ein.

Allein das fahle Gesicht regte sich nicht, das Auge blieb geschlossen, der Mund zusammengepreßt, als liege da nicht ein lebendiger Mensch auf dem Lager. Endlich überkam Josef der Zorn der Liebe und er brach ihr mit dem Stiel des Löffels gewaltsam den Mund auf, während Kathe hurtig Milch eingoß.

Röchelnd stieß sie alles aus, dann lag sie wie immer. Nur als sie das Schlürfen des leise Hinausgehenden hörte, fuhr sie mit ohnmächtiger Hast herum und packte ihre Gestalten mit gierigen Blicken. Kathe bemerkte das und drängte Josef schnell hinaus, sorgfältig die Tür hinter sich schließend.

Verlangendes Stöhnen folgte den beiden.

„Du, Seffe, hasts gehört? Das is das erste seit vier Tagen, der erste Laut. etze hat se geredt, etze gehts rasnich bergunter. Alleene blei ich nich. Wenn du nich dableist, ich lauf ei der Nacht fort. und wenn ich flugs wer wees wo eim Schnee erstick."

Josef ließ sich behutsam auf der Bank nieder.

„Jach," sprach er nach einem Sinnen, „es is nich gut alleene, auch für zwei nich. A drittes .... aber wer kommt dahin her zum Totenborne, wie's de Leute schon heeßen, kee Mensch mag, der noch was of sei Leben hält."

So saßen die zwei mit gesenktem Kopfe da. Die Dunkelheit kam, der Wind seufzte in dem feinen Geäst der kleinen Pflaumbäume. Das Kind fing an zu schreien. Kathe gab ihm die Flasche und gurrend beruhigte es sich. Die Nacht lag in der Stube, in der die langen, schweren Atemzüge der beiden ratlosen Menschen die einzigen Laute des Lebens waren. Nun erloschen auch die grauen Flecken der Fenster in dem Schwarzen, und Kathe war es, als sei sie in eine lichtlose Zelle von solcher Enge eingemauert, daß der Atem ihres Mundes warm von der nahen Wand in ihr Gesicht zurückschlage.

In Angst begann sie laut zu beten. Der Mann fiel mit seiner lauten Stimme ein. Sie sprachen Vaterunser um Vaterunser, dann alle Gebete, die sie kannten, und wieder Vaterunser, ohne zu zählen, ohne Ruhe immer, immer. Ihre Stimmen wurden trocken, heiser, versagten. Kathe holte Wasser. Sie begannen von neuem, eintönig und leise. Keines wußte mehr, was er sprach, aber sie hörten nicht auf. Sie erschöpften, betäubten sich.

Als das erste Dämmern des Morgens in die Nacht schwamm, war der harte Wille der Todbereiten doch gebrochen, und mit der letzten Kraft schrie sie nach dem Leben.

Die Betenden eilten mit einem Lichte hinzu und sahen Marie, zu einem Knoten zusammengezogen, mit irren Bewegungen gegen ihr Dasein ringen, während der Mund unter unartikulierten Lauten schlürfende Bewegungen machte.

„Schnell, mach Suppe warm, schnell, schnell. Mir werns noch amal versuchen!" drängte Josef.

Und als er ihren Kopf gehoben und Kathe den Löffel den Lippen nahebrachte, stieß sie Rufe wie ein hungriges Tier aus und drängte nach der Nahrung hin.

Während sie aß, weinte sie, stammelte Dankesworte und Verwünschungen; warf sich zurück und keuchte empor. Dann sank der Tag vom Dache.

Josef ging heim. Kathe sah ihm dankbar nach.

Über Marie war der Schlaf gekommen und wiegte sie auf seinen tiefen stummen Gewässern dem Leben entgegen. Sie ertrug es mit einem gramvollen Lächeln, das von ihrem Gesichte nicht wich.

Langsam genas sie. Anfangs aß sie noch oft mit Widerstreben. Bald aber rief sie mit einer marklosen, verschleierten Stimme nach Nahrung und ertrug ohne Zeichen des Schmerzes das Licht der Sonne.

Sonst blickte sie an allem gleichgültig vorbei und fragte nach nichts Gegenwärtigem, nach nichts Vergangenem.

Ihr Antlitz war in seiner gleichmäßigen Blässe so regelmäßig, in den tiefen Malen des überstandenen Elends so feierlich-regungslos; ihr Auge so still und klar, doch so ganz des lebendigen Schimmers bar; das pochend Heiße so vollständig aus jeder ihrer Gesten getilgt: daß es Kathe oft vorkam, sie sehe eine unbegreifliche Erscheinung auf einem einsamen Steine, fern von allen Menschen sitzen, die einst bei diesen gewohnt, mit ihnen geliebt, gelitten und geweint hatte, der nun aber alle Erinnerung an das frühere Sein vollkommen abhanden gekommen war; deren Augen nun anders sahen, deren Seele anderes sann, deren Herz nach anderem verlangte.

Während sich alles dieses ereignete, nahm der Prozeß gegen den Klumpen seinen Fortgang.

Der Staatsanwalt hatte genügend Momente gefunden, gegen ihn die Untersuchung wegen Mordes, begangen an dem Schuster August Klose, einzuleiten. Eine Menge Vernehmungen hatte schon stattgefunden. Die ganze Angelegenheit war durch sie eher verwirrt, als geklärt worden. Nichts wies auf ein Verhältnis, das zwischen Marie und dem unglücklichen Schuhmacher bestanden hatte und nach der Ansicht des Staatsanwaltes die Veranlassung zu der verbrecherischen Tat des Lahmen gewesen sein mußte. Der Angeklagte hatte sich von seiner Niedergeschlagenheit erholt und benahm sich bei seinen häufigen Vernehmungen sehr verschieden. Bald verharrte er in einem Schweigen, das dem Hohne gleichkam, bald gab er lang und breit eine Geschichte zum Besten, die offenbar aus Wahrem und Falschem gemischt war. Immer aber zeigte er sich bereit, hundert heilige Eide zu schwören, dem Schuster kein Haar gekrümmt zu haben. Einmal versuchte der Staatsanwalt die Tat des Klumpen so zu erklären, daß der Schuster

als Zeuge des Grenzfrevels beseitigt worden sei. Je weiter er aber diese Annahme durchführte, zu umso größeren Widersprüchen mit den festgestellten Tatsachen gelangte man, und es erwiesen sich alle bisherigen Tatsachen als sehr problematisch, wenn man die Behandlung des Rechtsfalles nach dieser Seite hin vorgenommen hätte. Der Untersuchungsrichter überzeugte sich endlich, was er übrigens von Anfang an für wahrscheinlich gehalten hatte, daß der Vater dieser Kombination, ein junger Assessor, der doch mehr Eitelkeit als juristisches Denken besaß, um in einem solchen Wirrsal von Möglichkeiten gleich auf die richtige Fährte anzuschlagen, sich gründlich geirrt hatte. So kam es, daß man nach einem Umschweif von Wochen, mit aller Entschiedenheit sich wieder auf das erste Geleis einfuhr, und die sträflichen Beziehungen des jungen Weibes zu dem verlumpten Schuster als Drehpunkt des ganzen Dramas ansah. Dazu kamen noch die schwankenden Aussagen des Angeklagten darüber. Nicht als ob er sein Weib bezichtigt hätte, nein, er erging sich nur in Verwünschungen gegen seinen Freund, den Schuster, und erzählte dann Episoden, die auf einen tiefen ehelichen Zwiespalt schließen ließen. Aus dieser Position war der Lahme durch keine List herauszubringen.

Die Hauptbelastungszeugin Marie konnte wegen ihres Zustandes nicht verhört werden.

Endlich berichtete der Amtsvorsteher Hoffmann, „daß ihrer Vernehmung keinerlei Bedenken mehr im Wege ständen" und die Personen, welche Kathe schon bekannt waren, traten eines Tages in die Stube des einsamen Hauses am Freibusch. Der Hastige, mit dem Luchsauge hinter dem Monokel, frug sie nach Marie, während der Hinkende die Akten auf den Tisch legte und der Major Hoffmann die hölzernen Rehköpfchen an der Wand besah. Kathe antwortete befangen, ihre Schwägerin sei zwar gesünder, liege aber noch im Bett drin in der Schlafkammer. Man öffnete die Tür, überzeugte sich, daß der Raum ungemein eng sei und stellte den Tisch und die Stühle im Wohnzimmer nahe am Eingange auf. Das alles ging in poltriger Hast vor sich.

Marie richtete sich auf, sah sie stille der Reihe nach an und nickte mit dem Kopfe.

„Warum nicken Sie?" frug der Staatsanwalt, hob sich seinen Stuhl in den Schlafraum und nahm Platz.

„Weil ich mei Unglücke versteh."

Dieses und alles andere sprach die Arme mit sicherer, fester Stimme.

Die Amtshandlung begann mit den üblichen Fragen nach Name, Alter, Geburt, Bestrafung usw.

„Sie wissen, was ein Eid ist!" sprach der Staatsanwalt.

Sie lächelte geringschätzig und sagte dann: „Nischt!"

Fassungslos sah der Frager den Amtsvorsteher an, der mit den Achseln zuckte, fuhr dann mit hartem Wort auf sie los, und als er auch dadurch das verächtliche Lächeln von diesem schönen, blassen Gesichte nicht vertreiben konnte, sprang er auf und redete in der Wohnstube gedämpft mit Kathe. Zurückgekehrt lispelte er mit

dem Amtsvorsteher. Die beiden Männer lehnten sich zurück und sahen Marie scharf und lange an.

„Aber die Augen, die Augen sind mir zu gesammelt," murmelte dann der Staatsanwalt zu Hoffmann, der zustimmend nickte.

Marie tat, als ob niemand anwesend sei, und saß mit gesenktem Kopfe da, ohne sich zu rühren.

„Wie lange sind Sie mit ihrem Manne verheiratet?"

Der Staatsanwalt nahm das unterbrochene Verhör wieder auf, ohne sie zu vereidigen. „Gar nich." „So lebten Sie in wilder Ehe?" „Ja ja, eene wilde Ehe wars!"

„Aber," fiel der Amtsvorsteher hastig in ihre Antwort, „Sie sind doch nachweislich standesamtlich und kirchlich getraut."

Der Staatsanwalt berührte Hoffmanns Arm mit der Hand zum Zeichen, daß er das Verhör leite.

„Getraut," begann Marie unter Kopfnicken leise, „nu ja, ja, ich habm getraut. Wer traut, bindt de Menschen aneinander. A Verrücktes bindt een Vogel mit eem Steen zusammen. Seht, Ihr Mannsmer, das was mr Gott genenn', kann das nich tun. Deswegen war ich nich verheiratet."

„Aber, Frau Exner . . . ."

„Ich heeß nich Exner un nich Marie, ich ha keen Namen mehr. Das is alls gewesen. Das liegt vr dr Tür, wie dr Schnee, mit dem dr Wind spielt. Mei Leben, de größte Krankheit, die's hat, hab ich überstanden, bin gesund un gestorben."

„Ich bitte Sie, Frau Exner, wir glauben alle . . ."

„Ja, ich hab auch gebitt; aber etze bitt ich nich mehr. Etze is mei Gesinne eene Säge und mei Auge a Hammer. Ihr herza Mannsmer, wie de Knöchel eim Wirfelbecher, aso schmeißts uns."

Der Staatsanwalt sah den Amtsvorsteher Hoffmann mit einem Blick an, der sagte, die scheint tatsächlich verrückt zu sein. Dann hob er sich vorbei in die Wohnstube. Als er wieder eintrat, folgte ihm Kathe mit dem Wechselbalg auf dem Arme und stellte sich auf einen Wink an das untere Ende des Bettes, in dem Marie lag.

Kathe war verwirrt, überschüttete das Kind mit Liebkosungen und schob immer wieder den Gummipfropfen in seinen Mund, obwohl der kleine Unhold mit schrillem Schnurren dagegen protestierte.

Herr Hoffmann beugte sich zum Staatsanwalt hin: „Ich begreife nicht, wo das hinaussoll." Der putzte mit dem Taschentuch sein Augenglas und murmelte: „Ich geh aufs Ganze."

Dann wandte er sich an die Kranke und gab seiner rauhen Stimme einen freundlich-eindringenden Klang:

„Nun aber, Frau Exner, nehmen Sie Vernunft an, dieses Kind ist also doch wohl der Ehe mit ihrem Manne Karl Exner entsprossen?"

Bei all den Vorgängen hatte Marie in ihrer Stellung verharrt. Nur beim

Eintritt Kathes war ihr Kopf noch etwas tiefer auf die Brust gesunken. Die Augen unverwandt auf die Hände gerichtet, saß sie wie geistesabwesend. Auch die Frage des Staatsanwalts schien spurlos an ihr vorübergegangen zu sein. Sie rührte sich nicht. Nur der Zeigefinger ihrer linken Hand fuhr auf dem Rücken der Rechten, suchend über die hervorstehenden Sehnen.

Dann nickte sie wie im Traume und mit taumelnder Stimme fing sie an, eintönig zu reden:

„Vernunft .... o je ihr Menschn! De Ziege hats Horn un dr Mensch de Vernunft. Was aber hilft dr Ziege 's Gestöße, wenn se dr Fleescher an a Strick nimmt, un was nutztm Menschn de Vernunft, wenns übern kommt!"

Mit einem langen, seufzenden Atemzuge setzte sie aus und schwieg eine Weile wie um Kraft zu sammeln.

Der Staatsanwalt sah, daß der Wahn sie noch immer beherrsche, erinnerte sich in einem Aufsatze irgendwo gelesen zu haben, es sei das Beste, im Verkehr mit Irren einen Anfall abzuwarten und beschloß, Marie gewähren zu lassen, um in dem folgenden lichten Augenblicke die notwendige Frage über ihr Verhältnis zum Schuster Klose zu erledigen. Er nickte ihr ermunternd zu. Sie wandte ihm das Gesicht ein wenig hin und schaute ihn bei gesenktem Kopfe von unten her mit glänzenden Augen an, dann begann sie wieder mit schwebender Stimme:

„Und's zweete: dieses Kind. Mann, bist du Vater un lachen deine Kinder? Da biste eim Himmel. Denn wenn Kindla lachen, steht de Welt stille."

In Verzückung geratend warf sie den Kopf zurück und die Hände in die Höhe.

„Ach du mei allereenziges Mädla, mei Wackala, un wo bist du? Hörst'es nich, dei Mütterla ruft: wo, wo, wo? Dr Wind geht, de Sonne steht uf, wenn's Morgen is. Dr Vogel fliegt ausm Neste. Wo aber wirst Du ufstehen, wo gehn, wo fliegen? Tot vor dr Geburt, gestorben vorm Leben un warst scheen wie ne Rotfinke eim Frühjahre un wie a Staar ei der erschten Brut."

Wie sie aber die alte müde Stellung einnahm und ihre Augen niedersanken, erblickte sie Kathe und den Knaben in deren Armen. Da ward ihr Gesicht noch bleicher und den Leib schüttelte ein Schauer.

Plötzlich, tödliche Verzweiflung im Auge, traf sie in wirrer Wildheit Anstalten, wie sie war, aufzustehen.

Die Männer sprangen hinzu und beruhigten sie.

„Ich geh, ich mach ein Ende," murmelte sie fortwährend hinaufringend. „Wenn ihr den Vater in meinem Namen... haha... Vater... ein scheener Vater..."

Nun glaubte der Staatsanwalt, seine Zeit sei gekommen. Er machte sich leise heran und richtete allerhand Fragen nach dem Schuster an sie. Ihr blasses Gesicht blieb unbeweglich. Er entfaltete den Zettel des Verunglückten und beschuldigte sie zuletzt auch des sträflichen Verkehrs mit ihm und daß das Kind wohl die Frucht dieser Sünde sei. Alles das, um sie nur zu reizen. Marie veränderte keine ihrer Mienen. Plötzlich riß sie sich aus einer unsichtbaren Umklammerung und gebot mit herrischer Stimme und bohrendem Blick ins Wesenlose:

„Ha, Vater! Du, hast du noch nich genug?! — Laß mich los, ich habe nischt mit dir zu schaffen!!“

Dann lag sie wieder totenblaß, regungslos, welk.

Die drei Männer des Gerichtes sahen ein, daß mit dem unglücklichen Weibe nichts anzufangen sei und gingen mit dem Entschluß von dannen, zu gelegener Zeit den Versuch zu wiederholen, ein bündiges Zeugnis von ihr zu erlangen.

Aber Marie hatte lange Tage vollkommener Hingenommenheit, rührte das Essen kaum an und hielt ihr Gesicht fortwährend den Fenstern zugewendet, ihre Lippen waren wie trinkend geöffnet, ein unsichtbarer Strom ergoß sich in ihre Augen, die davon stiller wurden, den wirren Glanz verloren und tief in die Höhlen sanken. Am fünften Tag fiel sie in Schlaf, aus dem sie erst nach vierundzwanzig Stunden erwachte.

Sie richtete sich auf und rief nach Kathe, die bald vor dem Bette stand und erstaunt wartete.

„Da bin ich nu schon oben, was will ich machen?“ sagte Marie nach langer Pause zu ihr, „gib mir deine Hand, Kathe, und fürcht dich nich.“

Das Mädchen tat es.

„Nu ja ja, Mädla,“ sprach Marie dann mit schwachem Lächeln, „geh un bring mir meine Kleeder; drnach pack dir deine Sachen zusammen; bis bedankt fr alles, was de an mir getan hast, und laß mich alleene.“

„Nee, nee, Mariela, du bist noch zu schwach. Steh uf, wenn de denkst. Aber fort geh ich nich. Alle Arbt of eemal wär zu viel für dich.“

Nach kurzem Überlegen ergab sich Marie darein, und Kathe war ihr beim Ankleiden behilflich. Als sie ihr den rechten Arm beim Anlegen der Jacke hob, schrie das arme Weib leicht auf.

„Ich ha gar keene rechte Gewalt nich mehr uf den Arm. Das is vo dem langen Liegen. Er wird sich wohl wieder einrichten.“

Dann schritten sie über die Schwelle.

Als aber Kathe den schreienden Knaben auf den Arm nahm, konnte das Weib die Augen nicht offenhalten. Die rauhen Laute des Unholds taten ihr so weh, daß sie zu zittern begann und mit abgewandtem Gesichte in das Schlafzimmer flüchtete, wo sie den Kopf tief in die Kissen wühlte.

Doch mit der ganzen Kraft ihrer versinkenden Seele hielt sie an dem Entschluß fest, das letzte zu wagen, und nach einigen Tagen war sie imstande, das Kind zu halten. Mit leerem Gesichte arbeitete sie, ging leise umher, wie ein Wesen ohne Seele, ohne Liebe, ohne Hoffnung, tot, aber geschäftig wie eine Maschine. Sie hatte gemerkt, daß ihre versonnenen Reden Kathe beunruhigten. Darum beherrschte sie sich und sprach selten und nur Alltägliches.

Nachdem sich auch Josef überzeugt hatte, daß der Geisteszustand seiner Schwägerin zu keinen Sorgen mehr Veranlassung biete, erreichte sie es endlich, daß man ihr die Führung des Haushaltes ganz überließ. „Bloß Wasser werdet ihr mir schicken müssen. Alle zwee Tage een Faß voll is genung.“

„Ja ja, Mariela," dies war die herzliche Einwilligung Josefs, „un so bale wie's geht, kommste zu uns nuf, ganz, mit Sack und Pack."

Dabei streichelte seine große Arbeitshand unbeholfen über ihre welke Wange.

„Ach du lieber Kerle, ich mach kee Kalender nich mehr. Ich dank euch für alls, was ihr an mir getan habt. Zum Wiedergeben bin ich zu schwach; ich kann bloß danken. Un nu lebt gesund; für mich is Alleensein s' allerbeste."

Kathe schluchzte am Halse ihrer Schwägerin und selbst dem Burschen standen die stillen Augen voll Wasser. Das Weib war nur etwas bleicher geworden. „Geht, geht! Liebes Mädla, bis glücklich!"

Zärtlich fuhr sie Kathe über den roten Scheitel. Dann drängte sie beide sanft zur Tür hinaus.

Nun saß Marie allein und wußte bald nicht mehr, warum sie darnach verlangt hatte.

Die schwarze Balkendecke hing noch dräuend wie sonst über dem Zimmer; aber das Bauer in ihrer Mitte beherbergte nicht mehr das fröhliche Zwitschern des Stieglitzes.

„Husch!" machte die Einsame, nachdem sie es lange aufmerksam betrachtet hatte, um den Vogel aufzuscheuchen, der vielleicht auf dem Boden des Käfigs nach verspritzten Körnern suchte.

„Husch! — Husch! — Husch!" wiederholte sie noch einigemal gleichgültig.

Als sich nichts rührte, nahm sie das Drahthäuschen herab und fand das Tierchen tot auf dem Boden liegen, das rotgeringelte Köpfchen in die aufgeblasenen Federn gedrückt. Man hatte es verhungern lassen. „Tot," sagte Marie langsam, ging und warf den Käfig samt dem Vogel in den Schnee.

Das Kind erwachte. Sie wärmte Milch, schmeckte sie ab, gab ihm zu trinken, wiegte es auf den Armen, summte immer den gleichen toten Ton zwischen den Zähnen und hatte weder Abscheu noch Gram.

Ihr Gesicht verlor jeden Ausdruck, ihre Stimme den Klang. Die Haut wie verlegenes Linnen, das Haar, brüchig und glanzlos, hatte nichts als die Fülle von seiner ehemals goldigen Schönheit behalten und glich mehr dem blassen, feinen Gras auf den Waldblößen im Spätherbst. Kaum konnten die Lippen noch die weißen Zähne bedecken, ihr Leib vertrocknete. Welk und zierlich wie ein verkümmertes Mädchen im ersten Jahre der Jungfräulichkeit, bewegte sie sich doch mit der Unsicherheit des hohen Alters. Gleichgültig gegen sich, teilnahmlos gegen ihre Umgebung, ging sie immer in demselben Kleide umher, das ihr viel zu weit geworden war und nun an dem mageren Körper schlotterte.

Stunden lang konnte sie vor der Wiege des hungernden Knaben stehen, sein mißtöniges Gekreisch hören und mit stierer Gespanntheit hinsehen, und dann plötzlich sich umkehren und den Ofen voll Holz stopfen. Sie vergaß die Kühe zu melken, und wenn die Tiere schmerzvoll brüllten und stampften, lief sie ans Fenster und sah gespannt hinaus, als habe ihr jemand gerufen, oder riß die Tür auf, um ein Erwartetes einzulassen. Niemals erfüllte sich der Schatten ihrer Hoffnung, doch nie auch verließ sie die dumpfe Geduld. Nach jeder Enttäuschung ging sie

auf die Bank und strickte gleichgültig an einem Strumpfe weiter, der nur eine lange Röhre war, weil es ihr nicht einfiel, zu schränken oder abzunehmen.

Zum Weihnachtsfeste brachte Kathe einen Baum, Eßvorräte, Äpfel und Nüsse in das einsame Haus am Walde. Nach zwei Tagen stand noch alles unberührt auf dem Tische. Das Bäumchen hatte das Weib zerhackt und im Ofen verbrannt.

Endlich führte Josef die vollständig verwahrlosten Kühe in seinen Stall. Als Kathe Miene machte, auch den Wechselbalg aus der Wiege zu nehmen, krallte Marie ihre mageren, blassen Finger in den Arm des Mädchens und sah sie mit drohender Wildheit an.

In der Tiefe ihres Auges allein glomm ein letzter Schimmer von Beseeltheit, ein schwaches Leuchten furchtsamer Erwartung. Das auch vielleicht bestimmte Kathe das Kind wieder in die Kissen zurückzulegen und einen letzten Versuch zur Rettung ihrer unglücklichen Schwägerin zu machen. Sie ging zu Frau Wende, erzählte ihr alles und bat sie, Marie doch einmal zu besuchen. Ihr, von der die Beklagenswerte „immer große Stücke gehalten habe", werde es vielleicht am ehesten gelingen, den stummen Wahn zu zerstreuen, der über ihr lastete.

Das ewige Leben der Natur verwandelte sich wieder einmal und begann sich auf seine herrlichste Form vorzubereiten. Das graue Gewölk des Winters klaffte auseinander. Noch lag Schnee, aber er war brüchig und von schmutzigem Weiß, von den südlichen Lehnen zum Teil verschwunden. Aus dem blauen Himmel, dem unendlichen Schoße Gottes, sanken die ersten Träume des Frühlings auf die Erde nieder und umgaben alle Dinge und Wesen mit leichtem Schimmer. Die Waldbäume des Hedwigsteines und des Rollenberges sahen scharf und trutzig aus wie Soldaten vor dem Kampf. Die jungen Bäumchen des Feldes standen süß und schamhaft wie Mädchen vor dem Ankleiden. Ihre Zweige glitzerten und blinkten im frohen Lichte, als ob sie ein goldenes Haar wären. Von Zeit zu Zeit fuhr ein Wind auf, gleich einem dröhnenden Hornstoß, dem aus fernen Tälern verschwommener Erzklang antwortete, das Waffengeklirr eines heranrückenden Heerbannes. Dann war die Luft von verhaltenen Liedern voll und um alles rieselten die Schauer naher Verzückung deutlicher. Diese Zeichen der nahen Auferstehung umgaben Frau Wende auf ihrem Gange zu Marie.

Darum auch war der Eindruck, den das unglückliche junge Weib samt ihrer ganzen Umgebung auf sie machte, gleich einer Erschütterung, die den erwogenen Plan zu weiser Einsprache gänzlich über den Haufen warf. Schon das Höfchen war übersät mit Reisigästchen, verstreutem Stroh und Heu. Die Hausflur ungefegt. Unter der Stiege zum Boden lagen Wannen und Schäffer, zerdorrt, auseinandergefallen, übereinander geschichtet, wie altes Gerümpel. Die Reifen standen heraus.

Trotz mehrmaligen Klopfens rührte sich nichts in der Stube, die bei ihrem Eintritt ausgestorben schien wie das ganze Haus. Übelriechende verwohnte Luft füllte sie, die Wiege in der Mitte war mit einem schmutzigen Laken zugedeckt. Um den Ofen lag ein wirrer Haufen Stroh, das in einzelnen Halmen auch über die ganze Diele verschleppt war.

Zögernd drückte die Freirichterin die Tür hinter sich zu, wartete ein wenig, richtete endlich ihre knochige Gestalt entschlossen auf und wünschte auf gut Glück: „Guten Morgen".

Niemand rührte sich. Nur hinter der Wiege huschte ein Geräusch taktmäßig hin und her. Nach zwei Schritten tiefer in die Stube bemerkte sie ein mageres, weibliches Wesen, das auf den Knieen lag und mit einem trockenen Lappen das Bein der Bank reinigte.

„Wo is'n de Frau, Mädla?" frug sie und als die Person nicht darauf achtete, sondern gleichmäßig mit dem Lappen auf und nieder wischte, rief endlich die Großbäuerin so laut sie konnte: „Trotsch du, hörste nich!"

Es war Marie. Noch verschrumpfter, noch verwahrloster. Die Kleider um den Leib gewürgt, wie man eilig ein Bündel schnürt. Nun legte sie den Lappen mit übertriebner Vorsicht nieder und sah angestrengt an Frau Wende herauf und herab.

„Nu, he, Marie! Du bist ja grausam fleißig. Da könnte ees ja s ganze Häusel forttragen, du rührst dich nich. Komm och jetze her und gönn dr a wing Ruh".

Die Angeredete erhob sich rasch, lief aufgeregt in der Stube umher, las eine Handvoll Strohhalme zusammen, blieb dann ratlos stehen und sah umher.

Frau Wende hatte ihr Körbchen auf den Tisch gestellt und sich auf einen Stuhl niedergelassen.

„Da komm och her zu mir," redete sie der Verirrten gütlich zu, „das Aufräumen kannste de ja dann immer noch machen."

Maries Gesicht verlor den starren Ausdruck und ward weich. Sie näherte sich wie ein folgsames Kind und nahm Frau Wende gegenüber Platz, das Stroh immer krampfhaft in der Hand haltend.

„Sieh'ch och, da hab ich dr Würste mitgebracht, a Stücke Fleesch, a weng Kuchen und Striezel. Das Gebäcke is mir freilich nich gut geraten. Denn mit den Bierhefen is eben nischte. Iß och jetze tüchtig, du bist gar zu sehr runter".

Die Freirichterin frug nach dem Ergehen des Kindes.

Marie lauschte interessiert den Worten ihrer früheren Herrin nach, wie dem Laut einer fremden Sprache. Es zeigte sich auf ihrem blassen, verlöschten Gesichte, in ihren stumpfen Augen kein Verstehen; sondern nach einer Weile kam ein Zug in ihr Antlitz, wie Schlafende lächeln, wenn man sie kitzelt. Frau Wende wiederholte ihre Frage, rüttelte sie endlich am Arme und wies leidenschaftlich nach der Wiege. Da stand endlich die Arme wie unter der Wirkung eines Stoßes auf, ging zum Lager des Wechselbalges, zog die Decke ab und stand dann wie versteinert.

Das Kind war noch magerer geworden. Sein faltiges Gesicht ähnelte mehr dem eines uralten Mannes und war von grauen Haaren überzogen, als sei es von Schimmel bedeckt.

„Nu he, was machst du denn mit dem Kindel?" frug die Freirichterin, die versucht war, es aus der Wieg zu reißen.

Auf diese lauten Worte versuchte das Wesen die Arme zu bewegen. Es war so schwach, daß sich seine ausgehagerten Händchen nur aufwendeten. Dazu girrte es

kraftlos. Seine faltigen Lider hoben sich aber nicht; man sah nur die Augenäpfel darunter beben.

„Aber Marie!" begann Frau Wende wieder entrüstet über den erbarmungswürdigen Zustand des kleinen Unholdes. Allein, die Verirrte rührte sich nicht. Mit steifen Armen auf den Rand der Wiege gestützt, die Achseln heraufgedrückt, den Kopf dumpf vorgereckt, war es, als hänge sie an Stricken in der Luft, ein Bündel, kein Mensch mehr.

Ihr Gesicht trug den Ausdruck vertierter Pein.

„Es wird dir verhungern. Siehst'es denn nich?" rief Frau Wende wieder. Sie ging und reichte dem Knaben selbst die Flasche, der so heißhungrig darüber herfiel, daß die eingesogene Milch immer zur Hälfte wieder aus seinem breiten Munde herausfloß und den abgezehrten Hals hinunterlief.

„Trink, trink, liebes Kindele," eiferte kosend Frau Wende, die alle Scheu vor dieser grotesken Häßlichkeit vergessen hatte und nur mehr den hilfsbedürftigen Menschenwurm sah, „immer trink, armer, armer Kerle, du. Jaja, mir wern dir schon geben. Laß gut sein."

Süß, streichelnd, mit jenem tiefen Erbarmen eines Mutterherzens, das fast wie erfülltes Glück klingt, redete sie. Da stieß Marie unvermutet einen qualvoll stieren Schrei aus, der gar nicht enden wollte.

Frau Wende umfaßte sie, fühlte ihren ganzen Leib beben, führte sie von dem Kinde weg ans Fenster, saß bei ihr und stützte sie, bis die alte Ruhe wieder Besitz von ihr genommen hatte. Aber es war doch nicht mehr die gleiche Starrheit in ihr. Eine Wand schien durchbrochen und mit flehendem Blick, voll unsäglicher Klage, sah sie unverwandt ihre frühere Herrin an.

„Bis du stille," tröstete diese, „nee, nee! Fürcht dich nich, du bist bei mir. Laß gut sein, dei Mann kommt a so bale nich wieder raus, nee, nee, der sitzt. Dem habn se sei Jahr weger den Grenzsteenen ufgebrummt und wenn er wird das runterhaben, da wern se'm den Zips weger'm Schuster schleißen. Laß das gut sein", wiederholte sie immer von neuem und streichelte das welke Gesicht, das sich an ihre Brust grub.

Als Frau Wende schwieg, lag die Arme an ihrer Seite und ihr Atem wurde immer stürmischer, angstvoller.

„Mariela, immer wein du. Laß du's raus. Wir sein dir alle gut, 's ganze Dorf, da hats keen, Haus um Haus, Hof um Hof, dems nich leid tät um dich, vor allem der ale Freiwald. Schade, daß er tot is, denk, vorige Woche habens'n begraben."

So tröstete die Gute weiter, und weil Marie bei Erwähnung des alten Brunnenbauers sichtlich den flutenden Atem zurückgehalten und ruhiger geworden zu sein schien, glaubte sie am besten zu tun, die Geschichte des Greises zu erzählen. Er habe wohl durch die Auffindung des Schusters einen Stoß bis ins Mark erhalten.

Denn seit der Zeit habe er ohne ersichtliches Leiden gekränkelt. Endlich sei seine Seele lächelnd, schmerz- und kampflos, wie ein stilles Wasser, hinübergeflossen in den unbekannten Brunnen, der die Rinnsale aller Menschenleben auf ewig aufnimmt. Seine letzten Worte seien ein herzlicher Gruß an sie gewesen.

Während der Erzählung hatte sich Marie aufgerichtet. Beim Schlußsatze rückte sie von ihrer alten Herrin hart weg an den Tisch hin, und es war, als sinne sie über das Gesagte nach.

Die Freirichterin sah, daß ihr Besuch nicht umsonst gewesen sei, nahm sich vor, bei gelegener Zeit wiederzukommen und ging davon, da Marie durchaus auf nichts mehr achten wollte.

Marie aber fühlte, je länger umso deutlicher, daß ihr Geist in seine alte Wohnung zurückgekehrt sei. Noch ganz erfüllt von der Last seiner geheimen Wanderung, erschüttert von der Heimkehr, brütete er in seinen Gemächern, während von draußen her alle Erinnerungen auf ihn andrangen. Gleich einer lichtlosen Wolke aber lag das Bewußtsein über diesem letzten Zwiespalt ihres Lebens.

Sie hatte wieder einen Blick, aber sah noch nichts; empfand, aber ungeschieden; erkannte, aber faßte noch nicht. Indessen saß sie am Tisch in der Unruhe eines Menschen vor der nahen Abreise, legte die Hände ineinander, tat einige Schritte in die Stube, kehrte zurück und sah auf den Fuß des überschlagenen Beines, dessen Spitze von dem stürmischen Herzschlage leise auf- und abpendelte, blickte durchs Fenster, kehrte sich ab und verfiel unter erwartungsvollen Atemzügen in ein leeres Hingenommensein.

So verging Stunde um Stunde.

Gegen das Ende des Nachmittags begann der Wechselbalg röchelnd zu schreien, schwieg wie erstickt, rang angstvoll schnurrend auf, dann ging sein kurzer Atem, wie wenn eine zähe Masse in seinem Brüstchen koche.

Marie sah an sich nieder und erkannte ihre Verwahrlosung, stand auf, wusch sich, kämmte ihre Haare, ging und zog sich saubere Kleider an. Bei allem hatte sie die Empfindung, letzte Hindernisse wegzuräumen. Als sie sich geschmückt hatte, spürte sie jenes unbezwingliche, von Herzklopfen getragene Durst- und Hungergefühl, das Nervöse vor einer entscheidenden Tat befällt. Sie trank in gierigen Zügen einen Krug Milch.

Mit dem Rest trat sie an die Wiege, das Kind zu tränken. Das lag weiß-blau und still. Die Augen tief eingerunzelt, den breiten Mund geöffnet, die dürren Händchen regungslos hingebreitet.

Sie griff ihn an, und da eine welke Kälte in ihm war, breitete sie ein Bett über ihn, daß er sich wieder erwärme.

Das Dämmern des Abends floß in den Raum und brachte schwellendes Rot mit. Das wandelte über die Diele und kroch langsam an den Gegenständen empor. In zitternder Gemächlichkeit malte es gleißende Striche, verschwimmende Ringe, hinschwindende Flecken und aufhüpfende Lichtpunkte.

Marie war es plötzlich sicher, daß es ungeheuer wichtig sei, dieses Spiel von Licht und Schatten zu belauschen. Sie saß am Tisch nieder und bohrte ihr Auge auf alles. Unaufhaltsam kam das Gesicht ihres Schicksals über sie. Der Reflex des Abendlichtes auf den Kacheln des Ofens schob sich zu Gestalten zusammen,

die auf sie stierten, sich verwandelten, in roter Glut heraustauchten und gingen. Manchmal zitterten ihre Gesichter in jenem Flimmern, das dem Gelächter ähnelt. Dann waren sie Pein, Verzweiflung, Gram.

Es hämmerte in ihr. Not hing klammernd an ihrem Atem. Hilfesuchend fiel ihr Blick auf einen Rotstreifen, der lang gestreckt, gleich einer Katze im Sprung, über die Diele zog. Vor ihm ein Schattenmäuschen in Flucht: Zitternd, schutzlos, ohnmächtig; die winzigen Weichen fliegend vor Schrecken.

Immer näher schob sich der rote Leib des Raubtieres. Die Qual des verfolgten Tierchens hatte den höchsten Grad erreicht.

Da .... ein Ruck!

Das Mäuschen verschwand unter dem lechzenden Leib der Katze. Eine Lache Blut quoll über die Diele.

Und während Marie noch ganz erschüttert war, von dem Schicksal des hilflosen Tierchens, ertönte ganz deutlich das höhnische Gelächter in den Raum, das sie an dem aus dem Ofen tauchenden Gesicht vorhin gesehen hatte.

Sie riß ihre Augen herauf und sah suchend in der Stube herum.

Ihr Herz schlug wie eine Glocke, die Sturm läutet.

Die letzten Strahlen des versinkenden Abendrotes erleuchteten die Bilder ihres Gottes auf dem Eckbrett. In Verzweiflung war ihre Seele in ihr verschollen, in Empörung erwachte sie in diesem Augenblicke an dem Gelächter, das ihr Gott über ihr Elend ausstieß.

„Ha, hast du noch nich genung!"

Mit diesem Ruf sprang sie jäh auf die Bank, breitete ihre Schürze aus und strich die Holzfiguren hinein. Dann ging sie in den Hof und schaute sich in dem ungewissen Lichte der beginnenden Nacht um. Vor der Scheuer hatte der Wind einen Schneewall aufgeführt, der bis zur halben Höhe des Tores reichte. Dort hinein watete sie, trat ein tiefes Loch, ließ die Figuren fallen, stampfte sie mit den Füßen hinunter und warf dann Schnee darüber.

Wie sie Ballen um Ballen des tauendes Schnees mit den Händen aufhob, und fest drückte, sprach sie Worte jener großen Empörung aus, in die sich ihr Dasein gekleidet hatte: „Tod um Tod!" „Den Staß of dei Herze, daß es zerspringt!" „Wie du mich gepeinigt hast, also peinige ich dich!"

Jetzt war es vollbracht.

Eine Schneekugel ragte über ihrem begrabenen Gotte und mit keuchender Brust, schweißtropfender Stirn und funkelnden Augen stand das Weib davor. Dann ging sie wieder hinein. Mit unverwandtem Auge starrte sie auf die Fenster, die als blasse Flecken vor ihr in der schwarzen Nacht standen.

Sie zündete kein Licht an. Sie legte sich nicht schlafen. Sie wartete lange auf ein wild Wunderbares, das sie mit ihrem Fluch beschworen zu haben glaubte. Als sich aber nichts ereignete, ging sie mit wankenden Knieen in die Schlafkammer, fiel mit dem Gesichte nach unten ins Bett, grub ihre Hände verzweifelt in die Kissen und schlief ein als werde sie ausgeblasen. —

Über ein Langes schrak sie zusammen.

Ein dröhnender Schlag hatte das Dach des Hauses getroffen.

Die Wände bebten noch, als sie herauffuhr. Und da sie nun an die Balken griff, teilte sich das Zittern ihrem Innern mit, war eine Weile allein in ihr, während alles um sie her von Leblosigkeit befallen schien und begann dann langsam aus ihr herauszurinnen, doch nicht so, als ob es nur eine Bewegung sei, sondern ein zweites unbegreifliches Wesen. Sie fühlte es in sich niedergleiten. Zur Kammer hinauslaufen, durch die Wohnstube. Es öffnete die Zimmertür, schlug sie zu und begann bald darauf, draußen im Hausflur mit der kläglichen Stimme eines verängstigten Kindes nach ihr zu rufen:

„Mutter! — Mutter!" daß sie sich aufmachte und sah, wer da sei.

Als sie in die Hausflur trat, stand ihr kleines Mädchen, ihr Wackala, draußen, blies in die blaugefrornen Händchen und trat fortwährend von einem Füßchen auf das andre, daß ihre blonden Haare über dem Gesichtchen immer tiefer zusammenrannen.

„Warum bist du denn nich eim Himmel geblieben?" frug Marie erstaunt.

Das Mädchen hob ihr Auge und sah sie ratlos an.

„Hat er dich etwan rausgejagt weger mir?"

Das Kind nickte nur trostlos.

„Etze ei dr Nacht.... ei dr Kälte, was?" forschte sie ungläubig weiter.

Das Wackala brach statt aller Antwort in erbarmungwürdiges Schluchzen aus.

Da ward Marie vor Zorn trunken.

„Komm du nei, komm! Dei Mütterle wird dir helfen," sprach sie endlich sich mühsam beherrschend, führte das Kindchen, das sie neben sich trippeln sah, in die Stube und schlug die Tür hinter sich zu, daß es durch das ganze Haus krachte.

Der Wechselbalg erwachte davon aus seinem Starrkrampf und schrie meckernd.

Diese Töne drangen auf ihr blondes Mädchen ein. Es ward immer schemenhafter.

„Mädla, Gretla, fürcht dich nich! — Ruhig! — Ruhig! — Ich will mei Kind behaln.... ich brauch kee andersch!"

Mit dem Fuße stieß sie gegen die Wiege.

Aber die Stimme des Wechselbalges ward immer lauter und drohte, ihr Kind ganz aufzusaugen.

Da drückte Marie das Bett fest auf sein Gesicht, holte noch mehr Kissen von ihrer Lagerstatt, legte sich mit ihrem Körper darüber und verharrte so lange, bis die unholde Stimme ganz erstorben war.

Mit tanzenden Schritten trug sie die Kissen wieder in die Schlafkammer. Dann hob sie ihr Mädchen in die Wiege. Sie brauchte die Leiche nicht herauszunehmen, denn der tote Knabe war ihr Wackala.

Nun zündete sie ein Licht an und rückte einen Stuhl zur Wiege, um ihren Liebling einzuschläfern, der so müde war von der Reise aus dem Himmel durch das kalte Gewölk auf die Erde.

Jetzt war alles wie sie es gewünscht hatte mit ihrer Sehnsucht und ihrem Gram Ihr Fuß bewegte die Bogen der Wiege, dazu sang sie:

„Eya, popeia, Windelkind!
Ei dem Pusche geht dr Wind,
Of dem Baume kräht der Hahn,
Aus dem Häusle sieht dr Mann,
Of dr Platte kocht das Kraut,
Hinterm Tische sitzt die Braut:
Schlaf, Kindla, schlaf."

Ohne aufhören sang sie. Sausend schwang die kleine Bettstatt. Ihr Auge loderte, ihr Antlitz war eingefallen, von wilder Verzückung tief gefurcht.

Erschöpft mußte sie endlich eine Pause machen und griff der Leiche ins Gesicht.

„Wie kalt du bist! Mir wern Feuer machen. Da wird dir schon warm werden."

Bald prasselte es im Ofen. Sie wartete eine Weile und prüfte dann, welchen Fortschritt die Erwärmung ihres Lieblings gemacht habe.

Noch eiskalt. — — —

Bestürzt bog sie sich über das Totenbett und sann lange.

Plötzlich schlenderte sie sich auf.

„O, nu weeß ichs! Die Erde hat dich totgemacht. Un mich auch. — Licht — Licht — Licht! — überall bis an de Decke, zum Dach hinaus, lauter Licht! Mir wern de Nacht verbrenn' of dr Erde. Darnach sein mir alle erlöst, mir und alle Menschen."

Jubelnd sprang sie hinaus, schleppte Holzscheite herbei, schichtete vier Stöße um die Wiege, legte Spähne darunter, zündete sie an und setzte sich wieder an die Wiege.

Bald stand ihre Welt an allen vier Himmelsrichtungen in Flammen. Seliges Leuchten lag auf ihrem Gesicht.

Ihr Lied aber hatte eine unbändige Gewalt.

Eya, popeia, Windelkind!
Ei dem Pusche geht dr Wind....

bis zum letzten Atemzuge sang sie.

Als die erschreckten Steindorfer herbeikamen, war das Lied längst verbrannt. Ein Funkenwirbel stieg von dem einstürzenden Gebälk in die Luft und verlor sich in der Höhe wie das Rauschen eiliger Flügel.

Bald war alles in Asche zusammmengesunken. — — —

Aber die Nacht der Erde blieb doch. Denn die läßt sich nicht fortschaffen. Sie gebärt den Menschen; sie nimmt ihn wieder von hinnen.

Und zwischen der Nacht des Aufganges und des Niedergangs schwingt auf gar engem Raume die Stundenglocke des menschlichen Lebens.

Ihr Klang ist ewige Sehnsucht in notvollem Kampf und bitterster Süße.



Neue Bücher / von Arthur Eloesser



ie deutsche Romanproduktion scheint mir nach meiner letzten Abrechnung so wenig bedeutend und in ihrer Gesamtheit so physiognomielos, daß ich mich nicht erst bemühen will, ihr, wie es sonst dem guten Willen nach immer gelang, durch eine zusammenfassende Betrachtung irgend welchen Charakter zuzusprechen. Daher muß ich mich darauf beschränken, einzelne Werke namhaft zu machen, die das Verdienst haben, wenigstens deutsch geschrieben zu sein oder die sonst durch erwähnenswerte Vorzüge und Mängel auffallen.

Nachdem der äußerste Süden des deutschen Sprachgebiets uns mit der liebenswürdigen Erscheinung des geistreichen, elastischen Hermann Hesse überrascht hat, sendet die Schweiz in die vordere Reihe der Erzähler noch einen ihrer Söhne, der im Alter männlicher Besonnenheit bereits einen langsameren und gewichtigeren Schritt geht. Auch Carl Albrecht Bernoulli hat vor mehreren Jahren in einem technisch ziemlich ratlosen, menschlich ungemein interessanten Bande „Lucas Heland" ein ganz subjektives Bekenntnis niedergelegt, um jetzt seine zur Ruhe und Einheit gesammelte Kraft auf die Schilderung schweizerischen Volkslebens zu richten. Sein sehr ansehnlicher Roman „Der Sonderbündler" (Berlin, S. Fischer 1904) steht unter dem Einfluß von Gottfried Keller, aber noch näher schließt er sich an den alten Jeremias Gotthelf an, nicht gerade mit einer ausgesprochenen Lehrhaftigkeit, sondern mit der festen bürgerlichen Gesinnung, die individuelle Forderungen und staatliche Notwendigkeiten gegen einander abwägend, durchaus erziehend und kräftigend wirken muß. Bernoulli hat kein Buch für das Volk geschrieben, dazu ist er als Mensch zu spröde, zu eigenwillig und einsam, wie sich seine körnige Kraft auch aller vertraulich zuredenden Gemütlichkeit enthält, aber er zieht, gewiß nach langem Irren und Schweifen durch philosophische und religiöse Geisterreiche, seine fruchtbare Stärke aus den Wurzeln des Volkslebens, das sich ihm mit seinen historischen Bedingungen, mit seinen politischen Einrichtungen, mit allen Beständigkeiten und Wechseln der Sitten als eine zur Einheit gefaßte Mannigfaltigkeit offenbart. Man merkt seinem schwerblütigen Roman die Arbeit an, die sich sammelnd bemüht, um eine gewisse Vollständigkeit der Vorstellungen zu erzielen, und der es doch nicht gelingt, alle dem Volke geltenden Studien über seine Vergangenheit und Gegenwart recht zwanglos in den Fluß der Erzählung zu bringen; aber wenn auch einige breite Auswüchse der Sachlichkeit mit der zu gleichmäßigen Ruhe des Vortrags gelegentlich zur Ungeduld reizen, so bewährt sich doch schließlich die geduldige Energie seiner bildnerischen Kraft, die aus einem spröden Material außerordentlich solide Figuren heraushämmert. Der Roman setzt mit dem Sonderbundskriege ein, er schildert durch fünfundzwanzig Jahre den allmählichen Ausgleich politischer und religiöser Gegensätze bis zur Entstehung eines neuen Gemeingeistes, aber diese Ereignisse,

die beispielsweise auf ein altes, reiches Schweizerdorf beschränkt werden, ziehen nur den Rahmen um das Schicksal des Bauern Hans Hieseb, der dem Jörn Uhl als oberdeutsches Ebenbild nicht unebenbürtig gegenüber tritt. Dieser Hieseb mit dem Hiobsschicksal ist durchaus eine tragische Figur, nicht weil Glück und Unglück im Übermaß auf ihn fallen, sondern weil er tief leben will, weil er vom Schicksal herausgefordert, freiwillig mit ihm einen Gang macht, in dem er zerschmettert aber nicht besiegt wird. Als katholischer Parteigänger wird er von den protestantischen Seeauern gefangen, weil er einen der Ihrigen im Kriege meuchlerisch umgebracht haben soll, und er wird unter ihnen geduldet, da seine Tat sich als gerechte Notwehr erweist. Der erst geduckte und gemiedene Knecht wird ein reicher, mächtiger Mann, er verhilft dem Lande zu alten verlorenen Rechten und er erfreut sich seines Ansehens nicht ohne Überheblichkeit. Da verliert er die Frau, dann den Sohn, und weil er merkt, daß das Schicksal mit ihm und von ihm etwas Besonderes will, macht er dem Unglück selbst die Tür auf, um zu sehen, wie weit der Spaß wohl führen wird. Er gibt alles her, noch ehe es verlangt wird, seinen Reichtum, sein Ansehen, schließlich auch seinen Verstand, und zuletzt sitzt im Armenhaus ein zerzauster Wahnsinniger, der aber seltsame große Melodieen hört, und wenn er auf seinem Aschenhaufen in schmierigen Kleidern hockt, so dünkt der Greis sich einen König in einem fabelhaften Reich der Herrlichkeit und er teilt von seinen Schätzen aus als der Reichste und Mächtigste, dem alles gehört und nichts mehr verloren geht. Es ist Bernoulli durchaus gelungen, der Figur dieses Bauern ohne Übertreibung der natürlichen Verhältnisse eine schlicht gefaßte Größe zu geben, und er leuchtet, wenn auch die denkgewandteren Personen des Romans dazu etwas absichtlich ihre Lichter herleihen, den seelischen Tiefgang dieses Lebens ab, das viel mehr Glück und Unglück als andere brauchte, um auf den unbegriffenen Rest des Daseins zu kommen. So schließt dieser Roman bei aller Schätzung des bürgerlichen Gemeinsinns mit einer Rechtfertigung des Individualismus für die Starken, die sich freiwillig aus dem Schutz der Gemeinschaft herausstellen, um mit ihrem Schicksal ganz allein zu sprechen. Sei d i r getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben.

Ein Stückchen nordwärts über den Bodensee kommen wir von Bernoullis schweizer Querköpfen zu Emil Strauß' schwäbischen Dickköpfen, die sich in seinem neuen Roman „Kreuzungen" (Berlin, S. Fischer 1904) um das Problem ihrer Bestimmung abmühen. Wie die drei Hauptpersonen, des Mannes zwischen den beiden Frauen, die uns aus diesen Blättern schon vertraut sind, etwas Eigensinniges, Unliebenswürdiges haben, so ist auch in diesem durch eine hohe schriftstellerische Kultur ausgezeichneten Buche eine fast rabulistische Verständigkeit, die uns eine Fülle scharfsinnig erwogener Lebensklugheit vermittelt, wobei aber das Leben selbst seine keimtreibende Erdenwärme eingebüßt zu haben scheint. Schon an die Voraussetzung der ersten Kreuzung, daß die ruhige, hehre und so glatt abgeschlossene Elfriede sich an einem schönen Herbsttage dem Finanzpraktikanten wie eine Göttin dem Sterblichen geschenkt habe, vermag ich nicht recht zu glauben. Ein großer

Rausch vor dem Buche, und kein einziger in ihm — das müßte sich gegenseitig bestätigen. Und wenn die beiden zusammenziehen, scheinen sie vor einer Überraschung der Sinne ganz sicher zu sein, die doch auch recht zwingende Erinnerungen zu haben pflegen. Die warme menschliche Nähe ist ihnen im ganzen ungefährlich, und sie belauern sich nur noch seelisch wie zwei ebenbürtige Gegner, die gleich starke Truppen gleich umsichtig geordnet in der Hand haben. Strauß konstruirt nicht so nackt, daß er sie ohne irrtümliche Umwege glatt vorwärts gehen läßt, aber sie wissen auch in verwirrenden und verlockenden Momenten, daß sie irren und daß sie die Aufgabe haben, aus Zufälligkeiten ihrem Innersten entsprechende Schicksale, also Notwendigkeiten zu machen. Und diese letzte innerliche Sauberkeit gibt ihnen eine unangenehme, unliebenswürdige Überlegenheit, welche bei der Frau einen passiv suffisanten und bei dem Manne einen aktiv moquanten Ausdruck findet. Kurzweiliger als diese beiden Gerechten, die ihr Ich mit so umfassender Kenntnis kultivieren und mit so sicheren Handgriffen anfassen, ist die törichte Klara mit ihrer unbeständigen Lebhaftigkeit und mit der weiblichen Unsachlichkeit, die sich weniger um das Ding an sich als um seinen momentanen Schein und Eindruck kümmert. Die ganze Schilderung kleiner Verhältnisse, von denen alle diese Leute beengt werden, bekommt leicht etwas Verstocktes und Stockiges, wenn diese allzu geduldige Sachlichkeit nicht mit etwas Humor gewürzt oder meinetwegen durch einen frei gelassenen Gemütsüberschuß aufgeweicht wird. Daher kommt die Derbheit der resoluten Tante Ulrike, die allerdings auch einen unfehlbaren Herzenstakt versteckt, immer als kleine Erquickung, nur daß sie mit ihrer pathetischen Rede von den brennenden Herzen etwas zu hoch steigt. Der große Reiz des „Freund Hein" lag in der feinen Mischung von Verstand, Gemüt, Phantasie, die über dem gediegensten, ruhigsten Vortrag immer einen poetischen Goldglanz aufleuchten ließ, während hier eine mehr ältliche als männliche Trockenheit einen fast lehrhaften Ton der psychologischen Deduktion führt. In diesem vorbildlich sauberen mit peinlichster Sorgfalt angelegten Buch ist ohne alle Philisterei ein Lebensquietismus, der das Werde, was du bist! zwar fein begründet, diesem Satz aber eine tiefere Geltung verschaffen würde, wenn er sich nicht jedesmal der klaren Erkenntnis der Hauptpersonen bestätigte. Man wird sehr klug an diesem aus allen Kreuzungen sich abklärenden Bewußtsein des Buches, aber man hat keine rechte Freude an seinen Erkenntnissen, weil eine kühle Problematik ein einfach sympathetisches Verhältnis zu diesen seelischen Abwicklungen fast verbietet.

Ganz anders macht es Paul Ernst mit seinem ersten Roman „Der schmale Weg zum Glück", (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1904) um uns seiner Sache noch viel entschiedener zu entfremden als Emil Strauß, der als einer der wenigen Vertreter einer sicheren stilistischen Kultur von uns gar nicht entbehrt werden kann. Nach seinem Lebensgang war Paul Ernst eigentlich prädestiniert, den Roman der jetzt ins Mannesalter gerückten Generation zu schreiben, die den historischen Materialismus, den Sozialismus und Naturalismus als eine große Offenbarung erlebt hat, um dann, ich spreche nur von

den ganz Ehrlichen, im gewissen Sinne konservativ zu werden mit der Anerkennung der ganzen Summe innerlicher Traditionen, die trotz dem Bewußtsein der klassentrennenden ökonomischen Gegensätze keinem historischen Volke verloren gehen kann. Die Zickzackgänge seiner Entwicklung beweisen die heilige Konsequenz eines Mannes, der eine neue Zeit bis ins Innerste begreifen und tief mitleben wollte. Erst Theolog, der fromme Gedichte macht, dann Sozialdemokrat und Naturalist, dann nur noch Sozialist, der sich mit dem letzten konservativen Schriftsteller von Bedeutung, mit Rudolf Meyer wohl verträgt, Volontär in der Landwirtschaft, Volontär in der Armenverwaltung, dann vom Proletariat zum Volk gewandt, dann Kulturmensch, Individualist und schließlich Dichter in Weimar, wohin alle Wege führen: das ist immerhin ein Stück Leben, der biographische Stoff zu dem nun abgeschlossenen Roman von dem Radikalismus der Achtziger Jahre in den Händen eines Vielgewandelten, Aufrichtigen, Treuen, der immer mehr als Literat sein wollte, es auch jetzt als Romanschriftsteller nicht sein will. In einer autobiographischen Betrachtung weist Paul Ernst selbst auf die Schwäche seines Buches hin, die er aber der Gattung des Romans im allgemeinen zuschreibt; sie soll ihm als Mittel dienen, um zum Schönen, Edlen, Freudigen zu stärken, um am Wiederaufbau des deutschen Volkes zu helfen. Dieser Roman ist nun wirklich schwach, nicht weil er ein Roman sondern weil er von Paul Ernst ist, und wenn in seinem vertraulich zusprechenden, populären Tone eine Heilkraft liegen sollte, wohl dem Magen, den diese gemütswarme Brühe stärken kann! Paul Ernst setzt durch das ganze Buch einen pastörlichen Vortrag durch wie für einen Volkskalender oder eine Sonntagnachmittagspredigt. Auf das idyllische Försterhaus, in dem der kleine Hans als Romanheld aufwächst, mag dieser Stil noch anwendbar sein, aber wenn die ganze radikale Epoche des geistigen Berlin mit den dazu gehörigen Sozialisten, Nihilisten, Anarchisten und Polizisten in dem Salben- und Tränenkrüglein verrührt wird, so bekommt der Inhalt selbst durch seine unpassende Form fast ein komisches Ansehen. Die Komposition des Romans ist sehr instruktiv durch ihre Mängel, die sich so auffallend benehmen, daß man alle Gesetze der epischen Kunst intus hätte, wenn man jeden einzelnen zu vermeiden wüßte. Innerhalb des Romans spielen Dutzende von Lebensschicksalen, aber nebeneinander und durcheinander, so daß sich niemals eine innerliche Chronologie ergibt, und wenn der Verfasser seine Episoden, darunter ein recht hübsches Abenteuer aus Peter Hilles Leben aufreiht, so scheint er jedesmal eine neue Nadel und einen anderen Faden zu nehmen. Alle diese Ereignisse haben keine Illusionskraft, sie sind so gut wie nicht vorhanden, weil sie ein Zentrum umkreisen, das sich als ein Loch ergibt; denn die Schicksale des jungen Hans, der als Mann den schmalen Weg zum Glück findet, erringen nicht die mindeste typische Geltung. Wir begreifen nur, daß er nach einem obligaten Nervenfieber sich in eine Krankenschwester verliebt, die Tochter des Grafen, dem sein Vater als Förster gedient hat, daß er seine Lebensaufgabe in der Bewirtschaftung ihrer heruntergekommenen aber noch ertragsfähigen Güter und in der Hervorbringung vieler Kinder findet. Aber wie ihn seine Entwicklung

auf diesen wirklich schmalen Weg zum Glück gebracht hat, das bleibt ganz im Dunkeln, und so viel Tatsachen dieses Buch berichtet, darunter ein Dutzend Lebensläufe, darunter ein halbes Dutzend Selbstmorde, er drängt uns gar keine Gegenwart auf, und zuletzt ist nichts geschehen, weil eben mit uns selbst nichts geschehen ist.

Die Jugend einer Frau erzählt Alfred Meebold in dem kurzen Roman „Sarolta," (Berlin, Egon Fleischel & Co. 1904) der in einem trocken berichtenden aber korrekten Deutsch abgefaßt ist. Diese Sarolta, die noch als halber Backfisch einen alternden Lebemann mit berechnendster Verwendung ihrer Reize kapert, um bald mit einem anderen Aristokraten durchzugehen, die dann verschiedene Arten der Männlichkeit bis zu einem Kunstreiter und einem griechischen Hirten durchprobirt, ist eine Schwester der Renate Fuchs und in ihrer Anlage dem Wassermannschen Vorbild so ähnlich, daß sie zum Schlusse auch einen arischen Bruder des Agathon Geyer in der Gestalt eines früheren Offiziers und späteren Theosophen als Deuter ihres Lebens und Erlöser von aller Lebensschuld in Anspruch nimmt. Was der eine kann, kann nun der andere gerade nicht, und wenn Wassermanns lyrische Schwärmerei mit ihrer träumerischen Eindämmerung der Wirklichkeit phantastisch und poetisch wirkt, so scheint Meebold als Verteidiger ein sorgfältiges Protokoll zu führen, mit dem das Luderchen von Sarolta sich dreist vor das jüngste Gericht stellen kann. Wenn sie nämlich ihren braven Eltern so viel Kummer macht, die ihr solche Triebe nicht vererbt haben können, so liegt die Schuld nur an den alten Indern, die der Menschheit den Glauben an die Seelenwanderung geschenkt haben. Von ihren leiblichen Vorfahren nimmt sie nur den physischen Körper, aber das andere bringt sie fertig mit, um in dem irdischen Leben daran weiter zu bauen. Die Arme hat aber eine noch sehr karmahaltige, läuterungsbedürftige Seele bekommen, und je schneller sie sündigt, um so kürzer wird der Weg der Läuterung, so daß sie ihre Seele einem etwaigen Nachfolger schon in viel gereinigterem, göttlicherem Zustande hinterlassen kann. Der Roman scheint uns zu versichern, daß die Theosophie von gewissen Berliner Kreisen, die sonst nichts Dringendes zu tun haben, als dernier cri aufgenommen worden ist, und die ehrwürdige indische Weisheit in dieser Auffassung hat das Verdienst, den Damen das Leben und den Herren das Romanschreiben sehr bequem zu machen. Eine kleine Verirrung ist ein großer Akt der Läuterung, und der Troubadour, der das den Saroltas klar macht, kann einen vollständigen Mangel an zeugungsfähiger Phantasie in die ahnungsreiche Dämmerung einer großen Vorstellung verflüchtigen, die am Horizont der alten Menschheit stehen geblieben ist.

Mit demselben Problem der Seelenwanderung beschäftigt sich Kurt Martens in der ersten Novelle des Bandes „Katastrophen," (Berlin, Egon Fleischel & Co. 1904) nur daß er als geschickter Erzähler den Takt hat, die Sache ohne alle theoretische Erläuterung als eine fatale Vision oder Autosuggestion abzutun. Ein junger Ehemann, der die Entbindung seiner Frau angstvoll erwartet, fühlt plötzlich die Erscheinung eines widerlichen Alten, der von seiner Innenwelt Besitz ergreift, der Qualen der Erinnerung, Reue, Angst

auf ihn abschüttelt, von denen sein ruhiges, reinliches Leben nichts weiß. Und zugleich wimmert eine junge Seele in ihm, sträubt sich gegen den Eintritt in die Welt mit Vorwurf und Klage, bis der Schrei erfolgt, der die Ankunft eines kleinen Lebewesens ankündigt. Mit Fleisch und Blut ist er seinem Kinde verpflichtet, aber fern bis zur tröstenden Unverantwortlichkeit muß ihm die Seele bleiben, die nur wie ein Gast unser Haus berührt, wie ein Fremdling aus unbekannten fürchterlichen Ländern. So als Ahnung, als Überwältigung durch ferne, unerklärliche Erinnerungen hat diese Anschauung etwas Gültiges, Belebtes, ob sie mir auch in dieser summarischen Fassung schon zu deutlich objektiviert scheint. Aus eigener Erfahrung werden wir solchen Studien nur ganz zustimmen, wenn sie sich auf das blitzartig auftauchende Gefühl des schon gesehen und erlebt haben beschränken, das uns auch ohne alle Theosophie in einigen Momenten wenigstens zu Gläubigen der Wiedergeburt macht. Auch eine andere Novelle scheint mir ihren Eindruck dadurch einzubüßen, daß ein feiner Einfall, wie er einem Nachdenklichen einmal kommen muß, eine allzu reale und restlose Gestaltung findet. Es ist die Tat eines satanistischen Ästheten, der ein reines Kind von der Schularbeit weg entführt, in alle rauschvollen Schönheiten des Lebens, und das Mädchen tötet, bevor es zur Klugheit und Feigheit der Großen erwachen kann. Die Novelle ist in Briefen geschrieben, die sich geschickter als eine laufende Erzählung der Erwägung psychologischer Möglichkeiten entziehen können, und der letzte ist an den Vater gerichtet mit der beruhigenden Versicherung, daß die entführte Tochter als das glückseligste aller Menschenkinder dahingegangen sei. Eine frischere Lebensfarbe als diese beiden Studien haben die anderen mehr humoristischen Erzählungen des Bandes, glücklich erfunden und geistreich vorgetragen. Die Geschichte von der dicken Circe, die junge Künstler in ihr Haus lockt, um sie zu Schweinen zu machen, die Kämpfe der Eifersucht zwischen ihrem Gast und ihrem Lieblingshund zu inszenieren weiß, kann sich neben sehr bewunderten Leistungen des gallischen Esprits sehen lassen. Das Buch ist Thomas Mann zum Dank für den „Tonio Kröger" gewidmet, keine schlechte Revanche, da auch hier die edle Kunst des Schreibens zu Anmut der Fertigkeit gebracht worden ist, nur daß Thomas Mann auch die Buddenbrooks gemacht hat.

Mit drei Erzählungen aus Mähren hat sich J. J. David wieder eingestellt, dem jetzt die Früchte einer zähen vor den Zersplitterungen des Journalismus glücklich geretteten Lebensarbeit reifen. Mit der novellistischen Technik seines hier schon gewürdigten Bandes „Troika" stand er zwischen den beiden Senioren der österreichischen Literatur Ferdinand von Saar und Marie von Ebner-Eschenbach, während er mit der „Hanna" (Berlin, Schuster & Löffler 1904) sich näher zu der Dichterin stellt, deren künstlerisches Erbe er anzutreten reif ist, wenn auch seiner langsam erwerbenden Sprödheit nie so reiche Ernten zufallen werden wie ihrer weiblichen Fruchtbarkeit. David hat seine menschlichen und künstlerischen Neigungen nach zwei Fronten zusammengefaßt. Das Leben Wiens, der alten Hauptstadt, die schon mindestens so melancholisch wie

fesch geworden ist, kontrolliert er mit nahester Beobachtung, er berichtet von sozialen und ethischen Übergängen, von dem Absterben des alten phäakischen Kleinbürgertums, das allmählich durch eine physiognomielose Mischung primitiver aber kräftigerer Elemente verschiedener Rassen ersetzt wird, und er versucht diese Entartung und Neuartung nicht nur mit Ruhe zu begreifen, sondern auch als eine Gerechtigkeit und Notwendigkeit zu billigen. Diesen studienhaften Naturalismus läßt er zurück, sobald er sich seinem mährischen Mutterland zuwendet, und aus dem Beobachter wird ein Landschafter, ein Sänger der immer schmerzlicher ersehnten Heimat, über welche die Jahrhunderte mit ihren aufregenden Umwälzungen und verfeinernden Erfindungen ganz spurlos dahingegangen sind. In dieser fruchtbaren von blauen Bergen umgrenzten Ebene, wo die Wasser langsam in vielfältig gekrümmten Bogen rinnen, als könnten sie nicht müde werden, den dankbaren Boden zu benetzen, da sucht der Poet zeitlose Feiertagsstimmung, da findet er Weite, Ruhe, Größe. Gerade zum Romantiker wird er auch da nicht, aber wenn er die kleinen zwischen die Häusermauern gedrückten Stadtmenschen hinter sich hat, überkommt ihn eine leise Schwärmerei, und den Figuren, die zu dieser Landschaft gehören, gibt er gern etwas Großes, Gebieterisches, eine Ganzheit, sei es in Trotz, Wildheit, Hingebung oder Zartheit. In jeder dieser Erzählungen bringt sich ein Mensch freiwillig zum Opfer dar. Der „niederträchtige" Wallenta rettet ein Kind aus dem Feuer, weil er immer mehr können mußte als andere, eine Bauernfrau erschlägt ihren verlumpten Mann, um die Schwester vor seiner viehischen Lust zu schützen, und die Geliebte eines Malers tötet sich vor Scham, nachdem sie ihm als Modell gedient hat. Diese Hanna wird als die Seele der Landschaft gepriesen, ihr Opfertod hat einen Künstler groß gemacht, der nichts anderes mehr als immer ihre Seele malen kann, sei es im schweren Ernteduft, in einem Sonnenblick zwischen den Bäumen, im Lächeln eines stillen Waldsees oder im Raunen der Winde. Diese letzte Geschichte hat bei aller Schönheit der Landschaftsdichtung etwas Unpassendes in der Inszenierung, weil der Maler selbst das Erlebnis berichtet, der seiner Natur nach mehr zum Schweigen gemacht ist. Da wird denn dem zuhörenden Freunde die obligate Flasche Wein serviert, und die Sache läuft noch gut ab, wenn wir allmählich vergessen können, daß der Mann das alles nicht aussprechen durfte, was er seiner Kunst als tragisches Geheimnis schon anvertraut hat. Das sind Schwierigkeiten der Einkleidung, welche die immer mehr zur eigentlichen Kunstform der Prosa gewordene Novelle häufig zu überwinden hat. Im allgemeinen hat diese Gattung bei David den guten Stil ihrer alten Traditionen bewahrt: sie will merkwürdige Schicksale von merkwürdigen Menschen berichten und erklären, damit sie im Gedächtnis und im Urteil der Späteren keine Entstellung erleiden. Ein apologetischer Zug steht ihr wohl an, der allerdings bei David auf eine noch nicht genügend verhaltene Gerührtheit hinausläuft. Es ist Sache des Lesers gerührt zu sein, und die des Erzählers, es nicht zu scheinen. Jeder Novellist sollte vor jeder Arbeit Kleists „Marquise von O" lesen, wie Stendhal seine Feder an der harten Sachlichkeit des Corpus iuris wetzte.

Um noch die bemerkenswertesten ausländischen Erscheinungen zu versammeln, lassen wir einen wertvollen Novellenband „Wald und See" (Berlin, S. Fischer 1905) von Gustaf af Geijerstam vorangehen, der sich mit Hülfe der ungewöhnlich guten Übersetzungen von Gertrud Ingeborg Klett bei uns in Deutschland schon volles Bürgerrecht erworben hat. Was auch daher kommen mag, daß er uns, „das Buch vom Brüderchen" in seinem schwebenden Lyrismus ausgenommen, nicht allzu skandinavisch anmutet. An diesem schwedischen Erzähler schätze ich mehr das Talent, das wohl eine französische Schulung erfahren hat, als eine Originalität, die mir nicht Humus genug zu haben scheint, um eine schnelle Produktion ganz aus eigenen Wurzeln zu nähren. Die Technik seiner letzten Romane erinnert mich zuweilen an Maupassant, nicht an den Novellisten, sondern den Romancier von Notre Coeur; mehrere Konflikte sehen bei ihm wie Parallelbildungen zu Ibsenschen Problemen aus, nur daß ihre schiedlich friedlichen Lösungen einen sanften Maeterlinckschen Ton mitklingen lassen, das lange mystische Leitmotiv vom Leid, das sich mit sich selbst versöhnt, von dem weisen Leben, in dem nie etwas anders geschieht, als es geschehen durfte. Auch Geijerstam ist nun aus der Stadt gegangen, fort von seinen seelisch hoch kultivierten Menschen, die sich so fein zu berechnen wissen, und diese Wanderung zu Wald und See, an der vielleicht Selma Lagerlöf nicht ohne Verdienst ist, hat ihn durchaus frischer, kräftiger, neuer gemacht. „Dies ist die Geschichte eines Mannes, der in eine angesehene Familie kam und eine gute Heirat machte und sich doch nicht zufrieden geben konnte, weil er nicht gemacht war für das ruhige Leben, nach dem andere Menschen streben". Ob dieser Satz nun auch bei der großen schwedischen Dichterin stehen könnte, jedenfalls ist Geijerstam im Umgang mit den primitiven Leuten auch wieder primitiver und körperlicher geworden. Seine Novellen sind vielleicht eher zusammengepreßte Romane, weil sie allzu viel biographisches Material enthalten, dafür haben sie einen starken dichterischen Zauber durch die Andacht zum inneren Leben, das mit pflanzenhafter Natürlichkeit in der Seele der Landschaft beschlossen liegt. Recht schön wenn auch etwas sentimental ist das tausendstimmige Schweigen im Walde geschildert, in dem so ein alter Einsiedler dahingeht; in satter mild belichteter Buntheit breiten sich die Äcker und Wiesen aus, sie nähren zähe, grüblerische Menschen, die dumpf dahinleben oder einmal ihr eigenes Staunen erkennen über das wunderbare Rätsel dieser ewigen Gleichförmigkeit, die eine unendliche Reihe von Generationen als die Organe eines Körpers hervorgebracht, von denen keines ganz tot und unverletzbar geworden ist. Die letzte Geschichte rückt von dem Festlande näher an die Schären heran, wo die Leute lieber von der See schnellen Gewinnst fordern, statt ihn aus dem Boden geduldig zu ziehen, und hier beginnt die Erde, die so viel Liebe fordert, zu leiden. Mit diesem Blick auf eine Zukunft, die allmählich auch das Herz des Landes ergreifen muß, wo die alten königlichen Bauern sitzen, gibt uns das sanfte Buch eine umfassendere poetische Anschauung von den einfachen, ehrwürdigen Verhältnissen, über denen die Zeit bisher still gestanden ist.

Zum literarischen Nachfolger Rembrandts macht sich Herman Heijermans in dem Roman „Diamantstadt", (Berlin, Egon Fleischel & Co. 1904) der das Leben des jüdischen Proletariats, vornehmlich der Diamantenschleifer, in dem allen Vergnügungsreisenden so reizvoll gebliebenen Amsterdamer Ghetto schildert. Dieser holländische Schriftsteller kommt fast in jedem Jahre mit einem neuen Drama zu uns, und wenn die Aufnahme nicht ganz nach Wunsch abläuft, so strafen seine Invektiven die deutsche Bühne, der die holländische sehr überlegen sein soll. Der Dramatiker und der Epiker ist ein Liebhaber der Misere, er kehrt gern in den dürftigen Hütten der Elendesten und Ärmsten ein, um aus ihren Lumpen mit dekorativer Umsicht ein Stilleben zu machen und aus den Klagen ihres Jammers eine Kammermusik, welche die gefühlvollen Herzen im gehaltenen Maße zum Mitleid stimmen soll. Eine gewisse Fertigkeit im Farbenmischen, die den guten Mustern wenigstens das Handwerk abgesehen hat, und eine vorsichtige Berechnung, die die bloße Tendenz verschleiert, unterstützen ihn so weit, daß die Bilder nicht zu grell und die Schreie nicht so laut werden, wodurch er bei uns eine Art von literarischem Ansehen bekommen hat. Aber seine Mache ist kalt trotz allen Neigungen zu den stofflichen Reizen der Misere, sie hört genau da auf, wo die Kunst anfangen sollte, und so sehr er sich auch nachahmend bemüht, seinen Landsleuten den Dichter der „Weber" zu ersetzen, ihm fehlt gerade die Hauptmannsche Seele. Ihm fehlt auch die Wucht seines anderen Vorbildes Zola, wenn er nach einer Reihe sehr intimer Elendsstudien sich an die Spitze der Masse zu setzen sucht. Heijermans ist ein geschickter und geduldiger Arbeiter, der mit der Palette wohl umzugehen weiß, er ist imstande sechs jüdische Charakterköpfe, hinter einem trüben Fenster gesehen, scharf zu differenzieren, aber er scheint doch mehr ein Bild zu beschreiben als es im Vorübergehen zu schaffen. Viele Details gelingen seiner sicheren Hand, so das Idyll von einigen schmutzigen Judenkindern, die in einem Dreckloch nach einem verlorenen Apfel angeln. Der allgemeine Gestank des Ghettos wird in seiner Darstellung der Nase durchaus wahrnehmbar, ebenso der spezielle einer liebevoll beschriebenen Eiterbeule, und alle Gebresten, an denen die durch Armut, Krankheit, Judentum dreifach Elenden leiden, werden recht vollständig zur Anschauung gebracht. Auch mit der Stadt als Landschaft weiß er umzugehen, nur daß mich die Absichtlichkeit eines literarisch nicht ambitionslosen Menschen ärgert, der sich sagt, daß man so ein Ghetto in verschiedenen Beleuchtungen malen müsse, einmal schwarz in schwarz, einmal grau in grau, einmal im reinen Kleid von Schnee, gerade so wie es ein feiner künstlerischer Liebhaber machen würde. Die Bewegung des Romans ergibt sich aus einem Streik der jüdischen Diamantenschleifer, und wenn Heijermans auf sein Thema kommen will, so spricht er durch den Mund eines Proletariers, der die Schmach dieses ungesunden, unwürdigen, uneuropäischen Daseins schamvoll empfindet, ohne doch von seiner Rasse loskommen zu können. Der Messias, auf den die Juden immer noch warten, soll der Sozialismus sein, und die Vereinigung mit dem kämpfenden Proletariat aller Länder wird sie zugleich der Menschheit zuführen. Es gibt da

eine heftige Diatribe gegen die durch Unzucht verdorbene, mit krankhaftem Geschlechtstrieb behaftete Rasse, die ohne zu saufen verhältnismäßig die meisten Irrsinnigen liefert, die so eng in sich zusammengedrängt ist und mit so fanatischer Exklusivität an einander klebt, daß jeder Akt der Liebe nicht besser ist als Blutschande. Was da über die unsauberen Lebensverhältnisse mit dem schamlos gewordenen Durcheinander der Geschlechter gesagt wird, gehört einfach zur Wohnungsfrage, die viel mehr das Proletariat im allgemeinen als das Judentum imbesonderen angeht, wie überhaupt der Tendenz zu Liebe das Ghetto ganz einseitig geschildert ist, das mindestens so viel kleinbürgerlichen wie proletarischen Charakter aufweist. Es steckt viel Arbeit in dem Buch wie immer bei Heijermans, aber für die mangelnde Beseeltheit muß die Tendenz eintreten, die nicht allzu greifbar hervorgekehrt wird; denn er weiß als kluger und belesener Mann, der einen Rang behaupten will, daß das eigentlich nicht gehörig ist.

Heijermans hat den guten Deutschen gegrollt, weil sie ihn nicht mit Eklat entdecken wollten, und sie haben doch in literarischer Hinsicht so kapitale Freß- und Verdauungswerkzeuge, denen jegliche Speise von jeder Herkunft und Zubereitung vorgelegt werden kann. Die beiden fast gleichzeitig erschienenen Romane von George Meredith, „Richard Feverel" und „Der Egoist" (Berlin, S. Fischer 1905) sind ein Paar mächtige Bissen von zusammen fünfzehnhundert Seiten, eine nahrhafte Speise, so man sie glücklich herunter bekommt, wenn auch der Appetit zuweilen bei dieser Reichlichkeit sich zu empfehlen droht. Meredith ist heute ein hoher Siebziger, also noch zur Generation von Dickens gehörig und er hat den ersten dieser Romane bereits 1859, neun Jahre nach Balzacs Tode herausgegeben. Die Einleitung versichert uns, daß er bei einem an sentimentalen Humor gewöhnten Publikum seinen Erfolg glatt verfehlte und daß sein Realismus denselben moralischen Unwillen hervorrief, mit dem man die „fleischliche" Swinburneschule geschlagen hatte. Zwanzig Jahre später schuf er mit dem „Egoisten" sein Meisterwerk, und seitdem gilt er allen Kundigen als der Leader der englischen Romanliteratur. Man braucht in der Tat nur eine Seite von ihm zu lesen, um die Gegenwart eines eigenen, ungewöhnlichen Menschen zu spüren. Meredith hat sehr viel Geist, sehr viel Humor, sehr viel Lebenskenntnis; er schmeichelt seinen Landsleuten durchaus nicht, die sonst in Bezug auf Unterhaltlichkeit und Sittlichkeit an die Romanproduzenten sehr bestimmte Anforderungen stellen, er mag sie sogar, indem er seinen Menschen nicht nur Physiognomien sondern auch Körper mit Bedürfnissen und Instinkten gab, im Anfang entrüstet haben, aber für uns ist er immer noch zu englisch. Englisch ist seine ungeheuerliche Breite, englisch ist der Humor, mit dem er sich hinter den Rücken der Personen an das Publikum wendet, englisch ist sein Interesse für die gute, die adlige Gesellschaft, die in so vielen an sich glänzenden Typen veranschaulicht wird, daß man sich für jede Erzählung einen Führer durch die unabsehbaren Verwandtschaften dieser Adelsfamilien zurechtlegen muß.

„Richard Feverel" ist ein Erziehungsroman, eine sehr feine Satire auf väterliche Methoden, die den vollkommenen Edelmann hervorbringen wollen. Der

Alte hat ein System gemacht, in dem alles auch die exzentrischsten Bewegungen des Sprößlings vorher berechnet worden ist, und der Junge handelt natürlich trotz der besten Anlage immer ganz anders, was zunächst für die Kinderzeit nur humoristische Differenzen hervorbringt, bis das unfehlbare System in der unfehlbaren Katastrophe begraben wird. Die humoristische Widerlegung dieses Systems, die überlegen genug ist, um auch seiner nicht geistlosen Verteidigung das Wort zu lassen, findet ihre Bestätigung durch eine Reihe von Tatsachen, die nicht einfach beweisend nebeneinander gestellt werden, sondern sich mit innerer Logik aus der Natur des jungen Mannes ergeben. Wenn man einmal seine Geduld dieser Breite angepaßt hat, kann man namentlich die Kinderszenen mit höchstem Vergnügen lesen, nur daß auch dieser Genuß wieder durch den dichten Chorus von Onkeln, Tanten, Vettern beeinträchtigt wird, von denen jeder über die Streiche der Knaben, dieser natürlichen kleinen Bestien, seine Meinung in aller Vollständigkeit abzugeben hat. Nachher geht die Erzählung in dem wunderlichen Zickzack, das überhaupt dem humoristischen englischen Roman eignet, und Meredith, der noch tief in dieser jetzt so uneuropäisch gewordenen Technik stak, beweist seine innerliche Unabhängigkeit nur dadurch, daß er die Sache gewiß sehr gegen die Neigungen des Publikums traurig enden läßt.

Auch in dem viel jüngeren „Egoisten" zeigt Meredith einen feinen Humor, der nie karrikiert und nicht einmal unterstreicht, aber er ist auch hier noch so englisch, daß er den äußeren Habitus des humoristischen Romans braucht, um seine Kobolde spielen zu lassen. Hier scherzen sie um die Figur eines Gentleman, der sich selbst zur Vollkommenheit erzogen hat, der sich für den besten Menschen hält, auch dafür gehalten wird, nur nicht von den scharfsinnigen, boshaften kleinen Kobolden, die ihr besonderes Register führen. Das Buch ist reich an allerfeinsten Bemerkungen über die beste fast unantastbare Gesellschaft, aber alle diese Unterhaltungen mit dem Leser, ohne die der englische Roman nicht leben kann, machen sich gerade durch die diskrete Drastik der Erzählungskunst überflüssig, die uns auch ohne direkte Verständigung über die Köpfe der Personen hinweg überzeugen würde. Wenn die Figuren des „Feverel", namentlich die Damen mit blonden Haaren und blauen Augen, statt einer vollen Körperlichkeit mehr die konventionelle Stilisierung von älteren englischen Stichen und Lithographien aufwiesen, so sind die des Egoisten zu größerer Plastik von der Fläche gelöst, noch feiner individualisiert und tiefer in das Instinktleben hinein begründet. Allerdings werden auch hier die Hauptpersonen von einem Chorus umgeben, der die einfache Handlung, die Auflösung der Verlobung des Egoisten, fortwährend zu kontrollieren und zu erläutern hat. Trotzdem Meredith gewohnheitsgemäß in die Breite geht, genügt seinem Esprit ein Satz oder ein Wort, um mit höchst suggestiven Andeutungen eine erschöpfende Vorstellung zu erzielen. So spricht er von der aristokratischen Schönheit des Egoisten, die so regelmäßig ist, daß ein leichter unfreundlicher Zug sie schon zur Karrikatur macht, oder er zeichnet die Braut mit der einzigen Bemerkung, daß sie ihre Unschuld in Waffen gekleidet hat. Wenn alle diese Leute

uns trotz scharfer individueller Ausprägung schließlich doch nicht nahe kommen, so liegt es vielleicht daran, daß Meredith, der nach der Versicherung der Einleitung immer nur in guter Gesellschaft gelebt hat, sich nicht nur stofflich sondern auch innerlich auf dieses Milieu beschränkt. England ist exklusiv gegen Europa und die Country, wo die reichen Majoratsherren ihre vielen Tanten, Vettern, Pferde, Hunde, Diener füttern, wiederum eine Insel auf der Insel. Diese Vollblüter sind weder Europäer noch Menschen sondern nur Engländer und gehen uns eigentlich gar nichts an.

Sehr viel näher kommt uns der Ire George Moore, der Verfasser des musikalischen und fast religiösen Romans „Evelyn Innes", der eine warme Verehrung für Balzac bekundet, sich viel mit Richard Wagner beschäftigt und auf vielen Seiten wie ein Huysmans anmutet. George Moore hat sich nicht immer in guter Gesellschaft aufgehalten, als Sportsman, Journalist, Maler oder einfacher Bummler hat er die bas-fonds von London und Paris gründlich kennen gelernt, hat mehr studiert und sich mehr amüsiert als ein Engländer muß, und zu einem wirklichen Europäer geworden kann er sein Temperament nicht an die Ehrbarkeit gewöhnen, die dem old merry England jeden pittoresken Glanz geraubt hat. Alles ist ehrbar geworden, die Jockeys, die Buchmacher, die Schauspieler und sogar die Schauspielerinnen. Mrs. Kendal beschäftigt sich tagsüber mit ihren Kindern oder präsidiert bei einem Wohltätigkeitstee und spielt abends die Rosalinde. Nicht ohne Herausforderung seiner erhabenen Landsleute hat nun George Moore den Roman einer wirklich ehrbaren Frau geschrieben, eines armen Dienstmädchens namens „Esther Waters", das früher zu einem Kinde als zu einem Manne kommt und unter vielen Miseren die entwürdigendste des Ammentums durchzumachen hat. Der Herausgeber Max Meyerfeld, dem wir eine gut orientierende Einleitung verdanken, hat den Titel des Romans in „Arbeite und bete" (Berlin, Egon Fleischel & Co., 1904) umgewandelt, was ihn deutlich aber nicht geschmackvoll macht. Das bereits im Jahre 1894 erschienene Original, dem in England der Erfolg einer sittlichen Entrüstung zuteil wurde, steht also zeitlich zwischen den beiden anderen wichtigsten Dienstbotenromanen der Germinie Lacerteux von Goncourt und Klara Viebigs „Täglichem Brot." Diesen deutschen Roman finde ich als Studie noch erschöpfender und energischer, dagegen ist Moore lebhafter, farbiger und er hat die Schicksale des heroisch um die Mutterschaft kämpfenden Mädchens, das schließlich, auch nicht zu ihrem Glück, den Vater des Kindes heiratet, in ein sehr interessantes Milieu, nämlich das der unteren Sportkreise, der Jockeys, Buchmacher und all der kleinen Leute gesetzt, die ebenso wie die Großen und fast mit denselben Allüren sich durch Wetten ruinieren. Während Meredith auch in seinem Egoisten, wie es die englische Tradition vorschreibt, jeden Diener als komische Figur, meist als drolligen treuen Hund einführt, müssen wir Moore sehr dankbar sein, daß er aus diesem Milieu trotz allen Drolligkeiten der plebejischen Gentlemen keinen humoristischen Roman gezogen hat. Er schildert durchaus oft Humor, aber nie mit der Herablassung, die unterhalb der guten Gesellschaft nur Komik findet. Unvergeßlich bleibt die Figur eines kleinen Jockeys, dem seine Gewichtlosigkeit durch Hunger-, Schwitz- und Abführkuren

erhalten wird, der dazu am heißesten Sommertage unter zwei schweren Überziehern spazieren gehen muß, wobei er von dem tyrannischen Trainer beaufsichtigt wird, damit er statt zu marschieren nicht Murmeln spielt. Sehr originell auch die Schilderung eines großen Rennens mit unzähligen Volksbelustigungen und die von genauester Sachkenntnis zeugende Beobachtung einer kleinen Kneipe, wo die ganze Nachbarschaft ihre Wetten abschließt. Als Frau des Gastwirts und Buchmachers, der sich genau wie die anderen ruiniert, erreicht die wackere Esther Waters nur, daß sie ihren Jungen zu einem einigermaßen anständigen Menschen machen kann. Sie ist ein starkes, gerades, etwas verstocktes Wesen, dem in der Kindheit durch den Einfluß einer Brüdergemeinde eine tiefere Sittlichkeit anerzogen worden ist, und nach ihren vielen trüben Erfahrungen kommt sie zu dem Schluß, daß man nicht immer das Gute, was man gern möchte, tun kann, aber das mögliche Gute auch unter Verhältnissen, die Nachsicht erfordern, tun muß. Diese Esther Waters macht durchaus einen natürlichen, lebenswarmen Eindruck, nur daß die Prüfungen, durch die sie zu gehen hat, etwas paradigmatisch aneinander gereiht werden. Der soziale Roman, der ohne anklagende oder mindestens advokatorische Gesinnung nicht recht bestehen kann, muß eben die Aussicht auf eine unendliche Wiederholung eines solchen Einzelschicksals eröffnen, und so liebevoll die Mittelfigur selbst charakterisiert sein mag, ihr Wert beruht in letzter Hinsicht nicht auf ihrer individuellen sondern auf ihrer typischen Geltung, und an der ganzen Erfindung bleibt trotz der lebhaften, farbigen Darstellung etwas Vorgenommenes, Methodisches, damit sich auch jede Zufallswirkung aus den Funktionen des Gesellschaftskörpers gesetzmäßig erklären kann.





ber seine ersten Erfahrungen in bezug auf akademische Freundschaften, mußte er in späteren Jahren lächeln, wenn er auf sie zurückblickte. Aber sein Bekanntenkreis war allmählich so groß geworden, daß sich aus ihm notwendigerweise neue Freundschaften entwickeln mußten.

Einer der jungen Menschen, der zu den Mitgliedern von Kappers „wissenschaftlichem" Verein zählte und dem sich der Westindier ohne Affektation am engsten angeschlossen hatte, war ein Jüngling, dessen Vater hohes Ansehen genoß, und der deshalb Beachtung fand; er war nicht groß, von etwas langsamem Gang und ein bißchen bequem, er hatte schöne Augen, warme Gefühle, nicht geringe Bildung, einen guten Kopf ohne besondere Ursprünglichkeit, war etwas nachlässig in seiner Kleidung wie in anderem.

Sein Vater war der in seiner Jugend als Universitätsprofessor und liberaler Politiker bekannte C. N. David, später Chef des statistischen Bureaus und Mitglied des Reichsrates. Als Jugendfreund von Johann Ludwig Heiberg war er dessen dramaturgischer Mitarbeiter an der Fliegenden Post gewesen. Als Jüngling hatte er viele Verse im Stil jener Zeit geschrieben, z. B.:

„Zollt die Welt auch Preis und Ehren
wonn'gem Glück von Kuß und Wein —
was wir ohne beide wären,
das weiß der Student allein.
Drum, tät das Geschick ihn lumpen,
küßt er Nachbars Liebchen bloß,
und den Wein kann er sich pumpen,
ist er gänzlich ohne Moos.

Er hatte auch später Heiberg hie und da mit einem Vaudeville-Couplet ausgeholfen. So ist das sentimentale Lied aus König Salomon und Hutmacher Jürgen „Herr, daß Ihr's wißt, Ihr steht auf dän'schem Grund" in Wirklichkeit nicht von Heiberg sondern von David.

Nun bildete er gemeinschaftlich mit Bluhme und einigen anderen älteren Politikern eine konservative Fronde gegenüber der Politik der Nationalliberalen. Eines Tages, als die beiden jungen Menschen im Zimmer des Sohnes saßen und Statuten für die aus fünf Personen bestehende Fuchsvereinigung ausarbeiteten, kam der alte Herr durch die Stube und fragte: „Woran schreiben Sie?" — „An Statuten für einen Verein; sie sollten, wenn es geht, gleich fertig sein." — „Das ist recht. So ein Grundgesetz kann schon ein bißchen expedit geschrieben werden. Auf unseres hier zu Lande ist wahrlich kaum mehr Überlegung und Mühe verwendet worden."

Es war jedoch nicht die innere Politik der Nationalliberalen, die ihm hauptsächlich widerstrebte — er war nur sehr unzufrieden mit dem Wahlgesetz —

sondern es war ihre Haltung Deutschland gegenüber. So oft man Schritte zur Einverleibung Schleswigs tat, rief er: „Wir tun, was wir feierlich versprochen haben, nicht zu tun. Wie kann man so kindlich sein, zu glauben, daß das gut gehen wird".

Der Sohn, der zu Hause politisch konservative Eindrücke empfangen hatte, war ein lebenslustiger aber etwas verlegener junger Mann, der zuweilen seine Unsicherheit unter einer Sorglosigkeit verbarg, die ihm auch nicht fremd war. Hinter ihm stand seine Familie, in die er gastfrei diejenigen der Kameraden einführte, die ihm lieb waren, und so bürgerlich diese Familie auch ihrer Abstammung nach war, so gehörte sie doch den vornehmsten Kreisen des Landes an und übte durch den Sohn ihre Anziehungskraft aus.

Der Fuchs, den Ludwig David nun am eifrigsten aufsuchte, hatte ihn seit langen Jahren gekannt insofern als sie Schul-, ja Klassenkameraden gewesen, trotzdem David ein Teil älter war. Aber der Jüngere hatte als Knabe nie eine eigentliche Sympathie für ihn empfunden, sich eher abgestoßen gefühlt. Auch David hatte ihm gegenüber niemals Annäherungen versucht, hatte andere intimere Freunde gehabt. Jetzt dagegen nahm er eine herzliche Haltung an und erkannte die Gaben und den Fleiß des jüngeren in starken Worten an; er selbst wurde zu Hause oft damit geneckt, daß es ihm an Fleiß fehlte.

C. N. David war die erste öffentliche Persönlichkeit, die der Fuchs kennen lernte und in deren Heim er eingeführt wurde. In dem Hause des alten Politikers, späteren Finanzministers, genoß er eine Reihe von Jahren hindurch seltene Gastfreiheit.

Politisch war er bisher nur schwach interessiert gewesen. Natürlich hatte er als Knabe mit Aufmerksamkeit den Krimkrieg verfolgt, den der französische Onkel während eines Besuches den Kampf für die Zivilisation gegen die Barbarei nannte, trotzdem er ein Kampf für die Türkei war; nun verfolgte er als Fuchs mit Spannung die italienischen Feldzüge und die Empörungen gegen österreichische Herzöge und neapolitanische Bourbonen; aber die innere Politik Dänemarks hatte wenig Fesselndes für ihn. Sobald er zur Universität kam, fühlte er sich unter dem Einfluß von Geistern wie Poul Möller, J. L. Heiberg, Sören Kierkegaard in gehörigem Abstande von dem Glauben an die Volksmacht, der damals allerorten verkündigt wurde. Dies war jedoch nicht viel mehr als eine Stimmung, die nicht ausschloß, daß er sich im Einklang mit dem fühlte, was man damals Freisinn nannte. Obwohl ihn der nationalliberale und skandinavische Terrorismus, der sowohl bei lustigen als auch bei ernsthaften Zusammenkünften zu Worte kam, nicht selten erbitterte, waren seine Gefühle in der ausländischen Politik, gegenüber Schweden-Norwegen wie Deutschland dieselben, welche die gesamte studierende Jugend empfand. Er verdankte weder Schweden noch Norwegen irgend welche geistige Bereicherung, doch sein Herz zog ihn einzig zu den Schweden und Norwegern und in Christian Richardts herrlichem Liede zum Nordischen Fest im Januar 1860 Für

Schweden und Norwegen fand er den Ausdruck für die durchaus brüderlichen Gefühle, die er in seinem Innern für die beiden nordischen Nachbarvölker hegte. Obwohl er umgekehrt, so spärlich sein Vorrat an Kenntnissen auch war, schon einen bedeutenden Eindruck von deutscher Kultur empfangen, so hatte die im großen ganzen immer feindlichere Haltung Deutschlands gegenüber Dänemark und die schon damals von Deutschland drohende Kriegsgefahr in Verbindung mit den Kindheitserinnerungen an den Krieg 1848—50 es bewirkt, daß er in dem damaligen Deutschland nur das Feindesland erblickte. Eine heftige Schwärmerei, die er in seinem sechszehnten Jahre für ein reizendes kleines deutsches Mädchen empfunden hatte, bewirkte hierin keine Veränderung.

Die alten Männer, die zur größten Vorsicht gegenüber den unerfüllbaren Ansprüchen des Deutschen Bundes rieten und tiefes Mißtrauen gegen die Hilfe empfanden, die von Europa zu erwarten war, wurden in der herrschenden Presse schlecht gemacht. Als *Ganzstaatliche Männer* galten sie für unnational und als sogenannte *Reaktionäre* für freiheitsfeindlich. Der junge Fuchs, der jetzt in das Haus eines dieser politisch so schlecht beleumundeten Führer eingeführt wurde, besaß, so unkundig wie er war, wenigstens so viel Kultur in der Politik wie in anderen Dingen, daß er scharf unterschied zwischen dem, was er einigermaßen überschauen konnte, und dem, was er nicht verstand; er besaß Bildung genug, um dänische Verfassungsfragen zu dem letzteren zu rechnen, und so trat er ohne das geringste Vorurteil über die Schwelle eines Hauses, von dem nach Ansicht der politisch Rechtgläubigen eine verderbliche, wenn auch zum Glück machtlose Irrlehre ausging.

Dieser trat er jedoch keineswegs näher. Der alte Konferenzrat ließ im Schoße seiner Familie nie eine Silbe über Politik fallen. Aber der Eindruck von überlegenem Verstande und Menschenkenntnis, den er machte, genügte, um ihn in ein anderes Licht zu stellen, als das, in dem ihn Faedrelander zeigte, das Blatt, dessen Anschauungen die studierende Jugend sonst blind zu den ihren machte. Und noch mehr wurde der Glaube an das Urteil des Blattes erschüttert, als der junge Student eines Tages dort im Hause den Chef der *Reaktion* selbst, Geheimrat Bluhme, zu sehen bekam und als unbemerkter Zuhörer in einer Ecke saß, während dieser sprach. Er sprach viel, obwohl ebenso wie der Herr des Hauses, gar nicht über seine öffentliche Wirksamkeit. Als Staatsmann der alten Schule drückte er sich mit ausgesuchter Höflichkeit und einem gewissen Zeremoniell aus, titulierte z. B. beständig die Frau des Hauses *Ew. Gnaden*. Aber von der Affektation, deren ihn Faedrelander beschuldigte, hatte er keine Spur an sich. Und was auf das Gemüt des Jünglings einen tiefen Eindruck machte, war das Dänisch, das der alte Herr sprach, das schönste Dänisch. Er erzählte von seinen Reisen in Indien — er war seiner Zeit Gouverneur in Trankebar gewesen — und man sah die Ufer des Ganges und die Scharen weißer Frauen vor sich, die zu ihnen strömten, um sich aus religiösen Gründen im Flusse zu baden.

Nie konnte der Jüngling die Worte vergessen, mit denen Bluhme aufstand, um zu gehen. Er sagte: „Darf ich Sie bitten, mir die englischen Blaubücher auf ein paar Tage zu leihen; es könnte ja sein, daß sie eines oder das andere enthielten, was unsere Zeitungen nicht für passend erachtet haben, uns mitzuteilen". — Es durchzuckte den Jüngling bei diesen Worten. Zum ersten Male ging es vor ihm auf, wenn auch nur als Möglichkeit, daß die Presse mit Vorsatz, in der Absicht, irre zu führen, Tatsachen verschweigen könnte, die Anspruch auf allgemeine Aufmerksamkeit hatten.

Der Sohn des Hauses hatte ihn seiner Zeit gebeten Ovids Elegien mit ihm zu lesen, und das war der Ausgangspunkt der näheren Bekanntschaft. In der Stadt, im Winter, waren die beiden jungen Leute nur seltener mit der Familie zusammen. Aber anders im Sommer. Der Konferenzrat hatte sich eine Villa in Rungsted gebaut auf einem Grundstück, das seinem Bruder gehörte, der Landmann, Besitzer von Rungstedgaard, Rungstedlund und Folehave, ein verständiger und praktischer Herr war. In dieser Villa, die eine schöne Lage, mit Aussicht über das Meer hatte, wurde der Freund des Sohnes häufig eingeladen, einige Sommertage, ja zuweilen einen ganzen Monat zuzubringen. Anfangs war er natürlich der Familie gleichgültig; sie empfingen ihn nur des Sohnes wegen. Aber allmählich bekam er Boden unter den Füßen. Die schöne, kluge und muntere Frau (geb. Bramssen) nahm sich seiner Jugend mütterlich an, und die jungen Töchter erzeigten ihm ein Wohlwollen, für das er ihnen dankbar war.

Der Herr des Hauses erzählte zuweilen irgend eine Anekdote, z. B. über folgenden der ausgelassenen Streiche, die Heiberg in seiner Jugend verübte: Wenn er in den Wald ging und Hunger bekam, pflegte er sich Lebensmittel aus den Vorräten in den Landauern zu holen, die bei Klampenborg hielten, während die Herrschaften im Tiergarten spazieren gingen und die Kutscher im Gasthause saßen. Eines Tages hatte er sich gemeinsam mit Möhl und David auf diese Weise einer großen Torte bemächtigt; die jungen Menschen hatten sich wohl die Hälfte davon schmecken lassen und sie wieder im Wagenmagazin untergebracht, als die Familie zu ihrem Wagen zurückkehrte, den ihr bekannten Heiberg entdeckte und nun die jungen Leute zu einem Stück Kuchen und einem Glase Wein einlud. Als man zu seinem Schrecken die Verwüstung sah, der die Torte zum Opfer gefallen war, wollte die Familie selbst nichts davon haben, und die schon im voraus vollgestopften Diebe wurden nun gezwungen, den Rest des Kuchens unter sich zu teilen.

Oft gab es in der Villa schöne Musik zu hören; zuweilen wurde der Fuchs aufgefordert vorzulesen und tat dann sein Bestes durch die Wahl guter weniger bekannter Stücke und sorgfältiges Vorlesen. Das gemeinsame Leben in freier Luft brachte ihm einen Schimmer des Seltenen, so heftig Begehrten, stille Zufriedenheit. Aber ganz wohl zumute fühlte er sich besonders, wenn er mit der Natur allein war.

Ein aus dem Zusammenhang gerissenes Tagebuchblatt aus jener Zeit läßt erkennen, wie er unerprobte Kräfte in seinem Wesen gähren fühlte:

Auf dem Wege hierhin war der Himmel bunt mit gewaltigen, vielfarbigen Wolken. Ich schlenderte heute im Walde zwischen Eichen und Buchen umher und sah die Sonne Blätter und Stämme vergolden, legte mich mit meinem griechischen Homer unter einen Baum und las das erste und zweite Buch der Odyssee. Ging hin und zurück auf dem Kleefelde, schwelgte in Klee, atmete ihn ein und sog den Saft der Blumen. Ich habe die alte herrliche Aussicht von meinem Fenster. Das ganze Meer in all seiner Flachheit bewegte sich auf mich zu und grüßte mich, als ich kam. Es brauste und schäumte milde. Hveen lag klar vor meinem Blick. Nun schüttelt der Wind vor meinem Fenster, die See ist wild, der düstere Himmel hat einen Schein vom Monde .... Ostwind und Regen. Ging auf Valleröd zu in dem starken Winde. Der Himmel wurde klar; ein dunkelroter Farbenfleck bezeichnete den Stand der Sonne unter dem Horizont. Der Mond ist nun schnell aufgegangen, ist, erst rot, dann gelb geworden und sieht köstlich aus. Ich berausche mich im Anschauen der Natur. Gehe nach Folehave und fühle mich, wie die Götter bei Homer, leicht hinlebend....

Ich kann an einem stürmischen Abend in der freien Natur nie schläfrig werden. Ruhte mich ein wenig, stand um 4 Uhr auf, ging im Sturmschritt auf fürchterlich aufgeweichten Wegen nach Humlebäk, nach Gurre (den Ruinen und dem See) durch den Wald nach dem Garten von Fredensborg, zurück nach Humlebäk und fuhr von da mit dem Dampfer hier nach Hause, nach Rungsted. Ging dann auf den Hügel. Stille Schönheit der Landschaft. Gefühl davon, daß die Natur selbst den Gesunkenen in reinere Regionen erhebt. Nahm die Odyssee und ging auf dem Feldwege zum Steintisch, kühle und frische Luft, Harmonie und Herrlichkeit über der Natur. „Wild fliegt der Habicht." Ging in den sonnenbestrahlten Hörsholm-Wald hinauf, betrachtete den betrübten Ausdruck in den Gesichtern der Pferde und Schafe....

Ich warf Jungfern und gab den andern Rätsel zu raten. Eine Frau kam und bat um eine kleine Unterstützung zum Begräbnis ihres Mannes; er hätte einen so leichten Tod gefunden. (Es heißt, sie habe ihn mit einem Holzschuh erschlagen.) Saß unter einem riesigen Regenschauer in Rungstedlund; hatte dann eine herrliche Fahrt nach dem ungeheuren Regen nach Folehave hinauf und von da nach Hörsholm. Alles war herrlich und frisch wie in einem verzauberten Lande. Welche Frische! Kirche und Bäume spiegelten sich im See. Mein Wappen sind drei Glückserbsen....

Nach Vedbäk und zurück. Wir wollten eine Ruderpartie machen. Die Hausfrau ging darauf ein, aber da wir endlich ein großes schweres und klobiges Boot bekommen hatten, waren sie alle ängstlich. Dann brach Ludwigs Dolle und er fiel hintenüber. Das war natürlich, denn er ruderte allzutief. Ich nahm beide Ruder und ruderte sie alle allein. Es war ermüdend, das schwere Boot mit so vielen zu rudern; aber das Meer war so unsäglich schön, der Abend ganz still. Silberflecken auf dem Wasser sichtbar für den aufmerksamen und eingeweihten Liebhaber der Natur. Kräuselung des Westwindes. (φρὶξ.) Grub Kies auf und

ging nach Folehave hinauf. Pflückte Blumen und Erdbeeren; meine Finger riechen noch so gut nach Erdbeeren.....

Ging dann nach Haus. Meine Phantasie erhob sich um mich herum. Sommernacht, aber winterkalt, die Wolken ballten sich am Horizont. Gesetzt, ich träfe in Sturm und Kälte und Dunkelheit eine gewisse Person. Über das Korn hin flüsterte und zischelte der Wind einen Namen. Die Wellen prallten mit einem kurzen kleinen Schlage gegen die Küste. Nur das Meer ist Natur, das Land auf tausenderlei Art von Menschenhänden seines Naturgepräges beraubt; aber das Meer ist jetzt wie vor Jahrtausenden. Ein dichter Nebel stieg. Die Birken neigten ihre Häupter und schlummerten ein. Aber ich kann das Gras wachsen und die Sterne singen hören. —

Allmählich wurden die Beziehungen zu Ludwig David immer herzlicher, und dieser erwies sich als ein treuer Freund. Als es ein paar Jahre nachdem die Freundschaft geschlossen worden war, für den Jüngeren ziemlich trübe aussah, da sein Vater als Kaufmann große Verluste erlitten hatte und ihn nicht mehr in dem Maße stützen konnte wie früher, forderte ihn Ludwig David auf, sich ganz in der Wohnung der Eltern einzurichten und dort als Sohn des Hauses zu bleiben — ein Anerbieten, das er freilich abschlug, das ihn aber tief rührte, besonders als er erfuhr, daß das Anerbieten erst erfolgte, nachdem die ganze Familie darum befragt worden war.

Im Monat November 1859, gerade zur selben Zeit als Kappers „wissenschaftlicher Verein" gegründet wurde, schlug ein Kamerad Namens Grönbek, der aus Falster und mit der Familie des Historikers Caspar Paludan-Müller bekannt war, dem Fuchs vor, einer anderen kleinen Gesellschaft junger Studenten beizutreten, zu denen Grönbek auf Grund ihrer ganz ungewöhnlichen menschlichen und literarischen Bildung emporsah.

Der Fuchs hatte in dem einzigen Sammelpunkt der Studenten, dem alten Studentenverein in der Boldhusgade, die stets in ein poetisches Licht gestellt wurde, nicht gefunden was er suchte. Das Leben dort war schlaff, und die Sonnabendzechereien brachten schlechten Punsch, meist schlechte Reden und nur selten einmal schöne Lieder. Nun war er freilich gerade Mitglied einer jungen Gesellschaft geworden, aber er wies nie die Aussichten auf lehrreiche Bekanntschaften ab, und nichts war ihm zuviel. Er sagte also mit Vergnügen zu und wurde eines Abends Ende November in den von Grönbek gepriesenen Verein eingeführt, der sich nicht „wissenschaftlich" nannte, kein anderes Ziel hatte als die Geselligkeit und sich in Ehlers Kollegium bei einem jungen philologischen Kandidaten, Frederik Nutzhorn, versammelte.

Auf etwas Außerordentliches gespannt, wurde er sehr enttäuscht. Es stellte sich heraus, daß der Verein ganz lose und unbestimmt war. Die Anwesenden, der Wirt, ein gewisser Jens Paludan-Müller, Sohn des Geschichtsschreibers, ein gewisser Julius Lange, Sohn des Professors der Pädagogik, und einige andere

empfingen ihn, als hätten sie auf ihn gewartet, damit der Ankömmling den Verein auf den Gang bringen sollte; sie sprachen, als solle er nun alles tun, um sie zu unterhalten, und als ob sie selbst nichts tun mochten; sie erschienen bequem, fast träge. Zuerst las man abwechselnd etwas aus Björnsons Arne vor, das damals neu war; dann folgte ein gequältes Gespräch. Nutzhorn faselte, Paludan-Müller näselte, Julius Lange allein ließ ab und zu eine humoristische Bemerkung fallen. Der Gegensatz zwischen dieser Bande Nutzhorns, welche es mit der Geselligkeit nicht weiter heiß nahm, und Kappers Kreis, in dem aus Leibeskräften gearbeitet und erörtert werden sollte, war ein verblüffender. Die Bande erschien bei dem Vergleich äußerst phlegmatisch.

Bei den folgenden Zusammenkünften änderte sich der erste Eindruck. Der Fuchs entdeckte im Gespräch mit diesen jungen Männern zunächst seine eigene Unwissenheit in politischer Geschichte und Kunstgeschichte; sodann erschien er sich im Vergleich zu ihnen alt in Ansichten wie in Gewohnheiten. Sie waren z. B. alle Republikaner, während Republikanismus in Dänemark ihm bisher als jugendliche Torheit erschienen war. Außerdem hatten sie keine bürgerlichen Gewohnheiten. Nach einem Zechgelage gegen Weihnachten, das sich durch ein allerliebstes Lied von Julius Lange auszeichnete, machten sie den Vorschlag, daß man jetzt, um 12 Uhr nachts die sechs — sieben Meilen nach Frederiksborg gehen solle. Und derartige Extravaganzen begingen sie nicht selten.

Doch geschah es erst im Hochsommer 1860, daß er mit diesem neuen Kreise so recht verschmolz und sich darin heimisch fühlte. Dieser war durch einige vortreffliche Kameraden erweitert worden: dem gegenwärtigen Appellationsgerichts-Assessor Harald Paulsen, dem es nicht darauf ankam, mit dem ersten besten Strolch in einem Hohlwege anzubinden, dem damaligen stud. theol. Troels Lund, dem später so angesehenen Historiker, der immer fein, selbstbeherrscht, nachdenklich und von angemessener Ironie, in den Fechtstunden in Finten groß war, und dem damaligen stud. jur. Emil Petersen (gest. 1890 als Abteilungschef in der Eisenbahnverwaltung) sanft schwärmerisch, äußerst pflichttreu, mit einem ausgeprägten lyrischen Hange.

Als sie eines Abends kurz vor Johanni sich nach Vedbak aufgemacht, Emil Petersen in Tryggeröd abgeholt und die entzückende Gegend genossen hatten, rangen sie draußen im Wasser bei Skodsborg miteinander und hielten dann gemeinsame Abendmahlzeit, bei der während des Gelages die Lustigkeit sich erst zur Wildheit, dann zum Entzücken steigerte. Sie hielten Reden und sangen, riefen sich ihre Einfälle durcheinander zu, faßten sich dann um den Leib und tanzten, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnten. Dann tranken sie alle Du, und die ganze Schar ging in die Stadt, wo sie nach Mitternacht an die Türen der Gasthäuser trommelte, um irgendwo Einlaß zu erhalten, wo sie Kaffee bekommen konnten. Mit einem Male begriff Jeder Art und Wert des Andern vollauf; ein brüderliches Gefühl vereinte sie, und sie blieben Freunde fürs Leben. Freilich war das Leben, das einigen von ihnen beschieden, kurz; Jens Paludan-Müller fiel bei Sankelmark vier und einhalbes Jahr nachher; Nutzhorn hatte nur noch sechsundeinhalbes Jahr zu leben.

Von den andern sind Emil Petersen und Julius Lange tot. Aber ob sie nun lange oder kurze Zeit lebten, einander oft oder selten sahen, sie blieben herzlich verbunden. Kein Mißverständnis und keine Verstimmung bekam jemals Spielraum zwischen ihnen.

Zu den Ausflügen, die der junge Student in Dänemark unternahm, zählte einer nach Schleswig im Juli 1860.

Es war eine Aufforderung an die Studenten ergangen, einem Fest beizuwohnen, das Ende Juli in Angeln abgehalten werden sollte, um das spärliche dänische Element in dieser deutschgesinnten Gegend zu stärken. Es waren nicht viele, die dabei zu sein wünschten; aber verschiedene von ihnen hatten schöne Stimmen und konnten die patriotischen Lieder, von deren Wirkung auf die Herzen der Bewohner Angelns und besonders ihrer Weiber man sich viel versprach, mit Gefühl vortragen. Verschiedene, noch heut lebende damals anerkannte Führer der Studenten waren mit dabei.

Die Segelfahrt von Korsör nach Flensburg fand in einer seltenen Sommernacht statt; man gab die Schlafplätze, die man sich gesichert hatte, auf und blieb die ganze Nacht auf Deck bei einer Bowle Punsch. Die Sterne leuchteten klar, das Schiff durchschnitt hurtig das stille Wasser, schöne Lieder wurden gesungen, hochgestimmte Reden gehalten. Eine einzelne Rede wurde geflüstert, die auf den damals noch allgemein beliebten General de Meza, der in der Kajüte saß, in seinem Nachtschlaf gestört, mit seinen weißen Handschuhen und gekräuselten Spitzenmanschetten und mit einer weißen und roten Nachtmütze auf. Er war für die Jungen der Mann, der während der Schlacht bei Fridericia keine Miene verzogen und als sie zu Ende war, friedfertig in seinem Dänisch-Französisch gesagt hatte: Resultatet er meget satisfactorisk*.

Feindliche und höhnische Blicke von den Fenstern in Flensburg klärten die Reisenden bald darüber auf, daß dänische Studentenmützen dort nicht gern gesehen waren. Dagegen zeigten die Angler Bauern sich überaus liebenswürdig. Das Fest, das den ganzen Tag dauerte und mit Tanz und Feuerwerk beschlossen wurde, war wohlgelungen, und ein junger Mensch, der nachts gezecht hatte, am Tage gereist war und den Abend mit schönen Mädchen vertanzt hatte, mußte mit seinen verwirrten Sinnen spät nachts den Festplatz in einem romantischen Schimmer erblicken, wie er da allein stand, von flammenden Fackeln umgeben, während das Feuerwerk um ihn herumspritzte und knisterte. Einige Studenten saßen auf dem Felde um brennende Pechkränze; ein alter Angelbauer sorgte das Feuer, dänische Lieder singend. Ganz entzückt, Tränen in den Augen, drückte er den jungen Leuten die Hand und dankte ihnen, daß sie gekommen waren. Das war besonders feierlich und schön.

Als der junge Student am darauffolgenden Tage — auf dem Wege von Flens-

---

* Das Resultat ist sehr befriedigend.

burg an der Station Egebäk ausstieg, um nach Idsted zu gehen, zeigte es sich, daß drei andere junge Menschen denselben Gedanken gehabt hatten, sodaß sie alle vier zusammen gingen. Es waren junge Männer aus einem Guß, wie er ihn vorher nicht getroffen hatte. Ihre Gefühls- und Ausdrucksweise war ihm neu. Alle redeten sie die Sprache des Herzens und verrieten augenblicklich, daß sie einander anbeteten, schienen kräftige offene Naturen mit einem gemeinsamen Gepräge. Es waren die drei späteren Hochschulvorsteher Ernst Trier, Nörregaard und Baagöe. Trier war der wärmste und rundeste, freundlich und entgegenkommend gegen einen Fremden, machte den Eindruck einer gewissen Klugheit, war vorsichtig in seinen Urteilen über Personen. Baagöe groß und männlich, schien ein kräftiger romantischer Charakter, zeigte große Empfänglichkeit für Natureindrücke und schien bei seinem Zeichentalent mit ungewöhnlichem Kunstsinn ausgerüstet, er war bescheiden und milde in seinen Urteilen. Nörregaard, eine einnehmende Persönlichkeit, warm und eifrig, nicht so klug wie Trier, nicht so vorsichtig in seinen Aussprüchen, legte derben, schweren Ernst an den Tag, schien keinen Sinn für Scherz oder Meinungsäußerungen auf Umwegen zu haben. Er war der augenscheinliche Liebling der Andern. Sie redeten ihn mit dem Namen Tusindfryd* an und gaben auf die Frage, weshalb sie ihn so nannten, die Erklärung: weil er die Wonne Tausender ist. Was den Neuhinzugekommenen ein wenig verwunderte, war nur, daß Nörregaard gegen eine solche Benennung keinen Einspruch erhob.

Trier geriet in Hitze, als das Gespräch sich der schönen Literatur zuwandte, und dem, was man damals das Ästhetische nannte. Es gäbe in der Literatur, sagte er, eine Richtung, welcher die Moral gleichgültig war; das sei die verwerflichste Richtung von allen; er, Trier, kenne einen Bischofssohn, der ihr huldige. Er äußerte sich sodann unwillig über die Heibergische Schule, erhob auf ihre Kosten Dichter wie Hauch, Ingemann und Grundtvig. Neu für seinen Zuhörer war der Nachdruck, den er auf die Volkstümlichkeit dieser letzteren Dichter legte (die er scharf von der Popularität unterschied); er betonte, wie großen Nutzen sie dadurch stifteten, daß ihre Sachen in den Händen des kleinen Mannes wie in denen der Gebildeten sein könnten. Äußerst enge erschien seine Anschauung jedoch, wenn er den Eindruck, den Kierkegaards Entweder-Oder gemacht hatte, von „Brunst" bei den Lesern des Buches herleiten wollte; aber was Gesundes und Frisches in seinen Worten war, konnte nicht anders als anziehend und gewinnend wirken.

In raschem Schritt erreichte die kleine Schaar Idsteds schöne Heide, gebildet aus Erikabüschen, deren rote Blüten in der Beleuchtung der untergehenden Sonne köstlich aussahen. Man lagerte sich auf dem Hügel, wo Baudissin mit seinem Stabe gehalten hatte, und die jungen Grundtvigianer sangen:

Sieg in deine Hand, Sieg in deinen Fuß,
Sieg in alle deine Glieder gut!

Dann las Baagöe Hammerichs Schilderung der Schlacht bei Idsted vor,

---

* Tusindfryd silbengemäß = Tausendwonne, d. h. Tausendschönchen.

während jeder in seiner Phantasie die Heeresmassen anrücken und aufeinanderstoßen sah, gerade wie vor zehn Jahren.

Die Zeit war knapp, wenn man noch abends unter Dach kommen wollte. Um 9 Uhr hatte man noch zwei Meilen bis Schleswig. Man ging die erste Meile mit einer Geschwindigkeit, die dem Jüngsten neu war. Die ersten drei Viertel der Meile wurden jedes in einer Viertelstunde, das letzte in zwanzig Minuten zurückgelegt. Als sie am Hotel ankamen, stand die aus dem Kriege berühmte Madame Esselbach in der Tür, die Hände in den Seiten wie auf ihrem Porträt, musterte die Kommenden mit klugen, scharfen Augen und rief: Das ist ja das junge Dänemark. In der Stube saßen Offiziere und spielten Karten. Rittmeister Sommer versprach den jungen Menschen, ihnen am nächsten Morgen um 6 Uhr Gottorp zu zeigen; sie konnten dann im voraus vom Hersterberge aus eine Aussicht über die ganze Stadt genießen.

Der Rittmeister, der in den Jahren nach dem Kriege so vielen Angriffen in den Zeitungen ausgesetzt war, und mit dessen Ausdruck „meine jungfräuliche Klinge" so viel Ulk getrieben wurde, zeigte den jungen Leuten die prächtige Kirche und darauf das Schloß, das als Kaserne ganz schimpfiert worden war. Er trat als Vater seines Regiments auf, benahm sich wie Poul Möllers Künstler, lobte erfreut die Tüchtigen, redete aber in harten Worten zu den Flüchtigen, teilte unablässig Lob und Tadel aus, schwatzte Dänisch mit den Soldaten, Plattdeutsch mit der Köchin und Hochdeutsch mit der kleinen Schloßmamsell, machte die Gäste auf die strenge Ordnung und Reinlichkeit in den Ställen aufmerksam. Er klagte bitter darüber, daß ein gewisser Premierleutenant, den er ihnen zeigte, der 1848 seine Kokarde in den Rinnstein geworfen hatte und zu den Deutschen übergelaufen war, jetzt in das Regiment und über tapfere Sekondeleutenants eingesetzt worden war, die ihr Kreuz im Kriege gewonnen hatten.

Hier trennte sich der Fuchs von seinen grundtvigschen Genossen. Als er bei der Heimkehr Julius Lange von ihnen erzählte, sagte dieser: Brave Leute, die ihre Herzen als Dekoration im Knopfloch tragen!

Schnurrig war die Reisegesellschaft, die er für den Rest seines Ausfluges bekam. Es waren der spätere Finanzbürgermeister Borup und der schon damals beim „Dagblad" angestellte Journalist Falkman (eigentlich Petersen). Da ahnte er nur wenig davon, daß sein damaliger etwas plumper Reisegenosse sich später zu dem Cato entwickeln sollte, der Ibsens „Gespenster" „in der Kalkgrube, wo so etwas einzig hingehört" untergebracht zu sehen wünschte und Hunderte von Artikeln gegen ihn selbst schreiben sollte.

Er hatte ja auch bei der Bekanntschaft mit Topsöe keine Ahnung davon gehabt, daß dieser mit der Zeit sein hartnäckiger Verfolger werden würde. Ohne gerade besonders jugendlich zu sein, war der derbe vierschrötige Borup jung. Falkman schrieb mit gesundem Humor an Bille lange Berichte über Schleswig, die sein jüngerer Reisegefährte für ihn korrigierte. Borup und Falkman riefen gewöhnlich, sobald dieser den Mund öffnete: Bloß nicht seraphisch!

Gemeinsam fuhren sie nach Glücksburg, besichtigten dort das Feldlager und aßen, da sie seit dem Morgenkaffee um 5 Uhr nichts zu essen bekommen hatten, einen Braten von sechs Pfund, die drei. Sie übernachteten zu Flensburg und fuhren am nächsten Tage mit dem Wagen nach Graasteen, auf einem herrlichen Wege mit waldbewachsenen Hügeln. Ein Gußregen kam, und man saß in Todesstille, damit beschäftigt, sich in Pferdedecken einzuhüllen. Als der Regen nach einer Stunde aufhörte und man in einem Kruge Rast hielt, machte das gezwungene Schweigen der wildesten Lustigkeit Platz. Die drei jungen Burschen — der zukünftige Finanzbürgermeister wie die anderen — tanzten in die Stube hinein, hüpften herum wie die Wilden, begossen sich, das Sopha und die Kellnerin mit Milch; walzend, lachend sprangen sie dann wieder aus der Tür und in den Wagen, nachdem sie das Mädchen mit Vierschillingen überhäuft hatten.

Von Graasteen begaben sie sich nach Sonderburg. Die älteren legten sich nach der Mahlzeit schlafen. Der Jüngere ging in die Düppelmühle hinauf. Als er zurückkam, fand er auf einem Hügel auf der Alsenseite eine Bank mit schöner Aussicht nach Schleswig hinüber. Er legte sich mit dem Rücken auf die Bank und blickte zum Himmel hinauf und über die entzückende Landschaft hinweg. Die hellen Felder, umgeben von den hohen düsteren Hecken, die den schleswigschen Landschaften ihr Gepräge geben, nahmen sich, von dem hochliegenden Punkt gesehen, ganz köstlich aus.

Es war nicht seine Sache, das Dasein durch die rosenrote Brille zu sehen. Seine Natur war allzu gespannt dazu, in ununterbrochenem Streben. Obwohl er es hie und da empfand, was für ein unmittelbares Behagen es bereitete, frei zu atmen, die Sonnenstrahlen zu sehen und das Sausen des Windes zu verspüren, und stets eine Wonne darüber empfand, in der ersten Jugend zu stehen, lagen doch in seinem Wesen soviel Schwermut und ein solcher Unwille, sich irgendwelchen Illusionen hinzugeben, daß es ihm, wenn er in sein Inneres blickte und sich über sein Leben Rechenschaft ablegte, war, als sei er in seinem ganzen Leben keinen einzigen Tag fröhlich gewesen. Er kannte keine tagelange, kaum eine stundenlange Freude, nur ein augenblickliches Entzücken während des Zusammenseins mit Kameraden bei einem Fest, im Verkehr mit einem Freunde, unter dem Eindruck von Naturschönheit oder weiblicher Anmut und — als das Glück, geistig bereichert zu werden, — beim Lesen eines Gedichtes, dem Anhören eines Schauspiels oder der Vertiefung in ein Kunstwerk.

Das Gefühl, bereichert zu werden, war leider im Verkehr mit der Umgebung äußerst selten bei ihm. Fast immer hatte er während des Gespräches mit fremden Menschen das gerade entgegengesetzte Gefühl, das ihn empörte, — das Gefühl, als ob er geistig ausgesogen, wie eine Zitrone ausgepreßt würde, und während er sich nie langweilte, wenn er allein war, litt er in Gesellschaft anderer in überwältigender Weise unter der Langweile. Ja, er langweilte sich dermaßen bei den Besuchen, mit denen er von Kameraden und Bekannten überhäuft wurde, die rücksichtslos

seine Zeit beanspruchten um ein paar Stunden totzuschlagen, daß er darüber förmlich verzweifelte; er war zu jung, um sich hartnäckig verleugnen zu können. Einen solchen Platz nahm allmählich die Vorstellung von der Langweile ein, unter der er bei fast aller Geselligkeit litt, daß er ein nicht ganz übles (leider verloren gegangenes) Märchen von der Langweile dichtete, mit Zugrundelegung eines Motivs, das er nach mehreren Jahren in Sibberns bekannter Schrift aus dem Jahre 2135 anders verwendet sah. Das Märchen wurde Nutzhorns Bande vorgelesen und gewann deren Beifall.

Aber obwohl er so keineswegs lebensfroh genannt werden konnte, war kraft seiner überströmenden Jugend beständig etwas Ausgelassenes in ihm, das sobald der Verkehr mit andern ihn aus dem Gleichgewicht brachte, sich als Mutwillen fühlbar machte und ihn in Lachen ausbrechen ließ.

Seiner rein unbändigen Lachlust wegen war er bekannt, und nicht gerade vorteilhaft bekannt, unter seinen Kameraden. Er hatte einen äußerst wachsamen Blick für das Lächerliche und impulsiv wie er noch war, war es ihm nicht möglich, sich mit einem Lächeln zu begnügen. Nicht ganz selten konnte er auf einem Spaziergange durch die Straßen der Stadt ununterbrochen eine ganze Straße hindurch lachen. Es gab Zeiten, wo er völlig außerstande war, dieses Lachen zu beherrschen; er lachte wie ein Kind, und es war ihm unbegreiflich, daß die Leute so ehrpusselig, so innerlich feierlich umhergehen konnten. Starrte ihm jemand nur ins Gesicht, so mußte er lachen. Kokettierte ein junges Mädchen ein bißchen mit ihm, konnte er ihr ins Gesicht lachen. Eines Tages ging er aus und sah zwei betrunkene Eckensteher in einer Droschke, jeder mit einem Totenkranz auf dem Schoß; er mußte lachen; er traf einen alten Laffen, den er kannte, und dieser hatte zwei Röcke an, von denen die Enden des einen unter denen des andern hervorhingen; er mußte auch darüber lachen. Zuweilen, wenn er in Gedanken versunken ging oder stand, war er äußerst zerstreut, antwortete mechanisch oder sprach in einem Ton, der nur wenig zu den Worten paßte; merkte er das dann selbst, so mußte er laut über seine eigene Zerstreutheit lachen. Es konnte ihm passieren, daß er in einer feinen Abendgesellschaft, von dem Sohn des Hauses in einer ihm fremden steifen Familie eingeführt, wo das Tischgespräch sich träge in einsilbigen Worten bewegte, so gewaltsam lachen mußte, daß ihn alle erstaunt oder zornig betrachteten. Und es konnte ihm passieren, daß in irgend einem Kreise, wo etwas Trauriges zur Sprache kam, das die Anwesenden berührte, die Erinnerung an etwas Putziges, das der junge Student an demselben Tage erlebt oder gehört hatte, in ihm auftauchte und ihn dermaßen gefangen nahm, daß er die für die Umgebung unfaßbaren und kränkenden Lachanfälle bekam, die zurückzudrängen ihm unmöglich war. Bei Trauerfestlichkeiten plagte ihn die Lust, lachen zu müssen, derartig, daß seine Aufmerksamkeit unwillkürlich an allem haften blieb, woran es gerade nicht zu denken galt, und nach einem kurzen inneren Kampf brach er dann in Lachen aus. Besonders verdrießlich war diese Neigung für ihn, wo das Lachen andere störend, in etwas eingriff, das durchzuführen er selbst Lust und Willen hatte. So

verdarb er durch sein Lachen die ersten Proben von Sophokles' griechischem Philoktetes, den eine kleine Gruppe Studierender auf Julius Langes Anregung aufführen wollte. Einzelne sprachen das Griechisch so merkwürdig aus — andere hatten ihre Rolle vergessen oder spielten schlecht — und das genügte für ihn, um einen Lachanfall zu bekommen, der sich kaum eindämmen ließ. So lachte er sehr oft, ganz gequält darüber, lachen zu müssen, in Wirklichkeit schwermütig gesinnt und den Kopf voll Sorgen; er mußte da an Örvarodd denken, der bei Oehlenschläger nicht lacht, wenn er fröhlich ist, aber wie wild lachen muß, wenn ihm weh ums Herz ist.

Die Anfälle von Lachlust waren in Wirklichkeit eine Folge seiner reinen Jugend; bei all seinem Grübeln war er in vieler Beziehung ein Kind geblieben; er lachte, wie Knaben und junge Mädchen lachen, ohne aufhören zu können, besonders, wenn sie nicht dürfen. Aber diese seine peinliche Eigenschaft leitete seine Gedanken auf das Wesen des Lachens selbst hin; er strebte, sich klar zu machen, weshalb er lachte, und weshalb man lachte, überlegte so gut er konnte, worauf das Komische beruhte und worin es bestände, legte dann die Frucht seiner Überlegungen in seiner zweiten größeren Abhandlung „Über das Lachen" nieder, die verloren gegangen ist.

Als er sich seinem zwanzigsten Jahre näherte, hörten die Lachanfälle völlig auf. Ich habe, schrieb er damals, in jenes Reich der Seufzer geblickt, auf dessen Schwelle ich — wie Parmeniskos gegenüber dem trophonischen Orakel — plötzlich vergessen habe, zu lachen.

Unterdessen hatte er sein achtzehntes Jahr erreicht, und die Wahl einer Lebensstellung mußte getroffen werden. Aber wozu eignete er sich? Seine Eltern wie die übrigen seiner Verwandten, auf deren Urteil er Wert legte, wünschten, daß er die Juristenlaufbahn einschlagen sollte; man meinte, er würde ein tüchtiger Advokat werden können; er selbst aber hielt sich zurück, hörte im ersten Universitätsjahr nicht eine einzige juridische Vorlesung.

Im Juli 1860, nachdem er das philosophische Examen (mit Auszeichnung in allen Fächern) gemacht hatte, wurde die Frage dringend. Ob er bedeutendere Fähigkeiten als Schriftsteller würde entwickeln können, war er außer Stande zu entscheiden. Nur darüber war er sich klar: mit einer untergeordneten Stellung in der Literatur würde er sich nicht begnügen; dann hundertmal lieber Stadtschultheiß in Korsör. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er als Schriftsteller vorwärts kommen würde. Er war der Ansicht, daß zur Zeit Totenstille in der Schönliteratur Europas herrsche, daß sich aber insgeheim mächtige Kräfte regten. Er meinte, daß ein neuer Aufschwung bevorstünde. Im August 1860 schrieb er, nur für sich selbst berechnet, folgendes: „Wir Dänen werden mit unserer nationalen Kultur und unserer Kenntnis fremder Literaturen wohl gewaffnet stehen, wenn die literarische Kriegstrompete wieder durch die Welt tönt und die feurige Jugend zum Kampf ruft. Es ist meine sicherste Überzeugung, daß die Zeit kommen wird,

und daß ich selbst hier im Norden, wenn auch nicht sie hervorrufen, doch sehr viel dazu beitragen werde."

Eines der ersten Werke, das er als Fuchs durchgelesen hatte, war Goethes Dichtung und Wahrheit und dieser Lebenslauf hatte einen ungeheuren Eindruck auf ihn gemacht. In seiner kindlichen Schwärmerei beschloß er, alle die Bücher zu lesen, von denen Goethe dort erwähnt, daß er sie in seiner Jugend gelesen, und so begann und vollendete er eine Lektüre von Winckelmanns sämtlichen Werken, von Lessings Laokoon und übrigen kunstarchäologischen Untersuchungen, studierte mit anderen Worten Kunstgeschichte und Kunstphilosophie zunächst in Darstellungen, die vom Standpunkt der spätern Forschung gänzlich veraltet, wenn auch an und für sich und für ihre Zeit wertvoll genug waren. Goethes Lebenslauf bezauberte ihn eine Zeitlang dermaßen, daß er die Gestalten des Buches allerorten wiederfand. Ein alter Lehrer, zu dem er früh morgens hinging, um sich die Kenntnis im Englischen zu erwerben, die ihm die Schule nicht beigebracht hatte, erinnerte ihn z. B. lebhaft an den alten Tanzlehrer bei Goethe, und sein Eindruck wurde verstärkt, als er erfuhr, daß auch dieser zwei schöne Töchter hatte. Wichtiger war es, daß das Buch einen rastlosen Wissensdrang in seinem Inneren erweckte, während er gleichzeitig in seinem Geist ein Bild von Goethes monumentaler Persönlichkeit und eine Einwirkung seines Allsinnes aufnahm.

Inzwischen drängten die Verhältnisse in seinem Elternhause ihn nun dazu, ohne weiteres Schwanken ein Fachstudium zu beginnen. Die Aussichten, die von der Literatur geboten wurden, waren allzu fernliegend. Zu den Naturwissenschaften hatte er keine Neigung; das Logische in seinen Anlagen schien leichter in das Rechtswesen eindringen zu können; das juridische Studium wurde also gewählt und begonnen.

Die Universitätsvorlesungen, wie sie von den Professoren Aagesen und Gram gehalten wurden, waren entsetzlich; sie bestanden in einem langsamen und schläfrigen Diktieren. Eine tödliche Langeweile herrschte stets in den Hörsälen. Besonders Aagesen war unausstehlich; nichts Menschliches kam zu Wort, wenn er diktierte. Gram war eine entgegenkommende wohlwollende Persönlichkeit, aber kaum stand er auf dem Katheder, so war es, als sagte auch er: Ich bin ein Mensch, alles Menschliche ist mir fremd.

Das Studium mußte also mit Hilfe von Repetitoren betrieben werden, und den, den er gemeinsam mit Kappers, Ludwig David und einigen andern wählte, Otto Algreen-Ussing war als Führer sowohl tüchtig wie liebenswürdig. Es sollten noch an die fünf Jahre vergehen, ehe dieser Mann und sein Bruder Frederik, eine stärkere Begabung, wegen der Gründung des königstreuen und konservativen August-Vereins als Reaktionäre verfolgt und lächerlich gemacht wurden von den Chefredakteuren der herrschenden Presse, die nach Verlauf weniger Jahre sich als zehnmal reaktionärer entpuppen sollten als diese beiden. Der Vater, der bekannte Politiker Algreen-Ussing, hatte als junger Oppositionsmann unter Christian VIII.

an Davids Seite gestanden. Die Söhne waren gute Köpfe und vortreffliche Juristen, alle beide, Otto aber geradezu begeistert für die Jurisprudenz; in seinem Munde war Jurist „das Erste, was ein Mensch sein kann".

Es glückte ihm jedoch nicht, seine Begeisterung für das Jus dem Jüngsten seiner Schüler mitzuteilen. Dieser gab sich Mühe, aber der Stoff hatte für ihn nur wenig Fesselndes an sich. Das Dänische Gesetz Christian V. zog ihn ausschließlich durch seine Sprachform an, durch die anschaulichen und kernigen Ausdrücke, die hie und da gebraucht wurden. Wenn es z. B. hieß: „Äpfel- und Kohl-Gärten und Lücke, die eingefriedigt werden müssen, soll jeder Mann sich selbst einfriedigen mit seinem Zaun". Im übrigen war es der überlegene Scharfsinn in Anders Sandöe Örsteds Gesetzeskommentar, der in jenen Stunden den stärksten Eindruck auf ihn machte. Wenn der Jüngling eine Stelle im Gesetz immer wieder gelesen hatte, die seiner Meinung nach leicht faßlich und nur auf eine einzige Weise zu verstehen war, wie konnte er da anders, als in Erstaunen geraten und überwältigt werden, wenn der Lehrer Örsteds Kommentar hervorzog, der nachwies, daß das Gesetz jämmerlich abgefaßt war und auf drei oder vier verschiedene, einander widersprechende Arten verstanden werden konnte! Aber dies wurde sehr häufig von Örsted ganz unwiderlegbar erwiesen.

In seiner Unempfänglichkeit für die juridischen Einzelheiten und seiner Interesselosigkeit gegenüber dem positiven Recht warf er sich jetzt mit um so größerer Leidenschaft auf das, was man in alten Tagen das Naturrecht genannt hatte und vertiefte sich immer wieder in die Rechtsphilosophie.

Zur selben Zeit, als er das juridische Studium so begann, wurde ein philologisches und ästhetisches Studium in großem Maßstabe angelegt. Der Tag wurde vom Morgen bis in die späte Nacht eingeteilt, und es war Zeit zu allem, zu den alten und neueren Sprachen, zu den juridischen Stunden beim Repetitor, zu den philosophischen Vorlesungen, welche die Professoren H. Bröchner und R. Nielsen an der Universität für Fortgeschrittenere hielten, und zur selbständigen Lektüre wissenschaftlicher und historischer Art.

Einer der Lehrer aus seiner Schulzeit, ein gründlich gelehrter Philologe, der jetzige Dr. Oscar Siesbye, bot ihm unentgeltlichen Unterricht an, und mit seiner Hilfe wurden verschiedene Tragödien von Sophokles und Euripides, dies und jenes von Platon, Komödien von Plautus und Terenz sorgfältig gelesen. Und das Interesse dieses Gelehrten beschränkte sich nicht auf den Unterricht, sondern umfaßte im ganzen die Persönlichkeit und das Streben des jungen Studenten.

Frederik Nutzhorn las mit ihm die Edda und das Nibelungenlied in den Ursprachen; mit Jens Paludan-Müller ging er das Neue Testament auf Griechisch, mit Julius Lange Äschylus, Sophokles, Pindar, Horaz und Ovid, ein wenig von Aristoteles und Theokrit durch. Catullus, Martial und Cäsar las er allein.

Doch eigentliche Inspiration kam erst über seine Studien, als er sich seinem neunzehnten Jahre näherte. In der Philosophie hatte er sich damals nur einiges

von Kierkegaard zu eigen gemacht. Aber jetzt begann er ein gewissenhaftes Studium von Heibergs philosophischen Schriften und arbeitete redlich daran, sich in dessen spekulative Logik hinein zu versetzen. In der Reihenfolge wie Heibergs Prosaische Schriften in der Ausgabe von 1861 erschienen, wurden sie mit der äußersten Aufmerksamkeit durchforscht. Heibergs Tod im Jahre 1860 hatte ihn förmlich in Trauer versetzt; er liebte und verehrte Heiberg als Denker. Die formelle Klarheit und innere Dunkelheit in der Heibergschen Umformung von Hegels Lehrsätzen verlieh eine gewisse künstlerische Befriedigung, während gleichzeitig das wirkliche Verständnis Anstrengung kostete.

Aber wie es in der Natur der Sache lag, konnte Heibergs philosophisches Lebenswerk für den Studierenden nichts weiter werden, als eine Einführung in Hegels Gedankengang und eine Einleitung zu den eigenen Werken des Meisters. Der junge Student wußte nichts davon, daß Europa jetzt, im Jahre 1860, schon längst über diese Arbeiten zur Tagesordnung übergegangen war. Mit leidenschaftlicher Sehnsucht danach, zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen, fing der Jüngling an, sich mit dem System zu beschäftigen, begann mit der Encyklopädie, las die drei Bände Ästhetik, die Rechtsphilosophie, die Philosophie der Geschichte, die Phänomenologie des Geistes, wieder die Rechtsphilosophie, die Religionsphilosophie, endlich die Logik, die Naturphilosophie und die Geistesphilosophie in einem wahren Rausch von Erkenntnisfreude. Eines Tages, als ein junges Mädchen, zu dem er sich hingezogen fühlte, ihn gebeten hatte, unmittelbar vor ihrer Abreise zu kommen und ihr Lebewohl zu sagen, vergaß er die Stunde, die Reise, die Verabredung und das Mädchen über seinem Hegel. Als er, in seinem Zimmer auf und abgehend, zufällig die Uhr aus der Tasche zog, entdeckte er, daß er sein Stelldichein versäumt hatte und daß das junge Mädchen nun längst abgereist sein mußte.

Hegels Rechtsphilosophie wirkte bezaubernd auf ihn als juridischen Studenten, teils auf Grund der Überlegenheit, womit das Substantielle in Hegels Geist hier hervortrat, teils auf Grund der herausfordernden Haltung des Buches gegenüber herkömmlichen Ansichten und Aussichten, indem für Hegel hier die „Moralität" fast das einzig Verwerfliche wird. Doch am meisten entzückte ihn die Ästhetik. Sie war leicht faßlich und doch wuchtig, von überströmendem Reichtum.

Immer wieder fühlte er sich bei der Lektüre von Hegels Werken dadurch entzückt, daß eine neue Gedankenwelt sich vor ihm auftat. Und wenn, was ihm lange unverständlich gewesen, ihm nach hartnäckigem Grübeln zuletzt klar wurde, so empfand er, was er selbst „eine unnennbare Seligkeit" nannte. Hegels aprioriſch aufgeführtes Gedankensystem, sein deutscher, mit willkürlich gebildeten Kunstworten überlasteter Stil von Anno 1810, der, wie man meinen sollte, einen Jüngling aus einem anderen Lande und einer anderen Zeit hätte abschrecken müssen, bedeuteten für ihn nur Schwierigkeiten, deren Überwindung Vergnügen bereitete.

Das Hegelsche selbst war ihm überdies nicht die Hauptsache. Die Hauptsache war folgendes: Er lernte einen weltumspannenden Geist kennen; er wurde einge-

weiht in einen Versuch, das All zu fassen, der halb Weisheit, halb Poesie war; er erhielt Einblick in eine Methode, die, wenn auch wissenschaftlich unbefriedigend und schon damals von den Forschern verlassen, fruchtbar war und auf geistvoller Auffassung vom Wesen der Wahrheit beruhte; er fühlte sich in die Schule eines großen Geisterhäuptlings versetzt, und in dieser Schule lernte er denken.

Allerdings hätte er die Weihe in einer Schule erhalten können, die auf mehr moderner Grundlage errichtet war; allerdings hätte er viel Zeit und viel Umwege gespart, wäre er in eine Erfahrungsphilosophie eingeführt worden, oder wenn ihn das Schicksal in eine Schule gebracht hätte, wo die Geschichte mehr quellenkritisch, wenn auch weniger geistvoll aufgefaßt wurde, und wo die Achtung vor der Einzelpersönlichkeit größer war. Aber wie die Schule war, zog er jedenfalls aus ihr all den Nutzen, den sie für sein Ich haben konnte, und er fühlte sich mit Entzücken in mächtig beschleunigtem geistigen Fortschritt begriffen. Es tat diesem Gefühl, zur wissenschaftlichen Einsicht gekommen zu sein, deshalb keinen besonderen Abbruch, als er erfuhr, was er anfangs nicht gewußt hatte, daß seine Lehrer, Hans Bröchner sowohl wie Rasmus Nielsen, darin einig waren, nicht bei dem deutschen Philosophen stehen zu bleiben, wie es hieß „über Hegel hinausgekommen" waren.

Auf der Höhe, zu der ihn das Studium der Philosophie erhoben hatte, begriff er nun, daß die Fragen, mit denen er zur Wissenschaft herangetreten, unrichtig gestellt waren und auch unbeantwortet fortfielen. Worte, die Jahrtausende lang das Gemüt der Menschheit erfüllt hatten, Gott, Unendlichkeit, Gedanke, Natur und Geist, Freiheit und Ziel, alle diese Worte bekamen einen anderen tieferen Sinn, wurden mit einem neuen Gepräge gestempelt, bekamen neuen Wert, und die geläuterten Vorstellungen, die sie jetzt ausdrückten, wurden einander gegenübergestellt und gingen Verbindungen miteinander ein, bis das Weltall mit einem Netz von Gedanken durchzogen und darin ruhend erschien.

Von dieser Höhe nun nahm das Kleine und Alltägliche, welches das Menschengewimmel beschäftigte, sich jämmerlich aus. Was bedeutete z. B. das Gezänk im Reichstag und Reichsrat eines kleinen Landes wie Dänemark im Vergleich zu dem naturnotwendigen, durch Geistesgesetze bestimmten Lauf der Freiheitsidee durch die Weltgeschichte, wie er sich bei Hegel zeigte! Und besonders, was bedeutete der Tagesklatsch der Zeitungen, der den Sinn so vieler Zeitgenossen erfüllte, im Vergleich zu der dem Jüngling eröffneten Möglichkeit eines Lebens in ewigen Ideen, mit ihnen und für sie!

Tiefer noch empfand er die Weihe, als er von Hegel auf Spinoza zurückging und zum ersten Male mit Andacht und Begeisterung die Ethica las. Hier stand er am Ursprunge der pantheistischen Philosophie in neuerer Zeit. Hier war die Philosophie noch deutlicher Religion, indem sie die Religion ersetzte. War die Methode auch äußerst künstlich, rein mathematisch, so hatte die Philosophie hier die Anziehung einer ursprünglicheren Geistesform, wirkte ungefähr wie primitive Malerei in Vergleich zu entwickelter. Selbst der Sprachgebrauch G o t t o d e r die

Natur hatte eine bezaubernde Mystik. Das Kapitel des Werkes, das der Naturgeschichte der Leidenschaften gewidmet ist, überraschte und bereicherte durch seine einfache und tiefe Erklärung der menschlichen Seelenzustände. Und obwohl der Kampf gegen die Lebensbetrachtung des Aberglaubens hier mit abweisender Schärfe geführt wurde, während man ihn in der modernen Philosophie nur stillschweigend als vorhanden voraussetzte, war es, als gingen die Gedanken hier auf stilleren Wegen.

Bei Hegel hatten ausschließlich der Umfang der Ideen und die Methode des Denkens fesselnd gewirkt. Bei Spinoza war es anders. Seine Persönlichkeit zog an, der große Mensch in ihm, einer der größten der Geschichte. Ein neuer Typus war mit ihm in die Weltgeschichte eingetreten; er war der über das irdische Leben erhabene stille Denker, durch Reinheit und Stärke des Charakters an Jesus erinnernd; als Naturanbeter, Notwendigkeitsanbeter und Pantheist Jesu Gegensatz. Seine Lehre bildet die Grundlage für den Glauben der neuen Zeit. Er war zu gleicher Zeit Heiliger und Heide, aufrührerisch und fromm.

Doch während der Jüngling so rein intellektuell danach strebte, in möglichst viele Reiche des Geistes zu dringen und sich ein Gebiet nach dem andern zu unterwerfen, gab er sich bei weitem nicht mit dem geistig gewonnenen zufrieden oder fühlte sich in dessen unangefochtenem Besitz. Zur selben Zeit, da er sein Sehnen nach Einsicht oder Wissen befriedigte und auf flüchtige Augenblicke in der Erkenntnisfreude das höchste Glück genoß, fand ein immer heftigerer innerer Kampf in seinem Gefühlsleben statt.

In dem Maße, als sein Wesen in ihm emporwuchs und er langsam von der Zersplitterung befreit wurde, in die er als Bewußtsein hineingeraten war — mit anderen Worten: je einfacher er wurde, und je mehr er bestrebt war, echt und wahr zu sein, umsoweniger fühlte er sich als bloßes Einzelwesen, sondern mit der Menschheit verbunden, ein Glied in der Kette, ein Organ des Alls. Der philosophische Pantheismus selbst, in den er sich vertiefte, arbeitete ja dem Individualismus in ihm entgegen, lehrte die Vereinigung aller Wesen in der gotterfüllten Natur und stellte ihn dar. Doch war es nicht der Pantheismus, dem die Krisis in seinem inneren Wesen entstammte; es waren die Quellen des Gefühls, die jetzt aufbrachen, und, standig rinnend, seine Seele erfüllten. Menschenliebe ergriff und bezauberte ihn, bespülte die Äcker seiner inneren Welt und machte die fruchtbar, die brach gelegen hatten, und diese Menschenliebe mündete in ein umfassendes Mitleid aus.

Dies erfüllte ihn allgemach derartig, daß er den Gedanken an die Armen, die Leidenden, die Unterdrückten, sie, denen Unrecht geschieht, fast nicht ertragen konnte. Stets schwebten ihm ihre Bilder vor, und stets erschien es ihm als seine Pflicht, für sie zu wirken, und verächtlich, zu genießen, wenn so viele entbehren und sich martern lassen mußten. Oft, wenn er zur Abendzeit die Straßen entlang ging, brütete er dermaßen über diesen Gedanken, daß er nichts von dem sah, was um ihn her vorging, sondern fühlte, wie sein ganzer Sinn ihn zu denen zog, die da litten.

Im Kreise seiner nächsten Verwandten befanden sich Männer mit warmem Herzen und hilfsbereiter Gesinnung. Der Mann, mit dem die jüngere Schwester seiner Mutter verheiratet war, hatte in dem Grade das Herz auf dem rechten Fleck, daß er in die Tasche griff, sobald er Not sah oder davon hörte, trotzdem er wenig zu geben hatte. Sein Onkel war völlig in die Philanthropie aufgegangen, gründete unablässig wohltätige Stiftungen oder Vereine, hatte es auf ungewöhnliche Weise heraus, seine Mitbürger zur Durchführung seiner Pläne zu bewegen und zeigte beim Entwerfen dieser Pläne einen fast genialen Blick und einen praktischen Sinn, was um so überraschender war, als es seinem Verstande im übrigen an jeder Schärfe fehlte, und sein Räsonnement über abstrakte Fragen wirr war. Aber die Empfindungen des Jünglings hatten mit denen dieser beiden nichts gemein. Sein Gefühl war nicht so leichtgeweckt wie das des Ersteren, nicht so gutmütig und schnellwirkend. Es glich auch nicht dem des Letzteren, das ausschließlich Mitgefühl mit den am ungünstigsten gestellten und ohne das geringste Element von Aufruhr gegen die Verhältnisse oder die Menschen war, welche die Schuld an dem Elend trugen; sein Onkel war ständig zufrieden mit dem Dasein, wie es gerade war, sah allerorten das Walten einer liebevollen Vorsehung und war fest und sicher davon überzeugt, selbst von dieser Vorsehung geführt und gefördert zu werden, die besonders dafür Sorge trug, daß seine dem Wohlergehen der Menschheit gewidmeten Unternehmungen in Gang gebracht wurden. Nein, sein Gefühl war ganz anders geartet. Nichts lag ihm ferner, als dieser zuweilen recht kindliche Optimismus. Er konnte sich nicht damit begnügen, die Leiden der einzelnen offenkundig zu machen und ihnen womöglich abzuhelfen; er suchte ihre Ursachen in Roheit und Unrecht.

Er konnte also auch nicht die Spuren des Fingers der Weltregierung in einem Gewimmel von Zusammentreffen, Gesprächen, Zeitungsartikeln und klugen Ratschlägen guter Männer wiederfinden, die sich alle miteinander entluden in der Gründung eines Vereins für Näherinnen oder in der Errichtung eines Krankenhauses, um dem Elend entgegenzuarbeiten, das die Weltregierung selbst geschaffen hatte. Er war kein Kind mehr, und nie in dem Sinne kindlich gewesen. Doch sein Herz blutete nichtsdestoweniger vor Mitleid mit den Unglücklichen der Gesellschaft. Er sah die Notwendigkeit jener Eigenliebe noch nicht ein, die nur Selbstverteidigung ist, und er fühlte sich gedrückt und gequält von dem, was er in seiner verhältnismäßig vorteilhaften Stellung als Nicht-Proletarier vor so vielen anderen voraus hatte.

Doch hieran schloß sich eine andere Stimmung mit anderen Eingebungen. Er fühlte einen Trieb, vor seine Umgebung, vor die Gedankenlosen und Hartherzigen als Verkündiger hinzutreten. Er schrieb in starker innerer Bewegung eine erbauliche Rede: Die nützliche Angst. Er begann es als seine Pflicht zu betrachten, sobald er die nötige Fähigkeit besäße, in die Stadt hinauszugehen und an jeder Straßenecke zu predigen, gleichgültig, ob er so als Laienprediger auf Unempfänglichkeit stoßen und Spott ernten würde.

Es gefiel ihm, so zu handeln, weil es ihm als das schwierigste erschien, und weil er, jugendlich verschroben, kein anderes Merkmal der Pflicht kannte, als ihre Schwierigkeit. Er brauchte nur etwas zu entdecken, das ihm recht schien, und sich dann zu sagen: aber das darfst du nicht tun! als auch sogleich alles, was an jugendlicher Kraft und Kühnheit, an tieferem Ehrgefühl und Stolz, an Lust, mit dem scheinbar Unüberwindlichen anzubinden, herbeiströmte, um gegenüber diesem Du darfst es nicht darzutun, daß er es dürfe.

Da ihm nun vorläufig Selbstverleugnung, Demut, Askese das Schwierigste zu sein schienen, so lief sein ganzes Seelenleben eine Zeitlang darauf hinaus. Gerade um diese Zeit — er war 19 Jahre alt — war die ökonomische Lage der Familie kritisch und er als ganz armer Student auf sich selbst angewiesen. Es waren also nicht viel weltliche Güter, denen er entsagen oder auf die er Verzicht leisten konnte. Aus einer schönen Wohnung in der Kronprinsensgade war seine Familie in eine viel weniger gute Wohnung in der höchst unansehnlichen Løksegade gezogen; hier erhielt er eine Dachkammer von bescheidenem Umfange, von wo er am Tage die Hausdächer und nachts die Sterne erblicken konnte. Still waren die Nächte nicht, insofern als die Nachbarhäuser vom Schreien und Heulen armer Weiber widerhallten, welche von den spät heimkehrenden Männern oder „Verhältnissen" in der Trunkenheit durchgeprügelt wurden. Aber nie zuvor hatte er sich so erhoben, so entzückt, ja selig gefühlt, wie in dieser Kammer. Seine Tage verstrichen in Extase, er fühlte sich geweiht zum Streite im Dienste des Höchsten. Er stellte Versuche mit seinem Körper an, um ihn ganz in seine Gewalt zu bekommen, aß so wenig wie möglich, schlief so wenig wie möglich, verbrachte so manche Nacht außer Bett, auf dem bloßen Fußboden liegend, um sich so abzuhärten, wie es für ihn notwendig erschien. Er war bestrebt, die erwachende jugendliche Sinnlichkeit in sich zu ertöten, und erlangte allmählich die volle Herrschaft über sich, daß er sein konnte, was er sein wollte, ein williges und kräftiges Werkzeug im Kampf für den Sieg der Wahrheit. Und nun stürzte er sich von neuem in die Studien, mit einer Leidenschaft und einer Lust, daß er nichts entbehrte, sondern Monat für Monat sich getragen fühlte, an Wissen und an Geisteskraft zunehmend, wachsend von Tag zu Tag.



Theodor Fontane/ Briefe aus den Tagen Kaiser Friedrichs

Meine liebe Mete. Berlin, d. 9. März 1888.

Sei bestens bedankt für Deinen lieben Brief. Onkel Witte war hier und hat Mama und Lieschen Treutler in den Reichstag geführt, wo Bismarck um 11½ Uhr erscheinen und die Mitteilung vom Hinscheiden des Kaisers machen sollte. Das für mich bestimmte Billet erhielt Geh. Rat Herrlich, der gerade zugegen war und sich unter Onkel Wittes erregten Armbewegungen, die ganz dem „historischen Moment" entsprachen, wie ein Klümpchen Unglück ausnahm.

Ich kenne „solche großen historischen Momente" aber zu gut und weiß, daß einem nur Geschubst- und Gedrücktwerden sicher ist, während es zweifelhaft ist, ob man etwas sieht, und sicher, daß man nichts hört. Es gibt Ausnahmen von der Regel, aber die Regel läuft darauf hinaus: „der Bericht ist besser als die Sache selbst". Wie ruppig verlaufen historische Momente und wie gut nehmen sie sich in der Beschreibung aus. Ich warte auf die Abendzeitung. Ach, was sind große Momente! Gestern gegen 9 Uhr ging ich in die Stadt bis zum Palais des Kaisers. Bis zu Kranzlers Ecke waren die Linden, die sich überhaupt durch Langeweile auszeichnen, kolossal langweilig, beinahe öde; bei Café Bauer fing das Gedränge an und setzte sich bis zum Palais hin fort; die Menschen aber sahen gleichfalls unglaublich gelangweilt aus, und ich empfing einen geradezu kläglichen Eindruck. Nichts von Geist, von Liebe oder Teilnahme. Nur einem elenden Schaubedürfnis hingegeben, standen Tausende da; der Regen drippte von den Schirmen, und wie Kretins sahen sie nach dem Palais hinüber. Ich will zugeben, daß es nicht anders sein kann und daß, wenn ein 91er stirbt, eine Bevölkerung nicht in Tränen zerfließen kann; wenn man dann aber den Zeitungsradau liest, dann ekelt einen die furchtbare Lüge.

Eben kommt Mama aus dem Reichstage zurück. Natürlich hat sie nichts verstanden, nur das Wort „Friedrich III.", was freilich in sich erschütternd wirkt. Welche Vergleiche drängen sich auf! II. und III., ein Sieger, über alles triumphierend und — ein Sterbender. Im übrigen, von einem Folgenkönnen der kurzen Ansprache keine Rede. Trotzdem ist Mama glücklich, Zeuge des Herganges gewesen zu sein, der ergreifend gewesen sein soll. Die alten Herren alle in Tränen, Bismarck hochrot, kaput und nur mit Anstrengung sprechend.

Auf kleine persönliche Angelegenheiten mag ich heute weiter nicht eingehn. Grüße Tante Anna und das ganze Haus. Wie immer Dein alter Papa.

Meine liebe Mete. Berlin, d. 10. März 1888.

Ihr wußtet es schon 9½ Uhr, wir erst um 11 Uhr. Der alte Witz. Der Raum ist ein überwundener Standpunkt, und in Hongkong sprechen sie schon im Klub von einer Sache, die der am Tatort um die Ecke Wohnende erst mehrere Stunden später erfährt. So wirst Du, speziell im Witteschen Hause, über alle Geschehnisse besser unterrichtet sein und mehr Debatten hören und Erregungen sehn, als wir

hier in unserm Mauseloch. Ein Glück, daß es Zeitungen gibt, sonst säße man ganz auf dem Trocknen.

Gestern abend las uns Mama die Bismarckrede aus der Vossin vor, die sie fünf Stunden vorher im Reichstag gehört hatte. Ich zähle diese Rede zu dem Schönsten, Klügsten, Bedeutungsvollsten, was er je gesprochen hat. Denn während er anscheinend eine Trauerrede hält, in der er seinen Gefühlen einfach Ausdruck gibt, ist es in Wahrheit eine eminent politische Rede, durch Hervorhebung dessen, was dem Kaiser in seinen letzten Lebenstagen ein Trost und eine Freude gewesen sei: das Hinschwinden des partikularistischen Gefühls, die Freude am Reich und das Schweigen der Parteiungen in der großen Wehrfrage des Landes. Beides: avis au lecteur. Die Sonderbündler und die Fortschrittler sollen dadurch kaptiviert werden. Ob es hilft, ist eine andere Frage. Sehr interessant ist der Erlaß des Kaisers Friedrich in der Trauerfrage, sein erster Erlaß. Man sieht an einem Strohhalm am besten, wo der Wind herkommt, und die Stellung des neuen Kaisers zu dieser relativ kleinen Sache kennzeichnet den ganzen Mann. Voll Güte, Feinheit, Vornehmheit; nur kein Zwang, nur keine Lüge! Aber doch von vornherein Verwirrung stiftend. Völker verlangen Bestimmtheiten und Befehle. Das „ins Belieben stellen" geht kaum im Privatleben, im Staatsleben gewiß nicht.

Tausend Grüße allerseits und einen Kuß von Deinem alten Papa.

Meine liebe Mete. Berlin, d. 11. März 1888.

Es ist 7 Uhr. In diesem Augenblicke wird wohl Bismarck in den Salonwagen seines neuen Kaisers steigen und Puttkamer sein Urteil von der Stirn der Kaiserin herunterlesen. Es wird wohl lauten: Gnade über Gerechte und Ungerechte.

Gestern abend brachte die Vossin, ziemlich unten auf der ersten Spalte, eine sehr merkwürdige, entweder sehr kühne und sichere oder aber sehr unvorsichtige Stelle, die mir auszudrücken schien (natürlich alles verschwollen und sehr dunkel gehalten), daß uns die bloße Existenz Friedrichs III., so lange sie dauere, vor einem großen Unglück bewahre. Wenn dem Prinzen Wilhelm, nun Kronprinz, diese Stelle gezeigt wird, so wird er sich freuen. Die Fortschrittspartei operiert wieder mit gewohnter Geschicklichkeit. Ich will niemanden herausfordern, am wenigsten Deinen lieben Onkel Witte, der seine Sache (das Handelspolitische) gewiß wundervoll versteht; aber daß die Fortschrittler schlechte Politiker, weil schlechte Diplomaten und womöglich noch schlechtere Menschen- und Preußenkenner sind, das steht mir fest, das haben sie zu oft bewiesen. Zunächst gehen sie einer grausamen Enttäuschung entgegen und über ein Kleines einem großen Kladderadatsch. Operiere mit Vorstehendem vorsichtig.

Wie immer Dein alter Papa.

Meine liebe Mete. Berlin, d. 13. März 1888.

Mama wird Dir wohl schon für Deinen Brief gedankt haben; sie hat mir auch die erste Seite des ihrigen vorgelesen, weil sie wohl fühlte, daß ihr diese erste

Seite sehr gelungen war, und ich habe mit meinem Lob nicht zurückgehalten. Es ist auch meine ehrliche Überzeugung, daß der traurigste Standpunkt, den man einnehmen kann, der des Philisters, des nüchternen Besserwissers ist, der sich „sneering" neben solche elementaren Erscheinungen stellt. Denn elementar und in ihrer Art groß ist auch eines Volkes Neugier und Schaulust, wenn ein mit Recht gefeierter 91jähriger Kaiser gestorben ist. Aber so gern ich dies zugebe, so gewiß ich weiß, daß bei Kritik und Aufklärung und auf den Grund gehn gar nichts herauskommt, so kann ich doch diese Dinge nicht gläubig mitmachen — Dinge, von deren Hohlheit und Lüge ich durchdrungen bin. Ich weiß wohl: „Nur der Irrtum ist das Leben und die Wahrheit ist der Tod" — das Tiefste, was je über Mensch und Menschendinge gesagt worden ist. Aber wie das Tiefste, so doch zugleich das Traurigste. Bewußt wird, von Kaiser und König an bis zum Bettler hinunter, gelogen, vor allem eine beständige Gefühls- und Scheinheiligkeitskomödie aufgeführt. Was wir Glauben nennen, ist Lug und Trug oder Täuschung oder Stupidität; was wir Loyalität nennen, ist Vorteilberechnung; was wir Liebe nennen, ist alles mögliche, nur meist nicht Liebe; was wir Bekenntnistreue nennen, ist Rechthaberei. „Das ist sein Fleisch und Blut", „das bedeutet sein Fleisch und Blut" — auf diesen Unterschied hin wird verbrannt und geköpft, werden Hunderttausende in Schlachten hingeopfert, und eigentlich — eine Handvoll verrücktfanatischer Pfaffen ausgenommen — ist es jedem gleichgültig. Ich habe noch keinen kennen gelernt, dem es nicht gleichgültig gewesen wäre, selbst unsre gute alte W. ist au fond mehr für Fasan oder gar Austern, bei denen sie jedesmal ein andächtiges Gesicht annimmt. Alles Höchste und Heiligste kommt vor, oder richtiger, es gibt ernste, tiefe Überzeugungen (die drum noch lange nicht die Wahrheit zu sein brauchen), für die gelegentlich ein einzelner ehrlich stirbt. Aber dieser einzelne ist der Tropfen Urtinktur im Ozean. Der Ozean ist nichtiges, indifferentes Wasser. Und die Menschheit ist noch lange nicht Wasser, sondern bloß Sumpf, mit Infusorien in jedem Tropfen, vor denen man, wenn man sie sieht, ein Grauen und Schaudern empfindet. Der alte Wilhelm, als vor Jahr und Tag das Volksansammeln vor seinem Fenster Mode wurde, sagte: „Dieselben Menschen, wenn ein politischer Umschlag eintritt, zerreißen mich." Nur zu wahr. Wir haben nur das bißchen Kunst und Wissenschaft, das uns, in ehrlicher Arbeit, über uns erhebt und haben als Bestes — die Natur. Alles andre ist Mumpitz, und je mehr Lärm und patriotischer Radau, desto mehr. Es hat alles gar keinen Wert. Aber man muß es gehn lassen und auch schließlich noch so tun, als freue man sich darüber. Denn um es zu wiederholen, das andre ist bloß langweiliger, aber nicht besser. Wir stecken schlimm drin; das heißt Mensch sein.

Eigentlich wollte ich heute mittag über die „Proklamation" sprechen und über den noch viel, viel wichtigeren Erlaß Friedrichs III. an Bismarck. Als mir Mama dies Schreiben heute früh vorlas, hatte ich den Eindruck: in der Anerkennung mau und flau (nur so gerade das Nötigste), in der Kritik weitgehend und eigentlich die ganze Bismarcksche Politik umfassend. Keine Änderungen im Wahlgesetz,

nicht „offene Stimme" statt Zettel, keine Änderung in den Wahlperioden, keine Maigesetze und vor allem auch keine Aufhebung der Maigesetze, keine Stöckerei, kein Kögelscher Orthodoxismus, kein Antisemitismus, keine beständig wachsende Zahl der Armeeziffer (er betont nur die „Ausbildung" und die „Organisation" der Armee), kein Staatssozialismus, kein unbedingtes Anrecht auf Arbeit und Hilfe, keine Steuerschraube, keine „Prämienwirtschaft", wahrscheinlich auch kein Tabakmonopol! Mit andern Worten, alles anders, als es war, in feiner Form und mit vorläufiger Umgehung der sogenannten „äußeren Fragen", eine totale Verurteilung oder doch mindestens Anzweiflung der gesamten Bismarckschen Politik. Daß Bismarck in Person seit gestern oder vorgestern eine „Venenentzündung" hat, ist mir nur zu begreiflich. Soll nach diesem Programm gewirtschaftet werden, so bleibt kein Stein auf dem andern; nicht nur Bismarck, alle Minister erhalten eine II B., Puttkamer an der Spitze, dann Scholz, dann Goßler, dann Lucius; nur Friedberg kommt glatt durch und erhält, übrigens wohlverdient, den Schwarzen Adlerorden. Darüber Jubel in Israel.

Ich sprach mich schon heute vormittag über das Bedrohliche dieser Situation aus. Mama wollte nicht recht daran glauben, „ach, Du redest immer". Nun ist vor einer Stunde das Abendblatt der Vossin gekommen, und nun hat sie's schwarz auf weiß. Ich habe nicht argwöhnisch oder schwarzseherisch geurteilt, es ist klar, daß die fortschrittliche Partei die Sache gerade so ansieht wie ich und in diesem sanften, stillen, reservierten Programm eine Kriegserklärung erblickt. Aber während sich der Fortschritt dieser versteckten und doch ganz deutlichen Kriegserklärung gegen Bismarck freut, erschrecke ich davor. Bismarck kann das nicht ruhig einstecken, auch dann nicht, wenn der Kaiser ihn bittet, zu bleiben, und die Möglichkeit einer Versöhnung auf diesem oder jenem Punkte in Aussicht stellt. Das Desaveu ist zu stark. Bismarck kann nur bleiben, wenn er mit Bergmann gesprochen und von diesem gehört hat: „Drei Wochen oder sechs oder neun; aber nicht mehr." Dann kann er sich bezwingen und bis Pfingsten seiner Venenentzündung leben. Aber ob es kurz oder lange dauert, viele solche Experimente, die, wenn weiter nichts, mindestens eine kolossale Stärkung der Opposition bedeuten, hält der Staat nicht aus. Keinesfalls können sie zu seinem Gedeihen beitragen. „Berlin in schwarz" interessiert mich gar nicht (alles Blech und Straßenkomödie), aber „Bismarck in schwarz" und seine Politik auf dem Katafalk tot ausgestellt und mit Fingern darauf gewiesen — das interessiert mich. Es ist, wie wenn Gladstone oder Prinz Consort Redivivus an die Regierung gekommen wäre. „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie."

Wie immer Dein alter Papa.

Berlin, d. 14. März 1888.

Meine liebe Mete.

Natürlich fliegen 20 Zeitungen durch Euer Haus, ich weiß aber doch nicht, ob das Berliner Tageblatt dazwischen ist und wenn, ob Ihr jeder Nummer eine be-

sondere Aufmerksamkeit schenkt. Deshalb schicke ich das einliegende Blatt, das ich gestern abend gekauft habe und das mich, als ich es las, in große Aufregung versetzte. Was ich zwei Stunden vorher in der Vossin in einer verhältnismäßig reservierten Sprache gelesen hatte, das tritt nun hier in aller Roheit, in aller Schabernackfreude hervor. Falstaff tritt an den toten Percy heran, und nachdem er sich überzeugt, daß er tot, piekt er mit seinem Säbel in ihm herum. Und hat nun Heldenblut an seinem Krötenspieß. Der Eindruck ist widerlich. Gestern noch der Mann, der den Erdball in Händen hielt, heute nur noch dazu da — nach dem Größten, das politisch in einem Jahrtausend geleistet worden ist (denn das Friederizianische ist kleiner und das Napoleonische flüchtiger gewesen) — sich sagen lassen zu müssen: „er sei nur ein ‚Diener‘ gewesen und könne, wenn er hübsch artig sein wolle, in seinem Dienstverhältnis bleiben". Unerhört; furchtbar! Ein Mann wie Witte, der sich, trotz Parteistellung, die Fähigkeit und die Lust, einen so großen Mann zu würdigen, nie hat nehmen lassen, muß vor Ekel ausspucken über solch' Gebahren. Und das sind dann die Blätter, wonach „Geschichte" geschrieben wird. Diener und wieder Diener. Niederträchtiger Undank, Undank — und das ist das Schlimmste — mit hoher polizeilicher Erlaubnis! Nun werden sie wohl alle aus ihren Sümpfen und Höhlen herauskriechen, ihm Mätzchen machen und ihn ausätschen. Nach meinem Gefühl kann und darf er das nicht aushalten. Über den Hohn der Presse käme er weg; er hat die Presse nie geschont, sie immer nur verächtlich behandelt und kann sich nicht wundern, wenn sie's ihm heimzahlt. Aber was sind denn die Preßstimmen anders als das Echo dessen, was vom Thron her gesprochen wurde, leiser, aber richtender. Travailler pour le Roi de Prusse. Immer kehrt es wieder. Aber so doch selten. Und dabei wahrscheinlich die Annahme: „Gott, er wurde ‚Fürst‘, der kleine, verschuldete Deichhauptmann, und besitzt den Sachsenwald und Millionen. Sei er doch zufrieden, er ist bezahlt". Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehn! Aber noch hat er nicht ausgespielt.

Nachdem ich eben noch das Trauerzeremoniell für Freitag — ganz aufrichtig ein stilistisches Meisterstück, daran Schriftsteller die Kunst der Knappheit und Klarheit lernen können — durchgelesen habe, will ich meinen Brief schließen, aber doch nicht ohne zu vielleicht nötiger Aufhebung meines Wut- und Jammergeschreies einiges hinzugefügt zu haben. Daß der Brief des Kaisers an Bismarck mehr Kritik als Bewunderung ausdrückt, ist mir unzweifelhaft, ebenso, daß die Presse den Brief so auffaßt. Trotz alledem ist es möglich, daß das alles nicht so bitterböse gemeint und eigentlich nur eine façon de parler ist. „Gott, es muß doch am Ende was gesagt werden." Ist es so, so wird alles, was ich gesagt und geklagt habe, hinfällig. Ich glaube aber nicht, daß es so harmlos liegt, und die nächsten Wochen oder vielleicht Tage schon, werden zeigen, wie der Hase läuft. Ich fürchte, auf drei Beinen. Dein alter Papa.

Meine liebe Mete. Berlin, d. 15. März 1888.

Ich schreibe heute nur, weil Du, nach der lebhaften Korrespondenz dieser Tage,

wohl auch morgen einen Brief erwarten wirst. Ich beschränke mich aber auf die Mitteilung: es hat noch niemand von uns auch nur eine Spur gesehn und wird es mutmaßlich auch morgen nicht. Nur wenn das Wetter viel milder wird, werde ich in den Tiergarten gehn, aber erst um 1 Uhr; ist dann alles vollgestopft, so kehre ich um. Mama bleibt natürlich zu Hause und Fräulein Lieschen hat noch von gestern und dieser Nacht genug. Sie war gestern abend bei ihrer Freundin, Frau Dr. L., deren Gatte, Reserveoffizier, sich und die beiden Damen in den Dom hineinkämpfen sollte. Dr. L. wußte aber von diesem Plan seiner Thusnelda nichts und blieb deshalb bis 12½ Uhr in einem Verein. Als er nach Hause kam, fand er seine 35er Leutnantsuniform mit Flor umnäht, kroch hinein und führte nun beide Damen bis zum Dom. Dort müssen sie ungefähr 1½ Uhr angekommen sein. „Was wünschen Sie, Herr Leutnant?" fragte endlich ein Herr in Zivil; Dr. L. wollte eben patzig antworten, als der Herr hinzusetzte: „ich bin der Polizeipräsident". Den hat er gesehn, den toten Kaiser nicht. Etwa 2½ Uhr wurde der Rückzug angetreten und etwa um 3 Uhr war Lieschen vor unsrer Haustür. Abschied; alles ganz gut. Aber schon auf der Treppe fiel ihr ein: die Flur- oder Korridortür oben wird verriegelt sein. Richtig; so war es. Klingeln wollte sie nicht. So ging sie wieder treppab, über den Hof, die Hintertreppe hinauf und setzte sich auf die oberste Stufe, Küche links, Boden rechts, Klosett im Rücken. Ein Aufenthalt für Götter; dabei 10 Grad Kälte. Es mochte 3, höchstens 3¼ Uhr sein. Auf dieser Treppenstufe saß sie nun bis nach 6⅓ Uhr, also wenigstens drei und eine viertel Stunde. Dann kam Ida. Man kann doch auch zu rücksichtsvoll und zu — schamhaft sein. Denn wenn sie geklingelt hätte, hätte sie mich freilich im Hemde gesehn, und bei meiner verführerischen Gestalt ist das sicher kein Spaß. Sie lebt nun heute von Tee, Sodawasser und Rhabarber.

Politik mag ich heute nicht mehr schreiben; nur mein Entsetzen über die grenzenlose Blindheit der Fortschrittler ist in einem beständigen Wachsen. Lies, wenn Du Dir's verschaffen kannst, das Abendblatt der heutigen Vossin, den Leitartikel, in dem verschiedene Stellen aus der Kölnischen mitgeteilt werden. Statt an diesen Mitteilungen der Kölnischen herumzudeuteln, ihr Unselbständigkeit und Widersprüche vorzuwerfen, was alles nur Nebensache ist, mußte meiner Meinung nach ein Blatt von politischem, gesunden Menschenverstande sich einfach die Frage vorlegen: „ist das, was die Kölnische schreibt, im wesentlichen richtig oder falsch?" Und daß es im wesentlichen richtig ist, darüber kann doch nur ein Fortschrittler, dem immer das Prinzip und der Wunsch die einfachen Tatsachen verdunkelt, im Zweifel sein. Ewig Vogel Strauß mit dem in den Sand gesteckten Kopf. Es wird ein furchtbar kurzes Interregnum sein und es ist gut so. Dilettantismus, wo noch eben ein Meistervirtuos die Geige spielte.

Wie immer Dein alter Papa.

Mein lieber, alter Theo. Berlin. d. 9. Mai 1888.

Schon längst hätte ich Dir 'mal wieder geschrieben, wenn ich nicht, und zwar

mit immer steigendem Eifer, mit der Zuendeführung meines neuen Romans beschäftigt gewesen wäre. Nun ist er, im Brouillon fertig, vorläufig beiseite geschoben, Titel: „Frau Kommerzienrätin" oder „Wo sich Herz zum Herzen find't". Dies ist die Schlußzeile eines sentimentalen Lieblingsliedes, das die 50jährige Kommerzienrätin im engeren Zirkel beständig singt und durch das sie sich Anspruch auf das „Höhere" erwirbt, während ihr in Wahrheit nur das Kommerzienrätliche, will sagen viel Geld, das „Höhere" bedeutet. Zweck der Geschichte: das Hohle, Phrasenhafte, Lügnerische, Hochmütige, Hartherzige des Bourgeois-Standpunktes zu zeigen, der von Schiller spricht und Gerson meint. Ich schließe mit dieser Geschichte den Zyklus meiner Berliner Romane ab. Es sind sechs im ganzen, und ich habe vor, wenn mir noch ein paar Jahre vergönnt sind, mit einem ganz balladesken historischen Roman, der um 1400 spielt, abzuschließen. Die Leute mögen dann sehn, daß ich auf Zoologischen Garten und Hanckels Ablage nicht eingeschworen bin und daß ich imstande bin, meine Personen ebensogut eine Simplizitätssprache wie die Bummel- oder Geistreichigkeitssprache des Berliner Salons sprechen zu lassen.

Ich sage: „die Leute mögen dann sehn", — ja „sie mögen", aber sie werden nicht; denn das Quantum von Gleichgültigkeit, das die Menschen allem entgegentragen, was nicht Modesache ist, ist kolossal. Es ist so groß, daß es beispielsweise ein Fehler ist, sich gegen einen hämischen Angriff zu verteidigen oder auch nur einen groben Druckfehler zu korrigieren: denn von einer Zeitungsnummer bis zur andern ist schon alles wieder vergessen, der Druckfehler gewiß, aber auch die Verleumdung. Freundschaft und Liebe verschwinden immer mehr; in der Familie kommen diese Luxusartikel noch vor, weil die Familie nichts ist als ein auf 3 oder 5 (höhere Zahlen sehr selten) erweitertes Individuum, das von ein und demselben Egoismus inspiriert wird; da kommt dann noch ein annähernd gemeinschaftliches Fühlen vor, und die Berührungen mit dem Knotenstock oder mit drei Pfauenfedern, wie sie dem einen zuteil werden, treffen den andern mit. Aber so wie man über den Kreis der Familie hinaus ist, beginnt die Sahara; dann und wann eine Oase mit einem Baum und einem Quell, sonst nur Wüstengeier und die Trümmer der armen Kamele, die vor einem des Weges zogen und jämmerlich umkamen in Sand und wieder Sand.

Da hast Du meine Stimmung. Je mehr sie wächst, je mehr ich mich davon überzeuge, daß sie, so schlecht sie ist, immer noch nicht schlecht genug ist — denn die Natur schuf mich zum Optimisten und Heiterseher — je mehr, sag' ich, ich mich gezwungenermaßen von der einzigen Berechtigung des Pessimismus überzeuge, desto mehr ziehe ich mich in meine Klause zurück und meide die Berührung mit den Menschen, die fast immer unangenehm ist. Ein großer Teil der Schuld wird wohl auch an mir selbst liegen, ja, ich würde geneigt sein, ihn nur in mir zu suchen, wenn es nicht so viele Abschnitte in meinem Leben gäbe, die mir den Beweis liefern, daß es doch auch an der Außenwelt liegen muß. In der Fremde (England, Frankreich) sind mir die häßlichen Gefühle, die mich in unsrer Stadt Berlin

bedrängen, erspart geblieben, und wenn ich im Sommer drei Monate lang im Riesengebirge bin und in Krummhübel, Arnsdorf, Schmiedeberg, Erdmannsdorf mehr Gesellschaften mitmache als in neun Monaten in Berlin, so bleiben mir auch an diesen Plätzen Verstimmungen und Ärgernisse erspart. Es muß also doch an der großen Stadt liegen. Es fehlt alles Wohlwollen, alles Interesse; jeder ist jedem nur im Wege, und was L. 'mal von S. sagte: „er ärgert sich, wenn die Lucca in New York 17 mal herausgerufen wird, denn S. sagt sich dann in seiner Eigenschaft als internationaler Schriftsteller: die Gesamtwelt kann nur ein bestimmtes Quantum von Enthusiasmus aufbringen, und wenn die Lucca zu viel davon wegfrißt, so muß mein Anteil notwendig geringer werden," — dies L.sche Wort paßt auf unser Berliner Leben von Nummer zu Nummer, vor allem auf L. selbst, der den guten S. nur durch Einblick in die eigne freie Seele so gut charakterisieren konnte.

Du bist nun seit ein paar Jahren Beamter und wirst wohl aus eigner Wahrnehmung, um nicht zu sagen Erfahrung, das Vorhandensein jenes schönmenschlichen Zuges, der sich Neid nennt, bestätigen können. Das oftgewählte Bild von der Beresina-Brücke wird immer wahrer. Indessen, es ist wie es ist, und wehe dem, der sein Herz darüber mit Trauer füllen will; man kann seinen Pessimismus auch in rot, ja in zeisiggrün kleiden und ihn auf Heiterkeit abrichten. Mehr, man kann auch wirklich wieder heiter dabei werden, vorausgesetzt, daß man ein glückliches Temperament hat. Man erkennt zuletzt in allem ein Gesetz, überzeugt sich, daß es nie anders war und findet für sich persönlich sein Genüge in Arbeit und Pflichterfüllung. Das den Dingen scharf ins Gesicht sehn, ist nur momentan schrecklich; bald gewöhnt man sich nicht nur daran, sondern findet in der gewonnenen Erkenntnis, auch wenn die Ideale darüber in die Brüche gingen, eine nicht geringe Befriedigung. Die höchste Ruhegebung aber kommt einem aus dem memento mori und eine Viertelstunde auf dem Lichterfelder Friedhof rückt einen immer wieder zurecht. Freilich immer noch nicht dauernd genug. Immer noch wieder Rückfälle in das, was die Frommen das Irdische nennen. Es geht auch nicht gut anders, weil einem sonst nichts bleibt als das Kloster oder das Spital. Kloster ginge, Spital nicht. Auch hierin sind uns die Katholiken um einen Schritt voraus. Armer Luther, so viel Segen und so viel Fluch!

Ich war gestern in Lichterfelde; das Grab unseres George wurde, von Gärtner und Totengräber, gerade seiner vergilbten Kranzmasse entkleidet und sah aus wie ein kleines, niedriges Sandbeet; ich konnte meinen Kranz nicht 'mal niederlegen und mußte ihn über den Rosenstrauch eines Nachbargrabes hängen. Dann ging ich wieder auf die Robertsche Villa zu; sie wirkt auf mich jedesmal, als wäre sie gebaut für Schwermut, bedrücktes Herz und unglückliche Liebe. Nicht für eine Million zöge ich da hinein. Nur ein Dickhäuter, der einen Harem drin etabliert und neue Pläne zur Beschwindelung der Menschheit ausbaldowert, nur ein solcher kann den Trauergenius von dieser Stätte bannen; nur mit ganz Gemeinem ist ihm beizukommen. Nicht für eine Welt nach Lichterfelde in die Sommerfrische,

aber irgendwo muß sie doch genommen werden und ich habe vor, mich diesmal im Nordosten von Berlin umzusehn, an der Stettiner Bahn entlang. Nach Krummhübel gehe ich erst Ende August.

Der kleine Brahm, der mich neulich besuchte, will nach Wiesbaden und von dort nach Paris. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er für einen verkappten preußischen Offizier gehalten wird; selbst als Füsilier würde er immer noch einer Extrastellung am linken Flügel der 12. Kompagnie bedürfen. Sein Schillerbuch (sehr gut) erscheint in den nächsten Tagen bei W. Hertz. Er, Schlenther, und ein junger Max v. Waldberg (früher auch ein Zwangloser), dazu Schiff und Mauthner, haben sämtlich sehr ausführlich und sehr anerkennend über „Irrungen Wirrungen" geschrieben, so daß ich ohne Übertreibung sagen kann: ich verdanke meine verbesserte Stellung oder doch mein momentanes Ansehn im deutschen Dichterwald zum größern Teile den „Zwanglosen". Die Jugend hat mich auf ihren Schild erhoben — ein Ereignis, das zu erleben, ich nicht mehr erwartet hatte.

Mama und Mete grüßen. Unter Gruß und Kuß an Schwiegertöchterchen und Enkel

Dein alter Papa.

Meine liebe Mete. Berlin, d. 15. Juni 1888.

Es ist nun wieder wie immer: wenn Du fort bist, sterben Kaiser und Könige. Für mich hat das große Ereignis das eine Gute: daß ich den Wildenbruchschen „Menonniten" nicht zu sehn und, was noch wichtiger ist, nicht drüber zu schreiben brauche. Gestern abend hatten Herrlich und ich schon die feierliche Todesanzeige fürs „Johanniterblatt" redigiert. Er war dabei sehr vernünftig. „Vorbereitet" war wohl überhaupt alles, nur unser vis-à-vis Neumann nicht, der eine dreimal durchlöcherte Flagge Halbmast aufgezogen hat.

Die Teilnahme der Bevölkerung ist, glaube ich, größer und ehrlicher als beim Tode des alten Wilhelm. Kann auch nicht anders sein. Jeder Vernünftige hatte damals das Gefühl: „'s ist auch Zeit", während jetzt ein Fall gegeben ist, wo sich nicht das Gewöhnliche, sondern ein Schreckliches und Erschütterndes vollzieht, das jeden daran mahnt, wie Feuer vom Himmel fallen und Sodom und Gomorrha zerstören, und die neugierigen Lot'en — die nicht aussterben — in eine Salzsäule verwandeln kann. — Was ich eben in einer Zeitung las, ist wahr: jeder hat einen Dank auf der Lippe dafür, daß dies Qualenleben wenigstens ohne Qual erloschen ist. Er ist eingeschlafen, und die gräßliche Phrase „ihm ist wohl", wird diesmal wohl eine Wahrheit sein, auch wenn er über Leid und Freude gleichmäßig hinaus ist.

Vorgestern waren wir bei Heydens, wo ich mich auf dem kleinen Balkon natürlich riesig erkältete. Die junge Frau, neben der ich bei Tisch saß, gefiel mir ausnehmend; ich finde sie auch nicht häßlich, fast im Gegenteil. Überhaupt, was heißt häßlich? Was mir gefällt, mein Ohr, mein Auge angenehm berührt, das ist hübsch. Einzelne Linien haben eine Art Vorrecht, aber nicht ein ausschließliches Recht. Auch da muß man gegen Monopole eifern.

Wie immer

Dein alter Papa.

Meine liebe Mete. Berlin, d. 17. Juni 1888.

Der neue Krummhübler Plan ist ja ganz vorzüglich und wird Eure Position sehr verbessern; eine bessere Reisegenossin bezw. Reisemutter als Tante Witte ist ja gar nicht zu denken; es kompliziert Deine Aufgabe und — erleichtert sie doch zugleich. In einem Briefe von Friedländer fand sich auch eine kleine Erdmannsdorfer Anekdote. Prinz Heinrich fuhr mit Irene viel spazieren, den Kutscher hinter sich. Eine Zillertalerin sagte, sie wundere sich, daß der Prinz dem Kutscher erlaube, seine Frau immer mitzunehmen.

Ob Müller-Grote schon mit einem Fez und sie mit einem Augenschleier zurück ist, weiß ich nicht. Vielleicht hat er dem Sülfmeister oder gar dem Raubgrafen neue Absatzgebiete eröffnet. Tannhäuser und Lurley sind übrigens wundervolle Haremsgedichte, besonders Tannhäuser, dessen ewig wiederkehrende Frage eigentlich nur da entschieden werden kann.

Wird Onkel Witte zur Reichstagssitzung kommen? Im ganzen darf man — unbeschadet tiefster Teilnahme — sagen: alles atmet auf. Jeder hat ein Gefühl: der Dilettantismus, die Laune, die Geldvertuerei hat ein Ende und geordnete Zustände brechen wieder an. Es ging nicht mehr so weiter. Ich glaube, selbst der „Fortschritt" ist in seinem Herzen davon überzeugt und nur die Juden sitzen an den Wassern von Babylon und weinen, wenn sie an Zion denken. Sie sind und bleiben einem politisch unverständlich; sonst so praktisch, verfallen sie politisch sofort der Phrase; sie sind Phantomanbeter, Anbeter eines Gottes, den sie sich erst machen. Wie in ältester Zeit immer Rückfälle in den Götzendienst. Aber es hilft ihnen nichts; sie schreiben Zeitungen, aber nicht — Geschichte.

Geh' es Dir gut. Herzlichste Grüße dem ganzen Hause. Wie immer

Dein alter Papa.

Mein lieber, alter Theo. Berlin, d. 17. Juni 1888.

Habe Dank für Deinen lieben ausführlichen Brief. Weiß der Himmel, wie ich dazu kam, mein pessimistisches Herz vor Dir aufzudecken; es ist immer klüger, es nicht zu tun, und die jüngere Generation mit solcher senilen Weisheit zu verschonen, ist eigentlich Pflicht.

Nun ist auch Kaiser Friedrich zu seinen Vätern versammelt. Ein wahres Glück, daß sich der Wilhelmradau nicht wiederholen soll. Alles still. Schon morgen zieht er in die Friedenskirche ein. Zunächst ist man noch unter der Herrschaft der Zeitungsphrase; wenn aber die großen Wasser verlaufen sein werden, wird manches Schöne am Strande aufgelesen werden können. Jetzt sind es noch die Goldkörner in einem Scheffel Kleie. „Lerne leiden, ohne zu klagen", welche große königliche Hinterlassenschaft; die Dreiminutenszene mit dem König von Schweden, wie erschütternd; wie rührend der Moment, wo er (wohlweise) die Hand seiner Frau in die Hand Bismarcks legte; wie schön und klug das Wort: „Ich wünsche seziert zu werden, damit das Gezänke der Ärzte nicht meinen Tod überdauert." Und ähnliches wird wohl noch weiterhin aus seinen letzten Lebenstagen bekannt werden.

Die Zeitungen schwenken übrigens schon ein, und Wilhelm II., der noch vor drei Tagen eine bedrohliche Erscheinung war, ist jetzt bereits ein hoffnunggebender Fürst. Noch drei Wochen, und er ist ein Stern. Das beste ist, daß kein Mensch an Krieg glaubt; er wird ja wohl 'mal kommen, aber es scheint wirklich, als ob er auf allerernsteste Fälle eingeschränkt werden solle, wie beim Duell, das, von Spielereien abgesehn, auch seltener wird. Je großartiger der Vernichtungsapparat, je größer die Verantwortung und die Sorge.

Möge der Sommer Dir, Deiner Frau und Eurem Jungen gute, gesunde Tage bringen.

Unter Gruß und Kuß Dein alter Papa.

Meine liebe Mete. Berlin, d. 6. Juli 1888.

Habe Dank für Deinen allerliebsten Humorbrief, der von Regen, verlornem Backzahn und Wohnungsnot wenig merken ließ. Daß uns in diesem Jahre die Brotbaude etwas höher gehangen wird, ist kein Unglück, und paßt es uns schließlich durchaus nicht, so können wir ja umziehn — geteiltes Leid ist halbes Leid, und geteilte 50 Taler sind es erst recht.

Ich denke mir übrigens, daß Du heute Bekannte gefunden haben wirst — „ein bißchen Werg findet sich immer noch". Und wenn nicht in Krummhübel, so in Arnsdorf. Ängstige Dich nur nicht und nimm die Sache nicht schwieriger als nötig; so lange man noch Geld und Rückzugslinien hat, geht alles.

Ich hoffe die nächste Woche in einer mir zu gönnenden Trägheit hinzubringen. Es sind nur noch ein paar Briefe zu schreiben und ein paar Besuche zu machen. Sonst ist alles abgearbeitet, und ich bin ordentlich neugierig, auf der Brotbaude das Paket zu öffnen und die Blätter wieder vor Augen zu haben, die ich vor zwei Jahren bei Frau Schiller beschrieb. Was wird nach wieder zwei Jahren sein? Heute kam die Nachricht von Storms Tod. Aber mit Blechmusik immer weiter und immer heiter vorwärts, bis man selber fällt. Nur keine Sentimentalitäten. Was das Schmerzlichste ist, ist zugleich auch das Alltäglichste und Gleichgültigste.

Wie immer Dein alter Papa.



Garibaldi/ Novelle von Hermann Hesse



ieser Tage fuhr ich in der Eisenbahn von Steckborn nach Konstanz. Durch Obstbäume glänzte mattrot der abendliche Untersee, Bauerngärten mit Geranien, Fuchsien und Georginen leuchteten durch braun und grüne Lattenzäune, jenseits des Wassers lag die Reichenau und über Ried und Rebbergen das hohe Horner Kirchlein goldig umleuchtet in der milden Abendklarheit. Es war noch heiß und ich hatte streng rudern müssen, um den Zug noch zu erreichen. Nun saß ich müde und gedankenlos allein in der Wagenecke und sah durch's offene Fenster die wohlbekannten Berge, Matten und Wasser im roten Abenddunst verglühen.

Der Wagen war fast leer. Ein paar Bänke weiter saßen zwei grauhaarige Herren in lebhaftem Gespräch beisammen. Ich war zu müd und teilnahmlos, um etwas davon zu verstehen; ich hörte nur die einzelnen Worte und nahm wahr, daß der eine von den Redenden ein Thurgauer vom See, der andre aber ein Zürcher sein müsse, der Sprache nach zu urteilen. Dann interessierte mich auch das nicht mehr, ich lehnte mich träg in die Ecke und begann zu gähnen. Ich tat es mit besonderer Hingabe und Wonne, da niemand mich sah und ich den Mund nicht zu bedecken brauchte, was ja meistens diesen Genuß zur Hälfte verdirbt.

Da hörte ich in dem benachbarten Gespräch plötzlich mehrmals den Namen Garibaldi nennen und war verwundert, daß dieses Wort mich so merkwürdig erregte. Was ging mich Garibaldi an?

„Ja wohl, der Garibaldi!" rief da wieder der Thurgauer laut, und die Betonung, mit der er den Namen aussprach, weckte mich aus meiner Stumpfheit und zwang mich, dem lang nicht mehr gehörten Klange folgend lange Erinnerungswege zu wandern, zurück und weiter zurück bis in die Zeiten, in denen jener Name mir vertraut und wichtig gewesen war. Aus kühlen Brunnentiefen ferner Kinderjahre wehte mich ein fremder, starker Heimwehzauber an. Und als ich spät am Abend von Konstanz zurück war und dann langsam durch die bleiche Seenacht meinem Dorf entgegen fuhr, als der leise laue Wind im Segel sang und seltene Rufe aus entfernten Fischerbooten über's glatte Wasser wehten, stand ein Stück Kinderzeit und halbvergessenes, glückliches Ehemals neu und lebendig vor mir auf.

Garibaldi war ein Märchen, ein Phantasiebild, eine Dichtung. Eigentlich hieß er Schorsch Großjohann, wohnte jenseits unseres gepflasterten Hofes und trieb das dunkle Gewerbe eines Winkelreinigers, das ihn kümmerlich ernährte. Ich wurde aber zehn Jahre alt, ehe ich seinen eigentlichen Namen erfuhr; bis dahin hörte ich ihn nie anders als den Garibaldi nennen und wußte nicht, daß schon dieser Name, der mir so wohl gefiel, eine Dichtung war. Ihn hatte meine Mutter erfunden, und da ich ohne meine Mutter nie zum Träumespinner und Fabulierer geworden wäre, war es billig, daß sie auch bei jenem Kindermärchen Pate stand. Sie hatte das Bedürfnis und auch die Gabe, ihre

ganze Umgebung beständig nach ihrem eigenen, lebhaften Geist zu gestalten und zu benennen, und ich darf von dieser ihrer Zauberkunst nicht zu reden anfangen, da ich sonst kein Ende fände.

So hatte sie auch, schon lang vor meiner Geburt, mit dem alten Winkelreiniger Großjohann, den man täglich mehrmals über unsern Hof gehen sah und mit dem man doch kaum alle Jahr einmal ein Wörtlein sprach, nichts anzufangen gewußt. Dem schmierigen Winkelreiniger half es nichts, daß er eine mächtige, wetterfeste Figur, breite Schultern und ein abenteuerlich kriegerisches Gesicht mit greisem, langem Doppelbart besaß; an ihm war das nur lächerlich. Aber sobald man ihn Garibaldi nannte, war er seines stolzen Äußeren würdig, dann umwitterte ihn statt des Winkelgestankes eine heroische Luft und war es jedesmal ein Erlebnis und eine Freude, ihm zu begegnen. Meine Mutter wünschte stets unter Menschen und Sachen zu leben, deren Anblick ihr jedesmal ein Erlebnis und eine Freude war. So nannte sie den alten Nachbar Garibaldi.

Ich kleiner Bub wußte vom wahren, historischen Garibaldi, dessen Bild und Taten meiner Mutter wohlbekannt waren, damals noch kein Wort. Aber der stattliche welsche Name machte mir großen Eindruck und hüllte den Schorsch Großjohann wie eine sagenhafte Wunderwolke ein.

Soweit war Garibaldi die Schöpfung meiner Mutter. Ohne davon eine Ahnung zu haben, dichtete ich nun an ihm weiter und machte ihn zu einem seltsamen Helden, dessen Leben ich mitlebte und dessen Schicksale mich wie eigene Schicksale bewegten, ohne daß ich je ein Wort mit ihm gesprochen hätte. Fast jeden Tag sah ich ihn ein oder zwei mal in seiner Tätigkeit, außerdem abends im Hof oder hinter den niederen Fensterchen seiner Wohnung.

Er war damals schon bald siebzig und, wenn man auf Kleidung und Reinlichkeit nicht allzu streng achten wollte, ein schöner Greis. Das Kriegerische, das er an sich hatte, bestand neben der großen sehnigen Gestalt hauptsächlich in der braunen Gesichtsfarbe und in dem langen, gelblichgrauen, stark verwilderten Haar und Bart. Wenn man das Gesicht genauer anschaute und mit dem äußeren Wesen und Lebenswandel des alten Mannes zusammenhielt, kam eher ein milder Charakter heraus. Mund und Nase zwar waren fest, scharf und schneidig geformt, aber die große stille Stirn wies weder Narben noch tiefe Falten auf, sondern glich etwa einer abendlichen Straße, auf welcher das Leben vollends eindämmert oder wo Wanderer, Wagen und Rosse, das sind Gedanken, Hoffnungen und Leidenschaften schon so lange vorübergebraust und gefahren sind, daß ihre Spuren sich wieder zu glätten beginnen. Dies bestätigten auch die hellgrauen Augen. Sie waren noch klar und scharf und saßen klein und wachsam über der braunen Hakennase, aber der Blick zeigte eine etwas müde Ruhe, als suche er in diesen späten Tagen auf Erden keine Ziele mehr.

Schön und merkwürdig war in diesem gefestigten und stillgewordenen Angesicht ein manchmal auftauchendes, ganz schwaches Lächeln der Ruhe und leidlosen Resignation, wenn der alte Schorsch etwa einem Festzug, einem Kinderauflauf,

einer Prügelei oder dergleichen zuschaute. Wenn hinter diesem Lächeln irgend ein bewußter Gedanke stand, so war es der eines ironisch Zuschauenden, überlegen Unbeteiligten, dem die Wichtigkeit dieser kleinen menschlichen Händel schon lange lächerlich und kindlich vorkam.

„Hauet einander nur," sagte dieses Lächeln, „hauet nur zu! Und meinetwegen könnt ihr ja auch Feste feiern, wenn's euch Spaß macht. Was kümmerts mich?"

Mein Verstand war noch viel zu klein, um diese Züge zu lesen und sich einen Reim darauf zu machen. Aber meine Phantasie nahm von dem stillen Alten Besitz und ließ ihn nicht los, sie liebte ihn und schuf ihn zu einem Wesen um, das mir viel ferner und fremder war als er selber und das doch zu mir gehörte und zum Helden meiner Gedanken wurde, während der Schorsch selber jahraus jahrein mir vorüberging und unbekannt blieb. Und wenn ich nun vom alten Garibaldi erzähle, ist es mehr Geträumtes als Geschehenes, aber lauter Erlebtes, und vielleicht ist das Erfundene so wahr wie das Gesehene; vielleicht erlebte meine Phantasie nichts anderes als was der Alte hätte erleben können und sollen, wenn er nur dazu gekommen wäre.

Vom Hofe aus führte eine kaum fußbreite, schadhafte und überhängende steinerne Treppe, ein richtiger Halsbrecher, an der alten, weit ausgebauchten Bergmauer hin in ein winziges Gärtchen hinauf, das dem Nachbar Staudenmeyer gehörte. Gärtchen ist eigentlich schon viel gesagt, denn das zwischen zwei in den Berg hinein gebauten Hinterhäusern und einer jähen Terrassenmauer eingeklemmte Stück abschüssigen Bodens war nicht größer als eine tüchtige Stube. Vom Berge her schwemmte jeder Regen eine Menge Sand herab und nahm dafür die gute schwarze Erde mit, und auf der einen Seite stand das Dach des daranstoßenden Hauses so weit über, daß man dort in Wirklichkeit kaum das Gefühl haben konnte, im Freien zu sein. Die Nachbarin hatte, noch außer der Witterung und dem Unkraut, um den Besitz ihres Fleckchens Erde ohne Unterlaß mit einer großen Schaar von verwilderten Katzen und mit einer nicht kleineren Horde strohblonder Kinder zu kämpfen. Beide, Kinder und Katzen, entstammten der benachbarten, steilen und finsteren Armutgasse, wilderten üppig in dem Winkel dort herum, waren nicht auseinander zu kennen und so wenig mit Erfolg zu bekriegen wie ein Mückenschwarm. Allmählich wurde also Frau Staudenmeyer des Kämpfens müde und das Gärtlein fiel ganz den ungebetenen Gästen anheim. Es wucherten nun auf dem verwahrlosten Platze alte Stachelbeerstauden mit einem geilen, niemals Früchte reifenden Erdbeergeschlinge samt vielerlei Unkräutern zu einem grünen Wirrwarr zusammen, aus welchem hier und dort ein Rest der ehemaligen Gartenherrlichkeit, etwa ein himmelhoch aufgeschossener Salatstock oder eine faustgroße Zwiebelblüte hervorragte.

Im Sommer und Herbst, wenn an schönen Tagen abends noch Sonne dort hinunter kam und die feuchten Mauern erwärmte, dann erschien gegen sieben Uhr der greise Garibaldi im Hof, stieg langsam die schmalen Steinstaffeln zum Gärtchen hinauf und setzte sich auf den ausgetretenen obersten Treppenstein. Dort

ruhte er schweigend in der schwachen Spätsonne, tat seltene Züge aus einer schwarzgebrannten, kurzen Holzpfeife und gab nur, wenn etwa ein Nachbar ihn vom Fenster aus anrief, ein kurzes Wort zurück. Sonst redete er keinen Ton, sondern saß regungslos auf dem schmalen Stein und ruhte und rauchte, bis es dunkelte und kühl wurde. Über und unter ihm rumorten die Kinder, rauften und zankten mit einander, fraßen unreife Beeren und erfüllten die goldige Abendluft mit Gelächter, Geschrei und Gewimmer. Sie hieben einander die Köpfe blutig, stahlen einander das Vesperbrot, fielen über die Mauer herab und schrien Mordio. Den Alten berührte es nicht, obwohl er ungezählte Enkel und Großneffen unter der Horde hatte. Wenn einmal etwas Besonderes los war und das Geschrei zum Gebrüll anwuchs, drehte er den verwitterten Kopf vielleicht ein wenig danach hinüber und auf seine schmalen Lippen trat für einen flüchtigen Augenblick das kühle, gleichgültige Lächeln, mit welchem er den Lauf der Ereignisse zu betrachten gewohnt war.

Er hatte an anderes zu denken als an das kleine Zeug um ihn herum. Während sein brauner Daumen die Glut in die Holzpfeife zurückstopfte, verweilte seine Erinnerung weit von hier, in alten Zeiten und fremden Ländern, in wilden Feldzügen und auf weiten, abenteuerlichen Raub- und Wanderfahrten.

Er sah Höfe und Dörfer in Brand stehen und mit langen, unwilligen Flammen durch die Nacht gen Himmel klagen. Er sah auf verlassenen Straßen und auf den Türschwellen verlassener Häuser Erschlagene in schmutzigen Blutlachen liegen, krepierte Pferde und zertrümmerte Wagen, dazwischen herrenlos umherirrendes Vieh und verlaufene, weinende Knaben und Mädchen.

Kam dann etwa eins von seinen strohblonden, verwahrlosten Enkelkindern hergelaufen und bettelte: „Großvater, schenk' mir was!" dann streifte er es mit flüchtigem Blick und setzte, ohne eine Antwort zu geben, sein spöttisch stilles Lächeln auf, und das Kind lief wieder weg. Er aber hörte schnell wieder auf zu lächeln, zog die Kniee ein wenig höher, neigte den grauen Kopf ein wenig weiter vor und blickte wieder in die Länder der Erinnerung, der Abenteuer, mit demselben unverwandten, glühenden und auch verschleierten Blick, welchen die in Käfige gesperrten Raubvögel haben. Über seine hohe, braune Stirne fiel in fahlen Strängen das lange Haar und nichts an der ganzen Gestalt hatte Leben und bewegte sich als der schmale, alte Mund, der zuweilen eine dünne Rauchfahne hinaus blies, und als sein hagerer Schatten, der über die Mauer hinab und langsam über den ganzen Hof wanderte, immer länger und phantastischer und immer wesenloser werdend, bis er in die allgemeine Dämmerung untertauchte.

So im Dunkelwerden war es mir eine grausige Lust, vom Fenster meiner Knabenkammer aus den Garibaldi dasitzen zu sehen, von Haar und Bart umfilzt, aufrecht und bewegungslos, mit geisterhaft undeutlichen Zügen, bis sein Gesicht vollständig in das Dunkel versank und nur noch die Silhouette eines sitzenden Riesen übrig blieb, hin und wieder von einer spärlichen Rauchwolke umflogen. Die vielen Kinder waren um diese Zeit nicht mehr da, von der überdachten Garten-

seite her wuchs die Finsternis heran, die uraltmodisch geschweiften Giebel und krummen Dächer all der Armenhäuser standen schwarz in den noch lichten Himmel, da und dort glühte ein Fensterlein gleich einem trüben roten Auge auf, und damitten kauerte rastend der alte Abenteurer, bis ihn fröstelte, dann verschwand er still in den finsteren Torweg hinein wie in eine unzugänglich fremde Welt.

Der alte Garibaldi hatte zwei Söhne gehabt, junge stramme Riesen von gewaltiger Erscheinung und vom übelsten Ruf, aber beide waren eines Tages ohne Abschied verschwunden und man brachte sogleich alle in den letzten Jahren am Ort begangenen und unaufgeklärt gebliebenen Verbrechen mit ihrem Flüchtigwerden in Verbindung. Fast ein Jahr später kam Bericht aus Brasilien, daß beide nicht mehr am Leben seien. Der eine war schon unterwegs auf dem Schiff am Fieber gestorben, der andere nachher in Rio, offenbar im bittersten Elend. Zusammen mit dem dazu beauftragten Polizeidiener besuchte mein Vater den Alten, um ihm die Todesnachricht zu bringen.

„Ihren Söhnen ist's drüben nicht gut gegangen", fing mein Vater an.

„Wo drüben denn?" fragte der Garibaldi.

„In Brasilien. 's ist ihnen nicht gut gegangen."

„Wieso?"

„Wieso? Tot und gestorben sind sie," schrie der Büttel, dem es nicht wohl war, bis er es herausgesagt hatte.

„So so?" machte der Garibaldi und schüttelte den Kopf. Und:

„Alle beide?" fragte er nach einer Weile.

„Ja wohl, alle beide," sagte mein Vater.

„So so. — So so."

Und als jetzt mein Vater sich anschickte einen Anfang mit dem Trösten zu machen, winkte er ab unb lächelte verachtungsvoll. Da ging denn mein Vater mit dem Polizeidiener wieder fort und Garibaldi machte sich wie sonst an seine Arbeit.

Am Abend dieses Tages, da jedermann die Nachricht schon wußte, saß er wieder auf seiner Staffel und alle Nachbarn schauten ihn an und alle paar Minuten rief ihn einer vom Fenster oder von der Gasse herüber an: „Mein Beileid auch, du!"

Und er sagte jedesmal „merci". Da kam der Stadtpfarrer auch noch gegangen und gab ihm die Hand und sagte freundlich: „Wir wollen in ihre Stube hinein gehen, kommen Sie!"

Aber Garibaldi schüttelte den Kopf. „'s ist gut," sagte er, „und ich sag meinen merci," und blieb sitzen, und die vielen Herumsteher drückten sich hintereinander und kicherten. Der Stadtpfarrer schien betrübt und es sah aus, wie wenn er noch einiges zu sagen hätte, aber er zog nur den Hut und grüßte wieder freundlich und ging langsam aus dem Hof und fort, und der Garibaldi blies eine große Rauchwolke hinter ihm her.

Von da an, wenn ich ihn des Abends wieder rasten sah, schien mir sein Ge-

sicht ein wenig tiefer gefurcht und noch abwehrender und einsamer als sonst, und ich betrachtete ihn, der zwei starke Söhne im fremden Land verloren hatte, mit vermehrter Scheu.

Außer jenen untergegangenen Söhnen hatte Garibaldi noch drei verheiratete Töchter, deren älteste verwitwet war. Dies war die Lene Voßler, ein wildes und berüchtigtes Weib, groß von Wuchs und von einer seltsam ungelenken, aber längst verwilderten Schönheit. Diese war von allen seinen Kindern das einzige, das zu ihm paßte, und auch das einzige, das in Verkehr und Freundschaft mit ihm stand. Sie kam den Winter über fast jeden Abend zu ihm in seine Hinterhausstube, dort saß sie neben dem Alten, oft bis es spät wurde, und redete kaum ein Wort mit ihm, der seine kleine Pfeife im Munde hielt und ebenfalls schwieg. Ich besann mich oft genug, was die zwei wohl mit einander anstellen möchten, aber sie saßen hinter den alten großblumigen Gardinen aus Wolle und man konnte im Schimmer der schlechten Ölfunzel nur zuweilen ihre ernsten Köpfe sehen.

Und häufig kam zu diesen beiden merkwürdigen, geheimnisvollen Menschen noch eine dritte Fabelgestalt. Dies war der alte Penzler, ein gewesener und verarmter Mühlenbauer, der aus Bayern stammte und den schon seine Herkunft und sein seltenes Handwerk zu etwas besonderem machten. Seit Jahren lebte er einsam und vielbesprochen in der finsteren Hengstettergasse ein ärmliches Sonderlingsleben, drehte ewig an seinem ungeheuren Schnauzbart, redete in alttestamentlichen Wendungen und betrank sich alle paar Wochen einmal, was meistens zu Nachtskandal und schlimmen Szenen führte. Der einzige Mensch, dem er Achtung zeigte und mit dem er eine Freundschaft unterhielt, war Garibaldi. Als dessen Söhne totgesagt wurden, kam Penzler zu ihm, schlug ihm auf die Schulter und rief mit gewaltiger Trösterstimme: „So geht's, alter Prophete! Wir sind allesamt wie Gras und wie des Grases Blüte. Na, die Lausbuben haben jetzt keine Sorgen mehr."

Winterabends kam der Mühlenbauer sehr oft zum Garibaldi und saß mit ihm und seiner Tochter, der Lene Voßler, in der niedrigen, trüb erhellten Stube, die sich allmählich ganz mit Tabaksrauch füllte. Ich schaute immer hinüber und lief manchesmal noch spät nachts von meinem Bett an's Fenster, schaute nach ob drüben noch Licht sei und stierte das einsame rote Fenster ahnungsvoll und begierig an, bis mich fror und ich in's Bett zurück mußte.

An einem Abend, es ging schon gegen den April und man brauchte fast nimmer zu heizen, wurde meine Neugierde belohnt und das eigentliche Treiben und Wesen des Alten ward mir klarer. Es fehlte nämlich diesmal der wollene Vorhang hinter seiner Scheibe und ich sah den Garibaldi mit der Lene und dem Penzler am Tische sitzen. Es mochte neun Uhr oder später sein. Eine Blechlampe gab trübes Licht, die beiden grauhaarigen Männer bliesen Rauch aus ihrem Pfeifchen und saßen still und vorgebeugt auf ihren Hockern, die Lene Voßler aber hatte über den ganzen Tisch im Viereck ein Kartenspiel ausgebreitet, ein Blatt dicht am andern. Auf diese Karten starrten alle drei. Bald nahm die Lene, bald ihr

Vater eine Karte in die Hand und legte sie nachdenklich und zögernd an einen anderen Platz; der Mühlenbauer sah mit scharfem Gesichte zu, deutete mit dem Pfeifenstiel hierhin und dorthin, schnitt ernste Grimassen, schüttelte den Kopf oder zuckte mächtig mit den gewaltigen Augbrauen, die so stark wie Schnurrbärte waren. Gesprochen wurde nichts. Über den drei gebeugten Köpfen wölkte der dichte Rauch und stieg über der Lampenflamme in einer ununterbrochenen Säule in die Höhe.

Zwei Stunden lang schaute ich zu. Penzler schnitt immer schärfere Grimassen, die Lene ordnete ihre Karten immer leidenschaftlicher und legte sie hastig aus, der alte Garibaldi aber saß mir gerade gegenüber und so oft er den Kopf erhob, floh ich in meine Stube zurück, obwohl er mich am dunklen Fenster nicht hätte sehen können. Seine Augen waren auf die Karten gerichtet und brannten in dem braunverwelkten Gesicht mit leiser Glut.

Sie taten also Karten legen und wahrsagen, und es wunderte mich nicht. Aber wer wahrsagen kann, der muß auch zaubern können. Vom Bayern, dem Penzler, wußte man ja schon immer, daß er mit Geistern umging und viele geheime Heilmittel kannte. Ich paßte auf wie ein Jagdhund und brannte vor banger Begierde. Und als die Tage wärmer und die Abende lang und mild wurden, sah ich öftere male wie Garibaldi, sobald es zu dunkeln begann, an seinem Staffelplatz vom Penzler abgeholt wurde und mit ihm die Gasse hinab verschwand. Ich wußte genau, daß er nicht ins Wirtshaus ging, dafür hatte ihn meine Mutter oft gerühmt; daß man aber in diesen lauen, stichdunkeln Frühjahrsnächten viel Zauber treiben konnte, war gewiß.

Ich sah in meinen Gedanken die zwei alten Hexenmeister die Stadt verlassen, im finstern Walde Kräuter suchen, ein Feuer anfachen und Beschwörungen ausüben. Ich sah sie unter moosigen Felsen beim Lichte kleiner Diebslaternen Schätze aus der feuchten Erde graben. Ich sah sie Wetter machen und Krankheiten beschwören.

Ob wohl die Lene Voßler auch mitging? Nein, sie ging nicht mit. Eines Abends konnte ich der Neugier nicht widerstehen. Sobald ich den Mühlenbauer im Hof erscheinen sah, verließ ich still das Haus durchs Gartentor und schlich mich zwischen den Gärten hindurch auf die Gasse. Garibaldi und Penzler gingen miteinander straßabwärts. Der eine hatte etwas unter dem Arm, was wie ein aufgerollter langer Strick aussah, der andere trug eine Art Kachel oder Kanne. Ich folgte ihnen mit großem Herzklopfen die Gasse hinunter, über den Balkensteg und bis auf den Brühel, wo das letzte Haus der Stadt, ein alter Gasthof, steht und wo der Weg sich teilt. Es führt von dort aus ein Sträßlein eben den Fluß entlang, das andere stark ansteigend bergan in den Wald hinein.

Weiter wagte ich nicht hinterher zu gehen, der Gasthof war schon geschlossen, ringsum brannte keine Laterne, von der Stadt hörte man nichts mehr als vielleicht ein fernes Wagenrollen; vor mir lag kirchenstill der Brühel mit seinen riesigen Linden und Kastanien und durch die alten Kronen stöhnte der feuchte, stürmische Frühlingswind. Und die beiden dunklen Männer, die unter den hohen Bäumen auf einmal klein erschienen, wandelten in die schwarze Stille hinein, gleichmäßig

im Schritt und ohne mit einander zu reden, ihre Geräte tragend. Ich sah sie schwer und stille schreiten, der Nacht entgegen, mitten in das sich auftuende Reich der Finsternis und der schrecklichen Wunder, wo sie heimisch waren.

Mir wurde todesangst, als der Penzler einmal hinter sich schaute; ich blieb am Brühel stehen und sah nur noch, daß die Beiden den Talweg flußabwärts einschlugen. Dann lief ich im Galopp zurück, kam ungesehen wieder durch die Hintertüre ins Haus und als ich dann geborgen im Bette lag, konnte ich noch lange nicht einschlafen, weil mein Herz vom schnellen Laufen und vor Angst nicht aufhören wollte gewaltig zu schlagen.

Von da an wagte ich dem Garibaldi kaum mehr zu begegnen und wich ihm und dem Penzler auf der Straße ängstlich aus. Und daran tat ich wohl, denn es zeigte sich nicht allzu lange darauf, daß sie gefährliche Wege gegangen seien.

An einem Morgen im Sommer — ich hatte Ferien — sprach es sich in der Stadt herum, es sei zu Nacht ein Unglück passiert. Nach einer Stunde erfuhr man, der Mühlenbauer Penzler sei in aller Gottesfrühe tot aus dem Wasser gezogen worden und liege drunten im Gutleuthaus. Alles strömte in großer Aufregung und Neugierde dorthin. Auf den steinernen Korridor des Gutleuthauses waren ein paar Bündel leinene Säcke und darüber eine rote Wolldecke gelegt, darauf lag halb entkleidet eine Gestalt, das war der Mühlenbauer. Aus der Nähe betrachten durfte man ihn nicht, ein Landjäger stand dabei, und mir war es recht, denn das Grausen hätte mich umgebracht.

Der Garibaldi war auch da, ging aber bald wieder weg und hatte sein gleichmütiges Gesicht aufgesetzt, so als gehe die Geschichte ihn nichts an. Als er wegging und die vielen Leute immer noch neugierig herumstanden und die Mäuler offen hatten, lächelte er auf seine stille, verächtliche Art. Und der Penzler war sein einziger Freund gewesen.

Wahrscheinlich war er Nachts dabei gewesen, als der andere ins Wasser fiel. Warum hatte er dann nicht sogleich Leute geholt?

— Oder war der Bayer vielleicht mit seinem Wissen und durch seine Schuld ertrunken? Hatten sie Streit gehabt, vielleicht bei der Teilung eines Schatzes?

Man hörte auf von dem Unglück zu reden. Garibaldi tat wie immer seine Arbeit in der Stadt herum und rastete bei gutem Wetter jeden Abend auf der Treppenstaffel über unserem Hof, wo die Kinder lärmten. Der dem Zauberwesen zum Opfer gefallene Mühlenbauer fand keinen Nachfolger. Garibaldis Gesicht wurde je älter desto undurchschaulicher und ich, der einen Teil seiner Geheimnisse kannte, sah hinter seiner gleichmütigen Stirn und hinter seinem ruhig überlegenen Blick eine Welt von dunklen Schicksalen träumen.

Im folgenden Herbst geschah es, daß ihm bei der Arbeit die hohe Leiter eines Gipsers auf die Schulter fiel und ihn beinah erschlagen hätte. Er lag vier Wochen krank im Spittel. Als er von dort wiederkam, war in seinem Wesen eine gewisse Veränderung wahrzunehmen. Er lebte wie sonst, tat seine Arbeit und sprach womöglich noch weniger als früher, aber er hatte jetzt die Gewohnheit, leise mit

sich selber zu reden und zuweilen zu lachen, wie wenn ihm alte lustige Geschichten einfielen. An stillen Abenden, wenn die Kinder gerade anderswo tobten oder einem Kunstreiterwagen oder Kamelführer oder Orgelmann nachliefen, hörte man ihn im Höfchen ohne Unterlaß murmeln. Auch saß er nie mehr lange Zeit auf seinem Steine still, sondern ging öfters unruhig auf und ab, was zusammen mit dem Murmeln und Kichern etwas Unheimliches hatte.

Ich fühlte damals zum erstenmal Mitleid mit dem alten Hexenmeister, ohne ihn aber deswegen weniger zu fürchten. Sein neuerliches Gebahren schien mir bald auf Gewissensbisse, bald auf neue schlimme Unternehmungen zu deuten.

„Der Garibaldi will auch anfangen altwerden," sagte einmal meine Mutter beim Nachtessen. Ich verstand das im Augenblick nicht, denn ich hatte ihn nie anders als grau und alt gesehen. Aber ich vergaß das Wörtlein nicht und merkte nach und nach selber, daß Garibaldi wirklich jetzt erst zu altern begann.

Noch einmal machte er von sich reden. Eines Abends war, nach langem Ausbleiben, seine Tochter Lene wieder einmal zu ihm gekommen. Sie waren in der Stube beieinander und ich glaube, die Lene wollte auswandern. Darüber kamen sie in Streit, bis das Weib mit der Faust auf den Tisch schlug und ihm Schimpfworte sagte. Da hub der alte Mann seine Tochter, so groß und stark sie war, jämmerlich zu hauen an und warf sie die Stiege hinunter, daß das Geländer krachte und das Weib nur mit Mühe und Schmerzen davonhinken konnte.

Von da an blieb Garibaldi ganz einsam und nun brach das Alter plötzlich vollends über ihn herein. Die Pfeife begann ihm im Munde zu wackeln und häufig auszugehen, die Selbstgespräche nahmen kein Ende, die Arbeit wurde ihm sauer. Schließlich gab er sie auf und war fast über Nacht zu einem gebückten und zittrigen Kerlchen geworden.

Für mich hörte er darum nicht auf wichtig und rätselhaft zu sein. Ich fürchtete ihn mehr als je und konnte es doch nicht lassen, ihm halbe Stunden lang vom sicheren Fenster aus zuzuschauen. Beim Rauchen stützte er jetzt den Ellenbogen aufs Knie und hielt die Pfeife mit der Hand fest, aber auch die war zitterig und hatte keine Kräfte mehr.

Die Tage waren noch kühl und im Walde lag noch ein wenig Schnee, da war eines Tages der Garibaldi gestorben.

Mein Vater bürstete seinen Schwarzen und ging zur Leiche. Ich durfte nicht im Zug mit gehen (wenn man das Dutzend Nachbarn einen Zug heißen will), aber ich stieg auf die Kirchhofmauer und hörte zu und erfuhr dabei zum erstenmal, daß der Tote nicht Garibaldi, sondern Schorsch Großjohann geheißen hatte, was mich in lange Zweifel stürzte, denn fragen mochte ich niemand.

Nachher sagte mein Vater zur Mutter: „Unser Garibaldi war doch ein sonderbarer Mensch, fast unheimlich; weiß Gott, wie er so geworden ist."

Darüber hätte ich nun mancherlei mitteilen können. Aber ich behielt alles für mich — das Wahrsagen, das Zaubern, die Nachtgänge flußabwärts und das, was ich über den Tod des bayrischen Mühlenbauers vermutete.

Rundschau

Zum Florian Geyer.

Der Florian Geyer ist im Oktober 1904 ganz anders aufgenommen worden als im Januar 1896. Das beweist nichts für seinen Wert; aber viel für den Wert der Zuhörerschaft.

Wie groß diese Hörerschaft sein mag, ist ungewiß; fest steht, daß sie heute nur in Berlin zu finden ist. Diese Wahrnehmung fließt aus dem Durchschnitt der letzten zehn Jahre — und aus der Kenntnis europäischer Bühnenstätten. In zehn Jahren hat hier ein Stamm von Menschen so viel ernstere Urteilskraft im Dramatisch-Künstlerischen erlangt wie (es gibt nichts zu lachen) in keiner andren Siedelung der Gegenwart. Der Erfolg schlechter Stücke sagt hiergegen nichts. Allerwärts gibt es ein Beobachtungsminimum, auf das Maximum aber kommt es an.

Gallien, so lange der Vergleichspunkt, ist fertig: es hat keine Wälder, — nur Treibhausblüten mit holdem Leichenduft. Seit mehr als zehn Jahren sind die Empfangenden dort von einer Duldsamkeit im Theater, die alles hinnimmt, schlaff und im Zustande der zweiten, der Altersnaivität; bloß vor dem Großen würden sie noch die Kraft finden sich zu bäumen. Die lebenslängliche Herrschaft jenes Kritikers mit der leichten Hand, der ein Anwalt des Durchschnittlichen sein wollte, hat die letzte Verheerung beschleunigt. Im selben Zeitraum (er ist umfangreicher als zwischen der ersten Geyeraufführung und der zweiten) hat sich in Berlin der Aufstieg der Hörerschaft vollzogen. Noch für technische Einzelheiten ist hier ein Blick erkennbar wie nirgends. Es gibt nichts zu lachen. Nirgends wär' es möglich, daß im Laufe weniger Wochen Dramenkolosse wie Ibsens Kronwerber und der völlig alleinstehende Florian Geyer . . . nicht nur so aufgeführt, sondern so aufgenommen werden. Nirgends! Das Schelten auf dieses Publikum der ersten Aufführungen wird in einem bestimmten Sinne gedankenlos. Die Hörer Berlins sind keine idealen Hörer. Aber sie sind heute die besten.

2.

Hauptmanns Gipfelwerk, das Novum in der neuen Geschichte des deutschen Dramas, ist nicht in einer Bearbeitung gespielt worden (wie die spätere Bühnenbearbeitung des Götz), sondern in einer Kürzung. Es tritt da nicht alles hervor, was die Geniefülle des Werkes umfaßt. Die schrecklichsten Züge fehlen und die freundlichsten. Die letzte Besiegelung des Menschengrams der Unterlegenen wird nur am Geyer sichtbar, nicht an ihnen, für die er das Werk unternommen. Und die letzte Liebenswürdigkeit der Gestalt wird in Einzelheiten geschmälert. Längen, aber auch Herrlichkeiten sind gefallen.

Beim Rückblick kommt einem der Gedanke: ob zu irgend einer Zeit das ursprüngliche Werk gespielt werden könnte; ob der Organismus genossen werden könnte, wie er gedacht ist. Ich sehe so eine Darstellung vor Augen: zurückgelehnt sitzend, die Lider der Seele halb geschlossen, und eine Wirklichkeit zöge vorbei, nicht ein Bühnenwerk, durchaus beispiellos. So hat ers gedacht. Alles was wir bisher kennen, sind geschichtliche Dramen. Hier aber könnte man das „Drama Geschichte" sehn, zum erstenmal. Wie in weiter Ferne schritten dann die Dinge vorüber, in einer Dämpfung, man würde nicht hören, daß die Gestalten auf Planken wandeln, man sähe da ein Ringen, eine Bewegung, ein Dunkles sich Vollziehendes, Einzelgestalten lösten sich los, verschwänden wieder, andere würden gelegentlich sichtbarer, träten zurück, würden weggezogen, der Fluß der Dinge bewegte sich fort, man hörte manchmal den Schrei einer Seele, der wie die Stimme eines Nächsten klang, verhallende Rufe, Schritte, Hoffnungen, Seligkeiten, die Hemmungen, Düsternis und Aufleuchten, der Strom der Dinge immer sich fortwälzend, ein starker Einzelaugenblick, ein stärkster Ruf, ein Zusammenbrechen und . . . kaum ein Ende, sondern ein Aufwachen: es geht nicht weiter, es gibt nichts mehr zu hören und zu sehen, aus, Dunkelheit . . . Man würde sich an die Schläfe fassen und sagen: ich habe Raum und Zeit übersprungen. Und:

mea res agitur, mea res, mea, mea! ich bin gefallen, und meine Liebsten sind erschlagen worden, — und um meine Schulter sauste die Peitsche...

Dies wäre von ungefähr das „Drama Geschichte", wie es der Meister dieses vereinzelten Werkes gesehen hat. Lebensgroß; und kosmisch (möcht man sprechen).

3.

Es gibt bei uns Leute, die immer von den „unveränderlichen Gesetzen des Dramas" erzählen. Ihr überseht, freundliche Gestalten, daß ein Dramatiker auch dem Zuschauer neue Aufgaben stellen darf; daß er ihn zu einer neuen Art des Sehens erziehen könnte; daß sich die unveränderlichen Gesetze ganz fabelhaft verändert haben seit Aischylos bis Hebbel. Von wannen kommt Euch diese Wissenschaft? Sie kommt von dem mythischen, unverwickelten Sarcey, der Frankreich ruinieren half. Deutsche Sarcey-Epigonen erzählen die Sache seit fünfzehn Jahren grüngelb und Schaum vor dem Munde, satirisch lächelnd, überlegen, als wären sie selbst die Erfinder dieses Irrtums. Mit einem Gestus, der ausdrückt: „Ich kann mir nicht helfen: mir scheint..., ich sage euch..." Für diese stillen Sarcey-Teilhaber soll im letzten Grunde der Poet nicht Erzieher der unveränderlichen Parkettleute sein, sondern ihr Zögling.

... Aber man könnte vielleicht eines Tages Unterschiede stabilieren zwischen einem Theater für Wenige und einem Massentheater. Hauptmann bringt als Erster die Massen in das Theater für Wenige.

Kerr

Literarische Essays.

Die Gattung des literarischen Essays, die erst allmählich in Deutschland eine künstlerische Pflege gefunden hat, schafft sich jetzt auch erst allmählich ihr passendes Gefäß. Statt in Sammelbänden sich zu zersplittern, findet sie in monographischen Bändchen ein gewünschtes leichtes Exterieur. Sie sprießen aus der Erde. Es sind — soweit von künstlerischen Darbietungen überhaupt die Rede ist — die „Literatur"-Bändchen des Bard'schen Verlages, die Georg Brandes herausgibt, und in ihrem Genre die Bändchen der „Dichtung" von Schuster & Löffler, Herausgeber Paul Remer.

Die Bändchen der „Literatur" haben ein behaglicheres und standhafteres Aussehen, machen vor allem in ihrem stumpfen weißen entzückenden Pergamenteinband eine höchst elegante Figur. Der Verleger hat in Hofmannsthals „Unterhaltungen", scheinbar zusammenhangslos und zunächst wie unpassend, durch die Gegenüberstellung antiker Skulpturen, die den fest in sich geschlossen ruhenden, engumhegten Formbegriff der Antike hatten, und durch moderne Landschaften, die das unbegrenzt Schweifende unsres allumfassenden Naturgefühls atmeten, eine höchst bedeutungsvolle Antithese geschaffen, durch die die Worte des Buches ein glühenderes, und nahes Leben bekommen. Diese Form einer assoziativen Illustrierung, die die großen Künstler, indem sie den Geist der Bücher neu schufen und reiner gestalteten, stets angewandt haben, wie Klinger und Beardsley, könnte so von allerhöchster Bedeutung werden.

Das, was die „Dichtung" uns innerlich neu bieten möchte, sind Bücher von Dichtern über Dichter, und es zeigt sich wiederum, wie gefährlich es ist, wenn eine starke dichterische Persönlichkeit, die fest im Eignen wurzelt, von dem engumschlossenen Bezirk ihres Wesens aus eine fremde, andersgeartete Bildung beurteilt. Der Dichter wird im letzten Grunde immer nur von sich selbst sprechen können. So klingen durch den „Tolstoi" von Julius Hart allzulaut eigne philosophische Gedanken und Anschauungen hindurch, die das künstlerische Bild des großen Epikers durch unklare Weltgefühle verwischen; durch Davids „Anzengruber", der viel Feines von dem Wienerischen in seines Dichters Kunst erzählt, zittert ein wehmütiges Mitgefühl mit dem armen Anzengruber, etwas wie Verbitterung, das eine deutliche Resonanz in Davids eignem Schicksal findet. Paul Ernst hat die Persönlichkeit Ibsens von einer festen und eigenwilligen ästhetischen Anschauung aus beurteilt, der man es wohl anmerkt, wie schwer sie errungen wurde. Scheerbart gibt eine seiner burlesken Verulkungen, in deren buntes Ge-

misch das Cervantes-Kapitel aus einer spanischen Literaturgeschichte wie in ein aus tollen Gedanken wirr zusammengerührtes Ragout stückenweis hineingeschnitten ist. Die meisten der Dichter, die fühlen mochten, daß ihrem gestaltenden Triebe eine kritische Zergliederung fern läge, haben recht ausführlich das Leben ihrer Helden erzählt, und so hübsch ihnen auch oft das Gegenständliche dieser biographischen Schilderungen gelungen ist, so haben sie doch damit das Nebensächliche des äußeren Seins, das Unwesentliche der Biographie, von dem sich die Literaturgeschichte immer mehr entfernt, in den Vordergrund gestellt. Hugo von Hofmannsthals „Victor Hugo" gibt eine glühend prächtige, heiß gefühlte Schilderung von Hugos Jugend, läßt vereinzelte Lichter auf die Dichtungen fallen, die aus diesem Leben geboren wurden, aber nach diesen Andeutungen versinkt das ganze vielbändige Werk Hugos im Dunkel, was vielleicht grade bei ihm, der heute soviel mehr als Persönlichkeit und Phänomen noch wirkt wie durch seine Dichtungen, nicht unangebracht erscheint. Aus versprengten Aufsätzen, seine Umgebung zu schildern, seine Entwicklung vorzuführen, wächst in wundervoll pathetischen Worten, deren hinreißend stürmischer Takt erfüllt ist von Hugos Seele und besser als lange Auseinandersetzungen sein Wesen spiegelt, die Gestalt des allgewaltigen Wortkünstlers heraus. Hofmannsthal hat wohl den Geist der Hugo'schen Dichtung, in dem das französische Kraftgefühl, das unter Napoleon die Welt eroberte, von Worten und Visionen berauscht mit der Gewalt einer Naturmacht in Wort- und Satzgefügen sich auslebt, ein wenig zu stark ins Artistische, Künstlerisch-gebändigte gewandt. Man denkt bei seiner Charakterisierung an die Parnassiens, an Mallarmé. Doch ist es höchst reizvoll, bei Hugo solche Zusammenhänge mit unsrer heutigen Kunst zu erkennen und mitzufühlen, wie sich sein Bild in dem Kopfe eines Dichters spiegelt, der manches mit seiner Formkunst gemein hat. Der Herausgeber der Sammlung Paul Remer hat über Liliencron geschrieben und bei ihm vermißt man jede tiefere Auffassung. Er hat das Leben des Dichters erzählt und dem einige bedeutungslose Worte beigefügt, die auf jeden andern Lyriker so gut wie auf Liliencron passen könnten. Hesse und Bethge haben das Leben zweier so ungleichen Heiligen, wie Boccaccio und Hölderlin erzählt; Hesse, dessen dichterisch klares Werkchen in dem Tone einer alten italienischen Novelle von den Schönheiten des Decameron redet, hat sich gegen die feinere Schönheitswelt mancher anderen Dichtungen des Boccaccio z. B. gegen die reizende „Fiametta", allzusehr verschlossen. Bethge gelingt es nicht, dem eigentümlichen Duft Hölderlin'scher Rhythmen, dieser seelenvollen Kälte, dieser üppigen Gebrechlichkeit und zarten Sinnlichkeit, all dem was seine Kunst mit der Nietzsches verbindet, Worte zu leihen. Ricarda Huch schien wie niemand dazu berufen, das Bild Gottfried Kellers hinzustellen, das wir uns mühsam bis jetzt aus dem Baechtold'schen Buche herauslesen mußten. Klar und scharf umrissen ersteht aus großzügigen Betrachtungen, vielfachen Andeutungen und feinsten Einzelheiten seine Gestalt, wohl zu hell von Goethescher Sonne umleuchtet, zu abgeklärt. Die schrullenhaften und barocken Züge, die tollen romantischen Manieren in seinem Wesen sind ein wenig fortretouchiert; doch in dem engen Rahmen und der schnellen Skizze war eben nur das Reifste und Einheitlichste hervorzukehren.

Es hätte die „Dichtung" vielleicht von der „Literatur" lernen können, wie Dichter über literarische Themen schreiben sollen, denn auch diese Sammlung gibt in ihren ersten Darbietungen zwei Büchlein von Dichtern, die aber hier nicht von andren Dichtern, sondern von allgemeinen Dingen reden, und nun ganz anders deutlich und bedeutungsvoll ihr Innerstes enthüllen. Diese Dialoge, in denen Hofmannsthal und Wassermann von den einzelnen Dichtungsarten, vom lyrischen Erleben, dramatischen Gestalten und der „Kunst der Erzählung" sprechen, sind eigne dichterische Gebilde, aus denen eine Fülle erlesenster einzelner Bemerkungen herausleuchtet und in denen zugleich ein Feuer persönlichen Bekennens glüht. In den Dialogen Hofmannsthals liest man seltne Worte über die griechische Anthologie, diese süßeste und reifste Frucht der griechischen Erde, deren Einfluß auf Goethe freilich stark überschätzt ist, und über Balzac, den er ähnlich wie George Moore in „Evelyn Innes"

als den Erwecker und Lebendigmacher einer ganzen Welt von Menschen und Schicksalen preist. Wassermanns Meditationen über das gegenüber dem Drama so selten behandelte ästhetische Problem der Erzählung geben manch Erklärendes für die so einfache und doch so ungeheure Wirkung der großen Meister, Herodot, Cervantes, Goethe, Kleist, Keller, die den langen Atem hatten, um eine „unendliche Melodie" der Geschehnisse fortzuspinnen. Doch noch bedeutungsvoller ist die schrankenlose Freiheit, mit der Wassermann in der Person des „Alten" das Wesen seiner eignen Romane schonungslos und klar gedeutet hat. Er muß tief gelitten haben unter dem schroffen Gegensatze, in dem seine eigne flackernde, abbrechende, mit psychologischen Finessen arbeitende Kunst zu der erhabnen naiven Ruhe der Großen stand. Um so klarer, fast hellseherisch hat er diese ihm fremde Kunst erkannt und was er über das Vermeiden der Situation, die Begründung eines Stils durch das Wort und nicht durch Adjektiva, die Schwäche detaillierter Einzelschilderung sagt, bezeichnet wichtigste Unterschiede zwischen alter und neuer Erzählungskunst. Hofmannsthals Hymnen, die das seltsame Rätsel eines lyrischen Gedichtes besingen, dessen geheimnisvolle Stimmung, dessen Wortverbindungen einen unergründlichen Reiz enthalten, seine Apotheose des dämonischen Schicksals, das die Menschen bezwingt, werfen Licht auf die Kunst seiner eigenen Gedichte, auf seine eignen Versuche dramatischer Gestaltung.

In der „Literatur" hat ein Philosoph über einen Philosophen geschrieben: Fritz Mauthner über „Aristoteles". Eine unbefangene Betrachtung wird von vornherein durch den Untertitel „ein unhistorischer Essay" sogleich abgelehnt. Um aber die tiefsinnigen Angriffe des modernen Schriftstellers gegen den altersgrauen Philosophen völlig zu verstehen, müßte man wohl Mauthners dickes dreibändiges Werk „Kritik der Sprache" gelesen haben; nur dann würde man völlig den Haß begreifen, den Mauthner gegen Aristoteles empfindet. Wir sind heute freilich so wohl erzogen, daß wir vor allem geschichtlich begreifen wollen, und wer in Aristoteles den Zusammenfasser sieht, der die reichen Schätze des griechischen Geistes ordnete und den kommenden Völkern zum beliebigen Gebrauch hinstellte, wird seinen Einfluß auf die Nachwelt als etwas Notwendiges hinnehmen. Mauthner aber, der Zerstörer des dem Wort errichteten Tempels, sieht in Aristoteles den Schwarmpropheten, der das Wort zum Gotte erhoben, und macht ihn ingrimmig verantwortlich für die logischen Gespenster und wissenschaftlichen Dummheiten, die noch heute unter uns umgehen. Doch so anfechtbar auch Mauthners Behauptungen, vor allem seine Theorie von einer Beeinflussung des Aristoteles durch die Sanskritgrammatik sein mögen, wie viel lustiger und amüsanter, um wie viel fördernder ist sein Buch als etwa die Darstellung Siebecks in der Frommann'schen Sammlung. Überall blitzen die Waffen eines wahrhaft freien Geistes, glänzen die Funken eines schneidigen und scharfen Temperamentes und zwanglos stellen sich Vergleiche und Zitate aus Kunst und Dichtung ein. Nicht so glücklich erscheint es, daß ein „Vagabundendichter" über den Dichter des „Nachtasyls", Hans Ostwald über Gorki geschrieben hat. Ihn verleiten seine eignen Kenntnisse aus dem Leben der Strolche zu einem recht unangenehmen Besserwissenwollen, wobei die künstlerischen Kriterien hinter den stofflichen zurücktreten und überdies wohl allzu sorglos russische Verhältnisse den deutschen gleichgesetzt werden. Franz Blei hat über zwei sehr verschiedene Themen zwei kunstvoll geformte und fein faszettierte Essays geschrieben. Das eine Mal gibt er fünf Porträts aus der frivolen Zeit des französischen Rokokos, da der tolle Tanz im rasenden Wirbel bereits dem Abgrund nahe gekommen ist und die Revolution einen drohenden Schatten in den Ballsaal wirft. Blei verfügt über eine spielende, tänzelnde Eleganz des Stils, über eine aparte Delikatesse des Wortes und eine nur lässig andeutende Zeichnung, wie sie nur die Stecher und Zeichner jener Zeit besaßen, deren Bilder hier in feiner Auswahl die einzelnen Gestalten umrahmen. Es liegt im Wesen des Essays, den Blei mit höchster Kunst meistert, daß er wie ein feines Diner nur den Appetit reizen, nicht sättigen darf, und so werden die großen Persönlichkeiten nur leicht andeutend behandelt. Die furchtbare Sinnlichkeit, die wilde Kraft des Beobachters bei Rétif

de la Bretonne wird nur leicht gestreift; die psychologische Tiefe, die infernalische Größe der „liaisons dangereuses“ ist nicht gedeutet; auch von Galiani erfahren wir nicht allzu viel. Doch im ganzen ein wundervolles hors' d'œuvres mit dem Geschmack eines Grimod de la Reynière zubereitet, das zu weiterem Kosten unwiderstehlich anreizt. Und neben dem Oberflächlich-Graziösen steht das Mystisch-Tiefe. Der größte Gegensatz zu der geistreich sinnlichen Kälte der Aufklärung liegt in dem inbrünstigen Traumleben des Novalis; auch hier gibt Blei eine sehr feine Studie, die sich in Manchem mit seiner Einleitung zu den Gedichten in der Reklam'schen Ausgabe berührt; doch man vermißt das letzte Erfassen dieser heiligen Seele, das tiefe Sich-einwühlen in die Labyrinthe dieser Ewigkeiten umschließenden Brust, die uns in all ihrer verwirrenden Fülle erst durch Heilborns Veröffentlichungen geöffnet worden sind.

Zwei schöne und wertvolle Bücher beschließen den Reigen dieser ersten Bände. Levertins Buch über Lagerlöf ist die erste Würdigung dieser großen Dichterin; aus einer intimen Kenntnis schwedischer Dichtung und Kultur, aus einem tiefgründigen Studium ihrer Werke ist es entstanden. Hier sind wirklich wissenschaftliche Resultate in eine vollendete, durch die Übersetzung wohl nicht ganz restlos übermittelte Form gebannt. Hausers „Japanische Dichtung“ ist eine sehr glückliche Lösung des Problems auf wenigen Seiten die Literatur eines Volkes zu schildern. Entzückend und ganz von der überzierlichen, wippenden Grazie Japans erfüllt sind seine Übersetzungen, in denen wir wohl zuerst die zarte Linie und die bizarre Anmut jener Holzschnitte wiederfinden, von denen eine ganze Anzahl das Büchlein schmücken. Im Text scheint mir Hauser allzuhäufig europäische Analogieen zur Erklärung und Beleuchtung herangezogen zu haben. Die japanische Literaturgeschichte verfällt dabei in einen Fehler, von dem sich die japanische Kunstgeschichte eben erst befreit hat.

Paul Landau

Emerson übersetzt.

Viele, die ihn in der Sprache, die er so unvergleichlich schrieb, nicht lesen können, werden dem Verlag Diederichs Dank wissen, daß dieser eine gute deutsche Übersetzung der besten Essays besorgte hat. Und der Verlag selbst konnte sein höheres Streben nicht schöner und nützlicher als gerade mit einer Verdeutschung des großen Amerikaners beweisen.

R. W. Emerson nahm das ganze Material von Europa, ich sage: das ganze, er ließ nichts aus, aber R. W. Emerson gab alles als ein ganz Neues Europa zurück. Er nahm vieles, das hier schon alt, müde und formlos geworden war, und gab ihm die Jugend wieder und machte es blühen. Er nahm alles und ließ nichts aus, und gerade darum, weil er alles nahm und nichts ausließ, war er kein Eklektiker, wie ihn Professoren wohl gerne nennen mögen. Der Eklektiker wählt und nimmt nicht alles, der Eklektiker hat Hintergedanken und Nebenabsichten und eignet sich an, was seiner Eitelkeit steht, und läßt aus, was seiner Überzeugung — denn mit einer Überzeugung beginnt er, um freies Spiel zu haben — widerspricht. Der Eklektiker ist gerade kein unpraktischer Theoretiker, aber durchaus etwas Unreines, Formloses und ohne Rasse. Wir sind oft recht nachsichtig gegen ihn, weil es uns noch immer zu schwer, im eigentlichen Sinne, und zu leicht fällt, im uneigentlichen Sinne den Künstler im Philosophen wahrzunehmen. Ein Eklektiker ist auf alle Fälle überflüssig und verwerflich, und er ist nie ein Künstler, der aus dem Material arbeitet, sondern stets nur ein geschickter Koch. Sokrates liebte diese Unterscheidung zwischen Künstler und Koch den Sophisten gegenüber. Und in der Tat, der moderne Eklektiker verhält sich zum Sophisten wie der Mensch Emersons, der stets neue Mensch, die Individualität zum Menschen Platons. Der Eklektiker ist ein individueller, persönlicher Sophist und nur langweiliger und eigensinniger als dieser. Das Beste am alten Sophisten war, daß man ihn bezahlen konnte; der moderne Sophist ist leider nicht mehr käuflich; Käuflichkeit würde unsere Stellungnahme zu ihm erleichtern. Er ist innerlich sehr eigen-

sinnig und nur äußerlich glatt und geschmiert. Emerson war nicht eigensinnig, er liebte wirklich Montaigne und Pascal mit gleicher Liebe, und diese Liebe war mehr als Wißbegier und Geschmack eines sonst schon Überzeugten. Emersons Empfänglichkeit war eine große Wollust und Tugend, und er besaß ganz deutlich jene vollkommene Passivität des Genies, von der er selbst einmal spricht. Und Emerson war ein Künstler; alle Gedanken der Völker und Menschen liebte er als Material, als Licht, als physisches Licht, als Feuer und Erregung.

Vielleicht mußte es wirklich ein Amerikaner und ein Mann des 19. Jahrhunderts, das heißt hier: ein Nachgeborener Kants sein, der so vollkommen zu nehmen wußte, ohne den Schenkenden schmählich zu verraten. Es mußte einer sein, der allem Streite der Systeme fern war und nur den Menschen, ihn leidenschaftlich wollte. Die wahren Eklektiker sind zumeist Leute, die sich feige aus dem Streite stehlen und die Wunden am Rücken tragen. Und dann, der Amerikaner ist zu praktisch, um lange zu streiten; alle religiösen Streitigkeiten — und das sind schließlich oder heimlich auch seine philosophischen — endigen alsogleich mit der Bildung einer neuen Sekte; der Sektenbildung ist keine Grenze gesetzt. Emersons Ahnen waren alle, ob sie sich dessen bewußt waren oder nicht, Sektierer, bis der Enkel kam und es aussprach: Jeder Mensch ist eine neue Sekte. Ich weiß nicht, ob Emerson es so sagte, aber er könnte so gesprochen haben. Es klingt paradox, aber Emerson protestierte so lange, bis er es umkehrte: Alles ist wahr, so lange es in dir durch dich selbst geeint lebt. Sein Individualismus ist der letzte, vollkommene Ausdruck seines Protestantismus, das Ergebnis einer Sektenkultur. Im Kirchbuch war Emerson als Unitarier eingetragen; einem unphilosophischen Amerikaner bleibt endlich nichts anderes übrig als ein Unitarier zu werden, wenn sein Gefühl nicht nach besonderen Dogmen verlangt. Emerson rettete aber den Unitarier, der als religiöses Bekenntnis sehr vage bleibt, in die Philosophie und gab seiner Begeisterung Form und dem Texte Musik.

Und es mußte, sagte ich oben, ein Nachgeborener, ein echter Sohn Kants sein, denn Kant löste ebenso wie den Skeptizismus auch den Eklektizismus auf. Vor Kant mochte der Eklektizismus noch den Wert eines moralischen Bekenntnisses gehabt und überhaupt noch gewirkt haben, nach Kant erscheint er mir durchaus unphilosophisch, eitel und geschmacklos. Und weiter, wenn auch Kant den Schwärmern alles nahm, so gab er doch seinen echten Söhnen das Staunen, das wie verloren gegangen schien und durch den Schwindel der Eklektiker nie ersetzt werden kann, zurück, so spricht er doch besonders lebhaft zu allen denen, die jeden Gedanken schon als Form, in der Form empfangen und darum in einem hohen Sinne sorglos und unbekümmert sind. Das ist mir das Große an Emerson, daß er stets sorglos und unbekümmert war und eine unerschöpfliche Freude an seinen Gedanken hatte. Er stieß nie an und fuhr sich nirgends fest, trotzdem er niemals auswich. Der Eklektiker Europas — ich nenne keine Namen, denn diese verwirren — ist stets um das eine oder das andere, um den Gehalt oder die Form bekümmert und bleibt darum peinlich oder glatt, lehrhaft oder ein schlechter Poet, ohne Gefühl für Grenzen und allegorisch. Der Eklektiker ist der ewige Barock der Philosophie, und Emerson ist Symbolist. Ich liebe das Wort Symbolist nicht wegen einiger unleidlicher Vorstellungen, die es wachruft, aber es sei hier ausgesprochen. Man mag am Barock Gefallen finden oder nicht — seine Art ist jedenfalls nur ein Kompromiß; der Symbolismus ist zuletzt nur vollkommene Bildung, Vergeistigung und Verkörperung. Für Emerson war es ganz dasselbe: Vergeistigen und Verkörpern. Und darum sage ich, daß Emerson ein Symbolist war.

Emerson ist also nicht nur nicht ein Eklektiker, sondern sogar eine Überwindung des Eklektizismus. Auch Emerson wählte, gewiß, und nahm gerne das Letzte. Ich bin überzeugt, daß er in Spinozas Ethik gerne nur den letzten Teil las und daß er Plotins Enneaden, ganz bestimmte, die IVte etwa, der „Republik" Platons heimlich vorzog, daß ihm Schelling nicht ungefällig war und daß er über Kant lieber aus der Ferne nachdachte. Ähnliche Neigungen sind gefährlich und dürfen öffentlich nicht genährt werden. Solange Schulen notwendig sein werden, wird es immer heißen

müssen: Zuerst kommt Platon und dann Plotin usw. Um den Barock, der billigen Köpfen, die das Beste gerne umsonst haben, stets gefällig sein wird, zu vermeiden. Der Schüler kann nicht von Plotin auf Plato zurückschließen, er wird sich in Plotin, im Letzten verlieren. Daran mag man ihn erkennen. Das Genie, der Meister und, so einer nach der Vollkommenheit und Einheit strebt, darf den umgekehrten Weg gehen, gleichsam zurückzählen und vom Vielfachen und Übertragenen zum Einfachen schreiten, da nur das Genie im Einfachen auch das Vielfache zu schmecken weiß. Das ist auch ein Grund, warum das Wort Dekadenz für das Genie jede Bedeutung verliert: Das Genie kehrt die Dinge immer wieder um und beruhigt oder beunruhigt sich nicht über Worten. Das Genie darf pervers sein, denn dem Genie wird alles zur Natur. Endlich, Emerson liebte alles Letzte, Seltene nicht aus Raffinement, sondern weil er noch immer und nur den Menschen wollte. Niemand hat seine Gedanken dem Menschen so nahe gebracht; es ist, als ob der Mensch nur zu wollen brauchte. So oft Emerson einem groß angelegten, schönen, edlen Menschen begegnete, hatte er seine ganze Philosophie wieder vergessen oder besser: ganz in diesem Menschen gesehen und ihm gegeben und nichts zurückbehalten. Sie mußte ihm darum stets ganz gegenwärtig sein gleich einer einzigen, vollen Empfindung. Denn er wußte nie, wann ihm dieser Mensch und ob er ihm vielleicht nicht in jedem Menschen begegnen würde. Ich möchte sagen: jeder Mensch erlöste ihn immer wieder von seiner Philosophie, sie war in jedem Augenblicke reif, und nur der Mensch, der augenblickliche Mensch konnte ihr Recht geben, und Emerson wartete auf ihn, auf den augenblicklichen Menschen. Emerson war stets Lehrer und Jünger zugleich, Lehrer der Menschen und ihr Jünger.

Emerson war ohne Disziplin, ja, ja, meinetwegen, aber Emerson gab seine Philosophie immer ganz, gleichsam in einem Satze her. Bei Sokrates war Disziplin sehr viel, bei Sokrates kam zuerst immer wieder für seine Athener die Disziplin, zuletzt gab er aber oft nur ein Wort her. Bei Emerson war die Disziplin nichts, aber noch einmal, Emerson gab alles, alles auf einmal her und behielt nur den Augenblick, das Staunen für sich; er warf alles von sich weg in den Menschen, die Disziplin lag im Leben selbst, in jedem Leben, früher oder später, heimlich oder offen, einfach wie ein Ruf oder vielfach wie ein Schicksal. Emerson gab alles dem Menschen und verlangte auch darum alles vom Menschen.

Und er wählte gern das Letzte, weil gerade das Letzte ihn schneller, ja unmittelbar zum Ersten, zum Primitiven zurückführte. Emerson war zuletzt Mystiker — nicht aus Not oder Überlegung, sondern weil er das Primitive liebte. Wenn ein Eklektiker zu wählen hat und nicht zufällig, wie er sich gerne zu Freunden ausspricht, anderer Ansicht ist, so wird er natürlich die Inder wählen; Emerson schließt aber in seinen großen Augenblicken, ohne es zu wissen, an die Inder an. Seine Gedanken waren zuletzt seine ganze Unmittelbarkeit dem Menschen und der Natur gegenüber. Keine Not, keine Überlegung trennte ihn dann mehr vom Menschen und von der Natur. Er war nicht klar, weil er etwas ganz Bestimmtes beweisen wollte, sondern seine Klarheit war seine Unmittelbarkeit, die Klarheit der Dichter und Mystiker, seine Klarheit war wie das Licht auf einem Gemälde, war die Klarheit einer Landschaft und des menschlichen Gesichtes, sie war nicht am Ende der Dinge und Worte, sondern zwischen den Worten und Dingen, seine Klarheit war die Klarheit der Musik, des Spieles, des Zaubers.

Rudolf Kassner

Erziehung

Wenn jemand etwas, das er selbst nicht versteht, jemanden lehrt, der dafür nicht die geringste Befähigung hat, und ihm ein Fortschrittszeugnis ausstellt, dann ist des Letzteren Erziehung zu einem Gentleman vollendet.

Das Gehirn eines Narren setzt Philosophie in Narrheit um, Wissenschaft in Aberglauben und Kunst in Pedanterie. Das nennt man Universitätsbildung.

Die besterzogenen Kinder sind jene, die gelernt haben, ihre Eltern zu sehen, wie sie wirklich sind; Heuchelei ist nicht die erste Pflicht der Eltern. Der gemeinste Abtreiber ist der, welcher versucht, den Charakter eines Kindes zu formen.

Auf der Universität wird jeder wichtige Vortrag so lange aufgeschoben, bis dessen Autor ein unbefangenes Urteil und genügende Kenntnisse erworben hat. Wenn ein Pferd so lange auf seine Hufeisen warten könnte und dafür auch noch im vorhinein bezahlen müßte, könnten unsere Hufschmiede Hochschulhörer sein.

Wer fähig ist, schafft, wer unfähig ist, lehrt.

Ein Gelehrter ist ein Faulpelz, der die Zeit mit Studien totschlägt. Hüte dich vor seiner falschen Wissenschaft, sie ist gefährlicher als Unwissenheit.

Der einzige Weg, der zum Wissen führt, ist Tätigkeit. Jeder Narr glaubt, was seine Lehrer ihm sagen, und nennt seinen Glauben ebenso vertrauensselig Wissenschaft oder Moralität, wie sein Vater ihn göttliche Offenbarung nannte.

Keiner, der seine eigene Sprache vollkommen beherrscht, wird jemals eine fremde meistern.

Keiner kann ausschließlich Spezialist sein, ohne im strengsten Sinn des Wortes ein Idiot zu sein.

Gib deinen Kindern ja keine moralischen und religiöse Unterweisungen, wenn du nicht ganz sicher bist, daß sie diese nicht zu ernst nehmen werden. Es ist besser, die Mutter Heinrichs IV. und der Nell Gwynne, als die Robespierres und der Königin Maria Tudor zu sein.

Bernard Shaw



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



